



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

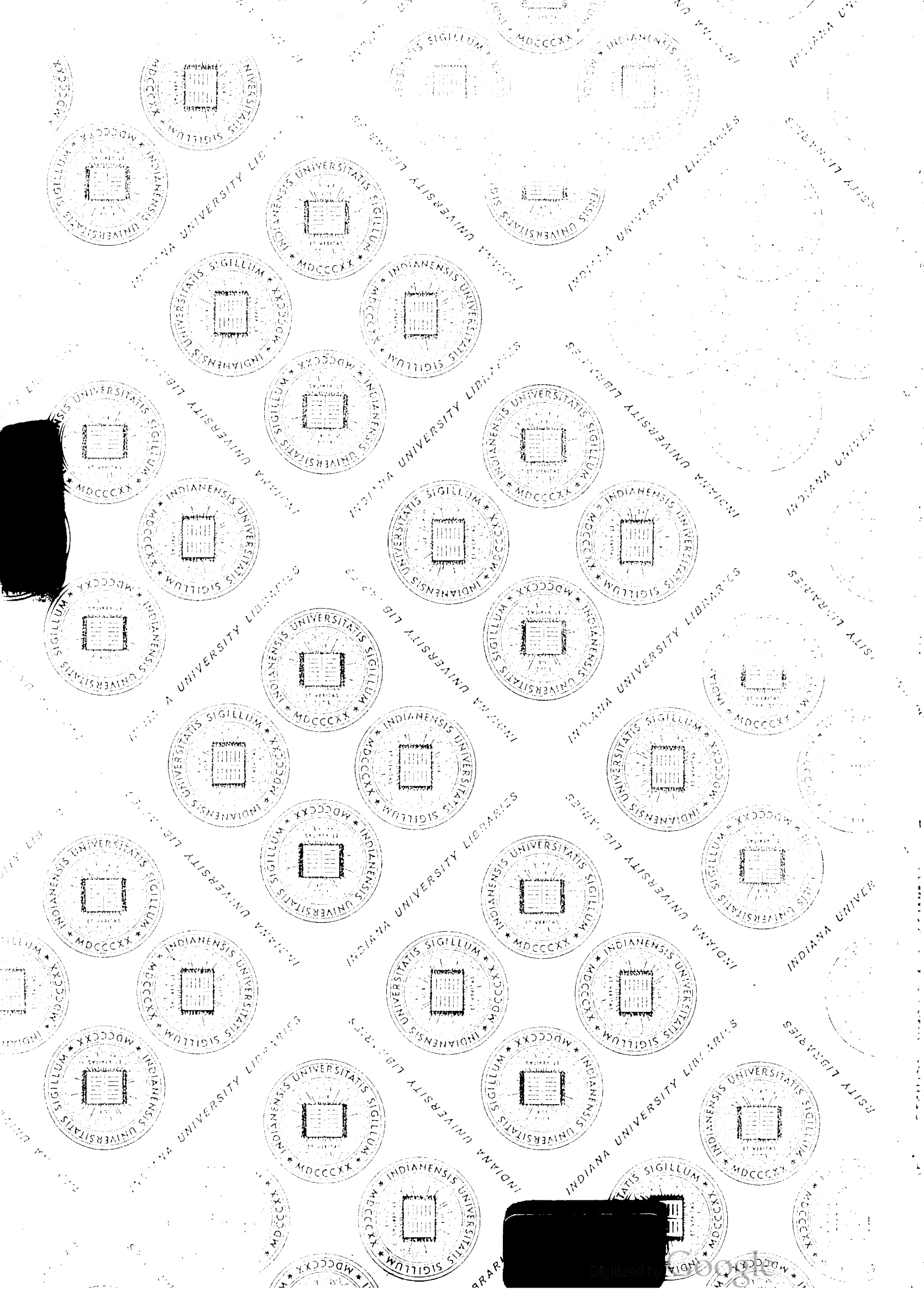
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

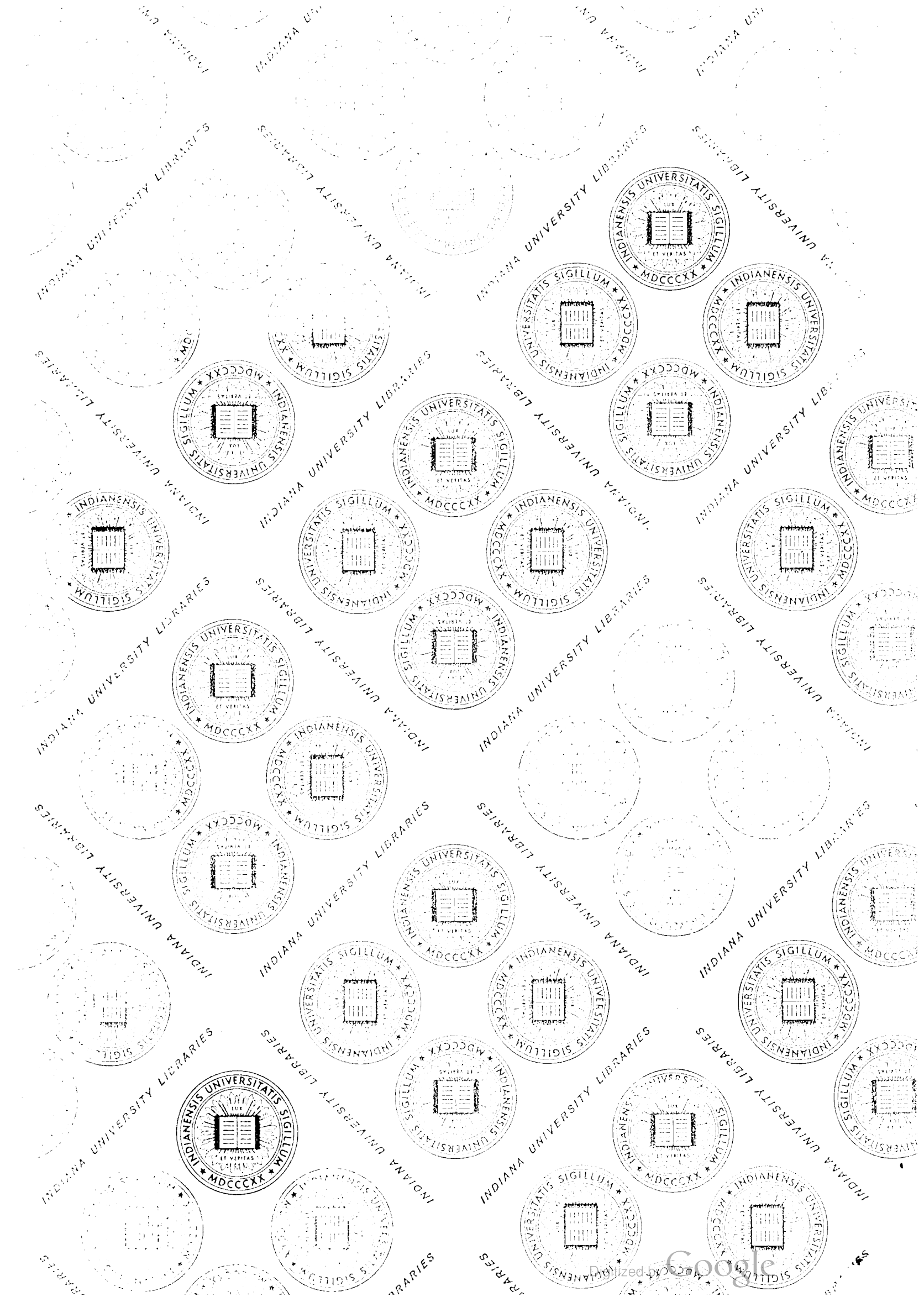
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Bolling.

Siebenundfünfzigster Band.

(Nr. 1—26.)



Berlin 1900.

Verlag der Gegenwart.

42500



Register.

Siebenundfünfzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann	1
Die Bekämpfung der Jingo's. Von Karl Walder	33
Zur englischen Beschlagnahme deutscher Schiffe. Von Franz Eifenhardt	34
Das coloniale „Scharlachfieber“. Von Gustav Meinecke	49
Die Zukunft Südafrikas. Von Thomas Lenschau	65
Colonialpolitische Fragen. Von Ed. Wied	81
Eine Continentalunion. Von Ed. Richter	97
Württembergische Parteiverhältnisse. Von Rudolf Krauß	100
Die neue Waarenhaussteuer. Von Otto Freiherrn von Boenigt	129
Bosnien unter österreichischer Verwaltung. Von Fr. Guntram Schultheiß	131
Intervention und Gefühlspolitik. Von Otto Umfried	145
Die Vereinigten Staaten, Japan und die Philippinen. Von Expertus	161
Der Ausstellungsschwindel. Von Otto Freiherrn von Boenigt	177
Unsere Volksvertreter und das Frauenstudium. Von Richard Wulckow	193
Handelspolitik und Weltmacht. Von A. Human	209
Rußland in Asien. Von P. Asmussen	225
Die lex Heinze und die bildenden Künste. Von Gustav Eberlein	230
Die Bodenreform in den Colonien. Von Gustav Awerdonck	241
Allerlei Socialreformen. Von E. N. Ebell	257
Griechenland seit dem Kriege. Von Josef Bedmann	273
Das Schicksal der lex Heinze. Von Richard Wulckow	321
Die Regelung des Ausverkaufswesens. Von Otto Freiherrn von Boenigt	369
Deutschlands künftige Handelspolitik. Von Kurt Paul Mohr	401

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Die Technik an der Jahrhundertwende. Von Wilhelm Verdrow	8
Elektricität direct aus Wärme. Von Gustav Cast	51
Der ärztliche Nothstand. Von Alphons Fulb	148
Entlarvte Spiritisten. Von Rudolf Kleinpaul	150
Das Zahlenverhältniß der Geschlechter. Von Eduard von Hartmann	211
Von der Südpolar-Expedition. Von Georg von Posch	227
Die Wärme und die Massenattraction. Von Gustav H. Cast	291
Realgymnasium und Medicinstudium. Von E. Knappe	372
Unbenutzte Naturkräfte. Von Gustav H. Cast	373
Das Reichsfeuchengefetz. Von Alphons Fulb	385
Kaltes Licht. Von Gustav H. Cast	403

3. Vermischte Aufsätze.

Weltausstellung und Jubeljahr. Von Marcus Landau	4
Hand- und Maschinenarbeit. Von Paul Ernst	17
Der Preisfall im letzten Jahrhundert. Von N. Syrkin	19
Die Officiere und der Alkohol. Von W. Bode	20
Die Erweiterung der Unfallfürsorge. Von Benno Hülse	35
Ist das Burenheer eine Miliz? Von Hoplites	67
Eine Akademie für Socialwissenschaften. Von W. Bode	84
Was lehrt uns der Burenkrieg? Von Hoplites	113
Deutsche Volkstrachten. Von Berthold Lückstedt	115
Der Fall Weingart. Von Richard Wulckow	163

Eine Reform der Volksschule. Von Max May	166
Die Psychologie in der socialen Forschung. Von Karl Roepel	179
Placat und Reclame. Von Emil Richter	196
Krupp und Stumm. Von Franz Eifenhardt	212
Aus dem Arbeiterleben in Rußland. Von Karl Roepel	243. 260
Das Geheimniß der großen Pyramide von Gizeh. Von Ludwig Deinhard	267
Zur Beruhigung des socialen Gewissens. Von Karl Roepel	289
Der Januskopf einer Ausstandsclausel in den Bauberträgen. Von Benno Hülse	305
Das preußische Jahrhundert. Von Herbert Fischer	306
Lehren aus dem Burenkrieg. Von Germanicus	337
Die Wohltätigkeit im modernen Leben. Von Karl Roepel	338. 355
Die Vorbildung der Officiere des deutschen Heeres. Von Freidank	353
Volkshochschulkurse und Hochschulpädagogik. Von Max May	361
Die Frauenbewegung und die Dienftbotenfrage. Von Eliza Schenhaeuser	371
Uebersetzung der jüdischen Geheimschriften. Von Thomas	388
Die Künstler-Siedelung in Darmstadt. Von Wilhelm Bode	393
Ein englischer Kritiker Gottes. Von Marcus Landau	406

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Zum Antritt des neuen Jahrhunderts. Von Wilhelm Jensen	10
In der Neujahrsnacht. Von Anton Tschekow	12
Weihnachtsidylle am Robberiber 1899. Von Wilhelm Jensen	22
Ein schlechtes End'. Von E. Würthmann	26
Der Wermolf. Von Alexander Budischtschew	43
Der Streik in der Schule. Von Emile Zola	58
Eine Begegnung. Von Edgar Allan Poe	75. 91
Ein ganz kleiner Roman. Von W. Garshin	108
Am Kaiserdenkmal. Von Zuhani Aho	123
Der Redner. Von Anton Tschekow	140
Der Gassenhauer. Von Mark Twain	155
Die Befehung. Von Guy de Maupassant	170
Uebereilung. Von Robby Jones	188
Sammelwuth. Von Mark Twain	204
Beim Professor der Graphologie. Von Karl Pauli	220
Der Wurm. Von Rudyard Kipling	234
Die Uniform. Von Anton Tschekow	253
Hohes Spiel. Von Louis Couperus	268. 283. 299. 316. 332. 345. 362. 381
Eine Reisebild aus dem russischen Litauen. Von Josef Stuzin	395
Cum infamia. Von Eugen Forßmann	409
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Männer des vergangenen Jahrhunderts 13. Die Nothhelfer 28. Die Stummen des Serails 44. Die vorübergehende Erscheinung 77. Der starke Fernel 94. Der Bonnegans Ende 109. Wilhelm der Faust 156. Unsere liebe Frau von Milo 189. Parlamentsdämmerung 205. Die absteigende Linie 221. Die Intervention 235. Die Zukunft auf dem Wasser 270. Börjen-Idyll 285. Gala-Oper 301. Der heilige Krieg 364. Die rothe Faust 412.	
— Von Timon d. F.: Politischer Fasching 59. Von drinnen und draußen 124. Der starke Mann 333. Der Hungerige Mann 396.	

	Seite
Aus der Hauptstadt. Von Prinz Bogelfrei: Flotten-Agitation 254. Der jüngste Krach 317. Wilhelms Vasallen 347.	
— Von Miles non gloriosus: Auch eine Flottendebatte 141.	
— Von Nemo: Söldner und Soldaten 171.	
5. Literarische Aufsätze.	
a. Essays.	
Die Episode Ibsen. Von Arthur Goldschmidt	23
Knut Hamsun. Von Otto Stoeßl	37
War Shakespeare in Italien? Von Fr. Wilh. Altmann	55
Schillerbiographien. Von Karl Egon Sandhop	72
Die Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann	86
Die Japanische Literatur. Von Chr. Pappritz	88
Revolution der Lyrik. Von Hans Leuß	102
Eine holländische Dhm Krüger-Biographie. Von Max A. Geselschap	105
Nieße der Frauenfeind. Von Heinrich Meyer-Bensey	117
Zur Geschichte der christlichen Religion. Von Eduard von Hartmann	133
Schleiermacher und die moderne Religion. Von Heinrich Meyer-Bensey	184
Kunst und Moral. Von A. v. H.	198
Gabriele d'Annunzio und sein neuestes Werk. Von Marcus Landau	202
Aus Fanny Lewald's Tagebuch. Von Theophil Bolling	215
Bachhaus auf allen Kirchweihen. Von Robert Waldmüller-Duboc	232
Das Ewig-Weibliche. Von M. Treymann	248
Zur Schopenhauer-Literatur. Von J. M. von Jednik	263
Das junge Mädchen in der Literatur. Von Franz Greef	277
Zu Hegel's Leben. Von Otto Dirksen	292
Social-Aesthetik. Von Karl Noegel	314
Eine Emancipirte. Von Karl Jagusch	323
Tolstoi's Stellung zur Kunst. Von Wilhelm Bode	329
Ein „deutscher Goldoni“. Von Curt Heinrich	343
Nachträgliches zu Tolstoi's „Auferstehung“. Von Heinrich Meyer-Bensey	390
Ein katholischer Erzähler. Von Martin Greif	408
b. Bühne und Bühnencritik.	
Theaterstatistik	15
Von zwei Hofburgschauspielern. Von Otto Stübßen	39
Jungfrankreich auf der Bühne. Von A. Brunneemann	53
Erinnerungen an Richard Luerichmann. Von Katharina Zitelmann	152
Ermete Novelli im Lessing-Theater	191
Aus der Wiener Theatergeschichte. Von Eduard von Hammerberg	281, 296.
Talleyrand als dramatischer Stoff. Von Gottlieb Daum 357.	377
Rückblick auf die Theatersaison	413
Dramatische Aufführungen: Otto Langmann Wwe (V'Arronge) 15. Der Tugendhof (Stomronnek) 30. Der Vielgeprüfte (Meyer-Förster) 30. Das deutsche Jahrhundert (Desmar) 45. Lord Duez (Pinero) 46. Die Dame von Maxim (Feydeau) 46. Das Bärenfell (Kadelburg) 79. Fastnacht (Zaffe) 79. Der goldene Käfig (Philippi) 79. Schlud und Fau (Hauptmann) 95. Jugend von heute (Ernst) 125. Die drei Töchter des Herrn Dupont (Briey) 126. Das tausendjährige Reich (Halbe) 143. Der Athlet (Wahr) 144. Der Eisenbahn (Rauff) 159. Freilicht (Reide) 173. Ein Aeltergeheimniß (Perfall) 174. Wenn wir Todten erwachen (Ibsen) 190. Die Tochter des Erasmus (Wildenbruch) 190. Gevatter Tod (König) 237. Der König von Rom (Wfordten) 286. Onkel Toni (Karl-	

weis) 318. Schwarmgeister (Weitbrecht) 319. Luigi Casarelli (Schmidt) 350. König Harlekin (Lothar) 350. Standhafte Liebe (Kruze) 414. Fremdlinge (Pepold) 414.	Seite
6. Bildende Künste.	
Vergangene und zukünftige Kunst. Von Gustav Eberlein	11
Jury und Seceffion. Von J. Norden	29
Hundert Jahre deutscher Kunst. Von Anton von Berner	68
Zur Ludwig Knaut-Ausstellung. Von J. Norden	110
Denkmal oder Denkmünze? Von Wilhelm Bode	121
Reform der Bildhauerei. Von Emil von Sydow	136
Ein einsamer Maler. Von J. Norden	172
Aubrey Beardsley, der Maler der Sünde. Von Rudolf Klein 180	
Zur Reform der Bildhauerei. Von Reinhold Wegas, Gustav Eberlein, Max Klinger	213
Gegen das Mäcenatenthum. Von Eduard von Mayer	218
Die Seceffion in Wien. Von Otto Stoeßl	245
August Reichensperger und die Kunst. Von Ludwig Kolping 310	
Die französische Malerei auf der Pariser Weltausstellung. Von A. Brunneemann	327
Von den großen Berliner Sommer-Kunstaussstellungen. Von J. Norden	335, 349, 398
Die ausländischen Künstler auf der Weltausstellung. Von A. Brunneemann	404
7. Musik.	
Cécile Chaminade. Von Hedwig von Friedlaender-Abel	24
Opernstattstil	61
Puccini und seine neue Oper „Tosca“. Von Emil Mauerhof 135	
Kellie Melba und der Coloraturgesang. Von Hedwig von Friedlaender-Abel	168
Hans Pfitzner und Richard Strauß	206
Oberon's Lebensschicksale. Von Wilhelm Kleeefeld	342
Die Geige als modernes Soloinstrument. Von Hedwig von Friedlaender-Abel	375
Opern und Operetten: König Drosselbart (Kulenkampff) 61. Natbold (Weder) 61. Nini (Heuberger) 62. Der Bärenhäuter (Mendelssohn) 157. Raim (d'Albert) 158. Der Bärenhäuter (E. Wagner) 206. Die Heirathslustigen (Meyer-Hellmünd) 223.	
8. Notizen.	
Bilz 238. Bischoff 415. Bode 47. Boy-Ed 31. Dunger 367. Ebers 127. Eisler 175. Federn 223. Freise 238. Fuchs 239. Gauße 31. Gemmel 174. Gystrow 367. Heidenstam 367. Hesse 303. Hoff 31. Huch 238. Hilfsverein 367. Jacobowski 127. Knauer 175. Köster 174. Kreuzer 415. Kürschner 303. Lienhard 319. Lobe 399. Masson 63. Maurel 30. Meyer 351. Multatuli 238. Nordenstam 415. Dertmann 175. Penzler 127. Perl 303. Petersen 159. Piper 286. Poschinger 159. 286. Riemann 127. Salomon 63. Schiff 239. Schluppenbach 63. Schmidt 223. Schneedermann 63. Thomas 207. Unold 174. 166. Wallner 127. Webekind 175. Werkmeister 351. Zabel 63. Zola 223.	
9. Offene Briefe und Antworten.	
Nochmals die „beliebteste deutsche Schriftstellerin“. Von Richard Buldow 47. Lord Palmerston über die militärische Schwäche Englands. Von Karl Walder 62. Eduard v. Hartmann und die „Times“. Von Dr. Carl Peters 126. Georg Büchner und seine Brüder. Von Alex Büchner 143. „Der Uebermensch“ und das „Ewig-Weibliche“. Von Prof. Paul Heim 174. Nochmals die belirischen Dichter. Von Richard Schmidt-Cabanis 207. Schlußwort zur Reform der Bildhauerei. Von E. Hellmer 237. Noch einmal der „Uebermensch“. Von August Körte 350. Fanny Lewald und die Frauenbewegung. Von Marie Stritt 339. Zur Dienstbotenfrage. Von Klara Lehmann 414.	

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie bestechen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeile 80 Pf.

Inhalt:

Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann. — Weltausstellung und Jubeljahr. Von Marcus Landau. — Die Technik an der Jahrhundertwende. Von Ingenieur Wilhelm Verbrow. — Literatur und Kunst. Zum Antritt des neuen Jahrhunderts. Von Wilhelm Jensen. — Vergangene und zukünftige Kunst. Von Professor Gustav Eberlein. — Feuilletou. In der Neujahrnacht. Von Anton Tschekow. — Aus der Hauptstadt. Männer des vergangenen Jahrhunderts. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert.

Von Eduard von Hartmann.

Wir Deutschen leben der Hoffnung, daß unser Vaterland neben den Vereinigten Staaten, Rußland und England sich die Stellung als vierte Weltgroßmacht werde erringen und behaupten können; es ist aber eine sehr ernste Frage, ob diese Hoffnung nicht auf illusorischen Voraussetzungen ruht. Wenn der deutsche Boden nicht mehr als 42 Millionen ernähren kann und schon jetzt 14 Millionen von eingeführten Nahrungsmitteln leben müssen, so würde die Einfuhr von Nahrungsmitteln sich vervielfachen müssen, wenn die Bevölkerungszunahme im bisherigen Verhältnis weiter gehen soll. Womit soll aber diese Einfuhr bezahlt werden? Doch nur mit Industrieproducten, deren Verkauflichkeit davon abhängt, daß wir einen erweiterten, aufnahmewilligen Absatzmarkt finden. Wo aber soll dieser Markt herkommen, wenn die Strömung der Zeit dahin geht, uns sogar die bisherigen Märkte immer mehr zu verschließen, wenn die drei größeren Weltgroßmächte sich als drei geschlossene Wirtschaftskreise constituiren und ihre Uebermacht auch für den Wettbewerb um die noch übrig bleibenden Theile der Erde rücksichtslos ausbeuten, wenn Rußland Nord- und Mittelasien, die Vereinigten Staaten Süd- und Mittelamerika, England Südafrika, Australien und einen großen Theil von Afrika für sich mit Beschlag belegt? Woher sollen die einzuführenden Nahrungsmittel genommen werden, wenn die jetzigen Bezugsquellen durch den Bevölkerungszuwachs an der Erzeugungsstelle versiegt sind und die eifersüchtigen Nebenbuhler uns durch Getreideausfuhrzölle aushungern wollen? Und woher soll dann die Industrie die tropischen und subtropischen Rohstoffe nehmen, die sie zur Erzeugung ihrer Waaren braucht und ohne die ihre Maschinen zum Stillstand und ihre Arbeiter zum Hungertode verurtheilt sind? Wäre es nicht die schwerste Täuschung, zu glauben, daß die deutschen Colonien in Afrika, in China und in der Südsee auch nur annähernd ausreichen könnten, die nöthigen Nahrungsmittel und Fabrikationsrohstoffe für ein Großmachtsvolk zu liefern, oder daß die Engländer, Russen und Amerikaner uns gutwillig im Besitz dieser Colonien lassen würden, sobald sie auch nur annähernd diesem Zwecke entsprächen? Wird da nicht Deutschland genöthigt sein, entweder wie Frankreich auf weitere Volksvermehrung zu verzichten, oder seinen Ueberschuß als Kulturdünger an englisch redende oder slavische Staaten abzugeben, wie es ihn in der Völkerverwanderung an romanische

Staaten verloren hat? Wird es nicht ebenso wie Frankreich und Oesterreich zum Mittelstaat herabsinken und genöthigt sein, bescheiden ein beschauliches Winkeldasein zu führen, etwa wie jetzt die skandinavischen Länder?

Die Friedensträumer und Humanitätsgläubigen werden solche Schreckbilder verlachen; wer aber nüchtern die Lehren der Geschichte beherzigt, wird die Größe und Nähe dieser Gefahren zu würdigen wissen. Wenn das Mittelalter hauptsächlich Lehnkriege führte und mit der überspannten Phantastik der Kreuzzüge schloß, wenn im 17. Jahrhundert die Religionskriege, im 18. die Cabinetkriege um Erbfolgestreitigkeiten, im 19. die Volkskriege auf Grund des Nationalitätsprinzips vorherrschten, so zeigt schon das Ende dieses Jahrhunderts, daß wir in eine Periode eintreten, wo die Kriege um Colonialbesitz und Handelsinteressen geführt werden und daß dabei an die Stelle diplomatischer Ränke und nationaler Masseninstincte die rücksichtslose Brutalität eines corrupten Sobberthums getreten ist, welches die leitenden Staatsmänner in sein Interesse zu ziehen und die öffentliche Meinung durch seine Presse zu fabriciren versteht. Trifft nun gar die Macht solcher Börsenspieler mit dem Expansionstrieb und der Eroberungssucht der Bevölkerung zusammen, dann verhallt die Stimme der Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschlichkeit, ruhigen Vernunft und weitblickenden Mäßigung ungehört, und der Starke stürzt sich räuberisch auf den Schwachen, oder auf den, den er für schwach hält und ungestraft ausplündern zu können glaubt. Dieses Schicksal, vom Stärkeren beraubt zu werden, steht unweigerlich allen Kleinstaaten und Mittelstaaten bevor, wenn sie noch im Besitz von Colonien sind, welche die Habgier von Weltgroßmächten reizen. Bei diesem ungenirten Zugreifen hat Rußland noch stets den Hochmuth des asiatischen Despoten, Amerika das Rowdiethum des prozigen Emporkömmlings, England die Scheinheiligkeit des frömmelnden Heuchlers, Frankreich die Grimassen des fanfaron und poltron zur Schau getragen, und sie werden auch wohl ferner ihren Gewohnheiten treu bleiben.

Wenn Deutschland, obwohl zu Lande eine europäische Großmacht, doch zur See ein Kleinstaat bleibt, so werden früher oder später seine Colonien diesem Schicksal aller Kleinen nicht entgehen, sobald ihr Besitz für England oder Amerika wünschenswerth erscheint. Denn beide Staaten sind für uns unangreifbar, und unsere Colonien können wir gegen sie nicht vertheidigen, so lange ihre Flotte der unserigen überlegen ist und wir bloß auf unsere eigene Kraft angewiesen sind. Ruß-

land dagegen, dessen Grenze unserem Angriff offen liegt, wird bei seiner Colonialpolitik immer zu einer gewissen Rücksicht gegen Deutschland genöthigt sein. Wie sehr wir uns auch anstrengen, so können wir doch nicht hoffen, eine Kriegsflotte zu erlangen, die allein der englischen oder der künftigen amerikanischen gewachsen wäre, weil beide Länder reicher und günstiger gelegen sind, größere Küstenentwicklung haben und nicht genöthigt sind, ihre Kräfte auf eine Flotte und ein großes Landheer zu zersplittern.

Der biedere Freisinn findet, daß der deutsche Handel sich ganz wohl dabei befunden hat, als er von den Großmächten nur bittweise geduldet wurde und sich allerlei Fußtritte gefallen lassen mußte; er hätte es für besser gehalten, diesen Zustand zu verewigen, als sich eine kleine Kriegsflotte und Colonien zuzulegen, welche doch nur unbeschützbar Angriffsobjecte und verwundbare Punkte darbieten. Er vergißt nur, daß er dann auch die staatliche Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands hätte verewigen müssen, welche die Voraussetzung für die gnädige Duldung des deutschen Handels bildeten. Er vergißt ferner, daß selbst bei Fortdauer der staatlichen Zerrissenheit und Ohnmacht diese verächtliche Duldung ein Ende genommen hätte, sobald der deutsche Handel sich als gefährlicher Nebenbuhler entpuppte, und daß der bisherige Fortbestand desselben nach dieser Enthüllung doch ausschließlich dem Ansehen Deutschlands als europäischer Großmacht und seiner, wenn auch kleinen Kriegsflotte zu danken ist. Es ist immerhin ein Unterschied, ob ein Volk freiwillig aus bedientenhaftem Kleinmuth auf seine Weltstellung und seine ganze Zukunft verzichtet, oder ob es wenigstens den Versuch macht, zu retten, was es zu retten vermag, mag immerhin der Versuch misslingen. Gerade die neuerliche Anerkennung der mannigfachen Ueberlegenheit des Deutschen durch seine Concurrenten, die an die Stelle der früheren Geringschätzung getreten ist, sollte uns die Zuversicht geben, daß der Wettbewerb für uns keineswegs aussichtslos ist, wenn wir nur unsere ganzen Kräfte einsetzen.

Deutschland kann von seinem eigenen Boden erheblich mehr Menschen ernähren als jetzt. Zunächst harren noch bedeutende Weidlandereien (Moore und Heiden) der Cultivierung; der Obst- und Gemüsebau, die Milchwirtschaft, die Geflügelzucht und die Hochseefischerei ist noch einer bedeutenden Steigerung fähig und der bereits in Benutzung genommene Boden kann bei capitalintensiverer und arbeitsintensiverer Bewirtschaftung viel höhere Erträge bringen. Gegenwärtig fehlt nur das Capital zu eingreifenden Ameliorationen, weil der Hypothekencredit für unproductive Zwecke (Erbtheilung, Restkaufgelder und Consolidirung persönlicher Schulden) bereits überanstrengt ist; ebenso fehlen im Osten die Arbeitskräfte zu arbeitsintensiverer Bewirtschaftung, weil ein Mißverhältniß zwischen Groß- und Kleinbesitz besteht. Sobald der Hypothekencredit auf Ameliorationen eingeschränkt wird und die Wiederansiedelung von Bauern einen genügenden Umfang erreicht, müssen beide Uebelstände schwinden.*) Wenn die viehlose Landwirtschaft mit bloßer Minerale Düngung und Pflanzendüngung durchdringt und statt der Bodenproducte Vieh und gefrorenes Fleisch eingeführt wird, so können von demselben Boden, der jetzt der Viehzucht dient, viel mehr Menschen leben. Die Chemie hat das Problem der Spiritusbereitung aus Pflanzenfasern (Holzabfällen, Stroh u. dergl.) bereits gelöst und ist nahe daran, auch das der Zuckergewinnung aus solchen billigen Rohstoffen zu lösen; sobald die Spiritus- und Zuckerindustrie keine Rüben und Kartoffeln mehr braucht, wird wiederum eine große Bodenfläche für die Ernährung von Menschen zuwachs verfügbar. Die Industrie der Eiweißstoffe, die aus thierischen Abfällen oder pflanzlichen Materialien gewonnen werden, steckt jetzt noch in ihren Anfängen, wird

aber in Kurzem der Volksernährung neue Hilfsquellen eröffnen und die Einfuhr von Eiweißnahrung zum Ersatz selbstgezogenen Viehes sehr erleichtern. Man braucht nicht erst an etwaige künftige synthetische Nahrungsmittelproduction aus Kohle, Wasser und atmosphärischem Stickstoff zu denken, um sich zu überzeugen, daß in hundert Jahren eine Ernährung größerer Menschenmassen als heute von demselben Boden möglich sein wird.

Während die deutsche Ausfuhr in den letzten Menschenaltern ihrer absoluten Größe nach beständig gestiegen ist, ist sie ihrer relativen Größe nach gefallen; d. h. ein immer kleinerer Theil unserer nationalen Production wird ausgeführt, ein immer größerer Theil wird im Inlande verbraucht. Diejenige Einfuhr, die wir mit ausgeführten Producten bezahlen, ist absolut genommen im Wachsen, aber relativ im Abnehmen (von 100 auf einige 70 Procent), weil diejenige Einfuhr, die wir mit den Erträgen von Capitalien ausländischer Anlage bezahlen, immer mehr zugenommen hat (von 0 auf einige 20 Procent). Es läßt sich ein Zustand denken, in welchem der größte Theil der Einfuhr durch ausländische Zinsguthaben und Gewinnanteile beglichen wird und nur ein geringer Bedarf für Ausfuhr übrig bleibt. Immerhin wäre es irrtümlich, daraus, daß die Ausfuhr unter Umständen entbehrlich werden kann, darauf zu schließen, daß auch die Einfuhr es werden könne; vielmehr bleibt eine wachsende Einfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen unentbehrlich und damit bleibt auch der Zweifel bestehen, wie wir uns beim zollpolitischen Abschluß der drei ersten Weltgroßmächte die Bezugsquellen für die unentbehrliche Einfuhr und den Absatzmarkt für einen Theil unserer Industrieproducte sichern sollen.

In Colonialproducten werden die bereits in unserem Besitz befindlichen Colonien mit der Zeit doch schon eine ganz beträchtliche Menge liefern können; ebenso werden sie unseren Bedarf an Vieh, Fleisch und thierischen Producten zum guten Theil decken können. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir diesen Colonialbesitz bei günstiger Gelegenheit in ebenso friedlicher Weise erweitern, wie wir ihn erlangt haben. Was wir aus eigenen Colonien einführen, können wir auch mit eigenen Industrieproducten bezahlen; um diesen Betrag muß sich also der Bedarf nach fremdstaatlichen Absatzmärkten vermindern. Immerhin ist zuzugeben, daß die Colonien, die wir besitzen und etwa noch zu erwerben hoffen dürfen, in keiner Weise ausreichen, um ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet herstellen zu können. Namentlich fehlt in ihnen eine ausreichende Getreideerzeugung, und da das europäische Rußland, Nordamerika, Ägypten und Ostindien in 10 bis 20 Jahren nicht mehr in der Lage sein werden, erhebliche Getreideüberschüsse abzugeben, so müssen wir uns vor allen Dingen nach neuen Kornbezugsquellen umsehen. Solche dürften in erster Reihe in Südamerika, der asiatischen Türkei und Südsibirien zu suchen sein. Es sind in diesen weiten Landstrichen noch Bodenschätze zu heben, die für den Zuwachs der Menschheit auf mehr als ein Jahrhundert ausreichen dürften, und auf weiter hinaus brauchen wir uns wohl nicht den Kopf mit Sorgen zu zerbrechen. Die Frage ist nur: wer diese Bodenschätze heben wird.

In Südamerika mischt sich italienische, spanische, deutsche und polnische Auswanderung auf das Bunteste; alle diese Auswanderer verlieren nicht wie in Nordamerika ihre Nationalität, sondern bewahren sie, und namentlich die Italiener und Polen suchen sich in geschlossenen Gruppen anzusiedeln. Die deutschen Ansiedler überwogen bis 1860 daselbst die Summe der nichtdeutschen, verschwinden aber seitdem mehr und mehr gegen die letzteren, weil die deutsche Auswanderung in den letzten Jahrzehnten durch die günstige Conjunction in der Heimath überhaupt ins Stocken gerathen ist. Wenn aber die Bevölkerungsspannung weiter zunimmt, so ist auch wieder eine Fluth in der deutschen Auswanderung bei sinkender industrieller Conjunction zu erwarten, und es ist nicht unwahr-

*) Vgl. meine „Socialen Kernfragen“ D I. „Die Bodenfrage“, D II. „Die Bevölkerungsfrage“. S. 440—571. 349—360.

scheinlich, daß sich dann auch nach Südamerika ein stärkerer Strom ergießt. Es sieht fast so aus, als wollte sich in Südamerika ein neues System von Nationalstaaten bilden, ähnlich wie in Europa, und es ist wohl anzunehmen, daß darunter auch deutsche Gebiete nicht fehlen werden, und daß diese auch ohne jede staatsrechtliche Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande doch gern engere Handelsbeziehungen mit ihm unterhalten werden.

Eine größere Abgabe deutscher Volksbestandtheile nach Südsibirien wäre sehr zu bedauern. Die Geschichte der deutschen Colonisation in Rußland zeigt, daß Rückwanderung oder Untergang schließlich immer das Ende ist für diejenigen, welche nicht gewillt sind, in die russische Nationalität aufzugehen. Dagegen bietet die asiatische Türkei in der Richtung der deutschen Eisenbahnen eine treffliche Gelegenheit für deutsche Ackerbaucolonien, die nach Vollendung des Bahnnetzes schwerlich unbenutzt bleiben wird. Deutschland hat im 19. Jahrhundert über 5 Millionen Auswanderer abgegeben; demnach würde es im 20. Jahrhundert über 12½ Millionen abgeben können, ohne seine Vermehrung auf das Zweiundeinhalbfache zu beeinträchtigen. Dreizehn Millionen Colonisten können aber schon etwas liefern für den Bedarf des Mutterlandes, wenn sie sich auf geeignetem Boden ansiedeln.

Werden aber die drei ersten Weltgroßmächte ein solches Vorgehen Deutschlands dulden und seinen Handel ungestört lassen? Mit den Vereinigten Staaten haben wir kaum eine Interessencollision zu fürchten. Sollten solche in der Südsee eintreten, so werden sie sich ebenso gut friedlich beilegen lassen, wie der Streit um Samoa. In Europa und Afrika haben die Vereinigten Staaten keine Interessen wahrzunehmen, in Asien beschränken sich dieselben auf die Ostküste, wo ohnehin schon vier Mächte darauf angewiesen sind, sich mit einander zu vertragen. Nur wenn Deutschland versuchen sollte, in Amerika staatsrechtlich festen Fuß zu fassen, könnte sich daraus ein ernstlicher Conflict mit den Vereinigten Staaten entwickeln. Im Uebrigen können wir eher darauf rechnen, im Fall eines Streites mit England an den Vereinigten Staaten einen Rückhalt als einen Gegner zu finden.

Rußlands Interessensphäre ist auf Osteuropa und Nordasien beschränkt, das seinem Bethätigungsdrange ein ungeheures Feld eröffnet. Es würde an der Südküste des schwarzen Meeres, in Armenien und Persien keinen Concurrenten dulden; aber den südlichen Theil Kleinasien, Syrien und Mesopotamien kann es ruhig der wirtschaftlichen Ausbeutung Anderer überlassen, um seine Kräfte vor allzugroßer Zersplitterung zu wahren. Sollte es aber deutschen Lebensinteressen in den Weg treten auch da, wo sie die seinigen nicht kreuzen, so muß es dessen eingedenk bleiben, daß es einem Landangriff des deutschen Nachbarn offen liegt und nicht wie England und Amerika durch Meere und Ozeane von ihm getrennt ist. Je stärker Deutschland zur See wird, desto werthvoller wird seine Bundesgenossenschaft für Rußland gegen England und desto weniger wird Rußland daran denken, ihm den unentbehrlichen Antheil an Ackerbaucolonien zu verjagen.

Der einzige Gegner, den unsere Colonialausdehnung und unser Colonialhandel zu fürchten hat, ist nämlich England. Nun ist aber zunächst die Frage, ob England den Entschluß, sich den deutschen Concurrenten gründlich vom Halse zu schaffen, rechtzeitig faßt, so lange sein labiles Gleichgewicht als Weltgroßmacht noch besteht. Wenn es das thut, so dürfen wir darauf rechnen, daß im gegebenen Falle die Feinde unseres Gegners unsere Bundesgenossen sein werden, und das um so sicherer, je größer die Seemacht ist, die wir allein schon gegen England einzusetzen haben. Diese Feinde Englands sind Rußland und Frankreich. Gelingt es, die französisch-russische deutsche Kriegsflotte der englischen gleich zu machen, so wird England sich wohl hüten, diesen Dreibund herauszufordern, da selbst sein Sieg zur See den sicheren Verlust Indiens in

solchem Falle nicht ausgleichen könnte. So dürfen wir denn auch die Mißgunst Englands mit ruhigen Blicken betrachten, wenn wir nur fortfahren, unsere Rüstung zur See zu verstärken, wozu wir ja auf dem besten Wege sind.

Es bleibt das Bedenken bestehen, daß Deutschland mit unzureichenden eigenen Colonien und angewiesen auf die ergänzende Zufuhr aus Südamerika und der asiatischen Türkei sich doch in einer sehr prekären Lage befinden würde im Vergleich mit den drei ersten Weltgroßmächten, deren jede aus eigenem Colonialbesitz ihren ganzen Bedarf zu decken vermag. Dieser Uebelstand ist zuzugeben; er muß aber hingenommen werden als eine Folge der Zerstückelung Deutschlands, die es zu spät überwunden hat, um bei der Theilung der Erde einen seiner Größe entsprechenden Antheil zu erlangen. Aber wir dürfen darum nicht verzagen. Schon mehren sich die Anzeichen, daß den abgesprengten Gliedern des ehemaligen Reiches in der schutzlosen Selbstständigkeit ihrer kleinstaatlichen Existenz bange wird, und daß sie sich mit dem Gedanken einer politischen und wirtschaftlichen Anlehnung an die deutsche Großmacht beschäftigen.

Nachdem die thörichte Annexionsfurcht der 70er Jahre in Holland gewichen ist, hat man dort mit Schrecken wahrgenommen, wie kurzen Proceß Amerika mit den spanischen Colonien gemacht hat, und wie lieblich und milde England gegen die stammverwandten Glaubensgenossen in Südafrika vorgeht. Man weiß ganz genau, daß man die holländischen Colonien gegen den räuberischen Griff einer Weltgroßmacht noch weniger zu schützen vermag als Spanien die seinigen. Der Dortmund-Emscanal, der in Kurzem zu einem Rhein-Emscanal vervollständigt werden wird, und leicht für die größten Fahrzeuge benutzbar gemacht werden kann, führt den Holländern vor Augen, wie leicht Deutschland seinen Rheinverkehr nach der Ems ablenken und durch Zollschranken von der Rheinmündung abschneiden kann, womit dann Holland die Hauptquelle seines Wohlstandes abgegraben wäre. Eben so gut weiß man, daß die Kräfte eines Kleinstaates nicht ausreichen, um so bedeutende Colonien wie Java und die Nachbarinseln voll auszunützen, daß es dafür des Zuflusses von Capital und Arbeitskräften aus einem größeren Vorrathsbehälter bedürfte. Alle jene Gefahren ließen sich abwenden und alle diese Vortheile sich erlangen, wenn Holland ein Schutz- und Trugbündniß und eine Zolleinigung mit Zollparlament von Deutschland nachsuchte, also in ein ähnliches Verhältniß zum Reiche träte, wie die süddeutschen Staaten von 1866—1870 zum Norddeutschen Bunde. Deutschland wird sicherlich Nichts thun, ihm solchen Entschluß aufzudrängen, sondern kann abwarten, bis er sich von selbst durch die Logik der Thatfachen in den Köpfen der Holländer Bahn bricht. Daß durch solchen Zusammenschluß die Großmachtstellung Deutschlands ebenso gewinnen würde wie seine Seegeltung und sein coloniales Wirtschaftsgebiet, ist unzweifelhaft; aber ein sich selbst genügendes Wirtschaftsgebiet würde auch damit noch nicht erreicht werden.

Die größte europäische Frage des nächsten Jahrhunderts bietet, nachdem die europäische Türkei auf ein Minimum reducirt ist, Oesterreich dar. Es giebt Phantasten, die es für Deutschlands Aufgabe halten, Oesterreich-Ungarn und das türkische Reich beider Erdtheile mit den Schwerten zu erobern, und dabei vergessen, daß es weit schwerer ist, zu erhalten und zu verwalten als zu erobern, und daß vom Böhmerwald bis zum schwarzen Meere zu einer mehr als sporadischen Colonisation gegenwärtig gar kein Platz mehr ist. Schon bescheidener ist der kleine Ueberrest der einstigen „Großdeutschen“, die den Ausschluß der Deutschösterreicher vom neuen Deutschen Reiche nicht verschmerzen können und verlangen, daß Deutschland Oesterreich mit Gewalt zertrümmern und die ehemals zum Deutschen Bunde gehörigen Provinzen erobern solle. Sie weisen darauf hin, daß wir ohne einen Mittelmeerhafen keine geographische Basis für die wirtschaftliche Erschließung

Kleasiens und Syriens haben. Sie verkennen aber, daß es eine Auslieferung der deutschen Politik an Rom wäre, wenn ein neuer katholischer Bundesstaat in das Reich und eine weitere starke Gruppe katholischer Abgeordneter in den Reichstag einzöge. Wir haben an der jetzigen Centrums-herrschaft im Reichstag und in Bayern einen genügenden Vorgeschmack dessen, was wir dann zu erwarten hätten. So lange nicht Deutschösterreich ein paritätischer Staat wird, so lange die „Los von Rom“-Bewegung nicht wenigstens die größere Hälfte seiner Bewohner von dem Einfluß der römischen Priester befreit, so lange verbietet uns unsere Selbsterhaltungspflicht, Deutschösterreich in die deutsche Reichsverfassung als gleichberechtigtes Glied aufzunehmen, so lange kann immer nur von einer loseren Verbindung mit ihr die Rede sein.

Zu einer solchen bedarf es aber durchaus nicht notwendig eines Krieges. Schon Bismarck hatte gewünscht, das Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich der Sanction der Parlamente zu unterbreiten und womöglich verfassungsmäßig festzulegen. Der deutsch-österreichische Post- und Telegraphenverband zeigt, daß eine engere wirtschaftliche Verbindung auch ohne staatliche Verschmelzung möglich ist. Wir können nicht ahnen, wie rasch und bis zu welchem Punkte die centrifugalen Tendenzen in Oesterreich führen werden, wann der Dualismus in Personalunion und diese in Secundogenitur oder in Spaltung der Dynastie umschlagen wird, ob nicht ein Bürgerkrieg unter den Nationalitäten schon bald nach dem Tode des jetzigen Kaisers ausbrechen wird, und welche neuen Bildungen aus einem solchen hervorgehen mögen. Wir können nur wünschen, daß eine österreichische Katastrophe, falls sie unabwendbar ist, nicht so bald eintreten möge, damit wir bis dahin noch mehr Zeit und Ruhe haben, unsere Kraft zu sammeln und uns in die Reichsverfassung einzuleben.

Es kann ja sein, daß die ehemals zum Deutschen Bunde gehörigen westlichen Theile Oesterreichs sich in friedlicher Auseinandersetzung von den östlichen trennen und dann eine engere staatsrechtliche Verbindung mit dem Deutschen Reiche nachsuchen; es kann aber auch sein, daß diese Theile sich nach beendetem Bürgerkrieg als selbständiges Staatswesen constituiren und Anschluß bei uns suchen. Für solche Fälle können wir uns nicht versagen, müssen vielmehr bereit sein, einen etwaigen Brand im Nachbarhause rascher löschen zu helfen. Durch ein verfassungsmäßiges Schutz- und Trugbündniß mit Deutschösterreich, durch Eintritt desselben in den deutschen Zollverein und durch eine Militär- und Marine-Convention würden wir für den Handel mit dem Ostufer des Mittelmeers dieselben Vortheile erlangen wie durch völlige Einverleibung; dagegen würden wir allen den Schwierigkeiten entgehen, die mit der letzteren verknüpft wären. Ein freundschaftliches Bundesverhältniß mit Ungarn würde um so sicherer fortbestehen, je gründlicher die Einflüsse der westlichen Reichshälfte auf Ungarn beseitigt wären.

Daß Deutschland in engerer staatsrechtlicher Zusammengehörigkeit mit Holland und Deutschösterreich erst recht eine Großmacht darstellen würde, dürfte in den Nachbarstaaten so wenig bezweifelt werden, daß die Neigung energisch hervortreten wird, eine solche bedenkliche Machterweiterung zu verhindern. Ob dieser Wunsch aber sich in kriegerische Thaten umsetzt, das wird doch noch sehr davon abhängen, welche militärische Stärke Deutschland in jenem Zeitpunkt im Verhältniß zu der seiner Nachbarn aufzuweisen haben wird. Das Königreich Preußen hat bis jetzt Perioden von einigen fünfzig Jahren für sein Eingreifen in die Geschichte innegehalten: 1704, 1756, 1813, 1866. Zwei knappe Menschenalter haben stets genügt zu einer Volksvermehrung und Kraftansammlung, die es neuen, größeren Aufgaben gegenüber leistungsfähig machte. Etwa um das Jahr 1920 würde diese Periode wiederum zu Ende sein. Deutschland wird dann etwa die

doppelte Einwohnerzahl haben wie 1870 bei Beginn des französischen Krieges und sein Wohlstand wird in noch rascherer Progression gewachsen sein. Es dürfte dann wohl in der Lage sein, etwaige Ansprüche der Nachbarn gegen das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Stämme mit Nachdruck zurückzuweisen. Deshalb dürfen wir aber auch keinesfalls über dem Ausbau der Kriegsslotte die Pflege des Landheers und seinen Fortschritt nach Maßgabe der Volksvermehrung aus den Augen verlieren.

Solche Bündnisse und Angliederungen der Zukunft mögen geeignet sein, auch solche Gemüther zu beruhigen, die an ein fortdauerndes Anwachsen der Bevölkerungsziffer im nächsten Jahrhundert nicht zu glauben wagen; sie werden aber kaum ausreichen, die Besorgnisse zu zerstreuen, daß Deutschlands Colonialgebiet auch dann noch nicht ausreichend sein würde, um ein sich selbst genügendes, geschlossenes Wirtschaftsgebiet darstellen zu können. Diese Aufgabe kann in der That nur durch einen mitteleuropäischen Zollverein gelöst werden, der außer Deutschland und Holland auch Frankreich und Belgien mit ihren Colonien umfassen müßte.*) Je mehr sich die drei ersten Weltgroßmächte in ihrem Wirtschaftsgebiet abschließen, desto dringender wird der handelspolitische Zusammenschluß der vier continentalen Nordseestaaten im Interesse ihrer Selbsterhaltung. Der Zug der Zeit geht nun einmal auf Befestigung der kleinsten Zollschranken zu Gunsten großer Zollgebiete; der reactionäre Widerstand der particularistischen Interessen wird sich hier ebenso vor der Logik der Thatfachen beugen müssen, wie in Bezug auf die politische Agglomeration und das wachsende Uebergewicht der großen Verkehrssprachen über die kleinen Nationalsprachen. Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Deutschösterreich und die Schweiz stehen sich in wirtschaftlicher Hinsicht so nahe, daß sie keinen vernünftigen wirtschaftlichen Grund mehr haben, ihre Grenzen durch Zölle gegen einander abzusperren. In finanzieller Hinsicht aber würden sie allen Bedenken zum Trotz durch Vertheilung der gemeinsamen Zollvereinsinnahmen nicht verlieren, sondern gewinnen, gerade so wie die deutschen Kleinstaaten dereinst durch Anschluß an den preußischen Zollverein gewonnen haben. Ein solcher mitteleuropäischer Zollverein wäre zugleich die beste Vorbereitung auf eine Zeit, wo ein bedenkliches Uebergewicht Russlands die Selbständigkeit der europäischen Staaten in Gefahr bringen könnte, wenn sie nicht durch Einigkeit ersetzen, was ihnen an natürlichen Machtgrundlagen fehlt. Der Zollverein wäre zugleich der Friedensbund, der den europäischen Culturvölkern die Bürgschaft gewährte, ihren großen Aufgaben in friedlichem Wettbewerb ungehindert durch Kriegsgefahren nachgehen zu können.

Weltausstellung und Jubeljahr.

Von Marcus Landau.

Das erste Jahr des zwanzigsten Jahrhunderts — ich rechne nämlich das neue Jahrhundert von dem Tage an, da die Ziffer Acht in der Jahreszahl der Neun Platz macht — das erste Jahr hat, wie Janus, zwei Gesichter: es zeigt mit der Weltausstellung in Paris und den dort erscheinenden modernsten Erfindungen nach der Zukunft, während das Jubiläum in Rom in die fernste, Jahrtausende zählende Vergangenheit zurückweist. Ich betone „Welt“ bei Ausstellung, den bestimmten Artikel bei Jubiläum. Nachdem wir so viele private und locale Jubiläen, Jubiläen von Pfarrern und Schauspielern, von Professoren und Amtsdienern, Buch-

*) Vgl. mein Buch: „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage“, S. 133—135, 400—401.

machern und Buchhaltern, von Krethi und Plethi, von der Gründung Krähwinkels und der Einführung der Gasbeleuchtung in Schilburg u. gefeiert haben, fühlen wir uns wirklich gehoben, das Jubiläum kat exochen mitzuerleben. Es ist das Jubiläum, auf dessen Datum wir nicht erst durch gefällige Zeitungs-correspondenten, gute Freunde des Amtsvorstandes X. oder des Professors Y. aufmerksam gemacht zu werden brauchen. Und es ist auch das einzige Jubiläum, das den Feiernden mehr Vortheil bringt als dem Gefeierten.

Aber das Prädikat Welt gebührt nicht dem römischen Jubiläum, sondern der Pariser Ausstellung. Der Papst fühlt sich nur als Oberhaupt aller Christen, und im Jubeljahr ruft er nur die Katholiken zu den Gräbern der Apostelfürsten, nur ihnen öffnet die römische Kirche ihre Gnadenschätze. Die „Exposition universelle de 1900“ wendet sich aber an die ganze Welt. Gastlich öffnet sie die Thore ihrer Paläste den Heiden und Kegern, den Mohammedanern und Buddhisten, den Verehrern des Confucius und Brahma so gut wie den frommsten Christen und Juden. Und dazu veranstaltet sie noch einen internationalen Congreß für Religionsgeschichte, in dem die Religionen des alten Egypten, Assyriens und Chaldäas so gut ihre besondere Section haben, wie das Christenthum. Scheiterhaufenwürdiger Syncretismus! In Rom wird so etwas nicht passiren, wenn sich nicht ein paar Vermegene finden, um am 16. Februar den dreihundertsten Jahrestag der Verbrennung Giordano Bruno's zu feiern. Paris baut Riesengebäude für seine Ausstellung, Rom hat für sein Jubeljahr seit Jahrhunderten die Peterskirche fertig. Es braucht nur die seit 75 Jahren vermauerte Porta santa geöffnet zu werden, sobald der Papst mit seinem goldenen Hammer daran schlägt.

Viel zu sehen und zu bewundern ist in Paris und in Rom. Die Ville lumière heut willig all ihre Schätze dar, ladet die Fremden zu ihrer Besichtigung ein. Eine Lichtstadt nennt auch Papst Leo XIII. in seiner das Jubiläum verkündenden Bulle „Properante ad exitum saeculo“, die ewige Stadt, wo „das Licht der himmlischen Lehre, heilig und unverleßt, gehütet wird und von wo es, wie aus seiner vornehmsten Quelle weithin über alle Lande sich verbreiten soll“. Aber er ermahnt die zum Jubiläum Kommenden, das für diese Zeit nicht passende Beschauen zerstreuer und weltlicher Dinge auf das Neueste zu beschränken oder ganz zu unterlassen. Nicht die herrlichen Reste antiker Kunst, nicht die Denkmäler der Kaiserstadt sollen sie aufsuchen — nur die vier Basiliken der heiligen Petrus und Paulus, St. Johannes im Lateran und St. Maria Maggiore, sollen sie an zehn Tagen mindestens ein Mal täglich mit Andacht besuchen und daselbst für die Erhöhung der Kirche, Ausrottung der Irrlehren, für die Eintracht unter den katholischen Fürsten (also nicht für den Frieden zwischen England und den Buren) und für das Wohl des christlichen Volkes beten. Aber, wohlgemerkt, „wer vom römischen Glauben abweicht, der trennt sich von Christus selbst“, heißt es in der Bulle. Außerdem bedarf es noch für „alle Christengläubigen beiderlei Geschlechts“ der wahrhaften Neue und des Empfanges der heiligen Sacramente der Buße und des Altars, um den „vollkommenen Ablass aller Sündenstrafen, Vergebung und Verzeihung“ zu erlangen. Da dies für das ganze Jahr von Weihnachten 1899 bis Weihnachten 1900 gilt, so kann Jedermann etwa bis zum nächsten November in aller Herzensruhe sündigen und mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, durch eine kleine Romfahrt sich vollständig reinzuwaschen.

Williger als nach Rom wird wohl eine Reise nach Paris nicht zu stehen kommen, und bei der Ausstellung muß man noch außerdem Eintrittsgeld bezahlen. Zu lernen wird freilich in Paris viel mehr sein als in Rom, besonders wenn man sich an die vom Papste vorgeschriebene Beschränkung hält. Sagte doch von der Hauptstadt Frankreichs schon vor zweihundert Jahren die Landgräfin Elisabeth Dorothea von

Hessen: „es sei kein Ort in der Welt, da Tugend und Laster in größerer Perfection zu finden, und da einer, von weß Condition er auch sei, mehr profitiren könne.“ Und doch fühlt sich der Deutsche und der Engländer dort fremder als in dem, besonders in früheren Zeiten, recht finsternen Rom. Jetzt wird dem frommen Pilger dort noch Erbauung und reichliches Seelenheil geboten. Wird es da nicht der Weltstadt an der Seine den Rang ablaufen, die größere, wenn nicht die reichere Menge der Fremden an sich reißen? Es zieht ja den Nordländer seit Jahrtausenden nach Italien, nach Rom: seit den Tagen, da die Cimbern mit Weib und Kind über die Alpen zogen, durch das ganze Mittelalter hindurch, — bis zu den modernen Hochzeitreisenden, die mit ihrem dreißigtägigen Rundreisebillet Rom in acht oder gar in fünf Tagen „abmachen“.

So neigt sich in pecuniärer Beziehung anscheinend die Wagschale zu Gunsten Roms; wenn wir nur die Reisekosten in Betracht ziehen, und in der Jubiläumsbulle ist ja von sonstigen Kosten nicht die Rede. Aber der Papst bezieht sich darin auf das Beispiel seiner Vorgänger, und für die meisten derselben waren ja die Jubiläen hauptsächlich Mittel, ihre Weltherrschaft zu stärken, ihre und der Römer Einkünfte zu vermehren. Und ebenso sind die Hebung der Weltstellung des eigenen Landes, das viele Geld, das die Fremden in's Land bringen und, wie jetzt in Frankreich, innerpolitische Verhältnisse die Hauptmotive zur Veranstaltung von Weltausstellungen. „Hebung von Industrie und Kunst“ heißt es freilich in dem einen, „die Heilmittel der Kirche gegen die Krankheiten der Seele anzuwenden“ in dem anderen Programm.

Die Weltausstellungen sind noch sehr jung, die erste fand 1851 in London statt, und mit dieser begannen eigentlich erst die Nebenzwecke sich hervorzudrängen. Die früheren partiellen Ausstellungen hatten rein nur die Hebung von Industrie oder Kunst zum Zweck. Und es ist die letztere, welche überhaupt den Anstoß zu den Ausstellungen gegeben hat. Italienische Maler haben einzelne Gemälde schon im sechzehnten Jahrhundert ausgestellt, die erste Kunstausstellung wurde 1673 in Paris, die erste Industrieausstellung erst 1756 in London veranstaltet. Stets aber war es die Aufgabe der Ausstellungen, das Neueste, das Modernste zur Anschauung zu bringen. Die sogenannten retrospectiven und historischen Ausstellungen sind eine höchst moderne Erfindung.

Dem gegenüber haben die römischen kirchlichen Jubiläen schon das respectable Alter von sechshundert Jahren erreicht und sind, obwohl man es nicht gern eingesteht, nur die Fortsetzung einer viel älteren Institution. In der That reicht ihre Wurzel tief in das antik heidnische Rom hinein, und nur den Namen haben sie von dem altjüdischen Sobeljahr oder Halljahr, wie es in der Bibelübersetzung Luther's heißt. Es giebt keinen größeren Gegensatz, als den zwischen dem päpstlichen Jubeljahr und dem biblischen Erlassjahr mit seiner agrar-socialen Tendenz; nichts ist dem päpstlichen Jubeljahr ähnlicher, als die Säcularfeier im heidnischen Rom. Und während die weltlichen Ausstellungen mit der Zeit fortschritten, ist das Jubiläum seinem ursprünglichen Charakter treu geblieben. Wie so mancher heidnische Tempel Roms zur Kirche umgewandelt, so manches päpstliche Gebäude aus Steinen antiker Bauwerke errichtet wurde, so erscheint das „große Jubiläum“, das „heilige Jahr“ als mittelalterlicher Bau aus antiken Werkstücken in unserer Gegenwart, gleichzeitig mit der allermodernsten Ausstellung an der Schwelle des neuen Jahrhunderts.

Die aus Judäa gekommene Religion ist erst zur weltbeherrschenden Religion geworden, als der römische Imperator sich zu ihr bekannte und der Bischof von Rom das Erbe der Cäsaren antrat. Dankbar hat die Kirche dafür stets die Größe und das Weltrecht Roms anerkannt, die Stadt des Romulus als zur Hauptstadt des Christenthums prädestinirt erklärt. „Hier hat Christus den Sitz seines Reiches errichtet,

hier soll nach seiner Anordnung der Thron seines Stellvertreters für alle Zeiten stehen, hier soll, so hat er gewollt, das Licht der himmlischen Lehre heilig und unverletzt gehütet werden," heißt es in der Jubiläumsbulle Papst Leo's XIII. Die Kirche betrachtete freilich das heidnische römische Reich als bloß irdische Macht, als Mittel, um die Ausbreitung des Christenthums zu befördern, aber die Römer, so sehr sie auch ihre Herrschaft auf Macht und Eroberung gründeten — *Tu regere imperio populus, Romane memento* — wollten auch auf die Herrschaft über die Geister nicht verzichten. Sie verlangten, daß die Untermworfenen ihre vergötterten Kaiser anbeten sollten und nahmen die fremden Götter in ihren Dienst. „*Dignus Roma locus, quo Deus omnis eat*“ sang Ovid und „die Götter haben stets die Sieben Hügel geliebt“ Horaz. Rom müsse stets die größte und mächtigste, von den Göttern geliebteste Stadt sein und alle Völker ihr dienen und Tribut zahlen. Selbst in den Zeiten des Verfalls und der Machtlosigkeit hat sie auf ihre Ansprüche nicht verzichtet, und noch im achten Jahrhundert wiederholte man die Prophezeiung: „Solange das Colosseum steht, wird Rom stehen, wenn das Colosseum einstürzt, fällt Rom, und wenn Rom fällt, geht die Welt zu Grunde.“

So erscheint in allen Beziehungen das päpstliche Rom als Erbe und Fortsetzer des heidnischen kaiserlichen. Die Herrschaft über Land und Leute entwich ihm manchmal, aber nicht die über die Geister und die Beutel. „Rom hat nie von der Arbeit, sondern stets von Raub, Almosen und Sporteln gelebt," sagte der italienische Gelehrte Settembrini, und am Ende des vorigen Jahrhunderts berechnete ein deutscher Publicist, daß von Deutschland allein von 1500—1789 für Confirmationen, Dispensationen, Pallien, Annaten, Indulgenzen u. dergl. 120 Millionen Gulden nach Rom gegangen seien. In dieser Rechnung fehlen die Pilgerfahrten, die schon im frühen Mittelalter begonnen hatten und viel Geld nach Rom brachten. Es war eine Steuer, die das christliche Europa sich willig auferlegte, denn es war doch etwas sehr Bequemes, sich durch eine Romreise, Gebet in den römischen Kirchen, an den Gräbern der Apostel und Geldspenden von allen Sünden zu reinigen. Aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatten die Kreuzzüge die Schaaren der Pilger von Rom abgeleitet, während wieder der Verkehr mit den Mohammedanern im Orient, die vollständige Lösung des byzantinischen Reiches von Rom und die in Westeuropa sich ausbreitenden keiserlichen Sekten, sowohl das Machtgebiet der Curie über die Geister einschränkten, als ihre Einkünfte verminderten.

Mit dem Falle von Acre, des letzten Bollwerks der Christen in Palästina (1291), war auch ein Concurrent Rom's gefallen. Die Pilgerzüge konnten wieder nach Rom geleitet, die Herrschaft über die Geister wieder gestärkt werden. Beides konnte durch eine neue großartige Veranstaltung, durch ein Schauspiel, wie es nur Rom zu insceniren wußte, erreicht werden. Wer weiß, wenn man schon damals von Ausstellungen gewußt hätte, man würde vielleicht eine solche veranstaltet, das Colosseum zum Ausstellungspalast gemacht haben. Und in der That wurde auch vor sechshundert Jahren ausgestellt, wie wir bald sehen werden. Aber die römische Kirche ist eine Feindin von Neuerungen; selbst wenn sie etwas ganz Neues einführt, beruft sie sich gern auf eine alte Tradition, eine alte Sitte. Nun war ja freilich das Wallfahren nach Rom etwas Altes, aber es ging langsam und unregelmäßig, die Gaben flossen seit einiger Zeit spärlich. Das fühlte die Curie und vielleicht noch mehr fühlten es die Römer. Wie arm war jetzt die von den Fehden der großen Adelsfamilien zerrüttete Stadt, im Vergleich mit dem gewerblustigen Florenz, mit den großen Seestädten Genua und Venedig. Aber arbeiten, sich mühen und plagen, das war nicht nach dem Geschmack der Quiriten, vor sechs Jahrhunderten ebensowenig als vor zwanzig. Legionen und Pro-

consulen aussenden, um Völker zu unterwerfen und Tribut zu erheben, konnte man auch nicht.

Aber man hatte die Tradition, die heidnische und die christliche: die mehr als ein halbes Jahrtausend alten Pilgerfahrten und die angeblich in den ersten Zeiten der Republik entstandenen, von Augustus im J. 17 v. Chr. erneuerten *Ludi saeculares*. Sie waren zuletzt im Jahre 1000 der Erbauung der Stadt von dem, wie man glaubt, schon christlichen Kaiser Philipp mit allem heidnischen Ceremoniell gefeiert worden. Eine dunkle Kunde davon mag sich wohl durch das ganze Mittelalter erhalten haben, und wie Nienzi ein halbes Jahrhundert später seine Reform an die Tradition der römischen Republik anknüpfte, so mag auch Papst Bonifacius VIII. im Jahre 1300, als er zum ersten Male das Ablassjahr von Weihnachten 1299 bis dahin 1300 verkündete, an die *Ludi saeculares* gedacht haben. In seiner darauf bezüglichen Bulle vom 22. Februar 1300 sagte er freilich nichts davon; aber auch nichts vom jüdischen Erlaßjahr, wie denn auch der Name Jubiläum erst fünfzig Jahre später auftauchte, als die Zwischenzeit von einem Erlaßjahr zum anderen von hundert auf fünfzig Jahre reducirt wurde.

Der gelehrte fromme Benedictiner Costi, der Biograph Bonifacius VIII., lobt ihn sehr ob dieser zur Hebung der sinkenden Macht des Papstthums eingeführten „frommen und großartigen Institution, deren Ruhm diesem Papste allein gebühre“, da keine Kunde eines früheren Jubiläum's existire und sie die vornehmste That seiner Regierung sei. Ein Zeitgenosse, Cardinal Stefaneschi, berichtet aber, es habe sich zu Ende des Jahres 1299 in Rom das Gerücht verbreitet, daß alle hundert Jahre ein vollkommener Ablass durch Besuch der Peterskirche zu erlangen sei und beßhalb habe auch zu Neujahr 1300 ein ungeheurer Jubrang zur Kirche begonnen. Es fand sich auch ein Greis von 107 Jahren, der angab, im Jahre 1200 mit seinem Vater nach Rom gekommen zu sein, um der Indulgenz theilhaftig zu werden, und ähnliche Greise mit gutem Gedächtniß sollen sich auch in Frankreich gefunden haben. Nun nahm sich auch der Papst der Sache an und erließ nach Berathung mit den Cardinälen die bereits erwähnte Bulle.

Die heidnische römische Säcularfeier fand nicht regelmäßig alle hundert Jahre statt, sondern bald nach 110 oder 119, ja in den späteren Zeiten, schon nach 40 oder 50 Jahren. Anfangs war es Brauch, wenn man die Generation, welche an einer solchen Feier theilgenommen hatte, schon ausgestorben glaubte, die sibyllinischen Bücher zu Rathe zu ziehen und darnach den Termin für die nächste Feier zu bestimmen. Dann zogen die Ausrufer durch ganz Stalien, um mit der Formel *Convenite ad ludos spectandos, quos nec spectavit quisquam nec spectaturus est*, die übrigen, wenn die Feier schon nach vierzig Jahren wiederholt wurde, etwas lächerlich klang, nach Rom einzuladen. Der Papst zog statt der Sibyllen die Cardinäle zu Rathe, und weit besser als die Ausrufer diente ihm die Geistlichkeit. In jeder Pfarre wurde die Bulle verkündet, und bessere Reclame als Zeitungsartikel und Plakate für die Ausstellungen konnten die in aller Welt herumziehenden Bettelmönche für das Jubiläum machen.

Säcularfeier und Jubiläum hatten ihr feststehendes, im Laufe der Jahrhunderte nur wenig geändertes Programm. Die Heiden kannten keinen Ablass, ihre Feiertage waren Dank für Wohlstand des Staats, Bitte um Abwehr von Unglück und ferneres Wohlwollen der Götter für Volk und Staat: „*Alme sol*“, heißt es in Horazens prachtvollem *Carmen saeculare*, „*possis nihil urbe Roma Visere majus*.“ Und Apollo wird besonders gebeten, Rom und Latium immer mehr zu beglücken. Zuerst waren die unterirdischen Götter, später Apollo und Diana die vorzüglichsten Protectoren der Säcularfeier und ihnen wurde am meisten gehuldigt. Aber man vergaß dabei auch nicht der anderen Götter. In ähnlicher Weise stellte Bonifacius VIII. zuerst nur den Besuch

der Peters- und der Paulskirche an dreißig Tagen für Römer, an fünfzehn für Fremde zur Bedingung des Ablasses. Später kamen noch die Laterankirche und Santa Maria Maggiore dazu. Auch hob der Papst in seiner Bulle hervor, daß häufigerer Besuch (also längerer Aufenthalt in Rom) das Verdienst der Pilger vergrößere und den Ablass noch wirksamer mache. Dagegen konnte Manchem selbst der fleißigste Kirchenbesuch nicht helfen. Von der Wohlthat des Gnadenjahres hat Papst Bonifacius den König Friedrich von Sicilien, die Familie Colonna und ihre Anhänger, alle, die mit Saracenen Handel treiben, sowie seine und der Kirche Feinde gänzlich ausgeschlossen.

Wie jede moderne Ausstellung, so hatte auch das Jubiläum vom Jahre 1300 seinen „Clou“. Es war das sogenannte Schweistuch der heiligen Veronika, das den Pilgern in der Peterkirche gezeigt wurde. Bei späteren Jubiläen wurde es nur jeden Sonntag, die Häupter der Apostel jeden Samstag, alle anderen Reliquien täglich ausgestellt.

So war also das Jubiläum auch mit einer Ausstellung verbunden, und es ist kein Wunder, daß es glänzenderen Erfolg hatte, als alle unsere modernen Ausstellungen. Der Zudrang von Fremden nach Rom war schon im Jahre 1300 ein ungeheurer und wurde noch bei manchen der späteren Jubiläen übertroffen. Die Zahl der Pilger soll beim ersten Jubiläum sich auf zwei Millionen belaufen haben, und der Chronist Villani macht die kaum glaubliche Angabe, daß zu Weihnachten 1349/50 sich zwischen einer Million und 1 200 000 Fremde in Rom befanden. Bei solchem Andrang und da auch Greise und Kinder sich unter den Pilgern befanden, ist es begreiflich, daß Unglücksfälle fast bei jedem Jubiläum vorkamen. Bonifacius VIII. hatte Veranlassung getroffen, daß auf der Engelsbrücke die nach der Peterkirche Ziehenden rechts, die Zurückkehrenden auf der anderen Seite gehen sollten. Dies scheint die einzige Maßregel zur Erhaltung einiger Ordnung gewesen zu sein, und sie muß damals als eine ganz neue Erfindung gegolten haben, da Dante sie in seiner Göttlichen Komödie (Hölle, Gesang 18) beschreibt. Trotzdem wurden wiederholt Männer und Frauen im Gedränge zertreten, und der Chronist Ventura von Asti erzählt, er selbst sei mehrmals in großer Gefahr, erdrückt zu werden, gewesen. Besonders arg war es in der Kirche bei Ausstellung des „Schweistuches“, wo fast jedesmal einige Menschen erdrückt wurden. Einmal (am 19. December 1450) hatte der Papst eine Segenspendung in der Peterkirche angekündigt und dann wieder absagen lassen. Dies verursachte zwischen den Hin- und Zurückgehenden auf der Engelsbrücke eine solche Verwirrung, daß bei zweihundert Menschen das Leben verloren, theils erdrückt, theils in den Tiber gestürzt wurden. Diesem ungeheuren Fremdenzufluß entsprach das finanzielle Ergebniß der Jubiläen. Heutzutage sind die Veranstalter von Ausstellungen froh, wenn sie ohne Deficit durchkommen, für den Papst und die Römer ging in einem Erlassjahre ein wahrer Goldregen nieder. Es war zwar von den Pilgern kein Eintrittsgeld wie bei Ausstellungen zu zahlen und auch kein bestimmtes Opfer war vorgeschrieben, aber es galt als selbstverständlich, daß Jeder etwas spenden werde, und so geschah es auch. Tag und Nacht standen zwei Geistliche mit Rechen an den Altären, einzig und allein damit beschäftigt, das dargebrachte Geld zusammenzuscharren. Und obwohl Cardinal Stefaneschi klagte, daß nur Arme spendeten, während die Könige dem Herrn keine Gaben mehr brachten, so kam doch, wie ein Chronist berichtet, im Jahre 1300 eine unendliche Menge Geldes in den päpstlichen Schatz und „alle Römer wurden reich“. War doch das Gedränge bei den Wirthshäusern — es gab deren im Jahre 1450 über tausend — so stark, daß sehr Viele selbst bei der strengsten Kälte im Freien übernachten mußten. Da die Wirthhe keine Zeit hatten, abzurechnen, legten die Fremden das Geld für die erhaltenen Lebensmittel auf den Tisch und zogen fort. Daß

die guten Römer die Preise ganz tüchtig erhöhten, erzählt der Chronist Matteo Villani, der ganz genau die gezahlten Preise angiebt. Neben den Wirthen machten die Geldwechsler, die Verfertiger von Abbildungen des Schweistuches und, während der Pest, die Apotheker die besten Geschäfte. Schließlich wurden fast alle Römer während des Jubiläumjahres zu Wirthen.

Und ein solcher Goldregen sollte nur einmal in hundert Jahren niedergehen? Es sollte Generationen geben, die eines solchen Heils nicht theilhaftig werden konnten? Das konnten die frommen Römer nicht ertragen. Sie schickten daher im Jahre 1343 eine Gesandtschaft an den in Avignon residirenden Papst Clemens VI., um ihn zu bitten, den Zeitraum zwischen zwei Jubiläen auf fünfzig Jahre zu reduciren. Und nun erinnerte sich der gute Papst, daß ja das Jubeljahr nach der Bibel alle fünfzig Jahre stattfinden sollte. „Erließ die mosaische Gesetzgebung die irdischen Schulden so erlassen wie die Sündschulden“, sagte er, und bewilligte die Bitte der Römer. Sie machten gute Geschäfte, und auch die Curie kam damals und später nicht zu Schaden. Nikolaus V. konnte aus dem Erträgniß des Jubiläums große Bauten bestreiten und hinterlegte noch 100 000 Goldgulden bei der Bank der Medici. So wurde denn im Jahre 1475 die Intervalle auf fünfundzwanzig Jahre reducirt, wie ja auch jetzt die Ausstellungen immer häufiger werden. Ebenso wurde später das Minimum des Kirchenbesuchs von dreißig, beziehungsweise fünfzehn Tagen auf zwanzig und zehn reducirt. Man kann demnach seine Sünden in Rom in viel kürzerer Zeit loswerden, als zur gründlichen Besichtigung der Weltausstellung in Paris erforderlich ist.

Wer jetzt diese veräumt, darf hoffen, in fünf oder zehn Jahren eine Weltausstellung in Berlin, London oder irgend einer anderen Weltstadt besuchen zu können; das Jubiläum kann nur in Rom stattfinden und es ist nicht zu erwarten, daß eins vor dem Jahre 1925 stattfinden werde. Wer jetzt das fünfzigste Jahr überschritten hat, der hat wenig Chancen ein zweites heiliges Jahr zu erleben. Ja, selbst viel Jüngere können darauf nicht rechnen, giebt es doch jetzt nur wenige Greise, als deren vornehmster Seine Heiligkeit Leo XIII. selbst erscheint, welche ein solches Jubiläum erlebt haben. Das Letzte hat nämlich im Jahre 1825 stattgefunden, die von 1850 und 1875 unterblieben aus politischen Rücksichten. Nur eine stille Feier hat in letzterem Jahre stattgefunden.

Nach der Besetzung Roms durch die Italiener wollte der „Gefangene im Vatican“ im Jahre 1875 kein feierliches Jubiläum halten. Und ist denn jetzt Rom nicht mehr die Hauptstadt Italiens? residirt dort nicht mehr König Humbert? Aber man fühlt sich trotzdem im Vatican viel stärker, als vor fünfundzwanzig Jahren, und man erneuert die Ansprüche von Gregor VII., Innocenz III. und der Päpste der Zeit der Gegenreformation; ja, man könnte sagen, auch die des antiken Roms, der heidnischen Cäsaren. Zeigt uns die Ausstellung die sichtbaren Fortschritte von Industrie und Kunst, so mahnt uns das Jubiläum an die vielleicht noch größeren Fortschritte, welche Klerikalismus und Ultramontanismus im letzten Vierteljahrhundert gemacht haben.

Die Ausstellung, die Fortschritte der letzten Jahre vor Augen bringend, weist auf ein unendliches Fortschreiten der ganzen Menschheit hin, das Jubiläum, an die Vergangenheit anknüpfend, vertritt das starre Festhalten am Alten. In dem „seinem Ende zueilenden Jahrhundert“, wie es im Eingange der päpstlichen Bulle heißt, stehen zwei Principien einander gegenüber: das der Zukunft und das der Vergangenheit. Wem wird der Sieg zufallen? Uns ist um den Ausgang nicht bange.

Die Technik an der Jahrhundertwende.

Von Ingenieur Wilhelm Berdrow.

Das 19. Jahrhundert, ein zweites „Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen“, hat die Welt mit einer Hochfluth technischer und industrieller Ummwälzungen überschüttet, welche zu überbieten nicht leicht sein wird. Erfindungen wie die Eisenbahn, die die Länder ganzer Welttheile commercieell und industriell gleichgestaltet und ihre Bevölkerung unerhört durch einander gerüttelt hat, erschöpfen ihre Rolle nicht in einem Jahrhundert und werden wohl unablässig ausgebaut, aber nicht leicht durch andere, größere verdrängt. Die Dampfschiffahrt, die zwischen den einzelnen Welttheilen dieselbe innige Verbindung herbeizuführen berufen ist, zeigt sich bis jetzt so wenig altersschwach, daß ihre Glanzzeit erst jetzt mit der Einführung der schnellen und sturmsicheren Riesen dampfer, in deren Bau Deutschland jede andere Seemacht überflügelt hat, zu kommen scheint. Da aber die Electricität weder im Betriebe der großen Locomotiven für die Fernzüge, noch im Schiffsbetrieb nach den Erfahrungen der letzten Jahre Aussicht hat, den Dampfkessel zu verdrängen, so wird das 20. Jahrhundert wohl noch ebenso unter dem „Zeichen des Dampfes“ stehen, wie das abgelauene. Auf einem Gebiete allerdings wird die Steinkohle einen starken Concurrenten finden, ohne daß man deshalb eine Abnahme ihres Verbrauchs oder wenigstens eine erhebliche Einschränkung der bisherigen Verbrauchszunahme zu erwarten hat, die ja sowohl in hygienischem Interesse der Gegenwart, als im ökonomischen der Zukunft liegen würde. Ich denke hier an die zunehmende Verwendung des fließenden Wassers, vor allem der Stromschnellen, Wasserfälle, Gebirgsflüsse und Bäche, die man neuerdings wüthig als die „weiße Steinkohle“ der Gegenwart bezeichnet hat, eine Neuerung, die neben anderen guten Folgen auch diejenige haben wird, etwas zur Decentralisation der Industrie beizutragen. Wenn der gegenwärtig unverkennbare Zug, die Stätten des industriellen Großbetriebs aus dem Weichbild der großen Städte zu entfernen und zwischen Stadt und Land im Allgemeinen und industrieller und landwirthschaftlicher Arbeiterbevölkerung im Besonderen überall jene wohlthätige Mischung und Wechselbeziehung herbeizuführen, die jetzt den Westen Deutschlands so vortheilhaft vom Osten unterscheidet, — wenn dieser wohlthätige Zug, begünstigt durch die Anziehungskraft der Gebirgswässer auf die Industrie, im 20. Jahrhundert allgemein und entschieden zum Ausdruck käme, so wäre das eine der fruchtbarsten Ummwälzungen, welche die Industrie noch irgend könnte durchzumachen haben. Es wäre sogar zu bedauern, wenn eine vortheilhafte Lösung der gegenwärtig noch immer schwierigen Frage, wie derartige gleichsam in der Wildniß geborene Kräfte auf weite Entfernungen verpflanzt werden können, diesem Zuge entgegenwirkend zur Geltung käme. Dagegen dürfen wir es, wieder im Sinne einer gleichmäßigeren Bevölkerungsvertheilung über Stadt und Land, über fruchtbaren und unfruchtbaren Boden, freudig begrüßen, daß noch weitere Factoren aus dem Gebiet der Technik diesem nationalökonomischen Zukunftsbilde zur Verwirklichung verhelfen wollen. Dahin gehören die Aufstauung der gewöhnlich geringfügigen, zeitweilig gefährlichen Wildbäche unserer Mittelgebirge zu dauernden, technisch nutzbaren Wassermengen, die Ausbeutung der Torfmoore in Form von Energiequellen für große, an Ort und Stelle beheimathete Industrieanlagen, die motorische Ausnutzung des Wechsels von Ebbe und Fluth und einige Probleme geringerer Wichtigkeit, die das 19. Jahrhundert an seinem Schlusse noch aufgestellt, ja theilweise noch der technischen Lösung entgegengeführt hat, die es aber zu kurz war, auch noch zur vollen Reife und zur allgemeinen praktischen Verwirklichung zu bringen.

Es scheint überhaupt, wenigstens auf einige Zeit hinaus, das Schicksal des 20. Jahrhunderts werden zu sollen, die

große Ideen zum vollen Ausleben zu gestalten, die sein Vorgänger noch vor seinem Hinscheiden, man möchte sagen zuletzt in überstürzender Eile, aufgeworfen und theilweis zur ersten Ausführung gebracht hat. Die Electrochemie und Electrometallurgie, scheinen sie uns auch bereits Großes geleistet zu haben, stehen doch ohne Zweifel erst am Beginn ihrer Rolle und sind vielleicht bestimmt, zwei der größten Industriegebiete, die chemischen Gewerbe und das Hüttenwesen, von Grund aus umzugestalten, und dazu bedürfen sie noch einer technischen Entwicklung und einer intensiven Geistesarbeit, die Jahrzehnte füllen wird. Die elektrische Eisenbahn, im Princip allen andern Systemen überlegen und ihrer in den Städten bereits Herr, bedarf ebenfalls, um jedem Einwand gewachsen zu sein, noch mancher wichtigen technischen Verbesserung, bevor sie namentlich geeignet ist, den Kleinbahnverkehr auf dem Lande, in den Tropen und Colonien, für den sie prädestinirt scheint, ohne Störung und mit entschiedenen ökonomischen Vortheilen zu übernehmen. Die elektrische Telegraphie ohne zusammenhängende Leitung ist eine Erfindung, die, obwohl sie vollkommen gelöst zu sein scheint, doch ihrer Ausgestaltung und praktischen Verwerthung noch ganz in's neue Jahrhundert fallen wird, denn schon in wenigen Jahrzehnten dürften die heutigen Einrichtungen der drahtlosen Fernschreibkunst mit den dann gebräuchlichen Apparaten nicht mehr Aehnlichkeit besitzen, als mit dem ersten unbeholfenen Morse-Klopfer der Schnellreiber der Gegenwart.

Die Photographie, die von schattenhaften Anfängen in zwei Menschenaltern zur Trockenplatte, zur Momentaufnahme und zur vollendeten Wiedergabe lebender Vorgänge sich entwickelt hat, muß freilich ihre letzte und schönste Aufgabe, die Reproduktion in natürlichen Farben, dem 20. Jahrhundert überlassen, aber auch sie hat demselben nicht allein seine Aufgabe vorgezeichnet, sondern bereits einige tüchtige Schritte zur Lösung derselben gemacht. Dem schönen und der Natur wenigstens recht nahe kommenden Dreifarbendruck hat sich in der neuesten, von Solj herrührenden Erfindung dieses Gebietes, dem Dreifarben-Negativ in einer Platte, ein weiterer schätzbarer Erfolg hinzugesellt. Die sogenannte Röntgen-Photographie, die unser Jahrhundert als eine seiner werthvollsten Errungenschaften, wenn man so sagen darf, noch glücklich vor Thoreschluß in's Trockne gebracht hat, wird hoffentlich nicht das Geschick so vieler anderer Entdeckungen auf dem Gebiete medicinischer oder ihnen verwandter Fortschritte theilen, nach einer kurzen, mehr in Wort und Bild, als in der Wirklichkeit erlebten Epoche glänzender Erfolge in's Nichts der Werthlosigkeit zurückzusinken. Natürlich rede ich hier nur mit Bezug auf praktische Erfolge, da über die hohe wissenschaftliche Bedeutung der Entdeckung nur eine Meinung herrscht.

So ließe sich noch eine lange, lange Reihe von Erfindungen und Entdeckungen aufzählen, mittelst derer das 19. dem 20. Jahrhundert den Ruhm oder wenigstens seine größere Hälfte vorweggenommen hat. Selbst das nahezu berüchtigte Gebiet der Luftschiffahrt, dieses unglückliche Problem, das, wenn wir davon einen Erfolg für den Verkehr und nicht nur für die Zwecke der Meteorologie, des Militärwesens und der Sensation verlangen, nicht leben und nicht sterben kann, selbst das gehört in diesen Zusammenhang. Denn mag das Problem der Luftschiffahrt als Verkehrsmittel nach hundert vergeblichen Versuchen und blutigen Opfern gelöst werden, wie es will, so wird sich doch der Weg, auf dem dies geschehen, in den verschiedenen Ansätzen des 19. Jahrhunderts jedenfalls vorgezeichnet finden. Ob die höchst unwahrscheinliche Verwirklichung des lenkbaren, d. h. auch gegen die Luftströmung steuernden Ballons gelingt, auf welche seit der Inszenirung der Zeppelin'schen Versuche wieder so große Hoffnungen gesetzt werden, ob dem persönlichen Kunstflug, dem Lilienthal und viele Andere zum Opfer gefallen sind, ob der großen Dampf- oder electricitätsbeschwingten Flugmaschine

die Lösung der märchenhaften Aufgabe gelingt, so werden es wahrscheinlich mehr Fortschritte der Geschicklichkeit und Mechanik sein, als große technische Ideen, von denen die weitere Entwicklung der Flugtechnik abhängt. Trotzdem würde diese Aufgabe, wirklich gelöst, zweifellos die größte Erfindungsthat des 20. Jahrhunderts bedeuten, denn die von ihrer Verwirklichung nach sich gezogenen Ummwälzungen könnten denjenigen im Gefolge der Eisenbahn nicht nachstehen, ja würden sie vielleicht noch weit übertreffen. Ohne uns in die gräßlichen Phantasien Magim'scher fliegender Batterien und Luft-Panzerfahrzeuge zu vertiefen, können wir doch nicht übersehen, daß ein tragfähiges, zuverlässiges und dem Willen seines Lenkers unbedingt gehorchendes Luftschiff das Landesvertheidigungswesen und den Krieg der Zukunft grenzenlos verändern würde. Die Begriffe Luftklärung, Blockade, Belagerung, Cernirung u. A. müßten theils von Grund aus umgestaltet, theils wohl gar gestrichen werden, und die Unterschiede eines Land- und Seefrieges würden verschwinden vor demjenigen zwischen dem Kriege der Gegenwart auf dem Lande und Wasser, und dem der Zukunft, der das schrankenlose Element der Luft zu Hilfe nehmen würde.

Aber wird nicht auch das 20. Jahrhundert seine eigenen, großen, es kennzeichnenden Erfindungen und Ummwälzungen haben, von denen die frühere Zeit nichts ahnte und wußte? Man muß sich des Vorganges einer großen technischen Neuerung, wie sie hier gemeint sind, überhaupt erinnern, um sich darüber klar zu werden, daß „ungeahnte“ Erfindungen recht selten sind, unter denen des größten Stils aber fast gar nicht vorkommen. Ummwälzungen wie die Eisenbahn, das Dampfschiff, die Telegraphie, werfen ihre Schatten jahrzehntelang, ja zuweilen ein Jahrhundert voraus. Die Dampfmaschine ist länger als 100 Jahre „erfunden“. Menschenalter hindurch hat sie vor Watt die Techniker beschäftigt, und Watt selbst bildete aus ihr zunächst ein plummes, gefräßiges Ungeheuer, das mit unseren heutigen Dampfmaschinen wenig Ähnlichkeit hatte. Die Idee der Eisenbahn ist nicht fertig aus Stephenson's Kopfe entsprungen, — hundert gute Gedanken, hundert kleine und große Erfindungen, hundert Geister und lange Zeiten mußten sich vereinigen, um die Neuerung zu bringen, die den Verkehr des Jahrhunderts beherrschte. So werden auch die Großthaten des nächsten Jahrhunderts entstehen, und darauf allein beruht die Möglichkeit, einige von ihnen vorher andeuten zu können.

Was das Gebiet der Electricität betrifft, deren Wunder die des Dampfes ablösen zu sollen scheinen, so sind die sehnlichst erwarteten Erfolge, die uns das 19. Jahrhundert versagt hat, die direkte Erzeugung der Electricität und das „kalte Licht“. Beide werden ohne Zweifel eines Tages erreicht werden. Die Erzeugung großer Electricitätsmengen ohne die Vermittelung der Dynamomaschine und den Umweg über die mechanische Arbeitsleistung weist uns zurück auf die ursprünglichen chemischen und thermischen Wege zur Erzeugung galvanischer Electricität, aber anstatt kostspieliger Metalle ist es jetzt die Kohle, die in stiller chemischer Arbeit, nicht mehr umgesetzt in die Elasticität des Dampfes, die Energie des elektrischen Stromes liefern soll. Die Aufgabe ist zweifellos keine leichte, sonst wäre sie bei der großen Menge von Arbeit, die schon in unserem Jahrhundert darauf verwandt ist, bereits gelöst, aber man kann kaum daran zweifeln, daß sie dennoch gelöst werden wird. Die Ummwälzung, welche dadurch im Haushalt der Industrie hervorgerufen werden mag, ist schwer vollständig zu schildern. Am wenigsten würden von einer solchen Neuerung diejenigen Electricitätsanlagen berührt werden, die ihre Energie nicht aus dem Dampfe, sondern aus den Turbinenwerken der Ströme, Katarakte und Bäche schöpfen. Alle Dampfessel- und Maschinenanlagen zur Electricitätserzeugung dagegen würden dem einfacheren, ökonomischeren Proceß der Zukunft weichen, der auf chemischem Wege aus der rohen oder ge-

mahlten Steinkohle die geschmeidigste und nützlichste Energieform hervorbringt, die dem Menschen je geboten wurde. So werden die beiden gewaltigsten Zweige der Industrie, Chemie und Elektrotechnik, ein neues und innigeres Bündniß eingehen und sich gegenseitig noch mehr als heute befruchten. Tausend rauchspeiende Schloten würden aufhören, die Atmosphäre nicht allein für den Menschen, sondern in noch höherem Grade für die Pflanzenwelt zu vergiften, und selbst eine ungeheure Ausdehnung in der Verwendung der Electricität überhaupt müßte die Folge eines solchen Fortschrittes sein. Schon jetzt werden die hervorragenden Eigenschaften des elektrischen Stromes bei der Vertheilung und Vermittelung mechanischer Arbeit so sehr geschätzt, daß Tausende von Fabriken, Hunderte von Hafenbezirken, Werften, Pachthöfen, Speichern u. dgl. die Electricität anstatt des Dampfes zum Maschinenantrieb benutzen, obwohl sie sie selbst erst auf dem Umwege der Erzeugung durch Dampfmaschinen hervorbringen müssen. Wie allgemein müßte dieser Gebrauch des elektrischen Stromes werden, wenn man jenes Umweges nicht mehr bedürfte, sondern die gewünschte Kraft direkter noch, als bisher nur den rohen Dampf, aus der Steinkohle hervorbringen könnte! Wie vollständig müßte die Electricität vom Hütten- und Walzwerksbetriebe Besitz ergreifen, wenn gleichzeitig die elektrische Erzmelzung oder elektrolytische Darstellung, die sich in der Herstellung des Aluminiums, Kupfers, Zinks bereits Bahn gebrochen hat, sich sämtlicher Metalle bemächtigt haben wird! Und selbst dem elektrischen Eisenbahnbetriebe dürften aus der direkten Erzeugung der Electricität wichtige Vortheile erwachsen.

Das sogenannte kalte Licht ist die andere große Aufgabe, welche die Elektrotechnik der Gegenwart ungelöst an die der Zukunft verweist. Sind es nicht schon der Fortschritte auf dem Gebiet der Beleuchtung zu viele? Gas, Petroleum, elektrisches Glüh- und Bogenlicht, das Gasglühlicht und seine Concurrerz, die Regenerativlampe, jetzt auch noch das neue elektrische Licht von Auer und die Kernst-Lampe, das ist nur eine Auswahl aus den Erfolgen der Beleuchtungstechnik des 19. Jahrhunderts. Trotzdem ist nicht daran zu zweifeln, daß auch das letzte, größte Problem dieser Richtung, die Erzeugung von Lichtstrahlen ohne gleichzeitige Wärmeproduktion, nicht ruhen wird, bevor es gelöst ist. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Bemühungen von Tesla, Edison, Moore u. A. — es ist auffallend und nicht eben ein günstiges Zeichen, daß dieser Zweig fast ausschließlich von amerikanischen Technikern und Physikern cultivirt wird — zu gewissen Tageserfolgen bereits geführt haben. Daß sich durch außerordentlich hochgespannte Electricität von ungeheurer rapider Wechsel- resp. Unterbrechungszahl eigenthümliche Lichtwogen, dem Tageslichte ähnlicher als den bekannten künstlichen Lichtarten, ohne oder fast ohne meßbare Wärmeschwingungen erzeugen lassen, muß wohl zugegeben werden; sollte es da nicht auch gelingen, der technischen Schwierigkeiten Herr zu werden, mit denen die Erzeugung und Behandlung dieser merkwürdigen elektrischen Vibrationen noch kämpft? Und der Erfolg dieser langen Liebesmühe? Nun, er würde vielleicht größer ausfallen, als man dem bereits vorhandenen Reichthum an Beleuchtungsmitteln gegenüber glaubt. Immer vorausgesetzt, daß sich die theoretische Oekonomie des Tesla- oder Moore-Lichtes gegenüber dem gewöhnlichen elektrischen Lichte auch in der Praxis bewahrheitete. Dann möchte es dahin kommen, daß zum Speisener einer Lampe ein galvanisches Element oder eine Trodenzelle ausreichend wäre, und die Frage der Decentralisation des elektrischen Lichtes wäre gelöst. Die bequemste, reinlichste, effectvollste und dann vielleicht obendrein billigste Lichtquelle der Welt wäre vom Betriebe und den Leitungen der Centralstation unabhängig, wäre frei, tragbar, überall anwendbar wie eine Petroleumlampe und erlöste uns doch definitiv von der unerträglichen Tyrannei des amerikanischen Consortiums,

das heute den Petroleumpreis des Weltmarkts unumschränkt dictirt. Aber es ist zu fürchten, daß, wie bei der Luftschiffahrt, auch hier noch manches lange Jahrzehnt vergehen wird, bevor die Aufgabe gelöst ist, und dann — dann werden wieder andere Wünsche, andere Aufgaben am Ende des mit so viel Mühe zurückgelegten Weges empor tauchen und ebenso unerbittlich, ebenso ungestüm ihre Erfüllung heischen.

Welches werden die auffälligsten Veränderungen sein, die das technische Leben des 20. Jahrhunderts äußerlich in unserem Treiben hervorrufen wird? Nennen wir ihrer wenigstens eine Reihe. Mehr und mehr, wie das Fahrrad den Reiter und Wanderer, so verdrängt dann das Automobil, der Motowagen das Zugpferd aus den Straßen der Städte und des platten Landes. Die Vertreibung des Pferdes von den Schienenwegen der Mittel- und Großstädte ist nahezu vollendet, die Zahl der elektrischen Bahnen wird gegenüber den Pferdebahnen so übermächtig, wie ihre ökonomischen Erfolge die Jener erdrücken. Jetzt beginnt der Accumulator den Omnibus, die Drosche zu erobern, den Geschäftswagen; den Postverkehr ist er wenigstens in den Großstädten im Begriff, ebenfalls zu verschlingen. Es nützt nichts, sich dieser Entwicklung entgegenzustemmen; über den Beschluß querköpfiger Stadtverwaltungen, um die der Zeitgeist im Bogen herumgegangen ist, statt sie mit seinem Flügelschlage zu streifen, gehen Technik und höhere Instanzen lächelnd zur Tagesordnung über. So sehen wir das Pferd verschwinden auf der ganzen Linie, und wenn jetzt noch die Interessen der Landesverteidigung seine Pflege und Zucht fordern, so ist nicht zu verkennen, daß Rad und Motowagen, daß die Riesenkraft der Technik im Vergleich mit der armseligen Muskelkraft des Geschöpfes auch hier den Sieg zu erringen beginnen.

Auch das Eisenbahnwesen wird manche Aenderung über sich ergehen lassen müssen. Zu der Geschwindigkeitserhöhung aller, ja selbst der Güterzüge auf den großen Linien, die im Interesse der Verkehrsbewältigung ebenso wie in demjenigen einer ökonomischen Ausnutzung des rollenden und liegenden Materials nicht länger aufzuhalten ist, wird sich der eifrige Ausbau all' der kleineren und kleinsten Linien über das platte Land, jenes engmaschige Netz der blanken Gleise gesellen, denen schließlich keine kleine Stadt, kein größeres Dorf mehr entgeht. Und wie tausend unerschöpfliche Füllhörner, werden alle diese kleinen, nach heutigen Begriffen aus der Einöde kommenden Zubringer in die großen Verkehrsadern eine Fülle von Lasten und Schätzen ausschütten, die selbst den weitsichtigsten Nationalökonomien in Erstaunen setzen wird.

Gesteigerte Schnelligkeit in allen technischen Betrieben, das wird eine der Hauptdevisen des 20. Jahrhunderts sein. Wie der Telegraph in immer größerem Umfange vom gewöhnlichen Schreib- zum Schnelltelegraphen wird, der jetzt nach dem Pollak-Birag-System das Hundertfache des Morse-schreibers leistet, wie die Maschinen und Mechanismen der Fabriken, die Dampf- und Dynamomaschinen, die Werkzeugmaschinen, Hämmer und Pressen, Bohrer und Nietmaschinen mit immer ungestümerer Eile ihr lautes Werk vollenden, wie ein Kriegsschiff, ein Handelsdampfer in der halben Zeit gegen früher vollendet, eine Locomotive in wenigen Tagen gleichsam aus dem Nichts geschaffen wird, so drängt es im ganzen Umfang der Technik und Industrie gährend, unaufhaltsam nach der äußersten, angespanntesten Leistung.

Literatur und Kunst.

Zum Antritt des neuen Jahrhunderts.

Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenwedel
Vom Haag stehst Du am Eingangsthor
Des zwanzigsten Jahrhunderts; edel=
Und reichgeschmückt wie nie zuvor.
Auf welchen Wunder-Blüthenflor
Blickst Du zurück, für Geist und Leib,
Auf Wagner und Liszt, auf Nietzsche und Kneipp.
In Würzshofen und Bayreuth
Hast Du Dir Göttertempel gebaut,
Drin überläuft es Dir die Haut
Mit Schauern der Erhabenheit.
Es mehrt sich Dir von Jahr zu Jahr
Ringsum die Hohenpriester-schaar:
Die Kniee beugt Du auf den Schemel
Vor Hauptmann und Halbe, Schlaf und Dehmel;
Bist Du kein stumper Botofude,
Blickst Du mit Andacht auf Klinger und Uhde;
Du nährst Dich an dem Weisheitsbrode
Und Kunstgebäck von Muther und Thode
Und riechst, vom tiefsten Gemüth verdaut,
Auf der Bühne Windeln und Sauerkraut.
Du siehst die Edelsten der Nation
Empfangen den höchstverdienten Lohn,
Zu ihnen erblühen für den Zukunftsstaat
Den neuesten Adel auf dem Rad,
Die großen Bankiers- und Börsenmagnaten,
Die Metzger- und Brauer-Aristokraten;
Wer ein Verdienst erwarb an Bon',
Trägt's auf der Brust und als Herr von,
Und wen nicht Orden und Titel ehrt,
Zeigt, daß er Plebejer ohne Werth.
Zu wanken nicht im rechten Halt,
Hast Du, o Mensch, den Staatsanwalt;
Du hast das höchste Reichsgericht,
Das unfehlbares Urtheil spricht.
Es sorgen für Deine Sittlichkeit
Zum mindesten fünfzigtausend Pastoren
Und halten den Zugang zum Jenjeits bereit
Dir an eben so vielen Kirchenthoren.
Es regiert mit Unverdorbenheit
Das deutsche Reich der treue Bauer;
Bestellt ihm seine frommen Berather,
Und lächelnd dazu, wie Mannaschauer
Siebt seinen Segen der heilige Vater.

Wie klein, o Mensch, mit Deinem fargen Zweige
An jenes vorigen Jahrhunderts Reige
Standst Du in Deiner Aermlichkeit!
Mit ihrer kläglich engen Leibeshürde
Mit ihrem Stammeln von Vernunft und Würde
Und Geistesauflschwung besserer Zeit.
Erst unser Heer, mit klingendem Spiel
Entgegen zieht's solch hohem Ziel.
Und wie's begeistert und bewundert
Einrückt in's zwanzigste Jahrhundert,
Deckt ihm den Rücken als Soutien
Der Ehrendoctor Chamberlain.

„Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabene Geisterwelt
Seid ihr der Menschheit erste Stufe.“

Wilhelm Jensen.

Vergangene und zukünftige Kunst.

Von Professor Gustav Eberlein.

Mag ein Weiser, ein Forscher oder ein Künstler an der Jahrhundertwende stehen, still hinabschauend vom Gipfel des Erlebten und Erdachten seiner Zeit, in jedem Auge wird sich die unabsehbar im grauen Nebel der Vergangenheit vor ihm liegende Ebene anders zurückspiegeln. Doch Allen gemeinsam erheben sich aus dem Erdenstaube einzelne große Ereignisse und Thaten als leuchtende Feuer, die auch fernem Jahrhunderten den Weg weisen, als Marksteine der Geschichte, die sich mächtig der Ewigkeit entgegenrecken.

Die Straße der Kunst durchzieht in unbegreiflichen Windungen, über Höhen und Tiefen die unendliche Ferne; sie ist in ihren ersten Decennien durchfurcht von den ausgetretenen Irrspjaden schablonenhafter, seelenloser Anschauung und Nachahmung griechischer Kunst. Obwohl die vornehmsten Geister, ein Winkelmann, Carstens, Lessing, Schinkel und Goethe, Stufen zu den erhabensten Kunstwerken, die je von Menschenhand geschaffen, in den Fels ihrer Zeit schlugen, überwucherte doch das Philisterium der Biedermeierzeit, welches in einer gewissen Nüchternheit des Empirestils schon seine Schatten vorauswarf, den klar vorgezeichneten Weg zur Höhe. Mühsam wand sich dann die Kunst durch die Wildniß der Romantik, verzweifelt fast und kraftlos schleppte sie sich durch die folgenden Zeiten der Reaction, um endlich, am Ende des Jahrhunderts, einem ungezügelter Dilettantismus, dem wirrsten Mysticismus, einer erkünstelten Naivetät und dem gesetz- und regellosesten Chaos der Gegenwart-Kunstanschauung zum Opfer zu fallen.

Wollte man nun unserem verschwundenen Jahrhundert einen Stempel aufdrücken, so müßte man es vornehmlich das musikalische heißen. Die Musik, die Bach erschöpft zu haben schien, hat uns noch viele unsterbliche Werke beschieden. Die Hand kann es kühn niederschreiben, daß die Schöpfungen von Beethoven, Mozart, Richard Wagner und Brahms ewig sind, unzerbrechlichen Granitsäulen gleichen, die, umflossen vom Morgenroth der Neuzeit, stolz das Gebäude der Kunst tragen. Die Musik ist die freieste und gebundenste der Künste, die Engste und Internationalste, sie ist weich wie Wachs und hart wie ein Fels, sie kniet als Sklavin vor ihrem Ueberwinder und steht unantastbar in göttlicher Hoheit vor dem Unwürdigen. Sie wird von Kinderhänden bezwungen und von ihrem Meister aller Fesseln entledigt. Der ausgebildetste Sinn unserer Nation ist darum jetzt der musikalische. Mit Leichtigkeit sind die Perlen aus der Ueberfülle des Entstehenden zu sichten; hier ist kaum ein Schwanken möglich. Der Grund, daß sich die übrigen Künste, die Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei und Architectur im 19. Jahrhundert nicht auf diese Höhe geschwungen, ist darin zu suchen, daß ihnen im Concert der Formen der Contrapunct, der Generalbaß fehlt.

Außer Goethe's „Faust“ hat die Dichtkunst dieses Jahrhunderts kein fraglos ewiges Werk geschaffen. Er reiht sich würdig den größten Büchern, der Bibel, der Iliade und Odyssee, der Göttlichen Komödie und Shakespeare's Schöpfungen an. Zwar will es scheinen, daß einzelne Sterne am Kunsthimmel heller leuchteten, daß eine Anzahl dichterischer Erzeugnisse dieser hundert Jahre, etwa diejenigen Schiller's und Lessing's, später eines Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, zuletzt Nietzsche's, die Eigenschaften besäßen, als Höhepunkte unser's Könnens in das Grau der Ewigkeit hinüberzuragen, — jedoch Zweifel beschleichen wieder und wieder die Seele des Forschenden. Einzelne Gedichte Goethe's stehen als vollendete Muster da:

„Füllest wieder Busch und Thal — Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal — Meine Seele ganz.“

Liegt nicht um dieses einfache Lied an den Mond ein unsagbar bestrickendes Leuchten, das nicht von dieser Welt ist und sein mildes Licht noch in fernere Zeiten senden könnte?

Jedes Werk, welches das Mal des Ewigen an der Stirne trägt, ist ein Stück Jahrhundertseele. Nicht allein hat es den Nerv seiner Zeit getroffen, ihm wohnt auch die Fähigkeit inne, jeder neuen Generation neu geboren zu werden. Sieghaft durchleuchtet seine innere Schönheit die Erdkruste, welche Alltäglichkeit, Unverstand und Blindheit der fort und fort wechselnden Anschauungen darum gebildet hatte. Alles Gegenwärtige steht auf den Riesenschultern der Vergangenheit. Die Kunstform, die Gedankenwelt, die Poesie des Faust ist deshalb nicht allein Resultat des Goethe'schen Genius, aus den herrlichen Strophen schaut uns seine Zeit, antike Kunst und Shakespeare'sche Größe entgegen.

Wenn die Dichtung der jetzigen Zeit glaubt ohne classische Gesetzmäßigkeit, ohne die Grundpfeiler der Vergangenheit, in der Luft schwebend, allein durch Naivetät und Einfalt zur Weisheit zu gelangen, so irrt sie sich gewaltig. Nur die Einsicht, daß in allen Künsten Gesetzmäßigkeit und Ordnung herrschen müssen, daß dieselbe Kraft, die Sterne und Welten nach vorgeschriebenen Bahnen am Himmel ziehen läßt, auch Dauerndes im Hirn des Künstlers erschafft, kann uns vom gänzlichen Verfall retten.

Eine sehr merkwürdige Illustration hierzu ist der Auf- und Niedergang der Nazarener. Eine kleine Schaar hochbegabter Künstler hatte sich in Rom im Kloster Sant Ssodoro zusammengefunden, um mit ihren Bestrebungen dem antireligiösen Geist der, von den Encyclopädisten ausgehend, die Eruption der französischen Revolution geboren hatte, ein Gegengewicht zu bilden. Mit Giotto einsetzend, glaubten sie eine gänzlich neue Kunstanschauung gewaltig zu schaffen zu können. Durch die slavische Nachahmung einer willkürlich herausgerissenen Epoche, berauscht vom Katholicismus, ausgegangen in den Anschauungen des heiligen Franziscus von Assisi, hofften sie damals schon im prärafaelitischen Stil der Antike gleichgekommen zu sein. Sie gedachten dadurch wieder auf die gewaltige Höhe rafaelischer und michelangelesker Kunst gelangen zu können. Aber ihren Bestrebungen fehlte die Basis, sie begriffen nicht, daß schon die Vorgänger dieser großen Meister ihre Schöpfungen auf der Antike aufgebaut hatten. Die gesammte Kunst gleicht einem Korallengebirge, das in unabsehbarer Verzweigung, tausendfältig verästelt und gefügt, trotzig aus dem Meeresgrunde aufsteigt. Die Zeiten umbrausen es in mächtigen Wogen, Brandungen umtosen es. Hier reißt ein Jahrhundert einen Theil ab, dort baut das folgende einen neuen Felsblock. Aber sicher wird dasjenige Stück Kunstgeschichte in Nichts hinabsinken, welches schlecht gefügt ohne den ewigen Kitt ernster, classischer Studien, nur mit der Willkür roher Natur dem Ganzen angebaut wurde.

Die Bestrebungen der Nazarener, die noch in Cartons, Fresken und Entwürfen erhalten sind, einen so hohen und weltabgewandten Geist sie auch bekundeten, haben sich dennoch von unserem Denken und Empfinden bereits losgelöst. Leider verhinderte der wirthschaftliche Niedergang Deutschlands, durch die Freiheitskriege hervorgerufen, die Ausführung ihrer Werke; die Freskenentwürfe blieben ungemalt und ihre Cartons verstaubten. Trotzdem hebt in ihnen die Kunst großen Stils noch einmal, — das letzte Mal, ihr gigantisches Haupt empor, um dann für das 19. Jahrhundert ganz zu verschwinden.

Der Bildnerei aber erwuchs aus den Kämpfen mit dem Korsten Leben und Entfaltung. Rauch und Rietschel haben ihren monumentalen Werken leider eine durch Thorwaldsen's leicht antikisirende Kunst stark beeinflusste Physionomie gegeben. Militärische Siegesdenkmale, Statuen im Costüm des Jopfes und der Biedermeierzeit, gestatteten es ihnen nicht, sich an dem Naturquell aller Kunstschönheit, der nackten menschlichen Gestalt, zu berauschen.

Seit Griechenlands Blüthe durchirrt die Kunst, tiefverhüllt, Ahasverus gleichend, Nord und Süd. Aus unseren Gemälden ist sie unverhüllt fast ganz entwichen. In der

Plastik führt sie in nackter Schönheit ein kümmerliches Salonleben. Die Architektur nimmt ihre Gestalt nur ganz oder halb verhüllt auf als Schmuck der Piedestale.

Nach dem Niedergang der Cornelius-Schule entwickelte sich in Düsseldorf eine auf fein gesichtetem Naturstudium beruhende und durch französische Maltechnik bereicherte Richtung, während in München durch Piloti der Malerei die Farbe wieder erobert wurde. Einzig der dem Irrsinn verfallene Titan Retzel erhebt sich im größten Stil aus dieser Zeit und ist uns noch seelisch, technisch und menschlich eng verbunden.

Mit der Geburt und dem Wachsen des Einheitgedankens in Deutschland rauscht auch ein frisches Wehen durch die Kunst unseres Vaterlandes. Alles Große, das durch diese Zusammenschweißung erwachte, zur Entfaltung gelangte und Gestalt gewann, steht noch lebendig da. Seit den herrlichen Kämpfen und Siegen 1870—71 ist es wie eine Kunststurmfluth über Deutschland hereingebrochen. Als ob das zurückgedrängte Leben der größeren Hälfte des 19. Jahrhunderts nun unaufhaltsam sich Bahn brechen möchte, als ob die aufgespeicherte Kraft, die unsichtbar gefangen gehaltene Schönheit, nun noch am Ende unserer Zeit alle Fesseln brechen möchte. Die Wogen kommen befruchtend und zerstörend dahergezogen.

Als Vegas in der Bildnerei seine ersten lebensheiß pulsierenden Gruppen und Statuen, aus Rom heimgekehrt, schuf, — als Böcklin die farbensatten, ebenfalls der Spätrenaissance entnommenen allegorischen Motive brachte, in denen das Rauschen der Birken, das Schweigen des Waldes, die Poesie der über moosiges Gestein rieselnden Quelle und die tiefe, lebendige Bläue des Meeres wunderbar uns berührte, ging grenzenloses Staunen durch die Philisterseelen. Und nun begann unter den Jungen ein wildes Jagen nach Originalität, nach einer eigenen Physiognomie. Donatello, den lang vergessenen großen Florentiner, stellte man nun als Vorbild für die Bildnerei hin. Botticelli wurde in Deutschland modern. Bedeutende Talente bildeten sich zu Specialitäten aus. Jeder begabte oder auch unbegabte junge Künstler schuf sich einen Stil oder mindestens ein Stüchlein. Die Architektur gliederte und schmückte ihre Bauten bald nach jener, bald nach dieser Schule; am meisten Erfolg hatten die Schöpfungen, welche keiner allgemeyn bekannten Richtung anzufügen waren. Die Kritik verkündete der staunenden Welt, daß der einzig richtige Weg zur Natur gefunden, und man einem gänzlich neuen Stil auf der Spur sei. Erst leise, dann laut tönte es bis zum Ueberdruß aus allen Kunstposaunen, daß schon Millet, Manet und Courbet die Natur endgiltig entdeckt hätten und man ihnen nur zu folgen brauche, um sie beim Schopfe zu fassen. Dichter fingen an fessellos zu phantasiren, ihr Hirn gleich einem photographischen Augenblicksapparat, der das lebendigste Leben fixiren wollte. Ein seliger Taumel, der Wahn schritt durch die gesammte Kunstwelt, daß man das pochende, tausendgestaltige, farbensprühende Dasein, die allen Völkern aller Zeiten ein Geheimniß gebliebene Natur, in jeder ihrer Formen, ihrer Farben und Gestalten nun ohne Bedenken, ohne Maaß, ohne Feile oder Klärung, und ohne Bildung auf die Bühne, in ein Gemälde oder eine Statue zwingen könne, so daß daraus mit Leichtigkeit ein vollendetes Kunstwerk würde. Die Vergangenheit, welche man in allen Stilen, in ihren Farben und Formen, Künstlern und Meistern insgeheim ängstlich copirte, leugnete die Jugend öffentlich ab. Scheinbar neue Farbenprobleme, die frühere Jahrhunderte längst gefunden, wurden ausgegraben. Ebenso fruchtbar wie naiv schwelgte die Bildnerei in der Spät- und Frührenaissance. Die Architektur kam ganz aus dem Häuschen und gelangte, nachdem sie alle Möglichkeiten durchkostet, bei den Scandinaviern, Indern und Japanern glücklich an. Wenige Meister der letzten Decennien werden sich in Folge dieses Mangels an klarer Charakteristik dauernd behaupten; einige

Künstler aber scheinen den Vorbeerzweig des Ewigen noch errungen zu haben, dies sind vornehmlich Böcklin und Vegas.

Anderer Namen zu nennen, wäre sicherlich verfrüht, denn diese Kämpfenden sind noch zu sehr im chemischen Proceß ihres Werdens begriffen, zu stark umbrodeln von den Dämpfen sie umstreitender moderner Kritik, um ihre Rangstellung für die Zukunft heute schon feststellen zu dürfen.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts klingt aus in einem Monstreconcert, in dem kein Instrument, welches jemals, so lange es eine Kunstgeschichte giebt, gut oder schlecht gespielt wurde, fehlt. Betäubt davon flieht die Menschheit in das Frühlicht des 20. Jahrhunderts. Unentweicht, in überirdischem Glanz des zu Erhoffenden, liegt es vor uns, seine goldenen Thore sind weit geöffnet. Wird das lebende Künstlergeschlecht alle Irrthümer, alle Schlacken und Ketten, mit welchen es beladen ist, in wirrem Wollen und in unzulänglichem Können mit hinübertragen? Wird es mit der Kinderseele die Weisheit des Alters verbinden können? Werden seine Führer ihm lehren, daß nur ein Gott eine Welt aus dem Nichts erschaffen kann? Daß Alles, wie im Weltall, so in der Kunst unumstößliches Gesetz, eiserne Folgerichtigkeit ist? Daß schon der Wille zum Gesetz ein zu schaffendes Kunstwerk adelst, es in eine höhere Schönheits- und Geistesphäre rückt?

Die deutsche Künstlerschaar möge nur ernst wollen, und sie hat eine Kunst, die ihre Edelsten in die erste Reihe der Streiter für Schönheit und Wahrheit rückt. Alle Stätten sind bereitet, unabsehbares Material liegt durchsichtig da, die Rite winkt mit dem goldenen Vorbeerreis! — Hinan! —

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

In der Neujahrsnacht.

Von Anton Tschekow.

Nelly ist die hübsche junge Tochter des alten Gutbesizers und Generals a. D. Ihr ganzes Sinnen und Trachten geht auf eine baldmöglichste Heirath, und jetzt in der Neujahrsnacht sitzt sie nach russischer Volksart vor dem durch zwei Kerzen erhellen Spiegel, um darin zur Mitternachtsstunde den Zukünftigen zu erblicken, der sie im neuen Jahre zum Altar führen wird. Reglos wie eine Bildsäule, blaß, müde und abgesspannt, starrt sie auf die Spiegelfläche; hinter ihrem Rücken steht noch ein zweiter Spiegel, und nun scheint es, als ob aus einem endlosen Gang ein liebliches Antlitz, von einer doppelten Reihe brennender Kerzen beleuchtet, ihr entgegenbläue. Vom langen Hinstarren auf die unbegrenzte Ferne sieht sie zuletzt Alles wie durch einen grauen Schleier, und dann scheint wieder Alles in ein wogendes, braufendes, von Blitzen beleuchtetes Meer zu versinken.

Sieht man diese starren Augen und den halb offenen Mund, so weiß man nicht, wach oder träumt das Mädchen; daß es aber jetzt etwas Ungewöhnliches erblickt, ist unvertennbar. Verführerische Augen lächeln ihr entgegen, vom wogenden grauen Hintergrund heben sich die Linien eines Kopfes ab, eines härtigen Männergesichtes. Das muß der ihr vom Schickal Bestimmte sein, der Gegenstand ihres Sehens und Hoffens, das Glück ihres Lebens, ihr Geschick, ihre Zukunft, ihr Erbdasein. Außer ihm ist nichts als Finsterniß und Leere für sie, wie auf jenem grauen Hintergrund. Und im Anblick dieser sanft lächelnden, herrlichen Züge verjunken, empfindet sie eine süße Wärme, eine unbeschreibliche Lust. Sie hört seine Stimme, lebt mit ihm unter einem Dach, ihr ganzes Dasein bisher entschwindet, um sich unaufhaltsam mit ihm zu vereinen. Deutlich und in allen Einzelheiten sieht Nelly, wie die Monate und Jahre vor ihren Sinnen dahineilen und ihr Leben sich gestaltet.

Eine Thräne quillt aus ihrem Auge; dem unfäglichen Bonnegefühl folgt die Empfindung eines quälenden Schmerzes. Das Mädchen sieht hinter dem lieblichen Zauber etwas Ungeheuerliches, einen grausamen Trug. Fünf bis sechs Jahre ziehen über den grauen Hintergrund. Ihr Gatte ist noch immer schön und klug und sein sanftes Lächeln entzückend, aber sie hat sich daran gewöhnt. Nur wenn sie ihn zu verlieren fürchten muß, empfindet sie noch das Glück in seinem Besitz. Ist er abwesend, ist sie unglücklich, doch in seiner Gegenwart fühlt sie sich zwar beruhigt, allein das frühere Bonnegefühl hat sie nicht mehr. Der graue Hintergrund zeigt ihr, daß die Natur sie frech betrog, und daß,

wäre er sogar ein Engel oder die Weisheit selbst, in ihm doch nicht alles Glück enthalten ist. Die Harmonie des Zweiflusses befriedigt sie nicht mehr, sie ersehnt noch etwas Anderes, das wahre Leben, und das wendet sich von ihr ab und will sich mit ihrem Bunde nicht vereinigen, sondern geht seine eigenen Wege. Sie fand in ihm nicht das ersehnte Ideal, des Lebens Reiz ist ihr verflucht, sie fühlt nur noch Ungemach, Bitterkeit und Last des Daseins.

Ein Bild nach dem andern zieht über den grauen Hintergrund. Nun sieht sie sich in einer kalten Winternacht, wie sie an das Fenster des Bezirksarztes klopfte. Im Innern des Hauses ist es stockdunkel, ringsum herrscht lautlose Stille, nur durch das Geheul eines alten, heiseren Hundes unterbrochen.

„Um Himmelswillen öffnete! Hülf, Hülf!“ stöhnt Nelly. Endlich knarrt die Thür, und ein Dienstmädchen erscheint. „Ist der Herr Doctor zu Haus?“

„Er schläft,“ flüstert die Magd, als ob sie ihn zu wecken fürchtete. „Er ist eben erst zurückgekehrt... man darf ihn nicht stören!“ Nelly achtet der Worte nicht, stößt die Dienerin weg und dringt wie wahnsinnig in die Wohnung. Endlich, nachdem sie mehrere finstere Zimmer durchweilt, erreicht sie des Doctors Schlafzimmer. Er liegt angekleidet auf seinem Bette. Nur den Rock hat er abgeworfen: er ist wach und haucht in die erstarrten Hände. Ein trübes Nachtlcht verbreitet einen Dämmerchein. Nelly sinkt wortlos auf einen Stuhl und schluchzt bitterlich, und ihr ganzer Körper zittert.

„Mein Mann ist krank! Kommen Sie gleich!“ stöhnt sie endlich. Der Arzt richtet sich langsam auf, stützt den Kopf auf die Hand und blickt den Eindringling mit schlaftrunkenen Augen schweigend an.

„Mein Mann ist krank!“ ächzt Nelly und will ihr Schluchzen unterdrücken. „Um Gotteswillen, kommen Sie mit... schnell, schnell!“

„Oh!“ stöhnt der Arzt und haucht in die Hände.

„Kommen Sie flink! Auf der Stelle! Sonst... sonst... es ist fürchterlich!“ Die angstgequälte Nelly will athemlos und ihre Thränen zurückdrängend dem Doctor das plötzliche Erkranken ihres Mannes und ihre eigene schreckliche Lage begreiflich machen. Sie leidet unendlich — der Arzt aber starrt sie an, haucht in seine Hände und rührt sich nicht vom Fleck.

„Ich komme morgen zu Ihnen“... bringt er endlich hervor. „Unmöglich!“ schreit Nelly in Angst. „Mein Mann hat den Typhus — ich weiß es... Sie müssen sofort mit!“

„Ich bin eben erst nach Hause zurück... drei Tage im Epidemiebezirk... bin todtmüde und selbst schwer krank. Es ist mir unmöglich! Bin selbst inficirt — da sehen Sie!“ Er schiebt ihr das Thermometer hin. „Meine Temperatur nahe an 40 Grad... ich kann jetzt absolut nicht... Entschuldigen Sie... ich muß mich wieder hinlegen.“ Und er sinkt auf sein Kissen zurück.

„Aber ich sehe Sie an, Doctor!“ stöhnt Nelly verzweifelt. „Ich beschwöre Sie, helfen Sie mir um Gotteswillen! Nehmen Sie sich zusammen und fahren Sie mit mir... Ich zahle, was Sie verlangen, Doctor!“

„Gott, Sie sehen doch, daß ich nicht kann!“ Nelly springt auf und rast in höchster Aufregung im Zimmer herum. Sie will dem Arzt erklären, ihm begreiflich machen... Würde er nur, wie lieb ihr der Gatte ist, was es für ein Unglück wäre, er würde gewiß alle Ermüdung und seine eigene Krankheit vergessen... Aber sie findet keine Worte.

„Fahren Sie zum Kreisarzt!“ flüstert der Doctor. „Unmöglich!“ Er wohnt fünfundzwanzig Werst von hier, und die Zeit drängt. Auch können die Pferde nicht mehr den Weg machen. Von uns hierher sind vierzig Werst! Nein, unmöglich! Kommen Sie, Doctor; erbarmen Sie sich meiner!“

„Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen! Ich liege selbst im Fieber... Mein Kopf glüht!... Begreifen Sie das nicht? Ich kann nicht! Gehen Sie!“

„Sie müssen mit mir! Sie dürfen es mir nicht abschlagen! Das wäre gemein! Der Arzt muß sich für seinen Nächsten aufopfern und Sie... Sie weigern sich! Wo ist Ihre Menschlichkeit, Ihre Standesehre? Ich werde Sie verklagen!“

Nelly fühlt, daß sie ihn beleidigt, daß sie unbesonnen handelt, aber um ihren Mann zu retten, ist sie Alles im Stande. Was sind ihr noch Logik, Tact, Mitleid! Als einzige Antwort ergreift der Doctor ein Glas Wasser und trinkt es gierig aus. Aber Nelly fährt fort, ihn abermals anzusehen und an sein Mitleid zu appelliren. Endlich giebt der Doctor nach. Langsam erhebt er sich, redt und streckt sich und sieht sich nach seinem Rock um. „Hier ist er!“ ruft Nelly und hilft ihm beim Ankleiden. „So... nun kommen Sie! Ich werde Sie glänzend honoriren, Ihnen ewig dankbar sein!“

Aber welche Pein! Kaum hat der Arzt den Rock angezogen, da sinkt er wieder auf sein Bett zurück. Nelly muß ihn aufrichten und in's Vorzimmer schleppen. Dort währt es wieder lange, bis er mit ihrer Hülfse Pelz und Ueberstulpe angezogen hat. Schließlich kann er die Mühe nicht finden. Endlich sind sie Beide im Wagen, Finsterniß überall... man sieht die Hand nicht vor den Augen. Der Wind braust ihnen eifig entgegen. Der Wagen kommt auf den holperigen, gefrorenen Landwegen nur langsam vorwärts. Der Kutscher muß oft absteigen, um den Weg zu suchen. Nelly und der Arzt sitzen schweigend da und fühlen weder die Kälte, noch die Stöße des Wagens.

„So treibe doch die Pferde an! Schnell, vorwärts!“ ruft Nelly dem Kutscher zu. Endlich gegen fünf Uhr Morgens kommen die abgeheften Pferde an den Hof. Dort ist der Ziehbrunnen, hier die Ställe und Scheunen... Nelly ist in ihrem Daheim.

„Warten Sie ein wenig, Herr Doctor, ich geh' voraus.“ sagt sie und läßt ihn im Gaßzimmer auf's Sopha niederzitzen. „Erwärmen Sie sich, ich will sehen, was er macht...“ Zurückkehrend, findet sie den Doctor auf dem Sopha liegend. Er laßt unverständliche Worte.

„Bitte, kommen Sie, Herr Doctor... Doctor!“

„Was?... Fragen Sie die Magd...“

„Um Gotteswillen... was ist mit Ihnen?“

„In der Sitzung sagten sie... Blaffow meinte... Wer da?...“

Was giebt's?... Nelly sieht zu ihrem Schreck, daß der Doctor fiebert, — ganz wie ihr Mann. Was thun?

„Zum Kreisarzt!“ ruft sie kurz entschlossen. Und die Fahrt geht nun wieder in die finstere Nacht hinaus, über die gefrorene, holperige Landstraße, dem eifigen Sturmwind entgegen. Sie leidet an Seele und Leib, und die unbarmherzige Natur hat mit ihr kein Mitleid, noch gönnt sie ihr täuschende Illusionen. Nein, nein, lieber ewig eine alte Jungfer bleiben, als noch einmal eine solche Nacht erleben!...

Ein anderes Bild.

Nelly sieht nun auf dem grauen Hintergrunde, wie ihr Mann mit Geldsorgen kämpft. Er soll für die Schulden auf ihrem Gute Zinsen bezahlen. Beide zermartern sich in schlaflosen Nächten ihr Gehirn, um einen Ausweg zu finden, dem Gerichtsvolksherr zu entgehen.

Und jetzt sieht sie ihre Kinder... Sie ist in steter Angst vor Scharlach, Diphtherie und andern tobbringenden Krankheiten. Wenn sie sich von den Kindern trennen muß, fühlt sie jedesmal Höllequalen, sogar vor den Schulzeugnissen ängstigt sie sich. Bei der geringsten Erkältung eines ihrer Kleinen zittert sie für sein Leben.

Dann erblickt sie auf dem grauen Hintergrunde den Tod. Sie ist darauf vorbereitet. Es ist ja natürlich, daß eines von den Gatten zuerst sterben und das Ueberlebende den grauenvollen Act der Beerbigung durchmachen muß. Nelly sieht im Geist ihrer Mann sterben. Mit allen qualvollen Einzelheiten zieht das fürchterliche Ereigniß an ihren Augen vorüber. Der Sarg, die brennenden Kerzen, die Geistlichkeit, sogar das Hämmern des Sargtischlers — Nichts wird ihr erspart.

Wozu das Alles? Die Ehe... das ganze Leben... was soll es? Was hat es für einen Zweck, welchen Sinn, welches Ziel? fragt sie und starrt dem todtten Gatten in's Antlitz. Ihr ganzes eheliches Leben scheint ihr nun eine sinnlose Tragikomödie, wie ein unnützes Vorwort zum unerbittlichen Schlußact des Todes. —

Plötzlich ein Geräusch. Es ist etwas gefallen. Nelly schrickt zusammen, springt auf und öffnet die Augen. Ein Spiegel liegt zu ihren Füßen, der andere steht noch aufrecht vor ihr. Sie blickt hinein und schaut ihr bleiches, verweintes Gesicht. Der graue Hintergrund ist verschwunden. „Welch' ein grauenhafter Neujahrstraum!“ flüstert sie und athmet erleichtert auf. Dann geht sie zur Ruhe. Das eifrige Sinnen und Trachten nach dem erhofften Eheglück ist ihr zum Ekel geworden. Auf wie lange?... Armes Menschenherz!...

Aus der Hauptstadt.

Männer des vergangenen Jahrhunderts.

Ein kleiner Plutarch.

Auf allerhöchsten Befehl ist inzwischen das zwanzigste Jahrhundert angebrochen. Wir sind wieder einmal früher als Chronos aufgestanden. Sowohl unsere Gelehrten wie die weltlichen und geistlichen Autoritäten haben sich mit dem lebenswürdigen kleinen Rechenfehler einverstanden erklärt; nur ein Mecklenburger Consistorium und ein Kasseler Schulmeister wagten das Banner der Fronde zu entfalten. Der Philolog unterwarf sich indessen noch rechtzeitig und führte zu seiner Entschuldigung den Hauptmann von Kapernaum in's Feld, einen biblischen Helden, dem hoffentlich auch das Mecklenburger Consistorium den Gehorsam nicht verweigern wird. Fügt es sich ebenfalls noch in letzter Stunde, so giebt es im Lande keinen Widerspruch mehr gegen einen zwar unlegbaren, aber obrigkeitlichen Irrthum, und was unser mathematisches Können an Ansehen verliert, das gewinnen wir auf der andern Seite durch unerhört glänzende Documentirung der deutschen Einigkeit. Mögen wir auch in tausend unwichtigen Fragen von Parteilungen zerissen sein, in der Frage der Jahrhundert-Wende stehen wir zusammen wie ein Mann. Wir können heute, Gottlob, mit Ruhe und der Wahrheit gemäß sagen, daß uns ein Jahrhundert von Bismarck trennt. Allerdings hat es Leute gegeben, die das schon vor zwei und noch mehr Jahren behaupteten.

Haben wir somit das Thor durchschritten, das zwei Zeitalter scheidet und verbindet — man gestatte uns, einweisen im Stil der Neujahrszeitartikel zu bleiben —, so drängt sich uns die Pflicht auf, die Bilanz

des verfloffenen Jahrhunderts zu ziehen, ehe wir dem eben begonnenen das Horoskop stellen. Aus den Gesichtszügen der Männer, in denen sich die Vergangenheit verkörpert, können wir uns das Bild zukünftiger Größen konstruieren. Die charakteristischsten Umrisse der Heroen, deren Ruhm die letzte Woche des alten Jahrhunderts erfüllte, bringen Gestalt und Klarheit auch in die wogenden Nebel des mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß soeben ganz neu eröffneten Säculums.

*

Noch kein Staatssecretär des Aeußern hat uns so viel schönes Geld gekostet, aber die Reden, die er redet, sind wunderbar. Im großen Insel-Ausverkauf, den Spanien vor Kurzem zu bedeutend heraufgesetzten Preisen vornahm, blieb er der Meistbietende, und ein so kluger Mann wie August Scherl traute ihm erst unlängst wieder die fünfundschwanzig-millionsfache Ueberschuldung der Aracwüste Goa zu. Aber die Reden, die der Herr Staatssecretär redet, sind wunderbar. Sie funkeln von Bildern, die entweder Gemeinplätze an der Sonne oder geistiges Eigenthum des ersten Kanzlers sind, und ein ebenso gemüthvoller wie pointenloser Humor leiht ihnen noch besondere Würze. Schade, daß mit niedlichen Nachsch-Späßen keine ernsthafte Weltpolitik zu machen ist. Deutschland mußte, kurz nachdem der Staatssecretär eine besonders wichtige, bilderreiche und gut gesprochene Rede gehalten hatte, schweigend den Samoaschimpf hinnehmen, und Deutschland empfing die Iniel aus Englands Hand, nicht weil der Staatssecretär abermals im Reichstag allerlei Kurzweil vorgetragen hatte, sondern weil wir uns zu der Reise nach Windhor verstanden. Kein Zweifel daran, die Fülle der Trinkgelder, die Salisbury und der Londoner Procurist des Herrn Cecil Rhodes für uns bereit halten, ist ebensovienig erschlöpft wie die Zahl der uns von ihnen zugebachten Bogershöfe. Downing Street weiß keine Anmuth in das Geben zu legen. Regelmäßig demüthigt es den Beschenkten, und sein Würter muß ihm gleichzeitig als Stiefelknecht dienen. In der deutschen Diplomatensprache nennt man derartige Mißhandlungen „Geheimverträge“. Die deutsche Diplomatie nimmt jedes Faschoda hin, wenn ihr nur die köstliche Freundschaft Englands erhalten bleibt. Freilich haben eben erst Cronje am Modderflusse und Schall Bürger am Tugela sehr anerkennend gezeigt, was diese Freundschaft werth ist und wie unweise unsere hochmuthvolle Diplomatie war, als sie mit frühlicher Zuerficht alle Odds auf postwendenden Sieg John Bull's legte. Die Grundlage unserer ganzen Transvaal-Politik ist grundfalsch und mußte es sein, weil die Maßgebenden in Berlin geschlafen hatten. Und damit unsere Blamage vor Europa und Afrika den Höhepunkt erreiche, ließ die verbündete wichtige Großmama deutsche Reichspostdampfer aufheben und nach Durban schleppen. Aber dafür sind die Reden unsers Staatssecretärs wunderbar.

Auch das gefällige Arrangement seiner kleinen Erfolge verdient alles Lob. Man denkt gar nicht an die baaren Millionen, die sie den Staatskäsel kosten; man sieht nur das flackernde Rothfeuer, das sie umstrahlt. Unser Minister des Auswärtigen weiß sich seinen Platz an der Theaterbühne zu sichern. Wie reizend war nicht der Samoa-Scherz inscenirt! Die Mißhandlung des deutschen Kreuzers im Hafen von Apta, die Beschädigung deutscher Pflanzungen mit englischen und amerikanischen Granaten vernichteten jede Hoffnung, daß unsere Diplomatie sich zur Vertheidigung unserer verbrieften Rechte aufraffen oder sie gar geltend machen würde. Dann nahm die Finsterniß zwischen den Coulisjen noch zu. Der Colonialrath erklärte mit großer Mehrheit, die Erwerbung Samoas durch Deutschland nicht befürworten zu können. Damit schien die Inielgruppe endgültig verloren. Und nun brach plötzlich in grellem Glanze die Sonne durch's schwarze Gewölck, eine Sonne von so sieghafter Kraft, wie sie nur ganz gewiegte Requisiteure zur Verfügung haben. Nun zerflatterten plötzlich die Schatten der Nacht, und das palmenumkränzte Eiland war unser! Wenn die geschickte mise-en-scène der Diplomaten und der Vortrag des Ministers Glück machte, dann mußte unserm Staatssecretär des Aeußern vor der Götter Reihe grauen.

Ein Gutes hat die amüsante Meiningeri doch: wir dürfen hoffen, daß sich auch der Geheimvertrag mit England als ein reizender Knallbonbon erweisen und uns bunte Faschings-Ueberraschungen bringen wird. Gerade von den Indiscretionen des fixen August Scherl, die der staatsmännischen Einsicht und Gewandtheit unserer Maßgebenden das Sterbe-Attest ausstellen, wird sich in leuchtender Schönheit abheben, was sie wirklich erreicht haben. Ohne diesen graugrauen Hintergrund, den die Beschlagnahme des „Bundesrath“ noch trostloser macht, nähmen sich ihre endlichen Erfolge vielleicht ungemein armselig aus; jetzt aber, wo alle Welt das Schlimmste erwartet, kann alle Welt nur noch angenehm enttäuscht werden.

Wer will noch in Abrede stellen, daß die Theaterkunst die Kunst des neuen Jahrhunderts ist? Des neuen Jahrhunderts, wie wir es verstehen?

*

Das preußische Oberverwaltungs-Gericht hat seine Existenz-Berechtigung auch für das zwanzigste Säculum erwiesen. Seine Unentbehrlichkeit sieht fest. Man setze nur den Fall, es wäre nicht auf den Gedanken gekommen, der Bau-Polizei politische Befugnisse zuzusprechen und ihr zu gestatten, simple Bauwerke, gegen die technisch Nichts einzuwenden ist, aus Gründen von Anno Achtundvierzig zu verbieten — was hätte dann der jetzige Oberbürgermeister von Berlin anfangen sollen?

Der jetzige Oberbürgermeister von Berlin ist das selbst-erwählte Haupt einer Millionenbevölkerung, deren Männerstolz vor Königsthronen mehr als sprichwörtlich ist. Man erinnere sich nur, daß freisinnige Mitglieder des Berliner Stadtparlamentes einst ihren Söhnen verboten, an einer studentischen Jubiläumsgesellschaft theilzunehmen, die dem alten Kaiser galt; daß der Berliner Magistrat Jahre lang dem Fürsten Bismarck, dem Neubegründer der preussischen Monarchie, mit raffiniert ausgeklügelten Steuerplacereien den Aufenthalt in der Hauptstadt zu verwehren suchte. Diesen guten Republikanern, die es stolz verschmähten, sich auch nur Vernunft-Monarchisten zu nennen, trotz der in dem Worte liegenden, in ihrem besonderen Falle freilich deplacirten Schmeichelei, diesen Aufrechten begegnet es, daß ihr Communeapost anderthalb Jahre lang die kaiserliche Bestätigung nicht erhält. Ja, schlimmer noch — überhaupt keine Mittheilung erhält. Die Toggenburg wartete er, bis das Fenster klang, anderthalb Jahre hindurch, und anderthalb Jahre hindurch klang es nicht. Dem Monarchen steht verfassungsmäßig das Recht zu, die Bestätigung zu verjagen, und selbst der Unentwegte wird dies Recht anerkennen. Dagegen mußten die aufgeklärten, freirechtlichen und freisinnigen Stadträthe, mußte der aufgeklärte, freirechtliche und freisinnige Magistrat es als eine schwere Beleidigung betrachten, daß Herr von der Rede nicht einmal einen Grund für die beschämliche Verzögerung der Entscheidung anzugeben für nöthig hielt. Trotzdem wagten weder die Stadtverordneten noch der Magistrat, auch nur zu mucken. Herr Kirchner, ihr selbstgewähltes, unbesätigtes Haupt, empfing barhaupt, im strömenden Regen, den von der Jerusalemfahrt heimkehrenden königlichen Herrn. Die aufgeklärte, freirechtliche und freisinnige Presse dachte so wenig wie die führenden Männer daran, sich zu entrüsten. Und ihre Wipplättlein machten sich gar über den unglückseligen Bürgermeister lustig. Spotteten ihrer selbst und wußten nicht wie.

Die Tragikomödie des unbesätigten Oberbürgermeisters von Berlin ist die Tragikomödie des verkommenen hauptstädtischen Liberalismus. Da rollt kein Tröpflein rothen Blutes mehr in den greisenhaft verfallenen Adern, da lodert kein Funken des männlichen Zornes mehr und des selbstbewußten Stolzes, wie er die Väter besaß. Friebsfertig bietet man nach der ersten Ohrfeige, die man erhalten hat, auch die linke Wange dar, und je länger man im Büßerhemd frierend auf dem Schloßhote steht, desto unterthäniger geberdet man sich in byzantinisch verschmörkelten Geburtstagsadressen. Nur nicht anstoßen, nur um Himmelswillen nicht anstoßen! Scheint's Noth zu thun, dann fallen den aufgeklärten, den freirechtlichen und freisinnigen sogar schwülstig-beuchlerische Frömmel-Phrasen ein, und sie nehmen den derben Rippenstoß, den der Oberceremonienmeister ihnen kalt lächelnd versetzt, als eine Schidung Gottes hin.

Das ist die entschiedene liberale Partei, die das Größere-Deutschland regieren will und deshalb die neue Flotte bauen hilft; das sind die liberalen Männer der Zukunft...

*

Der Staatsanwalt ruft mit schwungvollem Pathos aus, schändlicher und gefährlicher als Raub und Mord und Diebstahl sei die Erpreßung; man müsse, koste es, was es wolle, den Revolverjournalismus erwürgen und ein und für alle Mal ein abschreckendes Beispiel statuiren. Ergreifen laucht das Publikum, und die Berliner Börsen- und Handels-Zeitungen spenden Beifall... Was ist das? Sie spenden Beifall, nun es einem der gerissenen Schlauberger an den Kragen geht, die sich Publicisten nennen und die schmutzigen Geschäfte der Hochfinanz besorgen, die mit zwei- oder dreihundert Mark Monatsgehalt prächtige Willen bauen und als Millionäre selig verenden? Der Journalismus, den man mit seitenlangen, fetten Insperaten bezahlt, damit er schweige, und den man am Ertrage ungeheurerlicher Gaunereien theilhaftig, damit er sie überchwänglich lobpreise und die Gimpel auf den Leim lode — dieser alle Brunnen vergiftende Journalismus sitzt auf der Anklagebank, und die Börsenpresse ruft donnernd Bravo?

Ach nein — nur ein Lämptchen, ein armer dummer Teufel ist eingefangen und zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Herr Joachim Gehlsen, der ehemalige Reichsglücklicher, dessen habgesehrene Bismarckbeschimpfungen den vornehmen Wäthern wie den vornehmen Politikern der Residenz einstmals Bonnespeise waren, hatte nach seiner Umnesierung mit scharfem Blick einen für seine Strategie sehr geeigneten Berliner Vorort ausfindig gemacht. Hier gründete er, unbekümmert um das Verbot, Wurst und Käse in bedrucktes Papier einzuwickeln, etliche Zeitschriften und bekämpfte darin auf seine grillenhafte Weise den Basistiken der Corruption. Man kann sich aus den Gerichts-verhandlungen kein Bild von der Schuld oder Unschuld des jedenfalls sehr unmodernen Mannes machen. Gewiß scheint, daß er selbst Niemanden um Geld anging, sondern daß die Verleger zu ihm in's Haus kamen und den in kümmerlichen Verhältnissen Lebenden ankloßerten. Er verbiß sich in den Widerhaken, wie solche Tülpel sich verbeißen. Hunger thut weh, und einen neuen Anzug brauchte er auch — so ließ er ab von dem Kampfe gegen die Corruption, die ihm Hosen und Rod anmeßen ließ und seiner Frau das erforderliche Wirtschaftsgeld einhändigte. Er ward dafür von Rechtswegen zu anderthalb Jahren Gefängniß verdammt. Ob in dem bewußten Vorort seitdem abgezogene Tugend gestrafft, ob die dortigen Credit- und Immobilien-Verkehrsbanken eine Besprechung ihrer Geheimnisse weniger zu scheuen haben und die Anbieter der Asphalt-Göttin nicht mehr im Tempel knien, das Alles ist an Gerichtsstelle unerörtert geblieben.

Die empörte öffentliche Meinung, an ihrer Spitze die Mehrzahl der Börse- und Handelszeitungen, hat den ertappten Revolvermann geteert und gefedert, gelächelt und außerdem der Verachtung aller anständigen Elemente überliefert. Franz Moor ist mit Recht entrüstet. Er hat sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben, wie der jammervolle Reichsglökner, dem vor Jahren der Riese Bismarck nicht zu groß und unangreifbar dünkte und den die Nemesis nun über ein paar zweifelhafte Zwerg-Existenzen stolpern ließ. Er verdient sein Schicksal, denn er paßt in seiner Zurückgebliebenheit, mit seiner plumpen und auf kümmerlichen Raub gerichteten Taktik nicht in das vorgeschrittene, groß angelegte neue Jahrhundert.

Dramatische Aufführungen.

Theaterstatistik. — „Otto Langmann Wwe.“ Schauspiel von Adolph L'Arronge. (Agl. Schauspielhaus.)

Etwas Theaterstatistik zum Jahrhundertwechsel ist nicht ohne Reiz, und so mögen uns denn die nach Benzenberg „beweisenden“ Zahlen sagen, wer heute der Liebling des deutschen Volkes ist, soweit es wenigstens das Theater besucht. Wer vor hundert Jahren die Frage nach dem meistaufgeführten deutschen Dramatiker untersucht hätte, wäre ohne Zweifel zu dem Ergebnis gelangt: Kogebue, dann nach ihm Zffland, selbstverständlich neben den Franzosen, die auch bei Lebzeiten unserer Classiker die deutsche Bühne beherrschten. Von unjeren Großen war wohl — aber ein gutes Stück hinter den beiden Matadoren — Schiller mit seinen Jugendstücken der meistgespielte; nach ihm Lessing mit „Nathan“ und „Minna von Barnhelm“; Goethe, der im Roman (Werther) einen Welterfolg errungen, wurde verhältnismäßig selten aufgeführt; am beliebtesten waren wohl „Clavigo“ und „Stella“, weil sie dem bürgerlichen Zeitgeschmack besser entsprachen, als der kraftgenialische „Götz“. Und hätte man vor fünfzig Jahren wieder nach dem Liebling der deutschen Theaterbesucher gefragt, die allwissende Statistik hätte sicherlich geantwortet: Charlotte Birch-Pfeiffer und Scribe. Wie es heute bestellt ist, entnehmen wir einem statistischen Rückblick auf das Theaterjahr 1898/99: unter 30 795 Aufführungen des Jahres — Oper, Operette, Ballet nicht mitgerechnet — entfallen auf Oscar Blumenthal's dramatische Dichtungen 3076 (in Worten: dreitausend-siebzig und sechs!), davon allein auf das „Weiße Röhl“ rund 1700 Vorstellungen. Nächst diesem unsterblichen Werk hatte sich der „Schlafwagencontroleur“ mit 769 der höchsten Aufführungszahl zu erfreuen. Dann folgen „Fuhrmann Henschel“ mit 716, „Hofgunst“ von Trotha mit 642, das „Erbe“ von Philippi mit 610 (in Berlin durchgefallen), „Auf der Sonnenseite“ mit 506, „Jaza“ mit 409 Aufführungen. In der Autorenstatistik folgt auf Blumenthal: Gerhart Hauptmann (1294 mal, und zwar nach dem „Fuhrmann Henschel“ die „Verjunctene Glode“ mit 220, der „Siberpelz“ mit 192 Aufführungen); demnächst Schiller (1102), Sudermann (998), Schönthan (971), Moser (914, meistens nur in der „Provinz“), Shakespeare (788), Philippi (719), L'Arronge (589), Sulda (569), Sardou (472), Angenruber (336), Goethe (326), Birch-Pfeiffer (294), Ibsen (269), Lessing (231), Dumas (202), Scribe (128). Lindau, Lubliner, Voß, Wilbrandt kommen kaum noch in Betracht. Unter der Gesamtzahl von 30 795 befanden sich nur 4733 Aufführungen fremdsprachiger Werke, wovon 3162 auf französische Stücke kommen, die demnach im Kurs vorübergehend nicht mehr so hoch stehen wie früher. Den Record hat, wie gesagt, Blumenthal, aber es fallen, was der Statistiker überfieht, verschiedene sehr bittere Tropfen Bernmuth in seinen Siegerpokal. Von den 3076 Aufführungen muß er die Tantiemen von 2926 Vorstellungen zu seinem tiefsten Schmerze mit seinem Mitarbeiter Kadelburg theilen. Das Schlimmste aber: es sind sogenannte forcierte Erfolge. Die Vorstellungen entfallen in der Hauptmasse auf das Lessing-Theater, dessen Eigentümer und (wenn auch nicht mehr nomineller) Leiter Blumenthal noch heute ist. Ein sehr weises Pariser Theatergesetz verbietet jedem Director, ein eigenes Stück auf seiner eigenen Bühne zu spielen, womit verhindert wird, daß der Autor-Director seine Machwerke auf Kosten seiner dramatischen Concurrenten pouffirt. Das war und ist aber gerade Blumenthal's bekannter Geschäftskniff. Im Lessing-Theater werden auch seine abgefeiltesten oder durchgefallensten Stücke mit Gewalt auf dem Spielplan erhalten, — sogar vor ganz oder halb leeren Häusern; so spart man doch wenigstens die Tantiemen und spiegelt den Provinz-directoren einen zum Anlauf animirenden Kassenerfolg vor. Fremde Stücke aber werden nur widerwillig angenommen oder gar verballhornt („Gertrud Antleß“) und verschwinden sofort, um wieder dem lieben Hausclassiker Platz zu machen. Das rächt sich natürlich, denn so stiefmütterlich behandelte Autoren werden sich in der Folge hüten, ihre Novitäten diesem Theater zu geben. Zu den Abtrünnigen gehört auch Sudermann, den Blumenthal mit der Pachtübergabe an dessen Manager Neumann-Hofer, und durch die Jubiläumsaufführung der „Ehre“, sowie ein schmeichelhaftes Feuilletton wieder zu gewinnen sucht. Das wird

aber nichts an der Thatsache ändern, daß nur noch Anfänger oder von allen anderen Directoren zurückgewiesene Manuscripte ihren Weg in's Blumenthal-Theater finden. Und versagt dann sein Saisonstück, wie die überall abgelehnte erste Fortsetzung der schlau erdachten Röhl-Trilogie oder Tetralogie, die dreiactige Debe „Als ich wiederkam“, dann ist das Haus auch mit sämmtlichen Turner- und Reglerveretnen Berlins, denen zu halben Cassenpreisen vorgespielt wird, nicht mehr zu füllen. Der schönste Record des statistisch beglaubigten „Liebling des Publicums“ hat also für den Kenner der Verhältnisse eine sehr bedeutliche Rehrseite, und gerade sein Triumph als meistgespielter Dramatiker ist Blumenthal's Verderben. Nicht viel anders liegen die Dinge bei Hauptmann, dessen Erfolge sich fast ganz auf das Berliner Deutsche Theater beschränken, dem er nicht nur als Autor, sondern auch als Anttheilhaber oder so ähnlich zugehört. Eine tiefer blickende Statistik würde daher als beliebtesten Dramatiker gewiß eher Sudermann proclamiren, der auch in den Leih- und Volksbibliotheken (neben der Eschstruth) der meistverlangte Autor ist, und zwar obgleich seine letzten Stücke, von Berlin abgesehen, mehr oder minder alle versagten. Der Erfolg in der Reichshauptstadt ist eben entscheidend. Ein Berliner Mißerfolg kann durch Cassenerfolge in Wien, Hamburg, München, Frankfurt, Leipzig zc. nicht mehr wett gemacht werden. Die Reichshauptstadt ist heute auch die deutsche Theaterhauptstadt, wie sie schon jetzt der größte Kunstmarkt ist und trotz Münchens unaufhaltsam die deutsche Kunststadt wird.

Der Besitzer des Deutschen Theaters hat es längst nicht mehr nötig, und doch dichtet er immer noch gemüthvolle Schauspiele. Daß ihn der Geist dazu treibt, ist kaum anzunehmen, wenigstens verräth sein angeblich neues Werk keine Spur von Geist. So bleibt denn nur die Annahme übrig, daß der alte L'Arronge aus Langerweile Stücke schreibt, was allerdings kein schönes Licht auf seine Angehörigen wirft. Sie sollten für bessere Unterhaltung des Familienoberhauptes Sorge tragen und ihn gar nicht erst auf trübe Gedanken kommen lassen. Wie wäre es, wenn sein Sohn Hans und sein Freund Lubliner, die ja beide auch dichten, ein für allemal ihre Poesie-Bureaustunden dem Dauericat mit Adolph L'Arronge widmeten? Dadurch wäre nicht nur dem alten Herrn geholfen, sondern auch wir könnten, von drei Dramatikern oder doch von ihren Schöpfungen befreit, hörbar aufathmen!

Adolph L'Arronge füllt müßige Stunden mit der Niederschrift seiner gesammelten Werke aus und vertreibt sich so die Langeweile, bedenkt aber nicht, daß er dieselbe Langeweile anderen Leuten zutreibt. Unterm verjöhrenden Einfluß reichlich geöffneten Pfefferkuchens wollten die wackeren Abonnenten des Schauspielhauses nicht direct grob werden und antworteten mitleidvoll den Bückern mit Beifallrufen. Dennoch vertheilten sie unter einander ihre Unzufriedenheit nicht. Sie alle hatten dies Stück schon öfter irgendwo gesehen, und es war ihnen damals frisch, natürlicher, spakiger vorgekommen. So eine Frau, wie Langmann's Wittwe, giebt es ja gar nicht. Diese Dame, die eitel, genuffüchtig und außerdem Inhaberin eines altherühmten Modewaarenhauses ist, hat trotz ihrer kaufmännischen Vergangenheit keine Ahnung von der Bedeutung eines Wechsels, und ungeachtet der dringenden Bitten des Procuristen will sie ihren Rest an baarem Gelde zum Ankauf einer Villa in Wannsee, statt zur Bezahlung eines wichtigen Acceptes verwenden. Daß sie unter solchen Umständen der Concurrnz Wertheim's erliegen muß, ist nicht weiter verwunderlich. Die Firma Otto Langmann Wwe. liquidirt, und der gefällsüchtigen alten Schachtel wäre es verteuert schlecht ergangen, wenn sie nicht einen Engel von Tochter gehabt hätte, eine ebenso kluge wie lebenswürdige Tochter. Dies Mustermädel ernährt die verarmte Familie glänzend durch Klavierstunden und stenographische Arbeiten. Lubliner löste die sociale Frage durch Gründung von Fortbildungsschulen, L'Arronge macht die Sache mit Klavier-Unterricht. Trotzdem stehen Beide immer noch nicht im Reichstage. Das gute und fromme Dörchen wird am Ende für ihre Tugend köstlich belohnt, sie kriegt nämlich Fritz Vorstel, den guten und frommen Portierknaben. Ueberhaupt die Vorstel's! An denen hätte sich Otto Langmann Wwe. ein Beispiel nehmen sollen. Wie die Turteltauben leben sie miteinander, arm, aber ehrlich und glücklich, und der liebe Gott zeigt sich für ihre Tugend erkenntlich, indem er ihnen bewußten Fritz zum Sohne gab. Damit aber Niemand von den Personen des Theaterzettels Anlaß habe, unzufrieden mit dem Autor zu sein, verheirathet der mildherzige Poet Dörchen's thörichte Schwester Florchen am Ende rasch noch mit einem feurreichen Baron, und Mama zieht zu dem abligen Schwiegerjohn. Denn da sie sich selbst im letzten Acte nicht gebessert hat, konnte der Autor sie für die paradisiische Seligkeit der Portierloge nicht für reif erklären, so leid es ihm auch that.

Sonst genügte das Drama allen gerechten Ansprüchen der gerechten Kammacher. Seine rührfelige Breite, sein wässriger Humor, die Unmöglichkeit aller, aber auch aller Voraussetzungen, die thörichte Charakteristik und das greuliche Deutsch des Dialoges sichern dem Verfasser einen Ehrenplatz unter den Dichtern der letzten beiden Wochen des neunzehnten Jahrhunderts.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 92.

Staats- und Socialwissenschaft.
Nationalökonomie. Finanzwesen.

Etwa 1200 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

**Bismarck**

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Leg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egiby Fontane Groth Haedel Hartmann Heise Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersti Nigra Nordau Olivier Pettenkofer Salisbury Stenkiwicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.



Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwb. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{3}{4}$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

**Nahrungs-Eiweiss.**

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180–200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872–1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement

auf das
I. Quartal 1900.



Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das I. Quartal der „Gegenwart“. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um sofortige Erneuerung, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gelaltene Zeitzelle 80 Pf.

Inhalt:

Hand- und Maschinenarbeit. Ein socialer Ausblick. Von Paul Ernst. — Der Preisfall im letzten Jahrhundert. Von N. Syrkin. — Die Officiere und der Alkohol. Von Dr. W. Bode (Weimar). — Weihnachtssidyle am Modderriver 1899. Von Wilhelm Jensen. — Die Episode Iphen. Ein kurzer Epilog. Von Arthur Goldschmidt. — Cécile Chaminade. Von Hedwig von Friedlaender-Albel. — Feuilleton. Ein schlechtes End'. Von E. Würthmann. — Aus der Hauptstadt. Die Nothhelfer. Von Caliban. — Jury und Seceffion. Von J. Norden. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Hand- und Maschinenarbeit.

Ein socialer Ausblick.

Von Paul Ernst.

Die Amerikaner sind sehr fleißige Statistiker. Mit ungebrochenem Muthe und großer Hartnäckigkeit machen sie sich daran, die schwierigsten und verwickeltesten socialen Probleme statistisch zu ergründen. Sehr oft gehen sie freilich dabei über die Grenzen hinaus, die der statistischen Methode gezogen sind; es macht vielleicht oft den Eindruck zu jugendlicher Begeisterung für eine frisch gewonnene Einsicht, was man davon oft liest; aber auch bei verfehlten Versuchen bleibt doch noch genug übrig, was der ernstesten Betrachtung werth ist. Das arbeitsstatistische Amt zu Washington hat soeben eine zweibändige Untersuchung herausgegeben auf Grund eines Auftrages des Congresses, das Verhältniß zwischen Hand- und Maschinenarbeit zu erforschen, ihren Einfluß auf die Productionskosten, ihre relative Productionskraft, die Arbeitskosten in beiden Fällen, den Einfluß auf die Löhne in Folge der durch die Maschinen ermöglichten Frauen- und Kinderarbeit, und endlich ob Mangel oder Ueberfluß an Arbeitskräften die Einführung der Maschinen befördert. Die beiden letzten Fragen ließen sich nicht beantworten auf statistischem Wege, da hier zu viel verschiedenartige sich kreuzende, hemmende und befördernde Factoren in Frage kommen, deren relative Bedeutung sich nicht zahlenmäßig feststellen läßt. Auf die anderen Fragen sind Antworten gegeben auf Grund von eingehenden Erhebungen in allen möglichen Industrien. Es ist anzunehmen, daß diese nicht alle im Einzelnen ganz einwurfsfreie Resultate erzeugt haben, und man kann deshalb nicht auf der einzelnen Zahl bestehen; indessen gewinnt man doch einen sehr schönen Gesamteindruck, eine schnelle Uebersicht über ein sonst ganz unübersichtliches Gebiet. Von diesem Gesichtspunkt aus muß man auch die im Folgenden reproducirten Angaben aus der Untersuchung verstehen.

Wenn es z. B. in der „Aepfelproduction“ heißt in einer Gegenüberstellung der „Handproduction“ aus den Jahren 1869/71 und der „Maschinenproduction“ 1893/95 (für 1 Acre): „Verschiedenartige Operationen“ 17 resp. 20; „verschiedene Arbeiter“ (die zusammenarbeiten müssen) 37 resp. 125; Arbeitsstunden 1240 und 40 Minuten resp. 870 Stunden 24 Minuten; Kosten der Arbeit 193,4934 Doll. resp. 111,6334 Doll., so verbinden weder die merkwürdigen Bruchtheile und Minuten, noch die Zahlen überhaupt. Aber offenbar hat man in den

fünfundzwanzig Jahren allerhand arbeitsverbilligende Methoden und Werkzeuge eingeführt, und es ist erreicht, daß die Arbeit heute ungefähr nur noch die Hälfte von dem kostet, was sie früher kostete. Das Resultat ist, daß auf dem europäischen Markte plötzlich amerikanische Aepfel erscheinen. Unsere Agrarier, welche sich einbilden, daß die Amerikaner uns lediglich durch natürliche Vorzüge überlegen sind, können sich da sagen, daß wir doch die Aepfel billiger liefern könnten; denn wie viel sonst fast werthloser Boden könnte mit Obstbäumen bepflanzt werden; unsere Löhne sind billiger; und wir haben nicht die in diesem Falle doch wichtigen Transportkosten zu tragen. Aber die Amerikaner sind uns überlegen in der intelligenten Leitung der wirthschaftlichen Thätigkeit. Bei uns würde doch Niemand daran denken, bei einer derartigen Untersuchung auch die „Aepfelproduction“ mit hineinzuziehen, denn nicht nur mit fünfundzwanzig Jahren, sondern seit Menschengedenken werden solche Dinge immer in der gleichen Weise abgethan, und ein Mann glaubt schon weit mit der Zeit fortgeschritten zu sein, wenn er etwa die Wurzelscheibe des Baumes umgräbt und die Raupennester abfängt. Noch heute kann man überall bei uns die Heuernte vor sich gehen sehen, wie sie vor Jahrhunderten stattfand, und wenn etwa einmal ein amerikanischer Heuwender in Betrieb ist, so gilt das schon als etwas Besonderes. Eventuell beneidet der Gutsbesitzer sogar den Knecht, der auf dem Heuwender bequem sitzen kann, statt daß er sonst mit den Mägden im Schweiß seines Angesichts rechnen mußte. Die Amerikaner erzählen uns, daß für 1 Acre bei der Heuernte erforderlich waren 1860 und 1894: 35 Stunden und 30 Minuten resp. 11 Stunden 34 Minuten und daß die Arbeitskosten 3,0606 Doll. und 1,2849 Doll. betragen. Bei uns sind die Productionskosten gestiegen in Folge der gestiegenen Löhne, dort sind sie gefallen. Resultat: es wird Heu zusammengepreßt und in Schiffen nach Europa gebracht; ein Artikel, wie Heu!

Etwas über die wahren Ursachen der landwirthschaftlichen Concurrenz der Ver. Staaten kann man erfahren, wenn man die Zahlen über die Weizenproduction durchsieht. Hier hat ja die amerikanische Entwicklung ganz unübersehbare Folgen für die wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse Europas gehabt. Die Zahlen gelten hier für 20 Bushel, die als Ertrag von 1 Acre genommen werden, und es sind die Jahre 1829/30 und 1895/96 gegenübergestellt. Es waren nöthig verschiedenartige Manipulationen: früher 8, heute 5; hier hat

also die Maschine bereits vereinfachend gewirkt, indem verschiedene Haptierungen zusammengezogen sind. Früher war nöthig: 1. Pflügen, 2. Säen, 3. Eggen, 4. Mähen, Binden, Zusammenstellen; in die Scheune fahren, 5. Dreschen und das Stroh in Diemen bringen, 6. Worfeln, 7. Schaufeln und Einsacken. Heute braucht man nur: 1. Pflügen, 2. Säen, 3. Eggen, 4. Mähen, Dreschen und Einsacken, was durch eine combinirte Mäh- und Dreschmaschine besorgt wird, 5. den Weizen in den Speicher fahren. Früher waren 4 verschiedene Arbeiter nöthig, heute 10: der Mann, der früher mit Ochsen pflügte, wird durch einen Mann ersetzt, der mit Pferden pflügt; an Stelle des Mannes, der früher mit der Hand säte, treten jetzt zwei Mann bei der Sämaschine; desgleichen beim Eggen heute zwei Mann mit Pferden statt früher ein Mann mit Ochsen; die combinirte Mäh- und Dreschmaschine erfordert vier Mann und Pferde. Man sieht die Tendenz, an Stelle der vereinzelt Arbeit die Zusammenarbeit zu setzen. Früher erforderte die Arbeit 64 Stunden, heute drei und kostete 3,7 Doll., heute 0,7. Man vergleiche, welcher der beiden geschilderten Arten selbst auf größeren Gütern unserer Arbeitsweise in Deutschland ähnlicher ist. Ganz gleichgiltig ist es dabei, ob manche der geschilderten Arbeitsmethoden aus irgend welchen Gründen bei uns nicht praktikabel sind: die Thatsache bleibt, daß durch eine große Vereinfachung der Arbeit und Anwendung von Maschinerie dort die Productionskosten niedriger werden als bei uns.

Hätte das arbeitsstatistische Amt die letzte aufgegebenen Frage beantworten können, so würden wir einen Schlüssel erhalten für die Ursachen, aus denen sich die maschinelle Production gegenüber der Handarbeit entwickelt hat. Es war der Mangel an Arbeitskräften, respective die hohe Entlohnung derselben. Bei uns mochte lange Zeit hindurch in Folge der niedrigen Löhne immer noch die Handarbeit billiger sein; dann kam aber der Punkt, wo sie doch theurer wurde; und nun fehlte der intelligente, hochbezahlte und zuverlässige Arbeiterstamm, dem man die complicirten Maschinen in die Hand geben konnte. Schon hinter die Sämaschine muß man bei uns Hofmeister oder Verwalter hergehen lassen, wenn man nicht will, daß im Herbst lange Reihen leerstehen; für die Bedienung so schwieriger Maschinen wie die amerikanischen Erntemaschinen fehlt es einfach an Leuten bei uns. Die Amerikaner finden keine Arbeiter für das Verhacken und Verziehen der Rüben, weil die Arbeit zu stumpfsinnig ist; wir finden keine Leute für die Intelligenz erfordernden Arbeiten. So kommt die Nothlage unserer Landwirthschaft schließlich auf sociale Gründe zurück und wird eine Analogie jener allgemeinen Erscheinung des Zurückbleibens und Verkümmerns handarbeitender Bevölkerungen gegen Maschinenarbeitende, wie der Handweber gegen die Maschinenweber: auch wenn die Fabrik vor ihrem Hause steht, können sie nicht in ihr arbeiten, weil sie nicht mehr die nöthigen Fähigkeiten aufwenden können.

Und wie unsere gegenwärtige Zeit sich dadurch auszeichnet, daß alle früheren Tendenzen sich im größten Maßstabe wiederholen, so stehen wir eben im Begriff, diese Erscheinung aus dem Verhältniß einzelner Bevölkerungskategorien innerhalb der Völker übertragen zu sehen auf das Verhältniß der Völker unter einander. Oder ist es nicht klar, daß dieser tiefe Unterschied in der Landbevölkerung auch einen Unterschied im Gesamthabitus der beiden Nationen ausmachen muß? Daß das amerikanische Volk zu höherer Art sich entwickeln wird, das deutsche zurückgehen? Gehen wir von der Landwirthschaft zur Industrie über, so finden wir nicht mehr die großen Unterschiede zwischen amerikanischen und deutschen Verhältnissen; in manchen Industrien sind entschieden wir überlegen, in manchen stehen wir gleich mit den Amerikanern; unzweifelhaft aber behaupten die Amerikaner auch hier den Vorrang. Es ist ja durchaus nicht immer gesagt, daß die höhere wirthschaftliche Entwicklung social vorteilhafter sein muß. Nehmen wir die Herstellung von Stiefeln. Es werden

hier die Jahre 1859 und 1895 verglichen. Die Hand machte 83 Operationen, die Maschine 122; es waren früher nöthig zwei verschiedene Arbeiter, heute müssen es 123 sein; dafür ist die Zahl der Arbeitsstunden für 100 Paar von 1436 auf 154 heruntergegangen, und die Arbeitskosten von 408 $\frac{1}{2}$ Doll. auf 35 $\frac{1}{2}$ Doll. Bei uns wird auch heute wohl der größte Theil der Schuhe durch Handwerker hergestellt, während in den Vereinigten Staaten kaum noch ein handwerksmäßiger Schuhmacher, außer für die obersten Zehntausend, existiren wird. Aber wenn auf dem Dorfe ein Mann ein Häuschen hat und ein paar Morgen Acker, und vielleicht die Hälfte seiner Zeit verwendet, den andern Leuten im Dorfe Stiefel und Schuhe zu machen und zu flicken, und die andere Hälfte auf seinem Felde arbeitet, so ist das sicher eine gesündere Erscheinung, und eine für das gesammte Volksleben werthvollere Existenz, als ein noch so gut bezahlter Arbeiter in einer Fabrik, der in einer engen Wohnung mit schlechter Luft wohnt, durch den raschen Gang der Maschine geheizt ist und in beständiger Aufregung und Unruhe lebt: und die Käufer stehen sich wohl eben so gut, wenn sie ihre Schuhe von ihrem Freund beziehen, dem sie vielleicht das Leder vom eigenen Vieh geliefert haben, auch wenn seine Stiefel noch einmal so theuer sind, wie wenn jener Fabrikarbeiter für sie arbeiten würde: denn sie achten mehr auf das Getaufte und sind einer sorgfältigen Reparatur sicher; ohnehin würde ja der Zwischenhandel die Waare doch sehr vertheuern, und, da er stets die Tendenz hat, die Waaren zu verschlechtern zu Gunsten der Billigkeit und des äußeren Scheins, so wäre sie vielleicht auch nur halb so haltbar.

In den Ver. Staaten giebt es nicht die alten persönlichen Beziehungen der Bevölkerung unter einander, und deshalb geht auch der kleinste wirthschaftliche Vorgang leicht in dem großen wirthschaftlichen Kreislauf auf. Während bei uns noch auf weite, absehbare Zeiten eine große Menge wirthschaftlicher Existenzen vorhanden sind, welche nicht in Berührung kommen mit dem großen wirthschaftlichen Leben und seinen Erschütterungen kaum ausgelegt sind, ist dort alle Kraft der Menschen zusammengesetzt, lebt Niemand abseits. So lange man nur die materiellen Resultate dieser Zustände betrachtet, und das muß man, sobald ihre Producte denen der andern gegenüberstehen und auf ihren Preis einwirken, weil dadurch ja die Existenz des Verfertigers tief beeinflusst wird, kann es keine Frage sein, daß wir mit unserer größern wirthschaftlichen Zersplitterung weit nachstehen. Ganz anders wird aber das Bild, sobald man fragt, welche Zustände die größere Gewähr innerer Stabilität gegenüber möglichen Krisen bieten, und ob unter allen Umständen gesteigerte Lebenshaltung und intelligenter geleitete Arbeit für die dauernden Interessen einer Nation so werthvoll sind, falls sie durch gesteigerte Abhängigkeit der Existenz und gesteigerte Unruhe der Lebensführung erkauft werden. Amerika hat einen großen Stamm von unabhängigen, wohlhabenden, gebildeten und dabei selbst arbeitenden Farmern, und wird in diesen immer eine Reserve für seine Volkskraft haben; die übrige Bevölkerung aber scheint doch nicht so ganz ein auch künftiges Gedeihen des Volkes zu garantiren.

Unsere Wünsche und die Meinungen über das, was dem Volk als Ganzem und für künftige Zeiten nützlich ist, können auf die Entwicklung nicht einwirken; denn das ist ein Hauptmerkmal unserer Gegenwart, daß sie immer nur an den Augenblick und an den Einzelnen denkt; auch da, wo sie social empfindet, hat sie ja nicht den Volkszusammenhang im Auge, sondern nur die Interessen einzelner benachtheiligter Schichten der Bevölkerung. In den Vereinigten Staaten treten diese Tendenzen am stärksten hervor, und in ihnen ist damit auch der höchste Grad moderner wirthschaftlicher Entwicklung überhaupt erreicht. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das einen beschleicht, wenn man in den Bänden der Untersuchung blättert. Die erdenklichsten Dinge sind hier be-

trachtet: Schachteln, Brod, Wagen, Töpferwaaren, Uhren, Anzüge — auch hier sind die Arbeitskosten auf $\frac{1}{2}$ gefallen — und so fort. Ueberall ist die Maschine an die Stelle der Hand getreten; in den meisten Fällen scheinen sich die Löhne erhöht zu haben, so daß zum Beispiel bei Blumentöpfen die Arbeitskosten gestiegen sind, trotzdem die Arbeitszeit von $3\frac{1}{2}$ auf 2 Stunden fiel; und in gar nicht abzuschätzender Weise hat sich die Masse der erzeugten Gegenstände vermehrt. Es scheint, daß das Ideal selbst derjenigen erreicht ist, welche die Alleridealistischsten zu sein schienen: Nicht nur eine ungeheure Vermehrung des Reichthums hat stattgefunden, sondern es haben auch die arbeitenden Classen einen Antheil an dem Aufschwung gehabt; dieser wird ja wohl nicht so groß gewesen sein, wie derjenige der höheren Classen; aber, wie heute die gesellschaftliche Leitung der Arbeit ist, wenn man die großen Gewinne der höheren Classen an die Arbeitenden vertheilt, so käme doch für Jeden nur ein werthloser geringer Satz, der in keinem Verhältniß steht zu der sonstigen Steigerung.

Aber welchen Sinn hat denn diese ganze Entwicklung? Die Gegenwart hat ganz vergessen, daß wir doch nicht leben, um zu arbeiten, sondern wir arbeiten doch, um zu leben. Welchen Nutzen haben denn die Menschen davon, daß sie heute zwei Paar Schuhe jährlich verbrauchen können und früher nur ein Paar? Um diesen Effect zu erreichen, haben sie ihre frühere Ruhe und Unabhängigkeit aufgegeben und sich Jeder in das wilde Getriebe der Weltproduction begeben, das Niemand beherrscht, Niemand auch nur übersieht. Die Menschen von früher übersehen nur ihr Dorf; aber sie hatten Ruhe und Sicherheit; die von heute sehen in Wirklichkeit auch nicht mehr, und machen sich nur einen müßigen Dunst vor, und sie haben keine Ruhe, sondern müssen ihre Nerven immer bis auf den letzten Punkt anspannen, um nicht von Andern verdrängt zu werden; und auch dann noch leben sie in beständiger Unsicherheit, denn die ihnen unverständlichen Mächte der Weltwirthschaft haben ihr Geschick in der Hand; und während sich die Menschen früher abhängig glaubten von einem gütigen Gott, der immer Alles zum Besten führte, sind sie heute abhängig von einem kalten und erbarmungslosen Zusammenhang der Dinge: von Völkern irgend welcher Länder, deren Namen sie kaum kennen, von Kriegen in den entlegensten Gegenden, von Ueberproduction und Zahlungsstockungen auf Gebieten, mit denen sie nicht die geringste Berührung haben. Und was haben die Wenigen erlangt, die nun ganz oben stehen auf der socialen Leiter? Sie haben fabelhafte Reichthümer; aber die Genußfähigkeit der Menschen ist begrenzter, als die Fähigkeit des Geldes, sich aufzuhäufen. Sie könnten Alles kaufen, wenn sie wollten; aber wer Alles hat, der hat Nichts, denn erst durch das Bewußtsein, daß man das Eine nicht hat, hat man das Andere. Lediglich auf Eins kommt ungeheurer Besitz hinaus: auf Macht. Aber um von der Macht etwas zu haben, muß man frei sein, sie ausüben zu können. Mit besangenen Geist kann man sinnlose Verschwendung treiben, prächtigen Feste geben und fremde Vornehmheit nachäffen: wer sich persönlich äußern will, muß nicht mit den unaufhörlichen Sorgen des Besitzes beladen sein, ihn immer vertheidigen und vermehren müssen, nie einen ruhigen Augenblick haben. Wenn die alten Christen das Reich des Antichristen ausgemalt hätten, von dem sie philosophirten, so hätten sie vielleicht gesagt, daß es die Menschen durch einen trügerischen Schein blendet, daß sie sich einbilden, glücklich zu sein, während sie elend sind, frei zu sein, während sie Sklaven sind, daß sie ein Mittel des Lebens für einen Zweck halten, und am Ende so betrogen sind, wie Jemand, der ein Surrogat kauft für den wirklichen Stoff. Dann würden sie das wahre Bild unserer Zeit gegeben haben.

Der Preisfall im letzten Jahrhundert.

Von A. Syrkin.

Der sociale Pessimismus, welchen die Bourgeoisie durch die Anerkennung der Malthus'schen Lehre von der Ueberbevölkerung und das Proletariat durch das Schwören auf die absolute Verelendungstheorie hegten und zum Theil noch jetzt hegten, verliert immer mehr an Boden. Die Lehre von Malthus hat sich als eine Wahndee herausgestellt, denn nicht nur daß der Wohlstand durch eine Vermehrung der Bevölkerung nicht verringert wird, sondern im Gegentheil eine Zunahme der Bevölkerung ist überall mit einer Zunahme des Reichthums identisch, indem bei der gegenwärtigen fortgeschrittenen Technik und capitalistischen Gesellschaftsordnung der Mensch weniger verbraucht, als er herstellt. Die falschen Prophezeiungen von Malthus waren oberflächliche Ermägungen, für welche im Grunde genommen keine Zeit wirkliche Anhaltspunkte geboten hat. Dagegen traf die absolute Verelendungstheorie für bestimmte Zeitperioden der capitalistischen Entwicklung zu, welche als Uebergangsperioden aus einer Technik in die andere oder auch als Krisenzeiten charakterisirt sind. Im Allgemeinen hat die moderne Production die Tendenz, den absoluten Wohlstand aller Classen zu steigern. Falsch ist aber zweifellos der Schluß, der aus der Einsicht in diese Thatsache mehrfach gezogen wird, daß diese Wohlstandszunahme zur socialen Befriedigung führt. Die Befriedigung ist bereits eine psychologische Kategorie und hängt nicht allein vom materiellen Wohlstand ab, sondern von der Gesamtheit der psychischen und ethischen Factoren, welche das Leben bedingen. Der absolute Wohlstand der arbeitenden Bevölkerung ist von der Lohnhöhe und dem Preisniveau für die nothwendigen Verbrauchsartikel abhängig. Freilich müssen auch die Arbeitsgelegenheit, der hygienische Zustand, die directe und indirecte Steuerlast bei der Beurtheilung des Volkswohlstandes mit in Betracht gezogen werden; allein sie spielen, verglichen mit den oben erwähnten Hauptfactoren, bei der Wohlstandsschätzung nur eine untergeordnete Rolle. Uebrigens steht die Arbeitsgelegenheit auf dem Continent Europas im gleichen Verhältniß zur Lohnhöhe; nimmt bei größeren Löhnen zu, um bei geringeren Löhnen sich zu vermindern. In England und in den Vereinigten Staaten Amerikas dagegen ist Arbeitslosigkeit eine beinahe ständige Erscheinung in den Wintermonaten, welche in fast allen Arbeitsberufen auftritt. Dagegen ist der mangelhafte Gesundheitszustand der arbeitenden Massen, welcher in vielen Fällen den Charakter chronischer Krankheit an sich hat, eine große wirthschaftliche Calamität, welche nicht selten die sonstigen günstigen Factoren compensirt.

Daß die Arbeitslöhne im Laufe des Jahrhunderts und namentlich der letzten Decennien nicht unerheblich gestiegen sind, und zwar auf dem flachen Lande sowohl als in den Städten, ist bekannt. Weniger bekannt ist aber die Thatsache, daß auch die Preise für die nothwendigsten Verbrauchsartikel im fortwährenden Sinken begriffen sind, so daß der Reallohn, d. h. der Lohn in Rücksicht auf seine Kaufkraft noch mehr gestiegen ist, als der Nominallohn. Und merkwürdiger Weise ist dieser Rückfall der Preise in den letzten Jahrzehnten nicht nur für die Industrieerzeugnisse, sondern ebenso auch für die Landwirthschaftsproducte zu constatiren. Wenn nun die naive Erfahrungsweisheit von dem fabelhaft billigen Leben in der guten alten Zeit spricht, so ist hier in den meisten Fällen die Bedürfnislosigkeit und die billige Arbeit in den früheren einfacheren Verhältnissen mit billigen Lebenspreisen verwechselt, während andererseits die Erinnerung landwirthschaftliche Artikel fixirt, die unter mangelhaften Verkehrsverhältnissen noch kein Gegenstand des nationalen oder internationalen Marktes waren und an manchen Orten wirklich niedrig im Preise standen. Die statistischen Erhebungen dagegen über die Preisschwankungen ergeben ein sehr bedeutendes Sinken der Preise, namentlich in den letzten fünf Jahrzehnten.

Um mit den landwirthschaftlichen Producten zu beginnen, gestaltete sich die Preisverschiebung im Hamburger Handel folgendermaßen: 50 Kilogramm Weizen kosteten in den Jahren 1847—50: 9,7 Mark, 1891—95 nur 6,7 Mk.; bei Roggen waren die entsprechenden Ziffern 6,1: 6,2; bei Gerste 8,2: 4,9; bei Hafer 5,6: 5,9; bei Talg 41,1: 28,3; bei Schmalz 46,6: 38,4. Im Jahre 1896 waren die Preise bei allen diesen Artikeln noch niedriger, als im Jahr fünf 1891—95. Setzt man den durchschnittlichen Preis aller erwähnten Waaren für den Zeitabschnitt 1847—70 gleich 100, so ist der durchschnittliche Weizenpreis für 1891—95 im procentualen Verhältniß 61, der Roggenpreis 77, der Gerstenpreis 59, der Haferpreis 80, der Preis für Talg 61, für Schmalz 70. Hier ist ein Preisfall von mehr als $\frac{1}{3}$ zu beobachten. Der durchschnittliche Preis für Butter gestaltete sich in den Jahren 1847—70 und 1886—90 wie 100 zu 87. Der Preis für Getreide steht am Ende des Jahrhunderts eher niedriger, als in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts. Dagegen war im preußischen Staat das Fleisch bis zum Jahre 1870 billiger als jetzt; es hat sich aber seit jener Zeit auch nicht vertheuert, sondern behauptet ungefähr dasselbe Niveau. So kostete ein Metercentner Rindfleisch im Durchschnitt in den Jahren 1821—30: 46 Mk.; 1851—60: 70 Mk.; 1871 bis 1875: 114 Mk.; 1881—85: 118 Mk.; 1886—90: 117 Mk. In den 90er Jahren stieg allerdings der Preis bis 124 und 126 Mark pro Metercentner.

Ausführliche und kritisch verarbeitete Daten giebt die englische Statistik über den Preisfall. Der Statistiker A. Sauerbeck untersuchte den Preisstand für 45 Artikel in den letzten drei Jahrzehnten in London, wobei er die Preise für das Jahrzehnt 1867—77 = 100 setzte. Für die Vegetabilien und besonders für das Getreide sanken die Preise im Verhältniß zu 100 für 1878—87 auf 79, für 1888—97 auf 62. Für thierische Nahrungsmittel ergab sich in den drei Jahrzehnten ein Verhältniß von 100 zu 95 und 81, für Colonialwaaren von 100 zu 76 und 66. Die Nahrungsmittel überhaupt sanken in den letzten drei Jahrzehnten im Verhältniß von 100 zu 84 und 70. Das Preisverhältniß der Mineralien war 100, 73, 70; das der Textilwaaren 100, 71, 59; das der verschiedenen anderen Gegenstände, wie Leder, Talg, Del, Soda, Nitrate, Bauholz, Indigo, Felle u., 100, 81, 66. Sämmtliche von dieser Statistik berücksichtigten Artikel sanken im Preis in den letzten drei Jahrzehnten im Verhältniß von 100 zu 79 und 67. Die Preise gingen somit für alle diejenigen Waaren, welche als Gebrauchsartikel am meisten für den Consum der Bevölkerung in Betracht kommen, um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ zurück, und zwar fielen sie in England tiefer als in den übrigen Ländern.

Die Preise für Industrieerzeugnisse sind viel erheblicher gesunken, als die für landwirthschaftliche Artikel. So gestaltete sich der Wollpreis auf dem Berliner Wollmarkt für den Centner (50 Kilo) mittelfeine Wolle in Mark folgendermaßen: 1875—79: 169/179; 1890—94: 111/129; 1895: 111/124. Geradezu erstaunlich ist aber der Preisniedergang für Zucker in den letzten Jahrzehnten. Der Preis für einen Doppelcentner (100 Kilo) Rohzucker auf dem Plage Magdeburg sank von 64 Mark in den Jahren 1877—80 auf 30 Mark in den Jahren 1891—95 und 21 Mark im Jahre 1895, um im Jahre 1896 auf 23 $\frac{1}{2}$ Mark wiederum zu steigen. Ebenso sind die Spirituspreise sehr erheblich gesunken.

Ist aber die Kaufkraft des Geldes in Anwendung auf die Verbrauchsartikel gestiegen, so hat sie sich andererseits insofern verringert, als die Wohnungspreise im Laufe des Jahrhunderts ungeheuer in die Höhe gegangen sind. Hohe Mietpreise fallen aber mit ihrer ganzen Wucht auf die arbeitende Bevölkerung, welche für gewöhnlich $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ ihres Einkommens für den Mietzins verwendet. Auch ist es eine bekannte Thatsache, daß die Miete für kleinere

Wohnungen verhältnißmäßig höher ist, als für größere Wohnungen. Der Procentfuß, welchen der Mietpreis vom Einkommen ausmacht, ist im Allgemeinen um so kleiner, je größer das Einkommen ist. Die Steigerung der Mietpreise in Berlin veranschaulicht folgende tabellarische Zusammenstellung:

Wohnungen in Berlin mit einem Mietzins bis		
	1815	1891
300 Mark waren	89 $\frac{0}{0}$	49,9 $\frac{0}{0}$
300—600 " "	7,6 $\frac{0}{0}$	26,3 $\frac{0}{0}$
600—900 " "	2,0 $\frac{0}{0}$	8,6 $\frac{0}{0}$
900—1200 " "	0,7 $\frac{0}{0}$	4,7 $\frac{0}{0}$
über 1500 " "	0,4 $\frac{0}{0}$	7,4 $\frac{0}{0}$

Der durchschnittliche Mietpreis einer Wohnung war in Berlin 1815: 117 Mk., 1830: 255 Mk., 1873: 513 Mk., 1892: 674 Mk. Der Mietpreis ist demnach im fortwährenden Steigen begriffen und verringert die Wohlstandszunahme der arbeitenden Massen, welche sich aus dem Preisniedergang für Verbrauchsartikel ergibt. Diese Steigerung erklärt sich aber theils durch die Verbesserungen der Wohnungen und ihre bequemere Einrichtung, theils durch die ungeheure Steigerung des Mietzinses in Folge vergrößerter Nachfrage. Die zweite Ursache ist hier zweifellos von weit größerer Wirkung, so daß die Zunahme des Mietpreises eine wirthschaftlich negative Erscheinung ist, indem sie den Reallohn der arbeitenden Bevölkerung verringert.

Der Niedergang der Preise und die Steigerung der Arbeitslöhne, die trotz der Steigerung des Mietzinses doch zweifellos den Wohlstand der arbeitenden Massen erhöhen, sind eine glänzende Widerlegung der pessimistischen Theorie der Bourgeoisie sowohl als auch des Proletariats, der Uebersättigungstheorie als auch der Verelendungstheorie. Von einer absoluten Verelendung kann nicht mehr im Ernst die Rede sein. Daß der wirthschaftliche Unterschied zwischen den socialen Classen trotzdem wächst, ist indessen nicht minder wahr, denn von dem wirthschaftlichen Aufschwung ziehen die höheren socialen Classen einen größeren Vortheil, als die niederen. Die Bezeichnung: relative Verelendungstheorie für diese Thatsache ist aber nur noch ein temporäres Haft an der bereits überlebten Theorie überhaupt. Daß der Classenkampf und die sociale Schöpfungskraft wegen der absoluten Wohlstandszunahme erlahmen sollten, ist eine logisch nicht zu rechtfertigende Behauptung, denn Wohlstandszunahme und sociale Befriedigung sind nicht identisch: erstere ist eine ökonomische, letztere eine psychologische Kategorie.

Die Officiere und der Alkohol.

Von Dr. W. Bode (Weimar).

Wenn innerhalb eines Jahres zwei pensionirte Officiere unabhängig voneinander, Aufsätze über die Gefährlichkeit der Alkoholgetränke für den Officierstand verfassen und unter ihren Kameraden zu verbreiten suchen, so hat das was zu bedeuten. Denn so leicht vertraut ein deutscher Officier die Mängel und Makel seiner Kreise dem Druck nicht an; l'honneur de l'armée ist nicht bloß in Frankreich ein Gegenstand des Göyendienstes.

Der eine Verfasser ist der Infanterie-Hauptmann Wilhelm Ueberhorst, seine Schrift „Amethysta“ ist bei Tienten in Leipzig erschienen; der Andere ist ein ungenannter Cavallerie-officier, sein Heft über „Die Trinkfitten im Heere“ ist als „Ansprache an die Officiersfrauen“ durch D. B. Böhmert in Dresden zum Druck gegeben und von diesem zu beziehen, einzelne Exemplare unentgeltlich. Beide haben offenbar eine persönliche Abneigung gegen die geistigen Getränke, weil sie

selber darunter gelitten haben; jedoch waren sie keine Trinker, sonst würden sie weniger offen reden. Der Cavallerist schreibt, daß er stets ein gewisses Gefühl für die Gefahren des Alkohols hatte, „und deshalb war ich mäßig, so viel als es die gesellschaftliche Sitte erlaubte“. Da haben wir schon den Kubels Kern. Die gesellschaftliche Sitte der Officierskreise erlaubt eben die Mäßigkeit nur in mäßigster Anwendung. Und so erkrankte denn auch unser Cavallerist trotz seiner Mäßigkeit schon als Bierziger an einem Magenkatarrh, den er namentlich dem Alkohol zuschreibt und den er erst nach zehnjähriger strenger Diät und liebevoller Pflege überwunden hat.

Er behauptet, wie der Infanterist Ueberhorst, daß das bekante und doch immer wieder erschreckende schnelle Verbrauchtwerden vieler Officiere sehr mit ihren Trinksitzen zusammenhänge. Ueberhorst meint: „In der Blüthe der Kraft tritt der junge Mann in das Officiercorps ein, und oft ist er schon als Hauptmann verschliffen. Dann schreibt man es natürlich auf Conto des zu anstrengenden Dienstes. Ist es wohl die Wahrheit? Schmerzlich! Der Dienst mit seiner heilsamen Bewegung in frischer Luft hat den Verseuchungsproceß des Körpers nicht herbeigeführt — pflegen doch Reserveofficiere eine sechswöchige Uebung gern eine Badercur zu nennen — er hat den Verfall sogar noch aufgehalten. Der Verderb der Säfte und Kräfte ist in den Körper hineingebracht worden durch den Alkoholismus und anderes Gift für ein blühendes Leben“. Der Cavallerist fährt fort: „Aber der Genuß geistiger Getränke zerstört nicht nur die Gesundheit des Körpers, sondern führt auch zum Spiel, zu Wetten, zum Verschwendung; er ist fast immer die Ursache zum Streit und Duell und lockert namentlich die Disciplin.“

Nun haben wir sehr ehrenwerthe und erfahrene Officiere aufrichtig behaupten hören, die Unmäßigkeit sei im Officiercorps außerordentlich selten. Ein Artillerie-Oberst unserer Bekanntschaft urtheilt: „In einzelnen Perioden, namentlich nach den großen Kriegen, mag hier und da zu viel getrunken worden sein, aber es wurde dem auch wieder gesteuert, oder vielmehr, es regulirte sich von selbst. Nach meiner 30 jährigen Erfahrung kann ein einigermaßen selbstständiger Charakter sich jede Eigenart bewahren, die mit den allgemeinen militärischen Principien nicht im Widerspruch steht. Diese Principien verlangen durchaus nicht eine Pflege der Trinkgewohnheiten. Man kann sich nicht principiell von den kameradschaftlichen Vereinigungen und Festlichkeiten ausschließen, aber man kann an ihnen theilnehmen und sich dabei das Maß des Trinkens vorbehalten.“

So urtheilt ein Jeder nach seinen persönlichen Erfahrungen. Unser Cavallerist geht von seinen Erinnerungen aus, die freilich anders klingen. „Im Jahre 1859 trat ich als Junker in ein preußisches Regiment ein. Zu dieser Zeit war es in einigen Escadrons Sitte, daß der Junker einen solchen Schnapsvorrath zu den Escadrons-Exercieren brachte, daß er für sämtliche Officiere genügte. Es wurde aber eine Ehre darein gesetzt, daß das Quantum nicht nur groß, sondern auch möglichst stark war. So entsinne ich mich, daß von einzelnen Junkern zuweilen Eau de Cologne oder Weingeist unter den Cognac gegossen wurde. Als ich unbewußt einmal einen Schluck von dieser Mischung nahm, durchfuhr es mich wie ein elektrischer Schlag, und ich war noch einige Stunden nachher noch ganz benebelt davon. Dieser Scherz fand allgemeinen Beifall. — Während des Waffenstillstandes nach dem dänischen Feldzuge machte ein preußischer Artillerie-Hauptmann die Wette, 14 Tage lang jeden Tag 14 Flaschen Bordeaux zu trinken. Er gewann die Wette und wurde wegen dieses Erfolges von vielen jungen Officieren als Held angesehen; seine Leistung trug viel zur Nachahmung bei, er starb jedoch einige Jahre später in der Blüthe der Jahre am Delirium tremens. — Ein höherer süddeutscher Officier trank bei Gelegenheit einer Besichtigung in R. im Jahre 1881 etwa

10 Flaschen Wein (Bottle) während des Diners; nachher wenigstens 10 Glas verschiedene Liköre und gleich darauf im Laufe weniger Stunden etwa ein Duzend Glas Bier. Allgemein wurde auch diese Leistung als Bravourstück bewundert. — Bei einem Cavallerie-Exercieren in den siebziger Jahren wurden bei dem Zweckessen von den anwesenden 120 Officieren mehr als 500 Flaschen Wein und ungezählte Fässer Bier an einem Nachmittage getrunken. — Noch viele ähnliche Beispiele könnte ich angeben; wer dem Officierstande nahe steht, wird jedoch selbst von solchen Trinkgelagen und seinen Folgen zur Genüge gehört haben.“ Ueberhorst spricht auch von der schwächlichen Nachkommenschaft vieler Officiere. Wir möchten fragen: woher kommt es, daß die Unterofficiere nach ihrer Gesichtsfarbe und Bewegung einen viel gesünderen Eindruck machen als die Leutnants? Doch wohl davon, daß ihnen zu einem gleich unhygienischen Leben Zeit und Mittel nicht zur Verfügung stehen.

Wichtiger als Anklagen sind Besserungsvorschläge. Beide Verfasser kommen auf dieselben Mittel der Abhülfe. Nach Ueberhorst müßten die Officiere und Mannschaften in der Gesundheitslehre besser unterrichtet werden, wobei das Capitel vom Alkohol besonders ausführlich zu behandeln sei. Für den Lehrplan der Cadettenschulen wird das Gleiche verlangt. Die Erziehung der Cadetten müßte mehr eine wissenschaftlich-innerliche, als eine militärisch-äußerliche sein. Die Cantinen dürften keinen Schnaps führen, die Casinos keine Liköre, schwere Weine und englische Biere. Alkoholfreie Getränke müßten an beiden Stellen viel mehr gepflegt werden. Das auf Hon nehmen sollte bei geistigen Getränken nur in geringem Maße gestattet sein, der Oberst sollte das Casino dahin überwachen, daß wenig getrunken wird. Den Officieren müßte mehr wissenschaftliche Beschäftigung geboten werden, damit sie nicht in der Einförmigkeit des Kasernenhofes und des Stoppelackers oberflächlich werden und im Kommiß ersticken.

Dieses letzte Thema führt der Cavallerist gut aus. „Die Werthschätzung des Alkohols zeigt sich gewöhnlich dort am meisten, wo Genußempfindungen edlerer Art und geistige Zerstreuungen fehlen. Je mehr ein Mensch eine höhere Stufe der Bildung erreicht hat, Interesse an geistiger Thätigkeit nimmt und der Arbeitstrieb entwickelt ist, um so mehr wird das Bedürfniß, sich durch Alkoholgenuß zu entschädigen, schwinden. So ist es erklärlich, daß jüngere Officiere in kleinen Garnisonen, wo sie nur wenig geistige Anregung und sonstige Unterhaltung haben, häufig die Abende in der Kneipe zubringen. In vier Regimentern, denen ich angehörte, ist es nur selten vorgekommen, daß ein Vorgesetzter oder ein Kamerad einen Vortrag wissenschaftlicher Art hielt oder daß wir jüngeren Officiere eine Anregung geistiger Art gehabt hätten. Ueber die Gefahren, welche das übermäßige Trinken mit sich bringt, ist nicht ein einziges Mal ein Vortrag gehalten worden; auch entsinne ich mich, daß, wenn ältere Officiere davor warnten, dies nur im Scherz geschehen ist. In jedem Regiment ist mindestens ein Officier, der wirklich wissenschaftliches Interesse hat und der ein guter Redner ist. Man sollte diesen Vorträge halten lassen und ihm möglichst die Wahl des Themas überlassen. Ist das geistige Niveau im Officiercorps besser geworden, so wird auch die Unlust zu solchen Vortragsabenden schwinden und die regelmäßige Winterarbeit nicht mehr eine Last für ihn sein wie bisher.“

Sehr gut wird der Einwand abgewehrt, daß der Officier durch den Dienst zu sehr abgespant werde, um sich daneben noch geistig zu beschäftigen. „Es giebt bekanntlich viele Arbeiter, die nach einer zehn- bis zwölfstündigen anstrengenden Tagesarbeit am Abend zwei bis drei Stunden in den Lesehallen durch geistige Arbeit sich beschäftigen oder öffentliche Vorträge mit anhören, sich an Discussionen in Vereinen lebhaft theilnehmen und sich auf diese Weise ein oft erstaunliches Wissen aneignen. Warum sollte es also ein Officier nicht

können, der durch den Dienst doch weit weniger angestrengt ist als ein Arbeiter?"

Unsere beiden Officiere reden leider nicht von der Absonderung ihres Standes vom Civil; eine solche Kastenbildung kann natürlich nicht geistige Regsamkeit, weiten Gesichtskreis und vielseitige Bildung hervorrufen. Beide Verfasser klagen dagegen über die Geselligkeit der „Gesellschaft“, die ja an die Officiere die höchsten Anforderungen stellt und die einen hygienischen Charakter bekanntlich nicht trägt. Man läßt da reichlich oft einander leben, während man einander die Lebenskraft schwächt. Der Cavallerist führt sehr richtig aus, daß die in Deutschland übliche Trennung beider Geschlechter an dem Verderb unserer Geselligkeit eine Hauptschuld trägt, Herren und Damen haben schließlich nur noch eine sehr geringe geistige Gemeinschaft miteinander, so daß sie wohl noch miteinander essen, trinken, flirten und der *Médisance* sich ergeben können, aber keine wirklich vornehme, feingeistige Geselligkeit haben. Bei gut und gleich gebildeten Menschen würde das bloße Zusammensein Vergnügen hervorbringen und der Alkohol ganz überflüssig sein. Daß aus diesem Bildungsfehler viele unbefriedigende Ehen hervorgehen und daraus wieder Trunk und Kneipenleben, sei nur gestreift.

Ein muthiges Auftreten Einzelner verlangen beide Autoren. Ein abstinenten Officier erscheint dem Einen freilich noch ein Unding. Schreiber dieses hat den Namen eines activen württembergischen Officiers gehört, der die gänzliche Abstinenz durchführt, und ein Bruder von Gerhart Hauptmann soll sie als Reserve-Officier durchgesetzt haben. Oberstleutnant v. Knobelsdorff mußte freilich abgehen, weil er aus guten Gründen jeden Tropfen des für ihn giftigen Getränkes verschmähte, und so ist er nur bei der Armee des Blauen Kreuzes General geworden. Hier wollen wir die Frage der totalen Abstinenz nicht erörtern; ein Recht, alkoholische Getränke zu verweigern, sollte Jeder haben, selbst ein Officier. Und wer als Officier diese Abstinenz ein Jahr lang durchführt, verdient das Eisene Kreuz, denn er hat eine große Tapferkeit vor dem Feinde bewiesen, einen sozialen Muth, der wegen seiner Seltenheit besondere Ehre verdient.

Doch die Hauptsache ist vorläufig Aufklärung der Officiere über die hygienische und patriotische Seite der Alkoholfrage. Und dazu haben beide Verfasser das Ihrige gethan. Es wird doch manchem Leser zu denken geben, wenn er in der Dresdner Ansprache liest, daß das Vielvertragenkönnen, was heute noch so bewundert wird, im Grunde mehr ein Fehler als eine Stärke ist. „Nach den Begriffen, die wir Deutschen vom Trinken haben, gilt es als ein Zeichen von körperlicher Kraft, viel trinken zu können. Die Werthung der Constitutionskraft nach der Quantität alkoholischer Getränke ist aber keine richtige, denn die Fähigkeit viel zu trinken ist weniger ein Zeichen von Kraft, als ein Beweis der Gewöhnung an Alkohol. Ich entsinne mich, daß ich als Fähnrich mit vielen anderen Kameraden wöchentlich ein bis zwei Mal zusammen kam, um viel zu trinken. In den ersten Wochen herrschte schon nach einigen Stunden allgemeine Betrunktheit. Nachdem diese Meetings mehrere Monate fortgesetzt worden waren, kam dies bei gleichem Quantum nur selten und später fast gar nicht mehr vor. Dieselbe Erfahrung hat jeder Corpsstudent gemacht. Ein notorischer Schwächling kann es in der Kunst des Trinkens durch Übung weiter bringen als ein kräftiger Bauer ohne eine solche.“

Wir möchten unsere beiden Autoren und uns vor einem Mißverständnisse schützen. Niemand behauptet, daß das Officiercorps in auffälligem, verwunderlichem Grade unmäßig sei; es ist im Gegentheil recht gut erklärlich, daß die allgemeinen deutschen Trinksitten gerade in Kreisen junger, kräftiger, wohlhabender Männer, die wegen ihres sonst gesunden Berufslebens ein Zuviel leicht verwinden, bei dem jede körperliche Leistungsfähigkeit hoch geschätzt wird, daß diese Trinksitten hier gerade in deutlichen Formen sich finden.

Aber das Entschuldbare muß zuweilen doch bekämpft werden, und bei dem Stande, der das höchste Ansehen genießt, dessen Vorbild im Guten und Schlechten so sehr beachtet wird, ist die Kritik am nöthigsten. Die Officiere wollen ja doch die Erzieher der jungen Mannschaft sein, sie werden in ihrem intimsten Leben von ihren Burtschen und allen Soldaten fleißig beobachtet und ihre Gesundheit und Lebenskraft sind zu werthvoll, um durch verkehrte Sitten verschlechtert zu werden.

Weihnachtsidylle am Modderriver 1899.

Und als nun am Oranjefluß
Mit weißem Lilienstengel
Zum christlichen Verbrüderungsfuß
Einlub der Weihnachtengel,

Ward's plötzlich still, wo aus dem Strauch
Bisher die Kugeln gepiffen,
Der Bur ward sehr bewegt, und auch
John Bull war tief ergriffen.

Sie machten beide Gewehr bei Knie
Vor dem Heilsbotschaftbringer,
Zusammengefaltete legten sie
Um ihre Büchsen die Finger.

Und ihr Gesang klang in die Nacht:
„Uns ist das Heil erschienen!
Vom Geist der Liebe ward's gebracht,
Dem alle Gläubigen dienen.“

„Dir jubeln Preis und Dank wir zu!
Wir wissen's, auch auf Erden,
Die an Dich glauben, lässest Du
Ja nicht zu Schanden werden!

„O, heilige Nacht — Halleluja —
Nichts kann Dein Heil uns rauben!
Die Menschen all' sind Brüder ja,
Vereint im Liebesglauben.“

So klang's, wie's dieser Nacht gebührt;
Im Busch beim Sternenglimmen
Ein Panther lauschte, tief gerührt,
Den weihewollen Stimmen.

Zust hielt sein Abendbrod er schon
Gepackt am glatten Felle,
Doch laufen bei dem frommen Ton
Rasch ließ er die Gazelle.

Auch die am Modderriver saß,
Die fleckige Hyäne,
Zerknirscht ließ sie vom leckern Fraß
Die giergefletschten Zähne.

Nur seitwärts schnob ein plummes Maul:
„Das süße Orgelkasten-
Geleier dünkt mich etwas faul;
Ich halte nichts vom Fasten.“

Das war ein altes Rhinoceros
Mit doppelt gehöckerter Nase;
Fortstapfend, fraß es an doppelter Kost
Sich voll im fetten Grase.

„Ich weiß es, auf mich losgerannt
Mit seinem Stoßzahn und Rüssel
Kommt morgen früh der Elefant;
Drum halt' ich mich heut' an die Schüssel,

„Damit ich gehörig bei Kräften bin,
Ihn mit dem Horn zu verhauen.“
Ein Dichthäuter war's ohne Christensinn,
Sich weich im Gemüth zu erbauen.

Und als er ihn so beim Futter saß
In vollen, praktischen Zügen,
Der alte Dhm in Pretoria,
Er grinste mit stillem Vergnügen.

Wilhelm Jensen.

Die Episode Ibsen.

Ein kurzer Epilog. Von Arthur Goldschmidt.

Das neueste Drama: „Wenn wir Todten erwachen“ ist, wie mehr oder weniger jedes Werk Ibsen's, ein persönliches Bekenntniß; aber zugleich, wie der Dichter angedeutet hat, ein Schlußbekenntniß. Es ist eine Lebens- und Weltanschauungsbilanz, die für spätere Zeiten vielleicht wichtiger und interessanter sein wird, als so manche Ereignisse der Schlachtfeld-Geschichte. Die Dichtung behandelt im Besonderen die Tragödie des Künstlerthums; aber sie wächst darüber hinaus und erscheint wie ein Epilog zu jedem Leben und jedem Streben von höherer Bedeutung. Wie ein Grabgesang über Lebende geht der Refrain: „Der Champagner war da, doch du trankst ihn nicht“ durch das Drama, das eine Lösung des Lebensproblems a posteriori ist. Von der Warte des Alters schaut Ibsen zurück und preißt die Weltanschauung der Jugend. Die Sehnsucht nach der Wiedergeburt der altgewordenen Seele zu wikingertühner, schöner Jugendlichkeit strömt aus von allen seinen Schöpfungen. Sein Ideal hat eine lange Geschichte, eine lange Entwicklung durchgemacht. Ueberall mit dem lichten Ideal taucht düster und dämonisch das „zweite Gesicht“ desselben auf — die tragische Seite der freien Leidenschaft der freien Persönlichkeit. Wohl sind die Menschen „verwandt mit Himmel und Meer“, aber sie sind und bleiben erdgebundene Wesen. Und die Lebenden werden von den Todten regiert. Der unausweichliche Zwang der Tradition frißt wie ein Geier an der Prometheusseele der Sterblichen und betrügt sie um ihre natürliche, fröhliche Jugend.

Es galt Ibsen, mit den Gespenstern der historischen Ueberlieferung fertig zu werden, und was mehr ist, mit den eingeborenen Dämonen der Seele: den blondhaarigen Teufelchen und schwarzhaarigen Teufelchen . . . „gutmüthigen Teufelchen und bössartigen Teufelchen. Wenn man nur wüßte, ob's die blonden sind oder die schwarzen, die einen in ihrer Gewalt haben. Ja, dann wäre das Ding ganz einfach!“ Er hat den Egoismus und den Altruismus in ihrer ewigen Problematik analysirt. Wie die Häupter der lernäischen Schlange wachsen die Fragen immer wieder empor aus dem Problem des Glückes. Unermüdet hat Ibsen mit der immanenten Tragik des Lebensproblems gerungen. Glaubt der Dichter noch an die Möglichkeit einer Menschheit „in Schönheit und Gleichgewicht“? Jedenfalls glaubt er noch an die Möglichkeit von Schönheit und Gleichgewicht im Menschen. Er hat die Tugend- und Schuldwerthe umgewerthet und verkündet als die höchste Moral die schöpferische Entwicklung der Persönlichkeit in Freiheit und unter Verantwortlichkeit ihrer selbst. Die einzige Todsünde, von der es keine Erlösung giebt, ist — das Leben nicht zu leben. Denn das Leben ist gnaden-

reich und voll Erneuerung und voll Absolution. Die beiden großen Sünder und Märtyrer in „Wenn wir Todten erwachen“ wollen sich — zu spät — dem Leben hingeben. „Mögen alle Mächte des Lichts auf uns sehen! Und alle Mächte der Finsterniß auch!“ — ist ihr tiefer und stolzer Gruß und Scheidegruß an das Leben. Der befreiende Glaube an die Selbstherrlichkeit und Erlösungskraft des Lebens ist Ibsen's Vermächtniß.

Wohl hat er die Widersprüche in der menschlichen Seele, die Dämonik der Illusion auch in seinem letzten Werke angedeutet. Es scheint eine billige Weisheit zu sein, daß der Epilog zum Lebensführer, zum Prolog genommen, das Glück gewesen wäre. Es erhebt sich die Frage, ob wirklich das Glück gewesen wäre, was zur gegebenen Stunde, bei gegebener Möglichkeit das Glück nicht war. Der große Irrthum des Professor Rubek von einer Kunst jenseits des Lebens und einer Reinheit jenseits der Natur erscheint als der lauteste Künstleridealismus. Seine ideale Illusion wirkte in ihm stark und unbezwinglich wie eine Naturkraft, und doch war sein Idealismus wurzelkrank durch und durch. Sein Gefühl folgte nicht seinem eigenen tiefen Gesetze, sondern einer geschichtlichen Determination; es stand unter dem Bann einer verhängnißvollen Weltanschauung — verhängnißvoll nicht zuletzt für den geborenen Künstler in ihm — dem Bann der asketischen christlichen Idee von der reinen Jungfrau.

Ibsen's Ausgangspunkt und Ziel ist der Kampf gegen die Religion der Verneinung des Lebens und der Natur, gegen die asketische Moral und ihre tragischen Konsequenzen gewesen. Hat er sein Ziel der Befreiung erreicht oder hat er wenigstens irgend etwas mit seinem Kampfe, dem Kampfe eines ganzen Lebens, erreicht? Die letzte, nicht die einzige, Antwort, die er auf diese Frage giebt, ist: „Wenn wir Todten erwachen.“ Er hat den Bankerott seiner Mission, wie er sie verstand, darin angesagt.

„Wenn wir Todten erwachen“ ist ein Epilog, den Ibsen sich selber spricht — und der Zeit. Der Schöpfer eines unendlich reichen und gewaltigen Lebenswertes schaut müde und bitter auf die Welt, die er geschaffen. Man hat dafür die bequeme Erklärung von der „Melancholie der Genies“ — einem Schlagwort, mit dem Generation um Generation die großen Männer abspießt. So wird im Handumdrehen aus der Schuld der Zeit gegen die Größe ein mysteriöses Attribut derselben gemacht. Gründlich enttäuscht schaut Ibsen auf sein Werk — das ein Kunstwerk, ein „Meisterwerk“, erst durch die innerliche Verbindung mit dem Leben werden sollte — und sagt sich: Es war eitel . . . und mit einem Anflug von Degout blickt er auf seinen Ruhm, der noch viel eitler ist. Wie in einem wunderlichen Museum wandern die Leute in seiner Dichtung umher. Der Dichter hat gewartet auf das „Wunderbare“; auf das Wunder der Transsubstantiation — doch er hat umsonst geharrt. Keine Auserstehung der Gemüther hat sich vollzogen; die Todten erwachen nicht. Die „Revolution des Menschengesistes“, von der Ibsen geträumt hat, ist ein einsamer poetischer Traum geblieben. Und doch bestand diese Revolution in nichts Anderem, als daß die Menschen sich ausleben sollten im Geiste und in der Wahrheit ihrer Seele, ihrer Seele. Er wollte „in das lebendige Leben eingreifen, in das lebendige Leben des Tages. Wie ein befreiender Geist wollte er von einem Herd zum andern gehen. Den Geist und den Willen für sich erobern. Adelsmenschen schaffen rund umher — in weiteren und immer weiteren Kreisen. Adelsmenschen — frohe Adelsmenschen . . . Denn es ist die Freude, welche die Seele adelt.“ Alle Herrlichkeit der Welt hat er von seiner Höhe aus den Menschen zeigen wollen — aber sie sind nicht zum Bergsteigen geschaffen . . . Und so wendet sich der Reformatorichter von der Zeit ab, die ihm nicht gefolgt ist . . . für die er nur eine Episode gewesen . . . Die „Episode Ibsen“ — die er mit der Gluth eines ganzen Lebens bezahlt hat. Darum ist

sein Epilog tragisch geworden. „Heimstätten für Menschen zu bauen, das ist keine fünf Pfennige werth. Die Menschen haben die Heimstätten gar nicht nöthig. Jedenfalls nicht, um glücklich zu sein.“

Auch Goethe hat diese Abrechnung mit der Welt gehalten. Doch Goethe stand ihr als der große intuitive Realist gegenüber, der erkannte, wie sich die Menschen mit ihrer Erlösungsbedürftigkeit abfinden — und der deshalb resignirte. Er schreibt einmal an Schiller: „Wenn ich von einem Resultat reden soll, das sich in mir zu bilden scheint, so sieht es aus, als wenn ich Lust fühlte, immer mehr für mich zu theoretisiren und immer weniger für Andere. Die Menschen scherzen und hängen sich an den Lebensrättseln herum, wenige kümmern sich um die auflösenden Worte. Da sie nun sämmtlich sehr recht daran thun, so muß man sie nicht irre machen.“ Und in einem anderen Briefe heißt es: „Sehr schlimm ist es in unseren Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit werth ist, mit der Zeit in Widerspruch befindet, und daß der echte Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er das besitzt und mittheilen könnte, was die Menschen suchen.“

Die auflösenden Worte — das, was die Menschen suchen — hat Ibsen mit einer Reformatorenliebe, die in seinem Herzen brannte, den Menschen mittheilen wollen. Goethe lebte königlich sein Leben; und seine Kunst war — für ihn — nur ein Schatten davon. Der große egoistische Künstler, der große egoistische Mensch war Egoist aus Genie. Sein Egoismus hat ihn von der Welt erlöst und mit diesem Egoismus hat er von gar Vielem erlöst. Er hatte nicht nur ein Modell — wie Professor Rubek; seine reiche Seele beherbergte gar viele Ideale; er hat sich nicht hingegeben an die Welt, sondern an das Leben. Die schönen Worte aus der „Versunkenen Glocke“:

..... Schlägt mir der Schmachende,
dem ich mit Krügen kühlen Weines nahe,
so Krug und Becher, beides aus der Hand —
nun denn: verschmachtet er, so ist's sein Wille,
vielleicht sein Schicksal; ich verschuld es nicht.
Auch bin ich selbst nicht durstig, denn ich trank!“

könnte jeder große Dichter als Epilog zu seinen Werken wählen, soweit es die Wirkung derselben betrifft. Wehe den Künstlern, denen die lebendige Wirkung ihrer Schöpfungen am Herzen liegt! Die über die praktische Fruchtbarkeit und Suggestionskraft der Kunst sich Illusionen hingeben! Das „l'art pour l'art“ ist gewiß nicht die Mission — aber immer und ewig das Schicksal aller Kunst. Wie ungeheuer stark in Ibsen der Reformatordrang und -Glaube gewesen, sieht man aus seiner ungeheuren Bitterkeit. Es geht ihm, wie seinem Ideenmartyrer Rosmer: er kann nicht lachen. Und das Reffentiment seines Idealismus, die „hinterlistige Kunst“ hat ihm weher gethan, als den Porträtirten, die durch das Ibsen-Museum gegangen sind, ohne ihre Züge erkannt zu haben in den „ehrenwerthen, rechtschaffenen Pferdefragen und störrischen Felschnuten und hängohrigen, niedrigstirnigen Hundeschädeln und gemästeten Schweinstöpfen und den blöden, brutalen Ochsenconterfeis“. Vom Gesichtspunkt seiner idealen Forderung aus betrachtet, ist der Idealismus und Realismus seiner Kunst unfruchtbar geblieben — der Rest ist Schweigen. Ibsen will nichts mehr schreiben, wie es den Anschein hat; wenigstens wohl nichts mehr, was der großen Messias-hoffnung entspringt. Vielleicht wird er zoologische Abhandlungen verfassen; sich mit Thierrettungen beschäftigen, um „die lieben Thiere“ zu rehabilitiren, „die der Mensch nach seinem Bilde verpfuscht hat“.

Cécile Chaminade.

Von Hedwig von Friedlaender-Ubel.

Eine jener Erscheinungen, in denen das Thierische sich noch nicht bis zur Unkenntlichkeit vermenschlicht hat. Jegliches Menschenantlig ist ja bekanntlich die Caricatur einer Thierphysiognomie. Dem Einen hat sie Stiefmutter Natur zurechtcorrigirt in's Duzendmäßige, der Andere trägt sie offen zur Schau zur gefälligen Begutachtung.

Cécile Chaminade ist das bevorzugte Geschöpf, das sich seines angeborenen Thieres nicht schämt. Wenn sie auf dem Podium eines Concertsaales erscheint, ruft Mancher bei sich aus: Ein Windhund! In der That erinnert die Chaminade durch den gertenartig gebogenen Rücken, die leise und vorsichtig tretenden Füße, das langgezogene Gesicht und die hellen glaskugelartigen Augen an diesen aristokratischen Vierfüßler. Vergebens blättert man in der Musikgeschichte nach etwas Aehnlichem, da ist der Löwe Beethoven, der Biber Haydn, der Habicht Tartini, die Robbe Bach, der gewaltige Auerochse Händel, aber nichts, was der Chaminade gleiche.

So ist sie eigentlich ganz secessionistisch anzuschauen in ihrer unherkömmlichen Art. Allein sie ist bloß eine Moderne der Erscheinung; in ihrem Inneren steckt merkwürdig viel Geweiness. Ihre Kunst gründet sich ganz auf Vergangenheit. Und es ist doppelt seltsam, daß gerade das Traditionelle, Fortgeerbte an dieser Kunst ihr Ruhm und Ansehen brachten. Sie ist so sehr Vergangenheit, daß sie gar kein Ohr hat für die Zukunft. Und die Gegenwart ist ihr nur eine lebendiggelebene Gewessenheit, ein Imperfectum, das vor so und so vielen Jahren Gesagtes in aller Ausführlichkeit wiederholt. Auch Ahnen ist ihr fremd und jegliche Sehnsucht und der süße Zwiespalt, der aus dem Hellsdunkel der Seele stammt. Die Chaminade ist vielmehr so positiv, wie man es Anno Schnee zu sein pflegte, wo der Tag immer hell war und die Nacht noch die „zur Geselligkeit gemachte“ Nacht Philiens.

Vor allem Anderen aber ist Cécile Chaminade Vollblutpariserin. Das heißt so viel, wie ausgestattet sein mit den feinsten Instinkten für alles Pouffirende, Indiehöhebringende. Größere Talente, stärkere Begabungen lagen gefesselt in der Tiefe, während Cécile leicht und frei die Leiter des Ruhmes emporstieg. Seit Jahren wird ihr Name „auf starkem Fittig“ durch die Welt getragen, die fremdesten Zungen sprechen ihn richtig aus. Ihre Compositionen werden in den vornehmsten Concerten gesungen und gespielt, noch mehr: sie werden verlegt und — gefaßt! Und die Gründe dieser zahlreichen Wunder? Cécile hat eben den „flair“. Jeder richtige Pariser Künstler hat ihn. Man übersehe das Wort beileibe nicht mit dem deutschen „Witterung“. Es verträgt überhaupt kein deutsches Kleid, wie es denn nur das Angebinde urfranzösischer Naturen ist. Boieldieu hat den „flair“ gehabt und Auber und Thomas und Bizet und Massenet und Bloch, der Belgier, der ein Franzose sein könnte und mit seiner „Princesse d'Auberge“ einen echt französischen Wurf gethan hat. Ihnen Allen ist eine starke Bewußtheit gemein für das, was ihnen taugte, was sie wollten oder sollten. Die Chaminade tritt tapfer in diese berühmten Spuren. Bei ihr paaren sich eine starke Weltlichkeit und ein gewisser speculativer Sinn mit angeborenen musikalischen Gaben. Sie hat es dahin gebracht, die erste lebende Componistin — auch außerhalb Frankreichs — genannt zu werden. Dieser Titel ist wohl kaum ihrem Componistenthum allein entsprossen. An sich sind ja componirende Frauen seit Langem nichts Seltenes. Man denke an Mlle. Bertin, die Berlioz' sogar (in einem seiner Briefe) zur erfolgreichen Aufführung einer Oper beglückwünscht und an die begabte Münchnerin Josephine Lang, die spätere Frau des Tübinger Professors Köstlin, nach Mendelssohn „ein wahres musikalisches Genie“, deren Vieder ihn

„so innerlich und wohlthuend berühren, wie seit längster Zeit keine neue Musik“. Und in Frankreich und in Deutschland leben, lehren und componiren Augusta Holmes und Ingeborg von Bronsart, um nur zwei der lebendigsten Beispiele anzuführen.

Was Cécile Chaminade von allen anderen Componistinnen unterscheidet, ist ihre bevorzugte äußere Stellung. Sie ist die Erste, die wirklich ernst genommen wird von den Männern, bis zur Feindselig- und Unhöflichkeit. Das ist ihr höchster Triumph, daß sie keine jener Galanterien genießt, die der Stärkere dem Schwächeren bereitwillig zugesteht. So steht sie, ohne bestimmtes Kampfmotiv, auf dem Punkte, auf den die ganze Frauenbewegung hinsteuert: nämlich durch völlige Gleichstellung der mitleidvollen Höflichkeit und galanten Nachsicht der Männer zu entzweien. Wodurch aber ist Cécile Chaminade den Männern ebenbürtig geworden? Dadurch, daß sie mit ihnen nie in den engeren Wettbewerb eintrat. Sie ist Weib geblieben durch und durch, Weib in den engsten Grenzen der Weiblichkeit. Auch in diesem Zuge weißer Selbstbeschränkung tritt uns zugleich ein nationaler Vorzug der Französin entgegen: ihre unbestechliche Objectivität gegen das eigene geistige Erzeugniß. Bloß Berlioz, in seiner ganzen Wirksamkeit überhaupt ein Antifranzose, entbehrt dieses Vorzuges.

Wie die Chaminade eine Meisterin der Selbstkritik, so ist auch in all' ihrem Thun ein starkes Zweck- und Zielbewußtsein. Das offenbarte sich schon in der Wahl ihrer frühesten Beschützer und Bewunderer. Nicht etwa Berlioz oder Saint-Saëns, sondern Georges Bizet, der geniale Eleganter, thut den Spruch, aus Cécile müsse etwas Bedeutendes werden. Jeder begabte Mensch begegnet in seiner Jugend einmal einer Berühmtheit, die diesen Spruch spricht. Daß es bei Cécile just Bizet thut, ist eben das Bemerkenswerthe. Zwar wird er nicht ihr Vorbild, denn sein Fortschrittlertum taugt ihrer Rückschrittlichkeit nicht. Aber in einem Punkte treffen sich die Weiden: in dem Streben nach eleganter Volksthümlichkeit. Mit den neuesten und ältesten Mitteln wird das Ziel zu erreichen gesucht. Bizet's halbe Tiefe, seine pikanten Formen und Rhythmen wirken zwar stark auf Cécile, allein sie entrinnt seinem Einfluß, wie sie sich auch unberührt dem Einflusse Liszt's entzieht, obgleich sie eine geborene Pianistin ist. Liszt ist auch niemals in die Lage gekommen, Cécile auf die Stirn zu küssen. Ein solcher Kuß hätte sie vielleicht in andere Bahnen gedrängt. Gänzlich unbehelligt von Liszt's suggestiver Tyrannei konnte sie ihre pianistischen Wege gehen. Sie führten von Thalberg, dem Glatten, aus über Raffbrenner und Herz, weit ab von allen modernen Clavierbestrebungen, zu längst verschollenen Zielen. Was die Chaminade schafft und noch schafft, ist durchwegs vieux jeu. Eine Reihe von Claviervariationen, die sie in Wien und Berlin spielte, erinnerte an Henri Herz, den berühmten Variationenfabrikanten, zu dessen Zeit jüngste Gymnasiasten den lateinischen Spruch: Variatio cor meum delectat mit „die Variationen von Herz delectiren mich“ zu übersetzen pflegten. Auch die ganze spiegelblanke Fingertechnik der Chaminade ist auf die Ueberlieferungen der zwanziger und dreißiger Jahre aufgebaut. Man hört heutzutage sehr selten so Clavier spielen. Mit dieser zierlichen Nettigkeit, diesem feinschmeckerischen Instinkt für den musikalischen Stern des Vorgetragenen. Gewiß, unsere modernen Virtuosen können viel mehr, als Cécile Chaminade, sie können aber auch wieder nicht so viel, wie diese Pianistin mit den Allüren einer verfunkenen Clavierpielerepoche. Nur der alte Reinecke spielt noch so. Ein Hauch Mendelssohn'scher Einfachheit und Liebenswürdigkeit liegt auf dem Clavierpiel dieser Weiden. Die Französin ist vielleicht die größere Virtuosa, obgleich sie das Pedal mit einem „unmodernen Fuß“ tritt. Es ist ihr noch keine Farbenquelle à la Rubinstein, sie weiß auch nicht, daß aus der „Verschiebung“ bei richtigem Gebrauch die zartesten und geheimniß-

vollsten Wirkungen fließen. Die Verschiebung ist jene vierte Dimension des Claviers, die Liszt und Rubinstein aufgeschlossen haben. Eine ewige holdselige Dämmerung ist in ihr, von der die Chaminade nichts weiß. Sie spielt auch nie Clavier um diese Zeit, in der sich die Impressionisten der Musik, so gut wie die der Malerei, zum Schaffen angeregt fühlen.

Auf denselben Ton verständigster Klarheit sind im Grunde auch die Compositionen der Chaminade gestimmt. Niemand wird in ihnen viel Originalität entdecken. Die „Idee“ ist überhaupt nicht die Sache dieser Französin. L'idée, l'invention! meint sie wohl achselzuckend. Was sind ihr Ideen, Gedanken? Ihr Zweck ist, wie bereits gesagt, elegante Volksthümlichkeit. Sie schreibt in gemeinverständlicher, zwangloser Art — für den Salon. In ihren Liedern braut — trotz aller Coquetterie des Einfachen — jene spezifische französische Salonluft, die sich aus Parfüm und Weibrauch mengt. Diese lyrischen Stücke sind eigentlich ganz körperlos, sie haben nicht einmal Physiognomie, sondern bloß Atmosphäre, salonpariserische; sie sind aus einer Substanz bereitet, die beinahe außerhalb der Musik liegt. Der Raum für die sogenannte Innerlichkeit bleibt bei Cécile immer leer, um diese Leere gruppiren sich, von schöner Hand geordnet, jene Stimmungen und Effecte, die einem vornehmen Publicum am besten taugen. Dieses bestimmte Publicum beeinflusst auch die Wahl von Chaminade's Texten. Frommer Augenaufschlag und süßliche Sentimentalität sind die beiden Pole ihrer Wirksamkeit. Ihre Dichter haben alle etwas stark Weibliches, auch wenn es nicht Frauen sind, wie Rosémonde Gérard, die Dichterin des vielgejungenen „Anneau d'argent“ oder Chaminade selbst, die Verfasserin von „Noël des oiseaux“. Alle diese Gesänge, sei es „L'anneau d'argent“, „Nuit d'été“, „Sans amour“ oder das von Raimund von Zur Mühlen gesungene „Tu me dirais“ bedeuten nur ein Ad Libitum für den jeweiligen Sänger. Es ist Declamir-, Accent-, am wenigsten Melodiemusik. Geniale Sängerinnen, wie z. B. Camilla Landi, gemüthvolle, wie Cécile Ketten, raffinierte wie Zur Mühlen oder neckische, wie Villian Blaubelt, verstehen es, gewisse Gesänge der Chaminade, namentlich „L'anneau d'argent“, „L'été“ und „Sans amour“ zu wahren Repertoire-jolitäts zu machen.

Viel mehr echte Musik, als die lyrischen enthalten die Claviersachen der Chaminade. Da hat sie namentlich ein eigenes Geschick, in kleinster Form etwas Wesentliches zu sagen. Kein Zweifel, daß hier ihr Meister Godard auf sie gewirkt. Aber eine ganze moderne Componistenphalanx steht wieder in ihrem Schatten: Dubois und Fauré und Puget u. A. Die Chaminade übertrifft sie Alle an Zierlichkeit der Form und an schmetterlinghafter Leichtigkeit. Gewisse Effecte meistert sie im Fluge, man denke an ihre so rasch populär gewordene, von ihr selbst, wie von Klotilde Kleeberg gespielte „Pierrette“. Das ist ein kleines Meisterwerkchen in seinem graziosen Dahinflattern, dem doch nicht sein Quentchen Inhalt fehlt. Diese Leichtigkeit in der Handhabung schwieriger Formen ist das Ergebniß strengster Arbeit. Sie ist um so höher anzuschlagen, als ja der moderne Kunstgeist die Zerstörung der Form erstrebt. Das musterhafte äußere Gewand der Chaminade'schen Clavierstücke sichert ihnen einen festen Platz in berühmten Repertoiren. Zu ihrer Verbreitung hat die hochbegabte Klotilde Kleeberg viel beigetragen. Sie ist die vorherbestimmte Spielerin der Chaminade'schen Clavierstückchen. Von größeren Compositionen der Chaminade ist nur eine (in Wien von ihr selbst vorgetragene) Phantasie für Clavier und Orchester op. 40 bekannt geworden. Ein in seiner ganzen (beträchtlichen) Länge von pompösem Figurenwerk übermüthetes Stück, das sich von Zeit zu Zeit mit grotesken magyrischen Rhythmen schmückt. Die Phantasie könnte nach der Weise verstoffener Saloncomponisten ganz gut „Hommage à la Hongrie“ heißen. Das Bemerkenswertheste darin ist eine

von bizarren Orchestereffekten umschwirrte, bis zur Ermüdung wiederholte Scalenreihe. Der eigentliche Zweck einer solchen Composition: den Clavierpart durch geistvolle Polyphonie mit dem Orchester zu verbinden, ist unerreicht geblieben. Für solche Aufgaben fehlen der Chaminade der männliche Nerv und der Wagemuth der großen Conception. Noch einmal sei es wiederholt: die ganze Art ihres Talents ist auf die kleine Form, das Förmchen, gestimmt. Dieser entspricht es vollkommen. Es genüge ihr, auf dieser Seite Vollkommenes zu leisten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein schlechtes End'.

Von E. Wärrhmann.

„Wie Du nur gar so schlecht sein kannst,“ sagte die Ahndl ungezählte Mal zur Stasi und hängte daran unmittelbar die düstere Prophezeiung: „Mit Dir nimmst's einmal kein gutes End'.“

„Meinethalben,“ pflegte die Stasi ungerührt darauf zu setzen, wenn sie außerhalb des Bereiches von der Ahndl richtig strafendem Arm sich fand. Mit dem „Meinethalben“ gab sie aber weder dem Trost noch einer beabsichtigten Verhöhnung Aeußerung; sie ließ nur ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß, falls es überhaupt zum Ende kam, es ihr gleich war, ob gut ob schlecht, das Ende war ja immer schlimm. Die Stasi lebte so gern, nicht einmal der Ahndl knochige Faust konnte diese ihre unbezähmbare Lebensfreude, ja Lebensgier, niederhalten. Ein Stück davon hatte ihr vielleicht die Mutter vererbt, die im Dorf nimmer zu halten gewesen war, sondern in einen Dienst in der Stadt gemußt hatte, worin sie verstorben und — mit Hinterlassung der Stasi — gestorben war. Im Vater dagegen sah die Ahndl die ganze städtische Niedertracht verkörpert. Sauber davon gemacht hatten sich die zwei, die Mutter in's Jenzeit, wo ihr schlechterdings nicht mehr beizukommen war, der Vater in wer weiß welchen unauffindbaren Erdenwinkel, und die Stasi, ihrer Schlechtigkeit Product, hatten sie der Ahndl aufgehaßt. Hart ist es schon, wenn man für fremde Sünden büßen muß; es giebt Nichts, was einen mehr verdrücken kann. Und der ganze väterliche Leichtsinn, wie er vor der Ahndl geistigem Auge stand — ihre leiblichen Sehorgane hatten den spurlos Entschwundenen nie geschaut — lebte in der Stasi, zu ihrer strengen Anverwandten Strafe, wieder auf und ließ sich nicht niederhalten, so sauer es sich auch die Ahndl werden ließ, ihn dem Dirndel abzuthun. Nicht es sein, wenn die Näherzen nicht gewesen wäre, daß es hätte glücken können; es war ein Kreuz, daß die grad' über'm Weg drüben haufen mußte. Der Zenz traute die Ahndl nicht, wenn ihr jene auch noch so schön that, ihr noch so demüthig in Allem Recht gab. Das war nur Falschheit und Verstellung von wegen der Stasi; die Ahndl hatte es lang durchschaut, wenn sie's auch gnädig durchgehen ließ, weil ihr die Zenz umsonst die alten Röcke stückte und ihr vom eigenen bißchen Armuth zutrug, was sie nicht nothgedrungen zum täglichen Leben nöthig hatte. Dafür brauchte die Ahndl ihr noch nicht einmal „Gelt's Gott“ zu sagen, denn sie that es nur der Stasi wegen. Die war noch ein winzig kleines Ding gewesen mit einem ledern BubenGesicht, da hatte die Zenz schon angefangen, ihr Birnen und Äpfel zuzustechen, die die Näherin heimlich unter den Bäumen aufgelesen, in den Bauernhöfen, wo sie tagüber in Arbeit war, und hatte ihr eine Puppe gepuzt, womit die Zenz am Sonntag aber selber spielen mußte, und die Stasi sah ihr zu und commandirte, wie sie's machen sollte. In ihren kindlichen Nützen rannte die Stasi immer zur Zenz hinüber, und bis die das abhelfende Mittel gefunden hatte — denn sie war sozusagen schwer-

fälligen Geistes — lachte die Stasi sie vergnüglich an und sagte: „Laß sein, ich mach' mir ja kein bißerl mehr daraus“. Ja, arg war's mit der Stasi und der Zenz, rein verrückt, das heißt, die war verrückt, die Stasi aber war schlau. Drum hatte es die Ahndl nicht gern zugelassen, daß die Stasi bei der Zenz das Kleidermachen lernen durfte, nur war's bequem und trug später auch was ein. Für die Zenz fing aber damit ein neues Leben an, ein wunderschönes Leben, wenn nur keine Sünd' dabei gewesen wär'. Denn eigentlich mußte die Zenz es ja der Ahndl hinterbringen, daß die Stasi den Müllersepp am Bach trifft, indeß die alte Frau sie eifrig über'm Nähen meint. Und die Briefe und Bestellzettel durfte sie ihr auch nicht tragen, wenn sie, die Zenz, in die Mühle zum Nähen geht; da hintergeht sie ja obendrein die Müllerin, ihre Gutthäterin, die es ganz anders vorhat mit dem Sohn. Und hätte auch nicht hinter der Hausthür Posten stehen dürfen am Abend, als der Sepp zwischen dunkel und siebstmichnit in die Stube geschlüpft kam — lang haben die zwei sie draußen stehen lassen selbiges Mal, sie müssen sie rein vergessen haben — daß Alles dürfte sie nicht thun, die Zenz, und thut es doch, und hat einen Eifer bei dem Handel mit dem Müllersepp, schier größer als die Stasi selber. Und rechnet ihr vor, was der Sepp einmal später Alles kriegt; er ist der Einzige in der Mühle, und bringt immer mehr heraus, besonders seit sie zu merken angefangen hat, wie angelegentlich die Stasi nach dem Förstermartel späht, der doch keinen rothen Heller besitzt. Nur war der Stasi Nichts einzureden, nie nichts. Die hatte ihren starren Kopf bei allem Leichtsinn. Man durfte nur die hellen Ringel sehen, die ihr so eigenwillig in die Stirn hingen — wie das Haar, so der Sinn. Auch die Ahndl hatte es vordem aufgeben müssen, sie in den blonden Zopf zurückzuzwingen.

„Wie alt bist denn?“ fragte die Stasi über ihrer Näherei.

„Siebenundvierzig,“ bekannte die Zenz.

„Herrschaft, wie alt!“ rief die Stasi, „so alt mücht' ich schon gar nit werden, dann ist's doch nimmer schön.“

„Bei mir war's vorher auch nit schöner,“ meinte nachdenklich die Zenz.

„Aber verliebt bist doch gewesen, wie Du jung warst?“ begehrte jetzt die Stasi zu wissen; „da war's doch schön gewesen, nit?“

„Der Plettenbauer hat mich küssen wollen,“ erzählte die Zenz, „ich bin ihm aber davon.“

„Der Plettenbauer mit der Gläzen?“ rief die Stasi erstaunt.

„Die hat er nit gehabt zur selbigen Zeit,“ belehrte sie die Zenz.

„Der ist fein sauber gewesen!“ Sie lächelte erinnerungsfelig und schen nicht abgeneigt, einem willigen Ohr die näheren Umstände auseinanderzusetzen. Die Stasi aber war eine schlechte Zuhörerin.

„Warum hast ihm nachher keinen Fuß nit 'geben?“ fragte sie und streckte, ohne eine Antwort abzuwarten, ihren Flachskopf zum Fenster hinaus. Draußen ging der fremde Floßknecht vorüber, der hatte gesagt, sie hätt' grad' Augen wie ein Gamsferl.

„Solltest nit nach einem Jeden schauen,“ meinte die Zenz mißbilligend.

„Stad sein,“ schnitt ihr die Stasi die wohlgemeinte Rede vom Mund ab; „keinen Schnauser weiter thun.“ Sie lachte übermüthig zur Näherin hinüber. „Hast Dir Deiner Lebtag nichts getraut und lämst jetzt auf einmal über mich . . . weißt, so bin ich keine wie Du. Und wenn Du stad bist, sag' ich Dir auch was. Gelt, da spitzest die Ohrwajscheln? Jesses, wie Du neugierig bist!“ — die Stasi kicherte — „so neugierig giebt's schon Niemand mehr!“

„So red' doch,“ drängte sie die Zenz. „Weißt, ich hab' ja Niemand sonst wie Dich, hab' ja meiner Lebtag sonst Niemand g'habt, und Angst ist mir auch immer, Du hast was von . . .“

„Die Ahndl will, ich soll wallfahrten gehen.“

„Gar,“ meinte überrascht die Zenz. „Zu wem denn nachher?“

„Zur neuen Muttergottes nach Märing.“

„Zu einer neuen?“ fragte die Näherin bedenklich.

„Weißt, sie ist schon alt,“ berichtigte sie die Stasi, „sie haben's nur neu hergericht'.“

„So was sollt' man schon gar nit thun.“

„Die Kapellen haben sie neu hergericht' und angenehm schön, einen blauen Himmel mit goldene Stern'. Zu der Muttergottes hat sich die Mhndl versprochen von wegen ihrem Bein . . .“

„Ich hätt' ja auch hin können,“ erbot sich dienstfertig die Zenz; „sag's der Mhndl, ich bet' Rosenkränz' am ganzen Weg.“

„Ganz stad sein,“ gebot die Stasi diesmal im Ernst. „Der Förstermartel nimmt mich mit in die Stadt,“ setzte sie mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme hinzu, und ihre vom Floßknecht gerühmten braunen Augen funkelten vor erwartungsvoller Luft.

„Kenn' nit in Dein Unglück,“ rief erschrocken die Zenz. „Ach, hätt'st mir doch nichts gesagt!“ wehlagte sie, „jezt hab' ich keine ruhige Stunde mehr . . . da hätt' ich lieber gar nichts gewußt . . . und wann denn nachher? . . .“

„Wann halt die Wallfahrt ist, es wird erst abgered't, es gehen ihrer mehrer mit.“

„Da kannst doch nit wegbleiben, das kommt ja 'raus“, wandte die Zenz aufathmend ein.

„Immer haßt so ein Gered',“ hielt ihr die Stasi übellaunisch vor, „es kommt nit aus, und wenn auch, dann hab' ich doch mein' Spaß gehabt, den kann mir keins mehr nehmen. Gar nichts traust Dir schon, und wenn Du mich verrathst . . .“

„Das glaubst ja selber nit,“ sagte ungekränkt die Zenz; „nur kein gutes End' nimmt das nit,“ gebrauchte sie besorgt der Mhndl Lieblingswendung, aber tröstete sich. „Wahr ist's wohl, die schlechten Leut', die haben immer Glück. Aber der Müllersepp . . .“ fiel ihr darauf wieder schwer auf's Herz — „es ist schon wahr, keinem Mannsbild geschieht zu weh“ . . .

„Das Schaf,“ jagte geringschäßig die Stasi.

„Was haßt g'sagt?“ fragte die Näherin, die nicht recht gehört zu haben vermeinte.

„Ein Schaf ist er,“ wiederholte bereitwillig die Stasi, „und der Meßneroni auch.“ Sie lachte ausgelassen über ihrer Zuhörerin verblüfftes Gesicht.

„Guten Abend, Hochwürden Herr Pfarrer! hab ich am Abend neulich in die Kirch' gerufen, wie die Botenmandel grad über den Kirchhof 'gangen ist, wenn sie mich etwa drinn zuvor hätt' reden hören. Da streckt der Meßneroni seinen Kopf zur Thür heraus, weil er einen Schrecken kriegt, der Herr Pfarrer möcht' uns aufgepaßt haben.“

„O mein, o mein!“ ächzte die Zenz, da nun schon wieder ein neuer Bewerber um der Stasi wetterlaunische Gunst auftauchte: „überall schlupft doch herum, in die Kirch' gar . . .“

„Er muß doch läuten um halb Acht, der Meßneroni,“ war der Stasi Antwort.

— — — Die Walljahrer, die sich zur frommen Fahrt zusammengethan, waren abgezogen. Die Zenz hatte in der Tagesfrühe sie „auißbeten“ hören, zum Dorf hinaus, und mit verschlafenen Augen durch die Ladenritze gespäht, denn sie trug einen unzerstörbar hoffnungsfreudigen Stinn durch ihr kümmerliches Erdenleben. Könnte ja doch sein, daß die Stasi unter ihnen war. Voraus kam die Frau des Zimmermanns geschritten, von ihren Dorfgenossen kurzweg „das Wei“ geheißten. Weßhalb sie solcher Art aus der übrigen Frauenwelt hervorgehoben und gewissermaßen als Typus ihres Geschlechtes bezeichnet wurde, hätten Jene selbst nicht sagen können, die sie zuerst so genannt. Sie war die Vorbeterin am Antlas bei der Procession, die Chorführerin bei allen Bittgängen, in der Wetstunde, die allabendlich im Sterbehäus gehalten wurde, solange eine Leiche noch über der Erde war. Wo kein Geistlicher bei einer Wallfahrt mitging, nahm man bescheiden mit dem „Wei“ vorlieb. Dann kamen ihrer fünf, Alle, die die Stasi angegeben, sogar der Hundsbartel hatte Wort gehalten, nachdem er gestern Abend der Zenz anvertraut, er fände es jezt an der Zeit, sich „drüben“ um ein gutes Pläßerl umzuthun, um so mehr als es „herüben“ doch ein elendiges „Gefrett“ für ihn gewesen. Die Stasi aber war nicht darunter.

Kopfschüttelnd kroch die Zenz in's Bett zurück und nahm sich vor, am Morgen gleich der Muttergottes ein Kerzert anzuzünden, um für des Mädchens sträflich unterlassene Fußbigung die Himmelsgewaltige schadloß zu halten und ihre einflußreiche Wohlgesinntheit nicht völlig zu verschmerzen.

— — — Nein, die Stasi war nicht mit gewesen, und der Hundsbartel wär' auch geschiedter daheim geblieben, fanden seine Wallfahrtsgefährten. Gar so gewaltthätig war er halt. Nicht anders, als ob er im steifwattirten sackeinenen Gewand auf der Wiese stände, den dicken Prügel in der Hand, und seinem Herrn die Hunde auf den Mann dressiren helfe. Es war ein Kreuz mit ihm. Er wußte nicht, was bei einer Wallfahrt Brauch und wollte sich der Andern besserer Einsicht doch nicht fügen. Wär' ihm schier, weil es regnete, der kleine Umweg zu den „Sieben Schmerzen“ zu weit gewesen, die doch Jedes auf dem Heimweg mitnahm, da aber gab das „Wei“ nicht nach. Er setzte dafür wieder durch, daß sie überfahren wollten, statt betend eine halbe Stunde am Ufer entlang und unten über den Steg zu gehen. Mitten in die Litanei hinein schrie er den Fährmann an, der gerad' ein Pärchen überführen wollte. Und dies saubere Pärchen wäre zuerst wohl lieber allein geblieben, drauf aber lachte die Stasi und meinte befriedigt zum Förstermartel: „Jezt komm' ich ja doch mit der Wallfahrt heim, weißt, Glück haben muß der Mensch.“

Der Martel hätte seines lieber sonstwo gefunden, weil aber nichts daran zu ändern war, nahm er's, wie er's kriegte, und das war die Stasi um die Mitte. Es schwankte nämlich der Kahn so stark, weil Alle standen, denn zum Sitzen war's zu naß von den Regenschauern, die am Morgen niedergegangen waren. Das „Wei“ fuhr fort mit der Litanei, und die Stasi fiel mit der Gesellschaft antwortend ein und flüsterte dazwischen dem Förstermartel zu, daß sie schon eh gedacht, sie könnten die Andern unterwegs „berwischen“.

Wie's dann kam, hat keins mehr sagen können. Ob der Kahn umkippte, weil der Bartel, dem der Hut in's Wasser gefallen, sich darnach hastig blücte, und dann das Seil erst riß, oder ob das Seil zuerst gerissen, und der Kahn dadurch das Gleichgewicht verloren — nicht einmal der Fährmann konnte es bestimmt behaupten, dem als dem einzigen es glückte, das Ufer schwimmend zu erreichen. Die Andern fanden alle den seuchten Tod, der Förstermartel auch, um den die Stasi sich geklammert hielt. Den seuchten Tod, doch ein gottselig Ende, sagte der Herr Pfarrer in seiner Leichenrede, denn sie wurden glücklich Alle aus dem Wasser geborgen, daß sie doch ihr christliches Begräbniß finden konnten. Ein gottseliges Ende auf frommer Fahrt, Gebete auf den Lippen — es ließ sich viel darüber sagen, und der geistliche Redner that es auch.

— — — „Hättest nur den Herrn Pfarrer hören sollen,“ hielt die Zenz der Mhndl vor, die's nicht mit eigenen Ohren hatte vernehmen können von wegen ihrem Bein. Und das war schad' und wurmt die Zenz. Hören hätt' sie's müssen, die Mhndl, die der Stasi immer ein schlechtes End' prophezeit, sie, die dem Dirndel Alles gewehrt im Leben, gar Alles. Ist's da zum Wundern, wenn sich eins sein Recht nimmt und dabei auch wohl daneben greift?

Nur um ihr von der schönen Ned' zu sagen, hat die Zenz die Mhndl nochmal aufgesucht, dann nimmer. Jezt duckt sie sich nicht mehr unter deren harten Eigenwillen, unter ihr Uebelwollen, ihre Unvernunft, jezt fürchtet die Zenz sie nimmer, keinen fürchtet sie mehr. Jezt kann ihr keins mehr wehthun — wohlthun auch nicht, so nicht, daß sie's freut. Nein, wehthun kann ihr Niemand mehr, denn Niemand weiß, wo die Stasi die letzten Freuden ihres jungen Lebens heimlich ausgekostet hat. Ihrer drei nur wußten drum; die Weiden, die nichts mehr davon erzählen können, und die Dritte, über deren Lippen es niemals kommt. In ihrer Herzenleere, in der Debe ihrer einsam trüben Tage ist der Zenz als letzter Trost verblieben, daß sie der Todten die Treue halten kann.

Aus der Hauptstadt.

Die Nothhelfer.

I.

.... Der Geschicklichkeit, womit Sie die befreundete englische Regierung dazu gezwungen haben, die geplante Verstärkung unserer Flotte nicht übel zu nehmen, will ich alle Anerkennung widerfahren lassen, wenn es auch unleugbar ist, daß Sie die Anregung zu dieser Politik der höchsten Stelle verdanken und daß demnach der höchsten Stelle das Hauptverdienst an dem so erfreulichen diplomatischen Erfolge gebührt. Auf der anderen Seite aber kann kaum in Abrede gestellt werden die betrübende Geringsfügigkeit der Fortschritte, welche die Flottenidee in Deutschland selbst gemacht hat. Von den beiden Factoren, auf die wir nothgedrungen Rücksicht nehmen müssen, ist bisher nur der eine gewonnen, und da hier, wie gesagt, die höchste Stelle selbst die Hauptarbeit gethan hat, bleibt für Sie, mein lieber Herr Graf, recht wenig des Ruhmes übrig. Was ist geschehen, um den deutschen Reichstag gefügig zu machen? Ihr Hinweis auf die loyale Haltung der großen Presse scheint mir keineswegs geeignet, meine Bedenken zu zerstreuen. So gern ich Ihrer Wirksamkeit Beifall zolle, so unmöglich ist es mir, die allerdings begrüßenswerthe Flottenfreundlichkeit der ausschlaggebenden Berliner Zeitungen Ihrem Konto gutzuschreiben. Nicht die Rücksicht auf Sie, sondern allein die aufrichtige Liebe und Ehrfurcht, welche diese Blätter vor der höchsten Stelle empfinden, sichert uns ihre Hülfe. Also auch hier hat die höchste Stelle das meiste gethan, während Ihnen zu thun noch Alles übrig bleibt. Leider reicht der Einfluß der gutgeimten Journale nicht so weit, wie es im Interesse der idealen Sache wünschenswerth wäre. Und die Kreise, deren Sprachorgan die erwähnten Zeitungen sind, haben schwer mit dem von gewissenlosen Demagogen geschürten Mißtrauen der Massen zu kämpfen. Man wirft ihnen vor, daß sie sich nur des Profites oder eines erhofften allerhöchsten Gnadenbeweises wegen für unsere Pläne in's Zeug legen. Ja, es besteht dringende Gefahr, daß die Flottenbegeisterung der rallitirten haute finance und der Schiffbau-Aktiengesellschaften uns Schaaren von begriffstüptigen Uninteressirten, die wir bereits gewonnen hatten, wieder abspenstig macht. Ich sehe also einstweilen keinen Weg, den nöthigen Hochdruck zu erzeugen, der die Reichstagsmehrheit zwingen könnte, auf unsere Wünsche einzugehen. Mehr noch: ich besorge sogar, daß die ganze Angelegenheit gründlich verfahren worden ist. Vielleicht haben Sie, lieber Freund, die Güte, mir recht bald brieflich Ihre Meinung und, was wichtiger sein wird, Ihre Entschließungen mitzutheilen. Mit meinem Besuche möchte ich Sie nicht eher behelligen, als bis dies unumgänglich nöthig geworden ist . . .

II.

.... Im Uebrigen pflichte ich Ihrer geistvollen Analyse der gegenwärtigen Lage voll und ganz bei. Bis auf eins. Sie kennen mich zur Genüge und wissen, daß ich kein Freund von schönen Worten bin, deßhalb darf ich mir wohl erlauben, unumwunden auf die nach meinem Dafürhalten entscheidende Schwierigkeit hinzuweisen. Wie wollen Sie den politisch völlig unreifen Michel für unsere wohlbedachte Weltpolitik gewinnen? Die wahlberechtigte Plebs handelt nicht nach staatsmännischen Erwägungen, sondern nach Stimmungen, und wenn sie schon so handelt, so spricht sie erst recht darnach. Seit Langem ist in Deutschland nichts so unpopulär, ja so verhaßt gewesen wie die Freundschaft, die uns amtlich mit der Regierung und den Untertanen Ihrer britischen Majestät verbindet. Die Besorgniß, daß unsere Flotte vielleicht dazu bestimmt sein könnte, der englischen die gepanzerte Hand zu reichen, schreckt das staatsmännisch schlecht versirte Volk zurück. Sie schadet uns mehr noch als die Bundesgenossenschaft des industriellen Centralverbandes und der Bank-Comptoirs. Herr v. Marschall hätte 1896 jede Flotte bewilligt erhalten; mir aber machen die vernagelten Buren mit ihrem schlechtin unbegreiflichen Eigensinn zehn Striche durch die Rechnung.

Doch hoffe ich immer noch, daß wir heute Morgen nicht umsonst im Zeughause gekniet haben. Was durch den Photographen alle Welt erfährt, kann auch Gott nicht verborgen bleiben. Und stets ist seine Hülfe am nächsten, wenn die Noth am größten ist. Er wird uns einen rettenden Gedanken oder, was leichter und bequemer wäre, eine rettende That beschicken.

Bei dem jetzigen Influenza-Wetter würde ich Ihnen, verehrter Freund, ganz entschieden davon abrathen, sich den Unilden des Januars auszusetzen und mir einen Besuch zu machen. Ihre Jahre zwingen Sie zu peinlicher Vorsicht, und außerdem ist die Welt immer gleich zu Mißdeutungen bereit . . .

III.

S.-Nr. 00/24311.

A.

Bei Antworten bittet man die Journal-Nummer anzugeben.

Berlin W., den 3. Januar 1900.

Herr Ministerpräsident!

Die Aufbringung unseres Reichspostdampfers „Bundesrath“ erregt hier bedauerlicherweise böses Blut, und die chauvinistische bürenfreundliche Hezpresse wirft die Frage auf, ob die Regierung Ihrer britischen Majestät auf diese Art Revanche für Magerfontein und Colenso nehmen will. Selbstverständlich liegt es uns fern, uns in eine Amtshandlung Ew. Excellenz einmischen zu wollen, und wir erkennen die innere Berechtigung des Schrittes, den der Capitän der Magicienne gethan hat, unbedingt an. Sagte doch schon Goethe, der Vorläufer Ihres erlauchten Darwin: Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen. Die deutsche Regierung ist absolut nicht gewillt, aus ihrer Neutralität herauszutreten und weiß jedem Versuch einer Lockerung der freundschaftlichen Beziehungen, die das deutsche und das englische Reich verbinden, nachdrücklich entgegenzutreten. Deßhalb aber erscheint es uns unbillig und in Ihrem eigenen Interesse unrathjam, wenn Sie die verbündete Deutsche Regierung bestrafen wollen für Uebelthaten einzelner ihrer Untertanen, die vielleicht nicht so hochgradig anglophil wie wir sind und es mit den rebellischen Buren halten. Wir hoffen also keine Fehlbite zu thun, wenn wir Ihnen höflichst anheimgen, unsere Stellung durch rasche Beendigung der Untersuchung und schnelle Veröffentlichung des Befundes im Falle „Bundesrath“ zu befestigen. Indem wir Ihnen nachträglich die herzlichsten Grüße zum Jahrhundertwechsel übermitteln und der fröhlichen Hoffnung Ausdruck geben, auch im neuen Säculum auf Ihr geschätztes Wohlwollen rechnen zu dürfen zc. zc.

IV.

S.-Nr. 00/24321

B.

Bei Antworten bittet man die Journal-Nummer anzugeben.

Berlin W., den 4. Januar 1900.

Ew. Excellenz!

Unsere Note vom gestrigen Tage, S.-Nr. 00/24311/A, ist von der Regierung Ihrer britischen Majestät bisher unbeantwortet geblieben. Statt dessen läuft soeben die Meldung ein, daß außer dem „Bundesrath“ noch der Reichspostdampfer „General“, wahrscheinlich auch der „Herzog“, aufgebracht worden ist. Ich bitte Sie! Ein paar Schiffe muß man dem Lloyd doch lassen! Haben Sie die Güte, Ew. Excellenz Lord Salisbury in den durch die intime Freundschaft beider Staaten gebotenen Formen darauf aufmerksam zu machen, daß eine baldige Aufklärung und Erledigung des Falles der kaiserlichen Regierung insofern von Nutzen sein würde, als sie den Beweis dafür ergäbe, daß die innig freundschaftlichen Gesinnungen, die die kaiserliche Regierung für England hegt, voll und ganz Ernüchterung finden. Wir würden ergebenst vorschlagen, die günstige Gelegenheit, den hiesigen Englandfeinden ein für allemal den Mund zu stopfen, gründlich auszunutzen und dadurch eine Streitfrage, deren Bedeutung wir keineswegs überschätzen, zum Segen für beide Regierungen aus der Welt zu schaffen.

V.

Vertraulich.

Berlin, den 7. Januar 1900.

Lieber Graf!

Die Sache ist mir fürchterlich unangenehm. Immer noch keine Antwort! Selbst die zuverlässige Presse beginnt uns in den Rücken zu fallen und schimpft so gotteslästerlich, daß ich an allen Gliedern zittere. Jeden Augenblick kann die Meinung laut werden, daß man einer Regierung, die sich dergleichen bieten lasse, keine Flottenverstärkung bewilligen dürfe. Und dann haben wir den Salat — um ein beliebtes Gleichniß anzuwenden. Salisbury sollte doch vernünftig sein! Es ist wahr, wir müssen jede Demütigung, die er uns antut, geduldig hinnehmen — aber ich brauche jetzt Schonzeit in seinem eigenen Interesse! Wenn ich falle, — und der Siebentöbter Lucanus hat schon böse Andeutungen gemacht — dann kann er, was Delagoa anbelangt, in die Ofentüre gucken. Thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie einmal zu ihm herum. Sie wissen ja, was auch für Sie auf dem Spiele steht, wenn wir uns hier abermals blamieren.

VI.

London, den 8. Januar 1900.
Downing Street.

Dear Sir,

Zeitmangel hinderte mich daran, den Empfang Ihrer Ergebenen sub J.-Nr. 00/24 311 bis 24 329 früher zu bestätigen, auch war gestern Sonntag, vorgestern hoher Feiertag; an den übrigen Wochentagen hatte ich mit meinem Magen zu thun. Was das Meritum der Sache anbelangt, so diene Ihnen mitfolgender, blau angestrichener Leitartikel der Times zur Instruction. I remind, Sir, etc.

VII.

Vertraulich.

Berlin W., den 9. Januar 1900.

Lieber Graf,

Ich habe meine Koffer gepackt. Der rohe Ton, in den jetzt auch die sonst loyale Presse verfallen ist, die wilden Drohungen gegen einen befreundeten Staat, mit dem uns nicht nur Bande des Blutes, sondern auch heilige Interessengemeinschaft u. dgl. m. verbindet, diese Ausschreitungen gaben mir den Rest. Mit der Flottenverstärkung ist es natürlich aus. Ich wage Niemandem mehr in die Augen zu blicken. Falls noch ein Reichspostdampfer von Bremen abgehen darf, nehme ich Handgeld für Transvaal. Ich habe England zu sehr geliebt.

VIII.

.... Das war ein Meisterstück! Meine unterthänigste Hochachtung, lieber Freund! Nun erst verstehe ich die Andeutungen in Ihrem letzten Briefe, nun erst weiß ich, welchen unerhört kühnen Plan Sie schon damals, als Sie noch völlig hoffnungslos schienen, mit sich herum wälzten. Ja, das war das einzige Mittel, die Widerstrebenden zu zwingen, die Froschseelen zu entflammen! So mußte den Rörglern und Landratten im Reichstage die unbedingte Nothwendigkeit der Flottenverstärkung vor Augen geführt werden.

Ich habe Ihren Einfluß in London nie unterschätzt. Daß es Ihnen aber glücken würde, Salisbury zu einem solchen Liebesdienste zu bewegen, Chamberlain zum Hauptagitator für unsere neue Flotte zu machen, das hätte ich sogar Ihnen nie zugetraut. Jetzt erst bin ich über Schweinburg's Heimgang getröstet.

Berkleinere mir noch Einer Englands Freundschaft oder spreche mir vom perfiden Albion! Welche Uneigennützigkeit bei diesen britischen Staatsmännern, welche Seelengröße und außerdem — welch' rührendes Vertrauen auf unsere Treue! Woher wissen sie, daß wir die neue Flotte nie gegen sie benutzen werden? Doch, by Joe, sie sollen sich nicht getäuscht haben.

Teufelskerl, der Sie sind! Das müssen Sie mir ausführlich erzählen, wie Sie auf den gloriosen Gedanken kamen, Salisbury und Chamberlain um die Wegnahme einiger deutscher Reichspostdampfer zu bitten!

Jedenfalls mille grazie und allerherzlichsten Glückwunsch! Machen Sie sich nur immer schon auf den Fürsten parat!

IX.

J.-Nr. 00/24 560.
Bei Antworten bittet man die Journal-Nummer anzugeben.

Berlin W., den 13. Januar 1900.

Ew. Excellenz!

Veranlassen Sie Salisbury, uns wenigstens eine formelle Genehmigung zu geben. Weiter verlange ich nichts von ihm. Undank mag der Welt Lohn sein, aber Deutschland lohnt seine Freunde nicht so. Deutschland liegt ja auch eigentlich außerhalb der Welt.

(Vertraulich.) Bestellen Sie die englischen Gravatten und Cylinder wieder ab, um deren Beforgung ich Sie vor Neujahr bat. Wir bekommen hier eine andere Mode. Die Norddeutsche Allgemeine bringt morgen zwei Gedichte des Fürsten Eulenburg, „Die Nacht am Modder“ und „Krüger über Alles“. Seien Sie doch so gut und verbrennen Sie die Privatbriefe, die ich Ihnen nach Neujahr schrieb. Caliban.

Jury und Seceffion.

Im „Verein Berliner Künstler“ brodeln die Jury-Frage abermals und wirft Blasen auf. Dieses Mal handelt es sich nicht um Zwistigkeiten zwischen den Mitgliedern selbst, wie im vorigen Jahre um diese Zeit, sondern man möchte die gleichen Ausstellungsrechte haben, wie die Mitglieder der Academie, mit der zusammen ja der Verein die große Sommerausstellung veranstaltet. Diese Mitglieder der Academie haben bekanntermaßen das Recht, je drei Werke jurysfrei auszustellen und das ist's, was jetzt im „V. B. K.“ ebenfalls beansprucht wird.

Für uns hier hat diese Streitfrage, die zudem, einstweilen wenigstens, schon in negativem Sinne entschieden ist, denn sowohl die Academie, wie die Große Ausstellungscommission haben das Gesuch der unzufriedenen Künstler bereits abschlägig beschieden, nur in gewisser Beziehung ein Interesse.

Unleugbar ist die Jury, wie nun einmal die Ausstellungs-Einrichtungen beschaffen sind, für den Künstler von großer Wichtigkeit. Er kann doch nicht immer gut allein ausstellen, in einem Geschäftsalon, oder wo sonst es sei, und thut er das doch dauernd, so kommt das Publicum am Ende gar auf den Gedanken: „Na — der K. scheint ja nichts zu taugen — man begegnet ihm ja auf keiner großen Ausstellung!“ Das Publicum ist nun einmal so. Aber andererseits steht manche Jury manchem ausstellungsfeligen Künstler gegenüber auf dem Standpunkt des „je n'en vois pas la necessite!“ Kurz — für diese „manchen“ Künstler ist die Lage in der That mitunter schlimm. Die Unzufriedenen finden sich also zusammen und eine Seceffion ist fertig — bis zur nächsten Ausstellung etwa, wo das Lied im Schooße der neuen Genossenschaft auf's Neue beginnen kann. Denn ebenso unzweifelhaft, wie die Nothwendigkeit einer Jury, ist, daß heute die allermeisten Kunstgenossenschaften richtiger nur Ausstellungsverbände sind, daß Kunstprincipien, Kunstanschauungen u. s. w. nur indirect in einem Zusammenhang mit solchen Absonderungsbestrebungen stehen. Ich sage „heute“, weil die Sachlage eben jetzt, gegen die vor nach zehn Jahren etwa, sich gründlich geändert hat und, wie ich hier schon einmal ausführte, jede rein künstlerische Kampfbewegung aufgehört hat. Ausstellungen, wo man z. B. Böcklin und Liebermann, Leibl und Selevogt, Menzel und Uhde beisammen findet, oder solche, wo Exter und Anton von Werner, Arthur Kampf und Eduard von Gebhardt, Hans Thoma und Ludwig Knaut anzutreffen sind — sie haben doch wohl keine gemeinsame künstlerische Richtung? Und wollte man doch Gemeinsames ausfindig machen, so wäre es nur einerseits das Bestreben, rühmende Namen heranzuziehen ohne Ansehen der „Richtung“ und andererseits die Beanspruchung völliger Freiheit für die gegebene Individualität. Aber ist diese denn irgendwie beschränkt, wenn, wie ich eben citirte, auf zwei sich angeblich „kunstprincipiell“ gegenüberstehenden Ausstellungen sovieler ganz und gar verschiedene Elemente zusammen angetroffen werden?

Es klingt vielleicht sehr paradox, wenn ich behaupte, „Seceffionen“ giebt's heute gar nicht mehr, Seceffionen der inneren Befehrsbedeutung des Wortes nach. „Paradox“ — weil ja thatsächlich noch immer so und so viele seceffionistische Ausstellungen stattfinden, d. h. solche, die so sich

nennen. Uns Deutschen liegt von der classisicistischen Schulbank her noch immer das Systematisiren und Classificiren so sehr im Blute, daß unsere Kritik mit nur gar wenigen Ausnahmen sich wohl oder übel in diesen Bahnen bewegt, ohne daß sie selbst es merkt. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten“ — nicht ohne Grund hat Goethe das dem Mephistopheles in den Mund gelegt und läßt er dem Bedanten Wagner gegenüber Faust sagen: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“. So werden wir denn, je nachdem, noch lange mit Ehrfurcht oder aber grimmem Zorn von „Altem“ und „Neuem“, von „Academicismus“ und „Seceffion“, „Routine“ und „Individualismus“ lesen, reden und hören müssen als bestimmenden Merkmalen dieser oder jener Kunststrichtung, anstatt die Sache an und für sich betrachtet zu sehen, einerlei im Rahmen welcher „Genossenschaft“ sie uns entgegentritt. Ich meine nicht, daß diese Begriffsbestimmungen aus unserem Wortschatz zu beseitigen wären — ich meine nur, daß sie nie und nimmer die Bedeutung von schulmäßig Ausschlag gebenden Censuren erhalten dürfen.

Gerade die letzteren größeren Ausstellungen, die hier zu sehen waren und die ich jüngst zum Theil hier besprochen habe, wie die „Münchener Seceffion“ bei Schulte und die letzte Künstlergruppe, die im Salon Cassirer ausstellte, legten Einem solche „seceffionistische“ Gedanken nahe.

Sind wir erst einmal so weit, daß auch jede Jury jenes schulmäßige „Programm“-Wiederkäuen aufgibt, so wird auch die unliebsame Erscheinung der „Seceffionen“ aufhören, und wenn's Gruppenausstellungen geben wird — und das wäre durchaus erforderlich, um den Massenbezaren entgegenzuarbeiten — so tragen sie dann nicht mehr den Stempel des Cliqueswesens an sich, sondern danken lediglich Bequemlichkeitsrückichten auf dem Gebiete wahrhaft freien Kunstdienstes ihre Entstehung.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

„Der Jugendhof“. Lustspiel von Richard Stowronnel. (Leffing-Theater.) — „Der Vielgeprüfte“. Schwank in drei Aufzügen von Wilhelm Meyer-Förster. (Deutsches Theater.)

Ein bißchen mehr auf seine Reputation als L'Arronge hält Herr Stowronnel, der gleichzeitig mit ihm Premierenfreuden erlebte, denn doch noch. Nicht, daß die Munterkeit und Beweglichkeit seines Witzes mit den Jahren zugenommen hätte oder daß er plötzlich geschickter und phantastischer in der Erfindung seiner komischen Handlungen geworden wäre. O nein, dies Alles ist es nicht. Die Idee des „Jugendhofes“ ist vielmehr die Ideenlosigkeit selber, und mit der Hineinzerrung burlesken, nicht zur Sache gehörigen Episodenkrames hat sich Stowronnel auch noch die letzte Möglichkeit verborben, feinere literarische Wirkungen aus dem abgestandenen Vorwurfe zu ziehen. Der bewußte medelnbörgische Edelmann, der beständig im Zumm ist und spät Nachts nur deshalb mit dem „Cupen“ aufhört, um Morgens recht früh wieder damit beginnen zu können, muß das von ihm für seinen Sohn verwaltete Gut in Folge richterlichen Erkenntnisses einer reizenden Nichte überlassen. Die Nichte liebt aber zum Glück den Better Malte mit den interessanten Augen, und so bekommt Baron Joachim's Sprößling schließlich doch noch den Hof. Nach vieractigem Sträuben und Zerrn vereinigt die Schmachtden der Mondschein und das herzerwärmende Exempel, das Ruh- und andere Mägde im trauten Bund mit strammen Unterofficieren der abligen Jungfrau geben. Die spannende und bewegte Handlung würzt der umständlich geschilderte Versuch einer sittenstrengen Dame, den berüchtigten Kneiphof des alten Barons in einen Jugendhof umzuwandeln; den Knechten will sie das Trinken, den Mägden das Tanzen und Scharmuziren abgewöhnen. Selbstverständlich scheitert die Biedere, und Baron Joachim kann neuerdings die Herrschaft des § 11 proclamiren. So lange Stowronnel den wackeren Sausaus und seinen nicht minder torkeligen, mit der üblichen Bauernschlauheit zc. begabten Diener auf der Bühne hat, amüsiert das Werk leidlich; in diesen beiden Kerlen steck humoristisches Leben, so wenig originell sie auch aufgefaßt und gezeichnet sein mögen. Alle anderen Figuren und alles andere Gespäß ist eitel Possenblendwerk, mühselige Mache, und ermüdet dann am meisten, wenn der Verfasser sich so zu sagen beide Beine ausstreifen möchte, um ein Lachen zu erzwingen.

Ebenso umständlich und lauwarm, wie der Humor Stowronnel's, ist Meyer-Förster's Witz. Nachdem er in Gemeinschaft mit dem betriebamen Herrn Landsberger-Dee gezeigt hat, daß er uns auch französisch kommen und sich den Boulevardbrillanten bis auf pierre de strasshöhe annähern kann, glaubte er es seinem literarischen Rufe schuldig zu sein, durch eine Berliner Aufführung des „Vielgeprüften“ zu beweisen, daß er eigentlich doch der alte, behäbige deutsche Anekdoten-Erzähler geblieben ist. Der Anekdoten-Erzähler, dem die Pointe immer zu früh herausplagt und der sich dann mit verlegener Umständlichkeit auf Nebensächlichkeiten versteift. In Wien fiel der „Vielgeprüfte“ unter Schlenker's glorreicher Leitung polternd durch; die bedeutend bessere Berliner Darstellung rettete ihm mit Ach und Krach das Leben. Meyer ist ein Satiriker,

dem all' und jede Kühnheit und Consequenz fehlt. Gerade wie er es in „Busch & Reichenbach“ bei einer halben Verspottung des greulichen Frenararzt-Umwesens bewenden ließ, nur um Niemandem weh zu thun, so schloß er seiner Verhöhnung des Examen-Umwesens behutsam ängstlich alle scharfen Ecken ab. Der Vielgeprüfte ist ein beneidenswerth heller Kopf, der es nach seinem zweiten Durchfall im Handumdrehen zum erfolgreichen Zeitungsredacteur bringt; aber wie dieser Kluge und Gewiße von den Prüfungsmandarinen für die Dauer einer Stunde idiotisch dumm und confus gemacht wird, das sehen wir nicht. Wir nehmen im — übrigens recht sauber gearbeiteten und verhältnißmäßig lustigen — ersten Act an all' den Sorgen und Aufregungen theil, die dem Prüfling und seiner bereits fünfköpfigen Familie aus der Nähe des gefährdeten Examens erwachsen; vom Schwiegervater bis herab zur Amme beschäftigen sich alle Beteiligte ausschließlich mit seinem Elend: „Vater, fall nicht durch's Examen! Dieses wünsche ich Dir. Amen!“ declamirt sein Stammhalter — aber die Hauptscene, in der sich das satirische Gewitter in gewaltigen Schlägen entladen müßte, bleibt aus. Statt dessen schießt der Verfasser die umständliche Schilderung der schon zehntausend Mal geschilderten Abenteuer eines bejahrten Kleinstädtlers in der verborbten Hauptstadt ein und legt das Schicksal seines Stückes vertrauensvoll in die Hände der prächtigen Amme Else Lehmann. Doch wenn eine Amme auch viel vermag, und wenn die Männlichkeit im Parquet auch von Olim's Zeiten her ungemein empfänglich ist für jede allige Anspielung auf ihren nahrhaften Beruf, so ruhen alle Schicksalssterne des Autors doch nicht in ihrer Brust. Der Vielgeprüfte ging schließlich an zurückgetretener Längeweile ein.

Notizen.

Behn Jahre aus meinem Künstlerleben 1887—1897. Von Victor Maurel. Uebersetzt und mit Anmerkungen und einem Vorwort von Lilli Lehmann (Berlin, Rabe & Blothow). Seit Jahren, so erklärt Frau Lilli Lehmann-Kalisch in der Vorrede, trägt sie sich mit der Idee, Studien über einige ihrer Rollen, mit denen sie sich am meisten beschäftigt hat, niederzuschreiben. Da fällt ihr das Buch von Maurel in die Hand. Sie weiß nichts Besseres zu thun, als es zu übersezen. „Das Buch konnte ich selbst Wort für Wort geschrieben haben.“ Indessen, sie hat ihren eigenen Plan nicht aufgegeben. Wir warten geduldig und halten uns inzwischen an den Maurel. Das Buch handelt mit einem Wort vom „denkenden Künstler“. Den breitesten Raum nehmen Betrachtungen über die Inszenirung von Othello, Falstaff und Don Juan ein. Philosophische Speculationen wechseln mit Erörterungen der „neuen“ Kunst. Es fällt manch' kluges Wort über die idealen Forderungen und materiellen Befriedigungen des modernen Sängers. Jede Person des Musikdramas bekommt ihre Einzelstudie. Wie man sich schminken soll, wo in dem und dem Act die und die Coulisse stehen muß, wann die Beleuchtungseffecte zu spielen haben und das Donnerblech erdröhnt, alles das erfährt man hier von einem Manne, der es aus dem Grunde studirte und nicht will, daß es ungenutzt von den zukünftigen Sängern in nichts zerrinne. Noch niemals ist dem „Star“, der unbekümmert um Stück und Mitspielende an der Rampe seine glänzenden Löhne in das entzückte Publicum schleudert, so energisch der Krieg angefaßt worden, wie hier. Der Sänger soll nicht allein seine Rolle inne haben und süß zu lächeln verstehen. Er soll das Werk, in dem zu wirken er die hohe Ehre genießt, genau kennen und jede Person auf ihre historische und psychologische Beschaffenheit hin geprüft haben. Und obendrein muß er noch ein trefflicher Regisseur, ein genialer Decorateur und raffinirter Beleuchtungsinspector sein. Der Star ist also todt und — das ist mein Bedenken — ein neuer Star ist im Entstehen, einer, der wie jener um nichts, sich jetzt um alles sorgt. Wie jede Neuerung, so ist auch diese Metamorphose des Sängers mit Uebertreibungen verknüpft. Ich meine, der Sänger hat sich vor Allem um den Charakter der Person, die er darstellen will, zu kümmern. Um die Stellung im Werk und damit um das Werk selbst. Die rein technische Meisterung einer Partie ist nur Voraussetzung und in jedem Falle der erste Schritt. Erst das Studium und dann die Begeisterung, die sich aus einem innigen

Zusammenhang mit dem Werk ergibt. Diese Gedanken, die in dem Maurel'schen Buch unter Beihülfe von Frau Lehmann mit großer Energie verfochten werden, sind wirklich eine befreiende That. Wie viel Sängern sind überhaupt kraft ihrer allgemeinen Kultur und ihrer musikalischen Bildung im Besonderen befähigt, ein Werk in seinem tieferen Gehalt zu erfassen, seinen Werth auch nur zu ahnen? Der Sänger ist instinctiv stets den Werken am meisten zugethan, die ihm die besten Rollen bieten. Auch will es mich sonderbar dünken, daß Verdi mit seinem „Othello“ etwa die „neue“ Kunst erfunden haben soll und jenseits von reiner Melodie den Gesang als dramatischen Ausdruck zum höchsten Princip erhoben. Unbestreitbar ist doch der Einfluß Wagner's, unter dem Verdi, freilich in höchst eigener und genialer Weise, seinen Stil gewandelt hat. Die Betrachtungen des Maurel'schen Buches über die „neue“ Kunst muthen uns in Deutschland etwas komisch an. Das eine ist jedenfalls wahr, daß Verdi nicht mit derselben Rücksichtslosigkeit bis an das Ende gegangen ist, wie Wagner. Er blieb immer Italiener, eine Bemerkung, die Maurel zu den Worten Anlaß giebt: „Frankreich kann Wagner bewundern, auch theilweise verstehen; niemals aber wird es ihn sich ganz zu eigen machen. Die Musik ist wohl eine universelle Sprache, die keine Grenzen kennt; diese Sprache kann aber in diesem oder jenem eigenenthümlichen Idiom gesprochen werden, je nach den Regionen, so daß sie außerhalb fast unverständlich wird. Wagner's Musik bildet einen eigenen, tief germanischen Dialect. Seiner Neuheit wegen mag er im lateinischen Volke einen Augenblick goutirt werden, wie die scandinavische Literatur für den Moment in Mode ist, aber er wird sich nicht festzusetzen vermögen, weil er im Widerspruch mit den Haupteigenschaften des lateinischen Wesens steht, das da ist: Klarheit und Geschwindigkeit. . . Ohne mich zu einem Vergleich hinretzen zu lassen, halte ich das Werk (Falstaff) für einen Triumph des weichen Gesanges über den Kraftgesang, einen Triumph des Liebreizes über die Härte, und Weichheit und Liebreiz entsprechen unseren lateinischen Kehlen besser als die wuchtigen Klänge der breiten germanischen Brust.“

Erich Urban.

Die Lampe der Psyche. Von Ida Boh-Ed. (Stuttgart, Cotta Nachf.). Wer das Schaffen der begabten Erzählerin mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wird an diesem neuesten Roman seine Freude haben. Das Herzlich-Gemüthvolle, das sich in warmen Worten äußert, giebt auch diesem Werke seine anmuthige Signatur. Aber nicht allein die wohlthunende, warme Empfindung, die sich ganz besonders in der Darstellung der Frauencharaktere, vor Allem der im Mittelpunkt der Handlung stehenden Magda zeigt, bildet den Hauptvorzug des Romans, sondern es stehen ihm ebenbürtig zur Seite die äußerst geschickte Führung der Handlung und eine bemerkenswerthe Vertiefung der seelischen Vorgänge, die uns deutlich zeigt, daß Ida Boh-Ed sich ihren gesicherten Platz unter den deutschen Erzählerinnen errungen hat und in noch immer aufsteigender Linie fortschreitet. Besonders angenehm berührt die vornehme Schlichtheit des Toncs, die jede geläufige Romanphrasen gestiftentlich abzulehnen scheint und nur Eigenes bieten will. Der Held der Handlung, Hofcapellmeister Flemming, mit seiner glühenden Künstlerseele, seinem ungezügelter Empfinden, das nach einem schweren Irrthum durch die reine seelenstarke Magda in ruhige und stetige Bahnen geleitet wird, ist ein mit größter künstlerischer Sorgfalt ausgearbeiteter Charakterkopf, ein Typus des nach den höchsten Zielen strebenden Künstlers. Ob es wahrscheinlich ist, daß ein Mann, wie er, sich durch einen koketten, unbedeutenden Badfisch, der sich dem berühmten Künstler zur augenblicklichen Kurzweil an den Hals wirft, ohne an eine Vereinigung für's Leben auch nur entfernt zu denken, ob ein solcher reife Mann der gepriiften Auserkorenen seines Herzens zeitweise den Rücken wenden kann, obwohl er wissen muß, welcher schweren Schmerz er der so tief empfindenden Seele bereiten muß, — muß eine psychologische Streitfrage bleiben. In jedem Falle ist es der Verfasserin durch ihre Darstellungskunst geglückt, dieser Wahrscheinlichkeit möglichst nahe zu rücken. Auch Hortense von Eschen ist eine lebensvoll hingestellte, tief sympathische Frauennatur. Ebenso ist von eigenartigem Netz das Bild des hochstrebenden, durch sein

körperliches Leiden dem Tode geweihten Malers Nikolai und sein wehmuthsvoll stimmender Heimgang in der Nähe der ihn beglückenden Magda. Sehr angenehm berührt es, wenn die Verfasserin da und dort an passender Stelle zeigt, daß der Zauber der Musik ihr kein leeres Wort ist, daß sie vielmehr ein feines Verständniß für ihr Wesen und auch ihre Technik besitzt, was bei einem Capellmeisterroman eine gute Belage ist. Der Titel des Romanes ist der Sage von Amor und Psyche entnommen. Es war bekanntlich der Psyche verboten, den Amor zu sehen; sie aber bejaht ihn Nachts mit der Lampe und als sie ihn gesehen hatte, entfloß er. Die Frauen vertragen nichts, was schwer begreiflich ist; sie wollen jedes Geheimniß, jede Stimmung, jeden Gedanken des geliebten Mannes ergründen und verstehen. Das gelingt ihnen aber nicht, und leider entflieht ihnen oft bei diesem Suchen die Liebe. Als Lehre soll uns vermittelt werden, daß die Liebe stark sein muß, wie der Glaube, auch da, wo man nicht sieht und nicht versteht. Richard Wulckow.

Bunte Schmetterlinge. Lieder und Schwänke. Von Friedrich van Hoff. (Leipzig, Ed. Avenarius.) Ein allerliebste ausgestattetes Büchlein mit allerliebstem, neckischem Inhalt. Und das will in unserer bitterernsten Zeit wirklich etwas sagen. Durch die Zeilen der Schellenlieber guckt ein fröhlich lachendes Gesicht hindurch, und es klingt in ihnen ein feiner musikalischer Ton, der zum Singen reizt. „Bunte Schmetterlinge!“ Ja, das sind diese Lieder und Schwänke. Sie umgaukeln uns in allen Farben und Gestalten. Witzige Pointen („Kleiner Unterschied“, „Herme und Amazone“), urdrollige Situationen, spaßige Einfälle — ich nenne das köstliche „Abschiedslied des Gastwirths und neugewählten Stadtraths Herrn Jodokus Müller an seinen alten Frack“ —, satirische Ausfälle gegen Unsitte der Zeit, z. B. die Franzoselei („der Rechen“) oder die Deutschhümelei („Tunkentied“), weinstroße Zechlieder — besonders ein vortreffliches Moselweintied, das die prämiirten jedenfalls durch seine Localfarbe übertrifft und daher schon wacker an Rhein und Mosel gesungen wird —, humoristische Anekdoten aus ältester, alter und neuer Zeit („Kerzes und Pythius“, „der Streik der römischen Pfetzer“, „der Professor in Hostracht“), lustige Festcarmina, Schnurren und Burlesken („Linus und Hercules“, „Gambirinus“), die schon in den „Fliegenden Blättern“ illustriert erschienen, moderne Legenden („der Heilige von Eggelbrück“) und auch sehr geschickte Schüttelreime. In Summa: ein liebenswürdiges, fröhliches Büchlein eines liebenswürdigen, fröhlichen Menschen.

Alfred Biess.

Die Kunst des Alterthums. Von Johannes Gauffe. (Berlin, Joh. Sassenbach.) Der den Lesern der „Gegenwart“ wohlbekannte Kunstkritiker und Bildhauer giebt in dem schmucken Heft einen überaus praktischen und vielfach belehrenden Museumsführer. Das Studium der Kunstsammlungen setzt, wenn es für den Besucher einen bleibenden Werth haben soll, eine gewisse Bekanntschaft mit dem historischen Entwicklungsgang der Kunst voraus. Das ist der Gesichtspunkt gewesen, von dem sich Gauffe hat leiten lassen. In erster Linie hat er daher auf eine kurze Charakterisirung der hervorragendsten Erscheinungen der Kunstgeschichte Bedacht genommen. Einzelne Werke mußten oft übergangen werden, damit der Blick stets auf das Ganze gerichtet blieb. Andererseits haben aber auch die Hauptwerke der großen Meister, die nicht in den Berliner Museen vertreten sind, eine Berücksichtigung erfahren. Diese Schrift ist somit kein Museumsführer im engeren Sinne, sondern ein kunsthistorischer Leitfaden, der dem Museumsbesucher die Anregung zu einer selbstständigen Betrachtung der Kunstwerke bietet.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7. Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein- sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egby Fontane Groth Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherki Nigra Nordau Ollivier Bettendorfer Saltzbury Steniewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Steeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Gota u. v. A.

Eleg. geb. 2 Mt. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.



Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text u. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbde. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“** in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Redigiert von Director, Schrift- und Verlagsred. Berlin

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knans, Uhde, Stück, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitzer, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Leffer-ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Madenfen, Starbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Kummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 92.

Staats- und Socialwissenschaft.

Nationalökonomie. Finanzwesen.

Etwas 1200 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Bolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeitzelle 80 Pf.

Inhalt:

Die Bekämpfung der Jingo's. Von Karl Walcker (Leipzig). — Zur englischen Beschlagnahme deutscher Schiffe. Von Franz Eitzenhardt. — Die Erweiterung der Unfallfürsorge. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilde (Berlin). — Literatur und Kunst. Knut Hamsun. Von Otto Stoeßl (Wien). — Von zwei Hofburgschauspielern. Von Otto Stübßen. — Peniketon. Der Werwolf. Von Alexander Budischtschem. — Aus der Hauptstadt. Die Stummen des Ceralls. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die „beliebteste deutsche Schriftstellerin“. Von Richard Wulskow. — Notizen. — Anzeigen.

Die Bekämpfung der Jingo's.

Von Karl Walcker (Leipzig).

„Sie wollen es, so reißt denn, deutsche Geduld!“ sang ein deutscher Dichter 1870 nach der französischen Kriegserklärung. Diese Worte passen auch auf eine besonnene, friedliche Abwehr der bekannten englischen Provocationen des deutschen Volkes und anderer Völker. Ein französisches Sprüchwort sagt treffend, die Rache sei ein Gericht, welches kalt genossen werden müsse. Wenn (?) es irgend einmal in Zukunft zu einem deutsch-englischen Kriege käme, so müßten die Deutschen früher oder später siegen, denn das Reich Bismarck's und Moltke's ist weit mächtiger, als England und Schottland, die überdies durch die „Irish Difficulty“ und viele andere Nengste und Nöthe mehr oder minder in Schach gehalten werden. Die englischen Chauvinisten prahlen mit der Größe ihrer Flotte. Sie vergessen, daß die Perser von den Griechen, die Karthager von den Römern auch zur See geschlagen worden sind; daß der holländische Admiral M. de Ruyter die Engländer 1666 im Canal drei Mal schlug und 1667 in die Themse einlief. Deutsche sachmännische Autoritäten haben schon vor mehreren Jahren ausgeführt, daß eine Eroberung Englands durch eine feindliche Armee sehr wohl möglich ist. Ähnlich spricht W. T. Stead, der hervorragendste englische Journalist der Gegenwart, im Decemberheft seiner viel gelesenen Review of Reviews (S. 548, 549) die Befürchtung aus, daß 100,000 Franzosen sehr bald in England landen könnten. Kurz, die Deutschen vermöchten sehr wohl, in London selbst den Frieden zu diktiren, aber sie würden vom Kriege ebenfalls Nachteile haben. Nicht bloß Kunden der Engländer, sondern auch der Deutschen würden während des Krieges so zu sagen abfallen, sich für die Dauer an amerikanische und andere Lieferanten wenden. Das europäische Gleichgewicht würde ferner durch die englischen und deutschen Einbußen an Gut und Blut nicht unbeträchtlich zu Gunsten Frankreichs, Rußlands, der Jesuiten, des Papstthums, zu Ungunsten des Germanenthums und Protestantismus verschoben werden.

Glücklicher Weise kann man den Jingo's ohne Krieg empfindlich auf die Finger klopfen. 1780 bis 1783 bestand die s. g. Bewaffnete Neutralität, d. h. Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden und Portugal traten gemeinsam den seerechtlichen Uebergriffen Englands entgegen. Es liegt nahe, ein ähnliches Vorgehen Rußlands, des Deutschen Reiches, Frank-

reichs, der nordamerikanischen Union und anderer Mächte zu empfehlen. Es fragt sich aber, ob und wann eine solche diplomatische Coalition zu Stande kommen wird. Beiläufig bemerkt, haben deutsche Zeitungen mit Recht hervorgehoben, daß die russische Probemobilmachung an der Grenze von Afghanistan die Engländer vielleicht zwingen wird, mit den Buren Frieden zu machen, ihre verfügbaren Truppen nach dem bedrohten, sogar von Aufständen der Eingeborenen bedrohten, Ostindien zu senden.

Eine internationale Notabelnerklärung zu Gunsten der Buren, gegen die englischen Seeübergriffe und dergleichen wäre ferner unschwer in Scene zu setzen. In der Verurtheilung des Jameson'schen Einfalles und des englischen Friedensbruches von 1899 ist die ungeheure Mehrheit der Gebildeten aller Völker einig. Wenn namhafte, zum Theil weltberühmte Juristen, Nationalökonomien, Historiker, Abgeordnete, Schriftsteller, Journalisten Deutschlands, Frankreichs, Rußlands, der Vereinigten Staaten und anderer Länder eine maßvoll gehaltene, die berechtigten Interessen des englischen Volkes und Staates nicht verletzende Collectiverklärung erließen, so würde sie wie eine Bombe in's Lager der Jingo's einschlagen. Sie sind schon jetzt in tausend Nöthen. Die englische Friedenspartei ist nur zurück gedrängt, nicht todt. Auch Stead hebt (S. 553) treffend hervor, daß sie bei den nächsten Wahlen von der Kriegspartei Genugthuung verlangen wird. Eine Enquete über die intellectuellen Urheber des Krieges, ihre Ziele und Mittel wird früher oder später kommen. Die bekannte Phrase „The era of impeachments is gone“ ist auch auf dem Festlande von kritiklosen Anglo-manen nachgesprochen worden. In Wirklichkeit muß es aber heißen: „The era of impeachments is not gone.“

Ein Krieg wegen der ägyptischen Frage wäre nicht wünschenswerth. Es fragt sich auch, ob die Türkei, der Dreibund und der Zweibund officiell, gemeinsam, die Räumung Aegyptens fordern werden; aber die sechste Großmacht, die Presse, kann in der ganzen nicht englischen Welt diese Räumung fordern, die ja von England selbst wiederholt versprochen worden ist. Das würde den Jingo's sehr peinlich sein. Nur sehr wenige englische Waaren, z. B. Bücher, Zeitschriften, Zeitungen sind für die übrige Welt unentbehrlich; aber unzählige andere Waaren der Textil- und Eisenindustrie wie anderer Branchen können noch besser und billiger anderswo her, z. B. aus Deutschland und den Vereinigten Staaten, bezogen werden. Es wäre daher zeitgemäß, in Europa und

Amerika die Bestellungen englischer Waaren so lange zu unterlassen, bis die Ningoos gedemüthigt sind, bis die gerechten Beschwerden der Buren, der Deutschen, Amerikaner, Russen u. s. w. abgestellt sind. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit bekanntlich auf. Wenn man den Ningoos den Brodkorb höher hängt, so wird ihr, an Ludwig XIV. und Napoleon I. erinnernder Hochmuth bald vor dem Fall kommen. „Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit“ sagten schon die alten Griechen und Römer.

Bur englischen Beschlagnahme deutscher Schiffe.

Von Franz Eigenhardt.

Die inzwischen aufgehobene Beschlagnahme des „Herzog“ der Deutsch-Ostafrika-Linie durch den Kreuzer „Thetis“ giebt Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Betrachtungen, die wohl geeignet erscheinen, etwas näher auf sie einzugehen. Nicht das Anhalten des Dampfers an sich ist besonders auffallend, denn das Schiff führt nicht die Reichspostflagge, seine Ladung ist daher nicht, vom Reich garantirt, frei von Contrebande und er kann daher nach solcher Ladung in nicht neutralen Gewässern durchsucht werden, sondern daß es die „Thetis“ ist, welche den Dampfer anhielt, ist von Wichtigkeit. Der moderne, 3400 To. große Kreuzer zweiter Klasse „Thetis“ gehört nämlich nicht zum Cap-Geschwader, sondern zum britischen Mittelmeer-Geschwader. Von diesem sind vier Schiffe in das Rothe Meer gesandt: Torpedoschiff „Vulcan“, 6600 To., Kreuzer „Aetrea“, 4360 To., Torpedokanonenboot „Hebe“, 810 To., und Kreuzer „Thetis“, alles schnelle Schiffe. Die Bestimmung dieser Schiffe ist augenscheinlich die, genau bezeichnete Schiffe anzuhalten und zu untersuchen, aber die Gründe, weshalb man zu diesem Zweck gerade in das sehr heiße Rothe Meer Schiffe entsendet, um diese nur von Europa her zu erwartenden Dampfer dort zu treffen, sind eigener Art. Es liegt viel näher, diese bekannten Dampfer, welche ganz bestimmte Routen einhalten, längst vor ihrem Eintritt in das Rothe Meer, spätestens in Port Said, dem ersten Hafen des Suez-Canals, zu stellen, andererseits sie kurz vor ihrem Einlaufen in die Delagoa-Bai dort in Empfang zu nehmen, als daß man gerade im Rothen Meer Kriegsschiffe stationirt und dort Jagd auf fremde Schiffe machen läßt.

In Wirklichkeit handelt England, wenn es einmal sein Untersuchungsrecht bei den deutschen Schiffen ausüben will, ganz richtig, aber bei dieser Gelegenheit zeigt England auch klipp und klar aller Welt seine perfiden Hintergedanken, die es gehabt hat, als, hauptsächlich auf seine Veranlassung, die Neutralität des Suez-Canals ausgesprochen wurde. Diese sogenannte Neutralität ist nichts als ein Theatercoup den andern Staaten gegenüber, sie nützt ganz allein nur England, denn sie wird von ihm so lange aufrecht erhalten, betont und beschirmt werden, als zwei andere Mächte sich in den Haaren liegen, sie ist aber überhaupt nicht vorhanden, wenn England es für gut befindet oder eine der kriegsführenden Mächte ist. Darüber ist viel geschrieben, auch häufig genug wurde auf diese Thatsache hingewiesen, sowie noch darauf, daß England sich wohl hüten werde, in Kriegszeiten, d. h. wenn es sich selbst im Kriegszustand befindet, den Canal von Suez als eine unter allen Verhältnissen sicher zu passirende Straße anzusehen. Daß aber England so offen, wie es jetzt geschieht, seine Karten aufdeckt und zeigt, was es selbst von dem Werth des Canals und von dem Werth seiner Neutralität im Kriege hält, war nicht anzunehmen und wirkt daher gewissermaßen überraschend. Gewiß, die Wege von England nach Durban um das Cap herum und durch den Suez-Canal

haben ungefähr gleiche Längen, aber es steht fest, daß England, falls einmal Indien oder seine Besitzungen in Ostasien und Australien gefährdet sind, alle Transporte, von deren vorausberechnetem Eintreffen etwas abhängt, nicht durch den Suez-Canal, sondern um das Cap herum gehen läßt. Allerdings haben schon hervorragende Männer den letztgenannten Weg als den einzig sichereren erklärt, aber erst die Verfolgung der jetzt nach Südafrika gegangenen und gehenden Transporte zeigt, daß man in England sich über die sichere Passirbarkeit des Suez keinerlei Illusionen hingiebt, wenngleich man den Canal natürlich auch tüchtig benützt.

Die Gefahr der Suezpassage besteht darin, daß die enge Straße verhältnismäßig leicht gesperrt werden kann, sei es durch ein Naturereigniß oder sei es, daß man der Natur etwas zu Hülfe kommt und so ein künstliches Naturereigniß schafft. Geschieht eine solche längere Zeit andauernde Sperrung in einem Kriegsstadium, wo unendlich viel von dem möglichst frühen Eintreffen von Personal und Material abhängt, so kann eine Verzögerung zur Katastrophe führen, und daher ist der Weg um das Cap der einzig sichere. Solange aber der Suez-Canal befahren werden kann, soll er neutral sein und die Schiffe aller Nationen sollen auch in Kriegszeiten harmlos und ungefährdet ihren Handelsinteressen auf ihm folgen können — sagt die internationale Bestimmung.

In Wirklichkeit aber ist der Canal englisches Eigenthum, und jedes Schiff, das ihn benutzen will, muß in britische Hände fallen oder sich von britischen Schiffen untersuchen lassen, wenn es England paßt, denn der Canal von Suez besitzt einen Schlüssel, ohne den er gar keinen Zweck hat, und dieser Schlüssel ruht sicher in englischen Händen. Er heißt: Die Straße von Bab el Mandeb, mit Berim, Chail Said und Aden.

Nicht etwa, um im Rothen Meere Handelsplätze zu gründen oder Handel zu treiben, ist der Suez erbaut. In beiden Küsten des Rothen Meeres giebt es keinen einzigen Platz von Bedeutung, selbst das türkische Dschebdah; der Hafensplatz von Mecca, ist ganz verloddert und ohne Werth, und so ist das ganze Rothe Meer eigentlich nur eine Welt-Durchgangstraße, deren Aus- oder Eintritt im Südosten die Straße von Bab el Mandeb, im Nordwesten Port Said bilden. Es muß demnach jedes Schiff, welches überhaupt den Suez passirt, auch durch die Straße von Bab el Mandeb, mit den winzigen Ausnahmen, daß es sich ständig im Rothen Meer aufhält. Wenn daher auch der Suez neutral ist, Bab el Mandeb aber englisch, so ist selbstredend, je nach Englands Willen, der Suez neutral oder nicht neutral, denn es kann in der Straße von Bab el Mandeb alle Schiffe von Suez und nach Suez abfangen. Somit ist England unzweifelhaft Herr des Canals.

Die Beschlagnahme des Dampfers „Herzog“ konnte selbstverständlich bereits im Mittelmeer, etwa nach der Abfahrt von Neapel, vor sich gehen. Aber im Mittelmeer kreuzen sich eine so große Zahl von Interessen verschiedener Nationen, daß dort ein solches Vorgehen unliebsames Aufsehen erregt, und das ist gegenwärtig nicht gerade vortheilhaft für England. In Port Said, im Suez-Canal aber darf ein Schiff nicht mit Beschlag belegt werden auf den Verdacht hin, Kriegskontrebande zu führen, denn eben — der Suez ist ja neutral! — In dem breiten Rothen Meer könnte man weiter das Schiff leicht verfehlen; und so ist es denn am einfachsten und sichersten, man fängt es in der Straße von Bab el Mandeb ab. Die Straße besteht aus drei getrennten Theilen. Die eigentliche Fahrstraße liegt im Osten, zwischen dem Festland Arabiens und der Insel Berim, und ist etwa 1800 Meter breit. Dann folgt eine wenig befahrene, etwa zwanzig Kilometer breite Strecke zwischen Berim und den drei Suba-Inseln, und der dritte Theil, bis zur Nordküste des Gebietes von Dbock auf dem afrikanischen Festlande, hat eine Breite von vier bis sechs Kilometern. Der Landstreifen,

welcher an der arabischen Küste Perim gegenüberliegt, ist das vor einigen Jahren häufig genannte Chaik Said, eine Zeit lang Streitobject zwischen Frankreich, der Türkei und England, bis letzteres im Mai 1897 den Punkt an sich brachte. Perim, die Insel des Diodor, bildet einen Felsenklumpen von 47 Kilometer Umfang und wurde 1857 von England annektirt. Die Insel hat einen Leuchthurm mit schwachen Befestigungen, etwa 50 Mann Besatzung und an ihrer Südseite einen zwei Kilometer langen guten Hafen mit 700 Meter breiter Einfahrt. Es liegt auf der Hand, daß diese gänzlich unzureichenden Befestigungen Perim's in keiner Weise im Stande sind, die Durchfahrten zu beherrschen, gar mit Geschützen, aber ebenso, wie Gibraltar die Straße im Westen zum Mittelmeer sperrt, obgleich es auch nicht mit seinen Geschützen die dort 23 Kilometer breite Passage beherrscht, schließt Perim und weiterhin Aden die Ausfahrt aus dem Rothen Meer. Das geschieht bei beiden Punkten durch Mitwirkung eines Geschwaders, das die festen Häfen als seine Basis betrachtet. Woher England dieses Geschwader im Bedarfsfalle nehmen würde, war zweifelhaft. Im Allgemeinen nahm man an, daß das Ostindien-Geschwader, welches bis vor kurzer Zeit auch die Ostküste Afrikas überwachte und eigentlich keine sonstigen Aufgaben zu erfüllen hat, Schiffe nach Aden und Perim zur Bewachung der Straße abzugeben hätte. Nun ist es das Mittelmeer-Geschwader, das die nöthigen Schiffe stellt, und das ist auch wohl das Praktischere insofern, als die Schiffe der Mittelmeerflotte jeder Zeit schnell aus dem Reserve-Material der Heimath ergänzt werden können. In dieser Beziehung sind nun einmal die englischen Verhältnisse beneidenswerth. Die Sperre vor dem Rothen Meer und dadurch des Suez-Canals, die Beherrschung der Rabel nach Ostasien, Australien, Indien und Südafrika durch Aden, kann als ein kleiner Vorgegeschmack davon dienen, wie sich die Verhältnisse gestalten werden, wenn wirklich einmal ein Weltkrieg ausbricht; statt des Kleinkrieges im Süden Afrikas. Der kann wohl den Ruf Englands als Landmacht stark erschüttern, aber doch nur bei denen, welche überhaupt an einen guten Ruf des britischen Heeres, ernstlichen Gegnern gegenüber, je geglaubt haben, denn in Wirklichkeit ist er nie vorhanden gewesen. Aber England als mächtiges Handelsvolk und Kolonialreich wird durch den Vuren in Südafrika nicht stürzen, kaum seinem Sturze wirklich näher gebracht. Dazu gehört, daß die Colonien sich selbstständig machen, und daß der russische Bär sich langsam aber mit großer Wucht näher wälzt. Man vergesse nicht, daß Englands Politik mit ganzen Erdtheilen gerechnet hat, nicht mit Länderecken. Nordamerika, Ost-Indien, Australien! Und jetzt rechnet man mit Afrika als mit einem englischen Besitz. — Warten wir ab, ob der Ausgang des Krieges derartig sein wird, daß weitere britische Pläne auf Afrika fallen gelassen werden. Schwerlich; denn es kann nicht abgestritten werden, daß dadurch die weitere Erschließung des dunklen Erdtheils nicht gefördert würde; aber daß der Vur in seiner ganzen jetzt sehr bewunderten Eigenart ein besonderer Beförderer europäischer Kultur ist, kann auch wohl von den Anhängern, die er vor Ausbruch des Krieges besessen hat, keine behaupten.

Die vorstehende kleine Betrachtung behandelt nur die Wichtigkeit eines einzigen jener meerbeherrschenden Punkte, die England sich auf der Erdkugel, keineswegs mühelos und ohne viel Blut, geschaffen hat: Aden Perim. Es giebt aber noch eine ganze Anzahl anderer, die kaum minderen Werth unter Umständen besitzen, wie beispielsweise Jamaica, Hongkong, Wei-hei-Wei, Bermuda und Sidney. Jeder derselben ist mehr werth als alle portugiesischen Besitzungen in Indien und Ostasien, die doch nur Enklaven in großen Reichen bilden und ohne starke Seemacht nicht behauptet werden können.

Die Erweiterung der Unfallfürsorge.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilde (Berlin).

Der Reichstag anerkannte die Ausdehnung der Unfallversicherung auf die in gewerblichen und landwirthschaftlichen Betrieben beschäftigten Strafgefangenen in Folge einer dahin gerichteten Vorstellung vom 20. April 1890 am 17. November 1891, sowie auf das gesammte Hausgesinde gemäß einer Vorstellung vom 30. November 1894 am 4. Mai 1895 als eine unabwiesbare Folge des die gesammte Arbeiterversicherung beherrschenden Grundgedankens, den Arbeiter und dessen auf seinen Erwerb angewiesenen Familienangehörigen in denjenigen Zeiten vor Noth und Entbehrung zu bewahren, in welchen er wegen Störung seiner körperlichen oder geistigen Unversehrtheit außer Stande gesetzt wird, durch Verwerthung seiner Arbeitskraft die Mittel zum Lebensunterhalte sich zu verschaffen. Die Seitens des Reichstages gehegten Erwartungen haben bisher sich nicht erfüllt. Weder wurde in den 1894 veröffentlichten Grundzügen einer Abänderung der Unfallversicherungsgesetze und einer Erweiterung der Unfallversicherung, noch auch in der Unfallversicherungsvorlage, welche den Reichstag 1896/97 beschäftigte, dem Rechnung getragen. Letztere beschränkte sich einfach darauf, die durch die Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes geschaffene Unzuträglichkeit aus der Welt zu schaffen, wonach es für ein Gesinde, welches theilweise zu gewerblichen oder landwirthschaftlichen, theilweise zu rein häuslichen Verrichtungen verwendet wird, bedeutungsvoll sein sollte, ob das schädigende Ereigniß bei der ersteren oder der letzteren Thätigkeit eintrat, um seine Schadloshaltung zu bedingen oder versagen zu sollen, indem sie den Grundsatz aufstellte, daß in jedem Falle und unabhängig um die zufällige Art der von seinem Dienstgeber ihm angewiesenen Beschäftigung es Anspruch auf Entschädigung hat, sobald es überhaupt nur zu Betriebsarbeiten seines Dienstgebers herangezogen zu werden pflegt. Wenngleich damit schon ein großer Schritt zum Besseren gethan, so reicht derselbe doch noch lange nicht aus, um einen empfindsamen gegen Recht und Billigkeit verstoßenden Mißstand zu beseitigen. Und weiter als die Vorlage von 1896/97 geht in den gerade hier in Betracht kommenden Verhältnissen der Entwurf auch nicht, welcher nach Zusammentritt des Reichstages diesem zugehen soll. Auch er erfüllt noch nicht die gelegentlich der jüngsten Invalidenversicherungsvorlage in Erinnerung gebrachte Forderung einer gesetzlichen Regelung der Entschädigung der im Dienste der Industrie oder der Landwirthschaft unfallverletzten Strafgefangenen.

Gemeingewöhnlich pflegt die Auffassung vertreten zu werden, es sei nicht gerechtfertigt, Personen, welche gegen die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung in einer Weise sich vergangen hätten, daß sie deshalb Strafe zu verbüßen haben, dadurch eine Vergünstigung zu gewähren, daß sie der Unfallfürsorge theilhaftig werden sollen. Allein die Vertreter dieser Ansicht verkennen den Kernpunkt der Frage. Denn davon kann und darf gar nicht die Rede sein, die Frevler gegen das Allgemeinwesen dafür belohnen zu wollen und deren Strafe zu mildern; vielmehr wird bloß bezweckt, das als Sühne der begangenen Schuld abgewogene und Seitens des Strafrichters ihnen zuerkannte Strafübel nicht dadurch zu verschärfen, daß sie eine Straffolge erleiden, welche über das festgesetzte Maas hinausgeht und sie selbst noch belastet, nachdem sie die Freiheit wiedererlangten, aber auch die unschuldigen und straffreien Familienangehörigen in Mitleidenschaft zieht. Nicht während der Dauer der Strafverbüßung, vielmehr erst nach wiedererlangter Freiheit, also nach gesühnter Schuld sollen sie in den Genuß desjenigen Vortheils treten, welcher jedem Arbeiter zugebacht ist, der durch die eigenthümlichen Gefahren einer Berufsthätigkeit in seiner Erwerbsfähigkeit, also der Möglichkeit gemindert wird, seine Arbeitskraft zur Befriedigung seines oder der Seinigen Lebensunterhaltes ausnutzen zu

können. Auf Grund U.-B.-G. § 9 gilt als Betriebsunternehmer derjenige, für dessen Rechnung der Betrieb erfolgt, dem also der ökonomische Erfolg aus der eingesetzten Arbeitskraft zufällt. Und zwar wurde er gerade um deßhalb verpflichtet, die Mittel zur Schadloshaltung seiner Arbeiter allein aufzubringen, weil ihm der Nutzen zu Gute kommt und weil dies als ein geeignetes Mittel erschien, der übermäßigen Ausnutzung der Arbeiter entgegenzutreten bezw. ihn für diejenigen wirtschaftlichen Nachteile verantwortlich zu machen, welche aus einer Ueberanspannung der Kräfte oder aus einem Vorenthalten der gebotenen Schutzvorrichtungen und Sicherungseinrichtungen zu besorgen sind. Nur als ein Ausgleich der geminderten zu der vollen Arbeitskraft, nicht aber als ein Gewinn soll die Unfallabfindung ihrer rechtlichen Natur nach sich kennzeichnen. Und gerade wegen dieser ihrer sittlichen und wirtschaftlichen Seite ist es durchaus ungerechtfertigt und dem Gebote einer Rechtsgleichheit Aller vor der Gesetzgebung vollständig widerstrebend, diejenigen Strafgefangenen von der Unfallfürsorge ausschließen zu wollen, welche bei Einsetzen ihrer Arbeitskraft für den industriellen oder landwirtschaftlichen Pächter derselben gelegentlich einer mit höherer Unfallgefahr verbundenen Verrichtung von einem schädigenden Ereigniß betroffen wurden, welches in ursächlichem Zusammenhange zu dem Betriebe stand.

Noch mehr ungerechtfertigt ist es aber, den Betriebsunternehmer vermögensrechtlich für die Unfälle haftpflichtig zu erklären, wenn er freie Arbeiter beschäftigt, aber dann zu verschonen, wenn er die wohlfeilere Gefangenearbeitskraft verwendet. In diesem letzteren Falle das Gemeinwesen, also die Gesamtheit der Staatsbürger am Aufbringen der erforderlichen Geldmittel zu betheiligen, indem die öffentlich-rechtliche Armenpflege an Stelle des Betriebsunternehmers die Unfallfolgen schadlos zu halten hat, entbehrt jedes Rechtsgrundes. Und in der That stützt diese Auffassung sich auch nur auf die Rechtsanschauung des Reichsversicherungsamtes, welches von der Ansicht ausgeht, es bilde ein Arbeitsvertrag die unabwiesbare Voraussetzung für den Eintritt der Unfallfürsorge, den abzuschließen der außer Stande sei, der zur Zeit in der freien Willensentschließung über Verwerthung seiner Arbeitskraft beschränkt, der Anordnung der Gefängnisverwaltung sich willenlos zu unterwerfen habe. Für dieselbe bietet aber auch weder der Wortlaut noch die Entstehungsgeschichte der einschläglichen Rechtsregeln zwingende Anhaltspunkte. In Folge dessen ist auch das höchste Spruchgericht für Unfallsachen seinem Grundsätze nicht treu geblieben, hat denselben vielmehr in allen denjenigen Fällen verlassen, in welchen es Personen eine Unfallrente zubilligte, deren Absicht niemals dahin gegangen war, einen Arbeitsvertrag eingehen, d. h. in ein Abhängigkeitsverhältniß zu einem Arbeitgeber treten zu wollen, wie z. B. Straßengängern, welche bei Aufrichten eines gefallenem Pferdes oder bei Fortbewegen eines schwer beladenen Handwagens oder bei Fortschaffen eines Balkens hilfreich Hand anlegten und dabei eine Verletzung erlitten. Auch in solchergearteten Fällen fehlt es nämlich an den Begriffsmerkmalen eines Vertrages über Handlungen nach älterem bezw. eines Dienstvertrages nach dem zukünftigen Rechte des § 611 B.-G.-B. Und deshalb müssen sie alle auch mit gleichem Maße gemessen werden. Nun ist es aber widersinnig, weßhalb es einen Unterschied hinsichtlich der Schadloshaltung eines Betriebsunfalles machen soll, ob ein zwecks Hilfeleistung zu den Erntearbeiten beurlaubter Soldat oder ein dazu angewiesener Strafgefangener in einer seine Erwerbsfähigkeit gefährdenden Weise verletzt wurde. Beide sind, jener nach Beendigung seines Militärdienstes, dieser nach Verbüßung der zuerkannten Strafe auf Verwerthung ihrer Arbeitskraft zur Beschaffung des Lebensunterhaltes angewiesen. Und in diesem gekommenen Zeitpunkte muß bei Beiden der gesetzlich geregelte, durch die Unfallversicherung geplante, vermögensrechtliche Ausgleich zwischen der vollen

und der theilweise geminderten Erwerbsfähigkeit eintreten. Dem einzelnen Strafgefangenen solchen vorzuenthalten kennzeichnet sich als eine Schärfung des Straßübels über die Strafzeit hinaus, mithin als eine Verletzung der Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetze. Und dieser Erwägungsgrund an sich zwingt mit logischer Nothwendigkeit zur Erweiterung der Unfallversicherung auf die während der Strafverbüßung betriebsverletzten Strafgefangenen nach beendeter Strafzeit. Schwierigkeiten kann aber auch deren Versicherung nicht machen, weil als deren Träger die Unfallversicherungsgenossenschaften, welche die Erweiterungsvorlage von 1894 in den §§ 5 und 23 in das Auge faßte, verwendbar und die Pächter der Gefangenearbeitskraft nach den Grundsätzen in den §§ 16 ff. des Bauunfallversicherungsgesetzes vom 11. Juli 1887 mit Beiträgen heranziehbar sind.

Die Erwägungsgründe, welche aus dem Verkennen des Strafzweckes für den Laien blendend gegen die Schadloshaltung verletzter Strafgefangener sich allenfalls in das Feld führen lassen, versagen jedoch durchweg bei Prüfung der Forderung auf Hineinziehen des gesamten Hausgefindes in den Kreis der versicherungspflichtigen Personen. Hinsichtlich dieser beschränkte bisher man sich darauf, das Bedürfniß und die Zweckmäßigkeit zu bezweifeln, auch auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, welchen die Durchführung praktisch begegnen könnte. Allein beide Einreden verfehlen ihr Ziel und sind mehr das Ergebnis selbstfüchtiger, eigennütziger Wünsche als eines vorurtheilsfreien, unbefangenen Urtheils. Wenn gelegentlich der Krankenversicherungsvorlage von 1891 sich noch die Ansicht rechtfertigen ließ, es sei in Fällen der Krankheit nach sämtlichen in Deutschland geltenden Gesindeordnungen genügend für das Hausgefinde gesorgt und deßhalb entbehrlich, solches der Krankenversicherungspflicht zu unterwerfen, so konnte hierfür die ihr beigefügte Denkschrift den Beweis erbringen. Allein seitdem haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert, weil bisher nicht bekannt gewesene Gefahren in Folge der modernen Verkehrseinrichtungen demselben entstanden sind. Nach Art. 95 des Einf.-G. zum B.-G.-B. sind im Wesentlichen die Bestimmungen der seitherigen Gesindeordnungen aufrecht erhalten. Nach ihnen ist auseinanderzuhalten, ob die Krankheit blos in oder bei Gelegenheit des Dienstes entstanden, oder ob die Krankheitsursache darin zu finden sei, daß das Gefinde die bestimmte Vorschrift des Dienstgebers, ohne sich der Gefahr einer solchen Beschädigung auszusetzen, nicht hat befolgen können. Im ersteren Falle endet die Pflicht der Herrschaft zur Fürsorge mit dem Ablaufe der Dienstzeit und tritt überhaupt nur insoweit ein, als das Gefinde für sich selbst zu sorgen außer Stande ist, während im letzteren sie über die Dienstzeit hinaus auf Rechnung derselben erfolgt. In gleicher Weise regelt § 617 B.-G.-B. solche. Ausgeschlossen bleibt mithin die Schadloshaltung für eine nach Beendigung des Heilverfahrens fortdauernde Störung der körperlichen Unversehrtheit, gleichviel ob solche einen nachtheiligen Einfluß auf das spätere Fortkommen desselben ausübt. Dies ist ein Mißstand, welcher nicht fortgeduldet werden darf. Wenn die gewerbliche Arbeiterin in Folge Verrichtens ihrer Berufstätigkeit einen Unfall erlitt, dessen Verlauf zu einer Verstümmelung führte, so erlangt sie nach den Ref.-Entsch. Nr. 570 vom 2. Juli 1888 und Nr. 911 vom 24. Februar 1890 einen Anspruch auf Unfallrente, wenngleich dieselbe sich bloß unter den Begriff eines Schönheitsfehlers unterordnen läßt, weil dadurch ihr das Erlangen einer Arbeitsgelegenheit auf dem allgemeinen Arbeitsmarke und erst recht der Abschluß eines Ehebündnisses erschwert werde. Wenn ein Gefinde gleichzeitig für gewerbliche und häusliche Dienstverrichtungen gemiethet wird, so genießt nach der feststehenden Rechtsprechung des Preussischen Obergerichtes z. B. in dem Erf. vom 25. Februar 1899 und des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofes in dem Erf. vom 16. Januar 1899 es der gleichen

Bergünstigung, unabhängig davon, in welchem Verhältnisse die gewerbliche zu der häuslichen Thätigkeit steht. Entbehren soll es derselben aber, wenn innerhalb der Grenzen rein häuslicher Dienstverrichtungen es zu Schaden kommt. Dies findet seinen Grund darin, weil gemeingewöhnlich von der Annahme ausgegangen zu werden pflegt, daß die bei solcher Gelegenheit zugezogenen Krankheitserscheinungen unbedeutender Art seien und ohne nachtheilige Folgen verlaufen. Dies ist aber ein Irrthum. Denn wenn ein Dienstmädchen beim Fensterputzen aus beträchtlicher Höhe auf die Straße oder den Hof hinabstürzt oder wenn es beim Abstauben der Zimmer, Decken und Wände von der Leiter fällt, oder bei dem Zimmerbohnern ausgleitet, so untersteht es der gleichen Unfallgefahr wie der Bauanschläger, Tapezireur, Zimmerbohrer, welche nach dem Bauunfall-Versicherungsgesetze vom 11. Juli 1887 wegen des dadurch zugezogenen Genickbruchs, Beinbruchs, Leistenbruchs schadlos zu halten sind. Einem bei Ausrichten eines gewerblichen Auftrages durch Sturz mit einem Velociped verunglückten gewerblichen Arbeiter spricht die Ref.-Entsch. Nr. 727 vom 20. Mai 1889 Unfallrente zu. Das Stubenmädchen, welches bei Erledigung von Aufträgen, die Kinderwärterin, welche bei Begleitung radelnder Kinder des Zweirades sich bedienen muß, entbehrt zur Zeit noch der gleichen Fürsorge. Und doch hat das entwickelte Verkehrsrecht es zu Wege gebracht, daß beim Miethen weiblichen Gesindes als Dienstverrichtung neuerdings ausbedungen zu werden pflegt, sich des Zweirades bedienen zu müssen, eine zwar erst neugeschaffene, aber bereits in wiederholten Fällen von schweren Unfallfolgen begleitete Dienstverpflichtung.

Seit Einstellen der elementaren Kraft als Betriebsmittel für Fahrzeuge jeder Art vermehrte sich gleichzeitig die Unfallgefahr für das männliche Gesinde. Soweit es im Dienste eines gewerblichen oder landwirtschaftlichen Unternehmers steht, wird ihm die Unfallfürsorge nicht versagt, wenn es bei Gelegenheit einer derartigen Dienstverrichtung zu Schaden kommt. Anders liegt dies, wenn es bei Bedienung eines Motorfahrzeuges verunglückt, welches eine Privatperson als Beförderungsmittel in ihren Dienst stellte. Dann steht ihm nur die sehr schwache Aussicht einer Schadloshaltung im Umfange des heutigen Gesinderechtes zu, welche einmal ihrer Höhe nach weit niedriger als die Unfallfürsorge, sodann aber deshalb werthloser als diese ist, weil sie von dem höheren oder geringeren Grade des Zahlungsvermögens und der Zahlungswilligkeit des Dienstgebers in ihrer Erfüllung abhängig, während die Unfallrente von der stets leistungsfähigen Berufsgenossenschaft gewährt wird. Letztere ist auch in der Lage, durch Erlaß von Unfallverhütungsvorschriften dem Eintritt eines Schadensfalles mehr vorzubeugen und dessen Verlaufsgefahr abzuschwächen, wozu die Gelegenheit in sonstigen Fällen fehlt. Wie die „Arztliche Sachverständigen-Zeitung“, Jahrg. V, S. 445 ausführt, ist aber auch das Dienstpersonal eines Arztes bei Reinigen der von ihm gebrauchten bisweilen von Ansteckungsstoffen nicht freien Gefäße und Wäschestücke einer nicht zu verkennenden Erkrankungsgefahr durch Blutvergiftung ausgesetzt, welche zur Entfernung einzelner Gliedmaßen, also zur Verklümmelung bezw. zur Minderung der Erwerbsfähigkeit führen kann. Auch hier muß die öffentlich-rechtliche Kranken- und Unfallfürsorge eintreten, um die vermögensrechtlichen Nachteile daraus demjenigen Theile der arbeitenden Bevölkerung zu sichern, welcher darauf angewiesen ist, eine Dienststellung zu übernehmen. Die Rechtsregeln über die Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens in den §§ 823 ff. des B.-G.-B. reichen nicht aus, einen Ausgleich zwischen der geminderten zu der vollen Erwerbsfähigkeit zu schaffen. Und deshalb darf der gegenwärtige Zeitpunkt, in welchem eine Vorlage über die Abänderung der Unfallversicherungs-Gesetze und eines Gesetzes über die Unfallfürsorge für Gefangene dem Reichstage am 12. d. M. zu-

gegangen ist, nicht verpaßt werden, um die allgemeine Aufmerksamkeit hierauf zu lenken, sowie dafür einzutreten, diese fühlbare Lücke in Ausgestaltung der Arbeiterversicherung auszumergen, d. h. diesen Gruppen der erwerbsthätigen Bevölkerung die Wohlthaten einer gesetzlich geregelten Unfallfürsorge zu Theil werden zu lassen.

Literatur und Kunst.

Knut Hamsun.

Von Otto Stoepfl.

Das Schicksal des Einzelnen bildet sich in den Jünglingsjahren. So von sechzehn bis in die Zwanzig hinein, diese blühende, lebensreiche Zeit dauert bei den verschiedenen Menschen, je nach ihrer Rasse, Nation, Heimath, Temperament verschieden lang. Wenn auch nicht alle Blüthenträume reifen, so bestimmen diese Blüthen doch die Frucht der Generation. Sein Leben, seine bestimmenden geistigen und sinnlichen Emotionen hat man in diesen Jahren, hier knüpft jeder die Fäden. Dann später werden sie zum Gewebe zusammengewirkt. Nur ganz seltene Menschen haben Erlebnisse in diesem Sinn noch später, nur Wenigen wachsen Flammensäulen leuchtend auf dem späteren Weg. Das sind die Ausnahmen. Sonst bestimmt die Jugend alles Künftige. Die kommende Zeit schält dann die Dinge; Action, Thätigkeit ist hier vor Allem, freilich meist von köstlicher Unbewußtheit. Man lernt Menschen kennen — das ist aber nur so zu verstehen, daß man erfährt, wie sie heißen, was sie zu sein vorgeben, nicht wie sie sind. Man beginnt Studien, knüpft Beziehungen an, geräth in Gesellschaften, aus denen man sich entwindet, die man aber doch niemals los werden kann. Alles geschieht hier nach scheinbar freier Wahl und voller Gier nach Neuem, nach Veränderung, man rafft wie ein Geizhals Schätze der Erfahrung zusammen, alles was blinkt, wenn man auch später erkennt, daß es Scherben waren. Das spätere Leben verarbeitet das dann. Das ist die „Sammlung“. Wunderliches Wort, man müßte sagen: Auflöschung. Denn dann ist die ganze Beschäftigung: das Loswerden, die Erkenntniß. Zum Schluß stellt sich eine Erkenntniß, ein Wesenszug, ein typisches Schicksal heraus, das unerkannt im Grunde jedes Menschen geruht hat, und das nun langsam hervortritt, Gestalt und Farbe annimmt, darauf wird dann das begründet, was als Weltanschauung bezeichnet wird. Aber die reiche Zeit fällt in die Jugend. Hier sind die bestimmenden Gedanken. Nicht um die Reife und Dauer von Werthen handelt es sich, denn wer das Leben betrachten gelernt hat, erkennt ganz gut, daß es nur von Scheinwerthen erfüllt und bestimmt wird, nicht Wahrheiten sind ihm so sehr nöthig, aber Energien, Leidenschaften. Die Farbe, der Reichtum des Ganzen, wird doch und doch von der Jugend bestimmt. Sie knüpft auch die Elemente einer Zeit und läßt der kommenden Jugend wieder das ärgerliche Geschäft des Auflöschens und des Neuknüpfens schimmernder Irrthümer. Sehen wir uns die Bücher einer Zeit an, die bestimmend für sie waren, ihr innerstes Wesen wiedergeben, so sind es immer die Werke von jungen Leuten. Klopstock war ein junger Bursch, dem würdigen Bodmer viel zu leichtfertig für einen Sänger des „Messias“, Schiller's „Räuber“ und „Kabale“, Goethe's „Werther“. Ja Goethe's „Werther“ und im höheren Sinne der erste Theil seines „Meister“ drücken seine Zeit aus. Der Typus eines jungen Mannes, der in die Welt auszieht, um zu lernen, aus Erfahrung in Erfahrung, aus Begierde in Enttäuschung und Resignation, in diese männliche Sammlung, die seine Auflöschung und Entwerthung bedeutet, diese ständige Figur

macht uns das beste Wesen einer Zeit, ihr Streben, ihren Glanz, ihre Energie, Sehnsucht, ihre eigenste Farbe begreiflich.

Die Bücher unserer Generation sind geschrieben worden. Sie werden einer Zukunft unsere Zeit klar machen. Ueberall begegnet man dem Typus wieder. Bei den Russen in Turgenjef's „Väter und Söhne“, in Gontscharow's „Oblomow“, in Tolstoj's „Anna Karenina“ und in des greisen Mannes letztem Werk „Auferstehung“. Bei den Dänen in des wunderbaren Sene Peter Jakobsen „Niels Lyhne“, einer Singsgestalt, die wir nicht mehr vergessen können, die ein Idealbild entworfen hat, ein Schicksal von solchem Leid und solcher Gluth, daß die ganze Sentimentalität und Begierde einer Zeit solches Leid und solche Gluth wiederzuerleben wünschen mochte. Bei den Norwegern in Knut Hamsun's jämmtlichen Büchern. Den Deutschen, welche seit Keller's „Grünem Heinrich“ keinen endgültigen Zeitroman hervorgebracht haben, fehlt dieses Werk völlig. Bloß Gervart Hauptmann's Jugenddrama, vielleicht deßhalb sein bestes: „Das Friedensfest“ kommt diesem Wunsche so nahe, als es eben die concentrirtere dramatische Form erlaubt.

Den reinsten Ausdruck des specifisch germanischen Wesens dürften wohl in unserer Zeit die Norweger gegeben haben. Die positivistisch anfangende, pessimistische und doch starke Natur Gabriel Gram's (bei Arne Garborg), die dann in verzweifelte Glaubigkeit ausläuft, steht neben den träumerischen irrwandelnden, ungeschulten und doch sich selber treuen Menschen von Jakobsen und Hamsun. Niels Lyhne stirbt „den aufrechten Tod“. Und Hamsun's Helden sind trotzig in ihrem Elend, das wider sie kämpft, sie in unermessliche Qualen treibt und dennoch ihren Troß nicht bricht. Nun ist das Seltsame an diesen Zeitfiguren, daß sie nicht die gewöhnlichen Menschen sind, nicht Typen, sondern Individuen. Diese Ausnahmestellen sind aber immer die, welche die Zeit bestimmen, das Neue, Unerhörte an ihnen drückt das Zeiteigenthum aus, die Stille, Wunderlichkeit, Verzückung eines Jahrhunderts ist dessen wahrer Herzschlag hinter der siebenten Haut.

Diese großen Wunderlichen sind Hamsun's Helden.*) Ihr Grundelement ist das nothwendige Anderssein, als alle Anderen, das Gegen-Aller-Ein, das ewige Alleinein unter den Vielen, das Kleine-Brüder-Finden. Kein Weg, keine Verbindung besteht zwischen ihm und den Anderen, wobei er sich dieser Einsamkeit freut, in seiner Wuth, in Horn und Haß wühlt und nicht geirrt werden kann. Er stirbt, aber er giebt sich nicht. Die starken sozialen Instincte, die im wahrhaft bedeutenden Menschen immer leben, erzeugen immer wieder seinen Einsamkeitsdrang. Seine frierende, hungernde Gultlosigkeit treibt ihn wieder zur Menge, ein beständiges Spiel von Anziehung und Abstozung wiederholt sich. Seine Lebensverachtung bedarf des täglichen Brodes des Lebens; so bleibt er, der gute Erkennen aller Niedrigkeit, der wüthendste Schwärmer. Seine Resignation hat immer Rücksälle. Wie ein Branntweinunter zur Glasche, kehrt er zur Gesellschaft immer wieder zurück. Er glaubt sich durch Lüge, Verstecken spielen, gutmüthiges Eingehen in die allgemeine Erbärmlichkeit mit den Menschen vertragen zu können, aber das bloße Zusammenleben muß ihn mit ihnen entzweien. Immer hofft er auf ein Wunder, welches die Menschen endlich einmal menschlich zeigt, aber skeptisch genug, hat er ein wüthendes Lachen über diese verrückte Hoffnung, er ist ironisch aus Furcht vor den Anderen, aus verlegener Hülflosigkeit, immer sundigt er am meisten gegen seinen eigenen Instinct. Nicht, daß er ihm zuwiderhandelt, aber er folgt ihm immer nur halb. Das macht sein tragisches Schicksal, wenn man von Schuld sprechen kann, seine Schuld aus. Und bei aller schneidenden Kalte der Verachtung betet er das Leben an,

*) „Hunger“, „Redacteur Lyhne“, „Neue Erde“, „Mysterien“, „Pan“, (Romane) „Königin von Saba“, „Victoria, die Geschichte einer Liebe“ (Novellen), jämmtlich bei Albert Langen, München.

immer macht er Ausnahmen, und mit einer rührenden Don Quixoterie meint er: Gemeinheit, — Allgemeinheit, — fange erst nach dem Menschen an, mit dem er sich gerade abgiebt, und die beständige, herrliche Ausnahme ist ihm das Weib. Nun wird er von Irrthum zu Irrthum durch seine leidenschaftliche Energie gehebt, so von Schuld zu Schuld. Könnte er sich selbst vergessen und ganz dem Leben hinwerfen, wie jeder Beliebige, so wäre er ja glücklich. Dazu ist er zu anders, zu schamhaft. Nun rennt er wissend, klaren Verstandes in das Verderben, kommt immer wieder lebend heraus und schämt sich bis zum Wahnsinn vor sich selbst. Gegen die Anderen ist er nicht sonderlich erbozt, hier ist seine Kritik theoretisch, aber gegen sich wüthet er. Das ist die einzige ihm gönnte Wollust: die Selbstanklage. Was Andere an ihm sündigen, rächt er — an sich selbst. Aus Verzweiflung an der Welt — legt er Hand an sich, sein Leben ist voll gewaltamer Rucke, unbegreiflich in jedem Augenblick, consequent in der Inconsequenz. Immer ist er nothwendig anders, als der gute Normalmensch, anders, als „man“ ihn erwartet. Wo er vorsichtig sein sollte, schläft er arglos wie ein Kind vor dem Abgrund, wo er reden sollte, wo endlich ein Wort, ein Wort kommen sollte, schweigt er lächelnd, wenn jedes Gebot der Scham zu schweigen fordert, wird er demosthenisch beredt. Was er sagt, meint er nicht, aber diese Unaufrichtigkeit ist sein wahrster Ausdruck. Er verkleidet sich aus Abscheu vor jeder Pose, wie ein König liebt er in Lumpen zu gehen, aus Sehnsucht, sich zu verlieren, dieses unglückselige Selbst. So giebt es Cyniker aus Scham, Ironiker und Arrogante aus Feinheit, Bescheidenheit und Angst und Hülflosigkeit, Brutale aus Schwäche, Feiglinge aus Heroismus, Gemeine, Sittenlose aus Edelmuth; so ist er, immer ein lebendes Widerpiel seiner Gesinnung, nicht, beileibe nicht aus Eitelkeit oder Pose oder Heuchelei vor sich selbst, sondern aus einer perversten Keuschheit, aus beständigem Vertrauen gegen sich selbst, aus der Sehnsucht seiner Einsamkeit nach Angleichung an die Anderen, aus Haß, Wuth, Vertrauen gegen sich. Nietzsche spricht einmal in einer seiner großartigen Erleuchtungen davon, wie der Gegensatz die rechte Verkleidung sei, in der eines Gottes Scham einherginge. „Es giebt Vorgänge so zarter Art, daß man gut thut, sie durch eine Grobheit zu verschütten und unkenntlich zu machen, es giebt Handlungen der Liebe und einer ausschweifenden Großmuth, hinter denen nichts räthlicher ist, als einen Stolz zu nehmen und den Augenzeugen durchzuprügeln; damit trübt man dessen Gedächtniß. Mancher versteht sich darauf, das eigene Gedächtniß zu trüben und zu mißhandeln, um wenigstens an diesem einen Mitwisser seine Rache zu haben: die Scham ist erfindend. Es sind nicht die schlimmsten Dinge, deren man sich am schlimmsten schämt, es ist nicht nur Arglist hinter einer Maske, es giebt so viel Güte in der List. Ich könnte mir denken, daß ein Mensch, der etwas Kostbares und Verlegliches zu bergen hätte, grob und rund, wie ein grünes, altes, schwerbeschlagenes Weinsäß durch das Leben rollte! Die Feinheit seiner Scham will es so.“

So ist der Typus der Nagel, Glahn, des Herrn Højberg, der Helden Hamsun's und Hamsun's selbst. Nun haben diese ganz aus aller Bahn gewichenen großen Regellosen eine ganz besondere, atavistische Neigung zu reiner Einfachheit von Umständen des Daseins. Das wird freilich nur bei dem größten Doctrinär Tolstoj praktisch, die beständige Sehnsucht der Uebrigen bleibt es immerhin, wengleich sie nichts dazu thun. Der Radicalismus wird der Ton der Allgemeinheit, es ist fast schicklich, ihn recht energisch mitzumachen, sie lassen ihn und sind eigentlich conservativ. Das Café Grand und seine überfeinerten Literaten verachten sie gründlich. Hamsun haßt gut und kommt immer wieder auf den Gegensatz zurück: hier abgeschmacktes Stimmungs- und Seelenstandsgewinsel, dort einfältige, vertrauende und trauliche Gesinnung. Urväterhausrath, Urväterheimath. Boshaft aus Hoffnungslosigkeit

hebt er harmlose Menschen in Gefahr, Lüge, Verzweiflung, in Kampf gegen sich und Andere, bloß um vielleicht doch endlich jenes Köstlichste zu erleben: einen menschlichen Menschen, einen, der was werth ist. Er leidet wahrlich noch tiefer an ihrem Leben, als sie selber. Er leidet um sie, wahrhafte Heilandsleiden, aber aus höchst selbstischen Zwecken, nur um seiner selbst willen; so wird alles, was er mit den Menschen treibt, eine ziellose Fallenstellerei nach der Niedertracht, aus thörichter Hoffnung endlich einmal eine Güte, eine verirrte Reinheit, eine wunderbare Herzlichkeit zu fangen, einen Wunderfisch, der niemals in diese Gewässer kommt, niemals. Und er sitzt weiter am Strande und fischt. Ein Anderer würde nun nicht gerade bei den Hoffnungslosen Hoffnung suchen. Er verkehrt fast nur mit den Ueberfeinerten, Ueberbildeten, bei denen der Gegensatz zwischen der natürlichen Gemeinheit und den künstlich gesteigerten Empfindungen und Einbildungen ganz entsetzlich ist. Ihre derben Rückfälle sind um so ekelhafter. Dagegen hängt sein Herz an den Rückständigen, Primitiven, sie sind zwar dumm, meistens, aber es ist doch möglich, daß sie gut sind. Hülflos stehen sie inmitten der klugen Bildung und sehnen sich daraus weg, wie er selbst. Daher stammt auch seine zornige und verzückte Frauenanbetung, er ist gar nicht Feminist, Emancipationsfragen sind ihm außerordentlich gleichgiltig. Die Weibnatur, darum handelt sich's. Daran spürt er Natur. Das einfache und tiefe Wort eines anderen Dichters paßt hierher: „das Weib ist der Natur näher“ (Gerhard Duda). Diese Erdennähe und Naturverwandtschaft spürt er; bei allem Schein der Nuance ist Einfachheit, ja Einfalt das Wesen des Weibes: Schmiegsamkeit, Empfänglichkeit, Treue gegen den Instinct. Darin liegt ihre Schönheit. Nun beobachtet er diese Falter, wie sie immer in die Flamme taumeln; vom Instinct gerade zu ihren Feinden mit dämonischer Anziehung getrieben, stürzen gerade diese einfachen, geraden Geschöpfe in die Liebe überfeinerer Männer, derer, die er so haßt. Bald erkennen sie die Niedrigkeit ihrer Geliebten, scheiden oder werden mit der ~~gütigen~~ Brutalität, deren nur „Nervenmenschen“ fähig sind, weggeschoben, und nun haben sie einen Sprung. Die am reinsten ihrem innersten Selbst zu folgen bereit sind, welche als Mütter die Werthe der Generation schaffen, sind werthlos geworden.

Der einzige positive Werth ist dieses furchtbare Erkennen, vor dem ringsum die Dinge ihr „an sich“ enthüllen, und doch ist Alles wieder nur die Subjectivität des Dichters. Die Welt ist so, wie wir sie sehen wollen. Der Inhalt der Romane zeigt immer ein Erlebnis dieses Typus, bei aller Maske ist es immer dasselbe typische Erlebnis. Im „Hunger“ die Zustände des armen, frierenden Literaten, der stolz in seinem Elend, verzückt in seiner Armuth ist, lügt, um nobel zu erscheinen, selbst hungert und seine Weste verschenkt, als sei er im Ueberfluß. In den „Mysterien“ und im „Pan“ die hoffnungslose Liebe. Ja, diese erotischen Schicksale sind seltsam. Er litte am Glück; das Elend, die Hoffnungslosigkeit macht ihn reich und stolz. Was ist in Wahrheit dieses schöne, einfache, dumme Ding, das ihn nicht lieben mag, gegen ihn? Und doch ist sie die Königin, er der Narr. Es giebt Mädchen, die ihn lieben, aber da haben sie schon den Werth für ihn verloren. Es hat nur Sinn, der Hoffnung nachzujagen, weil sie ja nicht erfüllt werden kann. Psui über die Möglichkeiten und Erreichbarkeiten! Nur das Unmögliche, das Wunder ist der Mühe werth, darüber hinzusterben, die Gräser, den Erdboden im Tode noch küßend, weil darüber einst das große Glück gegangen ist. Das ist echte Jünglingsromantik und Sehnsucht, und hierin berührt sich Gegenwart mit Vergangenheit. Die Jugend bleibt immer die Jugend. Oder im Redacteur Lynge, wo sich zwei Menschen erst finden, nachdem sie so umhergeirrt, in Sünde und Verbrechen gejagt worden.

Den Gipfel dieses Lebens scheint das letzte Buch „Victoria“

zu bedeuten. Hier scheint der Dichter Abschied von der Jugend zu nehmen, bitteren, schweren Abschied. Nie sind seine Worte so zu Herzen gegangen. Hier hat er im Stoff zu höchst gegriffen, bis in die äußersten Wipfel nach einer goldenen Frucht. Hier hat er sich selbst, dem Jüngling, dieser sehnsüchtigen, wunderbaren Gestalt ein gleiches Frauenwesen entgegengesetzt. Gleich wundervoll, räthselhaft, einfach, rein, klar, wie der Quell und dunkel, fraghaft und an sich selber irre und irrelevant, wie eine Nacht. Zwei Gleiche, Ebenbürtige und Verwandte in Liebe an einander verzweifeln. Ihr Glück ein Kampf, eine beständige Sehnsucht. Sie messen sich aneinander. Sie lieben einander so sehr, aber sie sind so stolz in ihrer herrischen Art, daß sie nicht zu einander können, sie lügen, sind treulos, sündigen gegen einander aus Liebe.

„Liebreicher Haß! Streitsücht'ge Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsin, ernste Ländelei!
Entstelltes Chaos glänzender Gestalten!
Fleischwinge! Lichter Rauch und kalte Gluth!
Stets wacher Schlaf! Dein eig'nes Widerspiel
So fühl' ich Lieb' und Hasse, was ich fühl'!“ . . .

Und dann Romeo's Definition von der Liebe:

„Verständ'ge Raserei
Und ekle Gall, und süße Spezerei“ . . .

Wie beide Wesen an dieser Qual ihr Eigenstes zur wundervollsten Blüthe steigern, in ihrem Elend selig, in ihrer Erbitterung glücklich, treu sich selbst bei ihrer Untreue, wo ihre ewige Trennung besser ist, als Erhöhung, ihre Flucht vor einander mehr, als ein armer Triumph, das ist von wundervollem Klang. Hier tönt das Jünglingslied von der hoffnungslosen Liebe, von der Liebe, deren Schönheit so unermeßlich, weil sie ohne Erfüllung ist, ein grenzenloser Wunsch, eine unerfüllte Sehnsucht. Es giebt nichts Ergreifenderes, als den Brief, den Victoria, das Mädchen, ihm, dem Jüngling, schreibt und den er erst bekommt, nachdem sie gestorben ist. Nach ihrem Tode giebt sie sich ihm hin. Dies ist einer Sehnsucht Erfüllung, ein Schatten giebt das endliche Glück, und Schattenglück ist das Mögliche, das allein uns genügen kann, die wir noch stolz von Wünschen und unnachgiebig in unseren Träumen sind. Nun mag Hamsum den schweren Weg aufwärts gehen, wo die Sonne steiler auf den Scheitel brennt. Nun muß er mit dem Leben etwas anfangen, es nehmen, irgendwie, Mann werden, Mann sein, in Resignation Ziele suchen, der Menschheit Möglichkeiten lächelnd in die Hand drücken, geprägte Werthe, gültige Münzen. Es mag sein, daß ihn dabei Verzweiflung erfaßt. Manche sind erst in dieser Zeit, an dieser Wende wahrhafte Dichter geworden, wenn sie, den Menschen kennend und verachtend, doch die Menschheit anerkannt haben. Manche haben sich selbst verloren und haben aufgehört, Dichter zu sein, sie waren nicht stark genug. Und wieder Andere mußten nicht alt zu werden und sind Jünglinge der Geberden und des Verfußes, des äußerlichen Rhythmus geblieben, bei schwankem Gang und grauem Haar. Auf diesen drei Möglichkeiten beruht dieses außerordentlichen Mannes Zukunft. Wohin er immer gehe. Was er bis jetzt gegeben hat, war groß genug, ihm dankbar zu bleiben. Es waren Jünglingswerke, einer jungen Generation aus ihrer innersten Sehnsucht heraus geboren und geschenkt.

Von zwei Hofburgschauspielern.

Von Otto Stäbgen.

Wenn eine Biographie irgend eines jüngst verstorbenen oder lebenden Schauspielers auf unseren Recensententisch kommt, so fagert wir uns gleich: gewiß ein Wiener Product! denn nur dort in deutschen Landen ist der Komödiant noch

eine so wichtige Person, daß sie ihren Historiographen findet. Bei uns im Reich geht man zuerst in's Theater, um ein Stück kennen zu lernen; in Wien aber, um den und den Mimen in der und der Rolle zu sehen. Gewiß, auch Berlin hatte seine Zeit der Heldenspielervergötterung, wo man sich für die künstlerischen Thaten und ehelichen Wirrungen der Stuch duellirte, für Ludwig Devrient im allgemeinen Taumel begeisterte und wo Rötcher junghegelianisch unlesbare dicke Bücher über Seydelmann und die „dramatischen Charakterentwickelungen“ eines Ira Aldridge und Dawson oder einer Seebach und Bärndorff schrieb, aber das waren doch Zeiten der politischen und wirthschaftlichen Stagnation. Heute ist das Alles anders. Welche bescheidene Rolle spielte im Berliner öffentlichen Leben sogar ein Künstler wie Kainz (weßhalb er denn auch neulich in die „dankbare“ Donaustadt übersiedelte), und wer fragt außerhalb des Theaters nach Matkowsky oder unseren Heroinen?! Die gründliche Theaterberichterstattung von einst ist zur flüchtigen Mitternachtskritik geworden, und in Zeitschriften werden die Darsteller kaum noch erwähnt; sogar die Interviews von Bühnengrößen, sofern sie nicht ordinären Klatsch bringen, regen das große Publicum herzlich wenig auf. Unsere politischen, wirthschaftlichen, wissenschaftlichen Interessen haben eben die künstlerischen und literarischen verdrängt, die Bühnen bestehen einen immer schärferen Kampf gegen die leichteren Unterhaltungsstätten, und die Varietés und Concertfäle triumphiren. Das ist gewiß zu beklagen, denn auch die Wienerische Ueberschätzung des Schauspielers hatte eine lebenswerthe und schöne Seite. Da starb z. B. nach einander das Hofburgschauspielerpaar Zerline und Ludwig Gabillon; sie, eine treffliche Salondame, er, ein ausgezeichnete Epifodenspieler, eine nie versagende utilité, die beim Theater oft mehr werth ist, als mancher star. In Berlin hätte ihr Tod in den Zeitungen einige Notizen und etwa ein Paar kurze Aufsätze unter dem Strich veranlaßt, und dann wäre die Sache erledigt gewesen. In Wien aber setzten sich beide Male zahllose Federn in Bewegung, kein Blatt erschien ohne lange Nekrologe, Nachrufe, Erinnerungen, Charakteristiken; man wunderte sich schon fast über den fehlenden Trauerrand. Und nun kommen gar nach Jahr und Tag zwei umfangreiche Biographien, die sich umständlich mit der beiden Verstorbenen, ihrem Leben, ihren Thaten und Meinungen, ihrem Privatleben und ihrem Charakter beschäftigen und ganze Correspondenzen von und an Berühmte und Unberühmte im Wortlaut abdrucken. Wir wären zu einem Worte der Abwehr gegen diese neuen Blüthen der Wiener Theaterimperei geneigt, wenn — nun wenn beide Bücher nicht so gut und lebenswürdig wären. Nennen wir den Verfasser der „Zerline Gabillon“*), nämlich Ludwig Hevesi, einen unserer entzückendsten Erzähler, geistreichsten Feuilletonmeister und besten Humoristen, so wird unser Lob seiner Schrift ohne Weiteres begreiflich. Aber auch die Biographie Ludwig Gabillon's ist ein gutes und trotz aller Weitschweifigkeiten gar nicht langweiliges Buch. Auch dafür wissen wir den Grund: es ist mit dem Herzen geschrieben, Kindespietät hat die Feder einer geistreichen Frau geführt.**). Während Hevesi mehr mit der capriciösen Stimmung des Feuilletonisten seinen Gegenstand behandelt, geht Helene Bettelheim-Gabillon gründlicher, ernster an ihr biographisches Werk. Sie giebt Tagebuchblätter, Briefe und Erinnerungen in künstlerisch abgerundeter Fassung. Dort bei Hevesi das Feuilleton, hier der Essay, und die menschliche und künstlerische Persönlichkeit der Geschilderten kommt in beiden Fällen gleich plastisch heraus. Die Freunde und Verehrer des Künstlerpaares werden ihre Freude daran haben. Für das große Publicum „draußen im Reich“ greifen wir hier das Interessante heraus.

Ludwig und Zerline Gabillon geb. Würzburg waren von

*) Stuttgart bei Ad. Bonz & Comp.

**) Herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Wien, A. Hartleben.

Geburt Reichsdeutsche, Mecklenburger, sogar aus demselben Ort: Güstrow. Ludwig, ein Nachfahr französischer Refugiés, hat von seiner unglücklichen Kindheit ein erschütterndes Erinnerungsbild hinterlassen, das seine Tochter abdruckt. Nach kurzem Wanderleben auf Bühnen zweiten oder noch geringeren Ranges wurde er von Laube entdeckt und an's Burgtheater gebracht, wo er bald sich eine geachtete Stellung schuf und seine junge Collegin Zerline 1835 heirathete. Mit Carl La Roche kam es gleich zu verständnißinnigem Anschluß. Dieser überlegene Humorist war im Privatleben ein Epikuräer, dem ungemein hochgehaltene Tafelstreuben nur dann vollen Eindruck machten, wenn sie mit würdigen, für gute Bissen, feine Tropfen und virtuos erzählte Anekdoten gleicherweise empfänglichen Tischgenossen getheilt wurden. Daß Ludwig Gabillon aber als munterer Gesellschafter und tapferer Becher seinen Mann stellte wie selten Einer, hatte La Roche bald heraus. Der junge Mecklenburger hörte mit immer neuem Genuß die immer auf's Neue wiederholten Geschichten von La Roche's Weimaraner Zeit und dessen allererster Darstellung des „Mephisto“ unter Goethe an; bei demselben Anlaß vernahm er auch eine gastronomische Lieblingsgeschichte des Hausherrn, die bisher allen Goethe-Forschern glücklich entgangen ist: La Roche war einmal Goethe's Reifegefährte auf einem Ausflug; als Begzeherung hatte der Schauspieler eine Wurst mitgenommen, die er, unterwegs hungrig geworden, hervorholte. Der Herr Geheimrath, der Wurstwerk fast ebenso haßte, wie Brillen und Tabakrauch, verhehlte seine Mißachtung vor La Roche's Leibspeise nicht. Der Schauspieler, der aber schon dazumal von seiner Feinschmeckerei nicht geringer dachte, als von seinen künstlerischen Leistungen, versuchte es, das Vorurtheil des Herrn Geheimrathes durch einen Gegenbeweis zu entkräften. Der Olympier ließ sich denn auch herab, ein bißchen verächtlich von der Wurst zu kosten; die Probe mundete dermaßen, daß Goethe sich von Viertelstunde zu Viertelstunde angelegentlicher darnach umfah und zuguterletzt La Roche nicht einen Bissen übrig ließ. „Wer diese Wurstgeschichte von La Roche nicht gehört, wer seine Goethe abgequackte Mimik beim ersten geringschätzigen und jedem folgenden, immer wohlzufriedeneren Einbiß nicht mit angesehen, hat eines der lustigsten und vollendetsten Cabinetstücke seiner Charaktertomik versäumt,“ behauptete Gabillon.

Der Künstler stand vom Anfang seines Aufenthaltes in Wien auch mit Hebbel in persönlichem Verkehr. Er kannte die „Nibelungen“ noch im Manuscript. Ihm war Art und Kunst, das innerste Wesen des Landmannes, die geheimste Absicht des Dichters vertraut. Der Dithmarscher fand solches Wohlgefallen an dem Mecklenburger, daß er ihm auf stundenlangen Spaziergängen alle möglichen Arbeitspläne entrollte, über alle Dinge des Himmels und der Erden philosophirte und zwischendurch viel aus seinem Leben erzählte, so viel, daß Emil Kuh, als er an die Ausarbeitung seiner Biographie ging, Gabillon um eine Denkschrift bat. Er willfahrte diesem Wunsche sofort, und einer der merkwürdigsten Züge aus dem Jugendleben des Dichtes stammt aus diesem Memorandum: wie ein vor Gericht geladener Knecht, auf wiederholtes Drängen des Kirchspielvogtes Mohr in Wessalburen, zu antworten, endlich sagte: „Watt schull ik denn seggen, ik bun ja all dood!“ und nach diesen Worten wirklich vom Schläge gerührt zusammenstürzt. Die anderen Blätter von Gabillon's Aufzeichnungen sind, nach Emil Kuh's Tod an Rudolf Balbel gelangt, weder in dessen Nachlaß, noch in Felix Bamberg's Papieren oder von Hebbel's Wittve wiedergefunden worden. Hebbel's Briefe an Gabillon sind verzetelt worden, so daß von ihren vielen gemeinsamen Erlebnissen nur ein paar Anekdoten durch gelegentliche Ueberlieferung sich erhalten haben. So die ergötzliche Geschichte, wie Gabillon den Dichter einmal wieder in seinem Orther Häuschen besucht, und Hebbel in heller Verzweiflung findet. Hebbel wollte einen kleinen Zubau aufführen lassen, von dem er selbst erklärte: „So viel

Mühe hat mir kein Act eines Trauerspieles gemacht, wie dieser Entschluß.“ Zuvor hieß es aber, den Bauconsens von dem zuständigen Bezirksamte zu erwirken. Und der große Denker und Dichter war vollkommen rathlos, wie eine solche Eingabe zu stilisiren sei. Ungläubig und verwundert sah er Gabillon an, als sich dieser erbot, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Und als der Burgschauspieler gar mit dem just zur Hand liegenden Bleistift das Gesuch zu Papier brachte, sagte Hebbel im Tone tiefster Ueberzeugung: „Ich danke Ihnen! das ist sehr bedeutend!“ — Gewichtiger war das Wort des Dichters, als Gabillon bei der Generalprobe der „Nibelungen“ wissen wollte, ob Hebbel mit seiner Hagen-Maske zufrieden sei. Auf die Frage: „Wie seh' ich aus?“ folgte die lapidare Erwiderung: „Wie ein Gewitter!“ Man kann die Erscheinung des Gabillon'schen „Hagen“ nicht bündiger und markiger charakterisiren. Diesem Tronjer glaubte man wirklich unbesehen, daß nur ein Siegfried ihm an Körperkraft gewachsen sei, daß er im Stande sei, Felsblöcke spielend in den Rhein zu schleudern. Der „Hagen“ blieb denn auch Gabillon's beste und beliebteste Rolle. Schon auf einer der ersten „Nibelungen“-Proben ereignete sich ein Zwischenfall, der durchaus charakteristisch für den Darsteller war: im letzten Acte, da „Siegfried“ zur Quelle ging, um zu trinken, löste sich „Hagen“ von der Gruppe der Burgunder und stellte sich mitten auf die Bühne, um mit weit ausgreifender Bewegung den Speer nach dem Drachentöbter hinter die Coulisse zu schleudern. Da unterbrach Laube die Scene mit den Worten: „Das geht nicht, Gabillon, Sie müssen hart an die Coulisse treten, denn wenn der Speer in die Coulisse fliegt, so ist das Stück aus.“ Gabillon sah ihn scharf an und erwiderte: „Da haben Sie recht, Herr Director, aber wenn ich den „Hagen“ spiele, fliegt der Speer nicht in die Coulisse!“ Und in den 31 Jahren, in denen er der „Hagen“ des Burgtheaters gewesen, traf er nicht nur richtig, weit hinter die Scene, sondern er machte sich sogar den Spaß dabei, wirklich das Mal eines Lindenblattes, wie es sich auf „Siegfried's“ Schulter befinden sollte, zu durchbohren. Er ließ nämlich auf jenem Strohsack, der den Speer aufzufangen hatte, ein dunkelgemaltes Lindenblatt befestigen und traf stets mitten hinein, so daß sich zu jener Scene gern mehrere Zuschauer hinter der Coulisse einfanden. Mit großer Vorliebe betrachtete Dingelstedt dieses Hagen-„Stüdel“, aber mit besonderer Spannung harrete der Inspectant Michely jedesmal des Wurfes, und sagte darnach befriedigt und triumphirend: „Sekt hat er ihn 'troffen!“ Man erzählt sogar, daß Gabillon den Speer einmal so kräftig geschleudert habe, daß dieser durch den Strohsack fuhr und an das Mauerwerk anprallte, von dem ein Stück polternd zur Erde rollte, und das Publicum sich schier darob wunderte, wie hart „Siegfried's“ Körper auf dem Waldboden aufgefallen sei.

Ueber solchen Nebensachen wurde die Hauptsache nicht vergessen. Gabillon's „Hagen“ besaß nach Hevesi's Zeugniß „den höchsten, pathetischen Stil. Wer hat vor seinem „Tronje“ nicht geschaudert? Er hatte eine Art, mit allem blutigen Ernst zu machen, daß er nur zu erscheinen brauchte, um den Saal mit Illusion zu füllen. Illusion, das ist ja das letzte Geheimniß der Bühnenwirkung. Heute sagt man dafür Stimmung, aber Illusion ist beim Theater richtiger, denn es drückt das Vortäuschen aus, den Kunstbetrug als Wesentliches in der Schauspielerei. Aus Gabillon's persönlichem Wesen flossen ihm die Hülfsmittel dazu. Wenn „Hagen“ in voller Rüstung auftrat und seinen großen eisernen Schild leise vor sich auf den Boden stützte, so hörte man beim Auftappen der unteren Schildspitze auf den Boden sofort an, daß dieser Schild zwanzig Pfund schwer war. Noch war kein Wort gefallen, und das ganze Haus hatte bereits den Eindruck von etwas außerordentlich Kräftigem. Wenn „Hagen“ König Egel's Söhnlein vom Riffen nimmt, mit einem raubthier-

mäßigen Zugreifen seiner beiden Hände, so jagt man sich unwillkürlich: Der kommt nicht lebendig aus diesen Händen.“ Es entzieht sich unserem Urtheil, ob und wie weit Gabillon in die Darstellung des „Hagen“ Erinnerung an Wesen und Gehaben des Dichters aufgenommen; Speidel nannte seinen „Hagen“ in diesem Sinne ein lebendiges Denkmal Hebbel's. Gewiß ist, daß Gabillon in dieser Aufgabe als Mensch und Künstler sein Bestes einsetzte.

Ziemlich unerquicklich war aber das Verhältniß des Schauspielers-Ehepaares zu seinem Director. Laube hat in seinem Burgtheater-Buch denn auch die „scharfe“ Dame und ihren Gemahl nicht geschont. Sither ist, daß Berlin die Seele aller gegen den Theater tyrannen gerichteten Verschwörungen war, und daß Gabillon, der seinem Entdecker doch Dank schuldete, allzu bereitwillig seiner leicht beleidigten Gattin secundirte. Mit den Jahren milderte sich dann die Spannung im äußeren Verkehr. Laube lud Gabillon auf seine Jagden, und in seinen „Erinnerungen“ war der Stolz auf die durch seine Initiative dem Burgtheater gewonnenen Talente des Ehepaares Gabillon stärker als ehedem das Ressentiment des hartbedrängenden und hartbedrängten, eben entlassenen Directors. Wie sehr Gabillon selbst aber bemüht war, im Laufe der Zeit zu einem unbefangenen, Gutes und minder Gutes der Laube'schen Burgtheater-Periode gerecht abwägenden Urtheil zu gelangen, zeigt sich in manchem Brief und Tagebuch-Eintrag. Im Gespräch sagte er seine Meinung über Laube in dem knappen, erschöpfenden Satz zusammen: „Der gehört zu uns!“ (Schauspielern.) Das war bei alledem das höchste Lob, das Gabillon einem Theaterleiter spenden konnte. Denn seines Erachtens waren echte Directoren nur Diejenigen, die wie Schreyvogel und Laube verstanden, Schauspieler zu entdecken, zu erziehen und im Dienste echter Dichter zu allseitiger Entwicklung ihrer Künstlergaben zu führen.

Auch zu Otto Ludwig unterhielten Gabillon's freundschaftliche Beziehungen. Er war, erzählt die Tochter, ein außergewöhnlich bescheidener und zurückhaltender Mann, ohne Pose, ohne Komödianterei, echt, klar und wahr — wie sein „Erbförster“ — vielleicht auch ebenso eigenfönnig. Laube meinte, Bescheidenheit sei gewöhnlich Scheu, Unsicherheit. Otto Ludwig aber imponirte ihm: das war ein noch nicht dagewesener Mensch! Wie kann man den „Erbförster“ geschrieben haben und bescheiden sein? Das war geradezu beängstigend! Er nannte den „Erbförster“ die bedeutendste Schöpfung der Neuzeit. Die Presse mit wenigen Ausnahmen war gegen das Stück. Der größte Theil des Publicums ebenfalls. Man nannte es roh, grausam, den letzten Act haarsträubend. Du lieber Gott! Wie konnte einem Publicum, das für Halm und Mosenthal schwärmte, manchmal auch Otto Prechtler ein bißchen gelten ließ, der „Erbförster“ behagen? Nach Laube's Meinung war ein Erfolg nur dann ein wirklicher Erfolg, wenn er reiche Tantieme im Gefolge hatte. Er beschwor Otto Ludwig, aus dem Trauerspiel ein Schauspiel zu machen, das Stück gut ausgehen zu lassen. „Das wäre ein neues Stück“, meinte Otto Ludwig; „wenn man nicht nach dem ersten Acte fühlt, daß ein tragischer Ausgang nothwendig, dramatisch geboten ist, dann bewältigt der Darsteller des „Erbförsters“ seine Rolle nicht. Anschütz giebt mir mit seiner Darstellung recht!“ — „Sawohl“, entgegnete Laube, „Anschütz!! Und wer noch? Anschütz ist der Einzige, der das kann. Der alte Herr ist zur Hälfte ein Löwe, zur Hälfte ein Steinbock, und, was die Hauptsache, durch und durch wahr! Finden Sie einen Zweiten, so bringen Sie ihn her — ich wiege ihn mit Gold auf, und wäre er noch dicker als der Alte.“ — Laube redete vergebens in Otto Ludwig hinein. Die Aussicht auf fünfzig große Tantiemen lockte den Mann nicht, der, hungrig und frierend, in elender Dachkammer, mit glühender Begeisterung viele Tage und Nächte gearbeitet.

Ein hübsches Beispiel, wie ein Komödiant auch einen Maler

lehren kann, weiß Frau Helene von ihrem Vater und Makart anzuführen. Eines Tages, es war im Jahre 1873, Makart malte eben an „Katharina Cornaro“, traf Gabillon den Freund ganz verstört und in seiner leisen, nach langem Schweigen schnell hervorprudelnden Art klagte er: das Bild sei der Vollendung nahe, nur eine Figur, die des Senators der Republik Venedig, wolle ihm nicht gelingen, und er könne durchaus kein passendes Modell dafür finden. Gabillon überblickte rasch die Situation, warf das Purpurkleid des Venezianers über sich, das noch auf einem Stuhle lag, und sagte: „Ich will dir zu dem Manne verhelfen, aber die Stellung wähle ich selber!“ Raum war er hinter den Sessel getreten, von dem aus Cyperns Fürstin anmuthreich das Bild beherrschte, und kaum hatte er sich auf die Lehne gestützt, wie es der Vorgang heischte, so rief Makart schon hocherfreut: „So bleib steh'n!“ Im Nu hielt er auch ein Holzbrett vor sich und malte und malte ohne Unterbrechung, ohne seine ausgegangene Cigarre auch nur wieder anzuzünden, schweigend und glücklich zwei Stunden lang. Wenige Tage darauf stand Senator Gabillon im großen Bilde. Die Skizze aber schenkte Makart seinem Modell.

Recht interessant ist endlich die Stellungnahme Gabillon's zu den „neuen Richtungen“, dem Naturalismus und Ibsen. Wohl gab es einen Naturalismus, der ihm vollkommen homogen war; mit Hebbel, Otto Ludwig, Kleist, Hans Sachs, Hebel, Reuter, Wischer ging er gern, später auch mit Anzengruber, dessen „Sternsteinhof“ ihm einen vielleicht noch größeren Eindruck machte als die dramatischen Werke, für deren Aufführung im Burgtheater er sich nach Möglichkeit einsetzte. Als aber die neue Strömung von Norden her Bühne und Büchermarkt überfluthete, Ibsen's zersezende Macht sich entfaltete, und mit ihm all' die Großen und Kleinen, die ihm folgten, und die wie Mephisto zum „Herrn“ kamen, um „nur immer anzuklagen“ — da erklärte Gabillon laut und grad heraus, wie immer, diese Richtung verstehe er nicht! Er meinte: anzuklagen gäbe es leider genug auf der Welt, und hat es immer gegeben, aber daß nur dergleichen ganz trostlose und enge menschliche Zustände, wie sie den Gerichtssaal, das Criminal, das Kranken- und Irrenhaus, die Versammlungsorte der Socialisten füllen, just den Kern der modernen Kunst ausmachen sollten, in einer Zeit, in der es weltumwälzende, ganze Reiche erlösende Kriege gegeben, und große Erscheinungen auf allen Gebieten menschlicher That- und Geisteskraft, das konnte er nicht fassen, der den Idealen seiner Jugend untrennbar treu geblieben, und in dem schönen Wahne lebte und starb „... und die Sonne Homer's, siehe, sie leuchtet auch uns —“ Als Schauspieler freilich hätte er in seinem reichen Naturell alle Stimmungen und Farbentöne für Rollen jener neuen Richtung in vollem Maße gefunden — durch die Verkörperung des Maurers „Mattern“ in „Hannele“ hatte er das bewiesen, die als eine seiner unvergeßlichsten Leistungen auch von den Führern der Modernen anerkannt wurde. „Das sonst so edle Instrument seines Organes,“ schreibt Frau Helene, „wußte er auf die verrohten, rauhen Laute des verkommenen Säufers umzustimmen, und — dem Traumbild angemessen — etwas polyphem-cyklophenhaftes war darin, der schreckliche Märchen-Menschenfresser, dem man nicht entrinnen konnte! Ebenso schauerhaft war auch die Maske, daß, wer ihn selbst in der Nähe sah, wo der Eindruck des Geschminkten, Gemachten unvermeidlich wird, sich des Grauens nicht erwehren konnte! Welch' luftiges Gegenstück zum böartigen Säufer stellte er in der Maske des dümmsten der Bierphilister als Zimmermaler „Seifert“ in „College Crampton“ auf die Bühne. So klein die Rolle auch ist, er erzielte durch das Groteske seiner Erscheinung, durch das gutmüthige, bornirt-selbstgefällige Behagen, das von ihm ausging, die vollste Wirkung.“ Diese beiden Trinker verschiedenen Grades waren die einzigen Rollen, die er in Hauptmann'schen Stücken spielte.

Mehrere Jahre vorher, April 1891, war Ibsen in Wien gewesen bei der ersten Aufführung seiner „Kronpräsidenten“ im Burgtheater. Nach der Vorstellung wurde dem gefeierten Dichter ein großes Bankett gegeben, bei dem besonders die akademische Jugend es sich angelegen sein ließ, ihm zu huldigen. Gabillon saß bei Tisch in seiner nächsten Nähe, voll Interesse den eigenartigen Kopf des Nordländers studirend, in dem die geistfunkelnden Augen recht von oben herab zuschauten: „wie das Böcklein der Pygmäen unten dumme Sachen macht!“ und um den Mund herum bittere, ironische Falten, so tief eingegraben, daß man sah, er selbst würde so wenig einmal herzlich lachen können, als irgend ein Mensch in einem seiner Stücke. Aber trinken konnte er! Und zwar mit einem Gleichmuth und einer stillen Ausdauer, daß man dabei an den „Senator Walthor“ in Hauff's „Bremer Rathskeller“ denken mußte, der einen kleinen silbernen Hahn im Kopfe hatte, durch den er den Weindunst wieder hinauslassen konnte, und so ganz gemächlich Becher um Becher zu leeren vermochte. Mit ebenso großer Fassung nahm Ibsen die hochstrebenden Festgedichte seiner jungen Anbeter entgegen, er hatte unter seiner weißen Löwenmähne dafür wahrscheinlich ein anderes Ventil, um auch jenen Dunst schnell los zu werden! Als der Vorrath an Ansprachen, Toasten und Gedichten erschöpft war, und das ungestörte Trinken begann, wurde auch Ibsen, der bis dahin geschwiegen, endlich redseliger, und mit seinem leisen, eigenthümlich schnarrenden Organ dankte er Gabillon dafür herzlich, daß er mit der Uebernahme der winzigen Rolle des Betrunkenen im „Volksfeind“ der Scene ein humoristisches Licht aufgesetzt habe. Aber trotz aller guten Worte des Dichters legte Gabillon bei dem x-ten Glase unaufhaltsam los: da er Ibsen nun doch einmal als Wahrheitsfanatiker kenne, so müsse er ihm auch wahrheitsgetreu gestehen, daß er bis auf die „Nordische Heerfahrt“ und die „Kronpräsidenten“, mit keinem seiner Stücke einverstanden sei! Und setzte das so klar und umständlich auseinander, als es die schon vorgerückte Stunde gestattete! Doch der große Wahrheitsapostel wurde nun erst recht gemüthlich, so sehr er es nur sein konnte, und die beiden Reden tranken wie die alten Germanen „immer noch Eins“ — bis sie endlich mit ganz wenigen Getreuen einsam an der langen, leeren Festtafel saßen, und als der Frühlingssorgen hell herauf gekommen war, umarmten sie sich Beide warm und fest zum Abschiede! Trotz dieser Umarmung im Zeichen des Champagners, notirte Gabillon in sein Tagebuch an den darauffolgenden Tagen mit großer Genugthuung die leeren Häuser bei der „Wildente“ und dem „Volksfeind“. Mit derselben Herzensfreude verbreitet sich das Tagebuch auch über Hauptmann's Mißerfolge im Burgtheater z. B. über die „Einfamen Menschen“ 1891.

„Abgesehen von der Richtung, welche mich persönlich anwidert, ist Alles klein und ausgetüftelt. Die Figuren sind alle mehr oder weniger wahr, aber die Situationen sind bei den Haaren herbeigezogen. Es fehlt jede Spur von Handlung. Die Conflict, die das Drama in Fluß bringen sollen, sind uns schon in der ersten Hälfte des ersten Actes vollkommen klar. Aber nichts geht vorwärts, nichts entwickelt sich, Alles läuft hintereinander im Kreise herum, bis schließlich der Kreis ein Loch zeigt, in das Alle hineinspringen und — verschwinden. Der Held, den vielleicht wohlgezählte Fünf- undzwanzig gründlich curiren würden, erjauft sich, seine Frau stirbt demnächst, und die alten Eltern, die furchtbar fromm sind, gehen natürlich an dem gottlosen Sohn zu Grunde. Das kleine Kind muß so kränklich sein, daß es beim ersten Schnupfen die Diphtheritis bekommt; Herr Braun und Fräulein Wahr werden sich in nihilistische Umtriebe verwickeln, er kommt nach Spandau, sie nach Sibirien, übrig bleibt nur die Amme, die allerdings kerngesund scheint und wahrscheinlich noch viele Kinder auffangen wird. Ich verließ die Probe in zornigem Magenjammer.“ Und zwei Tage später heißt es

von der Aufführung: „Gethelkter Erfolg. Die Gallerie mit den unreifen, neudramatischen Buben besetzt, applaudirte bis zur Bewußtlosigkeit; inzwischen wurde gezischt, und bei den ernstesten Scenen gelacht, man ließ sich die Marterei nicht gefallen.“ Einen literarischen Klopffechter und Geschäftsagenten von Hauptmann und Tjfen als Director seines lieben Burgtheaters zu sehen, — diesen Schmerz noch zu erleben, blieb Gabilon erspart. Er starb nach 42-jähriger Burgkünstlerschaft im Februar 1896. Seine Frau war ihm vier Jahre früher vorangegangen.

Feuilleton.

Wachdruck verboten.

Der Werwolf.

Von Alexander Bndischtschew.

Landrichter Tallbin, ein blonder, nervöser junger Mann, sitzt in seiner Kanzlei an dem mit rothem Tuche gedeckten Tische. Auf seiner Brust blüht eine noch ganz neue Medaille. In der Stube ist es schwül und dunstig; es riecht nach Schafspelzen und Schweiß. Vor dem Landrichter, zwei Schritte vom Tische entfernt, stehen ein noch junger Bursche von etwa zweiundzwanzig Jahren, podenarbig und finster, und ein Mann in reiferem Alter, mit schmeichlerisch lächelnden Augen. Der Jüngere hat einen zerrissenen Schafspelz an, der Alte einen langen Rock an, wie ihn die städtischen Kleinbürger tragen. Weiter hinten auf den Bänken an der Wand sitzen einige Bauern in Schafspelzen, mit heißen Schweßtropfen den Stirnen. Der Landrichter blättert in den Akten, erhebt dann endlich seine Augen und wendet sich an den Burschen mit der Frage: „Also Sie sind Agap Dudirin? So? Und Sie der Kleinbürger Pestrjawotshkin?“ Beide nickten mit dem Kopfe. „Also Agap Dudirin“, fährt der Landrichter fort, „Sie sind, wie ich sehe, angeklagt, in der Nacht vom 27. auf den 28. December auf der Gemeindefenne durch einen Flintenschuß ein dem Kleinbürger Pestrjawotshkin gehöriges scheidiges Schwein verwundet zu haben. Räumen Sie das Verbrechen ein?“

Der finstere Bursche blüht eine Weile auf den Landrichter und wendet dann seinen Blick zur Seite. „Euer Wohlgeboren“, beginnt er endlich, die Worte mit Mühe hervorstößend, „ich habe, Euer Wohlgeboren, ihr ja schon früher gesagt: laß das, Agascha, führe mich nicht in Verjuchung . . . Was gewesen, ist gewesen, genug jetzt . . . Aber sie, anstatt . . .“

„Welche Sie?“ unterbricht ihn der Landrichter.

„Meine Frau, natürlich, Agascha“, antwortet der Bursche.

Der Landrichter zuckt ungeduldig die Schultern. „Ich frage Sie nicht nach Ihrer Frau“, ruft er aus. „Sie haben durch einen Flintenschuß Pestrjawotshkin's Schwein verwundet, und darum haben Sie sich vor dem Gesetz zu verantworten, erstens für die Verstümmelung eines Thieres und zweitens für den dem Besitzer zugefügten Schaden im Betrage von drei Rubeln. Was können Sie also zu Ihrer Vertheidigung vorbringen?“

Der Bursche schweigt und athmet schwer, Schweiß zeigt sich auf seiner Stirn wie tropfende Wachsthränen. „Das kann ich vorbringen“, stößt er endlich heraus, „daß ich ihr schon früher gesagt habe: laß diese Dummheiten, Agascha, sag' ich . . .“

„Sie sagen ja immer dasselbe“, schreit der Landrichter. „Hören Sie mal, stellen Sie sich nicht dümmer als . . . und erzählen Sie der Reihe nach. Waren Sie in der Nacht vom 27. auf den 28. December auf der Gemeindefenne? Ja oder Nein?“

„Ja.“

„Was madten Sie dort?“

„Nichts machte ich . . .“

„Wozu hatten Sie denn eine Flinte in der Hand?“

„Kann man einen Hasen etwa mit dem Stode schießen?“ antwortet der Bursche. „Ich lauerte auf der Tenne einem Hasen auf, denn zu den Hirschausen schlich sich immer ein Hase.“

„Na, da haben wir's ja“, ruft der Landrichter, offenbar erfreut, einen Faden gefunden zu haben. „Sehr gut. Sie saßen also auf der Tenne und lauerten einem Hasen auf. Was geschah nachher?“

„Da kommt sie auf die Tenne hergelaufen.“

„Welche — Sie?“

„Agascha, meine Frau. Ich spring' auf sie los: Agascha, sag' ich, laß diese Dummheiten, führe die Menschen nicht in Verjuchung . . . Aber sie zwinkert bloß mit den Augen. Ich wieder: laß das, Agascha, sei klug . . . Sie aber macht nur so und wackelt so mit dem Kopfe.“ Der Bursche ahmt das Grunzen eines Schweines nach und verdreht seinen Kopf. Dann fährt er fort: „So dreht sie also ihren Kopf und

grunzt, das heißt so viel als: ‚Ich kann's nicht lassen.‘ Da überließ's mich und ich knallte das Gewehr ab. Auf meine Frau, das heißt, sie geht also als Schwein um.“

Der Bursche schweigt. Der Landrichter sieht ihn mit weitgeöffneten Augen an, scharf und lange, als befänne er sich auf etwas, und sagt dann langsam: „Sie schossen also auf Pestrjawotshkin's Schwein, weil Sie meinten, es sei Ihre Frau, die als Schwein umgehe? Nicht?“ Schwer und zögernd stößt der Landrichter diese Worte hervor, als fürchte er sich vor dem Klange der eigenen Stimme, und zuletzt zuckt er gar in den Schultern zusammen. „Nicht wahr?“ fragt er beinahe ängstlich.

„Natürlich sah ich, daß sie es war“, antwortete der Bursche schwerfällig. Der Sinn seiner Worte scheint ihn gar nicht zu beunruhigen.

„Und was dann weiter?“ setzt der Landrichter sein Verhör fort.

„Dann rief ich also zwei Zeugen“, antwortet finster der Bursche, „wie sich's gehört nach dem Gesetz, und wir traten in's Haus. Agascha lag auf der Bank. Ich sagte: Agascha, sag' ich, zieh' Deinen Rock aus, wir wollen Dich untersuchen! An der Hüfte, dacht' ich nämlich, mußte man Schrotladung sehen . . .“ Hier unterbricht der Bursche seinen Redefluß, denn von der Bank an der Wand erhebt sich ein langer Bauer mit einem Soldatengesicht und ruft:

„Euer Wohlgeboren, Spuren konnten da gar nicht sein, da er die ganze Sache falsch angefangen hatte. Ich hatte ihm gesagt: Nimm, hat' ich gesagt, eine Flocke Wollhaar, tränk' sie mit Terpentin und nimm sie dann als Bolzen zur Schrotladung.“

„Ich konnte keinen Terpentin bekommen“, antwortet der Bursche phlegmatisch, „auf dem Herrschaftshof, nirgends kriegte ich . . .“

„Wer sind Sie denn?“ fragt der Landrichter den Soldaten.

„Ich? Polizist. Ich war als Zeuge bei dem Agap, als wir seine Frau untersuchen wollten.“

„Und sind Sie jetzt auch in dieser Sache citirt?“

„Zu Befehl, nein; ich bin wegen des Pferdegeschirrs da.“

„Dann warten Sie und schweigen. Was war denn weiter?“ wendet sich der Landrichter an Agap, und sein Gesicht spricht wieder von Schmerz und Entsetzen.

„Ich sag' ihr also: zieh' Dich aus, Agascha“, fährt der Bursche fort, „und da wirft sie sich vor mir nieder und jammert: beschäme mich nicht vor den Leuten! heult sie. Da wurde es mir vor den Augen dunkel; ich packte sie an den Hüften, damit sie gescheit sein soll . . .“

„Polizist!“ schreit der Landrichter und seine Augen funkeln. „Polizist! er hat es gewagt, seine Frau in Ihrer Gegenwart zu mißhandeln? Sie waren Zeug davon.“

Der Soldat erhebt sich schnell von der Bank. Sein Gesicht strahlt selbstzufrieden; er ist offenbar glücklich, sich jetzt vor dem Publicum produciren zu dürfen. Einen Augenblick zupft er sich zurecht und sagt dann: „Zu Befehl, Euer Wohlgeboren, aber in jenem Augenblicke war ich nicht im Hause, sondern nach dem Sattelriemen hinausgelaufen.“

„Mit dem Sattelriemen banden wir Agascha die Hände“, erklärt finster der Bursche.

„Damit sie uns nicht fragen soll“, fügt der Polizeiaufseher lächelnd hinzu, „denn das weiß ich natürlich, daß wer von solch' einem Weibe gekragt wird, leicht die Tollwuth bekommen kann . . . Ich beziefte mein Gehalt auch nicht umsonst“, schließt er, die Bauern selbstbewußt ansehend. Und die Bauern schauen auf ihn mit verständnißvoller Zustimmung.

Unterdessen kommt es dem Landrichter vor, als verbreite sich in der Kanzlei eine große dicke Wolke, die Alles zu verschlingen drohe. Entrüstet überblickt er die Stube und wieder erscheint auf seinem Gesicht der Ausdruck des Schreckens. „Hört mal“, sagt er, „ist es denn möglich, daß Ihr Alle, Alle die Ihr hier seid, aufrichtig daran glaubt, ein Mensch könne sich wirklich in ein Thier verwandeln?“ Die Leute schweigen und athmen schwer. „Und Sie, Sie glauben auch daran?“ fragt der Richter mit einem Blick auf Pestrjawotshkin.

Der verneigt sich leicht und antwortet: „Nein, ich glaube es nicht; ein Mensch kann sich nicht in ein Thier verwandeln.“

Das Gesicht des Landrichters klärt sich etwas auf. „Na also“, ruft er, „dann ist doch wenigstens einer unter Euch, der an solches Zeug nicht glaubt!“

„Ein Mensch kann sich nicht in ein Thier verwandeln“, fährt Pestrjawotshkin bedächtig fort, „wohl aber ein Thier in einen Menschen. Da hatten wir zum Exempel im Dorfe Penschow einen Bock . . .“

Dem Landrichter wird es grün und gelb vor den Augen; sein Gesicht scheint plötzlich abzumagern. Einen Augenblick schweigt er und setzt dann das Verhör fort: „Und Sie prügeln Ihre Frau schon lange auf solche Art?“ fragt er den Burschen.

„Das dritte Jahr schon such' ich sie zur Vernunft zu bringen und Alles umsonst. Laß es! sagen die Leute, aber ich kann's nicht, weil sie mir leid thut. Für nichts und aber nichts rühr' ich sie mit keinem Finger an; aber in dieser Sache will ich, daß sie 'mal aufhört!“

„Wo ist sie denn jetzt?“ fragt der Landrichter.

„Sie liegt im Schlitten, ich brachte sie mit. Soll ich sie holen?“

„Polizist, rufen Sie die Agascha Dudirin“, befiehlt der Landrichter und schließt schweigend die Augen. Ihm bangt davor, diese Leute anzusehen.

Nach einer Weile erscheint Agascha. Nicht älter als Zwanzig, ein blaßes, mageres, stellenweise blau angelauenes Gesicht, und aus ihren großen Augen blicken Entsetzen und Finsterniß. Ihr Gang ist unnatür-

lich, in steten Windungen, als ginge sie unbewußt und ohne jede eigene Willensäußerung. An dem Gange, den schreckersfüllten Augen und den fest aufeinander geprehten Lippen erkennt man, daß sie ganz, bis zum letzten Grade verquält und gefoltert ist. Sie tritt näher, wirft sich zu Boden und beginnt hysterisch zu schluchzen.

„Gerechter, barmherziger Richter,“ murmelt sie und schüttelt das Haupt, „straf mich nicht, ich habe keine Schuld... Eine Tante hatte ich freilich... das will ich nicht leugnen... die ging als Werwolf um... das haben Alle gesehen... Aber ich... das ist Lüge, Verleumdung...“ Sie schluchzt; im convulsiven Zuden gleitet ihr das Tuch vom Kopf und entblößt ihren weißen, von Sattelriemen blau gepreßten Hals. „Das ist Verleumdung, Lüge... beschäme mich nicht vor den Leuten, barmherziger Richter!...“ schreit sie auf, hysterisch schluchzend und ihr Gesicht verdeckend. Sie ist überzeugt, daß man sie zur Bestätigung ihres Körpers her geschleppt hat. Einige Minuten lang schluchzt sie, ohne sich vom Boden zu erheben und krümmt sich wie ein dünner Zweig im Feuer.

Da reißt die Geduld des Landrichters. Bleich und mit bebenden Lippen springt er auf und spricht, lange nach Luft ringend und oft wie ein Weib aufschreiend: „Schaut her, was Ihr aus dieser Frau gemacht habt! Wofür habt Ihr sie gemartert? Wie durftet Ihr das? Wer gab Euch das Recht dazu? Ihr seid Alle, Alle, Alle schuldig und Ihr Alle habt es zu verantworten! Bis jetzt war ich zu Euch gut und nachsichtig, weil ich dachte, daß Ihr Menschen seid. Jetzt aber sehe ich, was Ihr seid! Thiere seid Ihr, Bestien ohne Mitleid, ohne Herz und Verstand... In Eisen muß man Euch aber legen... ich... ich werde Euch zeigen! Ihr glaubt daran, daß Menschen sich in Thiere verwandeln können, und ich, ich habe diesen Glauben nachgerade auch, wenn ich Euch ansehe! Thiere seid Ihr, von Kopf bis zu Fuß, Bestien!“

Während dieser Rede schweift sein Blick über die Menge, und es scheint ihm, daß alle diese zerlumpten Bauern und Weiber denselben Ausdruck des Entsetzens und Schreckens annehmen, wie Agascha, aber er kann nicht mehr schweigen. Wie eine Welle schwillt seine Rede an. Bei den letzten Worten reißt seine Stimme und flüstert, kaum hörbar befehlt er:

„Führt diese Märtyrerin um Gottes Willen weg!“

Der Polizist führt die schluchzende Agascha nicht ohne affectirte Würde zur Thür hinaus. Als er zurückkehrt, schreibt der Landrichter, kreidbleich, mit nervöser Hand über das Papier fahrend, sein Urtheil nieder. In der Amtsstube ist es still.

Der Polizist setzt sich zu einem verbundenen Bauern und flüstert ihm leise zu, mit einem Kopfnicken auf den Richter wendend: „Am Sonnabend sollte er lieber nicht zu Gericht sitzen, weil er doch voll ist. Fünf Tage hält er's aus — nicht einen Tropfen, aber am sechsten läuft er wie ein Loch... Flasche auf und direkt in den Hals... gluck-gluck-gluck.“

Der Bauer hört zu und antwortet, die Hand vor den Mund haltend: „Aha, also darum auch! Und ich konnt' es nicht begreifen: redet, redet, ohne daß man auch nur ein Wort davon versteht. Aber das muß man ihm lassen: ein stammer Kerl, so besoffen zu sein und doch nicht zu wackeln!“

Jetzt wirft der Landrichter die Feder weg und beginnt das Urtheil vorzulesen: „Im Namen Seiner Majestät...“ Er liest laut, mit bebender Stimme. Agap Dudirin ist zu zwei Monaten Gefängniß und fünf Rubel Strafe verurtheilt.

Der Verurtheilte kratzt sich lange den Kopf und überlegt. Endlich geht er finster zur Stube hinaus. An der Schwelle flüstert ihm der Polizist zu: „Du Narr, hab' ich Dir nicht immer gesagt, nimm Terpentintin dazu...“ Sie sind Beide fest überzeugt, daß Agap bloß wegen Auserachlassung dieser Vorchrift verurtheilt worden ist.

Unterdessen verliest der Landrichter mit immer noch bebender Stimme die nächstfolgende Sache. Da schlägt an sein Ohr ein entsetzlicher Schrei. Agascha wird nach Hause gebracht...

Aus der Hauptstadt.

Die Stimmen des Strails.

„Ich lasse mir unseren deutschen Reichstag nicht von Ihnen verkleinern“, attackirte die junge Frau Gelbsterm ihr lächelndes Gegenüber. Sie machte seit der Hamburger Rede in Politik, besonders während des Fünfuhr-Thees. Mein Gott, Hauptmann und seine ordinäre Panne Schäl waren mit der Zeit langweilig geworden wie das Syrupus-Paustendelein, und für Sudermann zu arbeiten, hatte schon gar keinen Zweck mehr, seit er völlig im Sande von Blankensee vergraben lag. „Nein, Herr Nörgler, dem Reichstage darf man Mannesmuth wahrhaftig nicht absprechen. Er wird's heute wieder beweisen. Leider konnte ich diesmal nicht dabei sein; meine Schneiderin ist so komisch, wenn man sie

warten läßt. Aber ich wohnte der glorreichen Sitzung bei, — es war ein nebliger Tag, und die Fiedler trug Abends ein so merkwürdiges Costüm — wo die Interpellation über Bismard's Rückversicherungsvertrag zur Verhandlung stand, über die berückichtigten zwei Eisen im Feuer, Sie erinnern sich wohl noch?“

„Ich erinnere mich noch“, bestätigte der Interpellirte und blickte andächtig in die Tiefe seines Cylinderhutes.

„Nun, wie gefielen Ihnen damals unsere Tapferen? Bismard war doch eine Macht und hatte eine gute Presse, aber nichts desto weniger gingen ihm der greise Graf Hompesch wie der Süddeutsche Hauptmann, gingen ihm Nidert und Richter mit einem Elan zu Leibe... Ich war pass. Ich hätte die Courage nicht gehabt.“

„Andere Leute auch nicht“, stimmte der Herr mit dem Cylinderhute wieder bei.

„Es waren Anflagereden größten Stils, es waren vernichtende Worte. Und sie wurden gegen einen überragenden Titanen geschleudert, gegen den Jahrhundertsmenschen — ah! Wollen Sie wirklich behaupten, dieselben Männer, die an jenem Nachmittag ihren Ruf, ihr Ansehen bei Mit- und Nachwelt, sozusagen ihre ganze bürgerliche Reputation auf's Spiel setzten, sich heute selb vertriehen, nun es weit geringeren Einsatz gilt? Daß die, denen Otto Bismard nicht zu hoch stand, vor dem Grafen Bülow zurückschrecken? Ich ehre den Grafen ja hoch, er ist ein so gestreicher Mensch — wissen Sie, seine Bilder, seine Vergleiche! Wie Feuilletons, über denen „Nachdruck verboten!“ steht —“

„Weil sie ohnehin Niemand nachdrucken würde. Denn Jeder hat sie schon irgendwo vorgelesen.“

Die gnädige Frau war etwas ungnädig. „Gott! Sie können nicht einen Augenblick still halten! Jedenfalls, das müssen Sie mir zugeben, moralischen Muth darf man den Feinden Bismard's nicht absprechen.“

Der Opponent betrachtete nicht mehr das Seidenfutter seines Hutes, sondern das große Delgemälde über der Thür, dessen Maler dem Schnurrbarte Wilhelm's II. allen Schwung hochstrebender Künstlerphantasie verleihen hatte. „Sie vergessen vor Allem eins, theure Freundin und Antipodin: Bismard war zu jener Zeit nicht mehr im Amte, während Graf Bülow es heute noch sehr ist.“

„O, das ist ein häßlicher Einwurf.“

Außerdem aber widerlegte es sich dem alten Kaiser und seinem alten Kanzler viel leichter als dem jungen Kaiser, der zugleich sein eigener Kanzler ist. Von Wilhelm I. hatten, menschlichem Ermessen nach, die Parteien nichts mehr zu hoffen. Seine Anschauungen standen fest wie der rocher von bronco, und die Zahl seiner Regierungsjahre war naturgemäß begrenzt. Wie anders heute! Noch immer ist die endgiltige politische Richtung Wilhelm's II. unentschieden, wird es möglicherweise auch immer bleiben. Dieser Monarch sieht die Welt gern einmal durch anders gefärbte Gläser an. Gedenken Sie nur der bitteren Enttäuschung, die er dem armen Stumm neulich wieder mit seiner Rede vor den technischen Rectoren bereitete. „Die bange Nacht ist nun herum. Begrüßt sei das Morgenroth“, sang ein besonders gläubiger Christlich-Socialer. Nun, der Glaube gehört zum Christenthum, und er macht selig. Aber vom Kaiser erwarten noch alle Parteien das Heil. Darum will es keine mit ihm verderben. Darum saß auch keine seine Minister übermäßig an, besonders nicht seinen Minister des Auswärtigen. Denn jede weiß, daß die Spielboje kaiserliche Melodien wiedergibt.“

Frau Gelbsterm drehte unruhig und nervös an ihrem großen Brillantring. Sie warf einen Blick über die Umgebung, denn sie wollte sich die Rückzugslinie sichern. Mit diesem Verbissenen machte selbst das Zanken keinen Spaß.

„Stellen Sie sich doch einmal die Situation richtig vor“, fuhr der Grobian fort. „Unser gesammter auswärtiger Handel ist schwer bedroht. Es liegt in Englands Hand, und es scheint durchaus Englands Absicht zu sein, den Burenkrieg wenigstens dazu zu benutzen, überlästige Concurrenten auf dem Weltmarkt los zu werden. So sucht es denn die Schlappen, die ihm Joubert's und Cronje's rasch zusammengerasteter Landsturm beibringen, auf hoher See auszuwegen. Und die höchstens mit einer Vogelstinte armirten deutschen Reichspostdampfer scheinen ihm mit Recht sehr geeignete Objecte. Dabei ist die Eroberung des Weltmarktes seit einem Jahrzehnt unsere Schwärmererei; unsere ganze Gesetzgebung zielt darauf hin, und mit keinem schlagenderen Argument glaubt man die Nothwendigkeit der Flottenverdoppelung beweisen zu können, als mit der Fürsorge für Deutschlands überseeischen Handel. Nun fährt Downing Street dazwischen. Die Sache liegt thatächlich so, daß heute schon jeder Nagel in unseren Kauffahrern, jeder Kaiserl darin den Engländern gehört. Sie brauchen sich's nur zu nehmen. Sie können unserem Handelsverkehr so schwere Wunden schlagen, wie sie nur immer wollen, können alle Fahrpläne unserer Afrika- und Amerikanien durchkreuzen, natürlich zum Nutzen der britischen Concurrenz-Unternehmungen. Wer mag sich und sein Gut dann noch einem deutschen Dampfer anvertrauen, wenn er mit Sicherheit weiß, daß der Kahn morgen aufgebracht und Wochen lang mit Mann und Maus in einem welfernen englischen Hafen eingesperrt wird? An unserer empfindlichsten Stelle also, in unserem Stolz und unserer kaufmännischen Ehre hat uns England verlegt, die segensvolle Händlerpolitik des Reiches ist plötzlich in's Wasser gebracht — und trotzdem schweigen wir? Trotzdem findet Niemand im Reichstag ein Wort des Hornes oder auch nur des lauen Protestes? Man unterhält sich dort Tag für Tag über allerhand gleichgiltige Socialreformerei dritten Ranges, untersucht mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die Querselle,

ob gegebenen Falles, nämlich wenn es je so weit käme, auch die Wittwen und Waisen der ländlichen Arbeiter zu versichern seien, ob man 15000 Mark zu einem Musterlager thüringischer Erzeugnisse bewilligen oder die Patentgebühren um 2—2½% ermäßigen solle. Von der Lebensfrage des Reiches aber, von der Schmach, die uns zum Gespött Europas macht, wagte volle drei Wochen hindurch Niemand auch nur in leisen Andeutungen zu sprechen. Sie war für die zitternde Volksvertretung am Königsplatze einfach nicht vorhanden.

„Bardon,“ mischte sich hier ein würdig-stattlicher Herr in's Gespräch. „Sie übertreiben, lieber Freund. Bereits vierzehn Tage nach der ersten Beschlagnahme — oder waren es vierzehn Tage nach der zweiten und dritten — sollte die Angelegenheit im Reichstage zur Erörterung kommen. Sie kennen das Hinderniß, das dann zwischen Absicht und Ausführung trat?“

„Nein. Ich kann mir auch gar kein solches Hinderniß denken.“

Mehrere ernsthafte Herren waren zu der Gruppe getreten, und Frau Selbstern konnte sich rasch von dem secessionistisch unbequemen Labouret erheben.

„Aber ich bitte Sie! Graf Bülow mußte zufällig am selben Tage nach Stettin fahren, um dort an der Laufe der Deutschland theilzunehmen!“

„Mußte er? Mir fällt augenblicklich kein Paragraph der Verfassung oder des Dienst-Statutes ein, das dem Minister des Auswärtigen die Verpflichtung zu blumigen Laufreden auferlegt, besonders dann, wenn anderwärts wichtige Reichs-Interessen auf dem Spiele stehen.“

„Graf Bülow hat diese Reichs-Interessen in Stettin auf's Beste gewahrt, besser vielleicht, als es ihm in Berlin möglich gewesen wäre,“ klang die helle Stimme eines zwar noch jungen, doch bereits einflußreichen, natürlich entschieden freimüthigen Publicisten. „Im Gleise ruhiger Stetigkeit, frieblicher Besonnenheit, fester Sicherheit und Würde, so führte er aus, werde er unsere auswärtige Politik erhalten. Das war ein deutscher Wink nach innen und außen. Und ich rufe Ihnen das weitere köstliche Wort in's Gedächtniß: Seit unser Volk die nationale Einheit errungen hat, besinnt es sich wieder auf die alte Hanseatenparole: Mein Feld ist die Welt — und betritt wieder das Theater der Weltpolitik. Ohne Seegewalt aber werden wir bescheldene Statisten im Hintergrunde bleiben, während vorn auf der Bühne die großen Rollen agiren.“

„Ein erfahrener Theatermann, der Graf! Man erkennt seine innersten Neigungen und die Art seiner Begabung deutlich aus diesen unaufhörlichen Theater- und Concertsaal-Bildern. Die Blitzmaschine raffelt, das Donnerblech grollt, und so wenig wie die Maschinen werden die Prospekte geschont. Daß unsere auswärtige Politik zehn Jahre nach Bismarck e in Ausstattungsstück mit Gesang, Tanz und Toast geworden sein würde, wer hätte das selbst in der schwersten Zeit des dunklen Jahres gedacht?“

„Erlauben Sie!“ sagte der einflußreiche Publicist wieder, und seine Stimme klang heller noch als vorher, fast drohend. „Gerade in Stettin hat Graf Bülow erklärt, daß er unsere auswärtige Politik in dem Gleise halten wolle, das der größte Staatsmann unserer und wohl aller Zeiten, Fürst Bismarck, vorgezeichnet habe. Dies urkundlich seine Worte sind.“

„Er sprach im selben Athem von der ruhigen Stetigkeit des neuen Kurzes,“ entgegnete der Belehrete. „Sie sehen, Graf Bülow hatte nicht nur seinen bilderreichen, sondern auch seinen vernichtend ironischen Tag.“ „Zimmerlin,“ warf der Würdig-Statliche ein. „Seine Laufrede und sein Erkinspruch fanden in Stettin jauchzenden Beifall. Wenn er sie mit einigen kleinen formellen Aenderungen am Königsplatze gehalten hätte — das falsche Citat vom Peter in der Fremde konnte fortbleiben, und der kindliche Geschwisterwitz desselbigen gleichen — glauben Sie, daß ihr dann nicht ebenso laute und begeisterte Bravorufe gefolgt wären?“

„Ich zweifle keinen Augenblick daran. Ich sehe vielmehr den Tag nahen, wo der Reichstag sich als perpetuirliche Tischgesellschaft constituirt, der die Minister beim Champagner die Toaste halten und nach dem Käse die Gesezgewürfe und neuen Marineforderungen vorlegen. Es kommt dann immer nur auf den Grad der individuellen Leistungsfähigkeit an, ob die Beifallskundgebungen lärmend oder bloß enthusiastisch sind, oder ob man einstimmig oder gegen eine starke Minderheit die neuen Geseze votirt. Ja, ich hoffe sogar, daß sich dann endlich eine ernsthafte Opposition hervorbraut. Ich rechne nämlich mit der bekannten Thatsache, daß viele im nüchternen Zustande schweigsame, verträgliche, um nicht zu sagen jämmerliche Kerle in der Trunkenheit redselig, fröhlich und wagemüthig werden. Schon aus diesem Grunde wäre es rathsam, die umfänglichen Tagesordnungen im Wallothause durch ebenso reichhaltige Menüs zu ersetzen.“

„Sie denken doch allzu gering vom deutschen Reichstage,“ unterbrach ein anwesendes Mitglied dieser Körperschaft den Sprecher. Die Kunde nidte energisch mit den Köpfen. „Allzu gering. Ich pflichte Ihnen darin bei, daß es falsch war, Wochen lang die Schmach hinunterzuwürgen und, statt den amtlich privilegierten englischen Seeräubern ein derbes deutsches Wort zu sagen, verlegen bei Seite zu blicken. Es war das so grundfalsch wie unser Schweigen nach dem Niederichs-Unglück vor Manila, wie unser Schweigen bei dem dummdrehten Bombardement Samoas. Fische und Corallensteine hätten damals das Reden gelernt — wir aber blieben stumm. Den Einzigen, der im Reichstag ein Wort zu sagen wagte, steinigten wir. Sie wissen, weßhalb. Wir nahmen sie Rücksicht auf die Regierung und ihren guten Redner. Wir nahmen sie

auch diesmal. Mir selber ist vom Ministertische aus nahe gelegt worden, der zielbewußten Politik Sr. Majestät des Kaisers keinen Stein in den Weg zu werfen. Es schwebten Verhandlungen, die nicht gestört werden dürften und über die man nach altem diplomatischen Brauch keine Auskunft geben könne. Der Monarch lese meine Artikel zur Sache mit hohem Interesse, doch würde Boreiligkeit auf unserer Seite nach jeder Richtung hin unnenbaren Schaden thun. Nun, so schweig ich denn auch. Es ist wahr, dadurch haben wir uns des Rechtes begeben, nachträglich gehörig aufzutrompsen und die englischen Uebergriffe zu brandmarken. Entrüstung ist auch keine Härtingsmaare und ebenfalls schlecht einzupödeln. Doch dies eine glauben Sie mir: Der Reichstag wird heute Rechenschaft von Bülow fordern. In aller Ruhe, doch mit aller Entschiedenheit. Heute nützt ihm seine ganze Gemälde-Ausstellung nicht, denn heute haben wir Rücksicht auf die zornige Erregung der Nation zu nehmen, und unsere Wähler sind uns näher als der Graf Staatssecretär.“

„Schade, daß Sie selbst der Sitzung fern blieben, Herr Abgeordneter! Sie wären der rechte Mann gewesen, dem Volksunwillen Ausdruck zu verleihen!“

„Ja... der Kaiser liest meine Artikel... da zog ich es aus begreiflichen Gründen vor...“

Er strich sich den Schnurrbart zurecht und schloß die Augen. „Ist die Sitzung schon beendet?“ klang es einem neuen Antömmeling entgegen, auf dessen Antlitz noch die Weiße der Stunde ausgeprägt lag.

„Nun, und das Ergebnis?“ fragte Frau Selbstern erregt. „Bülow hat gesprochen... nein, so wichtig und elegant wie noch nie! Man merkt, er fühlt sich wirklich wohl in seiner Rolle. Scheinbar alles Ettempore und dabei Schläger auf Schläger! Was ist er doch für ein famoses Baudertalent! Und dann wieder die wahrhaft erhebenden ersten Töne in seinem Repertoir! Sie können sich denken, daß er einen lärmenden Erfolg erzielte, einen Erfolg wie Matkowsky im Serail. Es war eine prächtige Vorstellung!“ Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Das deutsche Jahrhundert.“ Fünf Einacter aus dem 19. Jahrhundert, zusammengestellt von Axel Delmar: 1) Weimar. Festspiel von Ernst Wichert. — 2) Vorwärts! Ein vaterländisches Spiel von Josef Lauff. — 3) Sturmgloden. Schauspiel von Georg Engel. — 4) Wörth. Achtzehnhundertsiebziger Kriegsszenen von Georg v. Ompteda. — 5) Arbeit. Eine Handlung von Ludwig Jacobowski. (Berliner Theater.) — „Lord Quez“. Lustspiel von A. W. Binero. (Lessing-Theater.) — „Die Dame von Maxim“. Schwank von Georges Feydeau. (Residenz-Theater.)

Die Bilanzlenker sind seit zwei Wochen gewaltig an der Arbeit, und wenn es nach ihnen ginge, dann stünde heute bereits für alle Ewigkeit fest, was das vergangene Jahrhundert der Menschheit und der Cultur gewesen ist. Für Herrn Axel Delmar-Demandowski ist es das deutsche Jahrhundert gewesen. Auch ihn gelüstet es natürlich danach, Soll und Haben des Säculums säuberlich zusammen zu stellen, und dem geschickten Bücherrevisor schien das Theater die günstigste Stätte für die Veröffentlichung der Bilanz. Im Uebrigen ließ er die Arbeit selbst von fünf anderen Herren besorgen, die er zum Dank für ihre Aufopferung in der Buchausgabe bei Reclam eine „erlesene Schaar, jeder von ihnen ein Liebling“ nannte. Man sieht, Vorreden sind noch immer trefflich geeignet, übertriebene Erwartungen zu erwecken und die Autoren zu blamiren.

Da der Grundgedanke des Bühnenwerkes keiner weltanschaulichen Erklärung bedurfte und keine Mißbeutung zuließ, handelte es sich für Axel Delmar's erlesene Schaar nur darum, äußerlich einigen Zusammenhang zu bewahren. Ich weiß nicht, ob der Einfall von Oskar Blumenthal stammt, jedenfalls hat er ihn neulich unter seinem Namen drucken lassen: ein Einacter-Abend ist eine Eisenbahnfahrt, bei der man auf jeder Station umsteigen muß. Zu diesem Umsteigen hat uns der Betriebsdirector Axel so ausgiebig gezwungen, daß es immer schwerer fiel, den Anschluß wiederzufinden.

Wolfgang Goethe die erste Station! Herrn Wichert imponirt und freut am meisten der Geheimberaths-Titel des Faustdichters; dadurch wird er den andern elenden Spießern, die das Festspiel durchkriechen, menschlich, allzu menschlich nahe gebracht. In einer berühmten Anekte Alt-Weimars bricht ein Streit aus zwischen kneipenden Bürgern und Studenten einerseits und einem Fremdling andererseits, der von Deutschlands politischer Ohnmacht ärgerniszerregende Dinge spricht und Goethe nicht als den letzten Wipfel gelten lassen will. Der Fremdling, dem die Studiosibi vorher schon arg mitgespielt haben, wäre erschrecklich verhaue worden, wenn im entscheidenden Augenblicke nicht der Herr Geheimberath selbst unter die farbentragenden und farblosen Philister getreten wäre. Er giebt dem Fremden Recht und entwickelt bei der Gelegenheit politische Gedanken, die sonst leider in seinen sämtlichen

Werken nicht vorkommen. Neben ihm würtzt die Dummheit eines Lohn-
dieners, der uns noch rasch von Schiller, Herder und Wieland berichtet,
sowie der Jambentoller eines grundsätzlich in Blankversen sprechenden
Schauspielers den schändlich dürftigen Frei. Diese dramatische Miß-
handlung hat Goethe nicht um uns verdient, und es wäre nur gerecht,
wenn im Jahre 2000 ein anderer Festspieltdichter den Herrn Geheimbe-
rath Wichert ebenso erbarmungslos vermöbelte. Dann wüßte er doch,
wie es thut, von einem Pflücker unter Gebatter Schneider und Hand-
schuhmacher gesteckt zu werden.

Während man sich über Wichert's Geislosigkeit wenigstens noch
rechtfertigen kann, empfindet man bei Engel's „Sturmgloden“ und
Jacobowski's „Arbeit“ schon gar nichts mehr. Die prächtige Frühling-
zeit von 1848 muß bei dem Einen den blutrothen Hintergrund für eine
verlogene, an brutalen Knallern reiche Liebestragödie abgeben, und der
Andre läßt in der Sylvesternacht des Jahres 1900 noch rasch eine Ver-
söhnung zwischen Arbeit und Capital eintreten. Herr Engel belehrt
uns, daß die Berliner Revolutionäre entweder großmäulige Wichte nach
Art jener späteren Freisinnsgroße waren, die den Plaz unter einem
Strohsack den Barrikaden vorzogen, oder daß sie in der Straßenschlacht
nur private Nachgegellüste fühlten. Kein Kerl von Feuer und Blut, kein
lobender Brand — wahrhaftig, seitdem Engel gesprochen hat, versteht
man die Haltung der Behörden in der ärgerlichen Portalfrage. Herr
Jacobowski seinerseits ist, ehe er an sein Drama ging, mit dem Nottz-
buch in der Hand durch eine mittlere Maschinenfabrik gegangen; daß er
dabei nicht auch noch rasch in den Herzen der Arbeiter lesen konnte,
scheint verständlich. Trotzdem sollte der junge Mann, der doch Wieder
für's moderne Volksgemüth zusammengestellt hat, etwas mehr sociale
Erkenntniß und etwas weniger weißchenblaue Naivität besitzen. Weit-
aus am besten waren die militärischen Gaben des Abends. Der
gefürchtete Urheber des Burggrafen und des Eisenbahn stellte einen
ganz passablen Blücker auf die Beine, einen Blücker so nach der Art
unserer Schullehrbücher: lauter Anekdotchen und „historische Ausprüche“
nicht immer sauber, aber wirksam aneinander geklebt. Wellington hat
Blücker bei Rigny im Stiche gelassen, und der Alte will sich rächen,
indem er ihn bei Waterloo im Sumpfe stecken läßt. Doch siegt am
Ende das preussische Pflichtgefühl, und Napoleon wird nun daran glauben
müssen. Nicht minder lebendig, aber trotz ihrem sentimentalischen Aus-
sich unvergleichlich echter und zum Theil wirklich stimmungsvoll sind
Dumpeck's Kriegsszenen. Die kleine Arbeit mit ihrem flotten Dialog
klingt fast ergreifend aus und beweist mehr für das Talent des Autors,
als die zwar den Abend, aber nicht das Partett füllenden Stücke, die
wir aus seiner Feder sahen. „Wörth“ wird wohl das gesammte Fest-
spiel überleben.

Im Lessing-Theater kam mittlerweile mit Hängen und Würgen
die 75. Aufführung der Weißen Köhl-Fortsetzung zu Stande; ihr folgte
die Premiere des „Fidelen Lord Quex“, den der sehr unfidelle Hr.
Pinero auf dem Gewissen hat. Es ist nett vom Director Neumann,
daß er über seinen krampfhaften Bemühungen, die deutschen Dichter aus
dem Blumenthal-Theater ebenso fortzugraulen wie das Publicum, die
ausländischen Poeten nicht vergessen hat. Allerdings zeugt sein Interesse
für Pinero von einer sehr unglücklichen Hand. Der Londoner Cardou
ist nur im Lande des Krumsteaks und des ungesalzenen Gemüses genieß-
bar; schon die Uebersetzung und nun gar die Darstellung durch möglichst
unenglische Schauspieler ruinirt das letzte bißchen Humor und Eigenart,
das seinen Komödien innewohnt. In solchen Stücken muß man Irving
und seine Truppe sehen; sie bedeuten die Worcestershire-Sauce für
das halbrote Fleisch. Die Späßchen, die Kleinen, auf Londoner Mißes
berechneten Anspielungen, die zwerghafte Satire und die schamhafte Un-
anständigkeit, die sich am Schluß als chemisch reine Tugend offenbart —
sie passen nicht in unser Klima. Wie völlig mißlang hier der Act, der
im Atelier der Manicure-Künstlerin spielt, wie grob und ungeschickt kam
da jedes Wort heraus! Wenn man die Albernheiten der Pinero'schen
Handlung und die antebulwianische Plumpheit seiner Technik noch did
unterstreicht; wenn man das bißchen Grazie, das der englischen Venus
trotz Willette und seines „V'la les English!“ eignet, tollpatschig verzerrt,
dann ist der dröhnende Durchfall gewiß. Dann ist es aber auch gerechte
Strafe. Die Idee, dem angejahrten, endlich nach legitimen Ehestands-
freunden trachtenden Lebe-Gentleman Quex einen Concurrenten gegenüber-
zustellen, der für ebenso keusch gilt, wie der fidele Lord lafterhaft sein
soll; die Fortspinnung der Fabel dahin, daß dem Quex Versuchungen
und Fallstricke gelegt, pikante Situationen bereitet werden, aus denen
er sieghaft hervorgeht, während sein tugendreicher Nebenbuhler als parti-
sch angefaultes Subject entlarvt wird — dieser kindliche Vorwurf ist
nur auf der Londoner Cant-Bühne von heute möglich. Und nur die
schamhaften Töchter von Themse-Karthago verstehen die halben Zöichen
Pinero's, seine immer mit Strumpf und Nachthemd angehenden mageren
Bedenklichkeiten zu würdigen, die, wie sich zuletzt herausstellt, hoch-
moralische Zwecke verfolgen und nur der guten Sittlichkeit-Sache wegen
einmal beinahe nackt herumspaziert sind.

„Busch & Reichenbach“ haben sich trotz des Erfolges am ersten
Abend nur mit Mühe auf dem Spielplan der beiden allerdings immer
schlechten Theatermonate des Jahreschlusses gehalten. Director Lauten-
burg ist also von der Berliner Imitation zu den echten Pariser Modellen
zurückgekehrt, denen er eigentlich nur dann untreu wird, wenn an der
Seine ein Schlagler verlaggt hat oder seine Uebersetzer und Decorations-
maler mit ihrer Arbeit noch nicht fertig sind. Diesmal wird das lange

Säumen wohl den Letzteren zur Last fallen, denn der Director hat seinen
sicheren Bomben-Erfolg längst vertragsmäßig erworben. Steht doch
„La dame de chez Maxim“ schon seit Jahr und Tag auf den Pariser
Blattsäulen en vedette und wird vermuthlich auch den ganzen gefe-
neten Weltausstellungssommer über dort zu lesen sein. Ein ähnliches
Glück scheint dem Schwanke in Berlin zu blühen, denn das Residenz-
theater, das doch schon manchen Jubelsturm hörte, hat einen solch un-
ausgeseht lachhaften Abend gewiß noch nie erlebt. Sogar der gestrengen
Kritik kollerten die Thränen nur so in den Bart, wenn sie sich auch
hinterher meist etwas ihres Lachens schämte und zuweilen sogar sittlich
entrißte. Wenn aber die Censur die Voraussetzungen und ersten
Scenen des ersten Actes, das anzüglich-tugendhafte Couplet von der
armen Kleinen und den obligaten Cancan im zweiten Act, zu dem sogar
ein gütig-milder Abbé aufspielt, gewähren ließ, so braucht die Kritik
nicht zimperlicher zu sein. Was da noch sonst paßirt, ist sicher nicht un-
anständiger, als in manchen deutschen Possen, und dabei tausend Mal
natürlicher und logischer, geistreicher und witziger. Als Bühnenstück
betrachtet, läßt es Alles hinter sich, was im leichtesten Lustspiel-Genre
gemacht wurde. Wir sehen dabei ganz ab von den deutschen Possen-
fabrikanten, von denen Kalkisch, Berg und alle früheren fast ausschließ-
lich nur witzige Localisatoren französischer Vorlagen waren, während
unsere modernen Schwanndichter von Moser und Schönthan bis Laufs
und Blumenthal-Kabelburg neben einem Feydeau wie geistverlassene
Handwerker dastehen, die nach zwei Acten — oft schon im ersten —
völlig ausgepumpt sind und bloß noch einen dritten Act schreiben, um
die Tantième des ganzen Theaterabends zu retten. Aber auch an den
Meistern der Palais-Royal-Posse gemessen, wächst der junge Feydeau
unheimlich. Seine an den Altmeister Scribe heranreichende Geschick-
lichkeit und sein unerjchöpflicher Reichtum an Einfällen übertrifft den alten
Labithe, der freilich der größere Humorist war, und den beweglichen
Meilhac, der ihm nur als steptischer Satiriker überlegen ist. Es mag
ja sein Genre der Situationskomik künstlerisch nicht hoch stehen, obwohl
das Quiproquo seit Plautus und Molière classische Geltung hat, aber
bei Feydeau ist es doch nicht der bloße bühnentechnische Calcul, die
blöde unliterarische Farce, wie bei Anderen. Moser und Rosen haben
den Requisiteurwitz bei uns eingeführt und sozusagen um eine Gießkanne,
einen beweglichen hohen Spiegel, um eine einzige Scene ein langes Stück
herum geschrieben. Feydeau aber zieht aus dem scenischen Truc in uner-
erschöpflicher Heiterkeit alle Efecte, die überhaupt denkbar und halbwegs
möglich sind. Hier ist es der elektrische Schlaffstuhl, auf dem man beim
Niedersitzen augenblicklich, wie die Bewohner von Dornröschens Schloß,
mitten aus dem wachen Leben heraus eingeschläfert wird, und nicht
nur der Insasse selbst, sondern auch Jeder, der diesen berührt, so daß
einmal die eingeschläfert eine elektrische Kette bilden, die sich durch
jeden Hinzutretenden verlängert, bis dann auf den Knopf gedrückt wird
und die Gewekten unter angenehmen Vorstellungen ausplaudern aus
ihrer Transe erwachen.

Irthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel spaße!

Feydeau bestreitet mit diesem Einfall den ersten Actschluß, wo die
fromme Ehefrau zu Hause festgehalten und aus ihren verzückten Träumen
von der höchst unheiligen Gestalt eines Straßensehners aufgeweckt wird,
der im Auftrage des durchgegangenen Gatten auf den befreienden Knopf
drückt; und aus dem Schlaffstuhl zieht noch der ganze letzte Act Be-
wegung und unsinnige Heiterkeit. Immer wieder gerathen die Per-
sonen und immer wieder andere und unter anderen Voraussetzungen in
den Bann des gefährlichen Möbels, und jedes Mal wirkt es erschütternd
auf das Zwerchfell des Publicums. Das probire einer unserer
Schwanndichter einmal, und er wird bald den Ueberdruß und Unwillen
herausfordern. Aber der erfindungsreiche Feydeau hat noch andere
komische Trucs, sogar eine Heiligenercheinung, womit auf die berühmten
Besuche des Erzengels Gabriel bei Mademoiselle Couébon angepielt
wird, deren gut bürgerliches Heim eine Zeitlang zu einem mondänen
Walfahrtsort mitten im Seebabel wurde. Solche Actualitäten, die
jeder Pariser versteht und, falls er ein Voltairéaner, belacht, sowie zahl-
reiche andere Spötzen und Witze verlieren natürlicher Weise von ihrer
Schlagkraft außerhalb Frankreichs und verflauen auch in der besten Ueber-
setzung. Immerhin bleibt noch genug und übergenuß echt attißen
Salzes oder gallischer Lebensfreude. So die genial fette Gesellschafts-
satire des zweiten Actes. Wie da die vornehmen Kleinstädterinnen, die
man auf gut Deutsch wohl Honoratioren nennt, die vornehme Partierin
bewundern, während sie doch nur eine Lingelstangelntänzerin und Liebes-
händlerin ist, und wie diese nun allen Männern den Kopf verdreht,
liebende Bräutigams, grüne Jungens und sogar einen tapferen General
verführt, ehrbare Mädchen verdirbt und mit dem grand écart aus dem
Moulin rouge über Stuhlhehnen volligirt, was dann von den Provinz-
damen als höchster Pariser Chic nachgemacht wird, selbst von dem oben-
genannten geistlichen Herrn und sogar mit dem obligaten Spruch dabei:
Doppla, Vater sieh's ja nicht! Und auch wir deutsche Reichshaupt-
städter und Provinzler werden bald überall den frechen Walfspruch des
Nachtfalters aus dem Restaurant Maxim hören, ein neues Cricri, von
allen Brettern und Brettern und aus den poetischen Annoncen der
Goldenen 110, — und die alte Sünderin an der Seine wird ihre
Revanche noch einmal genommen haben.

Das Uebrige ist Füllsel: Personenverwechslungen, die herkömm-

lichen Duellverwickelungen, Mißverständnisse und Verdrehungen, eine Gespenstertarlung und andere komische Scenen und dergleichen Typen, ein oft fast beängstigender Unsinn, aber voll Methode und nie langweilig. Vor Allem Herr Alexander. Er spielt immer dieselbe Rolle und ist auch immer derselbe, aber wie viel komische Kraft liegt doch in diesem trefflichen Schauspieler, der mit seinem Wienenspiel, seinen überbeweglichen Gesten, seinen Schnarchtönen tief in der Bursche steckt und doch ein Charakteristiker vom ersten Rang ist. Man muß sein stummes Spiel während des Vortrags seiner angeblichen Frau sehen, wie er anfangs angstvoll beobachtet, nach dem harmlosen ersten Vers sich etwas beruhigt, dann in wachsende Aufregung, je deutlicher die gesungene Zweideutigkeit wird, mit einem entsetzten Blick auf die Sängerin und einer immer verlegeneren Heuchelmiene die Zuhörererschaft zu fragen scheint: Ja verstehen Sie's denn nicht?! . . . und endlich das Uff! der Erleichterung beim ausbrechenden Applaus, in den sogar Hochwürden einstimmt! Trefflich auch Fräulein Rita Léon, freilich mehr schoddrige Berliner Föhre als Pariser môme, die trotz alledem noch liebenswürdig bleibt. Und dann zeugt ein Debutant, Herr Romanowky, in der köstlichen Charge eines herzoglichen Oigerts wieder für Lautenburg's Entdeckergerie, von dem ja sämtliche Berliner Theater leben. Ueberhaupt welches Zusammenspiel, welche Einzelkräfte, selbst die unbedeutendste Episode an ihrem Platz, — sogar die Damen zweiter Garnitur, die sich sonst mehr durch ihre Toiletten als ihr Talent auszeichnen. Ohne Frage ist es die einzige Berliner Bühne, die einen eigenen Stil hat, — freilich den Pariser Stil, aber doch beruhtig gedämpft, ohne dabei den Spiritus zum Teufel zu schicken. Das Residenztheater ist auch die einzige Berliner Bühne, die nicht nur in der von Feydeau verhöhten „Provins“ ein Gesamtgastspiel unternehmen dürfte. In Wien findet sie ihres Gleichen nicht. Sogar auf der Weltausstellung dürften sich Lautenburg und seine Leute sehen lassen, sogar mit dem Feydeau'schen Stück. Denn einen Alexander haben die Pariser nicht.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die „beliebteste deutsche Schriftstellerin“.

Berehrter Herr!

Angeblicks der widerwärtigen Reclamen, mit denen vor einiger Zeit die Verlagsbuchhandlung von Paul List in Leipzig zum „25-jährigen Dichter-Jubiläum“ der Frau Nataly von Eschstruth eine illustrierte Gesamt-Ausgabe ihrer Romane und Novellen ankündigte, hielt ich es für zeitgemäß, in Ihrer „Gegenwart“ v. 28. October die schriftstellerische Annatur der „beliebtesten deutschen Schriftstellerin“ in die rechte Beleuchtung zu stellen und zugleich die Frage aufzuwerfen, ob nach den von mir citirten Proben der Eschstruth'schen „Manier“ die Werke dieser „Schriftstellerin“ thatsächlich als „eine Bibel für das heranwachsende weibliche Geschlecht“ angesehen werden könnten — eine Wendung, deren sich die erwähnte Reclame neben vielen andern bedient hatte. Nach der ungewöhnlich großen Zahl freundlicher Zusimmungen, die sich zum Theil recht deutlich und drastisch gegen das eigenartige „Talent“ der Frau von Eschstruth wandten, darf ich annehmen, daß der Artikel seine Schuldigkeit gethan hat. Aber auch von anderer Seite wandte man sich publizistisch gegen jene unerhörten Reclamen und wies den thatsächlichen Leistungen unserer Schriftstellerin gegenüber auf das Unpassende derselben in mehr oder weniger scharfer Weise hin. Sogar der Deutsche Schriftstellerverband erließ eine bündige Erklärung, daß „es ihm niemals eingefallen, diese Schriftstellerin in irgend einer Art zu empfehlen. Leider konnten wir nicht feststellen, wer etwa unberechtigt im Namen des Verbandes die Geschmacklosigkeit begangen hat, für die Verfasserin des „Wänseleisels“ einzutreten.“ Trotz alledem ging die Reclame des Verlegers ruhig ihren Weg weiter, nur das Eine wurde erreicht, daß man fortan den Deutschen Schriftstellerverband aus dem Spiele ließ und Fr. von Eschstruth einfach als die „laut Urtheil aus Schriftstellerkreisen beliebteste deutsche Schriftstellerin“ erklärt wurde. Ich kann den Nachweis führen, daß deutsche Schriftstellerinnen von Bedeutung und Werth über die Arbeiten der Eschstruth die denkbar ungünstigste Meinung haben und offen erklären, daß Schriftstellerinnen, wie sie, den ganzen Stand schädigen, weil in welken Schichten andere schriftstellernde Frauen nach ihr gemessen und beurtheilt werden.

Aber die Freunde der berühmten Dichterin ruhten nicht und in der Besorgniß, daß das bevorstehende 25-jährige „Dichterjubiläum“ doch vielleicht den gehofften Eindruck nicht machen und das literarische Unternehmen der großen illustrierten Jubiläums-Ausgabe nicht im erwünschten Maße reüssiren könnte, schlug man neuerdings wieder einen Ton an, der die früheren Reclamen durch ernsthaftige Bosaunenstöße übertrönte. Von befreundeter Hand ging mir ein in der Zeitschrift „Hygiea“ abgedruckter Auslass zu unter dem Titel: Nataly von Eschstruth, zu ihrem 25-jährigen Jubiläum, von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. Nicht genug, daß die Verfasserin auf die Günst hinweist, die Nataly am Schweriner Hofe genießt, erzählt sie uns in voller Unbefangenhelt, daß der „Herzog“ kürzlich einmal die Idee angeregt habe, „alle die von auswärtig ein-

eingelangten Gaben, Ehren und Auszeichnungen in einer Art Jubiläums-Ausstellung zu vereinigen, welcher Gedanke vielleicht seine Verwirklichung finden wird“. Dabei ist zu bemerken, daß dieses „Dichterjubiläum“ erst kommen soll! (Nach dem puncto Schriftstellerinnen-Geburtsdaten allerdings unzuverlässigen und allzu galanten Literaturkalender ist Frau von Knobelsdorf-Eschstruth am 17. Mai 1850 geboren, aber nicht ihr 50. Geburtstag soll ja gefeiert werden.) Die Freundin theilt uns ferner die überraschende Neuigkeit mit, daß Nataly's Schriften „von allem Anfang an in der deutschen Metropole insbesondere geliebt, verehrt und geschätzt wurden“, ferner, daß sie ein erklärter Liebling am Berliner Hofe und der deutschen Kaiserin sei, welche ihrem hohen Gemahl mit Vorliebe deren Bücher vorlegt, und so herab bis zum einfachen „Näh-Mädchen“, denen die Eschstruth als ihre „National-Heilige“ gilt. Nun, das Letztere mag ja schon richtig sein, wenn uns auch die Bezeichnung „National-Heilige“ nicht zu passen scheint, an dem Ersteren indessen erlauben wir uns einstweilen mit aller Entschiedenheit zu zweifeln und zwar aus den verschiedensten Gründen. Uebrigens läme es doch eigentlich darauf an, ob der Kaiser die Eschstruth'schen Romane auch liest, das aber ist bei seiner so unendlich in Anspruch genommenen Zeit und seinem hochgebildeten künstlerischen Geschmack nicht denkbar. Es scheint ein Bedürfniß von Nataly's Freundin zu sein, immer möglichst hoch zu greifen und ihrem ausserordentlichen Liebling möglichst hohe Ruhmestaffeln zu bauen. Charakteristisch dafür ist schon der einleitende Satz: „Im Jänner k. J. begehrt, in der Vollkraft ihres Lebens und Schaffens stehend, die berühmte deutsche Romanschriftstellerin Nataly von Eschstruth, eine der bedeutendsten literarischen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, ihr in allen Landen froh begrüßtes und von Tausenden und Tausenden ihrer zahllosen Leserinnen und Leser im Geiste mitgefeyertes 25-jähriges Dichterjubiläum . . .“ Dann folgt ein kurzer Lebensabriß in Gestalt einer von Ueberschwänglichkeiten strotzenden Schilderung ihrer unvergleichlichen „Ruhmesausbahn“. „In jenem zarten Alter, wo anderer junger Fräulein Köpfe bloß von Ballreuben träumend, war der reisenden Dichterin Sinn auf die Ausgestaltung ihrer Stoffe und Figuren gerichtet. In raschster Aufeinanderfolge besaßte sie die Landsleute mit ihren, heute einen Weltruf genießenden reizenden Hof- und Adelsgeschichten, die man in allen Kreisen gern liest und die ingesamt schon vielfache neue Ausgaben erlebten. So wurde diese gottbegnadete Dichterin populär in des Wortes wahrster Bedeutung . . . Immer voller, immer ausgereifter treten die Figuren dieser großen Dichterin uns aus dem Rahmen ihrer Werke entgegen und ihre Vielseitigkeit scheint ohne Grenzen! Das jüngste Buch („Die Regiments-tante“) in dem alle Kobolde Eschstruth'scher Laune uns umgaulen, ist Ihrer Hoheit der Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, geborener Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach zugeeignet; das unter der Widmung befindliche Motto aus Hesiod (Druckfehler statt Hesiod?): „Glückselige, welche die Mufe liebt“ deutet es an, welcher Art die „Schweriner Hofluft“ ist. Dem hohen Gemahl der geistvollen Fürstin, welche in ihre mecklenburgische Heimath den Hauch und das Fühlen der Alt-Weimarer Zeit gebracht, den (!) leutseligen Beschützer und Förderer des Strebens der von ihm so hoch geschätzten Schriftstellerin, dem Herzog Johann Albrecht ertheilt (?) hingegen ein früherer großer zweibändiger Roman „Frühlingsstürme“ gewidmet, der zu den erfolgreichsten Gaben der Dichterin zählte. Möge die kommende Weihnachtszeit alle diese, auch herrlich ausgestatteten Bücher unserer jungen Frauen- und Mädchenwelt unter die duftende Tanne zaubern, als bestes, schönstes, veredelndstes (!) Geschenk.“

Der Rest ist Schweigen!

Hochachtungsvoll

Richard Wulfov.

Notizen.

Meine Religion — Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von F. W. v. Goethe. Zusammengefasst und herausgegeben von Dr. Wilhelm Vode. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Es sind hier die Aeußerungen Goethe's aus zahlreichen Briefen und Gesprächen auf's Sorgsamste, Satz für Satz zusammengefasst und so folgerichtig zusammengefügt, daß das Ganze wie ein Mosaikbild erscheint, in dem man Fugen nicht gewahrt wird. Man konnte bisher nur aus gelegentlichen, weit zerstreuten Aeußerungen Goethe's Lebensauffassung und Grundanschauung über die Stellung des Menschen zu Gott und zur Gesellschaft entnehmen. Nirgends bot sich ein Gesamtbild. Um so mächtiger wirkt es, hier in enggeschlossenem Zusammenhange zu erkennen, wie ernst und tief Goethe lebenslang über diese größten Fragen und Pflichten des Daseins nachgedacht und wie vorbildlich, wie unergleichlich groß er sich über sie ausgesprochen hat. Es ist eine der eindrudreichsten Schriften über Goethe, da sie nur Goethe selbst zum Verfasser hat, und wird daher sicherlich, wie der Herausgeber seine Nachwortsbemerkung schließt, „dem großen Meister neue Schüler“ erwerben und in unseren gebildeten Ständen von Hand zu Hand gereicht werden.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mt. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



Thüringisches
Technikum Jena
für Maschinen- und Elektro-
Ingenieur-, Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprici-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-
sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhy: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hansbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{3}{4}$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropin hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Tropin setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropin hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropin ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropin-Werke, Mülheim-Rhein.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Studt, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fittger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Leffer-ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Starbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Kummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 92.

Staats- und Socialwissenschaft.

Nationalökonomie. Finanzwesen.

Etwas 1200 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und Menschliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direct gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das coloniale „Scharlachfieber“. Von Gustav Meinecke. — Electricität direct aus Wärme. Von Gustav Cast (Frankfurt). — Literatur und Kunst. Jungfrankreich auf der Bühne. Von A. Bruunemann (Paris). — War Shakespeare in Italien? Von Fr. Wilh. Altmann (Rom). — Feuilleton. Der Streit in der Schule. Von Emile Zola. — Aus der Hauptstadt. Politischer Fasching. Von Timon d. J. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Lord Palmerston über die militärische Schwäche Englands. Von Dr. Karl Walcker, Dozent an der Universität Leipzig. — Notizen. — Anzeigen.

Das coloniale „Scharlachfieber“.

Von Gustav Meinecke.

Ein Mitglied des Reichstages, dessen Witz nicht immer von einer verlegenden Pointe frei ist, hat jüngst in der Generaldebatte über den Reichshaushaltsetat die Hoffnung ausgedrückt, daß das „Scharlachfieber“ in unseren Colonien nicht noch weiter um sich greifen und unsere Colonien weg-
raffen möge. Der Bericht des Reichstages verzeichnet Heiterkeit, obwohl die Wortwitze bekanntlich die billigsten sind, und kennzeichnen die Genügsamkeit der Versammlung sehr treffend. Obwohl nun das Scharlachfieber gewöhnlich eine Kinderkrankheit ist, die häufig zur Genesung führt, und also der Vergleich nach dieser Richtung hin hinkt, so ist er auch dann falsch, wenn der Patient, also hier die Colonien, sterben sollten. Wir halten es daher für durchaus nothwendig, die Entwicklung der wirthschaftlichen Richtung, welche Herr Liebermann von Sonnenberg als Scharlachfieber bezeichnete, des Genauereren zu beleuchten, um dadurch nachzuweisen, daß man einem weitblickenden und erfolgreichen Colonialpolitiker schweres Unrecht thut. Die Spitze des Angriffes richtet sich bekanntlich gegen Dr. Scharlach, einen Hamburger Rechtsanwalt, der als solcher Hervorragendes geleistet hat und als Wirthschaftspolitiker nach englischem Muster die Entwicklung der deutschen Colonien zu fördern bemüht ist. Darin weicht er sich eins nicht nur mit den Hamburger Kaufleuten, welche etwas mehr von colonialer Wirthschaftspolitik zu verstehen pflegen als die durchschnittliche Masse der Berufspolitiker, sondern auch mit einer ganzen Reihe unabhängiger Colonialpolitiker und in der Hauptsache mit der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes. Wenn man bedenkt, daß Dr. Scharlach seit der Zeit, da er für die deutsche coloniale Entwicklung sich interessirt, in beständiger Fühlung und im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt gearbeitet hat, sollte man doch mit den Angriffen etwas sparsamer sein.

In einem früheren Artikel „Die angebliche Verschwendung Kameruns“ (Gegenwart vom 9. December 1899) habe ich bereits darauf hingewiesen, daß das Concessionswesen eigentlich schon mit der Begründung der deutschen Colonialpolitik beginnt, und habe auch kurz angedeutet, daß es für die Entwicklung der deutschen Colonien von großem Werthe sei, zumal unseren Colonien noch so gut wie Alles fehle. So war auch die Lage in Südwest-Afrika vor etwa zehn Jahren als geradezu trostlos zu bezeichnen. In der ersten Zeit des

Caprivischen Regiments bestand daher bekanntlich die Gefahr, daß Südwest-Afrika als Compensation behandelt werden würde, und ließ alle Colonialfreunde auf Abhülfe sinnen. Aber man kam hier nicht recht weiter, denn im Reichstag wurde über den Werth der Colonie äußerst absprechend geurtheilt, und der deutsche Philister hatte für seine Colonialbegeisterung vorläufig genug gethan. Auf der einen Seite konnte sich der deutsche Colonialfreund an dem Behagen der Thatsache, daß wir Colonien besitzen, auf der anderen Seite zeigte er aber eine lebhafteste Abneigung, etwas mehr zu thun, als etwa auf ein coloniales Blättlein zu abonniren und in einem Verein eine Rolle zu spielen. Die lobenswerthen Ausnahmen von Leuten, welche Geld in die Colonien steckten, reichten bei Weitem nicht aus, um einen wirthschaftlichen Aufschwung herbeizuführen, denn eine jede Colonie ähnelt in der Hinsicht einem ungeheuren Schwamme, daß sie gewaltige Mengen einer Zufuhr aufnehmen kann, ehe sie gesättigt ist.

Die Deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika nun hatte bereits im Jahre 1889 mit einem gewissen Groll unterhandelt, einem Manne holländischer Abkunft, über den Verkauf ihrer Besitzungen und Rechte in Südwest-Afrika von der nördlichen Grenze des Schutzgebietes bis zum 26. Grade südlicher Breite. Groll vertrat ein Consortium, welches angeblich aus englischen und holländischen, in Wirklichkeit jedoch ausschließlich aus englischen Theilhabern bestanden haben soll. Zwischen dieser Gesellschaft und Groll kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem die Käufer das Recht haben sollten, ihren Erwerb einer zu bildenden englischen Gesellschaft zu übertragen. Hinsichtlich der Ausführung des Vertrages war die Deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika an die Zustimmung des Reichskanzlers gebunden. Fürst Bismarck versagte die Zustimmung, weil er Ausländern so weitgehende Rechte in den Colonien nicht einräumen wollte. Diese Entscheidung dürfte etwa im März oder April 1890 abgegeben worden sein, und damit war natürlich der Plan der Colonialgesellschaft begraben, da Niemand Verlangen zu bezeigen schien, in einer neuen Weise zu beginnen, eine neue „issue“ zu wagen. Einige Herren des verflorenen Consortiums wandten sich nun an den Hamburger Rechtsanwalt, um seine Mitwirkung für ein englisch-deutsches Consortium zu gewinnen, welches den Groll'schen Vertrag übernehmen und die Genehmigung des Reichskanzlers zur Uebertragung an eine englische Gesellschaft erstreben sollte, in deren Verwaltung statutengemäß deutschen Mitgliedern eine maßgebende Be-

theiligung vorzubehalten sei. Die Form einer englischen Gesellschaft wurde als nothwendig bezeichnet, weil nur für eine solche mit Sicherheit das erforderliche Capital aufgebracht werden könne, während dies für eine in Deutschland und nach deutschem Recht zu gründende Gesellschaft immerhin für zweifelhaft gehalten wurde.

Nachdem Dr. Scharlach sich über die Lage der colonialen Interessen unterrichtet hatte, übernahm er es, in erster Reihe dafür einzutreten, daß zur Ausführung des mit der Deutschen Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika abzuschließenden Vertrages eine englische Gesellschaft gebildet werde. In dieser sollten die Engländer den Deutschen gegenüber die Mehrheit in der Verwaltung etwa im Verhältniß von 6:5 haben. Falls jedoch die Genehmigung für eine englische Gesellschaft auch unter der Bethheiligung von Deutschen nicht zu gewinnen sei, sollte die Uebertragung an eine zu bildende deutsche Gesellschaft geschehen, in welcher die Mehrheit der Verwaltung alsdann in dem oben angedeuteten Verhältnisse den Deutschen zustehen sollte. Nachdem durch Vorverhandlungen mit der Deutschen Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika festgestellt war, daß diese ihrerseits nach wie vor bereit sein würde, ihre Rechte und Besitzungen einer englischen Gesellschaft zu verkaufen, legte Dr. Scharlach dem Herrn General-Director Seidemann aus Köln und Herrn Adolph Woermann aus Hamburg das Project vor, überzeugte dieselben, wie sehr dessen Ausführung in einer oder der anderen Form den Interessen unserer Colonialpolitik dienlich erscheine, und gewann dieselben für das Unternehmen. In erster Linie wurden die Bestrebungen darauf gerichtet, die Erlaubniß zur Uebergabe der von der Deutschen Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika zu erwerbenden Rechte an eine englische Gesellschaft zu erhalten, doch stand General v. Caprivi durchaus auf dem Standpunkte des Fürsten Bismarck und erklärte, die Uebergabe an eine englische Gesellschaft nicht genehmigen zu wollen. Es ist nun von hohem Interesse, den Gedankengang dieser Eingabe sich wieder zu vergegenwärtigen, da er auch heute noch von Bedeutung ist.

Die Eingabe geht davon aus, daß nach Feststellung der deutschen Colonialgebiete in Afrika durch den Vertrag mit England vom 1. Juli 1890 die innere Entwicklung dieser Gebiete, ihre wirtschaftliche Erschließung und Nugbarmachung das Ziel der deutschen Colonialpolitik sein müsse. Besonders schwer erscheine diese Aufgabe hinsichtlich des deutschen Schutz- und Interessengebietes von Südwest-Afrika. Denn die Beschaffenheit des Landes bringe es mit sich, daß dasselbe nur mit dem Aufwande sehr großer Capitalsummen erschlossen werden könne, von welchen zweifelhaft sei, ob sie jemals rentiren würden. Das deutsche Capital sei einer solchen Aufgabe, wie die bisherigen Erfahrungen zur Genüge bewiesen, nicht gewachsen, und man müsse sich vor Augen halten, daß die coloniale Depression nach Abschluß des deutsch-englischen Vertrages auf einen tiefen Stand angekommen sei. Wenn die Erschließung des Gebietes, namentlich durch Bergbau und durch europäische Ansiedlung in absehbarer Zeit geschehen solle, so sei es nöthig, ausländisches Capital heranzuziehen, und zwar müsse dabei vorzugsweise englisches Capital in's Auge gefaßt werden, weil in England leichter als in irgend einem anderen Lande Geld zu colonialen Unternehmungen aufzubringen sei. Hierzu komme, daß uns Deutschen auf diesem Gebiete noch die Erfahrung, die geschulte Intelligenz der Engländer fehlen. Sonach würde es für unsere coloniale Entwicklung zweifellos erwünscht erscheinen, wenn man jenes Capital und jene Erfahrung in ihren Dienst stellen könnte, sofern es gelänge, gleichzeitig die nationalen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands genügend zu sichern. Es wurde dann eingehend nachgewiesen, daß in politischer Hinsicht keine Gefahren zu befürchten seien, wenn ein größerer Theil des Eigenthums an Grund und Boden und der Bergwerks-Berechtigungen einer deutschen Colonie an eine aus-

ländische Gesellschaft übertragen würde, daß aber in wirtschaftlicher Beziehung der Werth unseres Colonialbesitzes erst durch dessen Erschließung gesichert werde. Die systematische Durchforschung des Landes auf seinen natürlichen Reichtum, die Eröffnung genügender Verkehrsmittel, das Heranziehen von Ansiedlern, die Bewilligung von Vorschüssen an dieselben, die Bildung kleinerer Genossenschaften zur Exploitation einzelner Gebietstheile: das Alles gehöre zur culturellen Entwicklung einer Colonie. Gewiß sei es von Bedeutung, daß das Mutterland den Angehörigen seines Volkes das volle Recht an allem Obenerwähnten sichere und Sorge, daß die Producte und Fabrikate des Mutterlandes einen Absatz nach den Colonien finden, sowie daß die Verbindung zwischen dem Mutterlande und den Colonien, wenigstens zu einem angemessenen Theile, durch die nationale Schifffahrt hergestellt werden. Das Alles aber werde nicht beeinträchtigt, wenn man als Mittel für die Entwicklung der Colonien fremde Intelligenz und fremdes Capital benutze. Unsere Gesetzgebung und deren fernere Gestaltung habe die volle Macht, uns dagegen zu sichern, daß Derjenige, welcher die Ausschließung einer unserer Colonien in die Hand nimmt, dabei Angehörige ausländischer Staaten und ausländische Producte bevorzugen könne. Diese Behauptung bedürfe keines weiteren Nachweises. Eine Gesellschaft, welche sich um den Ankauf des Landes und der Bergwerks-Berechtigungen einer deutschen Colonie bewerbe, stehe unter den in dieser Colonie geltenden Rechten. So seien sich die englischen Herren, welche die in Frage stehende Gesellschaft mitbilden wollten, denn auch vollkommen klar darüber, daß der von ihnen erhoffte Erfolg in erster Linie darauf beruhe, daß sie zu den deutschen Gesetzen und deren Ausübung volles Vertrauen haben dürften. Andererseits hätten die deutschen Herren der Gesellschaft selbstverständlich die Sicherung derjenigen Bedingungen verlangt und erhalten, welche sie im wirtschaftlichen Interesse Deutschlands für geboten hielten, eine genügende Bethheiligung bei der Verwaltung der Gesellschaft, die Errichtung einer Zweigniederlassung in Hamburg und schließlich eine entsprechende Bethheiligung Deutschlands an dem Verkehr mit Südwest-Afrika. Abgesehen von vorstehenden Punkten wurde noch Folgendes bemerkt. Selbstverständlich hätten die englischen Theilhaber sich damit einverstanden erklärt, daß das Capital der zu gründenden Gesellschaft auch in Deutschland zur Zeichnung aufgelegt werde. Leider könne man nicht die Hoffnung hegen, daß ein größerer Theil derselben hier gezeichnet werden werde. Falls aber im Laufe der Zeit das deutsche Capital sich für coloniale Unternehmungen entschiedener interessiren und später die Actien der zu gründenden Gesellschaft aufnehmen sollte, so würde in Zukunft mit der Majorität im Actiencapital die entscheidende Stimme bei den Deutschen liegen. Es handele sich gewissermaßen nur um ein Bahnbrechen durch das englische Capital, ohne daß man demselben eine dauernde Gewalt einräume. Außer dem Capital gehörten zur Erschließung eines weitläufigen Colonialbesitzes Kenntnisse und Erfahrungen, welche uns Deutschen naturgemäß noch abgehen. Darauf beruhe wiederum die mangelnde Geneigtheit des deutschen Capitals, sich an derartigen Unternehmungen zu betheiligen. Wir müßten uns deshalb ihre Kenntniß und Erfahrung, welche eine hundertjährige Thätigkeit den Engländern verschafft hat, aneignen. Durch die Mitwirkung bei der Gründung der beabsichtigten Gesellschaft und bei deren fernerer Verwaltung würden die deutschen Mitglieder vom ersten Schritt ab lernen, wie vorgegangen werden müsse, um Capital und Arbeit zur organischen Entwicklung von colonialem Besitze heranzuziehen und erfolgreich zu verwenden. Endlich sollte noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß der unmittelbare Einfluß der deutschen Rechts- und Wirtschaftsanschauungen dadurch gesichert erscheine, daß die gesammte Thätigkeit der Gesellschaft in Bezug auf das Colonialgebiet unter die Herrschaft der deutschen Gesetze fallen und das Vermögen der Gesellschaft,

möge dasselbe in Landbesitzen, in den Pächtertragnissen, Einnahmen aus Eisenbahnen, oder worin immer sonst bestehen, unter der Hand der deutschen Regierung liegen werde.

Es wurde in der Eingabe auch nicht vergessen — im Hinblick auf eine feindliche Stellungnahme Seitens mancher Colonialfreunde, daß die möglichen Bedenken vom nationalen Standpunkte aus schwer zu formuliren seien, soweit sie lediglich auf allgemeinen Gefühlsanschauungen beruhten. Solche Bedenken aber nur übrig, wenn politische und wirtschaftliche Bedenken nicht vorhanden seien. Aber trotz dieser Darlegungen beharrte der Reichskanzler v. Caprivi auf seiner Ansicht und es begannen neue Verhandlungen unter dem Gesichtspunkte, daß zur Ausführung des Vertrages eine Gesellschaft in deutscher Form, wenn auch mit englischem Capital gebildet werden sollte. Wir wollen auf diese Verhandlungen hier nicht näher eingehen; der von Seiten der Deutschen Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika erstrebten, von der Regierung thatkräftig geförderten und von dem englisch-deutschen Consortium mit aller Energie betriebenen Ausführung des Vertrages stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten durch die Lage des englischen Geldmarktes entgegen.

Um diese Zeit fielen die Reichstagsverhandlungen vom Frühjahr 1891, in deren Verlauf von einem hervorragenden Parlamentarier, welcher der Verwaltung der Deutschen Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika angehörte, unsere Colonie in Südwest-Afrika vom bergbaulichen Standpunkte aus als werthlos bezeichnet wurde, während der Herr Reichskanzler gegenüber Denjenigen, welche den Etat für unser Schutzgebiet in Südwest-Afrika bekämpften, die Erklärung abgab, man solle der Regierung in Bezug auf dasselbe nur noch ein Jahr Zeit lassen. Es kam sodann die Verhandlung vom 7. März 1892, in der bei den Freunden wie bei den Feinden unserer Colonialpolitik die Ueberzeugung zum Ausdruck gelangte, daß die großen Capitalien, welche zur Erschließung des südwestafrikanischen Gebietes im großen Stile erforderlich erschienen, in Deutschland nicht aufzubringen seien. In dieser Sitzung war es auch, daß der Herr Regierungscommissar Geheimrath Dr. Kayser die Erklärung abgab, in England halte man nach wie vor unseren Besitz für werthvoll, neue Anerbietungen seien von dort gemacht, aber wie immer sich die Entwicklung auch gestalten möge, niemals werde die deutsche Regierung die Colonie aufgeben. Bereits damals hatte Dr. Scharlach dem Leiter der Colonial-Abtheilung wie nicht minder den Leitern der Deutschen Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika erklärt, daß er Alles daran setzen werde, wenn auch vorläufig nur in kleinerem Umfange, eine Gesellschaft für Südwest-Afrika zu bilden, um neues Capital und neue wirtschaftliche Bewegung in die Colonie zu bringen. Dr. Scharlach erkannte insbesondere der Colonial-Abtheilung seine moralische Verpflichtung an, Alles zu thun, um eine arbeitende und genügend capitalkräftige Gesellschaft in's Leben zu rufen, nachdem die Regierung auf die durch ihn geführten Verhandlungen hin veranlaßt worden war, zuversichtliche Erklärungen über die erhoffte Entwicklung in Südwest-Afrika abzugeben. Das endliche Ergebnis dieser mühseligen und langwierigen Arbeiten war die sogenannte Damaraland-Concession, welche seiner Zeit vielfach angefeindet worden ist, obwohl die Southwest-Africa-Company, die Besitzerin der Concession, durch ihr Verhalten bewiesen hat, daß sie in durchaus lothaler Weise ihren Verpflichtungen gegen die deutsche Regierung nachgekommen ist.

Wir können diesen Artikel, der sich auf vom Colonialrath selbst als durchaus richtig anerkanntes Material stützt, nicht besser schließen, als durch Erwähnung der Thatsache, die uns der beste Beweis für die Voraussicht und Erwartung der Leiter dieser Gesellschaft ist, daß man nämlich das deutsche Capital gewinnen werde, wenn das englische vorangegangen sei. Es prägt sich dies vornehmlich in dem Directorium aus, in dem der immer mehr deutsch werdende Charakter der South-

west-Africa-Company am besten zum Ausdruck kommt, so daß es heute aus sieben Deutschen und drei Engländern besteht. Dieser Wechsel ist darauf zurückzuführen, daß die Discount-Gesellschaft mittlerweile der stärkste Actionär der Gesellschaft geworden ist. Aber damit schließt die Wirksamkeit dieser Gesellschaft, welche bedeutende Summen in das Schutzgebiet hinein gesteckt hat, bei weitem nicht ab, sie hat vielmehr eine neue deutsche Gesellschaft, die Otavi-Gesellschaft, zur Ausbeutung der Otavi-Kupferminen gebildet, und ihr ist auch der Gedanke des Vertrages mit der Chartered-Company zuzuschreiben, durch welche unserer Colonie der Weltverkehr durch Südafrika zwischen West- und Ostafrika zugesichert ist.

Elektricität direct aus Wärme.

Von Gustav Cast (Frankfurt).

Sechszwanzig Jahrhunderte sind vergangen, seit der Mensch die erste elektrische Erscheinung näher in's Auge faßte. Der erste, der eine elektrische Erscheinung beschrieb, war Thales von Milet. Er ermittelte die Thatsache, daß, wenn man Bernstein an einem Stoff reibt, derselbe befähigt wurde, kleine, leichte Körper, wie Papier oder Korkstückchen, anzuziehen. — Fünfundzwanzig Jahrhunderte später erst machen Galvani und Volta die Entdeckung, daß elektrische Ströme erzeugt wurden, sobald sich zwei verschiedene Metalle berührten oder in eine Flüssigkeit getaucht wurden. Wir haben bei unserm Riesenschritt von zweieinhalb Jahrtausenden einige Jahrhunderte übersprungen, die ebenfalls wichtige Momente für die Geschichte der Elektricität darstellen, deren Arbeiten bis heute aber noch zu keiner praktischen Verwendung kamen, aber späterhin einmal kommen werden. Die wichtigsten Punkte für die moderne Elektrotechnik fallen in das Ende und in die ganze Länge dieses Jahrhunderts. Die Aufzählung der Namen und der Daten können wir hier in diesem Aufsatze nicht besorgen, es würde uns von unserem eigentlichen Thema zu weit entfernen.

Wir bedienen uns verschiedener Methoden der Elektricitätserzeugung. Zunächst haben wir da die alten Methoden der Elektrifizirmaschinen, die bis heute noch keine praktische Anwendung erlangten. Weiter wären die galvanischen Elemente zu erwähnen, die heute noch in großen Batterien in Betrieb sind. Zur größten Entwicklung gelangten bis jetzt die Dynamomaschinen, deren Ströme zu den verschiedensten Zwecken angewendet werden und denen ein immer größer werdendes Feld sicher ist. Außer diesen Methoden giebt es indessen noch eine weitere, die vielleicht einmal berufen ist, eine gewaltige Rolle in der Technik zu spielen. Es sind dies die von Schweigger und Ritter im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts erfundenen Thermobatterien. Seebeck dehnte die Experimente aus und stellte die berühmte thermomagnetische Reihe auf. Nobili stellte im Jahre 1832 die erste praktisch verwendete Säule auf. Sie diente dazu, geringe Temperaturdifferenzen anzuzeigen. Der Erfinder beschreibt sie folgendermaßen: „Man denke sich verschiedene Metalle in einer Ebene von ein und demselben Punkte ausgehend, und auf jeden derselben eine thermoelektrische Kette gelegt, bestehend aus einem Wismuth- und Antimonstäbchen. Alle Stäbchenpaare seien an einem Punkte zugespitzt und mit diesem gegen den gemeinschaftlichen Mittelpunkt gerichtet, so entfernt jedoch voneinander, daß sie sich nicht berühren, auch sei die Ordnung der Metalle in jedem Paare dieselbe, so daß sich in allen z. B. das Wismuth rechts vom Antimon befindet. Die Verbindung der benachbarten Paare geschehe (am Rande) durch Bogen oder Streifen entweder von Antimon oder Wismuth, mittelst zweckmäßiger Lötung.“

Die Pole dieser Batterie sind mit einem sehr empfindlichen Galvanometer verbunden, dessen Ablesecala entsprechend eingetheilt ist, und mit dessen Hilfe man in die Lage versetzt ist, sehr geringe Temperaturunterschiede zu messen. Bunsen, Marfus, Noë und Andere konstruirten in den darauf folgenden Jahren Thermosäulen, die aber alle den in sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprachen. In Frankreich war es, wo zum ersten Male eine bedeutende Batterie aufgestellt wurde. Clamond mit verschiedenen bedeutenden Mitarbeitern wie Mure, Sundré, Chandron und Charpentier, stellten eine Batterie von 3000 Elementen her. Diese Batterie zeigte eine Klemmenspannung von 218 Volt bei einem innern Widerstand von 31 Ohm. Die Metalle dieses Elementes bestanden aus 2 Theilen Antimon und 1 Theil Zink, andererseits aus einer Legirung von 10 Theilen Bleiglanz, 1 Theil Kupfersulfat und 1 Theil Antimonium. Diese Legirungen waren nicht direct aneinander gelöthet, sondern es waren sogenannte Intercontacte dazwischen gefügt, die abwechselnd heiß und kalt gehalten wurden. Der bekannte Elektriker Gölcher stellte ebenfalls eine Thermobatterie her, mit der anscheinend gute Wirkungen erzielt werden. Weiter wäre es nicht uninteressant, einer in Amerika erfundenen Batterie Erwähnung zu thun. Diese Batterie von H. B. Cox besteht aus ringförmig angeordneten Elementen. Das einzelne Element besteht aus einem keilförmigen Block von zusammengeschmolzenem Zink und Antimon, an den ein Kupferstreifen angeschweißt ist. Nach der Patentschrift soll es dabei mit dem Zinkantimon eine Legirung bilden. Es werden so viele Schichten von Elementen übereinander angeordnet, als die Höhe der Spannung ausfallen soll. Die Batterie ist innen und außen mit einer isolirenden, feuerfesten Masse bekleidet, die man durch Verglasung eines patentirten Materials im Feuer erhält. Von außen wird die Batterie abgekühlt, von innen wird sie vermittelst eines Gasbrenners geheizt. Eine Batterie, die 5 Volt und 5,5 Ampère giebt, soll ungefähr 1,5 Cubikfuß Gas pro Stunde verbrauchen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns noch eines Thermogenerators von Rust erinnern, der aus einem Ofen besteht, in dem 6000 Elemente eingebaut sind. Dieser Apparat, „Magnopile“ genannt, entwickelte eine Spannung von 96 Volt und besaß einen innern Widerstand von 11,5 Ohm. Der Wirkungsgrad ist nach wissenschaftlichen Messungen ein sehr geringer. Derselbe beträgt bei der Säule von Gölcher 4,31%. Vergleichen wir diese Zahl mit den modernen Dampfkesselheizungen, die bis über 70% herauskommen, so ergibt sich von selbst, daß der Wirkungsgrad verbessert werden kann.

Es kommt uns unwillkürlich die Frage, werden die Thermobatterien jemals in der Lage sein, mit einer Dampfmaschine, die eine Dynamo treibt, zu concurriren? Für die besten Dampfmaschinen rechnet man einen Wirkungsgrad von 10%. Nehmen wir den Nuzeffect der Dynamomaschine zu 90%, so ergibt sich der Nuzeffect der ganzen Anlage zu 9%. Hieraus ergibt sich, daß, wenn es gelingt, den Nuzeffect der Feuerungen unserer Thermosäulen zu verbessern, dieselben berufen sein werden, eine bedeutende Rolle zu spielen; denn es ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Anlagekosten auf jeden Fall billiger wären, schon weil sie nicht so complicirt sind wie eine Dampfmaschinenanlage und ferner weil kein Schmier- und Rußmaterial verbraucht wird. Es ist nun ungefähr fünfzehn Jahre her, daß Baron vorge schlagen hat, in den Rauchzügen und Mauern von Feuerungen Thermolemente einzubauen. Bis heute wurde noch nicht der kleinste Versuch nach dieser Richtung hin ausgeführt. Aber in der That sind so viele Wärmeverluste vorhanden, in der Technik wie draußen in der Natur, die man nutzbar machen sollte. Ich stimme nun allerdings nicht mit in den Vorschlag ein, Thermolemente in den Kesselfeuerungen einzubauen, da diese ja den Nuzeffect gerade bei Dampfkesselfeuerungen zu weit heruntersetzen würden. In den Raminen

solche Batterien unterzubringen, das wäre jedenfalls von Vortheil. Aber wenn man große Batterien über den Hochöfen anbringen würde, oder wenn man diese Abgase durch große, mehrere Meter hohe Canäle oder Gemölbe streichen ließe, in denen an den Wänden thermoelctrische Batterien angebracht wären, deren eine Reihe der Löthstellen in die heißen Gase ragen würden, während die andern außerhalb in fließendem Wasser wären, so könnte man auf diese Art und Weise große Electricitätsmengen mit wenig laufenden Kosten erzeugen.

Ein anderer Fall wäre der, in der Nähe des Aequators vielleicht in einem See, den man eventuell durch ein fließendes Wasser herstellen könnte, oder am Ufer des Meeres über gewaltigen Pontons eine Plattform zu errichten, auf der man thermoelctrische Batterien von großen Dimensionen aufstellen könnte, von denen der eine Intercontact in das Wasser, der andere in Form einer Heizrippe in die Luft ragen würde. Nach den Arbeiten verschiedener Gelehrten soll die Sonne auf jede (deutsche) Quadratmeile eine Kraft von über 5 Millionen Pferdekraften ausüben und zwar in Form von Wärme. Also selbst wenn der Totalnuzeffect einer solchen Batterie, deren Heizrippen eine Quadratmeile Oberfläche hätte, nur 1% wäre, so hätten wir 50 000 Pferdestärken in Form elektrischer Energie zur Verfügung, die man beliebig in Accumulatoren aufspeichern könnte. Es ist nicht nöthig, eine Anlage von einer solchen Größe zu bauen. Man könnte aber z. B. eine solche errichten, die ungefähr 1000 Kilowatt leistete. Bei Tage, wenn die Sonne scheint, würde sie freilich mehr leisten als bei Nacht, vollständig stromlos wäre die Batterie nur dann, wenn das Wasser und die Luft die gleiche Temperatur aufzuweisen hätten, diese Unterschiede ließen sich aber sehr leicht durch Accumulatoren-Batterien ausgleichen. Ebenso könnte man die heißen Quellen auf ähnliche Art nutzbar machen, indem man das Wasser in einem langen Canale fortleiten und parallel dazu kaltes Wasser in eben solchem Canale fließen lassen würde. Ueber diesen zwei Canälen könnte man derart Batterien aufbauen, daß der eine Intercontact in das heiße, der andere in das kalte Wasser tauchen würde. Selbst wenn der Nuzeffect ein außerordentlich geringer wäre, so hätte das nicht viel zu sagen, denn die Betriebskosten wären ja auch sehr gering.

Anderer Forscher wollen wieder auf einem anderen Wege zu dem Ziele gelangen, Wärme in Electricität zu verwandeln. Die Thatfache, daß Eisen und andere magnetisierfähige Körper bei gewissen hohen Temperaturen denselben verlieren, hat zu verschiedenen Versuchen Veranlassung gegeben, die darauf abzielten, durch Erwärmen und Wiederabkühlen von Magneten Strom zu erzeugen. Gore wies im Jahre 1868 darauf hin, daß dies unter gegebenen Umständen möglich ist. Edison construirte im Jahre 1886 einen „Pyromagneticogenerator“, der auf der Weltausstellung von Paris 1889 zu sehen war. Anthony, Menges, Tesla, Thompson und Andere machten sich bis jetzt auf diesem Gebiete sehr verdient, doch sind diese Versuche heute noch zu keinem Abschluß gelangt. Ein anderes Gebiet, auf dem viel gearbeitet wird, bei dem aber die betreffenden Versuche auch noch zu keinem Abschluß gelangten, ist das thermochemische Verfahren. Man bringt Kohle in einem geschlossenen Recipienten bei hoher Temperatur mit irgend einem Metalloxyde, sagen wir Zink, zusammen, das seinen Sauerstoff an die Kohle abgibt, so daß das Zink frei wird. Dieses hat nun einen Theil der Kohlenenergie in sich aufgenommen und kann nun im galvanischen Element als Lösungselektrode Verwendung finden. Die diesbezüglichen Berechnungen führten für die Praxis aber auch ein negatives Resultat zu Tage.

Das größte Problem der elektrischen Wissenschaft ist zur Zeit „Electricität direct aus Kohle“. Noch sind die Resultate der Versuche nach dieser Richtung unscheinbar. Viele haben den Kampf vorzeitig aufgegeben, um sich praktischeren,

leichteren Zielen zuzuwenden. Aber immer treten neue Kräfte für die zaghaften ein und gespannt verfolgen wir ihre Bestrebungen. Uebergroßer Enthusiasmus von der einen, mangelnder mißgünstiger Zweifel auf der andern Seite, sind die Extreme, die den Einen anspornen, den Andern zurückschrecken. Vorwärts sei unser Wahlspruch, einerlei, was die Zukunft bringt.

Literatur und Kunst.

Jungfrankreich auf der Bühne.

Von A. Brunnemann (Paris).

Eine bewunderungswürdige Geduld legte die französische Kritik an den Tag, als sie mit gesteigerter Erwartung und guttlichem Wohlwollen jedes dramatische Erzeugniß der jungen Schule begrüßte, das über die Bretter der Versuchsbühne des „Théâtre libre“ ging. Man meinte Bestrebungen ermutigen zu müssen, die, wie es längst in der bildenden Kunst geschehen, absolute Wahrheit und echte Naturlaute auf die mit personages à idées (von Dumas fils geschaffen) bis zum Ueberdruß gefüllte Bühne zu bringen verhiessen. Und doch ging die Freie Bühne wieder ein, denn sie kam über ein literarisches Experimentiren nicht hinaus und das neue Drama wurde nicht geboren. Die junge Generation mißbrauchte das nachsichtige Entgegenkommen und kehrte nur die brutalste Seite des Naturalismus hervor. Sie schwelgte förmlich in Bosheit und Egoismus und allen Abscheulichkeiten des animal humain, und übertraf so die auf die Bühne gebrachten Zola's und Goncourt's („Thérèse Raquin“, „Germinal“ — „Germinie Lacerteux“), ohne deren Großzügigkeit zu erreichen. Mit Vorliebe behandelten diese Jüngsten die in's Jotenhafte gesteigerten Liebesabenteuer des mittleren und kleinen Bürgerstandes, Themen etwa, wie sie Zola's „Pot-Bouille“ bietet, ferner das Arbeiterleben in brutalster Form. So wird uns in „l'Argent“ von E. Fabre eine Familie vorgeführt, die durch Fälschung von Lebensmitteln reich geworden ist. Als der Vater sein Testament macht, bricht Zwist unter den Erben aus, denn die Kinder halten sich der Mutter gegenüber für verkürzt und rächen sich, indem sie dem Vater von der Untreue der Letzteren erzählen. Sie aber erklärt den Gatten als Fälscher und zieht ihre Anschulldigung erst zurück, als ihre Ansprüche voll gewürdigt worden sind. — Dies eine Beispiel möge zur Charakteristik des sogenannten „Théâtre rosse“ oder „Théâtre cruel“ (wie es Leon Hennique, Henri Esard u. A. pflegen) genügen, das in dem Bestreben natürlich zu sein, Gräucl auf Gräucl häuft und Menschen und Lebensverhältnisse ohne tieferes Eindringen in die Charaktere, ohne überzeugende Psychologie weit unter ihr Alltagsniveau herabdrückt.

Inzwischen gestaltete sich unter der Leitung des Schauspielers Antoine die zweite Pariser Versuchsbühne, das „Théâtre de l'Oeuvre“, zu einer weit günstigeren Pflanzstätte neuer reformatorischer Bestrebungen, weil sie nicht in einseitiger Weise dem naturalistischen Princip huldigte und zudem eine glückliche Anleihe beim Ausland machte, da es im Lande selbst an starken regenerirenden Kräften fehlte. Ihr verdankt Frankreich die Bekanntschaft mit Ibsen, Tolstoi und Dostojewsky; beide sollten umgestaltend auf denjenigen Zweig der dramatischen Literatur wirken, auf den sich die gesammte Bühnenthätigkeit der Franzosen seit Jahrzehnten concentrirt: das Sittendrama. Nachdem die Tragödie zu einem bloßen Effectstück (Sardou) oder zu kraftloser Nachahmung der Romantiker (Coppée, Henri de Bornier, Parodi) herabgeunken ist, nimmt das Sittenbild, dieser kräftigste Niederschlag des

Pariserthums, die erste Stelle in der dramatischen Literatur unserer Nachbarn ein. Hier stoßen wir auf die echten kleinen und großen Talente, auf gallebittere Satiriker: Becque, Lavedan, auf liebenswürdige Spötter: Donnay, Hermant, auf seine Psychologen: Brevoft, Lemaitre, de Curel, auf muthige Kämpfer für die Rechte des Individuums: Paul Hervieu. Die Sittenkomödie wird wohl immer das Schooßkind der französischen dramatischen Muse bleiben, denn in ihrem Rahmen lassen sich die glänzendsten geistigen und dichterischen Eigenschaften des Galliers entfalten: kühne Psychologie, scharfe Charakteristik, geistprübender Dialog, graziose Beweglichkeit; Vorzüge, die selbst über starke Fehler des dramatischen Aufbaues hinwegtäuschen; endlich eine unerschrockene, scharf pointirte, vieldeutige Knappheit der Sprache, die mit wenig anscheinend harmlosen Worten sehr ernste Schäden der Gesellschaft aufdeckt und geißelt und dabei — wenn wir es nicht mit ganz schroffen Polemikern zu thun haben — immer liebenswürdig bleibt.

Ueber Alexander Dumas' Pièce à thèse ist das heutige Pariser Sittensstück ein gutes Theil hinaus gekommen. Die Personen, die einer These zu Liebe da waren, leben jetzt ihr eigenes Leben, ein besseres selten, aber ein glaubwürdigeres; nicht durch lange moralische Abhandlungen, sondern durch peinlich-genaue Schilderung ihres Thuns und Treibens wird dieses gerichtet. Dennoch ist das moderne Sittensstück schon bei Dumas im Reime vorhanden; theuer war ihm die neuevangelische Theorie des Mitleids mit allen Leidenden, insbesondere mit den Varias der Gesellschaft, und er war es, der zuerst für die Rechte des durch conventionelle Schranken und Härten unterdrückten Individuums eintrat. Heute entnimmt man den von Osten und Norden eingebrungenen Ideenströmungen, in gründlicher Nichtachtung Dumas', die Hauptingredienzen, mit denen diese echt französische Kost gewürzt wird, damit sie eine über das eng begrenzte Pariserthum hinausgehende Bedeutung erhalte.

Am lebhaftesten haben sich gerade die hervorragenden Talente den großen slavischen und germanischen Ideenfond zu eigen gemacht, während Talente zweiten Ranges, wie Donnay, Hermant, nur mit echt gallischen Eigenschaften reizen und durch feste Seitensprünge in's Lascive zeigen, daß man in Frankreich noch versteht, sich, ohne viel zu analysiren oder zu philosophiren, über flott und prickelnd dargestellte galante Abenteuer zu belustigen. Denn in Frankreich, das unserer Auffassung vom Theater entgegen, die Bühne entweder als literarisches Institut oder lediglich als Unterhaltungsstätte ansieht, walten keine ästhetischen Verbote oder volkserzieherischen Vorschriften; es gilt hier der Grundsatz: erlaubt ist, was gefällt. So haben wir, wie wir später sehen werden, neben einander auf ersten Bühnen das stark philosophisch gehaltene Stück, was bei uns nur als Buchdrama möglich wäre und das oberflächlichste Salonbild, das nur durch seine flotte Wache zieht und bejubelt wird. Zu letzterem Genre gehören Maurice Donnay's „Amants“, eine entzückende Komödie voller Bonmots, geistvoller Plaudereien und vielfagender Boulevard-Parisismen. Alles spielt sich im elegantesten Salon ab; die Heldin erscheint uns als graziose Pariserin — bis wir ganz verduzt dahinter kommen, daß uns Herr Donnay nur eine picante Scene aus der Halbwelt vorführt.

Henri Lavedan aber stellt sich höhere Aufgaben. Er will als Sittenrichter auftreten und schwingt die Geißel der Satire („le Prince d'Aurec“, „les Viveurs“, „les Deux Noblesses“). Zum Theil den Ton seines kraftvollen Vorgängers Henri Becque anschlagend, nimmt er diesem die trostlose Bitterkeit und ernüchternde Absichtlichkeit; er sticht mit feinen Nadelspitzen, wo jener mit Pfriemen sticht. Sie alle eifern gegen die verlotterte Gesellschaft, gegen die genußsüchtigen Geldleute, die eine allen Adels der Gesinnung bare Aristokratie vor ihrem völligen Ruin in's Schlepptau nimmt,

gegen die leichtfertigen Gattinnen, die Lebemänner, die Halbweltbamen, die jungen und alten Mondänen, die nicht besser sind wie jene, bis herab zur „ingénue“, einstmal weiß und unschuldig, wie die Tauben und nun als „halbe Unschuld“ nach dem reichen Freier fischend. Das erste Mal reizt ein solches Pariser Stück die Neugier, das zweite Mal langweilt es und das dritte Mal ekelt es uns an. Käme ein starker Sturmwind und segte diese Blätter von dannen — die Weltliteratur würde nicht viel verlieren. Das eine oder andere Stück mag eine sittengeschichtliche Bedeutung haben, doch der Documente sind schon übergenug vorhanden — kaum eines erschließt uns neue Lebensverhältnisse, ethische Werthe, beachtenswürdige Seelenäußerungen, Steigerungen der Persönlichkeit — wir erfahren nichts von socialen Verhältnissen und ernstesten Zeitproblemen. Kann man einem gewinnlüchtigen Bankier, einem verlumpten Grafen, einer Cocotte und einer Marquise, die nicht viel besser ist, auf die Dauer ein tieferes Interesse widmen, selbst wenn die geheimsten Triebfedern ihres zweifelhaften Handels mit dem schärfsten Secirmesser psychologischer Analyse bloßgelegt werden? Und wenn die Milieuschilderung noch so treu ist — müssen wir der Halbwelt-Salons, der Chambre séparés nicht müde werden! Welchen Antheil hat die denkende und fühlende Menschheit an der Genußsucht der Pariser oberen Zehntausend? Höchstens den einer flüchtigen Neugier.

Ueber das Pariser Treiben selbst erheben sich nur wenige französische Dramatiker und jene, die uns durch ihre tiefen gedanklichen Gaben ungleich werthvoller sind, die sich an den ganzen Menschen wenden, dürfen wir in unserem Sinne nicht eigentlich zu den geborenen Bühnenschriststellern zählen: Jules Lemaitre, Paul Hervieu, François de Curel. Es sind feinsinnige Kritiker, Denker und Philosophen, keine Dramatiker, denn sie theoretisiren, analysiren und philosophiren viel, ohne uns rasch pulsirende Handlung, bühengerechte Wirkungsmittel, geschlossenen Bau, Steigerung der Spannung, kurz etwas nach unseren Begriffen specifisch Dramatisches zu geben. Um ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir uns auf den Standpunkt stellen, den, wie bereits erwähnt, der Franzose seiner Bühne gegenüber einnimmt. Er würde die bekanntesten Stücke dieser Autoren als „comédies littéraires“ (Buchdramen) bezeichnen, sie jedoch, trotz ihrer Eigenschaften als solche, ebenso gern auf der Bühne sehen wie lesen; ja die Lectüre eines Stückes — und nicht wie bei uns die Aufführung — gilt ihm als eigentlicher Prüfstein für seinen Werth. Ein Buchdrama von literarischer Bedeutung — dies bezieht sich freilich in erster Hinsicht auf die edle Sprache und den poetischen Gehalt des Versdramas, — schätzt er höher ein als ein nach straffen dramatischen Compositionsregeln aufgebautes Bühnenstück, das nur ein solches sein will.

Auf die genannten Autoren haben Tolstoi und Dostojewsky einen tiefen Eindruck gemacht, und als Ibsen das Kampfgeschrei des Individuums gegen die Gesellschaft erhob, und fleißig aufgeführt und commentirt wurde*), ging ein wenig von seiner Streitbarkeit auch auf sie über. Eine neue Phase für die Entwicklung des französischen Sittendramas bedeutet Jules Lemaitre's „Bardon“. Es ist ein schlichtes, kurzes Drama d'analyse, voll tiefer psychologischer Feinheiten. Die Theorie der Vergebung, der russischen Mitleidsfluth entstammend, bildet hier die Lösung der nicht allzu neuen Ehebruchsgeschichte und entrückt sie so dem pariser Boden in eine Sphäre allgemeiner Menschlichkeit, die Sympathien und Antipathien aller Menschen anrufend. Gatte und Gattin, die Beide des Treubruchs schuldig sind, vereinigen sich zum Schluß in erhabener Versöhnung und Vergebung. Die edlere,

mildere Seite des Menschenthums wird wieder hervorgekehrt — freilich sind es weiche, schwankende Charaktere, die wir duldsam und veröhnlich werden sehen. Weil sie allzu leicht der Versuchung unterlagen, predigen sie Mitleid mit allen Schuldbeladenen, und aus dem niederschmetternden Bewußtsein der eigenen Schwachheit heraus wird hier vergeben. Eine allzu starke Neigung zum Analysiren der Gefühle und eine zu große Weichheit den ernstesten Forderungen des Lebens gegenüber durchzieht das gesammte dichterische Schaffen des feinsinnigen Kritikers Lemaitre, der bei einem überraschend vertieften Nachempfinden und Beurtheilen fremder Schöpfungen der kräftigen Eigenart entbehrt; darum gingen seine übrigen Komödien: „l'âge difficile“, „le député Leveau“ und „les rois“ (dramatisirter Roman), ziemlich eindrucklos vorüber.

Rühn und energisch tritt dagegen Paul Hervieu auf mit selbstständigen Gestalten, die eine feste, sichere Sprache reden. Bei ihm befindet sich das Individuum in vollem Kampfe gegen die Gesellschaft; allen Schranken der Sitten und Gesetze zum Trotz pocht es auf sein Recht an das Glück. Er hat eine durchaus moderne Ausbildung genossen und ist mit allen ausregenden Ideen der jüngsten Zeit, mit den Ideen von persönlicher Freiheit, von der Entwicklung des Ich wohl vertraut. Doch Hervieu bleibt stets in gemäßigten Grenzen; er zeigt uns den furchtbaren Druck der Schranke und das verzweifelte Auflehnen der Gedrückten, nicht aber das leichtfertige Sprengen der Fesseln. Vorwiegend ist es bei ihm das Weib, das sich gegen eine gesetzmäßige, lieblose Unterdrückung empört. Die „Tenailles“: Irène lebt unglücklich mit ihrem Gatten Paul Fergan, einem Egoisten vom reinsten Wasser. Ihr Jugendfreund, Michel Davernier, den sie liebte, kehrt vom Auslande zurück und das erste Wiedersehen offenbart der jungen Frau, daß Michel nur in die freiwillige Verbannung ging, um sie zu vergessen, da er sich ohne Stellung und Vermögen nicht als Freier nahen durfte. Die alte Leidenschaft flammt mächtig empor, doch Beide sind nicht von den Gewissenlosen, die ein mariage à trois führen können. Michel will wieder ins Ausland. Irène wirft sich dem Gatten zu Füßen und fleht um Freiheit, doch er, der keine Spur von Liebe zu seinem Weibe besitzt, bleibt unerbittlich — aus Bequemlichkeit. Zehn Jahre später. Fergan will Davernier's tränkliches Erbthum (das er für sein eigenes hält) in eine strenge Pension geben, um der mütterlichen Verzärtelung ein Ende zu machen. Die Mutter kämpft wie eine Wöwin für ihr Junges, und in ihrer Todesangst um den Kleinen gesteht sie, daß er der Sohn des Freundes ist, der nach kurzem Besuch in der Heimath in die Ferne zog und bald darauf einer verzehrenden Krankheit erlag. Fergan will Mutter und Sohn aus dem Hause weisen, doch jetzt ist es Irène, die von einer Scheidung nichts hören mag: „Meine Jugend ist verschwunden; meine Hoffnungen sind todt. Ich weigere mich, mein Leben noch einmal zu ändern. Wo ich bin und was ich bin, will ich bleiben . . .“

Fergan: Und ich? Welches Leben soll ich führen, nur immer und immer Dich vor Augen?

Irène: Dasselbe, das Du mich bis auf den heutigen Tag zu führen zwangst. Wir sind an die gleiche Kette geschmiedet! So fühle endlich ihre Last und ziehe auch daran! Lange genug schleife ich sie allein fort.

Fergan: Es giebt keine Gerechtigkeit!

Irène: Es giebt eine Gerechtigkeit des gemeinsamen Unglücks.

Fergan: Du bist schuldbeladen, ich aber unschuldig . . .

Irène: Wir sind Beide unglücklich, und im Unglück giebt es nur noch Gleichheit!

Wie viel höher steht Hervieu als die Sittendramatiker alten Stils. Es ist hier nicht mehr die „femme incomprise“, die sich, gelangweilt, nach Zerstreung umsieht und dabei so viel Nachsicht findet, als sie von jeher in Frankreich zu finden

*) Von Ibsen führte das Théâtre de l'oeuvre die „Gespenster“, „Die Wildente“, „Rosmersholm“, „Baumeister Solness“ auf. „Nora“ wurde im Vaudeville durch die Réjane creirt.

gewöhnt war. Es ist die zu trostloser Entfugung verdamnte Frau, die sich nur einmal gegen alle Ungerechtigkeit aufbäumt und es ewig büßen muß. Junge französische Romanschriftsteller haben mehrfach begonnen, gleichfalls für sie in die Schranken zu treten, so Jules Case in „la Vasalle“. Es ist der Ansatz zum neuen Weib Ibsen's, das sich gegen die orientalische Auffassung des Mannes vom Weibe empört; nur fehlen den Französinnen die festen Grundlinien zu einer Persönlichkeit, die sich sicher in ihrer Freiheit zu bewegen versteht; innerlich bleibt sie noch immer im elementarsten Sinne vom Manne abhängig. Noch schärfer geißelt „La loi de l'homme“ Hervieu's jüngstes Werk, die Unterdrückung des Weibes. Des Dichters Sprache ist kernig und schonungslos; seine psychologischen Analysen sind von größter Feinheit, und er hat sich unstreitig bedeutende Verdienste um die Vertiefung des französischen Sittendramas erworben.

Noch stärker zeigt sich das Ueberwinden des Trivialen, das Berücksichtigen der großen Menschheitsprobleme bei François de Curel, dessen Dramen freilich in erster Linie das Prädikat „literarisch“ zukommt. Im „Repas du Lion“ trat er dem sozialen Problem auf rein persönliche, eigenartige Weise näher*); in „la nouvelle Idole“ versucht er seinerseits die von vielen Elitegeistern Frankreichs erstrebte Versöhnung der Wissenschaft mit dem geheimnisvollen, unzerstörbaren religiösen Urgrund der Seele anzubahnen. Stark von Tolstoi inspiriert, verherrlicht er die offenbarungsgleich hervorbrechende Menschenliebe und Aufopferungsfreudigkeit, die er mit ihm auf das uns inne wohnende göttliche Element zurückführt (vergl. Tolstoi: Macht der Finsternis; Herr und Knecht).

Ein Arzt und Bacterienforscher hat Krebsimpfungen an Todtkranken eines Spitals vorgenommen, um durch das Beobachten ihrer Krankheits Symptome dereinst Tausende zu retten. Sein Gewissen ist dabei ganz ruhig. Nun aber ist ein junges Mädchen, angeblich im letzten Stadium der Schwindsucht, wieder genesen und nur durch die von ihm vorgenommene Einspritzung rettungslos dem Tode verfallen. Diese furchtbare Thatsache zugleich mit der freudigen Opferwilligkeit des armen Mädchens, das nur Worte des Trostes und der Menschenliebe auf den Lippen hat, erschließt ihm, dem Materialisten, die mystischen Tiefen des Seins. Um sich zu strafen, hatte er sich selbst das Gift eingeimpft — sein Unheil verwünschend — nun sieht er begeistert dem langsamen qualvollen Opfertod entgegen. Je mehr sich François de Curel, dank seiner grübelnden Eigenart, vom Pariserthum, dem er Anfangs seinen Tribut zahlte, befreite, desto mehr ging der Dramatiker in ihm verloren. Noch aber ist „la nouvelle Idole“ kein rein philosophisches Drama, wie wir es bei Ernest Renan finden (le prêtre de Nemi u. A.) und mit dem sich der ernstgeschulte Denker auseinanderzusetzen hätte. Es haftet ihm bei Behandlung philosophischer Fragen etwas Dilettantisches an; er wird romanhaft weitschweifig, ja bisweilen unklar und obwohl Dramatiker, steht er von seinen Zeitgenossen dem grüblerischen Romancier Edouard Rod am nächsten. Die Bühnenerfolge, die ihm zu Theil wurden, sprechen für die Uebersättigung ernsterer Geister am Sittensstück nach bekannten Mustern und noch stärker für das wachsende religiöse Verlangen einer bestimmten geistigen Elite Frankreichs, die durch opferfreudige Menschenliebe die verloren gegangene starke Glaubensfestigkeit ersetzen möchte.

Tiefen Hang zur Mystik zeigt Maurice Bouchor, der in köstlichster Weise die alten Mythen und Weihnachtsspiele wieder erneut hat. „Noël“, „Tobie“, „Sainte-Cécile“, „l'Aurore“ und bereits ein gefeierter Volksdichter geworden ist.***) In antik-naiivem Gewande predigen die „Mystères d'Eleusys“ das edelste läuternde Streben der Seele nach den

höchsten Gütern. Bouchor's Versdramen durchweht jene echte, tief innerliche Poesie, die im heutigen französischen Versdrama nur noch selten zu finden ist, da dies zum Theil nur in schwächlichen Nachahmungen des Bedeutsamen früherer Epochen besteht. Weder die Alexandrientragedie großen Stils, noch das gediegene Verslustspiel hat bei den jüngeren Autoren namhafte Vertreter gefunden. Wahrhaft Gutes ist nur durch Wiederbelebung der romantischen Komödie geleistet worden. Die Werke Edmond Rostand's sind zu bekannt, um ihnen hier eine größere Würdigung zu schenken. Ihm zur Seite steht Richopin mit dem „Flibustier“. Beide gaben in Gemeinschaft mit dem älteren Dichter Théodore de Banville („Gringoire“), eine glückliche Bereicherung der französischen Literatur, indem sie eine Kunstform wieder belebten, für die das französische Volk besonders empfänglich ist und in der es vermöge seiner angeborenen Grazie, Galanterie, Leichtigkeit des Temperaments und seiner zarten einschmeichelnden eleganten Verköstung sehr productiv sein kann.

Was sich officiell Symbolist und Decadent nennt, meidet die Bühne und wendet sich der Lyrik und dem Roman zu. Die Narcissusleidenschaft des Selbstbewunderns, die Empfindungskünstelei vertragen sich nur schwer mit Bühnensprache und scenischen Forderungen. Für wenig durchsichtige Symbolik aber hat die clarté française, kein Verständnis. Da, wo Ibsen geheimnisvoll wird, hält es der Durchschnittsfranzose nur für seine Pflicht, ihn zu bewundern — innerlich tritt er ihm nicht nahe; das erklärt das Scheitern seiner Nachahmer, wenn sie einmal den unverzeihlichen Versuch machten, ihr unverfälschtes gallisches Empfinden in „nordischen Nebel“ zu hüllen. Wer sich nur einigermaßen mit der jüngeren und jüngsten Literatur unserer Nachbarn beschäftigt, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß die führenden Geister, die tieferen schöpferischen Genies nicht auf den Brettern zu suchen sind. Die Stärke der heutigen französischen Literatur liegt im Roman. Die geistreichen Moralisten und Analytiker sind keine Dramatiker, und die wirklichen Dramatiker greifen oft zu erbärmlichen, niedrigen Mitteln, um das Publicum anzulocken. Und doch ist es der höchste Ehrgeiz, aufgeführt zu werden, denn es ist leichter, viel leichter als bei uns, mit allen erdenklichen dramatischen Unterarten auf die Bretter zu gelangen — und nebenbei ein sehr gutes Geschäft.

War Shakespeare in Italien?

Von Fr. Wih. Altmann (Rom).

Die alte Streitfrage, warum Shakespeare seine Stücke so gern nach Italien verlegte, ob er selbst dort gewesen, wie weit seine Localkenntnis und -treue reicht, ist bisher von unseren Shakespeareforschern meist hinterm Schreibtisch und zur Seite des wärmenden Ofens „gelöst“ worden. Daher die dürftigen und einander widersprechenden Ergebnisse. Die Frage gehört aber, die nöthige Kenntniss des großen Briten selbstverständlich vorausgesetzt, eher in das Ressort des Italienskundigen. Leider lassen uns die zunächst hierzu berufenen Kenner, die italienischen Forscher, im Stich, und was sie und auch die Franzosen (nicht zu vergessen den Deutschen Basser mann) für Dante versucht haben: die Vertlichkeiten seiner Göttlichen Komödie in der Wirklichkeit aufzusuchen und festzustellen, — das fehlt uns für den unsterblichen britischen Darsteller altrömischen und altitalischen Lebens auf der Bühne. Erst ganz neuerdings hat Dr. Theodor Elze versucht, in Shakespeare's Fußstapfen Italien zu durchwandern. Er bringt dafür alles nöthige Rüstzeug oder, um im Bilde zu bleiben, einen tüchtigen gelehrten Rucksack mit und einen

*) Vergl. den Aufsatz „Socialismus auf der französischen Bühne“ (Gegenwart 28. Jahrg. Nr. 4).

**) Bouchor bearbeitete eine Reihe alter Volksdichtungen für Schulen und diese erfreuen sich der größten Beliebtheit.

scharfen Blick für das Landschaftliche, Historische und Culturelle. Die Liebe für seinen Autor hat er im väterlichen Hause des ausgezeichneten Shakespeareforschers Karl Elze gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, und ein vieljähriger Aufenthalt in Italien — er lebt unseres Wissens in Venedig — hat ihm die Archive und Localitäten vertraut gemacht. So kommt er denn in seinen bei Theodor Ackermann in München erschienenen „Venezianischen Skizzen zu Shakespeare“ der Eingangs aufgeworfenen Streitfrage und ihrer Lösung näher, als irgend einer seiner Vorgänger. Er zeigt, daß negative und positive Localtreue nur in sehr wenigen der italienischen Dramen Shakespeare's zu finden, daß hingegen in den meisten die positive gar nicht oder nur höchst mangelhaft vorhanden ist, während gegen die negative sehr häufig wissenschaftlich verstoßen wird. Daher verwandelt sich für ihn die Behauptung einer näheren Kenntniß Shakespeare's von Italien in diejenige einer solchen von Venedig und Padua, und er hält sich für berechtigt, ihm eine solche von Sicilien, Neapel, Cap Misenum, Rom, Florenz und Pisa, auch von Mailand, Bergamo, Verona, Vicenza und Treviso völlig abzuspochen. Die Erwähnung einer Eigenheit in der Aussprache der Neapolitaner, die Charakterisirung der Pisaner Bürger, die Schilderung einiger Gemälde, die Einführung der Peterskirche in Verona, u. dgl. m. beweisen hier nichts, und zahlreiche Unzutreffendheiten, Verschweigungen und Verwischungen sprechen dagegen. Die nicht unähnliche Darstellung der Insel Pantalaria scheint auf leicht begreiflicher Intuition zu beruhen, und was wir von dem vielgenannten Mantua erfahren, ist kaum so viel, als ein in Padua studirender Engländer von einem Ausfluge dahin erzählen würde. Andererseits aber ist es über jeden Zweifel erhaben, daß Shakespeare über Venedig und Padua besser unterrichtet war, als die meisten seiner zeitgenössischen Landsleute (Coryat u. A.). Er kennt Padua's Bedeutung in der Kunstgeschichte, seine Universität, das Leben auf derselben, ihre Professoren und Studenten, den Luzus seiner Bürger, die Ausstattung seiner Häuser, und einzelne Vorkommnisse daselbst. Während ihm die andersseitigen Umgebungen der Stadt unbekannt sind, kennt er genau den von hier ostwärts nach Venedig der Brenta entlang führenden Weg mit seinen prächtigen Landhäusern und Gärten. Er kennt Venedigs Reichthum, seine Verfassung, seine Nachtpolizei und andere öffentliche Einrichtungen, den Rialto und andere Localitäten, die Gondeln, die Sitten und Gebräuche der Bewohner, die Moden, die üblichen Eigennamen und deren Bedeutung, die Stellung der Juden und der fremden Kaufleute, geschichtliche Thatsachen, örtliche Umstände, Anstalten und Ausdrücke. Er findet in Paduaner und Venezianer Vorfällen, Persönlichkeiten und Localitäten die Mittel und Vorbilder zu seiner Darstellung. Ohne seine Kenntniß zur Schau zu tragen, übertrifft er darin doch solche, die Venedig besucht hatten. Er besaß, meint Elze, eine genauere und tiefer gehende Vorstellung von Venedig und Padua, als Schiller von Uri, Schynz und Unterwalden, die bekanntlich durch Studien und mündliche Mittheilungen Johannes v. Müller's erworben wurden. „In der Ausschließlichkeit dieser Kenntniße aber liegt eben zugleich der Beweis, daß Shakespeare die glänzende Engunenstadt nicht selbst gesehen hat; denn auf welchem Wege immer er dahin gekommen sein könnte, sei es über Paris, Mailand, Verona, sei es über Wien, Villach, Treviso, so erscheint es unmöglich, daß er die durchreisten Städte nicht in entsprechender Weise in seine Dramen eingeführt hätte. Wien, Paris und Mailand sind ihm nur beliebige Schauplätze, Verona war ihm durch Romeo's Geschichte aufgenöthigt, sonst aber ein unbekannter Schauplatz. Und in der rühmenswerthen Ausdehnung und Genauigkeit seiner Kenntniße von Venedig liegt ein zweiter Beweis gegen die Annahme einer italienischen Reise Shakespeare's, denn sie übertreffen um vieles diejenigen, welche ein Reisender in fremdem Lande, zumal wenn er dessen Sprache nicht vollkommen inne hat, sich zu erwerben pflegt. Stelle man auch Shakespeare's Beobachtungsgabe und genialen Scharf-

blick so hoch man will, immer bedarf es zur Aneignung positiver Kenntniße materieller Zeit, und nur ein längerer Aufenthalt vermag eine solche Vertrautheit mit den Localverhältnissen einer fremden Stadt zu erklären, wie wir sie bei Shakespeare hinsichtlich Venedigs bewundern.“

Elze unterscheidet bei Shakespeare's italienischen Stücken nicht zwischen localtreuen und localuntreuen, sondern zwischen solchen, die wirklich dort spielen: Der Kaufmann von Venedig, Othello, — solchen, die zwar dort spielen, aber neben Italienischem mehr oder weniger Fremdes enthalten: Die Fälschung der Widerspenstigen, Romeo und Julia, der Sturm, — und solchen, deren Schauplatz nur beliebig dahin verlegt ist: Die beiden Veroneser, Wintermärchen, Viel Lärm um Nichts. Für ihn geben die erstgenannten den Ausschlag. Die Schilderung der Lombardei und die Charakteristik der Bewohner von Florenz und Pisa kann Shakespeare aus Büchern geschöpft haben, — von der Pest kann er Manches gelesen und in London gehört, — die Eigennamen kann er zum großen Theil aus Bandello's Novellen und andern Schriften entnommen haben; allein seine genauen, ins Einzelne gehenden, die gewöhnlichen Bücherkenntniße weit übertreffenden Angaben über Venedig und Padua weisen auf eine reichhaltige, aus diesen beiden Städten entsprungene Specialquelle hin. „Diese im Kreise der venezianischen Agenten zu suchen, verbietet deren bekannte Schweigsamkeit; sie scheint aber auch nicht im Kreise der italienischen Colonie in London zu liegen, darum nicht, weil in derselben gewiß viele italienische Städte vertreten waren und somit Shakespeare's Specialkenntniße von Italien wahrscheinlich nicht auf jene beiden Städte allein beschränkt geblieben wären, sondern sich weiter ausgedehnt haben dürften.“ Darum erscheint es Elze glaublicher und rathamer, sie in schriftlichen und mündlichen Mittheilungen von solchen Engländern zu suchen, die lange genug in Venedig oder Padua gelebt hatten, um mit deren Localverhältnissen so vertraut geworden zu sein, wie wir es bei Shakespeare gewahr werden. Und wie Elze selbst einen nicht kleinen Theil der in seinen Skizzen gegebenen Erläuterungen den noch jetzt vorhandenen Aufzeichnungen der deutschen Studenten in Padua verdankt, so erscheint es ihm ganz denkbar, daß Shakespeare aus einer ähnlichen, nur viel reichern Quelle geschöpft habe.

Von dieser Ansicht ausgehend, hat Elze die paduaner Matrikel durchgesehen und festgestellt, daß im sechzehnten Jahrhundert verhältnißmäßig nicht wenige Engländer sich kürzer oder längere Zeit Studierens halber in Padua aufhielten. Gewiß haben diese alle von da aus auch Venedig besucht, wie denn ohne Zweifel schon damals die Zahl englischer Reisender in der Dogenstadt viel größer gewesen ist, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Selbst eine, wenn auch kleine englische Colonie scheint daselbst gewesen zu sein, da schon 1604 William Bedell (später anglikanischer Bischof von Kilmore) den englischen Gesandten Henry Botton (früher Secretär des Grafen Essex und längere Zeit in Italien) als Gesandtschaftsprädiger begleitete und acht Jahre daselbst verweilte. Wie die Besucher Venedigs werden aber auch die gewesenen Studenten Paduas manche Berichte und Erzählungen über Venezianer und Paduaner Dertlichkeiten und Zustände, Verhältnisse und Vorkommnisse nach England gebracht und hier verbreitet haben. Vielleicht bildeten sie auch eine Quelle der großen Localkenntniße Shakespeare's von Venedig und Padua und deren Umgebung. Auf fallender Weise beschränken sich dieselben auch auf diese beiden Orte; Treviso wird von ihm nie genannt, Verona wird zum Theil, Mailand, Florenz, Rom und Sicilien werden ohne alle locale Treue mit poetischer Phantasie dargestellt. Shakespeare kannte Italien nicht aus eigener Anschauung, aus den Reise werken Morjons, Coryats und Sandys konnte er, weil sie erst später erschienen, keinerlei Kenntniß schöpfen, sein näherer Verkehr mit dem Sprachlehrer Florio in London, einem Italiener, wird nur vermutet. Das gleiche Recht der Vermuthung kann aber auch die studentische Quelle in An-

spruch nehmen. Ein Verkehr Shakespeare's mit einem oder dem andern der aus Padua Zurückgekehrten, z. B. mit dem jungen Thomas Sackville, der 1591 dort inscribirt war, hat nichts Undenkbares an sich. Dessen Vater, der ältere Thomas Sackville, Lord Buchhurst, dann Earl of Dorset und Lord-High-Treasurer von England, ist derselbe, welcher am 19. November 1586 in Fotheringhay der Königin Marie Stuart das Todesurtheil verkündet hatte und am 22. November 1587 gegen Graf Leicester aufgetreten war, später auch bei der Untersuchung und Verurtheilung des Grafen Essex 19. Februar 1601 den Vorsitz führte. Derselbe hatte auch in jungen Jahren (1561) zusammen mit Thomas Norton die älteste regelmäßige englische Tragödie „Gorboduc“ (in Blankversen) verfaßt. Wenn Shakespeare ein früheres Werk dieses Mannes „Mirror for magistrates“ für seine Dramen benützte, so konnte dies leicht zu einer Bekanntschaft mit dem Sohne führen, der dann von Padua und Venedig erzählte. Oder konnte Shakespeare nicht Mittheilungen von dem 1593 inscribirten Fynes Morison erhalten, wenn auch dessen ursprünglich lateinisch geschriebenes, dann von ihm selbst ins Englische übersehtes „Itinerary“ erst 1617, nach des Verfassers Tode im Druck erschien? Wie man sieht, weiß Elze seine Ansicht von Shakespeare's Belehrung von solcher Seite her mit Eifer und Sachkenntniß wahrscheinlich zu machen.

Aber auf seiner Durchstöberung alter Archive macht er auch noch andere interessante Entdeckungen. Am nächsten geht uns sein Hinweis auf eine historische Quelle der Dthello-Fabel. Doch hören wir ihn selbst: In der alten Trevisaner Mark, einige Stunden nördlich von Treviso, liegt an den Vorbergen der venetianischen Alpen der Ort Collalto. In entzückender Lage erhebt sich auf einem malerischen Hügel über der Bierza und dem zur Piave hinabrauschenden Flüsschen Soligo das alte Schloß dieses Namens. Theils der steile Abhang des Schloßberges, theils künstliche Schutzwerke gewährten ihm im Mittelalter hinreichende Sicherheit. An festen Mauern und Thoren, an Gräben und Zugbrücke, an Thurm, Bastei und Festung fehlte es nicht. Von den Zimmern des Schlosses und von den benachbarten Höhen genießt man einen köstlichen Blick in das reizende Thal von Pieve di Soligo, auf die grünen Waldberge und weiter hinaus ostwärts über die fruchtbare Ebene bis zum adriatischen Meere, westwärts bis zu den Schneespitzen der höhern Alpenkette. Hier sitzt seit einem Jahrtausend das Grafengeschlecht der Collalto, welches vermuthlich mit den Longobarden über die Alpen hierher gekommen ist. Wenigstens überließen Rambaldo Collalto und seine Gemahlin Mathilde im Jahre 1091 nach longobardischem Recht gewisse Besitzungen in der Umgegend der unter ihrem Patronate stehenden, am Fuße des prächtvollen, in unserer Zeit verschwundenen Montello-Waldes gelegenen Abtei Nervesa. Rambaldo VIII Collalto, welcher 1308 in den venezianer Ehrenadel aufgenommen wurde, erbaute sich einige Meilen weiter gegen Conegliano hin bei Sufignana, oberhalb der weinreichen Hügel dieser Gegend noch ein anderes, herrlich gelegenes Schloß, S. Salvatore, das noch jetzt seinen Nachkommen als Wohnsiß dient. Die Genealogen leiten gewöhnlich den Ursprung dieser Familie von den Longobarden her, allein sie selbst rühmt sich ein in der Longobardenzeit nach Friaul gekommener Zweig der Hohenzollern zu sein, wofür Verschiedenes geltend gemacht wird. Die germanische, beiden Häusern gemeinsame Familiensage von der „Weißen Frau“ erweist deutschen Ursprung, die Verschwägerung beider mit der Familie des Markgrafen Eberhard von Friaul zeigt beide als gleichstehend und ebenbürtig, die Hohenzollern hatten im 14. Jahrhundert auch selbst Grundbesitz in Friaul, die Namen Hohenzollern und Collalto stimmen zusammen. (Coll: Zoll), und beide führen von Alters her das gleiche, von Schwarz und Silber gevierte Wappen. Wie dem nun auch sein mag, die Familie Collalto gehört jedenfalls zu den ältesten und berühmtesten Adelsgeschlechtern Friauls. Und in der

Familienchronik dieser höchst wahrscheinlichen italienischen Hohenzollern hat nun Elze folgende seltsame Dthello-Geschichte gefunden.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte auf Schloß S. Salvatore ein Graf Rambaldo Collalto mit seiner Gemahlin Miranda aus dem Geschlecht der Grafen Caodivacca. Den Siebzigjährigen umblühten zwei tüchtige Söhne Alfonso und Antonio und eine reizende Tochter, Bianca Maria. Gräfin Bianca war als einzige, ihm noch spät geborene Tochter des greisen Vaters herzlich Freude und zugleich sein bitterer Kummer. Letzteres darum, weil sie ihren Better Graf Annibale Collalto von Val de Marin (bei Veneda) von ganzem Herzen liebte, während ihr Vater von dieser Verbindung nichts wissen wollte. Graf Annibale hatte als tapferer Officier einige Jahre Kriegsdienste gethan, nun aber bereits die Mitte des Lebens überschritten, er stand im vierzigsten Lebensjahre. Sein Vater, Graf Scipione, war mit seiner Mutter Leonore Gonzaga, Tochter des Grafen Pietro Gonzaga Herru von Novellara und seiner Gemahlin Caterina Gräfin Torelli, zu dem ihm verschwägerten Herzog Federico Gonzaga nach Mantua gegangen, und war in dessen Dienste getreten. Die venezianische Republik, welche keinem ihrer Angehörigen gestattete, den Dienst eines fremden Fürsten anzunehmen, hatte ihn deshalb auf ewig aus ihrem Gebiete verbannt. Sei nun dieses, sei etwas anderes der Grund gewesen, der alte Graf Rambaldo verweigerte trotz mehrjähriger Werbung des tapfern Beters unerbittlich seine Einwilligung und Zustimmung zu dessen Heirath mit seiner Tochter. In dieser aussichtslosen Lage erklärte Donna Bianca den Schleier nehmen zu wollen, und erhielt endlich auch von ihren Eltern die Erlaubniß zu einer zweijährigen Probe in einem Kloster. Ihre Mutter Gräfin Miranda und ihr Bruder Graf Antonio mit seiner jungen Gemahlin Giulia Gräfin Torelli von Monte Chirugolo führten sie selbst ihrem Wunsche gemäß nach Padua in das reiche Kloster der Benediktinerinnen von S. Stefano. Traurig kehrte die Mutter zu ihrem kränklichen Gatten zurück, traurig blieb die Tochter in ihrer selbstgewählten Abgeschlossenheit zu Padua. Allein die junge Novize schien nicht in der rechten Seelenstimmung zu ihrem Vorhaben zu sein und ließ sich nichts weniger als zu einem frommen Klosterleben an. Sie hatte ihre schönsten Juwelen und Schmucksachen mit ins Kloster gebracht und unterhielt sich hier damit, sich mit Goldketten, Perlen und Edelsteinen zu schmücken, war dabei aber einer unbezwinglichen Traurigkeit verfallen. Seit dem ersten Tage ihres Eintritts in das Kloster weinte sie unablässig, so daß ihre Gesundheit darunter litt. Als sie endlich einer bedenklichen Krankheit entgegenzugehen in Gefahr stand, sah sich die Aebtissin des Klosters veranlaßt, ihren Eltern davon Kenntniß zu geben. Da jedoch der kränkliche Zustand des Grafen Rambaldo schlimmer geworden war, konnte Gräfin Miranda ihren kranken Gatten nicht verlassen, um nach der Tochter zu sehen. Hingegen kam am 10. August 1575 Bianca's Cousine Lucia, Gemahlin Annibale Serego's in Padua, ins Kloster um die kränkelnde Verwandte zu besuchen. Diese hatte sich eben an diesem Tage ihre schönsten Schmucksachen angelegt, aber ihre hellen Thränen rannen auf die Perlen der Halsschnur hinab. Wenige Augenblicke nach Donna Lucia erschienen unerwartet auch Graf Guido Brandolin von Valmarin, welcher fünf Jahre früher Bianca's Cousine Violante geheirathet hatte, und— Graf Annibale Collalto im Kloster. Die Beiden wandten sich an die Aebtissin, wiesen der vor Ueberraschung erstarrten Oberin die zur Heirath Bianca's von Rom gekommenen kirchlichen Documente vor, und führten Donna Lucia und Donna Bianca mit sich aus dem Kloster. Geradenwegs ging es in die nahegelegene Kirche S. Lorenzo, wo schon der Pfarrer bereit stand und die Liebenden traute. Diese begaben sich darauf in das Haus der Cousine Serego und reisten am folgenden Morgen nach Val de Marin ab. In dies schöne, stille Alpenthal, wo aus den Waldschluchten

des Monte Grassura und des Monte Croce bianca der Eison herabrauscht, an den freundlichen See von Lago führte der ritterliche Annibale seine schwer errungene Bianca. Aber nicht so bald hatte der alte Graf Rambaldo von dem Vorgefallenen Kenntniß erhalten, als er sich sofort mit einem heftigen Klageschreiben gegen den Entführer und Gatten seiner Tochter an den Rath der Zehn in Venedig wandte. Er scheute sich nicht, darin ohne Weiteres seine Tochter anzuklagen, daß sie ihm auf Anstiften des Grafen Annibale mittelst Zaubereien und Giften („*stregherie et veleni*“) nach dem Leben getrachtet habe; da dieser Anschlag aber nicht gelungen sei, habe Graf Annibale sie aus dem Kloster geraubt; er bitte daher um strenges Einschreiten, damit er nicht genöthigt sei, mit seinen Söhnen sein Leben und Fleisch, seine Ehre und Habe noch in seinem Alter eigenhändig gegen seinen Widersacher zu verteidigen. Vermuthlich dürfte dem Grafen Rambaldo seine Klage wenig genügt haben. Man kann sich leicht denken, daß die Antwort des Rathes der Zehn ganz shakespeareisch gelautet haben mag. „Behauptung ist noch kein Beweis; die vorgebrachten Meinungen sind nur fadenscheinige Gründe; nehmt, was verfehlt ward, von der besten Seite; wo nichts mehr hilft, kann auch der Gram nichts nützen; ein Uebel zu betrauern, das vergangen, macht leicht zu neuem Uebel uns gelangen; verliert man, was man nicht zu halten wußte, macht die Geduld ein Nichts aus dem Verluste.“ Freilich half solcher Bescheid und Trost gar wenig. Der alte Graf Rambaldo starb nicht lange darauf am 6. April 1576, gerade wie — der greise Senator Brabantio nach der Entführung der schönen blondlockigen Desdemona. Und Elze schließt seine Erzählung: „Aber da haben wir ja die Geschichte der geistreichen hochgebildeten Patrizierstochter, des holden Täubchens aus dem gothischen Palast am Canal Grande vor uns, genau so wie Shakespeare sie als Exposition seiner Tragödie in deren erstem, seiner Erfindung allein angehörendem Act gegeben hat. Der kriegerische Geliebte, — der Unterschied der Jahre, — Entführung der einzigen Tochter eines greisen Edelmannes, — eilige, geheime Trauung, — des alten Vaters Absicht, mit dem Entführer seines Kindes zu kämpfen, — seine Anklage bei der venezianischen Regierung wegen Anwendung von Zaubermitteln und Tränklein, — Angabe des Hauses, wohin sich die Neuwermählten nach der Trauung begeben, — baldige Abreise des jungen Paares, — und endlich der bald nachher erfolgte Tod des getränkten Vaters: das sind die Stücke, die der Collalto'schen Familiengeschichte und der Shakespeare'schen Dichtung gemeinsam sind. Ähnliches läßt sich unschwer erfinden, mag sich auch an andern Orten und zu andern Zeiten begeben. Aber immerhin bleibt es doch merkwürdig, daß es nur Shakespeare erfunden hat, und daß es gerade in Padua und zu seiner Zeit wirklich vorgefallen ist. Sollte etwa Shakespeare von dieser Geschichte Kenntniß erhalten haben? Unmöglich erscheint das nicht, da dieser Vorfall gewiß in Padua und Venedig viel Aufsehen machte und besprochen wurde, so daß der Dichter auch noch nach einigen Jahren durch einen oder den andern seiner vielen Landsleute, die in diesen beiden Städten sich aufhielten, davon gehört haben kann. Bemerkenswerth ist auch noch, daß mehrere der von Shakespeare verwendeten seltenen Eigennamen, namentlich „Miranda“ und „Violante“, in dem Familientreife der oben erzählten Geschichte sich vorfinden.“ Auf alle Fälle ist es für uns Deutsche nicht uninteressant, daß die Quellengeschichte von Shakespeare's Meisterstück auf die Familiengeschichte des italienischen Hohenzollern-Zweiges hinzuweisen scheint.

Zeusleton.

Kachdruck verboten.

Der Streik in der Schule.

Von Emile Zola.

In einer Nachmittagspause fragte mich einmal mein Schulkamerad, der große, faustgewaltige Michu mit seiner groben Bauernstimme: „Machst Du mit?“ Geschmeichelt durch sein Vertrauen, antwortete ich tapfer Ja, und nun setzte er mir auseinander, daß es sich um eine Verschwörung handle. Was er mir anvertraute, erfüllte mich mit einem so köstlichen Bewußtsein meiner Männlichkeit, wie ich es vielleicht nie wieder empfunden habe. Ja, das war das ersehnte Leben mit seinen Gefahren: ich hatte ein Geheimniß zu bewahren, einen Kampf zu bestehen! Und gewiß das Beste an der Freude über meine neue Rolle als Verschwörer war die heimliche Angst davor, mich zu compromittiren. Kein Wunder, daß ich in Bewunderung vor dem großen Michu stand. Etwas barsch und eindringlich wehte er mich ein, etwa wie einen Rekruten, zu dessen Eifer man nur mäßiges Vertrauen hegt. Doch der Bonneschauer, die verzückte Miene, die ich wohl beim Anhören hatte, brachten ihm zuletzt eine bessere Meinung von mir bei. Als wir auf das zweite Blodenzeichen in den Lehrsaal zurückkehrten, flüsterte er mir zu: „Also abgemacht, was? Du bist auf unserer Seite. Hoffentlich hast Du keine Angst und pepest nicht?“

„O nein, ich schwör' es Dir.“

Er sah mir wie ein reifer, verständiger Mann mit seinen grauen Augen fest in's Gesicht und fügte hinzu: „Sonst — o nein, prügeln werd' ich Dich nicht, aber Alle sollen es wissen, daß Du ein Verräther bist, und kein Mensch wird mehr mit Dir sprechen.“ Ich erinnere mich noch, welch' eigenthümlichen Eindruck diese Drohung auf mich machte. Sie gab mir wahren Löwenmuth.

„Meinetwegen!“ brummte ich vor mich hin, „und wenn sie mir zweitausend Verse zum Abschreiben geben, hol' mich der Teufel, wenn ich Michu verrathe!“ Mit sieberhafter Ungebuld wartete ich auf die Essenszeit, denn der Aufruhr sollte im Speisesaal ausbrechen.

— — — Der große Michu stammte aus dem Süden. Sein Vater, der einige Morgen Landes besaß, hatte bei dem durch den Staatsstreik hervorgerufenen Aufstand 1851 den ersten Schuß gethan. Für todt auf dem Kampfplatze liegen gelassen, hatte er sich in Sicherheit bringen können. Als er wieder in der Gegend auftauchte, ließ man ihn unbehelligt. Nur die Eingeweihten flüsterten: Michu ist ein Pifficus! Ein ungebildeter Viehdieb, schickte er seinen Sohn auf ein Lyceum, um seinen Sohn zum Gelehrten zu machen. Wir Schüler hatten von der Geschichte gehört, und so wurde uns der große Michu eine gefürchtete Persönlichkeit. Uebrigens war er viel älter als wir, — beinahe achtzehn, obwohl er erst in der vierten Classe saß. Aber Keiner wagte, ihn behelligen zu necken. Er gehörte zu jenen Schülern, die ihren gefunden Menschenverstand haben, jedoch schwer lernen und begreifen; aber was er einmal erfaßt hatte, das wußte er gründlich und vergaß es nicht wieder. Baumstark und wie mit der Axt gezimmert, commandirte er uns allen in den Freistunden. Dabel war er von großer Sanftmuth. Ich habe ihn nur einmal zornig gesehen. Er wollte einen Unterlehrer, der alle Republikaner Diebe und Mörder genannt hatte, ohne Weiteres erwürgen. Beinahe hätte man ihn damals geschwenkt. Erst später in der Erinnerung verstand ich sein gefeßtes männliches Auftreten und bewunderte es. Sein Vater hatte ihn bei Zeiten zum Manne gemacht.

Zu unserer nicht geringen Bewunderung war er gern in der Anstalt. Nur eine Marter hatte er auszustehen: er hatte beständig Hunger. Ich kann mich nicht erinnern, je einen solchen Appetit gesehen zu haben. Er war sehr stolz, aber doch erniedrigte er sich manchmal zu faulen Streichen, um ein Stück Brod, irgend einen Imbiß von uns zu erschwindeln. Unter freiem Himmel aufgezogen, litt er unter der mageren Anstaltskost noch mehr als wir. Wir anderen waren etwas wählerische Esser. Namentlich erinnere ich mich eines gewissen Stud-

fisch in brauner und gewisser Bohnen in weißer Sauce, die ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung waren. An den Tagen, wo diese Gerichte auf dem Speisetzettel standen, nahm das Schimpfen kein Ende. Der große Michu schimpfte ehrenhalber mit, obgleich er gerne alle Portionen der anderen verschlungen hätte. Er klagte nur über die Quantität der Speisen. Der Zufall hatte ihn, um sein Leid voll zu machen, unten an den Tisch gesetzt, neben den Studienaufseher, einen schwächlichen Knirps, der auf den Spaziergängen gern ein Auge zudrückte, wenn wir rauchten. Nun hatten nach der Hausordnung diese Unterlehrer ein Recht auf zwei Portionen. Wenn Würste auf den Tisch kamen, dann konnte man jedesmal sehen, mit welcher gierigen Augen der große Michu die beiden Würste verschlang, die neben einander auf dem Teller des Schulmeisterleins lagen. „Ich bin doppelt so stark als er,“ sagte er dann entrüstet, „und er bekommt zweimal so viel wie ich. Er läßt nie was übrig, also ist's ihm nicht zu viel!“

— — — Nun hatten die Verschworenen beschlossen, daß man sich endlich gegen den Stockfisch in brauner und die Bohnen in weißer Sauce auflehnen müsse. Und ganz natürlich boten sie dem großen Michu die Führung an. Der Kriegsplan war wunderbar einfach. Es genügte, dachten wir, mit dem Essen zu streiken und jede Nahrung von uns zu weisen, bis der Director feierlich eine bessere Kost versprechen würde. Daß der große Michu in diesen Plan einwilligte, ist einer der erhabensten Züge von Selbstverleugnung und Heldensinn, die mir bekannt geworden sind. Er übernahm es also, den Aufstand zu leiten mit dem kaltblütigen Heroismus jener alten Römer, die sich für das Vaterland opferten. Dabei war ihm ja gar nichts daran gelegen, den Fisch und die Bohnen verschwinden zu sehen, denn er hatte nur den einen Wunsch, mehr davon zu bekommen, so viel als er nur haben wollte. Und nun sollte er auch noch fasten! Er hat mir später eingestanden, daß seine republikanische Tugend, die sein Vater ihm eingepreßt, die Gemeinbürgschaft, die Unterordnung des Einzelnen zum Wohle der Gesamtheit, nie auf eine härtere Probe gestellt worden sei.

Am Abend des Stockfisch-Tages nahm der Streik seinen Anfang mit einer wirklich großartigen Uebereinstimmung. Nur Brod war gestattet. Die Gerichte marschirten auf, wir rühren sie nicht an und aßen nur unser trockenes Brod. Und zwar mit ernster Miene, ohne uns wie sonst leise zu unterhalten. Nur die kleinen Schüler kicherten und lachten. Der große Michu hielt sich famos. Er ging an diesem ersten Abend so weit, nicht einmal Brod zu essen. Die Ellbogen auf dem Tische, sah er verächtlich dem Lehrer zu, der eifrig aß. Unterdessen ließ der die Aufsicht führende Lehrer den Director rufen, der wie ein Wirbelwind in's Zimmer stürmte. Er fragte uns grimmig, was wir an dem Essen auszusetzen hätten, kostete es und erklärte es für ausgezeichnet.

Nun erhob sich der große Michu. „Herr Director,“ sagte er, „der Fisch ist verdorben, wir sind nicht im Stande, ihn zu essen.“

„So?“ rief der kleine Unterlehrer dazwischen, noch ehe der Director zu Worte kommen konnte, „und an anderen Abenden hast Du die Schüssel fast ganz allein ausgeessen!“

Der große Michu wurde dunkelroth. Man schickte uns einfach zu Bette. Wir würden uns die Sache bis morgen schon überlegen, hieß es.

— — — Am nächsten und übernächsten Tage war der große Michu erhaben. Die Bemerkung des Studienaufsehers hatte ihn tief getroffen, doch sprach er uns Muth zu. „Wir wären Fetglinge, wenn wir nachgäßen,“ sagte er. Jetzt setzte er seinen ganzen Stolz daran, uns zu beweisen, daß er auch ohne Essen bleiben könne, wenn es sein müsse. Es war die reinste Marter. Wir Andern alle hatten Chocolate, Compot, sogar Wurstwaren in unseren Pulken versteckt, so daß wir das Brod, womit wir die Taschen vollstopften, nicht ganz trocken zu verzehren brauchten. Er aber besaß keinen Verwandten in der Stadt und hielt sich also an die paar Brodrinden, die er kriegen konnte.

Am allernächsten Tage erklärte der Director beim Frühstück, da die Schüler eigensinnig alle Gerichte vorübergehen ließen, so werde kein

Brod mehr ausgetheilt. Nun brach der Aufruhr aus. Es war gerade der Tag der Bohnen in weißer Sauce. Der große Michu, den ein wahnsinniger Hunger wohl nicht ganz zurechnungsfähig machte, sprang wie toll auf. Er packte den Teller des Unterlehrers, der gerade nach Kräften und uns zum Troste darauf los aß, und schleuderte ihn mitten in den Saal. Dann stimmte er mit mächtiger Stimme die Marseillaise an. Es war wie ein Sturm, der alle mit fort riß. Teller, Gläser und Flaschen flogen durch die Luft. Und die Lehrer eilten über die Scherben weg und überließen uns das Schlachtfeld. Der Knirps erhielt im Fliehen an die Schulter eine Schüssel Bohnen, deren Sauce eine große weiße Halskrause bildete. Und nun galt es den Platz zu besetzen. Der große Michu wurde zum General ernannt. Er ließ die Tische vor den Thüren aufstürzen. Ich erinnere mich sogar, daß wir Alle die Messer zur Hand genommen hatten. Und die Marseillaise ertönte immerfort. Der Streik wurde zum Aufruhr und dieser zur Revolution. Zum Glück ließ man uns drei lange Stunden ruhig gewähren, und dieser dreistündige Tumult genügte, um uns austoben zu lassen.

Hinten im Eßzimmer waren zwei Fenster, die nach dem Hof hinausgingen. Die Aengstlicheren, denen es unheimlich vorkam, daß man unsere Mißthaten so lange ungestraft ließ, öffneten eines davon und verschwanden. Die Uebrigen folgten nach und nach. Bald war der große Michu nur noch von etwa zehn Auffässigen umgeben.

„Thut wie die Andern,“ sagte er heldenhaft; „es genügt, wenn ein Schuldiger zurückbleibt.“ Und da er mein Bögnern bemerkte, fügte er hinzu: „Ich gebe Dir Dein Wort zurück.“

Als die endlich herbeigeholte Wache eine der Thüren erbrach, fand sie den großen Michu ganz allein, ruhig auf einer Tischdecke sitzend, mitten unter dem zertrümmerten Geschirr. Er wurde noch am gleichen Abend seinem Vater zurückgeschickt.

Wir anderen Schüler hatten mit unserem Streik wenig gewonnen. Man setzte uns freilich einige Wochen hindurch keinen Stockfisch mit Bohnen mehr vor. Aber dann kamen sie doch wieder auf den Tisch, nur war der Fisch jetzt in weißer und die Bohnen in brauner Sauce.

— — — Erst nach langen Jahren traf ich den großen Michu wieder. Er hatte sein Studium nicht fortsetzen können. Nun bebaut er die eilichen Morgen Landes, die sein Vater ihm hinterlassen hatte.

„Ich wäre ein schlechter Advocat oder ein schlechter Arzt geworden, denn ich begriff furchtbar schwer,“ sagte er. „Der Bauerstand ist besser für mich. Dazu taugte ich. Aber im Stiche gelassen habt ihr mich doch schändlich. Und gerade Bohnen und Stockfisch aß ich so gerne!“

Aus der Hauptstadt.

Politischer Fasching.

Die Deckung der Kosten.

Tirpitz: Ich gebe zu, meine Herren Collegen — die Kostenfrage, das ist der einzige unangenehme Punkt bei der Sache. Aber unser Herr Finanzminister wird gewiß Mittel und Wege finden.

Miquel: Verzeihen Sie, ich leide an der Grippe, kann also erstens schlecht hören und habe zweitens selber nichts. Sie müssen sich schon an Posadowsky wenden.

Fürst Hohenlohe: In drei Tagen hat der Bundesrath die ganze Flottenvorlage erledigt. Wenn bei ihm die Bewilligung so rasch geht, warum sagte er uns dann nicht auch noch gleich in aller Eile, wo wir das Geld für die neuen Schiffe hernehmen sollen?

Tirpitz: Da neue Steuern nach Ansicht der Landratten ja leider nicht möglich sind, (verzweifelt) was bleibt übrig? Wer weiß eine Deckung? Es müßte allerdings etwas vollkommen Neues sein.

Alle (sinnen angestrengt und schwitzend nach).

Pofadowsky (triumphirend): Ich hab's! Einen neuen Pump!

Fürst Hohenlohe: Das ist doch bei uns nichts Neues mehr!

Bülow: Aus dem Tiefbrunnen der Anleihe können wir zur Zeit nicht ohne Weiteres mit goldenen Eimern schöpfen. Bedenkt man aber, daß Deutschlands Hilfskräfte unerschöpflich sind —

Göbler: In der That, sie sind's, so lange die Reichsdruckerei nicht abgebrannt ist und unermüdet Tausendmarkscheine herstellt.

Pofadowsky: Meine Herren — ich hab's wiederum! Wir beschaffen das Geld für die neuen Schiffe, indem wir die Reichsschulden tilgen!

Alle (stehen vollkommen sprachlos).

Fürst Hohenlohe: Wollen wir nicht die Sitzung aufheben, lieber Posa? Sie sehen recht angegriffen aus, Ihre Gesundheit ist erschüttert!

Pofadowsky (unerfüllt): 800 Millionen brauchen wir zunächst einmal für neue Schiffe. Solche hohe Anleihe bewilligt der Reichstag nicht. Fordern wir also 900 Millionen —

Alle (werden sehr unruhig und besorgt).

Pofadowsky: Und benutzen davon 15 Millionen zur Reichsschuldentilgung! Dann haben wir immer noch 85 Millionen mehr als wir Anfangs überhaupt brauchten. Seien Sie überzeugt, sobald wir etwas von Schuldentilgung sagen, heißt der Reichstag an.

Alle (finden keine Worte).

Fürst Hohenlohe (bricht nach langer Bewunderungspause das ehrfurchtsvolle Schweigen): Sie sind groß und erhaben, Pofachen! Das deutsche Vaterland schuldet Ihnen ewigen Dank!

Pofadowsky: Will ich Ihnen gern glauben! Denn was Deutschland einmal schuldet, das bleibt es auch gleich ewig schuldig.

*

Der Verein für Volksbelustigungen hat beschloffen, nunmehr auch den Sinn für scherzhaft-naive Frage- und Antwortspiele zu pflegen, die sorgfältig und bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet, sogar Erwachsenen großen Spaß machen und gerade deshalb besonders empfehlenswert sind, weil zu ihrer Ausführung nur zwei Personen gehören.

Herr Commerzienrath Müller-Duisburg, der Interpellant in der „Bundesraths“-Angelegenheit, hat den Ehrenvorsitz des Vereins gütigst übernommen.

*

Wie alle neudeutschen Haupt- und Staatsactionen, ist auch die Sitzung des Reichstages, die der Interpellation Müller gewidmet war, Gegenstand einer photographischen Aufnahme geworden. Der Apparat trat in dem Augenblicke in Thätigkeit, wo die Besprechung der Interpellation mit erdrückender Mehrheit abgelehnt wurde.

Eine höchst erfreuliche und umsichtige Maßnahme! Denn sonst würde nach fünfzig Jahren Niemand mehr den Vorgang für möglich halten.

*

Herr v. Senden-Vibran ging in besonderer Mission nach London, als die Erregung über die Fortnahme der deutschen Postdampfer auf's Höchste gestiegen war. Glücklicherweise stellte sich noch rechtzeitig heraus, daß er den Staatsmännern von Downing-Street kein Ultimatum zu überbringen hatte, sondern nur wegen einer Regatta Rücksprache nehmen sollte.

Wie viel Unglück wäre verhütet worden, wenn Bismarck sich Senden-Vibran zum Vorbild genommen, Oesterreich nicht in Frankfurt brüskirt, sondern statt dessen Beust's Record in Kniebeugen und Niederknien zu drücken versucht hätte! Wenn er statt mit Benedetti zu brechen und die berüchtigte gefälschte Depesche abzuschicken, in Ems dem Amateur-Photographen-Sport gehuldigt, alle Hofflichkeiten aufgenommen und sich dann mit eigenen photographischen Leistungen an den Preisauschreibungen des Local-Anzeigers betheiligte hätte!

Der Sinn für die alles überragende Bedeutung und Wichtigkeit Sports ist eben erst dem 20. Jahrhundert aufgegangen.

*

Den hiesigen Zeitungen zufolge erfreuen sich die Berliner Turnervereine seit Kurzem eines ganz besonders regen Zulaufes aus Beamtenkreisen. Selbst ältere Herren in sehr angesehenen Stellungen treten den Klagen zahlreich bei und besuchen die Übungsabende mit großer Regelmäßigkeit. Man führt diese Erscheinung auf die wachsende Liebe zum Sport zurück, dem jetzt auch die exklusive Schicht der Bürokratie zu huldigen beginnt.

Die Erklärung trifft indeß den Kern der Sache nicht ganz. Durch die Neujahe-ereignisse im Zeughause sind zahlreiche Beamte zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch an sie die Nothwendigkeit, unermüdet niederknien zu müssen, über Nacht herantreten kann. Nur um dieser Möglichkeit ruhig in's Auge schauen und die betreffende Freiübung jeder Zeit mit natürlicher Grazie ausführen zu können, hat man sich entschlossen, die Reihen der früher mit Recht als demagogisch verrufenen Turnerschaft zu verstärken. Doch beabsichtigt keins der neuen Mitglieder, über den Zeitpunkt seiner Pensionirung hinaus die mit mannigfachen Unbequemlichkeiten verknüpfte Last auf sich zu nehmen.

*

Unser Wiener Botschafter Fürst Philipp Eulenburg pflegt, um sein Incognito zu wahren, in Karlsbad unter dem reizend ausgedachten Namen eines Rentiers Gruenbuel aufzutreten.

Die Vorsichtsmaßregel wäre überflüssig, wenn der Rentner Gruenbuel nicht die Gepflogenheit hätte, sich im Walde auf die nächstbeste Bank niederzulassen und dort zu dichten. Dadurch kann in der That ein Unbefangener auf den Verdacht kommen, den Fürsten Eulenburg vor sich zu haben. Im Uebrigen braucht Philil aber wirklich nicht zu befürchten, daß irgend Jemand im Stande wäre, sein Incognito zu lüften. Unser Wiener Botschafter ist dem Wiener Publicum, das die Bevölkerung Karlsbads bildet, aus guten Gründen völlig unbekannt.

*

Herr Chamberlain ist der Hauptinhaber mehrerer englischer Munitionsfabriken, die den Buren gegen hohe Bezahlung Schiffsladungen voll Patronen für den gegenwärtigen Krieg geliefert haben.

John Bull sollte ein Uebriges thun und von Herrn Chamberlain nunmehr auch noch zu guten Preisen das Holz kaufen, das für den Galgen dieses Kernpatrioten gebraucht wird.

*

Die zahlreichen Waarenhäuser, die in Folge lieberlicher Bauart in letzter Zeit total ausbrannten, sind fast sämmtlich hoch versichert.

Wohlthätig ist des Feuers Macht.

*

Es wird gemeldet, daß der Bundesrath den Quebracho-Zoll endgültig ablehnen und dadurch die Kleinbauern im Siegerlande völlig zu Grunde richten wolle. Einige Geheimräthe haben den Bedrohten bereits den guten Rath erteilt, ihre Eichenstämme niederzuschlagen und dafür auf den steilen, steinigten Berghängen Korn zu bauen.

Da es den deutschen Landwirthen bereits wiederholt nahe gelegt worden ist, statt des unlohnenden Getreides lieber werthvolle und gut bezahlte Gemüse, Früchte und Sämereien zu ziehen, so bedauern wir sagen zu müssen, daß die jetzt noch zur Kornproduction aufreizenden Geheimräthe einen etwas zurückgebliebenen Eindruck machen. Ihre große Vorliebe für Korn, wenigstens für gebranntes und destillirtes, erhellt ja deutlich genug aus ihrem Vorschlage, den ein nüchternen Mensch unmöglich machen kann. Trotzdem hätten sie beachten müssen, daß Getreidekümme im Urzustande nicht mit Vorliebe an Abhängen gedeiht. War ihnen aber besonders an einer für sie passenden Feldfrucht gelegen, so hätten sie klüger daran gethan, den Anbau von Disteln zu empfehlen.

Doch werden die Stegerländer auch noch andern Erfaß für ihren ruinirten Schälwald finden.

Da ist zuerst die Ananas, die theuer bezahlt wird. Zwar verlangt sie im Ganzen ein milderes Klima als das ist, welches ihr im Siegerlande geboten werden kann, aber es wird ja auch Wein in Bomsf gebaut. Durch Einrichtung von Feldöfen und gründliche Beheizung der Berglehnen kann übrigens den köstlichen Tropenfrüchten jeder Zeit die Temperatur verschafft werden, deren sie bedürfen. Auch empfiehlt es sich, die einzelnen Pflanzen in Pelze einzuwickeln. Besonders kluge Bauern werden sie gleich in Gläsern ziehen, wodurch sie sich das spätere Einmachen ersparen. Bei der Ernte hat man den Vortheil, daß die Ananas in Folge ihrer runden Gestalt von selber den Berg hinunter rollen und unten ohne jede Mühe aufgespalten werden können.

Am Kilima Ndscharo sind neuerdings Versuche mit der Straußenzucht gemacht worden, die sicherlich auch im bergigen Siegerland nicht ganz erfolglos bleiben würden. Die Eier des Straußes erreichen bekanntlich die Größe eines Hühnerkopfes, jener hohe Weisheit verrathenden Schädelform, von der man schöne Exemplare in vielen Ministerialgebäuden vorfindet. Sie werden demnach allen Hühner-Interessenten, die große Portionen lieben, bald unentbehrlich werden und die Konkurrenz der gewöhnlichen Landhühner vollkommen lahm legen. Eine zweite lohnende Erwerbsquelle bildet für seinen Besitzer der Strauß dadurch, daß er mit Eier harte Gegenstände, also verloren gegangene Portemonnaies, Uhren, Pincenez, Glühlampen, Regenschirme, Brillanten, Klystierspritzen, Gesegentwürfe, Geheim-Erlasse und ähnliches unverdauliches Zeug verschluckt. Wird der Straußendung jeden Morgen gewissenhaft untersucht, so vermag der intelligente Bauer sehr bald, theils Dank dem Finkelstein, theils Dank dem Honorar, das ihm der „Vorwärts“ für die im Uebrigen werthlosen Geheim-Erlasse bezahlt, ein Rothschilbvermögen anzuhäufen.

Schließlich wäre es vielleicht auch angebracht, die einstigen Eichen-schälwälder mit Kartoffeln zu bepflanzen. Damit diese nützliche Frucht indeß den denkbar größten Umfang annehme, müßten sich ihrer Erzeugung ausschließlich die Herren widmen, die den Sieger Bauern den oben mitgetheilten weisen Rath gaben.

*

Erkannt.

I.

Berehrter Herr College!

Diese Arbeitslast! Wollen Sie nicht die Güte haben, wenn Sie morgen in den Reichstag kommen, sich auf meinen Platz zu setzen?

Mit Arbeiten überhäuft, in Eile dankbar

Ihr

Schwenzer.

II.

Berehrter Herr College!

Thut mir furchtbar leid, kann aber nicht! Auch aus meinem Wahlkreis sind Wähler da, die mich nicht persönlich, wohl aber meinen Platz im Hause kennen. Wollte Sie gerade bitten, morgen für mich zu sitzen, da wir ja Beide ziemlich dieselbe Figur haben. Bin eben genau so ein Faulenzger wie Sie!

Ihr herzlich ergebener

v. Drückerberger.

Simon d. J.

Opern und Concerte.

Opernstatistik. — „König Drosselbart“. Märchenoper von Axel Delmar. Musik von Gustav Kulenkampff. — „Ratbold“. Oper von Felix Dahn. Musik von Reinhold Becker (Kgl. Opernhaus). — „Niniche“. Operette von Victor Léon und F. v. Waldberg. Musik von Richard Heuberger (Central-Theater).

Unser Colleague von der Schauspielkritik hat zur Jahrhundertwende die Frage aufgeworfen: Wer ist der beliebteste oder meistgespielte Dramatiker? Einer ähnlichen Untersuchung auf dem Gebiete der Oper, des musikalischen Dramas und der Operette würde die zahlenmäßige Grundlage fehlen, denn die Herren Statistiker, die schon alles Mögliche in Ziffern umwerthen und aus ihren Kundfragen und Zählungen nur zu oft die falschesten Schlüsse ziehen, lassen uns hier fast ganz im Stiche. Die Frage nach dem meistgespielten Operncomponisten kann also nur von ungefähr schätzungsweise beantwortet werden, doch dürfte man bei genauerer Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse und Spielpläne der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Der viel mehr internationalen Geltung der Oper entsprechend, ließe sich sogar die Frage beantworten: welches ist die meistgespielte Oper überhaupt, die Weltoper? Hier kommt ja nicht nur das im Zeichen Richard Wagner's siegreiche Deutschland in Betracht, sondern die Theater beider Hemisphären, und da lautet die Antwort wohl nicht anders, als: Der Troubadour, denn Verdi's unverwundliche Oper beherrscht nach wie vor die großen und kleinen Bühnen der ganzen Welt. Die zweite Weltoper ist ganz gewiß Gounod's Faust, die 1893 in Paris allein die 1000. Vorstellung erlebte und auf allen deutschen, italienischen und englischen Bühnen beständig auf dem Repertoire steht. Für Frankreich folgt dann Mignon von Ambroise Thomas, die 1894 in Paris in Gegenwart des Componisten die 1000. Aufführung feierte, während sie als „Wilhelm Meister“ in Deutschland ebenfalls noch viel gegeben wird. Eine Weltoper ist ferner Bizet's „Carmen“, die bekanntlich in Paris zuerst halb durchfiel, was übrigens auch dem „Faust“ passiert war; dann folgen Mascagni's „Cavalleria“ und nach einigem Abstand Leoncavallo's „Pagliacci“, die beide — wie lange noch? — die Opernbühnen aller Länder beherrschen — oder heimsuchen. Auch Meyerbeer (Eugenotten, Robert, Prophet, Afrkanerin), Auber (Stumme), Boieldieu (Weiße Dame) sind Weltopern geblieben, denen man allüberall begegnet, und die älteren italienischen Werke (Traviata, Rigolletto, Ernani, Lucia, Norma, Barber, Tell), sowie Aida werden noch auf lange hinaus lebendig sein. Mit Recht weist Hanslik auf das Weisheitslose dieser Weltefolge hin, indem er daran erinnert, daß die Zauberflöte im Berliner Opernhause erst nach hundert Jahren die 400., Don Juan die 500. Aufführung erlebte, indeß der unsterbliche Freischütz 73 Jahre brauchte, um in Berlin und Dresden es zur 500. Aufführung zu bringen! Und nun der Alles niedererschütternde Sieg Wagner's. Daß Tannhäuser, Lohengrin und Holländer, dann die Meisterfinger die meistgespielten Opern in Deutschland sind, bezeugt die Statistik, nach welcher bei uns Wagner 1898/99 mit 1301 Aufführungen, wovon 277 auf Tannhäuser und 273 auf Lohengrin entfallen, obenan steht. Tristan und Isolde stellen dagegen so starke Anforderungen, daß nur größere Bühnen die Aufführung wagen. Wie weit der ausländische Erfolg Wagner's — zumal in Paris — nur vorübergehende Modesache ist, wird die Zukunft lehren. Thatsache ist, daß man Lohengrin und sogar der Walküre und „Il Crepuscolo degli Dei“ immer häufiger auf italienischen Bühnen begegnet, von den Gesangskräften abgesehen, meist in unzulänglichster Gestalt. Eine wirkliche Einbürgerung des Musikdramas hat bisher nur in germanischen Ländern stattgefunden. Hier ist diese Herrschaft Wagner's freilich so erdrückend, daß sie den Nachfolgern Luft und Licht zu nehmen scheint. Kennen wir Repler's Trompeter von Säckingen, Humperdinck's Hänsel und Gretel und etwa Riensl's Evangelmann, so haben wir alle nachhaltigeren Erfolge beisammen; in weiter Entfernung folgen dann Brüll's Golbener Kreuz, Goldmar's Heimchen am Herd und Königin von Saba, und etwa Hermann Goep's Bezähmte

Widerspenstige. Besser steht es um den Nachwuchs in Frankreich und Italien, wo Wagner's Herrschaft nicht überwiegt. Neben Thomas und Gounod (denn auch ihr Hamlet und Romeo sind in Paris Messenerfolge) ist noch für Delibes (Coppelia, Sylvia), Saint-Saens, Meyer u. A. Platz, und Massenet beherrscht die französische Oper fast unumschränkt und dürfte sich wenigstens mit „Manon“ und „Werther“ nach Wien auch die reichsdeutschen Bühnen erobern. Noch mehr Leben verrathen die Italiener. Boito's Mefistofele und Verdi's Otello und Falstaff tauchen fast in jeder Stagione auf; auch die späteren Werke Mascagni's (Freund Fritz, Kangau, Iris) und Puccini's „Böhème“ dringen sammt den naturalistischen Einacten von La Scala, Giordano, Rugone u. immer wieder mit den Wanderbühnen in's Ausland. In der Operette herrschen als Weltcomponisten noch heute Offenbach, Lecocq (Angot, Strofis), Sullivan (Mikado); auch die vier größten Erfolge der Wiener Operette: Fledermaus, Fatinitza, Boccaccio, Bettelstudent erhalten sich in der Gunst zumal des deutschen Publicums; die musikalisch vielleicht reichste Operette von Strauß „Eine Nacht in Venedig“, die bei uns an ihrem blödsinnigen Texte zu Grunde ging, erfreut sich einer großen Popularität in — Italien. Zu keinem Welterfolg haben es noch die Operncomponisten der anderen Nationen gebracht, obwohl Rubinstein (Maccabäer, Dämon) und Tschaiwowsky (Olegin) und die Tschechen Smetana (Verkaufte Braut, Dalibor) und Dvorak (Bauer als Schelm) da und dort über die Grenzen ihrer Heimath gedrungen sind.

Den beiden letzten Novitäten des Berliner Königl. Opernhauses kann man auch kein günstiges Horoskop stellen, doch gebührt der Generalintendant Danz dafür, daß sie trotz aller bösen Erfahrungen unseren lebenden Componisten immer wieder gleichsam ihre Versuchsbühne öffnet. Ob sie bei den neuen Opern von Kulenkampf und Becker auf ihre Kosten kommen wird, ist zweifelhaft, aber gleichgiltig; das Wesentliche bleibt, daß zwei begabte Tonsetzer vor das Publicum gebracht und ihre Werke in würdiger Weise dargestellt sind. Der bühnenkundige Delmar hat einen Märchenstoff gewählt, wie es die Mode verlangt oder wenigstens verlangt hat, denn unser wetterwendisches Publicum ist von seiner Vorliebe für die Gestalten kindlicher Vorstellung und Poesie längst abgekommen. Was im Schauspiel den Entdeckern dieses Genres, den Fulda und Hauptmann, Erfolg gebracht, ist ihren Nachfolgern Boß, Engel u. mißglückt, wie sich in der Oper das Glück von „Hänsel und Gretel“ in den „Königskindern“ nicht fortgesetzt hat. Derlei Chancen sind eben rasch abgenutzt und wiederholen sich selten ein zweites oder drittes Mal; hat doch auch die Neuheit der realistischen Einactoper nur Mascagni und Leoncavallo genützt und allen späteren Nachahmern bloß geringere Erfolge gebracht. So geschieht nun auch Axel Delmar das allbekannte Märchen vom König Drosselbart auf die Opernbühne verpflanzt, so vermag seine Bearbeitung unseren Herzensantheil, den ein solcher Stoff verlangt, doch nur wenig zu gewinnen. Er hätte besser gethan, sich ganz eng an die sinnreiche Dramatisirung zu halten, die der Düsseldorfer Dichter Friedrich Roeder mit vielem Glück vor etwa zwanzig Jahren vorgenommen hat. Doch ist nicht zu leugnen, daß dem Componisten gut in die Hände gearbeitet ist, der denn auch die mancherlei dankbaren Partien ansprechend vertont. Viel melodische Erfindung besitzt er ja nicht, aber er schreibt sangbar und wohlklingend und trifft den Volkston oft ganz überraschend. Es ist jedenfalls auch ein Zeichen der Zeit, daß unsere Componisten einer nach dem andern der Volksoper zustreben, sogar Wagner's eigener Sohn. Daraus spricht wohl weniger eine bloße Modeströmung, als ein gewisser Ueberdruß: die versiegenden Helden und Götter aus Wahnsinn stehen und bleiben uns modernen Menschen zu fern. Nur so als Reaction erklärt sich der große Erfolg von Carmen, Cavalleria, Hänsel und Gretel.

„Ratbold“ ist schon anderswo aufgeführt worden und hat überall gefallen. Becker ist eine durch und durch musikalische Natur, nicht von großer Erfindungsgabe oder Originalität, aber immer vornehm und sympathisch. Nur hat er als langjähriger Leiter der Dresdener Liedertafel eine zu große Neigung für den Männerchor und das Liedmäßige

überhaupt, die ihm jetzt bei einer dramatischen Composition im Wege steht. Da ist Alles talentvoll und fleißig, auch der Orchesterpart wohlklingend und mitunter recht complicirt und lärmend, aber stets wieder fällt Becker in die Art der Liedertafelmusik zurück. Man merkt es ihm an, daß ihm nur im Lyrischen ganz wohl wird. Wie schön ist z. B. Atta's Lied in F-Dur und das Schlußensemble mit seiner machtvollen Steigerung! Ein besonderes Lob verdient der Text. Wer die auch in seinen Romanen (sogar im „Kampf um Rom“) stark opernhafte Art Felix Dahn's kennt, der merkt und weiß, daß Dahn der geborene Librettist sein muß. Sehr wirksam hat er hier den oft dramatisirten Stoff des Enoch Arden behandelt, in kunstvoll knappem Aufbau und auch psychologisch klar und überzeugend, wobei man freilich mit der allzu aufgeregt pathetischen Sprache dieser Fischer nicht einverstanden zu sein braucht. Vielleicht bearbeitet Dahn einmal ein eigenes Werk für einen Componisten. Wir denken da zuerst an seinen köstlichen Roman „Die schlimmen Nonnen von Poitiers“ — das wahre Ideal einer komischen Oper.

In dem kleinen Centraltheater, wo Director Jerenczy den Wiener Operettenstil „led und rasch“ pflegt und besonders mit „Geißha“ eine lange Reihe Vorstellungen durchgeführte, ist wieder die Wiener Operette eingezogen und wieder auf französischen Stelzen, wenn man so sagen darf. Die bewährten Librettisten Léon und Waldberg haben die weltbekannte „Kintche“ verarbeitet, die allerdings für ein munteres Lektibuch vorzüglich geeignet ist. Es kann bloß bedauert werden, daß sich die Herren weniger an das graziösere Original halten, als an die plumpe Bearbeitung, die der von Wiener und Berliner Censoren beanstandete Stoff damals durch Ed. Jacobsohn, wenn wir nicht irren, erfuhr. Nicht nur daß hier die saftigsten Fribolitäten zwar gemildert sind, was ein Verdienst wäre, aber an ihre Stelle treten ordinäre Berliner Possenweise und abgeschmackte scenische Einfälle, z. B. daß am ersten Actschluß alle Kellner in denselben Unausprechlichen erscheinen, die der nur der unteren Körperhälfte nach entdeckte Liebhaber trägt, und ähnliche Späße. Glücklicher Weise ist der talentvolle Componist des „Opernballs“ auf den Possenton nicht ganz eingegangen und hat eine, besonders in der Instrumentirung, feine und discret hellere Partitur geschrieben. Das Briefduett, die burleske Nationalhymne sind gute komische Opernmusik von frischer Erfindung und sauberer Factur. Die Ausführung erinnerte an die besten Zeiten der längst verschwundenen Fröhsche'schen Operettenära.

M.

Offene Briefe und Antworten.

Lord Palmerston über die militärische Schwäche Englands.

Sehr geehrter Herr!

Erst nach Absendung meines Artikels über die Jingo's (in der letzten Nummer der „Gegenwart“ abgedruckt) ist mir ein interessantes Schreiben Lord Palmerston's zu Gesicht gekommen. Der berühmte Minister war seines Zeichens Diplomat, aber des Militär- und Marinewesens nicht unkundig, denn er bekleidete 1807—1809 die Stelle eines Lord of the Admiralty, 1809—1828 die Stelle eines Secretary at War. Er richtete 1851 ein streng vertrauliches Schreiben über die militärische Schwäche Englands an den Schatzkanzler Sir C. Wood. Dieser Brief wurde 1876 von E. Ashley in seinem Life of Palmerston (I, 250—253) veröffentlicht. Der Lord führt aus, daß die englischen Kriegswerften leicht von einem Feinde zerstört werden könnten, daß dieser unschwer landen könne, und daß England leider keine „Landwehr“ habe. Er bezieht sich dabei auf Sir F. Yeab's Werk The Defenceless State of Great Britain, 1850. Palmerston meinte zwar 1852, England sei nicht mehr so wehrlos, defenceless, wie 1849 (Ashley, II, 6, 7).

Trotzdem dürften die Ausführungen Lord Palmerston's und Sir F. Head's, mit Veränderung des zu Verändernden, noch heute beachtenswerth sein. Aehnlich bedachte der Admiral Sir C. Napier in seiner Schrift *The Navy its Past and Present State*, 1850 die Gebrechen der englischen Kriegsflotte auf.

Hochachtungsvoll

Dr. Karl Walcker,
Docent an der Universität Leipzig.

Notizen.

Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.) Ludwig Salomon entwirft hier zum ersten Mal ein großes vollständiges Bild von der Entstehung und Entwicklung des deutschen Journalismus und füllt damit eine längst empfundene Lücke in unserer historischen Literatur aus. Mit dem Zeitalter der Reformation beginnend, wo sich die ersten Keime des Journalismus regen, und dann fortwandernd durch die düstere Periode des dreißigjährigen Krieges, durch die Friedericianische Zeit, bis herüber in die Gegenwart, führt der Verfasser uns eine Reihe der interessantesten Culturgemälde, eine lange Galerie der eigenartigsten Charakterköpfe vor. Ein ganz neues, bisher nur hie und da gestreiftes Gebiet der Geschichte unserer Bildung wird uns dabei eröffnet, eine der gewaltigsten Mächte der Gegenwart, die öffentliche Meinung, sehen wir von ihrem ersten Emporwachsen bis zu ihrem heutigen gigantischen Einflusse sich entwickeln, ja das ganze mühevolle Ringen und nicht rastende Kämpfen der letzten drei Jahrhunderte zieht in einem eigenthümlich scharfen Spiegel an uns vorüber, denn in einer so umfassenden und erschöpfenden „Geschichte des deutschen Zeitungswesens“, wie der vorliegenden, bietet sich uns auch zugleich ein Spiegelbild unserer gesammten nationalen Entwicklung. Der bisher vorliegende erste Band geht bis zum Auftreten Napoleons und enthält in ansprechendster Form viel Neues und Interessantes. Wir kommen nach der Vollendung des Ganzen, die hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, ausführlich auf das Werk zurück.

Zur modernen Dramaturgie von Eugen Zabel (Oldenburg, Schulze) liegt nun vollständig vor. Der eben herausgekommene zweite Band enthält Studien und Kritiken über das deutsche Theater, während sich der erste mit dem ausländischen Theater beschäftigt hat. Neben allgemeinen Fragen, die sich auf die Kunst des Vortrags und die Geschichte des Bühnenerfolges beziehen, behandelt Zabel nach einem Seitenblick auf die dramatischen Pläne und Kritiken von Berthold Auerbach und nach einer liebevollen Charakteristik des genialen Dramaturgen Karl Werber die tonangebenden Talente unserer Bühne. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis beweist uns, wie wenig sich der Verfasser dabei von augenblicklichen Parteiströmungen leiten läßt, indem neben einem feinsinnigen Dichter wie Wilbrandt ein geschickter Lustspielautor wie Gustav von Moser zu Worte kommt. Die neuesten Dramen von Sudermann und Hauptmann, Wildenbruch, Fulda geben zu ausführlichen kritischen Analysen Anlaß. Oesterreich's Dramatiker ziehen von den Zeiten Raimund's und Nestroy's bis auf die jüngsten an uns vorüber, woran sich neuere norddeutsche Dramatiker schließen. Viel Persönliches und Unterhaltendes enthalten die Aufsätze „Bei den Meinungen“ und „Zumanuel Kant auf der Bühne und im Leben“. Ein breiter Raum ist namhaften darstellenden Künstlern gewidmet, von denen die verstorbene Charlotte Wolter den Reigen eröffnet. Es folgen die Porträts von Mitterwurzer, Sonnenthal, Baumeister, Haase, Barnab, Engels, Bollmer, Markowky und Ratz. Man braucht nicht mit allen Urtheilen Zabel's einverstanden zu sein, um an seiner ehrlichen, gründ-

lichen und durchweg wohlwollenden Art Freude zu haben. Auch ist der zufällige journalistische Charakter des Buches, das doch in der Hauptsache nur eine Zusammenstellung gelegentlicher Bücherbesprechungen und Premierenberichte ist, durch fleißige Um- und Durcharbeitung des Stoffes zu bleibender und literarischer Bedeutung erhoben.

Als Stroh Wittwer nach Afrika! Reiseerinnerungen von Albert Graf von Schlippenbach. (Prenzlau, A. Mied.) Eine anspruchlose, muntere und angenehm zu lesende Reisebeschreibung eines scharfsichtigen, lebenswürdigen echten Junkers. Der Verfasser ist ein Sohn des Generals der Infanterie Grafen Karl von Schlippenbach, des heldenmüthigen Führers des Bataillons der 52er bei Mars la Tour und wohl ein Nachfahr des trefflichen Dichters der „Liegenden Blätter“, dessen Gedichte vielfach in unsere Commercialsbücher übergegangen sind. Auch Graf Albert hat den humoristischen Familienzug und unterdrückt die Stromschnellen seines lebensfrohen Blutlaufes nirgend auf seiner ganzen Reise von Prenzlau bis Biskra, Monte Carlo, Nizza und Marseille. Wahre Perlen feinen Humors sind die Skizzen über Algier, über die Eisenbahnfahrt nach Biskra und den Aufenthalt in der Wüstenstadt. Dabei merkt man sofort, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter ist, der ohne Rücksicht anerkennt und geißelt, je nachdem Land und Leute ihn dazu veranlassen, daß er aber auch ein warmes Herz und offenes Auge für alle Schönheiten des Südens hat.

Napoleon I. und die Frauen von Fr. Masson. Uebersetzt und bearbeitet von Oskar Marschall v. Dieberstein. (Leipzig, S. Schmidt & Carl Günther.) Das Aufsehen erregende Buch „Napoléon et les femmes“ in einer sehr guten Verdeutschung und hübsch illustriert. Masson ist ohne Zweifel einer der besten Kenner von Napoleon's intemem Leben; seine Beziehungen zu den Bonapartes haben ihm Quellen erschlossen, die bisher überhaupt nicht und auch jetzt nicht Jedem zugänglich sind. So konnte er der so oft erzählten Geschichte von Josephine und Marie-Louise durch eine scharfsinnige und geistvolle Auffassung neuer Interesse leihen, das Liebesverhältniß zu der schönen Polin, welche die Mutter des Grafen Balowski wurde, durch unbekannt Documente neu und überraschend aufklären. Selbst unsere Kenntniß der Napoleonischen Politik bleibt dabei nicht ganz ohne Bereicherung.

Die deutsche Nationalliteratur. Ihr innerer Gang im Zusammenhang mit der Sittengeschichte dargestellt von Franz Schnedermann. (Leipzig, Dörffling & Brande.) Dem Verfasser ist es, wie er versichert, nicht hauptsächlich darum zu thun gewesen, Literaturgeschichte zu lehren. An Handbüchern, die dies wollen, ist kein Mangel; ja es giebt deren ausgezeichnete. Seine Absicht ging vielmehr dahin, eine Gemüthsbetheiligung an dem Werden und Offenbaren des inneren deutschen Lebens bei den Lesenden hervorzurufen. Man kann das Werkchen den Versuch einer Psychologie der deutschen Literaturgeschichte im Zusammenhang mit der Geschichte der Sitte nennen. Dabei enthält es sich geflissentlich aller stofflichen Gelehrsamkeit und sucht nicht bloß Leser, sondern auch Leserinnen. Eine formelle Eigenthümlichkeit des Büchleins liegt darin, daß es im Texte auch gleich Proben aus den besprochenen Werken giebt, und darin unterscheidet es sich von der geistesverwandten Bilmarsch'schen Literaturgeschichte. Mit besonderem Interesse haben wir die Kritik über Klopstock gelesen, die einer sehr überzeugenden Ehrenrettung gleichkommt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der *Gegenwart* in Berlin W, 57.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „*Gegenwart*“ in Berlin W, Manstelnstr. 7.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprici-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einzahlung des Betrages postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{3}{4}$ 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Vagas, Böcklin, A. v. Werner, Knans, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Cessler-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Jügel, Parlaghi, Mackensen, Starbina, Leffikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einbindung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 92.

Staats- und Socialwissenschaft.
Nationalökonomie. Finanzwesen.

Etwas 1200 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und Wissenschaft.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Rothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche zc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonym und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direct gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Volkung.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Worteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Pettzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Zukunft Südafrikas. Von Thomas Lenschau. — Ist das Burenheer eine Miliz? Von Hoplitos. — Literatur und Kunst. Hundert Jahre deutscher Kunst. Von Anton von Werner. — Schillerbiographien. Von Karl Egon Sandhop. — Feuilleton. Eine Begegnung. Von Edgar Allan Poe. Uebersetzt von Johanna Wöllenhoff. — Aus der Hauptstadt. Die vorübergehende Erscheinung. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Die Zukunft Südafrikas.

Von Thomas Lenschau.

Wie nach den schweren Kämpfen im December, so wird auch jetzt, nach der neuen Schlappe vom Spionkop den Engländern in einem Theil der festländischen Presse der Rath gegeben, sie sollten so bald wie möglich mit den Buren einen billigen Frieden schließen. Das wäre nichts Anderes, als eine Wiederholung von Gladstone's Politik nach Majuba, nur in größerem Maasstabe, und wenigstens darüber herrscht in England allgemeine Uebereinstimmung, daß jener Friede von 1881 der schwerste Fehler war, der je in Südafrika begangen ward. Ueberhaupt aber kann sich England nicht wie Italien nach der Schlacht von Adua mit einem faulen Frieden aus der Affaire ziehen. In dem weiten britischen Weltreich herrschen vierzig Millionen Engländer über 360 Millionen unterworfenen Völkern, und die Sicherheit ihrer Herrschaft beruht wesentlich auf ihrem Prestige, auf der Ueberzeugung, daß England in jedem Kampf mit untergebenen Völkern auf die Dauer siegen müsse. Sobald diese Ueberzeugung schwindet, ist die Möglichkeit unabsehbarer Verwickelungen gegeben, die den Bestand des ganzen Reiches in Frage stellen. In der That, was sich jetzt in Südafrika abspielt, ist auch für England ein Kampf um Sein oder Nichtsein, und in dem Augenblick, wo es der Welt beweisen soll, daß es seine Weltherrschaft nicht Europas Nachsicht, sondern eigener Kraft verdankt und das Zeug hat, sie zu behaupten, rath man ihm zum Nachgeben? Nein, die Engländer wissen besser, was ihnen dient. Das gesammte reguläre Heer steht am Cap oder ist auf dem Wege dorthin; die Vertheidigung der Heimath ist den Milizen übertragen, Irland droht schwierig zu werden; kurz, nicht einmal im indischen Aufstand war die Lage so ernst wie heute. Aber das Volk bewahrt seine entschlossene Haltung und läßt keinen Zweifel darüber, daß es gewillt ist, den Kampf bis zum guten oder bitteren Ende durchzukämpfen, es koste denn, was es wolle.

Dann aber kann der Ausgang des Krieges kaum zweifelhaft sein. Zwischen dem weltumspannenden Reich, dem selbst die Colonien ihre Kräfte zur Verfügung stellen und dem kleinen Burenvolk steht die Partie doch zu ungleich, als daß England sie ganz verlieren könnte. Zwar an einen entscheidenden, glänzenden Sieg glaubt heute Niemand mehr. Aber ein Weg bleibt, der sicher zum Ziele führt, die langsame Erdrosselung der Burenstaaten durch eine vollständige Blockade, die jede

Zufuhr abschneidet. Vor diesem Schicksal kann die Buren nur eins bewahren: wenn nämlich Englands alte Feinde seine Verlegenheit benutzen und eine europäische Coalition zu Stande bringen. Leicht ist das freilich nicht, wie vor zwei Jahren der Fashodafall bewiesen hat, der vielleicht von Hano-taur eigens für ein gemeinsames Vorgehen Europas geschaffen war und mit dem Rückzug des allein gelassenen Frankreichs endete. Allerdings liegen jetzt die Verhältnisse günstiger als damals. Der militärische Zusammenbruch Englands hat den Argwohn erweckt, als stände auf seiner Flotte auch nicht Alles, wie es solle, und die Ausbreitung dieses Gedankens vermehrt unleugbar die Gefahr eines europäischen Krieges. Aber daß wir nicht anfangen, ist so gut wie sicher; der französischen Regierung wird Niemand die nöthige Kraft des Entschlusses zutrauen, und so ruht das Schicksal der Welt wieder einmal in der Hand des Zaren. Wird er handeln? Kann er handeln? Die Antwort auf diese Fragen hängt in letzter Linie von den inneren Verhältnissen des russischen Reiches ab, die nur Wenigen genau bekannt sind, aber allerdings nicht die günstigsten zu sein scheinen. So viel ist gewiß, daß alle die Gerüchte von einer Einmischung Europas, die beim Beginn des Krieges umherschwirren, platt zu Boden gefallen sind, und leider ist es nur zu wahrscheinlich, daß England in Südafrika freie Hand behalten wird. So mischt sich in die gerechte Freude über die Siege der Buren das schmerzliche Gefühl, daß alle Erfolge schließlich doch umsonst sein werden.

Inzwischen beschäftigen sich die englischen Blätter in den zahlreichen Kunstpausen, die in den officiellen Kriegsberichten eintreten, ganz ernsthaft damit, wie sich die Verhältnisse nach der Niederwerfung der Buren in Südafrika gestalten werden. In der jetzigen Lage erinnert das allerdings bedenklich an die bekannte Theilung des Bärenfelles, aber im Hinblick auf den endlichen Ausgang des Krieges verdienen jene Erörterungen immerhin einige Beachtung. Vor Allem gilt das von einem Aufsatz Edward Dicey's, der im Novemberheft der Zeitschrift „Nineteenth Century“ erschienen und „Nach dem Kriege“ betitelt ist. Dicey ist einer der erfolgreichsten Vorkämpfer des britischen Imperialismus, und wenn er auch mehrfach betont, daß er nur seine persönlichen Ansichten ausspricht, so sind doch seine Beziehungen zu den leitenden Männern der Kriegspolitik derartig, daß sie unmöglich ohne Einfluß auf seine Ansichten geblieben sein können. Daher werden sich seine Vorschläge im Wesentlichen mit dem Programm

decken, nach dem Chamberlain und seine Leute dereinst die südafrikanischen Dinge zu ordnen gedenken. Die Grundzüge dieses Programms nun sind folgende. Der Zweck des Krieges ist, die englische Vorherrschaft in Südafrika unerschütterlich zu begründen; dies aber ist nur zu erreichen, wenn sich England in seiner Großmuth nicht bethören läßt, dem kleinen besiegten Feinde einen ehrenvollen Frieden zu gönnen. — Ueber diese Besorgniß Herrn Dicey's ist es einigermaßen schwer, ein Lachen zu unterdrücken. — Zur Verwirklichung des Zweckes ist die vollkommene Befestigung der Buren, die Schleifung der Befestigungen von Pretoria und Johannesburg, sowie die zeitweilige militärische Besetzung beider Burenstaaten nothwendig. Alsdann haben alle Staaten in Südafrika Abgeordnete zu einer Conferenz zu entsenden, die unter dem Vorsitz eines britischen Commissars über den Plan einer Vereinigung aller südafrikanischen Staaten unter englischer Oberhoheit zu berathen hätte. Grundbedingungen jedes Planes wären die völlige Gleichberechtigung aller weißen Bürger ohne Unterschied der Rasse und die Errichtung eines ganz Britisch-Südafrika umfassenden Zollvereins. Die meisten Staaten, wie Natal, Rhodesia, würden sich ohne Weiteres anschließen; ernsthafter Widerstand wäre allein von der Capcolonie zu erwarten, wo seit Jahren der Afrikanderbund den Gedanken der Vereinigung von Südafrika bekämpft, sofern diese die englische Vorherrschaft begünstigt. Allein auch er wird vor der Thatsache der britischen Oberherrschaft die Segel streichen müssen, das Ministerium Schreiner wird durch ein fortschrittliches — soll heißen imperialistisch gesinntes — ersetzt werden; nöthigenfalls wäre die militärische Besetzung der beiden Burenstaaten so lange auszudehnen, bis sich der Bund den Wünschen der Regierung gefügig erzeigt. Innerhalb der Vereinigung bleiben die Einzelstaaten durchaus bestehen; nur sind sie in allgemeinen Fragen an die Beschlüsse eines aus erwählten Mitgliedern bestehenden Bundesrathes gebunden, während die locale Verwaltung den Parlamenten der Einzelstaaten vorbehalten bleibt. In diesen wird, wie sich erwarten läßt, durch Einführung des gleichen Rechts für alle weißen Bürger das englische Element zum Siege gelangen, auch in Transvaal, wo schon vor dem Kriege die britische Bevölkerung die holländische überzog; nur der Dranjefreistaat mit seiner vorwiegend holländischen Bevölkerung wird hiervon eine Ausnahme machen. Dann wird endlich in Südafrika die Möglichkeit einer friedlichen Entwicklung unter englischer Oberhoheit gegeben sein.

Wohl ausgedacht, Pater Lamormain! möchte man mit Wallenstein ausrufen. Es ist ein kluger Gedanke, die besiegten Burenstaaten, die den Groll gegen die Vernichter ihrer Freiheit noch lange bewahren werden, politisch dadurch lahmzulegen, daß man sie als gleichberechtigte Glieder einer Reihe von Kleinstaaten einordnet, die im englischen Interesse regiert werden und im Bundesrath stets die Mehrheit bilden müssen. Aber hauptsächlich kommt doch der ganze Plan darauf hinaus, die ungeheuren Bodenschätze Transvaals England dienstbar zu machen. Jener Banditengefinnung, die in dem Vorschlage gipfelte, den Buren ihre Goldfelder und Eisenbahnen zu nehmen und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen, ist kürzlich Salisbury mit dem stolzen Wort gegenübergetreten: „England sucht keine Goldfelder und keinen Landbesitz“. Gewiß nicht, denn hier ist ein Weg gegeben, auf dem es praktisch zu demselben Ziele gelangt, ohne directen Raub zu begehen. Es wirkt unsäglich komisch, wenn Herr Dicey ganz ernsthaft versichert, Rhodesia werde sich sofort der geplanten Vereinigung anschließen. Natürlich, was kann dieser „Staat“ denn auch Besseres thun? Alle die ungeheuren Summen, die von englischen Capitalisten in dem noch unentwickelten Lande angelegt sind und bis jetzt noch keinen Pfennig Zinsen gebracht haben — das Deficit beträgt annähernd 115 Millionen Mark — sind doch nur in der Erwartung hineingesteckt, daß dereinst bei der Ertheilung der Selbstverwaltung am Rhodesia

alle Actien, natürlich zu einem sehr annehmbaren Kurse, als Schuld auf den neuen Staat übernommen werden. Und da die Vereinigung aller südafrikanischen Staaten schließlich die Unificirung der Einzelstaatschulden nach sich ziehen wird — dafür wird Herr Rhodes schon sorgen, wenn er nur lebendig aus Kimberley herauskommt, — so wird die ganze Schuldenlast dem reichen Transvaal mit aufgehakt werden. Allerdings ein verwünscht geheimer Gedanke, der den britischen Singos alle Ehre macht, und den sie zweifellos, so weit es in ihren Kräften steht, durchführen werden.

Dennoch fragt es sich, ob die Zukunft Südafrikas sich wirklich so günstig für England gestalten wird, wie Dicey annimmt. Es mag wahr sein, daß im Transvaal bereits vor dem Kriege die Buren in der Minderzahl waren, und daß nachher durch die schweren Verluste im Kriege und massenhaftes Einströmen von Leuten, die alsdann wieder in den Goldfeldern Beschäftigung suchen, das Verhältniß noch mehr zu Ungunsten der Buren geändert wird. Allein damit ist keineswegs gesagt, daß nun die Engländer in den inneren Angelegenheiten Transvaals die entscheidende Stimme erhalten. Wenn sie sich nicht durch eine ganz besondere Eintheilung der Wahlkreise das Uebergewicht sichern, so wird im Wahlkampf fast immer die fest zusammenhaltende Partei der Buren den Sieg über die Bevölkerung der Goldfelder davontragen, die, ihrer Natur nach unbeständig und von mancherlei Interessen gespalten, selten die in ihrer Hand befindlichen politischen Machtmittel zu gebrauchen weiß. Dasselbe zeigt sich augenblicklich in Westaustralien, wo die ältere ländliche Bevölkerung durch strammes Zusammenhalten und eine intelligente Führung die viel zahlreichere Bevölkerung der Goldfelder politisch vollständig im Schach hält. Auf die Dauer werden daher im Parlament des Transvaal die Buren ebenso wie jetzt im Capparlament die Mehrheit ausmachen.

Und zwar wahrscheinlich für immer, denn die Berechnungen Dicey's enthalten noch einen zweiten Fehler, auf den schon früher von Engländern selbst aufmerksam gemacht worden ist. Man hat die Befürchtung ausgesprochen, England werde sich mit der Eroberung Transvaals nur einen Heerd fortwährender Aufstände, eine Art Polen, auf den Hals laden. Dicey hält das nicht für wahrscheinlich; wären einmal die Würfel gefallen, meint er, so würden sich die Transvaal- und Dranjeburen genau wie ihre Brüder im Cap zu Anfang dieses Jahrhunderts allmählig in ihr Loos finden. Er vergißt dabei nur, daß damals den Unruhigen und Freiheitsliebenden der Ausweg über Dranjestrom und Vaal offen stand, während heute ein neuer Burentreck nach Norden unmöglich ist und jene Elemente nothwendig im Lande bleiben müssen. Indessen nehmen wir einmal an, daß die Buren sich wirklich der englischen Herrschaft anbequemen, — Buren, d. h. ein in Sprache, Sitte, Religion verschiedenes Volk, werden sie doch immer bleiben, und darin liegt die Gewähr ihrer Zukunft. Es ist das Unglück der englischen Herrschaft, daß sie sich im Innern wesentlich auf die Städte stützen muß, die gleichsam über Nacht in der Nähe der Goldfelder emporgeschossen sind. Aber die Goldfelder können nicht ewig dauern. Es giebt Leute, welche annehmen, daß sie in dreißig, vierzig Jahren bereits erschöpft sein werden; und ob man alsdann neue entdeckt, ist sehr zweifelhaft, wenigstens hat die Actiengesellschaft des Herrn Rhodes, die in der Hoffnung darauf gegründet ward, bis jetzt ziemlich klägliche Ergebnisse erzielt. Alsdann aber ist es mit dem Anwachsen der englischen Bevölkerung vorbei. Der Auswanderer, der nach Südafrika in die Minen geht, will sich möglichst schnell bereichern und möglichst bald das Land wieder verlassen; das harte, einförmige Leben des Farmers, der nicht einmal den Reichthum eines Nachbargehöftes sieht, hat für ihn keinen Reiz. Sit einmal der Goldreichtum des Landes erschöpft, so wird der Strom der Einwanderung, der sich jetzt über Transvaal gießt, wieder in die Städte zurückebben, und nur der

wird bleiben, der mit dem Boden verwachsen ist: wieder wird ihm wie vor Alters das Land vom Ngamisee bis zum Dranje, von den Drakenbergen bis zur Kalahari gehören. Nur eins könnte hierin Aenderung schaffen: wenn es England gelänge, in großem Maßstab Farmer anzusetzen, wie dies durch die Algoa-Bai-Besiedelungsacte vom Jahre 1820 geschah, von der sich die 12—15 000 englischen Farmer im Osten der Capcolonie herfschreiben. Aber was England mit einer blühenden Landwirthschaft im Jahre 1820 vermochte, das kann es heute nicht mehr, da seine ländliche Bevölkerung nur noch zehn Procent beträgt, und so mag sich die Voraussage englischer Schriftsteller erfüllen, daß in fünfzig Jahren die englische Bevölkerung auf die Küsten und wenige Binnenstädte beschränkt sein wird, während die Buren im Innern das Fest in der Hand haben. Mögen sie auch jetzt im ungleichen Kampf unterliegen, den Buren gehört die Zukunft Südafrikas.

Vergessen wir aber darüber nicht, daß ihnen auch noch die Gegenwart gehört. Noch flattert das Banner von Transvaal auf den Höhen von Natal, ja bis tief in die Capcolonie hinein, und manchen heißen Tag wird es noch Lord Roberts kosten, ehe er die Waffen aus der Hand legen und in Pretoria den Frieden dictiren kann, wenn es überhaupt so weit kommt. Wir Deutsche aber mögen Eines bedenken: Deutsch-Südwestafrika ist so ziemlich unsere einzige Colonie, die Ackerbauern Unterkunft gewährt, und dennoch ist sie das Stiefkind unter unseren Besitzungen. Manche meinen sogar, es lohne sich gar nicht, viel in das Land hineinzustecken, da es doch nur später einmal als „Compensationsobject“ dienen solle. Diese Leute sollte doch eins stuzig machen, daß Jahr für Jahr in England der Gedanke auftaucht, Südwestafrika anzukaufen. Die Engländer werfen wahrhaftig ihr Geld nicht weg, und es wäre so ziemlich das Beste, was wir thun könnten, wenn wir Südwestafrika aufgäben. Vielmehr ist es die Pflicht der Regierung, dies Schutzgebiet mit allen Mitteln auszubauen, wenn sie die großzügige Politik treiben will, die Englands und Rußlands Weltreich begründet hat, jene Politik der Geduld, die erst nach Jahrzehnten erntet, was sie säet. Und dann mag sich nach Jahrzehnten einmal der Gedanke erfüllen, der in den Worten „Südafrika niederdeutsch bis zum Sambesi“ einen jetzt noch verführten Ausdruck gefunden hat.

ist das Burenheer eine Miliz?

Der Krieg in Südafrika hat den Socialdemokraten eine gute Gelegenheit geboten, die Vorzüge der Milizheere, welche sie als Wehrkraft eines Landes für die richtigen halten, gegenüber den stehenden Heeren, in diesem Falle noch dazu über ein sogenanntes Söldnerheer, zu zeigen. Hier soll nur vom Burenheere etwas eingehender die Rede sein und der Frage nicht näher getreten werden, inwieweit eine Armee, wie die des deutschen Reiches, im Kriege überhaupt als stehendes Heer zu betrachten ist und mit einem Söldnerheer in Vergleich gestellt werden kann.

Der Grundsatz des Milizsystems ist folgender: Jeder Staatsangehörige ist dienstpflchtig, wird, wenn er tauglich ist, mit der Waffe, sonst zu anderen, für den Kriegsfall notwendigen Beschäftigungen, eine kurze Zeit ausgebildet und steht, abgesehen von gelegentlichen kurzen Uebungen, nur im Kriege zur Verfügung. Die Führer werden zum Theil gewählt, die Bewaffnung und Ausrüstung beschafft der Staat. Die Hauptzüge des Feudalsystems dagegen sind: Eine bestimmte Classe, ein Stand, ist im Kriege dienstpflchtig und allein berechtigt die Waffen zu führen. Die Ausbildung ist im Großen und Ganzen dem Einzelnen überlassen, der

für Ausrüstung und Bewaffnung selbst zu sorgen hat. Die Führer werden gewählt.

Hät nun die Südafrikanische Republik ein Milizheer im Sinne der Socialdemokratie? Nein, denn ebenso wenig wie alle Bewohner des Staates in anderer Beziehung gleichgestellt sind, haben sie die Pflicht oder das Recht in die Burenarmee einzutreten. Dieses Recht verbleibt ausschließlich dem Stande, welcher auch allein alle Regierungsgeschäfte führt, alle Staatsstellen besetzt, nämlich dem Stande der Buren. Der Uitlander kann die Erlaubniß erhalten, eigene Hülfscorps zu bilden, die ja auch in diesem Falle crtheilt wurde, obgleich außer der deutschen Truppe, die etwa 600 Mann stark ist, während man zu Anfang des Krieges von 4000 sprach, andere nicht zu existiren scheinen. Die Hottentotten und Kaffern, die Arbeiter nämlich, werden dagegen nicht in das Heer eingestellt und dürfen überhaupt keine Waffen besitzen. Während also die Socialdemokratie hofft, ihr Milizheer zum großen Theil aus Arbeitern zu formiren, schließt der Bur den Arbeiter vom Kriegsdienst aus und behält ihn nur einem Stande, nämlich seinem eigenen, vor, so etwa, als wenn in Deutschland nur die Nachkommen der Officiere Friedrich's des Großen zum Kriegsdienst berechtigt wären. Die Bewaffnung der Buren, die vorzüglich ist, gehört eigenthümlich dem Einzelnen. Gewiß hat man sich über die Beschaffung gewisser Waffen geeinigt, um gleiche Munition zu haben und Gleichmäßigkeit bis zu einem gewissen Grade zu erreichen, aber jeder Bur ist dauernd, ob im Kriege oder im Frieden, im Besitz seiner Waffen und übt sich ständig in deren Führung bis zur Vollkommenheit. Aehnliche Einrichtungen finden sich in keiner einzigen Milizarmee, in denen, nebenbei bemerkt, ein hervorragender Drang, sich im Waffengebrauch wirklich ernstlich zu üben, noch nirgend und von Niemand bemerkt worden ist. Im Gegentheil hat man überall, wo es Milizen giebt, in der Schweiz, in Holland, in den Vereinigten Staaten und auch in England die Erfahrung gemacht, daß sich die Milizen zwar nicht von Paraden, Festen und ähnlichen Veranstaltungen, wohl aber von den Uebungen zu ihrer Ausbildung möglichst drücken. Also auch im Punkte der Bewaffnung und Ausbildung ist der Bur grundverschieden von den gedachten Milizsoldaten.

Auch für Ausrüstung, sowie zum Theil für Verpflegung, sorgt der Bur für seine Person selbst, in geradem Gegensatz zum Milizsoldaten. Selbstverständlich ist man über gemeinsame Beschaffung von Ausrüstungsgegenständen übereingekommen, aber dem Geschmack und den Wünschen des Einzelnen bleibt ein weiter Spielraum. Während es in den Milizheeren und auch sonst wo zur Mode ab und zu wird, über die Mängel der Ausrüstungsstücke zu klagen, fällt bei den Buren jeder Anlaß dazu fort. Noch in höherem Grade aber unterscheidet sich das Unterbringungs- und Verpflegungsweisen der Buren von dem der Milizsoldaten. Der Bur bringt sich selbst unter. Hat er ein Zelt, gut; hat er keins, auch gut, und was die Verpflegung anbelangt, ist er sehr anspruchslos und verlangt keineswegs täglich zur bestimmten Zeit eine warme Mittagsportion. Es mag in diesem Punkte mancherlei gefabelt werden, denn ob es mit der vierzehntägigen Ration, die jeder Bur mit sich führen soll, seine volle Richtigkeit hat, scheint doch etwas zweifelhaft. Wenn auch angenommen werden soll, daß das Pferd ausschließlich von Weide sich ernährt, so braucht ein gesunder Burenmagen doch 750 Gramm tägliche Nahrung, und das Mitschleppen von demnach 21 Pfund Lebensmitteln hat nichts besonders Empfehlenswerthes. Der Versuch beim Infanterie-Regiment Nr. 156 mit den concentrirtesten Nahrungsmitteln, mit 1200 Gramm Troponpräparaten drei Tage lang Soldaten ausschließlich zu ernähren, ist als fehlgeschlagen anzusehen; die Leute bekamen am Nachmittage des dritten Tages großen Hunger und erhielten viel Brod und Butter, so daß sich das Gewicht der Tagesration wieder auf etwa 700 Gramm

stellte. Miliztruppen sind, wie die Erfahrung lehrt, in Bezug auf Verpflegung verwöhnt, was nicht weiter auffällig ist, denn sie existieren gegenwärtig durchweg in Ländern, wo die Bevölkerung der Stände, aus denen sie zusammengesetzt werden, materiell gut lebt. Dem Berliner Arbeiter von heute schmeckt das Kasernenessen durchaus nicht, denn er speist für fünfzig Pfennige mit Bier drei Gänge und wird dazu noch höflich bedient. Also auch darin müßte beim Milizheer in Deutschland Wandel geschaffen werden, aber wenn das etwa in der Weise geschehen sollte, daß man sich die Buren zum Vorbild nimmt, würde man wohl wenige der jetzigen Milizschwärmer sich zu Freunden machen.

Ueber die Besoldungsfrage bei den Buren ist wenig bekannt geworden, auf keinen Fall aber beziehen die Führer ein hohes Gehalt, das in irgend einer Weise dazu angethan sein könnte, um feinetwillen nach der Stelle zu streben. Auch zeichnen sich diese Führer nicht durch prunkende Uniformen aus, und große Ehrenbezeugungen erweist man ihnen auch nicht, so daß auch nach dieser Richtung hin ein besonderes Streben nach den Stellungen ausgeschlossen ist, und die Wahl der Führer nicht auf Agitationen beruht, sondern lediglich nach Ansicht über die Tüchtigkeit. Wie es auf diesem Felde in Milizarmeen zugeht, davon hat Amerika in letzter Zeit einige Proben geliefert, und wie es in Deutschland mit Milizheer aussehen würde, wenn der Herr Milizmajor und Oberst von seinen braven Milizen gewählt und abgesetzt werden kann, das anzudeuten wirkt schon belustigend.

Die vorstehenden Ausführungen dürften zur Genüge klar gelegt haben, daß das Burenheer grundverschieden von einem Milizheer ist, so wie man es sich gewöhnlich vorstellt, wie es in einigen wenig vorbildlich guten Exemplaren besteht, und wie es die Socialdemokraten als das Ideal der Volkswehrkraft zu preisen sich angelegen sein lassen. Aber auf zwei Punkte sei noch besonders hingewiesen, die das Burenheer ganz und gar nicht zum Ideal der Zukunftsstaatler machen können, und die sie bei ihren Lobpreisungen der Buren absichtlich oder unabsichtlich, aber mit großer Zähigkeit, verschweigen. Punkt eins ist, daß jeder Bur durch und durch religiös ist und daß jeder Anhänger socialdemokratischer Religionsansichten aus der Armee und aus allen Rechten seines Standes ausgestoßen würde. Punkt zwei ist heiterer Art. Der vielgerühmte Ideal-Miliz-Soldat aller Socialdemokraten ist bei Lichte betrachtet: Großgrundbesitzer, Capitalist, Arbeitgeber und Bourgeois! Das Burenheer ist kein Milizheer, sondern ein Standesheer, wie es die Feudalzeit in den Ritterheeren nicht in strengerer Durchführung besessen hat, und ein solches in Deutschland heute einführen zu wollen, dürfte auch den Socialdemokraten im Ernste nicht einfallen.

Hoplites.

Literatur und Kunst.

Hundert Jahre deutscher Kunst.

Von Anton von Werner.*)

Ein Jahrhundert ist eigentlich ja nur ein ganz willkürlicher und ziffermäßiger Zeitabschnitt für die Entwicklung und die Geschichte der Menschheit in Cultur und Politik, Wissenschaft und Kunst, welche sich nach solchen Grenzen und Zeitabschnitten nicht richtet. Aber es ist Sitte, mit solchen

*) Unser verehrter Mitarbeiter übersendet uns den Wortlaut seiner Festsrede zum Jahrhundertwechsel, die er als Director der königlichen akademischen Hochschule für die bildenden Künste am 9. Januar im Berliner Künstlerhaufe hielt, und die, von den Zeitungen mannigfach commentirt und meist entstellt, ein allgemeines Aufsehen erregt hat.

Die Redaction.

Zeitabschnitten zu rechnen, und als die Neujahrsglocken des Jahr 1900 einläuteten, haben wir Alle uns wohl gesagt: Es geht etwas vor, was zum Nachdenken anregt. Kein besonders markantes Ereigniß, wie etwa am 18. Oktober 1813 oder am 2. September 1870 und am 18. Januar 1871. Aber eine Spanne Zeit von hundert Jahren präsentirt uns ihre Schlußabrechnung, ihr Gewinn- und Verlustconto zur gefälligen Beachtung für das neue Jahrhundert. Und wir studiren es, auf Jahrtausende zurückblickend, und sagen wohl mit Mephisto: „Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag und ist so wunderbar als wie am ersten Tag“, denn die Fortschritte in der sittlichen Entwicklung der Menschheit können uns so gering erscheinen, daß wir sagen müssen: „Vor dem Herrn sind tausend Jahre wie ein Tag“. Der Kampf um Mein und Dein z. B. wüthet seit dem trojanischen und den Perserkriegen (früherer gar nicht zu gedenken) bis zum heutigen Transvaalkriege munter fort, und es dürfte darnach nicht zu behaupten sein, daß ein bemerkenswerther Fortschritt in der Entwicklung und Hervollkommnung des Menschen zum Göttlichen innerhalb zweier Jahrtausende stattgefunden hat, nur daß, was damals Menelaos oder Xerxes hieß, heute Chamberlain heißt, und daß das gegenseitige Todtschlagen heutzutage, Dank unseren Fortschritten in den Wissenschaften, etwas wissenschaftlicher und methodischer betrieben wird als früher. Dies gilt aber nur von der Menschheit im Allgemeinen. Wir Deutsche im Besonderen können mit dem Gewinnconto, welches uns das verfloßene Jahrhundert präsentirt, recht wohl zufrieden sein. Blicke wir zurück, so sehen wir an der Schwelle des vergangenen Jahrhunderts jenen gigantischen Dämon unter Donner und Blitz erscheinen, welcher um Weihnachten 1799 seine Residenz im alten Tuilerienschlusse in Paris aufschlug, um eine neue Zeit zu schaffen, der im Dienste unerfülllichen Ehrgeizes unter der Devise: „Zum Heile der Menschheit“ Hekatomben von Menschen opferte, mit eiserner Faust alte Reiche zertrümmerte und neue schuf und unserm Vaterlande Tage tiefster Erniedrigung und Schmach bereitete. Jena 1806, Eylau 1807 und die schmachvolle Heeresfolge von 1812 stehen auf unserem Verlustconto, der 2. September 1870 und der 18. Januar 1871 auf dem Deutschen Gewinnconto, und der Urentel König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, unser erhabener Monarch, steht am Anfang dieses neuen Jahrhunderts als „Deutscher Kaiser“, als Führer des geeinigten Deutschen Volkes, des Deutschen Reiches, eines neuen, nicht des altersschwachen, welches Napoleon's Faust zertrümmerte, machtvoll und kraftvoll im Vordergrund der Weltgeschichte, und seines erhabenen Großvaters Gelübniß am 18. Januar 1871: „Wir und Meinen Nachfolgern aber möge beschieden sein, allzeit Mehreres des Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“, hat im Laufe von 30 Jahren seine Bestätigung gefunden. Wir sehen das Deutsche Reich und das deutsche Volk heute als Hüter und Beschützer des Friedens und im Glanze mächtigen Fortschrittes und Gedeihens in den Wissenschaften, in Industrie, Handel und Verkehr, und es ist seit Jahrhunderten wohl das erste Mal, daß wir Deutschen beneidet werden. Deß wollen wir uns freuen und dankbar des verfloßenen Jahrhunderts und seiner großen Männer gedenken, welche uns dies in kluger Berechnung errungen haben auf der sicheren Grundlage des Anlagecapital's von Vernunft und Wissenschaft, Energie und sittlicher Kraft des deutschen Volkes, und der Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Vorsicht im Abwägen der Kräfte desselben durch seine berühmten Führer. Uns Künstlern aber geziemt es, heute Rück- und Rundschau zu halten über das, was auf dem Gebiete unserer Kunst das verfloßene Jahrhundert geleistet hat, das Facit zu ziehen und den Uebertrag auf das neue Jahrhundert zu machen.

Mit der ersten französischen Revolution war die Kunst des 18. Jahrhunderts zu Ende, das anmuthig-heitere, lebenslustig-frivole Rococo war ins Grab gesunken, und die französische Republik hatte das Griechenthum in ihren Dienst gestellt. Man suchte nach neuen äußeren Formen für das neu geschaffene Staatswesen und glaubte sie im Zurückgreifen in die glorreiche Zeit der griechischen und römischen Republik zu finden. Kunst und Mode wetteiferten, die junge Republik nach ihrer blutigen Auseinandersetzung mit dem aneien régime wieder salonfähig zu machen und ihre Emporkömmlinge mit dem Tugendsschimmer und Nimbus anti-classischen Hellenen- und Römerthums zu umgeben. Die Damen des Directoire und des Consulats wetteiferten in der weitestgehenden Nachahmung griechischen Costüms; Wohnung, Möbel — Alles wurde antikisirt; und David d'Angers zwang sich, Pariser Grieche oder auch römischer Pariser zu sein. Napoleon fügte das römische Imperatorenthum hinzu und schuf den Empirestil, und es dauerte nicht lange, so hatte dieser neue Stil des Cäsarenthums die Welt erobert, und selbst die heilige Allianz, die Restauration von 1814/15 und die Rückkehr der Bourbonns auf den Thron von Frankreich vermochten daran nichts zu ändern. Am Ende des 18. Jahrhunderts sehen wir bei uns nur wenige Künstler in subjectiver Eigenart als Ausläufer der Epoche Friedrich's des Großen thätig, etwa: Chodowiecki, G. Schadow und Carsten's, erst später erscheint Cornelius, Alle wenig hervortretend und insgesammt unter den kümmerlichen Verhältnissen Deutschlands in jener Zeit und den sich im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entwickelnden Napoleonischen Kriegen und ihren schweren Rückwirkungen auf unser Vaterland leidend. Selbst die gediegene Technik, welche noch Anton Graff als letzter Porträtmaler des 18. Jahrhunderts besaßen und gepflegt hatte, hatten die Maler verloren, welche etwas Neues als Ersatz zu bieten glaubten durch einen öden, freudlosen Contourstil. Von einem unmittelbaren Einfluß des nationalen Aufschwungs der Befreiungskriege auf die deutsche bildende Kunst bemerken wir nichts —, eigentlich können wir hier ja auch nur von Preußen sprechen, denn die Rheinbundsgefühle beherrschten damals und noch lange das übrige Deutschland, ja, Frankreich rechnete zu seinem eigenen Schaden noch 1870 damit.

Erst viele Jahrzehnte nach 1815 fanden die Befreiungskriege in einzelnen Künstlern, vor Allen in G. Bleibtreu ihre künstlerischen Interpreten, und die mit 1860 einsetzende neue Aera machte die preußische Landwehr salonfähig. Schinkel grätkisirt wie alle Welt damals; er schuf sein Berliner Museum und als architektonischen Hintergrund für Chr. Rauch's Bülow und Scharnhorst eine griechische Tempelgasse zu dem Wachtlocal für preußische Soldaten. Aber Chr. Rauch's Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg ist vielleicht das einzige Werk, in welchem die bildende Kunst der traurigsten Zeit preußischer Geschichte den ergreifendsten und für alle Zeiten historischen Ausdruck verliehen hat. P. Cornelius, obgleich durchdrungen von unbegrenzter Ehrfurcht vor der Antike, wandte sich als Erster national-deutschen Stoffen zu und schuf seine Illustrationen zu Goethe's „Faust“ und den Nibelungen. Die große und classische Zeit unserer Literatur, Lessing, Goethe und Schiller, Wieland und Herder übten naturgemäß einen antikisirenden Einfluß auf die bildende Kunst ihrer Zeit aus, vor Allem geschah die Ausbildung der akademischen Jugend im akademisch-classicistischen Sinne. Goethe's „Faust“ wurde zwar von Cornelius, Delacroix, Ary Scheffer und anderen deutschen und französischen Künstlern vielfach illustriert, des großen Dichters Einfluß auf die bildende Kunst bewegte sich im Ganzen aber doch in der antikisirenden Stimmung seiner Zeit. Noch vor Goethe's Tode aber gewann die Richtung in unserer Literatur Beachtung und Anhang, welche wir als die romantische Schule bezeichnen. Sie bekämpfte die antikisirende Richtung, und ihr Einfluß auf unsere Malerei

offenbarte sich alsbald unmittelbarer und sichtbarer durch erfolgreiches Zurückdrängen der ersteren.

Das Aufblühen der Düsseldorfer Schule, Ende der 20er Jahre, fällt damit zusammen, damals als Wilhelm v. Schadow mit einer Reihe von Schülern, wie C. F. Lessing, Adolf Schroeder, Wendemann, Hildebrandt, Hübner, Jordan u. a. nach Düsseldorf übersiedelte und eine Schule gründete, welche eine Zeit lang unbestritten die Führung der deutschen Kunst in ihrer romantischen Richtung übernahm. Unzufrieden mit der Gegenwart flüchtete diese Schule in die Vergangenheit des romantischen deutschen Kaiser-, Ritter- und Mönchthums und wandte sich dem gothischen und romanischen Stile zu, bis der Einfluß der Franzosen und Belgier nach den Julitagen von 1830 auch diese Schule auf ein anderes Gebiet drängte.

Die Pariser Julirevolution hatte die Kunst, so darf man wohl sagen, in den Dienst der Politik gestellt, die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit revolutionären Charakters beeinflusste vor Allem die künstlerische Thätigkeit von Delaroche, Horace Vernet und Delacroix in Frankreich, von Gallait, Wappers, de Keyser und de Bieffe in Belgien. Gleichzeitig aber wandten sich in Frankreich wie in Belgien beide Schulen, die classische unter Ingres, die romantische und coloristische unter Géricault, Delacroix und Decamps, dem Studium der alten Meister zu und drängten in richtiger Erkenntniß ihrer Aufgabe auf die Erfüllung ihres Programms hin: zu malen, und auf der Grundlage sicheren Naturstudiums und ansgebildeten technischen Könnens für den Gedanken in der künstlerischen Schöpfung die entsprechende vollendete künstlerische Form zu finden. Der gedankliche Inhalt ihrer Werke stand jenen Meistern in erster Linie, er war und blieb stets die Quelle ihres künstlerischen Denkens und Schaffens, sowohl für Horace Vernet's Verherrlichung Napoleon's und der französischen Armee, wie für Delaroche's: Jane Grey, Lord Strafford, Cromwell und Marie Antoinette, und für die Schöpfungen von Delacroix. In Gallait's, de Bieffe's und Wappers' Bildern aus der niederländischen Geschichte tritt die politische Tendenz noch drastischer hervor, aber gepaart in Belgien sowohl wie in Frankreich mit dem Streben nach hoher technischer, coloristischer Vollendung, welche das damalige Jungdeutschland denn auch zwang, bei den Franzosen und Belgiern in die Schule zu gehen.

Die Düsseldorfer Schule blieb weniger berührt hiervon. Landschaft und Genre, auch die kirchliche Malerei, das Nazarenethum von Deger, Ittenbach und den Müller's entwickelte sich unabhängig von diesen ausländischen Einflüssen, ebenso Alfred Rethel, C. F. Lessing und E. Wendemann, von denen Lessing sogar jeden außerdeutschen Einfluß, sei es der von alten oder modernen Künstlern oder von außerdeutscher Natur mehr als energisch von sich abzuhalten mußte. Den Menschen als mehr oder minder farbigen, werthvollen oder werthlosen Fleck in der Natur aufzufassen, widerstrebte allen diesen Meistern. C. F. Lessing stand als ganzer Deutscher, mehr noch als Preuße mit seinem ganzen Denken und Empfinden auf nationalem Grund und Boden; der Kampf zwischen Kaiser- und Papstthum, zwischen Deutsch und Nichtdeutsch gab ihm die Motive für sein künstlerisches Schaffen, und Huß und Luther, Barbarossa und Kaiser Heinrich waren ihm nicht nur malerisch, sondern vielmehr historisch interessante Erscheinungen. Alfred Rethel schilderte in seinen Rathhausbildern in Aachen Kampf und Herrlichkeit des altdeutschen Kaiserthums, Ed. Wendemann den Untergang des auserwählten Volkes Jehovah's. Alle diese Künstler, auch die Nazarener, glaubten ihrem Berufe nicht zu genügen, wenn sie nur Maler waren, sie wollten auch Prediger eines Evangeliums sein, sei es des der Kirche oder des der geistigen Befreiung und vorahnend der politischen Größe Deutschlands, sie wollten Lehrer und Erzieher des Deut-

sehen Volkes sein, und diejenigen unter ihnen, welche ich persönlich gekannt habe, und deren Jugenderinnerungen noch in die Befreiungskriege zurückreichten, waren deutsche Patrioten und energische und überzeugte Gegner unserer westlichen Nachbarn, und sie begrüßten das Jahr 1870 und seine Folgen als die heißersehnte Erfüllung all' ihrer Lebenswünsche. Aus der romantischen Richtung hatte sich eine nationale entwickelt. Es ist Mode geworden, diese ganze Schule zu tadeln, sie ihrer Tendenz wegen mitleidig über die Achsel anzusehen und ihre Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Kunst überaus gering abzuschätzen oder ganz zu negiren. Ich glaube, man thut sehr Unrecht damit. Die deutsche Kunst bewegte sich in jener Zeit, in den 40er und 50er Jahren, zweifellos in aufsteigender Linie und wurde von der ganzen Welt ihrer deutschen Eigenart wegen anerkannt und geschätzt. Vor Allem aber wurde die deutsche Kunst nach dem Urtheile jener Zeit auf ihre Höhe geführt, als Peter Cornelius' machtvolle Erscheinung zur vollen Entfaltung kam, als dem Künstler monumentale Aufgaben großen Stiles gestellt wurden, wie solche in Deutschland bis dahin unbekannt gewesen waren. Der Name Peter Cornelius strahlte damals als erster und glänzendster Stern am Kunsthimmel Deutschlands, und H. Heine nannte ihn den größten Maler seiner Zeit. Und neben und mit ihm in München unter dem Mäcenatenthum des „deutschen“ Königs Ludwig I. von Bayern unvergeßlichen Angebens wirkend W. Kaulbach, Schnorr von Carolsfeld, M. v. Schwind und andere Meister — gewiß, es waren Glanztage deutscher Kunst! Gleichzeitig hatte in Berlin Adolf Menzel Friedrich den Großen und seine Helden für uns neu lebendig gemacht und im Spiegelbilde der Fredericianischen Zeit uns Preußens Bedeutung und Beruf vor Augen geführt, schon in jener Zeit der nationalste aller deutschen Künstler, wenn auch noch weniger bekannt und verstanden als nach 1850 und 1860. Cornelius' „Apokalyptische Reiter“ und seine Kartons zur „Ilias“, Kaulbach's Wandbilder im Berliner Neuen Museum, Schwind's „Sieben Raben“, Overbeck's, Schnorr's und Führich's Werke, und, einem anderen Gedankenreihe angehörend, E. F. Lessing, Kethel, Wendemann haben den deutschen Namen damals ruhmvoll um die ganze Erde getragen, und man konnte von einer deutschen Kunst sprechen, als das Deutsche Reich noch in's Gebiet der Träume gehörte.

Die Franzosen hatten inzwischen auf den fundamentalen Schöpfungen ihrer Vorgänger unermüdlich weiter gebaut und nach David, Gros, Gérard, Géricault, Delaroche und Horace Vernet, Ingres und Delacroix bezeichnen die Namen Meissonnier, Gérôme, Flandrin, Cabanel und Hébert, Fromentin und Breton, Diaz, Decamps, Rousseau, Daubigny, Corot und Millet, Troyon und Rosa Bonheur die Blüthezeit und den Gipfelpunkt der französischen Kunst, welcher noch nicht überholt zu sein scheint. Unsere norddeutschen Künstler waren schon seit den 40er Jahren bei den Franzosen und Belgiern in die Schule gegangen; von Berlinern: Ad. Eybel und Jul. Schrader, Carl Becker, G. Richter, W. Genz, Amberg, G. Spangenberg, Henneberg, später Knäus und viele noch Jüngere, sie haben Alle in Pariser Luft und bei Pariser Meistern oder in Antwerpen studirt und redlich von diesen gelernt und profitirt, ohne aber ihre nationale Eigenart zum Opfer zu bringen. Von Süddeutschen gleicherweise Piloty in München, welchem es beschieden war, etwa um 1860 eine der erfolgreichsten Malerschulen zu gründen, deren Ruf weit über Deutschlands Grenzen hinausdrang. Die Namen, Lenbach, Defregger, Makart, F. A. und G. Kaulbach, W. Diez, Grügner, A. Wagner, Liezenmayer, Lindenschmidt, Gabriel Max u. A. bezeichnen ihre Glanzzeit, welche vielfach als die Blüthe des Virtuositenthums in der deutschen Malerei bezeichnet worden ist, und welche schon auf der Pariser Weltausstellung 1867 zum erfolgreichsten Ausdruck gelangte. So stand es mit der deutschen Kunst, als 1870 das

große historische Ereigniß eintrat, welches Deutschlands Stellung und Bedeutung in der Welt mit einem Schläge änderte. Erhöhte Ansprüche auf allen, geistigen wie materiellen, Gebieten traten an das neue Deutsche Reich heran. Aus Preußen, welches auf dem Pariser Kongreß nur gerade noch so als fünfte Großmacht zugelassen worden war, war ein Deutsches Reich, eine erste Militär- und Culturmacht herausgewachsen, aufblühend in den Arbeiten des Friedens, in Wissenschaft, Handel und Industrie, wie sich jetzt nach 30 Jahren unwiderleglich constatiren läßt. Alle Welt erwartete nunmehr, daß sofort ein künstlerischer Aufschwung eintreten müßte, welcher mit dem politischen und wirthschaftlichen Hand in Hand gehen würde, und daß Cornelius, Kaulbach, Schwind, Lessing, Makart und Feuerbach zweifellos kraft des nationalen Aufschwungs Nachfolger haben müßten, welche das, was diese begonnen, zur höchsten Vollendung führen würden. Vielleicht dachte man auch dabei an eine Kunst im national-deutschen Sinne, welche das glücklich unter heroischen Kämpfen errungene Ziel der deutschen Einheit und des deutschen Kaiserthums feiern und verherrlichen sollte, wie etwa Homer's Ilias das griechische Heldenthum und den trojanischen Krieg. Die Kunstentwicklung macht aber nicht immer so mächtige und plötzliche Sprünge wie die Politik, und obgleich den Künstlern bald nach 1870 eine Reihe von monumentalen Aufgaben, an Siegesdenkmälern, in der Ruhmeshalle in Berlin und an anderen Orten gestellt wurde, so läßt sich doch nicht behaupten, daß auffallend andere künstlerische Anschauungen als vor 1870 zu Tage getreten wären. Die deutsche Kunst bewegte sich nach 1870 zunächst noch in dem Gedankenreize der deutschen Meister der ersten Hälfte des Jahrhunderts und ihrer Nachfolger weiter, von denen ja Viele noch heute unter uns wirken. In den Aeußerungen einiger hervorragenden Kunstgelehrten begegnet man allerdings der Auffassung, daß der Höhepunkt der deutschen Kunst mit Cornelius erreicht sei. Cornelius hat Gewaltiges geschaffen, wenn auch zugegeben nur zeichnerisch, und mehr fußend auf den literarischen Quellen unserer Cultur: Bibel, Homer, den Nibelungen und Goethe, Dante und Shakespeare, als auf unmittelbaren Beziehungen zur Natur. W. v. Kaulbach hat in seinem Hauptwerk, der malerischen Dekoration des Treppenhauses im Neuen Museum, die ganze Weltgeschichte mit weitem Blick umfaßt und, von der Natur wie kaum ein Anderer mit der glücklichen Gabe ausgestattet, schöne Linien und Formen sehen und bilden zu können, Unvergängliches geschaffen, trotz Allem, was die zeitgenössische Kritik an ihm bemängelte. E. F. Lessing hat, abgesehen von seiner Thätigkeit als Landschaftler, seine künstlerische Kraft der Darstellung des auf deutschem Boden entsprungnen Kampfes um Geistesfreiheit gewidmet. M. v. Schwind und L. Richter haben aus dem tiefsten Grunde der deutschen Volkseele und ihrer Sagen- und Märchenwelt geschöpft. Overbeck, Heß, Führich, Deger, Schnorr haben auf religiösem und biblischem Gebiete mit inniger Hingebung geschaffen. Piloty, Makart und Feuerbach haben versucht, der deutschen Malerei Gluth und Zauber der Farbe zu geben und coloristisch zu sehen. Als Ueberlebender unter diesen Dahingeschiedenen thront in einsamer Höhe unser Altmeister Adolf von Menzel, unberührt von allen fremden Einflüssen, in seiner Eigenart noch heute jugendfrisch auf allen Gebieten der Malerei thätig, in seinem Schaffen deutsch durch und durch, der Meister, der vor Allem die Erforschung der Natur und ihr intimstes Studium als Grundlage allen künstlerischen Schaffens proklamirte, und ihm gegenüber im schroffsten Gegensatz Arnold Böcklin. Eine glänzende Reihe von Genremalern, wie Ad. Schroeder, Rud. Jordan, L. Knäus, Bantier, Defregger, Meyerheim u. A., haben den Menschen im bürgerlichen und bäuerlichen Kleinleben und in seinen intimen Beziehungen zum Familienleben belauscht und ebenfalls auf der Grundlage sorgfältigen

Naturstudiums alle Seiten des menschlichen Daseins zur Darstellung gebracht, immer das Schöne in Inhalt und Form als erstrebenswerthes Ziel vor Augen. Endlich haben Landschaftler wie Lessing, die Achenbach's, F. W. Schirmer, Fr. Preller und viele Andere das weite Gebiet landschaftlicher Darstellung in einer Weise bearbeitet, wie es die deutsche Kunst des 18. Jahrhunderts, des Fridericianischen Zeitalters nicht kannte. Alles in Allem dürfen wir also wohl sagen: Wenn uns auch in der Malerei des 19. Jahrhunderts die Tradition der Technik verloren gegangen ist, mit welcher noch im 18. Jahrhundert schwierige Aufgaben mit scheinbar spielender Leichtigkeit bewältigt wurden, und manches Andere zu bemängeln wäre, so weist doch die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts bis dahin ganz gewaltige Fortschritte oder sagen wir ganz bescheiden: einen mächtigen Anlauf zu umfassendster Lösung der Aufgaben der bildenden Kunst auf. Das haben wir also wirklich im 19. Jahrhundert erreicht und befehen. Was bietet sich uns nun jetzt dar, am Schlusse des Jahrhunderts? Stehen wir im Begriff, das, was wir bis jetzt errungen hatten, zu übertreffen oder zu überbieten?

Im letzten oder in den beiden letzten Dezennien des Jahrhunderts macht sich eine Bewegung bemerklich, welche mit der hohen Blüthe Deutschlands in Wissenschaft, Handel und Industrie zeitlich zusammenfällt, eine Bewegung aber, welche meines Erachtens nicht auf der Höhe dieser steht und welche auch nicht deutschen Ursprungs ist. Zunächst sind es literarische Kreise, welche mit beinahe fanatischem Eifer verlangen, — natürlich in Nachahmung des Auslandes —, daß endlich in der bildenden Kunst mit all' jenen kümmerlichen Erscheinungen und Anschauungen im Namen des Fortschrittes aufgeräumt werden müsse, welche die Kunst irrtümlicher Weise früher in den Dienst des Guten, Schönen und Wahren gestellt hatten. Eine neue Zeit wird proklamirt, welche auch eine neue Kunst durchaus nöthig hat. Wir werden darauf hingewiesen, daß es jetzt Decadenten, Neumaßthener und Gigerln giebt, welche auch ihre Kunst haben wollen, und daß es sowohl für Künstler wie Publicum nothwendig ist, zu begreifen, daß Vernunft und Wissenschaft, Klarheit im Denken und Energie im Wollen, Eigenschaften, welche man 1870 noch den Deutschen nachgerühmt hat, in der Kunst ein vollständig überwundener Standpunkt sind. Wir müssen vor Allem modern sein, und die deutsche Kunst (ich spreche hier immer von der bildenden, vornehmlich der Malerei) braucht heute: Gefühl, Stimmung, Stimmung um jeden Preis, irgend etwas Unbegreifliches, Unklares, Undefinirbares, Symbolismus, Mysticismus, „müde Linien“, wie ein Herold des neuen Stiles, natürlich ganz ernsthaft, die Schlangen- und Wandwurm-Linien nennt, welche uns jetzt von allen Seiten umwimmeln, und noch vieles Andere, was sich mit den deutschen Wörtern: „häßlich und widerlich“, ohne gerade beleidigend zu werden, am richtigsten bezeichnen läßt. Und das Alles soll nun der künstlerische Ausdruck für die Macht und Herrlichkeit des neuen Deutschen Reiches und für das Deutchthum am Ende des 19. Jahrhunderts sein? Sollte hier nicht etwa ein Irrthum oder eine Krankheit vorliegen? so hört man von allen Seiten fragen.

Aber wir leben ja entsprechend tieferer philosophischer Einsicht in der Zeit der Umwerthung aller Werthe: das Schlechte wird gut, das Falsche echt, das Häßliche schön, was zweifellos als recht bequem und angenehm empfunden werden muß. Wer hielte sich nicht gern für einen Uebermenschen, da es so schwer zu sein scheint, unter Menschen Mensch zu sein? Der moderne, stolze Individualismus verlangt sein Recht, und der deutsche Künstler — ich meine natürlich durchaus nicht jeden — sucht zunächst als Ausdruck seiner Individualität Alles eifrig nachzumachen, was uns aus Paris oder sonst woher von Jahr zu Jahr als Modernstes ge-

meldet wird, nur nicht das Gute, weil das zu schwierig ist, aber: die mißverständene Plein-air-Malerei, die Grau- und Armeuleutemalerei, den Impressionismus und Intentionismus, Verismus und Primitivismus, auch die Seceffion, welche uns Paris 1890 vormachte und welche seitdem jede deutsche Kunststadt haben muß, und sei es nicht 'ne Seceffion, so doch ein Seceffionchen, das Alles, Alles ist bei uns der Reihe nach nachgemacht worden. Vielleicht wird auch einmal der Germanismus bei uns nachgemacht, wenn er an der Seine erst Mode geworden ist. Was man in der Malerei früher als roh und schmierig, als hingeschludert oder unbeholfen bezeichnet hätte, das nennt man heute das siegreiche Ueberwinden der Materie, die Vollendung, und das kindische Nachahmen längst vergangener Kunstepochen mit der ganzen Unbeholfenheit der damaligen Technik, z. B. im Holzschnitt, gilt als Fortschritt und als hochmodern: es ist erreicht! Wir sind modern, individuell!

Aber nun unjer modernes Recht auf Individualität, wie steht es damit?

In einem Katalog einer Sonderausstellung las ich vor einigen Jahren im erläuternden Vorwort: „Ich bin weder Maler noch Bildhauer, aber ich bin Ich und stelle meine Werke aus!“ Darnach wäre das objective Können ein überwundener Standpunkt, und das subjective und individuelle Wollen, Stimmung und Empfindung treten an seine Stelle und sollen als berechnigte, individuelle künstlerische Aeußerung respectirt werden. Das ist nun zweifellos ein sehr bequemer Standpunkt, in der Schlußabrechnung des 19. Jahrhunderts wird er aber nicht dem Gewinn-Conto zu Gute kommen, sondern beim Verlust verzeichnet werden. Wir haben im Verlaufe des letzten Jahrhunderts gewaltige Naturen gehabt, wie Napoleon, Goethe, Beethoven, Bismarck, Molke, Richard Wagner u. A., welchen von der Natur das Recht verliehen war, subjectiv und individuell sein zu dürfen, weil sich ihr ganzes Sein auf ein übergewaltiges Wissen und Können stützte, gleichsam auf eine ungeheure Auffpeicherung von geistiger Sonnen-Energie. Aber aus Rechten, welche Titanen beanspruchen dürfen, solche, nach dem angenommenen Rechtsätze der Gleichheit, auch für Pygmäen herleiten zu wollen, dürfte doch kaum als ein aus dem alten Jahrhundert übernommener Gewinn auf geistigem oder künstlerischem Gebiete in das Hauptbuch des neuen Jahrhunderts übertragen werden können. Nun, blicken wir trotzdem mit Vertrauen in das neue Jahrhundert und hoffen wir, daß all' die Narrheiten*), welche uns die letzten Decennien des alten bescheert haben, nicht nur unter dem kritischen Lichte von Verstand, Vernunft und bei erwünschter Gesundheit des neuen Jahrhunderts dahinschwinden, sondern vielmehr als interessante Beispiele dem Fortschritte zu Gute kommen werden.

Ich habe bis hierher im Ganzen schon zu viel und vorwiegend von dem mir persönlich nahe liegenden Gebiete der Malerei gesprochen. Von der Bildhauerei will ich nur jetzt noch kurz bemerken, daß sie sich hier in Berlin, von G.

*) Es scheint, als ob neben vielem Anderem der von mir gebrauchte Ausdruck „Narrheiten“ besonderen Anstoß erregt habe. Sollte es zutreffender erscheinen, dafür „Krankheiten“ oder „Berrücktheiten“ zu setzen, so habe ich nichts dagegen. Zur Erleichterung für einen solchen Entschluß möchte ich mir erlauben, die Lectüre der vier bis jetzt erschienenen Hefte des „Duidborn“ (natürlich nicht den von Klaus Groth, sondern den im Deutschen Kunstverlag in Berlin erschienenen und leider bereits eingegangenen) und besonders des Heftes IV mit seinen geradezu überwältigenden Illustrationen modernsten Stils angelegentlichst zu empfehlen. Auch dürften vielleicht die modernen Gesellschaftsabende jüngerer Künstler, welche auf einen bestimmten Ton, z. B. Violett oder Gelb zc., abgestimmt sind und bei denen als Schlußheft ein Dichter seine Gedichte — auch auf Violett oder Gelb gestimmt — vorliest, ein Urtheil erleichtern. Das feinsüßliche, stimmungselige Wesen der neuen Kunst soll in diesen Kreisen so entwickelt sein, daß der Dichter kürzlich mitten im Vorlesen innehalten mußte, weil — er an einem oder einer der Anwesenden plötzlich etwas entdeckte, was aus dem Gesammtton Violett herausfiel. Er konnte nicht weiter!

Schadow und Chr. Rauch und seiner Schule angegangen, bis auf unsere Zeit mit Reinhold Begas und seiner Schule auf gleichmäßiger Höhe erhalten hat, wenn auch der Unterschied zwischen der classizistischen Strömung im Anfang dieses Jahrhunderts und der realistischen am Ende desselben in die Augen springt. Es liegen aber Anzeichen vor, welche auf eine Rückkehr zur classizistischen Anschauung hindeuten, was für die Sculptur nur begreiflich und sachgemäß sein kann, weil ihr der Mensch der classischen Anschauungsweise naturgemäß als Darstellungsobject werthvoller sein muß, als der moderne Mensch in Frack und Cylinderhut oder in der Arbeitshose und -bluse.

Eine gewaltige Umwälzung haben wir im verflossenen Jahrhundert auf dem Gebiete der graphischen Künste zu verzeichnen. Die Photographie mit ihren vielen Abarten hat einige Arten künstlerischer Thätigkeit, wie z. B. die Portraits- und Landschaftsdarstellungen in Kupferstich und Lithographie, wie sie noch bis 1860 etwa Bedürfnis waren, und selbst den Holzschnitt für viele Aufgaben vollständig vernichtet oder überflüssig gemacht, während sie sich zu immer erstaunlicherer Vollenbung entwickelt hat und der schaffenden bildenden Kunst dadurch wieder in erhöhtem Maße dienstbar geworden ist. Auf dem früher dem Kupferstich und der Lithographie vorbehaltenen Gebiete der Reproduction von Kunstwerken macht sie durch die Schnelligkeit und Billigkeit ihres Herstellungsverfahrens und ihre künstlerische Vollenbung bedenkliche Concurrnz. An sich als eine der größten und weittragendsten Errungenschaften des verflossenen Jahrhunderts zu verzeichnen, fragt es sich, ob die Photographie in der Zukunft auf die in den letzten Jahrzehnten wieder erwachte Freude am Radiren und Litographieren von förderndem oder hemmendem Einfluß sein wird, und ob man am Ende dieses Jahrhunderts Erzeugnisse der graphischen Künste nur mehr als interessante Objecte mühsamer Handarbeit für Sammler von Curiositäten künstlerischer Art betrachten wird; — wir wollen es nicht hoffen.

Mein Rückblick ist schon zu lang geworden, als daß ich auch noch das Gebiet der ersten der bildenden Künste, der Architektur, wenn auch nur streifend, berühren könnte. Ich habe nur in gedrängter Kürze Einiges von dem sagen können, was zu einem kritischen Gange durch ein ganzes Jahrhundert im Gebiete der bildenden Künste gehört, und hoffe, damit zu eigenem Nachdenken über den Stand, die Aufgaben und Ziele der Kunst im neuen Jahrhundert angeregt zu haben. Vor Allem aber glaube ich, daß wir einig sind in dem Bewußtsein, daß unser geliebtes Deutschland aus dem 19. Jahrhundert in das 20. in anderer Macht- und Glanzfülle übergetreten ist, als aus dem 18. ins 19. Jahrhundert, und daß wir dies vor Allem dem großen Kaiser Wilhelm I. und seinen Paladinen: Kronprinz, Prinz Friedrich Carl, Bismarck, Moltke, Roon, der Opferwilligkeit der deutschen Fürsten und dem Aufschwunge, der Einmütigkeit und der sittlichen Kraft des deutschen Volkes jener Tage zu danken haben. Wir sehen die Schöpfung jener unvergeßlichen Tage heute in hoher Blüthe; Gott erhalte sie so, und der erste Spruch im neuen Jahrhundert soll deshalb lauten: „Auf Kaiser und Reich!“

Schillerbiographien.

Von Karl Egon Sandhop.

Es ist gar nicht lange her, daß bei unseren naturalistischen Dichtern der „Moderne“ und ihren ästhetischen Wortführern üblich war, sich als Schillerhasser und Schillerverächter aufzuspielen. Als dann die völlige Impotenz dieser

„Neutöner“ selbst dem nachsichtigsten Publicum klar wurde, da stieg auch Schiller wieder im Kurs, und die Schillerhasser, zumal der Scherer'schen Schule, waren die ersten, die, weil es das Geschäft nun mal so mit sich brachte, mehr oder minder dickebißige Schillerbiographien auf den Literaturmarkt brachten. Es ist heute kein Kunststück, aus den vorhandenen selbstständigen Werken eine „biographische Einleitung“ zusammenzuschreiben; gerade in dieser Gattung von Arbeiten herrscht die erklärte Freibeuterei, und selten empfinden sie es als ein Gebot des Tactes (der doch auch in der literarischen Gesellschaft eine schöne Sache wäre), auch nur an einer versteckten Stelle anzudeuten, woher das neue Wissen geholt ist. Daß sie im Uebrigen an die Leistungen braver Primaner erinnern, ist mehr die Regel als die Ausnahme. Aber auch als für sich bestehendes Buch eine populäre Schillerbiographie herauszugeben, ist nachgerade eine unschwierige Sache geworden: man dingt sich den nächsten literarischen Handlanger, gebe ihm zu den unvollendeten Werken von Minor, von Brahm und von Weltrich die zu Ende geführten von Palleske-Fischer und Dünker — und eine neue Schillerbiographie, die sich ihrer schlichten Weise rühmt, ist nach einem halben Jahr fertig. So klagt einer der am fleißigsten Bestohlenen und Ausgeplünderten, Prof. Richard Weltrich, ohne dessen nun seit Jahren in Halbbänden und jetzt in einem stattlichen Bande vorliegende Schillerbiographie*) wohl nicht eine der späteren Compilationen erschienen wäre. Hier erkennt man — und Weltrich weist mit Recht darauf hin —, daß die Aufgabe: eine den strengen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende, ihr Thema nach allen Seiten hin erschöpfende, auf eigene Forschung und eigenes Urtheil gegründete Biographie Schiller's zu schreiben, wohl zu den schwierigsten und umfangreichsten gehört, die man einem Gelehrten heute stellen kann. „Denn nicht nur ist die nunmehr hundertjährige Schillerliteratur bereits in's kaum mehr Ueberschaubare angeschwollen, und ermüdend wirkt auch auf eine starke Kraft die Nöthigung, von der Gesamtheit dieser literarischen Erzeugnisse, unter denen, ach, so viele taube Nüsse sich finden, Kenntniß zu nehmen; sondern auch die Ermittlung des Wahren bedarf, sobald man in's Einzelne geht, noch immer an zahlreichen Punkten der mühsamsten Untersuchungen. Und wenn alle diese historische Arbeit gethan ist, so ist erst der Rohstoff zur Hand, und das Größte bleibt noch übrig: eine Individualität, welche eine Welt von Geist bedeutet, nachzuschaffen und in eben diese Welt zugleich mit aller Erkenntniß unserer Zeit einzudringen. Es ist einleuchtend, daß Werke, welche diesen höchsten Ansprüchen genügen möchten, nur langsam vollendet werden können, daß, um mit Schiller zu reden, „nur der Ernst, den keine Mühe bleicht“, diese Aufgabe bewältigt; es ist auch einleuchtend, daß sie für den Verleger gewagte, Aufwand fordernde Unternehmungen sind. Wenn aber, sobald sie nur die ersten Schritte ins Leben gethan haben, die Popularisierer und Abschreiber hinter ihnen her sind, so kann man ja sagen, daß es löblich und hübsch ist, wenn das Wissen zum Gemeingut des Volkes wird, und kann auch sagen, daß das Volk auf die Vollenbung der großen Biographien nicht warten kann; aber klar muß man sich alsdann auch darüber sein, daß, weil Bücher — zum Mindesten vom Standpunkt des Verlegers aus — eben doch gekauft werden sollen, die Existenz der größeren und selbständigen Werke gefährdet wird; die Masse des Geringen und Wohlfeilen verlegt ihnen den Markt. So könnte es geschehen, daß die bei uns aufblühende strupellose Fabrikation leichtgeschürzter Schillerbiographien die schwergepanzerten Bahnbrecher, deren diese Industrie doch selbst nicht entbehren kann um's Leben bringt. Und da man das Beste eines Buches ja doch nicht abschreiben kann, so kommt mit der Thätigkeit der Popularisierer eben dieses Beste juli

*) Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

nicht unter das Volk. Aber auch oft nicht einmal das historisch Richtige.“ Wie man sieht, ist Weltrich in Folge der Plünderungen, denen seine Arbeit ausgesetzt war, nicht ohne Bitterkeit, aber er ist doch wieder zu sehr Künstler, um seine tiefbohrende und in jeder Beziehung ausgezeichnete Darstellung durch Polemik zu trüben. All' seiner Galle entleibt er sich in den Vor- und Nachworten, und wenn wir an seinem nach Stil, Aufbau und Durcharbeitung nicht hoch genug zu preisende Biographie etwas aussetzen hätten, so wäre es nur eine allzu behäbige Breite, die Wesentliches und Unwesentliches mit der gleichen Liebe und Wichtigkeit behandelt. Er ist eben ein Schüler Vischer's, der sich auch nie genug thun konnte mit immer neuen Gesichtspunkten und Abschweifungen, so daß sich ihm jeder Zeitungsartikel unversehens zu einer Abhandlung und jede Abhandlung zu einem ganzen Buch auswuchs. Soll das schöne Werk wirklich in zwei weiteren Bänden vollendet werden, so wird sich Weltrich einer größeren Concentration befleßen und alle Excurse in den Nachtrag verweisen müssen. Inzwischen wollen wir uns des ersten Bandes und all' seiner Schönheiten freuen.

Die Schwierigkeiten einer Schillerbiographie beginnen, wie bei Heine, schon am Anfang mit dem Geburtsdatum. Weltrich prüft alle Acten und Zeugnisse und entscheidet auch diese Frage endgiltig zu Gunsten des nun ziemlich allgemein angenommenen 10. November 1759. Die Wagschale, in der das doppelte Zeugniß von Schiller's Vater, die Zeugnisse des Dichters und seiner Familie, die Zeugnisse Petersen's, Streicher's, Reinwald's, Reinhardt's und Goethe's liegen, sinkt tief unter die Wagschale der dürftigen auf den 11. November lautenden Zeugnisse, und daß das Marbacher Schillerdenkmal, das den 11. November auf sein Postament geschrieben hatte, dieses falsche Datum austilgte, war nachgerade an der Zeit. Auch die Behauptung von einer adeligen Herkunft Schiller's — von der Verwandtschaft mit dem tiroler Zweige der Schiller v. Herdern — wird von Weltrich ein- für allemal gründlich abgethan. Was von vornherein gegen die Annahme eines Verlustes der tirolischen Heimath und des Adels spricht, ist der Umstand, daß in der Schiller'schen Familie nicht die Spur einer Tradition dieser Art vorhanden war. „Die Erinnerung an ein solches Ereigniß, an einen Glaubenswechsel und eine damit verknüpfte Verfolgung oder Auswanderung, geht in einer Familie — das lehren viele Beispiele — nicht verloren; sie erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Zumal bei einer Familie, die, soweit sie sich zurückverfolgen läßt, niemals den untersten Schichten der Gesellschaft angehört hat, sondern auch bei ihren ältesten erkennbaren Gliedern einen gewissen Wohlstand, eine gewisse Bildung aufweist. Bei den Vorfahren des Dichters aber, bei diesem selbst, bei seinen Geschwistern, seinen Freunden und Zeitgenossen wird, soweit wir wissen, mit keiner Silbe von der Verwandtschaft mit einer adeligen Familie Tirols, von einer Auswanderung infolge Glaubenswechsels gesprochen; jedes Zeugniß einer solchen Erinnerung fehlt. Wäre eine solche Ueberlieferung irgend vorhanden gewesen, so wäre sie ohne Zweifel bei den umständlichen schriftlichen Verhandlungen, die zwischen Weimar und Wien gepflogen wurden, als der Herzog Karl August im Jahre 1802 Schiller's Versekung in den Adelsstand betrieb, erwähnt worden; aber auch in diesen Schriftstücken fehlt jeglicher derartige Hinweis.“ Vater Schiller's Petschaft, dessen Wappen mit dem der tirolischen v. Schiller übereinstimmt, ist allerdings nicht beweiskräftig genug, denn das Wappen kann aus irgend einem der zahlreichen Wappenbücher entnommen sein.

Eine echtschwäbische Familie ist es, aus der Friedrich Schiller hervorgegangen ist; denn in altschwäbischem Gebiet liegen ihre Stammorte Neustadt, Waiblingen an der Rems und (nördlich von Waiblingen in einem Seitenthal des Neckars) Bittenfeld. Und einen Adel höherer Art, als ihn ein Kaiser verleihen kann, hat ihr der Dichter gegeben. Das bürgerliche

Gewerbe aber, das sie erblich betrieb, ist das sonderlich ehrfame Bäckergerwebe: zum Mindesten 3 Ahnen, von denen der Dichter in gerader Linie abstammt, übten es aus, und rechnet man die blutsverwandten Schiller der Nebenlinien ein, so weiß die Stammtafel seiner Vorfahren von 10 Bäckern. Dem von Hause aus etwas träge rollenden Bäckerblut halfen sie (wie Weltrich in halbem Scherz beifügt) weise auf: „aller Wahrscheinlichkeit nach besaßen sie im Remsthal, das ja um Stetten, Endersbach, Rommelshausen, Beutelsbach und auch um Neustadt und Waiblingen einen hochpreislichen Wein erzeugt, Weingüter, und wie der Regimentsmedicus Schiller zu Stuttgart einen guten Durst hatte, so wird schon sein Urgroßvater, der die Waiblinger Stadtküferstochter heirathete, kein Weinverächter gewesen sein. Es war augenscheinlich ein aufgewecktes, rühriges und geachtetes Geschlecht, wie denn gerade jene 3 Ahnen nebenbei Gemeindeämter und -Würden bekleidet haben.“ Bei der Feststellung der Ahnentafel hatte Weltrich die herkömmlichen Schwierigkeiten zu bewältigen. Ungeschickter Weise besteht in Deutschland bezüglich der Anordnung oder Reihenfolge der Vornamen keine feste Sitte, d. h. der Hauptvorname, der Rufname, wird bei der vollen Nennung einer auf mehrere Vornamen getauften Person häufig nicht unmittelbar vor den Familiennamen gesetzt (wohin er gehört), sondern an früherer, an mittlerer oder an vorderster Stelle; eine Willkür, welche die Sicherheit und Präcision der Bezeichnung erschwert und bei Genealogien un bequem genug werden kann. Beispiele bieten die herkömmlichen Namensverbindungen Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart, Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, wogegen mit richtiger Anordnung: Johann Wolfgang Goethe, Johann Christoph Friedrich Schiller. Der Wiedererwecker der deutschen Dichtkunst wird allenthalben als „Friedrich Gottlieb“ Klopstock aufgeführt; wie viele Deutsche wissen, ob sein Rufname „Friedrich“ oder „Gottlieb“ war? Schelling findet sich mitunter von Literaturhistorikern „Joseph Schelling“ genannt; Eltern und Heimath aber nannten ihn Friedrich, Fritz. Solche Unsicherheit ist die Folge der herrschenden Gebrauchsverwirrung. Eine Berichterstattung, welche nicht irre gehen möchte, sieht sich oftmals gezwungen, als Ballast die Nebenvornamen mitzuschleppen, nur weil gerade nicht festzustellen ist, welcher unter den überlieferten Namen den Vorzug verdient hätte. „Lästig wird hierbei insbesondere der Vorname Johann, ohne welchen die bürgerlichen Familien des 18. Jahrhunderts kaum auskommen zu können meinten; mit seiner Häufigkeit verliert er an Bezeichnungswert, und nur ein verdientes Schicksal ist es, daß er als etwas Gemeines heute zu einem Gattungsnamen, zum Bedientennamen herabgesunken ist. Lästig ist auch die Armuth der Namengebung in manchen Familien: so begegnen uns bei der ziemlich stark verzweigten Familie der Vorfahren Schiller's immer wieder die Namen Johann, Kaspar, Georg, Jakob, auch die Verbindungen Hans Georg u. s. w. Wer mit der Durchforschung von Kirchenbüchern, alten Gemeindeacten u. dgl. je zu thun hatte, weiß, welche Fallstricke damit dem um Ermittlung des Richtigen Bemühten gelegt sind.“ Weltrich erwähnt, daß gerade das 18. Jahrhundert viele Gleichgiltigkeit gegen den Rufnamen zur Schau trägt: bei Büchertiteln, in Unterschriften und in amtlichen Registern mischt es ihn zumeist mit Nebenvornamen, bei Büchertiteln erscheint auch oft nur der Familienname. Es ist, als ob man sich genirte, mit dem im Familien- und Freundeskreis gebräuchlichen Namen vor die Oeffentlichkeit zu treten; schamhaft wagt sich allenfalls ein Anfangsbuchstabe hervor, ein C. z. B., das dann Carl oder Conrad oder Christian oder Christoph bedeuten kann und sich gleich seinen Buchstabenbrüdern im Bewußtsein gar nicht fixirt, weil es nur für das Auge da ist, nicht für das Ohr, weil es innerlich nicht gesprochen wird. Das 19. Jahrhundert zeigt in diesem Punkte einen weit größeren Muth der Persönlichkeit, doch Weltrich klagt, daß bei den Schwaben mehr als bei den

Angehörigen unserer anderen Stämme jener literarische Horror vor dem Rufnamen geblieben ist. Es ist kein Zufall, daß die schwäbischen Autoren Schubart und Strauß Jahrzehntelang in der Literatur als „Daniel Schubart“ und „David Strauß“ gelebt haben, während dort Daniel, hier David nur ein Nebenvorname war und richtig von „Christian Schubart“ und von „Friedrich Strauß“ oder, da diese Namenverbindung Wiederholungen hat, von „David Friedrich Strauß“ geredet wird; es ist auch kein Zufall, daß Friedrich Vischer oder, wie der volle Name des großen Kritikers und Aesthetikers in der herkömmlichen Verbindung lautet, „Friedrich Theodor Vischer“ noch in Schasler's Aesthetik als „Theodor Vischer“ aufgeführt wird.

Noch auf einige andere interessante Punkte in Weltrich's Biographie sei hingewiesen. So ist neuerdings eine Ehrenrettung des Herzogs Karl und seiner Staatsmaitresse versucht worden, meist von schreibenden Damen, wie E. Bely und Ottilie Wildermuth, denen sich zu diesem Zwecke sogar die Stuttgarter Archive öffneten. Aber da kennt Weltrich keinen Spaß. „Man kann,“ schreibt er, „über die Verbindung des Herzogs mit Franziska von Hohenheim verschiedener Meinung sein, kann sogar sagen, eine solche Gewissenshehe müsse entschuldigt werden, weil Staat und Kirche mit Willkür die Ehescheidung verbieten. Und wenn der Bund mit Franziska die Verbrechen der Frauenschändung, wie sie der Herzog zuvor begangen hatte, seltener machte, so fällt ja auf ihn noch ein Glorienschein. Um die rächende Erinnerung an jene Abscheulichkeiten aber sei die Geschichte nicht betrogen!“ Auch daß Friedrich Schiller von dem anspruchsvollen und aufdringlichen Brunke des Hoflebens zu Ludwigsburg das Eine und Andere gewahren mußte, daß die Theatervorstellungen seine Einbildungskraft beschäftigten, erwähnt Weltrich; ob aber dem Ludwigsburger Einzug ein solches Gewicht beigelegt werden darf, wie Kuno Fischer will, bleibt fraglich, und wenn der Aufenthalt des Herzogs in Venedig dem Dichter wirklich in der Folge für den „Geisterseher“ Motive bot, so hatte diese Anlehnung doch gerade mit dem Einzugstag nicht viel zu schaffen. Kuno Fischer fährt fort: „Hätte Schiller Jugenderinnerungen geschrieben wie Goethe, so würde seine Ludwigsburger Jugendzeit in magischem Lichte strahlen, während wir jetzt immer nur dieselben fargen und trockenen Notizen über die Classen und Präceptoren der Ludwigsburger Lateinschule und die Stuttgarter Landexamina zu hören bekommen.“ Auch mit dieser Ansicht kann sich Weltrich kaum einverstanden erklären; Schiller's Aeußerung: „Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich in's Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle“ steht mit ihr in zu schroffem Widerspruch.“ Ein richtiges Gegenstück zu der Kaiserkrönung, die der junge Goethe in Frankfurt erlebte, boten die Ludwigsburger Feste der Jugend Schillers schon darum nicht, weil ihnen der frohe Charakter und das volksthümliche Gepräge fehlten. Als der Herzog, gerade in dieser Regierungsperiode einer der gewissenlosesten Prasser und Blutsauger, die je auf einem Throne zu sehen waren, aus Venedig zurückkehrte, empfing ihn zu Ludwigsburg zwar der Special Billing mit den niederträchtigsten Schmeicheltreden, aber in der Stille der Häuser wird gar manche Verwünschung und gar mancher Seufzer zum Himmel gestiegen sein, und der zu Ludwigsburg „wie ein Triumphator nach glorreichen Thaten“ einzog, hatte beim Abzug aus der Lagunenstadt seinen Hausschmuck für 15 000 Zechinen verpfänden müssen, um seine Schulden bezahlen zu können. Nach dem Sinne der Schiller'schen Familie war diese tolle und frevelhafte Wirthschaft am wenigsten; sie lebte in Ludwigsburg in gedrückten Verhältnissen, der Knabe wuchs unter strenger häuslicher Aufsicht, unter der härtesten Schulzucht heran und der Glanz des fürstlichen Wesens blendete so wenig sein Auge, daß er vielmehr der Theologie seine Neigung zuwandte und

nur mit Widerstreben der Berufung auf die Solitude folgte: dies sind Thatfachen, über welche keine Schilderung hinwegkommen wird.“

Die Versuche ferner, die „Laura“ der Gedichte in einer anderen Person zu suchen, als in der Person der Frau Luise Vischer, entspringen nach Weltrich nicht einem Bedürfniß des geschichtlichen Wissenstriebes, sondern frauenzimmerlicher Sentimentalität und frauenzimmerlicher Brüderie: man möchte als die Jugendgeliebte des Dichters eine würdigere, anmuthigere und „idealere“ Gestalt vor Augen haben als die Hauptmannswittwe, bei der Schiller zur Miethen wohnte. Aber diese Schönfeligkeit hat vor der Wahrheit die Segel zu streichen, und dieser „Idealismus“ ist ein falscher Idealismus. Der Hauptverfechter der Laura-Andrea-Theorie, Professor Haack hat, so lange er lebte, gerade in Stuttgart wenig Gläubige gefunden: weder Friedrich Vischer wurde von ihm überzeugt, noch der erste der damaligen Schillerkundigen, Wilhelm Vollmer. Bezeichnend ist Vollmer's briefliche Aeußerung: „Haack gab ausweichende Antworten und verwies auf eine von ihm beabsichtigte Beweisführung, die er schließlich mit in's Grab nahm. Die Schiller'sche Familie, in specie Frau v. Gleichen, griff ambabus nach der Laurahypothese, da ihr begreiflicher Weise die Hauptmann Vischerin fatal war. Ich war einmal dabei, wie sie ein Gedicht recitirte, das von Schiller sei und sich unter dessen Jugendpapieren befunden habe, und das die Augen der Laura feiere, aber jener Andrea; es fing, irre ich nicht, an: „Blaue Augen, auch zu preisen“, und war ganz und gar unschillerisch. Goethe nahm es nur mit Widerstreben unter die Jugendgedichte in der historisch-kritischen Ausgabe auf. Während des Druckes (oder Sages) erhielt er von mir einen Pack Bücher, den ich für ihn bei einem hiesigen Trödler erstanden. Darunter Gedichte von Schlotterbeck. Gleich beim ersten Aufschlagen fiel ihm das Gedicht „blaue Augen“ in die Augen, und er telegraphirte sofort an mich, ich solle das Gedicht nun aus den Correcturbögen entfernen lassen.“ Die hochnothpeinliche literarhistorische Untersuchung, ob das Verhältniß zur Frau Vischer zu neun Zehnteln oder zu acht oder nur zu fünf Zehnteln „platonisch“ gewesen sei, überläßt Weltrich alten Weibern. Bei Hoffmeister, dem einzigen seiner Vorgänger, dessen Biographie wissenschaftlichen Charakter hat, steht zu lesen, der sinnlich exaltirte Liebestraum der Lauragedichte sei alles andere eher als platonisch zu nennen. Minor bemerkt, Umstände und Zeugnisse ließen ein intimeres Verhältniß zwischen Schiller und der jungen Wittwe als völlig unmöglich erscheinen; dennoch fährt er fort: „Aber so ganz harmlos, wie es nach außen erschien, war es deshalb doch nicht; und dabei, daß Schiller mit dem Söhnchen und Töchterchen seine Spiele trieb, wenn er Abends nach Hause kam, wird es nicht immer geblieben sein. Noch später hat sich Schiller mit vollem Bewußtsein vor den Verlockungen jeder Kokette unsicher gefühlt.“ Gustav Schwab hat allen Klatsch, welchen die muthwillige Ueberlieferung der Jugendfreunde an Schiller's Namen hing, für bare Münze genommen; er zeichnet nicht anders, als hätte der Dichter der Anthologie der Sinnenlust die Seele verschrieben. Aber, entgegnete Weltrich sehr schön, „um ein Joch dieser Art zu ertragen, dafür war Schiller von Anfang an ein zu geistiger Mensch, und gerade die Stuttgarter Periode, indem sie von Entwürfen seines Genies gährte, bezeugt ein Leben in rastloser Thätigkeit. Schiller hat den Ansturm der Sinne empfunden; aber er wehrte sich ehrlich. Darin liegt das Wesentliche. Und daß er aus den Bedrängnissen des Jünglingsalters die Lauterkeit der Seele, die Gesundheit der Phantasie sich gerettet hat, das haben seine Werke mit Sternenschrift an den Himmel geschrieben.“

Die alte Streitfrage um den pädagogischen Werth oder Unwerth der Karlschule löst Weltrich mit der ganzen Autorität eines hierzu Berufenen. Eine lange Reihe von Jahren hindurch

an einer militärischen Hochschule (Kriegsakademie) und einer militärischen Mittelschule (Kadettencorps) im Lehramt, begegnete er an letzterer Anstalt mancherlei traditionellen Anschauungen und Einrichtungen, die mit denen der Schule des Herzogs auffällig übereinstimmten, und über ihren gemeinsamen Ursprung belehrte ihn die Encyclopédie française. Damit hatte er von der Stuttgarter Militärakademie gewiß ein lebendigeres Bild als die übrigen Schillerbiographen und durfte von besonderen pädagogischen Erfahrungen für die Abwägung des erzieherischen Werthes derselben Gebrauch machen. „Der Geburtsfehler der deutschen Kadettenschulen besteht darin, daß den Lehrern (Civilpersonen) die disciplinäre Gewalt entzogen ist und daß die Leitung der Anstalt in den Händen von Männern liegt, welche nicht unterrichten und anderen Standes sind als die Unterrichtsleute. Die mit dieser Einrichtung verbundenen Uebelstände vermindern sich zweifellos, wenn das Regiment in eine ausnahmsweise glückliche Hand gelegt ist; hat aber ein unfähiger oder ungeeigneter Officier die Leitung, so ergeben sich Zustände, die für einen auf seine Manneswürde haltenden Lehrer unerträglich, unausstehlich sind: bewußt und unbewußt sind alsdann Vorstand, Aufsichtsbeamte und Zöglinge gegen die Lehrer im Bund, und die Anstalt gleicht einem mit Züchtlern verschiedener Gattung bespannten Pflug.“ Auch an der Militärakademie des Herzogs Karl wirkten Officiere und militärische Aufseher neben den Lehrern, und vom Amte der Lehrer war die Erziehung („Aufsicht“ und Strafrecht) völlig getrennt. Hier aber trat eine Erscheinung zu Tage, zu der sich in der Geschichte des deutschen Unterrichtswesens kaum ein Analogon findet. Eine militärische Abtheilung, d. h. eine Abtheilung, die für die Ausbildung künftiger Officiere bestimmt war, bestand zwar von Ursprung an, aber ein militärisches Standesgefühl konnte in der Schule nicht aufkommen, da die Zöglinge der überwiegenden Mehrzahl nach für den Staats- oder Civildienst sich vorbereiten wollten. Die militärischen Aufseher waren bei der Jugend um des von ihnen geübten harten und oft rohen Druckes Willen verhaßt: so schlossen sich die Zöglinge enge und vertrauensvoll an die Lehrer an als an Diejenigen, von denen sie eine menschlichere und würdigere Behandlung zu erwarten hatten, und die militärische Leitung und Aufsicht bildete zu ihnen eine Art Gegenpartei. Daß mancher Schillerbiograph die Karlschule über Gebühr geschmäht hat, machen die Darlegungen Klüber's und Hauber's immerhin begreiflich, aber Weltrich wünscht jetzt, daß des Rühmens nicht allmählig zu viel werde, daß aus der Vertheidigung der fürstlichen Schöpfung nicht unter Hand eine, wiederum ungeschichtliche, Glorificirung werde. Und zu betonen ist auch, daß die Schillerbiographie ihrerseits das Recht, ja die Pflicht hat, im Auge zu behalten, in welchem Zustand sich die Schule befand zur Zeit, als der Dichter ihr angehörte, und mit vornehmlicher Rücksicht auf diesen zu fragen, von welcher Art ihr Einfluß auf die seelische und geistige Entwicklung der Jugend gewesen ist. Man erzählt, Franziska habe in späteren Jahren, als sie zu Kirchheim im Wittwenstande lebte, die Aeußerung gemacht, jeden Tag danke sie inbrünstig ihrem Schöpfer für die hohe Gnade, daß er sie auserkoren habe, in Schiller's Jugendgeschichte Manches zu mildern, manche Härte von ihm abzuwenden, vielleicht sogar zu seiner Erhaltung etwas beigetragen zu haben. Auch Ottilie Wilbermuth weiß von einer Gönnerschaft oder besonderen Protection zu erzählen, deren sich Schiller von Seiten der Gräfin erfreut habe; hier wird uns des Weiteren noch aufgetischt, daß Schiller ein schwärmerischer Verehrer Franziskas gewesen sei und daß sich in Franziskas Nachlaß einige Gedichte Schiller's gefunden hätten, in denen er mit dem maßlosen Feuer seiner ersten Jugendergüsse der hohen Dame diese Verehrung ausgesprochen habe, Ergüsse, welche vermuthlich so wenig dem Herzog als der Nachwelt vor Augen gekommen seien. Alle diese Nachrichten sind unglaubwürdig und gehören in das Gebiet jener mit Zähigkeit

fortgepflanzten Legenden und anekdotenhaften Erzählungen, an denen für Schiller's Jugend kein Mangel ist und deren Ausmerzungen der ernstesten Biographie zu schaffen machte. Es ist von geschichtlichem Standpunkte aus zu bedauern, daß Laube's „Karlschüler“ unrichtigen Vorstellungen der geschichtlichen Art neue Nahrung gegeben und sie in weite Volkskreise getragen haben. Aber dieses Drama entstellte ja überhaupt den geschichtlichen Hergang und ist in dem, was es als Milieu giebt, naturlos, wie Weltrich sich ausdrückt.

Doch genug der Kostproben aus dieser Meisterbiographie. Nur eine schöne Stelle sei noch herausgehoben: „Die literarische Beschäftigung mit Schiller ist in neuerer Zeit wiederum in lebhafter Zunahme, in einem Aufschwung begriffen, die historische und kritische Arbeit, die an seinen Namen geknüpft ist, hat sich vertieft und wird nach mehreren Richtungen hin abschließend. Zwar noch nicht hinter uns liegt eine Aufgabe, welche der Geistesbildung der Deutschen ein Jahrhundert gestellt hat: mit dem gleichen Maße der Gerechtigkeit Goethe und Schiller, die beiden Großen, zu messen, den tiefen Gegensatz ihrer geistigen Naturen zu verstehen und doch eines empfänglichen Sinnes für beide zu sein. Wir wissen, wie oft Zeitströmungen, Parteinosen, Schulansichten und persönliche Neigungen Schiller gegen Goethe und Goethe gegen Schiller ausgespielt haben; das Eine ist so falsch wie das Andere. Es hat aber den Anschein, als ob nachgerade die Einsicht wachse, daß, wenn auch Goethe der Größere ist, Goethe als Erzieher und Führer der Nation doch der Ergänzung durch Schiller bedarf und wir den Einen so wenig entbehren können wie den Andern. Sie selbst haben sich in einem Freundschaftsbund geeinigt, und ihnen nachwandelnd jenen Gegensatz zu überbrücken, ist derer, die sich mit Vorliebe zu Goethe, wie derer, die sich mit Vorliebe zu Schiller bekennen, Pflicht; es ist ein Vermächtniß der Heroen.“ Einen wohl gelungenen Versuch, die beiden „Heroen“ biographisch-kritisch im Zusammenhange zu schildern, hat neuerdings Moritz Ehrlich in seinem schönen Buche „Goethe und Schiller“ (Berlin, Grote) gewagt, keine Quellenstudie, aber eine warmherzige und feinsinnige Darstellung, der wir an Stelle der veralteten Werke von Lewes und Palleske die weiteste Verbreitung wünschen. Inzwischen möge der treffliche Weltrich sein wissenschaftliches Schillerwerk weiter führen und vollenden, unbekümmert um die als Popularisierer oder Wissenschaftler maskirten Piraten. Nun wenigstens sein erster Band vorliegt, werden wohl auch die „wissenschaftlichen“ Schillerbiographien, die bezeichnend genug ebenfalls nach dem ersten Band in's Stocken geriethen, plötzlich wieder Stoff haben und fortgesetzt werden. . . Möge es sich Weltrich nicht verdrießen lassen!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Begegnung.

Von Edgar Allan Poe.*)

Uebersetzung von Johanna Möllenhoff.

O du vom Schicksal verfolgter, räthselhafter Mann! Verwirrt durch die Fülle deiner Phantasie! Verzehrt von der sonnigen Gluth deiner eigenen Seele! Im Traume erscheinst du mir wieder. Noch einmal erhebt deine Gestalt sich vor meinem inneren Auge. Nicht etwa so wie du warst in den kalten Thälern und den trüben Schatten dieser Erde, sondern wie du hättest sein sollen: ein Leben voll

*) Dieses Phantasiestück des berühmten amerikanischen Erzählers, dem hier die Gestalt Byron's vorgeschwebt hat, ist noch nicht in's Deutsche übertragen worden und so gut wie unbekannt geblieben.

glänzender Träume verschwenderisch verstreut, in jener Stadt nebelhaft schimmernder Visionen, in deinem geliebten Venedig. In diesem von den Sternen begünstigten Göttersitz des Meeres. Venedig, das von den hohen Fenstern seiner Paläste finster brütend niederblickt auf die Geheimnisse seiner schweigenden Gewässer. Jawohl, ich wiederhole es — wie du hättest sein sollen! Gewiß wird es andere Welten geben, als diese — andere Gedanken, als die Gedanken der Menge — andere philosophische Betrachtungsweisen, als die Grübeleien der Sophisten. Wer also könnte dich tadeln wegen deiner traumversunkenen Stunden oder wegen jener Thaten, die nur als der überschwellende Erguß deiner unerlöschlichen Kraft zu betrachten sind?

Es war in Venedig, unter dem bedeckten Bogengange, welcher den Namen der Seufzerbrücke führt, wo ich zum dritten oder vierten Male dem Manne begegnete, von dem ich hier rede. Die einzelnen Umstände dieser Begegnung tauchen vor meiner innerlichen Anschauung nur noch in verworrenen Bildern auf. Aber in mir lebt die Erinnerung — ach und wie könnte ich das Alles je vergessen? — an jene finstere Mitternacht, an die Seufzerbrücke, an die Schönheit einer Frau und an den Genius der Romantik, wie er an den Ufern des schmalen Canals auf und nieder wandelte.

Es war eine ungewöhnlich finstere Nacht. Von der großen Uhr auf der Piazza hatte soeben die fünfte Stunde des italienischen Abends geschlagen. Der Platz des Campanils lag in schweigender Verödung da, und in dem alten Dogenpalaste verloschen die Lichter rasch nacheinander. Ich befand mich auf dem großen Canal, auf der Heimkehr von der Piazzetta begriffen. Aber als meine Gondel gerade der Mündung des Canals von San Marco gegenüber angelangt war, wurde die stille Nacht plötzlich zerrissen durch einen krampfhaft wilden, langgedehnten Schrei, der von einer weiblichen Kehle ausgestoßen schien. Durch den Ton erschreckt, sprang ich auf, während mein Gondolier das seiner Hand soeben entglittene einzige Ruder in der herrschenden Finsterniß aus den Augen verlor, ohne Aussicht es wieder erreichen zu können. So waren wir der Willkür der Strömung preisgegeben, welche hier durch den Eintritt des breiteren Canals in den schmaleren entsteht. Gleich einem großen schwarzgefiederten Condor trieb unsere Gondel langsam dahin, der Seufzerbrücke zu, als mit einem Male in den Fenstern des Dogenpalastes und bis über die Treppen hinunter tausend flammende Fackeln aufblitzten, die tiefe Dunkelheit der Nacht wie auf einen Zauberschlag in übernatürlich blendende Tageshelle verwandelnd.

Aus einem der oberen Fenster des stolzen Hauses war ein Kind, den Armen seiner eigenen Mutter entgleitend, in die Tiefe des trüben Canals hinuntergestürzt, und die stillen Wasser hatten sich schweigend über ihrem Opfer geschlossen. Obwohl meine eigene Gondel die einzige den Blicken erreichbare war, hatte sich doch mancher kühne Schwimmer bereits in den Strom gewagt, vergeblich an der Oberfläche nach dem kostbaren Kleinod der verzweifelnnden Mutter zu suchen, welches leider nur noch in der Tiefe des Abgrundes zu finden gewesen wäre. Auf den breiten schwarzen Marmorfließen vor dem Eingange des Palastes, einige Stufen über dem Wasser erhoben, war eine Gestalt erschienen, welche Keiner, der sie damals dort stehen sah, je wieder vergessen können wird. Es war die Marchesa Aphrodite, die von ganz Venedig vergötterte Dogaresa, — die Helterste unter den Frohsinnigen — die Lieblichste unter allen Schönen — aber trotz alledem das jugendliche Weib des alten ränke schmiedenden Mentoni, und die Mutter jenes schönen Kindes, ihres ersten und einzigen, welches jetzt tief unter den schlammigen Wassern in bitterer Todesnoth ihrer süßen Liebtosungen gedenken und sein zartes Leben in fruchtlosen Kämpfen erschöpfen mochte, um ihren Namen zu rufen. Sie stand allein. Ihr schmaler, schön geformter, nackter Fuß malte setu blendendes Spiegelbild auf den glatt geschliffenen schwarzen Marmor, auf dem sie stand. Ihr Haar, das für die Nacht erst halb gelöst und noch nicht von seinem Ballschmuck befreit war, ringelte sich, von Diamanten überrieselt, um ihren classisch geformten Kopf in Locken, wie die des jungen Hyacinth. Eine schneelig weiße Ge-

wandung, wie von zartem Seidenflor, schien fast die einzige Umhüllung ihrer zarten Glieder zu sein. Die mitternächliche Luft des Hochsommers war drückend schwül und unbeweglich; ebenso wenig war in der, einer Statue ähnelnden Gestalt eine Regung zu erkennen, welche die Falten des wie aus Duft gewebten Gewandes auch nur leise hätte erzittern lassen. Der schöne Körper war so reglos davon umgeben, wie von der starren Marmorgewandung einer Klöbe. Es ist seltsam zu sagen, aber die Blicke ihrer großen leuchtenden Augen waren nicht auf die Tiefe, nicht auf jenes Grab hin gerichtet, welches soeben ihre glänzendste Hoffnung verschlungen hatte, sondern sie waren in einer ganz anderen Richtung wie festgebannt. Wie mich dünkt, ist das Gefängniß der alten Republik das stattlichste Gebäude von ganz Venedig; aber wie war es nur möglich, daß die Blicke der jungen Mutter so unverwandt daran hängen konnten, während dort zu ihren Füßen, tief unter den schlammigen Wassern, ihr eigenes Kind mit dem Tode rang? Auch ist es gerade den Fenstern ihres eigenen Gemaches gegenüber, wo jene verstopfte, düstere Nische sich öffnet. Was kann in den schattenreichen Winkeln derselben, in ihrer Architektur, in ihren vom Epheu umrankten feierlich ernstesten Säulenverzierungen denn noch verborgen sein, was die Marchesa di Mentoni nicht schon tausend Mal zuvor angestaunt hätte? Doch wer wüßte es nicht aus eigener Erfahrung, daß in Augenblicken gleich diesen das Auge des Menschen wie in den Scherben eines tausendfach zertrümmerten Spiegels die Bilder seines Schmerzes vervielfacht erblickt und an unzähligen, weit entfernten Orten das wehevolle Leid zu erkennen wähnt, das er so ganz in seiner unmittelbaren Nähe hat?

Mehrere Stufen höher, als wo die Marchesa stand, und innerhalb der Wölbung der Wasserforte, befand sich in vollem Anzuge Mentoni selbst, an Gestalt einem Satyr ähnlich. Hin und wieder in die Saiten einer Guitarre greifend, schien er nur eine tödtliche Langeweile zu empfinden, während er von Zeit zu Zeit Anweisungen zur Auffuchung seines Kindes ertheilte. Voller Bestürzung und noch ganz entsetzt, wie ich es war, versagte mir die Kraft zur freien Bewegung. So fühlte ich mich gezwungen in der aufrechten Stellung zu verharren, wie ich in meiner Gondel aufgesprungen war, als der erste Schrei mein Ohr berührt hatte. Vor der aufgeregten Menge mußte ich wie eine gespenstliche, unheilverkündende Gestalt erscheinen, als ich so mit bleichem Antlitz und starren Gliedern in der dunklen Gondel vor ihren Augen dahinglitt.

Alle Bemühungen zur Rettung des Kindes waren ohne Erfolg geblieben. Viele von denen, welche sich bei der Auffuchung am aller-eifrigsten gezeigt hatten, erschlafften in ihren Anstrengungen und gaben sich einer düsteren Verstimmung hin. Es schien für das Leben des Kindes nur noch wenig Hoffnung da zu sein; wie viel weniger noch für das Herz der Mutter! Doch siehe! Aus dem Hintergrunde jener finsternen Nische, von der schon die Rede war, und welche, zu einem Theil des alten Gefängnisses der Republik gehörend, den Fenstern den Marchesa gegenüber lag, schritt plötzlich eine tief in einen Mantel gehüllte Gestalt hervor. Sie trat in den Kreis der Beleuchtung, und einen Augenblick am Rande der schwindelnden Tiefe verweilend, stürzte sie sich mit raschem Schwunge in die Wasser des Canals hinunter. Als sie schon im nächsten Augenblick, das noch lebende, athmende Kind in den Armen haltend, neben der Marchesa auf den Marmorfließen erschien und der vom Wasser getränkte Mantel sich lösend, in schweren Falten zu ihren Füßen niederfiel, da erkannte die erstaunte Menge in dieser schönen Gestalt einen noch sehr jungen Mann, der schon damals den größeren Theil Europas mit dem Klange seines Namens erfüllte.

Nicht ein Wort kam über die Lippen des kühnen Retters. Aber die Marchesa? Gewiß wird sie jetzt ihrem Kinde die Arme entgegenstrecken, wird es an ihr Herz drücken, wird den kleinen Körper umklammert halten und es mit ihren Liebtosungen zu ersticken drohen. Doch nein! Andere Hände haben es dem Fremden entnommen, andere Arme haben es umschlungen, um es unbemerkt weit hinweg in den Palast zu tragen. Und die Marchesa? Ihr Mund, ihre feinen Lippen zittern, Thränen sammeln sich in ihren schönen Augen — in jenen

Augen, welche gleich dem Ananthus des Plinius sanft und fast von durchsichtiger Klarheit sind. Ja, Thränen sammeln sich in diesen Augen, und die ganze Gestalt erbebt bis in's Mark hinein, — die Statue ist vom Pulsschlag des Lebens durchzuckt. Das bleiche Marmorantlitz und den schwellenden Marmorbusen, ja sogar den schneeigen Marmor der Füße sehen wir plötzlich erglühen, als ob ein Feuerstrom sie durchflutete. Ein leises Schauern umspielt den zarten Körper, wie Neapels weiche Lüfte die üppigen Kelche der Silberlilien im Grase umsäuseln. Warum wohl die junge Frau erröthen mochte? Das ist eine Frage, auf die es keine Antwort giebt, wenn nicht etwa die: daß sie in der plötzlichen Bestürzung und in dem ersten Schrecken des Mutterherzens, womit sie der stillen Traulichkeit ihres Gemaches entstellte, nicht erst mit ihren zarten Füßen in die Pantöffelchen geschlüpft war, und ebenso wenig daran gedacht hatte, über ihre herrlichen Schultern die schickliche Hülle zu werfen. Welch' eine andere Erklärung hätte es denn geben können für ihr plötzliches Erröthen? Für den leidenschaftlich stehenden Blick der schönen Augen? Für den stürmischen Aufruhr der heftig wogenden Brust? Für den kramphastigen Druck der zitternden Hand? — Jener Hand, die, als Mentoni in den Palaß zurückkehrte, wie zufällig, sich auf die Hand des Fremden schmiegte. Welche Erklärung konnte es für den leisen — den so eigenthümlich leisen Ton jener bedeutungslosen Worte geben, welche von der jungen Frau hastig flüsternd zu ihm gesprochen wurden, als sie sich von ihm verabschiedete? „Du hast gesiegt!“ sagte sie, wenn nicht das Geräusch der Wasser mich seltsam täuschte. „Du hast gesiegt! Eine Stunde nach Sonnenaufgang werden wir uns treffen — — so soll es sein!“ (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die vorübergehende Erscheinung.

Ganz begeistert hob der Abgeordnete für Wackermannsau sein frisch gefülltes Sektglas und stimmte in den Ruf ein, der brausend um die Tafel ging: „Kaiser Wilhelm II. — hurrah, hurrah, hurrah!“ Die aus poetischer Schwärmerei und eiskaltem Raffinement seltsam gemischte Festrede des Präsidenten Graf Ballestrem hatte ihn im Innersten erregt, ihn wie alle seine Nachbarn, und die monarchischen Gefühle, die er für gewöhnlich in des Busens Tiefe schlummern ließ, vom Scheintode auferweckt. Der Vertreter des Kreises Wackermannsau war in den Reichstag gekommen, er wußte selber nicht wie. Seine Partei hatte ihn als Zählcandidaten, als puren, ordinären Zählcandidaten aufgestellt, und der Herr Zählcandidat war damit einverstanden gewesen, weil er von der regen Agitation, die die Partei sich bei ihren Mitteln leisten konnte, ersprießliche Reclame für sein Geschäft erhoffte. Und dann war er in der Stichwahl plötzlich zu allseitiger peinlicher Ueberraschung durchgedrungen. Zunächst hatte er entrüstet ablehnen wollen. Eine solche Fopperei brauchte er sich nicht bieten zu lassen. Schließlich aber fiel ihm ein, daß er ja ohnehin die Reichshauptstadt in gemessenen Zwischenpausen besuchte, um von Zeit zu Zeit menschlich essen und das Milieu der *lex Feinze* studieren zu können. Das Mandat gewährte ihm freie Fahrt erster Classe zwischen dem heimathlichen Städtchen und Berlin, gleichzeitig auch eine jamose Ausrede, der sogar seine befremdlicher Weise immer höchst mißtrauische Hauschre sich beugen mußte. Aus diesen Gründen beschloß der Ueberlistete, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er wies im Kreisblatte die Geschäftsfreunde darauf hin, daß sie nicht nöthig hätten, in Folge seiner Wahl ihre schätzbaren Aufträge der Concurrrenz zu überschreiben. Er werde nur an den wichtigsten Bestimmungen in Berlin theilnehmen und auch dann immer wieder frühzeitig mit dem ersten Morgenzuge nach Wackermannsau zurückkehren.

Da er als Reichstagsabgeordneter die Kosten für die Bahnfahrt erspare, sei er in der glücklichen Lage, seinen Kunden alle Berliner Artikel billiger als jede Concurrrenz liefern zu können.

Der Erwählte von Wackermannsau kam den vornehmsten Pflichten eines Volksvertreters mit Eifer nach. Er gab seine Karte beim Oberhofmarschall und beim Reichskanzler ab, ward auf jedem parlamentarischen Abend in der Nähe des Büffets gesehen und versäumte weder das Stettiner Tafessen der „Deutschland“ noch die Caviarprobe im Aquarium. Auch dem Festdiner, womit der Reichstag Kaisers Geburtstag feierte, wohnte er standhaft bis zur Leerung der Fruchtschale bei. Seine Fraction hatte sich in früheren Jahren von dergleichen Veranstaltungen fern gehalten. Sie verleugnete nicht völlig die Errungenschaften von 1848, und außerdem war damals Rudolf Mosse noch nicht erklärt königsfreundlich. Seitdem hatten sich indeß die Anzeichen dafür vermehrt, daß langsam zwar, doch sicher eine entschieden freisinnige Aera heraufzog. Und heute, wo sämtliche Mitglieder der Fraction — ein sonst nie eintretender Fall — um den Tisch des Hauses versammelt waren, lohete gerade aus ihrer Mitte der hellste Enthusiasmus, die reinste Liebe für das gekrönte Geburtstagskind empor. Wie angenehm schauert es sich bei Whittables, Känguruschwanz-Suppe, Tapan und south down um eine geistige Standarte! Als Graf Ballestrem von der großen Individualität und den großen Intentionen des herrlichen Kaisers sprach, davor alle Welt in Bewunderung versunken stände, fuhren die Temperamentvollen unter den Rallirten jauchzend von ihren Siben auf. Und sie waren Alle temperamentvoll. Am lebhaftesten geberdete sich der Abgeordnete für Wackermannsau, der jetzt sogar, in lothaler Erinnerung an die Englandsfahrt, mit Vergnügen einen Beitrag für die Hinterbliebenen der am Spionkop gefallenen Tommy Atkins gezeichnet hätte. —

Sein Nachbar zur Linken stieß fröhlich mit ihm an. „Welch' erhebende Stunde!“ sagte er. „Es ist die glänzendste und anregendste, die ich je im Reichstage erlebt habe.“ Da der Herr noch nie vorher eine ganze Stunde lang im Reichstag gesehen worden war, ließ sich über seine Behauptung nicht streiten. „Wie eine Offenbarung wirkt dieser Abend auf mich. Sie wissen, ich bin etwas nationalsocial angehaucht. (Der Vertreter von Wackermannsau wußte das nicht; er erinnerte sich sogar sehr deutlich, daß der Sprecher früher dringend verdächtig gewesen war, dem Bunde der Landwirthe nahe zu stehen. Allerdings hatte sich der Bund seitdem manche bedeutsame Günst verschert; viele seiner Freunde waren gemäßigelt, andere sogar vom Hoflager verbannt worden, weil sie allzu ernsthaft an der auch vom Reichstagspräsidenten Graf Ballestrem mit Recht verlästerten constitutionellen Doctrin festhielten.) „Sie wissen,“ fuhr der Nationalsocial fort, „daß ich mich meiner neuen unverbrüchlichen Ueberzeugung erst von der Stunde an erfreue, wo Se. Majestät den Stumm'schen Standpunkt aufgaben und die Nationalsocialen sich Ihnen näherten, indem sie durch Pfarrer Köpfschle's Mund den Anschluß an den Bauernverein Nordost empfahlen.“

Der Wackermannsauer hatte von dieser historischen Thatsache keine Ahnung, hielt es aber für geboten, wiederholt mit dem Kopfe zu nicken.

„Was? zog mich so übermächtig zu der kleinen Gruppe hin?“ fragte der Andere und sah den Nachbar herausfordernd an, der verlegen sein Glas leerte, weil er absolut unfähig war, eine passende Antwort zu geben. „Nun, was sonst als die Liebe zur Flotte! Heute ist es ja sehr leicht und einfach, den Marine-Amant zu spielen, heute ist die Sache sozusagen Wertheim-Mode, Ramscharttkel. Aber ich verschmähe es, mit der Masse zu gehen. Und eben darum schloß ich mich der kleinen Gruppe an, die seit sechs Jahren den Flottengedanken fördert. Glauben Sie mir, ihr gehört die Zukunft!“

„Sofern sie eine Fusion mit der Freisinnigen Vereinigung einget, allerdings“, glaubte der Wackermannsauer bemerken zu sollen.

„Sehen Sie sich nur an der Tafel um!“ fuhr der Flottenfreund mit erhobener Stimme fort. „Wohin Sie blicken, lauter Anhänger der Schiffsverdoppelung. Einige zögern und schwanken noch, aber wirkliche,

entschlossene Widersacher finden Sie keine. Ich will mich nicht als Prophet aufspielen, aber das glauben Sie mir: der Reichstag der Zukunft wird zusammengesetzt sein wie diese Festgesellschaft. Sagen Sie mir, was fällt Ihnen vor Allem an ihr auf?"

Dem Interpellirten wurden diese verzwickten Fragen nach dem siebenten Glase Sect ganz unsagbar lästig. Doch zwang er sich zu einem Rächeln, da er seinen Nachbar für einen kommenden Mann zu halten begann, für einen jener zahlreichen Streber, die der Reichstag nach Ansicht des Grafen Ballestrem ausstreckt, um die kühn emporragende Spitze des Kaiserthums zu stützen. „Eigentlich nichts!“

„O! Bemerken Sie nicht, daß kein Socialdemokrat unter uns weilt?“

„Aber das ist doch selbstverständlich!“

„Selbstverständlich? Meinen Sie? Ich kann Ihnen nur sagen, mit dieser Anschauung stehen Sie sogar in Ihrer Fraction, die gewiß aufrechte Männer und gerade Rücken in Fülle birgt, sehr vereinzelt da.“

Der Wadermannsauer erschrak. Und der herbe Deuz & Geldermann schmeckte ihm plötzlich widerlich süß.

„Se. Majestät sind der Socialdemokratie weit entgegen gekommen, indem sie sie eine vorübergehende Erscheinung zu nennen geruhten, die sich austoben würde. Nicht immer hatten Se. Majestät diese milde und verständliche Auffassung. Denken Sie an das Wort von der Rote Menschen, die nicht werth seien, den deutschen Namen zu tragen; an die Rede, die der Monarch just vor Jahresfrist auf dem Brandenburgischen Provinziallandtage hielt und worin er davon sprach, auf die Thiere zu gehen, die die Wurzeln der Reichsreiche benagen, und sie auszurotten. Es ist unverzeihlich, daß die Socialdemokratie so wenig diplomatisches Geschick besitzt und sich die Wandlung in den kaiserlichen Anschauungen nicht zu Nutze macht. Seien Sie überzeugt, wenn heute wenigstens ein Paar von den Leuten hier angetreten wären, um so den guten Willen der Partei zu bezeugen, oder wenn sie jetzt Mann für Mann die neue Flotte bewilligten — wir Modernen hätten Oberwasser, und es gelänge uns, die conservativ-agrarische Reaction und Rebellion endgiltig zu erwürgen. Aber leider — die Nebel und Genossen haben nichts gelernt und nichts vergeffen.“

„Sie werden das Wort von der vorübergehenden Erscheinung selbst für eine vorübergehende Erscheinung halten.“

Der kommende Mann lehnte sich behaglich weit in seinen Stuhl zurück und ließ die Blicke über die glänzende Versammlung schweifen. „Lieber Freund — darauf kommt doch im Grunde wenig an. Genug, heute bietet sich uns eine unerhört günstige Gelegenheit, den Kaiser zu dem Schritte zu veranlassen, der nöthig ist, der kommen muß, den er auch selber thun will und von dem er bisher eigentlich nur noch aus Pietät abgesehen hat. Ach, hätten wir mehr Politiker von der Art unseres verehrten Präsidenten, Leute, die ihre modernen Anschauungen dem Kaiser mundgerecht zu machen verstehen, deren Ueberredungskunst Jabot und Escarpins trägt! Manches läge anders! Es ist doch klar, wie die Dinge sich einmal entwickelt haben, geht es mit der Herrschaft des Feudalismus und der Verzärtelung des Agrariertums nicht lange mehr weiter. Wir müssen den Uebergang zum Industriestaate, der thatsächlich längst eingetreten ist, auch officiell vollziehen. Die kaiserliche Politik steuert dahin. Glauben Sie denn, Fürst Hohenlohe habe auf dem Geographentage aus eigenem Antrieb das Wort gesprochen, daß die Bündischen und ihre Hülfstruppen so übel vermerkt haben? Glauben Sie denn, die stolzen kaiserlichen Träume vom Größeren Deutschland und deutscher Weltpolitik wären erfüllbar, wenn unser Export sich auf Brufen, Cichorie und Kartoffelschnaps beschränkte? Es giebt in Deutschland keinen wärmeren, überzeugteren Anhänger des Gedankens, daß wir mit allen Mitteln den Weltmarkt erobern müssen, als Wilhelm II. Längst schon hat er mit steigendem Unwillen den zähen und trügigen Widerstand vermerkt, den die ländlichen Vertreter ihm und seinen Idealen entgegenstellen. Doppelt reizt seinen gerechten Zorn ihre eigensinnige Opposition gegen den grandiosen Canalplan; und daß sie nur lau und halben Herzens für die Flotte

sind, ist ihm ebenfalls nicht entgangen. Die inneren Beweggründe, von denen die Herren sich leiten lassen, kennt er dazu recht gut, und diese Kenntniß ist ihm ein noch schärferer Stachel in die Seele. Einmal will man die Fortsetzung der deutschen Weltpolitik, die doch Wilhelm II. so kraftvoll inaugurirt hat, unmöglich machen, und außerdem der Krone seine Macht zeigen. Welche von beiden Beleidigungen wird den Kaiser wohl tiefer kränken?“

„Allerdings,“ antwortete der Wadermannsauer auf diese neue rhetorische Frage.

„Und nun bedenken Sie gefälligst, was für ein Anblick sich im Gegensaß zu der nebelgrauen ostelbischen Landschaft dem Monarchen bietet, wenn er auf die lachenden Gesilde des neuen Liberalismus schaut, der um der Herrschaft Willen mit Kunsthand fünf gerade sein läßt und echt ballestremisch auf alle constitutionellen Fragen verzichtet. Weltpolitik — hurrah! Die Flottenvergrößerung — hurrah! Eroberung des Weltmarktes — hipp hipp hurrah! Und nun gar der Mittelcanal! Haben wir ihm zu Liebe nicht den letzten Rest unserer altliberalen Gefinnungen abgestreift, Bestrafung und Dienstentlassung der Beamten verlangt, die pflichtgemäß — Sie verstehen mich recht, nach ihrer Ueberzeugung pflichtgemäß — gegen ihn stimmten? Haben wir nicht die Regierung Abends und Morgens zum Verfassungsbruche gehest, wir, die Liberalen? Mit Leib und Seele stehen wir zum neuen Kurse, stützen ihn durch unsere Presse, leisten ihm jeden Frohn- und Sklavendienst, den er begehrt. Wenn der Monarch trotzdem noch nicht unsere geistige Standarte aufgepflanzt und sich an unsere Spitze gestellt hat, so liegt das allein an unserer Schwerfälligkeit. Wir sind nicht im Stande, ihm die verlässliche Mehrheit zu bieten, deren er durchaus bedarf, wenn der Feldzug gegen den rückständigen Agrarconservatismus erbarmungslos und erfolgreich ausgefochten werden soll. Wir hungern nach der politischen Macht, wir modernen Liberalen; wir haben ein Recht auf sie, denn wir sind die wirtschaftlich Ueberlegenen. Und doch zerschellt Alles an unserer politischen Schwäche.“

Dem Vertreter für Wadermannsauer imponirte sein Nachbar immer unsäglich. Er bot ihm eine von den Cigarren an, die er dem Wohlwollen des üppigsten Rauchers der Fraction verdankte.

„Ich begreife,“ sagte er. „Das Hinderniß ist die Socialdemokratie.“

„Was den Canal anbelangt, so hat sie ja wacker für uns gewirkt, eine willkommene Hülfstruppe, und uns oben mehr Ansehen verschafft, als wir aus Eigenem je hätten erringen können. Aber die Flotte! Und diese intransigente Haltung in der Form, während sie in der Sache, in dem Wunsch, die Ostelbier zu zerschmettern, doch mit uns einverstanden ist und sein muß! Neulich, als der Präsident die Trauerkunde vom Ableben der Kaiserin-Mutter mittheilte, machten sie einen ersten Versuch, sich artig zu betragen, und er sah recht hübsch aus. Aber von Kaisers Geburtstagsfeier gefliessen fern zu bleiben... Schade, es zerstört wieder blüthenzarte Hoffnungen und Entwürfe. Es hätte oben eine noch friedfertiger Stimmung hervorgerufen und uns Perspektiven erschlossen... Perspektiven —“

„Mir scheint doch — Majestät und Sie selbst, verehrter Herr College, unterschätzen die tumultuarische Unbändigkeit und Gefährlichkeit der Socialdemokratie!“

Der Andere lächelte sehr überlegen. „Mit Speck fängt man Mäuse. Der Kanonenheine zum Beispiel, glauben Sie denn nicht, daß der Lust hätte, den deutschen Millerand zu mimen? Nachher zieht man dann andere Saiten auf.“ Er grinste förmlich vor Freude. „Glauben Sie mir, es handelt sich hier thatsächlich nur um eine vorübergehende Erscheinung. Nichts ist nachher erforderlich als die eiserne Faust. Mit Scorpionen, nicht mit Ruthen muß der Unnutz gezüchtigt werden. Ich setze den Fall, wir gewinnen die Socialdemokratie als Bundesgenossen für den Kampf auf's Messer, den wir mit dem Agrariertum zu bestehen haben; ich setze den Fall, wir zerstörten mit ihrer Hilfe ein für alle Mal die politische Macht Osteliens und kämen an's Ruder, ohne noch einen Rückschlag befürchten zu müssen; so daß

dann als Feind des neoliberalen Gedankens, der börjencapitalistischen Wirtschaftsordnung, nur unsere Verbündete von gestern, die Socialdemokratie, die Arbeiterklasse übrig bliebe. Ja, trauen Sie denn liberalen Staatsmännern nicht den Muth zu, Zuchthausgejeze zu geben und Zuchthäuser bis zum Rande zu füllen mit widerhaarigen Kerlen, die durch den Gewerkschaftsrummel und durch Streiks unsere blühende Ausfuhr-Industrie gefährden? Wir würden den Profit nicht antasten, unsere Fondsbörse nicht tagtäglich beunruhigen und flau machen lassen durch eine zügellose, begehrliche Proletarier-Bewegung. Wir würden die Staatsmänner stellen, die es heute nicht giebt, weil unter den Ministern der alten Schule noch immer die Sentimentalität grassirt, weil man hier noch immer im Arbeiter den Stammes- und Volksgenossen ehrt. Nun, das haben wir Modernen Gottlob nicht nöthig."

"Setzt verstehe ich," meinte der Zuhörer und neigte sich bewundernd. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

"Das Bärenfell". Schwank von Gustav Kadelburg. (Agl. Schauspielhaus.) — "Fastnacht." Schauspiel von Richard Jaffé. (Leistungstheater.) — "Der goldene Käfig". Schauspiel von Felix Philippi. (Berliner Theater.)

Eine von Narrenhänden beschmierte Gypsbüste, einige Cigarrenkisten und Cognacflaschen, ein Paar alte Stiefel, eine Pagode, etliche leicht umzuwerfende Stühle, ferner ein Koffer, Balken und Uhren — das sind, wenn ich es recht im Gedächtniß behalten habe, die Gegenstände, woraus Herr Kadelburg seinen neuesten uralten Schwank zusammengesetzt hat. Gypsbüste, Cigarrenkisten, Cognacflaschen, alte Stiefel, Stühle, Balken, Uhren, Pagode und Koffer — darin besteht der Witz und die dramatische Handlung eines Dichterverkes, dem von der Intendanz der hiesigen königlichen Schauspiele die ehrenvolle Aufgabe zuertheilt worden ist, die wahrscheinlich stattliche Reihe ihrer literarischen Leistungen im zwanzigsten Jahrhundert zu eröffnen. Herr Kadelburg bedeutet ohne Herrn Blumenthal soviel wie Herr Blumenthal ohne Herrn Kadelburg, nämlich nichts. In ihrem Falle ergibt sich erst aus der Addition zweier Nullen eine Eins.

Dskar Blumenthal mag weiblich gelacht haben, als er von dem Schwank seines Freundes Kunde erhielt. Außer ihm aber wird "Das Bärenfell" Niemand in diese angenehme Gemüthsbewegung versetzen. Herr Kadelburg fiel eines Tages, wie gewöhnlich, nichts ein, und gleich schrieb er drei Acte um die fehlende Idee herum. Der übliche Erbentel geht sterbkrank nach dem Süden, und die Erben nisten sich sofort in seine leerstehende Villa ein, wo sie, die angeblich gebildeten Menschen, wie die Hunnen haufen. Selbstverständlich teirt der Enkel vollständig genejen zurück, hält dem beschämten Erb-Pöbel eine derbe Rede und heirathet schließlich eine rüstige Wittib, um so alle ihre Hoffnungen zu Wasser zu machen. Man soll das Fell des Bären nicht eher theilen, als bis er erlegt ist. Schade, daß einem der hübsche Titel-Einanspruch durch Kadelburg's drei Acte so völlig verkehrt wird. Und schade, daß dieselbe Bühne, auf die doch einmal Schiller's Wort von der moralischen Anstalt zutrifft, jetzt ihren Beruf dahin aufjaßt, Kadelburg'sche Moral zu lehren.

Von dem Director des Münchner Schauspielhauses verlangten die geriebenen Weißen Köhl-Dichter 12,000 Mark Honorar für die bisher allenthalben durchgefallene Fortsetzung des Giesecke-Schmarrn, und als der arme Mann sich gegen diese dreiste Forderung mit der bescheidenen Begründung wehrte, er könne doch sogar seinem anspruchsflofen Publicum das Stück nicht öfter als vier bis fünf Mal vorspielen, da antwortete man ihm: "Dann zwingen Sie das Publicum, indem Sie das Stück ohne Unterbrechung zwei Monate lang auf dem Repertoire lassen. Ein Theaterdirector muß eben verstehen, so ein Stück in Schwung zu bringen." Jedes Wort Dskar Blumenthal, wie er leibt und lebt. Seine Berliner Kunst-Schwemme, über deren angeblichen Leiter er unarmherzig die Paragrappen-Reiße schwingt, arbeitet lange schon nach dem preiswerthen Principe, und es ist sein gutes Recht, sein eignes Theater zu verhandeln. Daß es aber nöthig ist, daneben noch eine zweite Berliner Bühne in den Dienst der rührigen Firma zu stellen und ihr dadurch die Düpirtung der Provinz noch mehr zu erleichtern, das darf billig bezweifelt werden. Besonders, wenn diese zweite Bühne von dem preussischen Könige subventionirt wird und sich seines königlichen Namens bedient. Es ist zu hoffen, daß der Monarch zum alten Hohenzollern'schen Krückstock greift, sobald er einmal die Zeit findet, sich den Schandfleck näher anzusehen, womit die Blumenthal-Kadelburg'sche Halbwelt-Rufe das ehrwürdige Haus am Gensdarmenmarkt beschmutzt hat.

Zu den unvorsichtigen Dichtern, die aller Warnungen unerachtet ihre Theaterstücke noch in die Blumenthalia tragen, gehören die Herren Jaffé

und Rudolf Stray, — oder eigentlich nur der Verfasser des graulichen Signorelli-Bildes, denn der sehr begabte Heidelberger Schriftsteller Stray hat zu dieser Halbdiichtercompagnie bloß seinen alten Leihbibliothekenroman "Arme Thea!" als Vorlage geliefert. Jaffé dramatisirt ihn so gründlich, daß er nicht nur ein zweiactiges Schauspiel daraus schneidert, sondern auch noch ein Vorspiel "Der Außensteier", den die Theaterzensur knapp vor der Aufführung verbot. Das übrige Stück hätte sie auch gleich behalten können, denn die Bühnenbekanntschaft lohnt sich nicht. Was in Bracco's "Pietro Caruso", den Zaccani nach Berlin brachte, in einem schlagkräftigen einen Act abgehandelt wird: ein verlumpter Vater erschießt sich, um dem Glücke seiner Tochter nicht im Wege zu stehen, — dazu brauchen Blumenthal's Dichter einen langwierigen Roman und einen eben solchen Theaterabend. Daß der noble Bräutigam, der den compromittirlichen Schwiegervater kaltblütig in den Tod treibt, ein Eitel ist, der eher selbst eine Kugel verdient, als die Hand der lieblichen Thea, die mit ihm gewiß ungeheuer glücklich wird, das kann nur der Gefühlsrohheit kühl rechnender Literaturspeculanten entgehen. Die vielleicht beabsichtigte Satire auf die vornehme Welt und ihre anrüchige Spiel- und Sportseite — der Papa war früher Agent eines Wettbureaus —, die pikante Milieuschilderung und das Charakterstück gehen in einem Brei von Nührung und falscher Sensation unter. Die Aufführung war schon bössartig. Besonders der bewährte Sonntag-nachmittagsprediger mit den Kunstpausen, Herr Adolf Klein, jammerte und grimassirte, daß es einen Stein erweichen konnte, ließ aber doch sogar das Sonntagspublikum kalt. Trotzdem constatiren Blumenthal's Mitverschwozene im Berliner Tageblatt einen "ehrlichen" Erfolg. Diese Ehrlichkeit wird, bis diese Zeilen erscheinen, wohl auch schon am längsten gelebt haben.

Auch beim Berliner Theater hat man, faustisch gesprochen, das Mißbehagen des Gefühls. Niemand weiß, wer dort Koch, wer Kellner ist, und bei wem sich die Kritik über die dramatischen Wettelsuppen zu beschweren hat, die dort zu haben sind. Director Brasch ist gegangen worden, und Paul Lindau, der mit viel schönen Reden unter dem befalligen Mäuschen des Blätterwaldes das Scepter ergriff, ist auch heute noch nicht Director. Pfeifen es doch die Spazier von allen Dächern, daß ihm die sittenstrenge Polizei die Concession noch immer verweigert. Die Theaterzettel verschweigen darum auch den Namen des Leiters, und nur verchämt erscheint er zuweilen hinter der Notiz: in Scene gesetzt von . . . zumeist bei Vorstellungen, deren sich das Berliner Theater nicht zu berühmen braucht. So bei Zulda-Molière's Tartuff, dem Heine- und dem Jahrhundert-Festspiel, — alles Inszenierungen, die uns beweisen, daß Lindau doch nicht lange genug die künstlerische Luft Meiningens geathmet und zu lange in Köpchenbroda geweilt hat. Für den sächsischen Marktleden paßt auch der Philippi-Abend besser, als für die Reichshauptstadt — so Stück wie Darstellung. Der fingerfertige Theatraliker ist von seiner Vorliebe für dialogisirte Leitartikel und Localnachrichten noch immer nicht curirt, und nichts bereitet ihm eine größere Freude, als wenn ihm ein naiver Zuschauer sagt: "Ich hab' erathen — Sie meinen mit dem Wohlthäter der Menschheit Schweninger und sein Kirchhofabenteuer!" So hat Philippi nach einander alle möglichen "hochastuellen" Stoffe der Tagesgeschichte in "picanter" Verschleierung auf die Bühne gebracht, zuletzt sogar den Conflict des jungen Kaisers mit dem alten Bismarck ("Das Erbe"). Diesmal fructificirt er in seiner geschmackvollen Art den internationalen Hofstaatsch. Ein in der hohen und niederen Politik bewandertes Zuschauer neben uns brummt während der Vorstellung die verschiedenartigsten Deutungen und Lösungen vor sich hin: "Kronprinz Franz Ferdinand ist gemeint! Nein, Kronprinzessin Stephanie! Nicht doch, der Coburger in Bulgarien! Jetzt ist es wieder der Prinz von Rumänien! Aha, Johann Orth!" Herr Philippi hätte an diesem Sport gewiß seine Freude gehabt, aber eigentlich besteht die Aufgabe eines Dramatikers kaum darin, uns tagesechtliche Räthsel aufzugeben. Ja, wenn wenigstens die Form literarisch wäre oder auch nur unterhaltend. Aber das schlechte Schauspielereudeutsch des Herrn Philippi schlägt einem gebildeten Menschen auf die Nerven, und sein ganzes Stück ist uninteressant und langweilig. Da wird uns die Geschichte von dem bewußten oder unbewußten deutschen Prinzen erzählt, der einen Thron im Balkan ausschlägt und dem goldenen Käfig des Hoflebens entflieht, weil er eine blondgefärbte Goa liebt, die nicht bloß Vorleserin der alten Herzogin, sondern auch die Tochter eines alten Demokraten ist. Und da der Liebling aller Theaterassirer nur einen sogenannten guten Ausgang brauchen kann, so wird der fürchterliche Conflict im letzten Acte spielend einfach gelöst: der ergrimimte Herzog wird plötzlich sanft und ebenso edelmüthig, wie alle die anderen Personen, und Prinz Arthur bekommt seine in den Adel "abgeschobene" Vorleserin. Und darum vier lange Aufzüge mit anspielungsreicher Leitartikeln, aufgeregtem Wortschwall und wilden Actschlüssen! Aber Philippi ist unbeliebar, und demnach wird er wohl auch die Dreijus-Affaire oder den Bürgermeister Krüskner auf die weltbedeutenden Bretter zerrn, die ihm sein bis dann hoffentlich concessionirter Freund gewiß abermals zur Verfügung stellen wird.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Tab. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), verfehlter Stenograph, Maschinenschreiber (Hammond), sucht unt. beschr. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Theater = Kritiker

für das rezipierende Drama, von einem hervorragenden süddeutschen Organ gesucht. Es wird nur auf eine erste Kraft reflektirt.

Offerten mit Referenzen u. unter M. N. 3882 an den Verlag der „Gegenwart“, Berlin, Mansteinstrasse 7, II.

Thüringisches Technikum Jilmenau für Maschinen- und Elektrotechniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Hübner, Brandes, Büchner, Crispi, Dahm, Daubet, Egby, Fontane, Groth, Haedel, Hartmann, Heße, Jordan, Kipling, Leoncavallo, Lindau, Lombroso, Meschtscherki, Niagara, Nordau, Ollivier, Pettenkofer, Salisbury, Stenkiemica, Simon, Spencer, Spielhagen, Stanley, Stoeder, Strindberg, Suttner, Wildenbruch, Werner, Zola u. v. A.

Eleg. geb. 2 Bde. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire, Consulat, Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitoli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einlieferung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.



Nahrungs-Eiwassers.

1 Kilo TropoN hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. TropoN setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. TropoN hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von TropoN ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

TropoN-Werke, Mülheim-Rhein.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und Wissenschaft.

General-Register 1872 - 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direct gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaut, Uhde, Studt, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fittger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Leffer, Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lecher, Jügel, Parlaghi, Mackensen, Starbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Zummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einföndung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospecte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichnete Anst. Deutschl.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeitspalten 80 Pf.

Inhalt:

Colonialpolitische Fragen. Von Ed. Wied. — Eine Akademie für Socialwissenschaften. Von Dr. B. Bode (Weimar). — Literatur und Kunst. Die Philosophie im neunzehnten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann. — Die Japanische Literatur. Von Chr. Pappis. — Feuilleton. Eine Begegnung. Von Edgar Allan Poe. Uebersetzt von Johanna Wöllenhoff. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt. Der starke Fimmel. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Colonialpolitische Fragen.

Von Ed. Wied.

Der Hauptgrund dafür, daß es mit unseren Colonien nicht recht vorwärts will, liegt im Ueberfluß oder im Mangel an Vertrauen am unrechten Ort. Zu viel Vertrauen zeigt die Verwaltung, die vom grünen Tisch aus die fremden Gebiete regieren will und zwar in der bei uns beliebten omnipotenten militärisch-polizeilich-bureaokratischen Weise. Da werden oft ganz junge Beamte und Officiere hingeschickt, um Alles zu reglementiren, und wenn dann der Größenwahn in acuten Tropenfieber ausartet und uns Fälle wie Leist, Welan, Arenberg vor aller Welt bloßstellen, dann wundert man sich daß in hohen und niederen Regionen. Und zu wenig Vertrauen haben wir wieder, wenn wir unser Geld nicht für coloniale Aufgaben anlegen, sondern lieber in Portugiesen, Spanier und Griechen speculiren. Doch diese Zurückhaltung unserer Capitalisten ist nur zu begreiflich. Statt von England zu lernen, daß eine Handelscolonie unter kaufmännischer Leitung zu stellen ist, wird bei uns der Handelsmann und der Colonist von Anfang an bebormundet und chicanirt. Der hübsche Witz eines zu uns reisenden Fremden, der eine Tafel mit der berühmten Aufschrift: „Es ist verboten“ u. für die deutsche Grenzbezeichnung hält, gilt auch für unsere Colonien. Auch dort will man trotz aller Fehlschläge noch immer nicht einsehen, daß sich die Hauptfrage der Verwaltung darauf richten muß, die Möglichkeit des Erwerbes in jeder Beziehung zu fördern, unter Umständen selbst auf Kosten der Regelmäßigkeit ihres eigenen Betriebes. Es ist im Anfang der Entwicklung einer Colonie höchst gleichgiltig, ob einmal ein Schiff sich seiner Ladung ohne genaue Erfüllung aller Hafenregulationen entledigt, ob ein Ansiedler Arbeiten auf seinem Grundstücke begonnen hat, ehe sein Grundbuchblatt völlig in Ordnung war, ob er die Gelegenheit benutzt hat, sich anbietende Arbeiter in Dienst zu nehmen, ohne sich vorher mit den Behörden darüber zu verständigen. Ordnung in solchen Fällen ist gleichbedeutend mit geschäftlicher Knebelung, Unregelmäßigkeit ein Symptom des pulsirenden Lebens, und nur dieses bringt Entwicklung. Erst wenn Werthe vorhanden sind und deren Interessen collidiren, wird die strenge Ordnung zur Nothwendigkeit, die Erfahrung lehrt aber, daß sie dann von den Colonisten ebenso eifrig verlangt wird, wie man sie vorher gern umgeht. Es ist ein viel richtigeres Verfahren, eine große Anzahl Pflanzler sich ansiedeln zu lassen,

später Grundbuchblätter für sie anzulegen, selbst auf die Gefahr hin, anfänglich eine Ungenauigkeit mit unterlaufen lassen zu müssen, als von vornherein die peinlichst genauen Vorschriften für Erwerb von Grundbesitz aufzustellen und mit deren Durchführung Ansiedler bis zur Abschreckung zu langweilen. Sa man muß sogar die fiscalischen Interessen hintansetzen, so lange dadurch die Erwerbsmöglichkeit für das Individuum erleichtert und gefördert wird. Je mehr Ansiedler im Lande sind, desto kräftiger vollzieht sich seine Entwicklung, was in deren Anfangsstadien die Verwaltung an Einnahmen im Interesse der Colonisten einbüßt, trägt in kürzester Zeit tausendfältige Früchte. Nach unserer Ansicht dürfte dem Erwerbe von Grundbesitz gar keinerlei Schwierigkeit gemacht werden, so lange der Erwerber bereit ist, sich darauf niederzulassen. Reservationen von Flußufern, Mineralien, Wegerechten und was dergleichen Dinge mehr sind, mögen der Verwaltung große Vortheile sichern, stehen aber in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, welchen im Anfang der Entwicklung des Landes das Vorhandensein einer Regierung den Ansiedlern zu gewähren im Stande ist, sie werden als drückende Lasten empfunden und wirken hindernd auf die Einwanderung. Selbst die Speculation in Grund und Boden sollte man nicht ganz unterdrücken. Der „nur Speculant“ läßt sich nicht auf dem Boden nieder, den er bei erster Gelegenheit wieder los zu werden wünscht, Unterschiebungen von Personen sind nicht zu verhindern, und selbst wenn einige Speculation mit unterläuft, so wird dadurch erreicht, daß ein Individuum oder mehrere in der Colonie Verdienst finden, das lockt andere, und einer muß doch schließlich auf dem Grund und Boden bleiben. Die wüste, ungesunde Speculation läßt sich von vornherein unterdrücken, selbst der gesunden kann man in so unentwickelten Ländern noch jeden Augenblick Zügel anlegen. Man glaube nur nicht, daß durch die Entäußerung größerer Ländereien an arbeitswillige Private die Regierung sich selbst beraube. Alles, was ihr an Besitz zusteht, kann sie gar nicht los werden, den besten Theil für sich zu behalten und nur geringere zu verausgaben, ist unwirtschaftlich, denn die Ansiedler, nicht die Regierung, entnehmen dem Lande die darin liegenden Werthe, daher von vornherein das Beste den Ansiedlern gegeben werden sollte und je mehr, je besser. Erwirbt der Colonist, so vermag er auch Abgaben zu tragen, bleibt er fern, so liegt das beste Land in den Händen der Regierung werthlos.

Auch Edelmetalle sollten freigegeben werden. Sind sie

Regierungsmonopol, so nimmt Niemand sich die Mühe, darnach zu suchen, gesunder Egoismus, nicht Altruismus bewegt annoch die Welt. Wer da weiß, daß die Entdeckung von Gold ihm selbst zuerst zu Gute kommt, der sucht es auf, und der Gewinn, den die Regierung dadurch verliert, daß sie die ersten Claims Privat Händen überläßt, kommt wieder dadurch ein, daß eine solche Entdeckung sofort viele Menschen in's Land bringt. Gegebenen Falles ist es immer noch möglich, den Erwerb später gefundener, edelmetallhaltiger Stellen durch Private zu verhindern. In deutschen Colonien neigt man zu einer Controle des Personenstandes, die so scharf ist, wie in der Heimath, und bei dem sonst viel ungebundeneren Lebenszuschnitt in uncivilisirten Ländern hart empfunden wird. Was wird damit bezweckt? Ist ein Vortheil für die Regierung damit verbunden, dient die Maßnahme dem wirtschaftlichen Wohlergehen der Colonisten? Ein Weltreisender meinte, daß er bei seinem Besuch einer deutschen Colonie immer den Eindruck empfangen habe, er betrete eine im Belagerungszustande befindliche deutsche Stadt, nicht aber ein in den ersten Anfangsstadien seines Wachstums stehendes, völlig uncivilisirtes Land. Selbst militärische Gründe können nicht die Veranlassung solcher Controle sein, denn wer sich in den Colonien der Gestellung entziehen will, vermag das trotz aller polizeilichen Anmeldevorschriften.

So urtheilt der bekannte Forschungsreisende Joachim Graf Pfeil in seinen hochinteressanten „Studien und Beobachtungen aus der Südsee“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn), worin er uns von seinem längeren und sehr gefährvollen Aufenthalt in Neu-Guinea berichtet. Wir müssen es uns versagen, auf seine Schilderungen und wissenschaftlich werthvollen Forschungen hier einzugehen und wollen hier nur einige allgemeine Colonialfragen berühren, die er mit seiner ganzen Autorität und mit lobenswerthem Freimuth behandelt. Auch er ist mit directen Steuern nicht einverstanden, die im Anfangsstadium des Entwicklungsganges einer Colonie deren weißen Bewohnern auferlegt werden. „Eine gerechte Vertheilung nach Maßgabe der Tragfähigkeit ist fast unmbglich, Hinterziehungen in den meisten Fällen gänzlich uncontrolirbar. Eine jede directe Abgabe wird aber als drückende Ungerechtigkeit empfunden, wenn die Regierung, die sie erhebt, nicht in der Lage ist, die Gegenleistungen zu gewähren, deren Erfüllung eigentlich die Voraussetzung ist, auf welche hin die Abgabe bewilligt wird. Wo eine Regierung noch nicht die Macht besitzt, Leben und Eigenthum zu schützen, wo sie verletztes Rechtsempfinden nicht herzustellen vermag, wo sie nicht über die Mittel verfügt, ihren kundgegebenen Willen durchzuführen und sich deswegen oft genöthigt sieht, Willensäußerungen zu unterlassen, da fehlt ihr das Recht, Abgaben zu fordern als Entgelt für solche Leistungen. Das empfindet der Ansiedler, wenn er es sich auch nicht immer so klar macht, er wird unzufrieden, seine Unternehmungslust beeinträchtigt. Die Colonialverwaltungen anderer Länder haben diesen Punkt mit vollem Bewußtsein erfaßt und wir finden daher in ganz jungen Colonien kaum je irgendwelche directe Steuer. Wir Deutschen brüsten uns gern damit, daß wir eine geordnete Rechtsprechung in unseren Colonien eingeführt haben und glauben mit dieser Maßregel schon ein Anrecht auf Steuererhebung begründen zu können. Wäre es möglich, unabhängige Urtheile über unsere Rechtsprechung in den Colonien zu erhalten, so würden sie nicht immer in der Note der Befriedigung ertönen, nicht weil Streben oder Fähigkeit der betreffenden Beamten irgendwie antastbar wäre, sondern weil die Rechtsprechung von Anschauungen ausgeht, welche auf ganz anderen Verhältnissen beruhen als die, auf welche sie jetzt Anwendung finden sollen.“

Graf Pfeil erzählt verschiedene Fälle, wo Handelsstationen in ihrem Bestehen gefährdet wurden, weil sie ohne hinreichende Kenntnisse der umliegenden Gegend errichtet waren. Ist die Bevölkerung zu dünn, der von

ihnen bebaute Boden oder bewohnte Wald zu arm, um in hinreichender Menge das gewünschte Product zu liefern, so muß Verlegung der Station erfolgen. Die entstehenden Kosten schmälern natürlich den vom Handelsproduct abgeworfenen Gewinn. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist die Befolgung seines Grundsatzes von Erfundung des Landes bei Auswahl solcher Punkte, welche behördlichen Organen als Amtssitz dienen sollen. In Gegenden ohne Bevölkerung kann das Land noch immer durch seine sonstigen Eigenschaften entwicklungsfähig sein, wo ihm aber die Fruchtbarkeit fehlt, wo deren Mangel nicht durch andere schwer in's Gewicht fallende Vorzüge ersetzt wird, kann auch die etwa vorhandene Bevölkerung die Begründung eines Amtssitzes nicht rechtfertigen. Die Außerachtlassung des Recognoscirungsprincips muß namentlich im Anfange colonialer Entwicklung zu Fehlern Veranlassung geben, die sich völlig ziffernmäßig ausdrücken lassen. Nach Ansicht des Grafen Pfeil wäre es ein sparjames und empfehlenswerthes Verfahren, in den Etat eines Gebietes, wie das der noch völlig unerforschten Südsee-land deutsche Besitzes, wenigstens für eine Reihe von Jahren eine Summe einzustellen, deren Betrag hinreicht, eine behördliche Stelle zu schaffen, von welcher aus gewisse Untersuchungen angestellt und deren Ergebnisse festgehalten werden. Unternehmern wirtschaftlicher Betriebe müßten die Acten einer solchen Stelle, eventuell gegen Entgelt, zugänglich sein, wodurch ihnen unter Umständen große sogenannte Präliminarausgaben erspart werden könnten. Zwar sind in jüngstverfloßener Zeit mehrere Vorstöße in das Innere Neu-Guineas gemacht und dadurch höchst werthvolle Thatfachen zu unserer Kenntniß gebracht worden, allein die angestellten Untersuchungen sollten billiger Weise nur der Anfang einer Reihe ähnlicher Unternehmungen sein. Die erforderlichen Aufwendungen sind im Vergleich zu dem Gesamttat des ganzen Gebietes verschwindend klein, daß sie gar nicht in Frage kommen können, jedenfalls stehen sie weit hinter den Summen zurück, welche unwiederbringlich verloren gehen, wenn Stationen, nachdem sie Jahre lang in Betrieb gewesen sind, verlegt werden müssen, weil sich nachträglich herausstellt, daß ihnen die Bedingungen zu gedeihlicher Entwicklung fehlen.

Weniger allgemeinen Anklang dürfte eine andere Anregung Graf Pfeil's finden. Er verlangt nämlich für die deutschen Colonien, mithin auch für Neu-Guinea und den Bismarckarchipel, nicht mehr und nicht minder als eine Form der Zwangsarbeit für den Eingeborenen, welche für diesen die Nothwendigkeit nach sich zieht, sich der Cultur anzubequemen, dem Weissen die Möglichkeit gewährt, auch solche Gebiete zu seinem Wohnsitz zu wählen, deren wirtschaftliche Erschließung ihm nur mit Hülfe der Arbeitskraft der Eingeborenen möglich ist. Es ist lediglich Humanitätsdusel, meint er, daß ein derartiger Zwang vom sittlichen Standpunkte aus verwerflich sei. Je freier ein Mensch, ein Volk ist, desto mehr Zwang gegenüber der im Menschen stekenden thierischen Triebe liegt der Freiheit zu Grunde, so daß man mit vollem Recht sagen kann, erst auf dem Wege des Zwanges, der Bezwungung alles dessen, was gemeinschädlich ist, gelangt der Mensch zu wahrer Freiheit, zur Cultur. Unserem eigenen Culturleben können wir Hunderte von Beispielen entnehmen dafür, daß Zwang nöthig ist und ausgeführt wird um der Cultur willen. Der Schulzwang, Impfwang, die allgemeine Militärdienstpflicht, Uebernahme unbefoldeter Ehrenämter, Examenspflicht, Dienstpflicht im Beruf, Steuern jeder Art und hundert andere Dinge sind nur so viel Formen, in denen die Allgemeinheit jedem Einzelnen von uns den Zwang auferlegt, sich ihr nützlich zu machen, um dafür die Vortheile zu genießen, welche mit der Zusammengehörigkeit unzertrennlich verknüpft sind. Es ist mithin nicht inhuman, die Eingeborenen der Länder, welche unser Expansionsbedürfnis uns zu eröffnen treibt, zu den Leistungen für die Allgemeinheit mit heranzuziehen, so lange sie dafür auch die Vortheile der Zugehörigkeit zur Allgemein-

heit empfangen, die ihnen zugemuthete Bethätigung in einer Form verlangt wird, die ihren Fähigkeiten angepaßt ist und letztere nicht übersteigt. Es würde im Gegentheil eine Ungerechtigkeit gegen die einwandernde Rasse, gegen uns selbst sein, wollten wir, dem unerbittlichen Culturgesetz folgend, die zur Erschließung wilder Länder erforderliche Culturarbeit allein verrichten, die Eingeborenen müßig zuschauen lassen und die Errungenschaften unseres Wirkens ihnen in den Schooß werfen. Fowler Burton'sche und Peabody'sche Anschauungen muthen uns heute weichlich an und auch Uncle Tom's Hütte ist uns kein wohnlicher Raum mehr. Wir stehen heute auf dem vielleicht harten Boden der Gesetze, welche den Völkern ihre Bewegungen vorschreiben, wollen zwar Niemandem zu nahe treten, aber auch vollauf das haben, was uns nach Maßgabe der Daseinswürdigkeit unseres Volkes zukommt. Demzufolge fordert die thätige weiße Rasse, deren Ausbreitung über den Erdball wenigstens augenblicklich als Nothwendigkeit sich vollzieht, daß der träge Farbige mit ihr Hand in Hand gehe und seinen Fähigkeiten entsprechend sich betheilige an dem Werke der Nutzbarmachung der Erde, oder daß er die Folgen trage, die sein Widerstand oder auch sein passives Verhalten gegenüber den sich ausdehnenden Kräften der jähigeren weißen Rasse nach sich ziehen muß. Sie heißen für ihn Untergang. Da, wo der Farbige sich dem Weißen anbequemt, wird sein ungestörter Fortbestand gesichert. Die Fehden der Stämme unter einander hören auf, der Cannibalismus wird unmöglich, der Mensch nähert sich dem Menschen, die Bevölkerungszahl hebt sich gewöhnlich bald. Alles dies sind Vortheile, die uns, die wir sie bringen, zur Forderung einer Gegenleistung berechtigen. Wir verlangen einen Entgelt für den Culturfortschritt, den an unserer Hand, von dieser gestützt, der Eingeborene machen muß. Zwar empfindet der Eingeborene diesen zunächst als eine Unbequemlichkeit, allein die Cultur erfährt ihn unerbittlich, und auch er muß und wird es, wenn auch erst in späteren Generationen, als Annehmlichkeit empfinden, mit seinem Gedankengange in höherem Niveau sich zu bewegen, aus der Nacht urvölkerlicher Unwissenheit dem Licht civilisirter Erkenntniß sich genähert zu haben. Als Culturvolk liegt uns ob, die Civilisation nicht allein uns zu bewahren, wohin wir wandern, sondern auch sie solchen Urvölkern, mit denen wir in Berührung kommen, mitzutheilen.“ Diese Pflicht hat man zwar bisher schon stets empfunden, allein ihre Erfüllung ist fast ausschließlich auf theoretischem Wege angestrebt worden. Man hat geglaubt, durch das Mittel der Belehrung und des Beispiels den wilden Völkern den Weg anzuweisen zu können, den der gesittete Mensch gehen muß, und zu dem Zweck eifrig und viel Mission getrieben. Graf Pfeil steht der Mission als solcher außerordentlich wohlwollend gegenüber und erkennt in ihr ein hochbedeutendes Mittel zur Verbreitung wahrer Cultur. Allein er hat zu lange ihr Auftreten unter den verschiedensten Völkern beobachten können, um nicht erkannt zu haben, daß auch sie in vielen Fällen sich mit kleinen Augenblickserfolgen zufrieden giebt, wo sie unermesslichen Einfluß ausüben könnte und sollte. Nach seiner festen Ansicht bleibt bei Völkern so niedriger Stufe, wie z. B. die Melanesier, die Lehre und das Beispiel ohne Wirkung. Dem Kanaken macht nur der kategorische Imperativ Eindruck. Es ist mithin verlorene Liebesmühe, ihm anhaltend zu predigen, es sei „dulce et decorum“, sich zu kleiden, dem Cannibalismus zu entsagen, Unterhalt für sich und die Seinen zu verdienen, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. „Heißt es aber, du sollst dich kleiden und du sollst aufhören, deinen Nächsten als Feind und als theure Delicatsse zu betrachten, und wenn du nicht gehorchst, wird das für dich sehr unangenehm, so macht das doch Eindruck, namentlich, wenn die häßlichen Folgen wirklich einige Male eintreten. Die Uebertragung der Cultur auf den Kanaken ist für uns eine Pflicht und involvirt daher an und für sich schon die Ausübung eines Zwanges, indem

wir Veranlassung werden müssen, daß der Kanake sich einem innerlichen Umwandlungs- oder Anpassungsproceß unterzieht. Das beste Mittel hierzu ist die Verpflichtung zur Arbeit. Ist dem Eingeborenen erst klar geworden, daß er im Laufe des Jahres oder der Jahre unweigerlich eine bestimmte Zeitperiode der Arbeit im Dienste des Weißen widmen muß, so ergiebt sich die Erfüllung anderer an ihn zu stellender Anforderungen als selbstverständliche Konsequenz. Der periodisch arbeitende Kanake weiß genau, daß er zur Arbeit nicht tackend kommen darf, sondern mit einem Schurz oder auch einer noch reichlicheren Drapirung gekleidet sein muß; wenn er weiß, daß er seines Nachbarn Schinken nicht mehr zu essen bekommen kann, hört ihn auf darnach zu hungern, und daß es noch andere als seine eigenen verworrenen Begriffe von Recht und Unrecht giebt, hört er von dem Missionar, dessen Predigt sonntäglich zu besuchen er angehalten wird. Wollen wir uns also nicht principiell auf den Standpunkt stellen, daß die einzigen Mittel, apathische, finsterrinnige Eingeborene zu civilisiren, in einer süßlichen Stimme, himmelwärts gerichteten Augen und Liedern aus der Kinderbarse bestehen, so lassen wir ihn kräftiger an, veranlassen ihn, wie wir es zu thun gezwungen sind, eine Aufgabe im Leben zu erfüllen, die zunächst darin besteht, seine physische Kraft in den Dienst unserer Culturarbeit zu stellen. Die Theoretiker, welche es in superhumaner Empfindsamkeit für gänzlich unvereinbar mit dem Recht der freien Selbstbestimmung des Menschen erachten, freie farbige Völker in irgend welches Zwangsverhältniß gegenüber den Weißen zu bringen, mögen doch erst einmal begründen, warum sie solchen Individuen gegenüber das für ein Unrecht erklären, was jedem Culturmenschen als ganz selbstverständliches, berechtigtes Ansinnen gilt. Sie mögen aber auch Thatsachen beobachten und sich von solchen belehren lassen. Wo wäre die hohe Cultur Javas ohne das „Culturstiesel“, wie hätte in der Minehassa das Christenthum so rasche Verbreitung finden können ohne die Einführung irgend eines ähnlichen, Zwang enthaltenden Systems? Soll man die Kanaken Menschenfresser bleiben lassen, nur weil es in den Augen einiger Menschen für ungerecht gilt, sie vor eine Lebensaufgabe zu stellen und deren Durchführung zu überwachen?“ Von den vielen Gründen, womit Graf Pfeil die Einführung der Zwangsarbeit rechtfertigt, wollen wir nur noch einen anführen, den Trieb der Selbsterhaltung. Die weiße Rasse folgt in ihrer Ausbreitung über die Erde einem Gesetz, sie ist mithin berechtigt und verpflichtet, sich aller Mittel zu bedienen, deren Anwendung zur möglichst weitgehenden Erfüllung des Gesetzes beiträgt. Ist durch die ihr innewohnende Expansionskraft die weiße Rasse einmal in die Gebiete Afrikas und der Südsee geführt worden, so muß sie auch die Mittel finden, sich ihren Fortbestand daselbst zu sichern. Das Klima verbietet dem Europäer die körperliche Arbeit im Freien, der Eingeborene erschließt weder aus eigener Initiative die vorhandenen Hülfquellen des Landes, noch will er freiwillig dem Europäer dazu behülflich sein, es zu thun, mit vollem Recht, welches entspringt aus dem Selbsterhaltungstrieb des Stärkeren und Besseren, macht darum der Weiße sich den Farbigen dienstbar, Letzterer wird dadurch in keiner Weise an seinem Besitz, seiner Person, seinem Stamme gefährdet, Ersterer gewinnt aber durch des Anderen Dienste das Mittel, seine ihm vorgeschriebene Ausbreitung in diesem Theile der Welt durchzusetzen.

Mit nicht geringerer Entschiedenheit und Sachkenntniß zeigt Graf Pfeil die Wege zur Einführung der Arbeitsverpflichtung. Eine solche anzubahnen, ist nur möglich auf Grundlage hinreichender Macht, beabsichtigte Maßnahmen gegebenen Falles auch dem Widerstande gegenüber durchzuführen. Die Macht muß in Bewegung gesetzt werden von den Behörden, in deren Händen sie ruht, sie muß unterstützt werden durch die Anführer im Lande, deren Interesse sie dient. In welcher Weise das geschehen kann, setzt Graf Pfeil sehr aus-

föhrlich auseinander. Nach seiner Meinung ließe sich die Aufstellung einer hinreichenden Executivmacht am leichtesten und bequemsten in der Weise vornehmen, daß man von auswärts Rekruten für eine Schutztruppe einführt. Allein er kann sich aus wirthschaftlichen Gründen mit diesem Verfahren nicht einverstanden erklären, die entstehenden Kosten würden den Stat der Schutzgebiete in einem Umfange belasten, der den colonialen Gegnern zu viel Angriffsfläche böte. Er schlägt vor, in der Südsee eine größere Zahl der kriegstüchtigen Eingeborenen der Salomonsinseln durch Belohnungen zu bewegen, sich mit ihren Familien dauernd in dem Gebiete niederzulassen, in welchem man die Anfänge der Executivgewalt sich entwickeln lassen will. Natürlich müßte der Wohnsitz dieser Leute so ausgewählt werden, daß sie mit den Eingeborenen der Umgebung möglichst wenig in Berührung kommen. Eine solche Ansiedelung, namentlich wenn sie mit einigen Vorrechten ausgestattet, dürfte bald an Umfang wesentlich zunehmen und im Laufe weniger Jahre schon eine genügende Anzahl männlicher Individuen zählen, welche, wenn sie ein wenig gedrillt wären, nach Maßgabe der Verhältnisse eine respectable Macht darstellen würden. Man hätte mittelst dieser Siedelung eine Militärcolonie geschaffen, wie sie an vielen Stellen wiederzufinden ist. Lediglich auf die solchen Colonien entstammenden Truppen gründen Herrscher halbcivilisirter Völker, wie z. B. der Sultan von Marocco, ihre verhältnißmäßig ansehnliche Macht. Unter richtiger Verwaltung würden derartige Niederlassungen auch einen hohen wirthschaftlichen Werth haben, denn in ihnen wäre am allerersten die Möglichkeit gegeben, werthvolle Producte durch die Eingeborenen selbst anbauen zu lassen und sie ihnen gegen einen festen Preis abzunehmen, der den Producenten hinreichend lohnte, der Behörde genügenden Verdienst ließe.

Endlich sei noch erwähnt, in welcher Weise Graf Pfeil zu der Missionsfrage Stellung nimmt. Das Verfahren, Farbige erst dem Christenthum zu gewinnen und sie als fertige Christen so zu sagen in Umlauf zu setzen, hat sich bisher nicht durch besondere Erfolge ausgezeichnet, sondern eher dazu beigetragen, den Werth der Missionsthätigkeit geringer erscheinen zu lassen, als er sein soll und ist. Kann es nur allein der Fehler der Ansiedler sein, wenn sie im Allgemeinen ungerne Missionszöglinge in ihren Dienst nehmen, beruhen die über jene so oft geführten Klagen wegen auf gebliebenen Wesens, Unwilligkeit zur Arbeit, Unzuverlässigkeit lediglich auf böswilligen Darstellungen seitens missionsfeindlicher Laien? Wenn bei derartigen Behauptungen auch hier und da Uebertreibungen mit untergelaufen sein mögen, so herrscht doch nach Graf Pfeil allgemein die Ansicht, daß der „befehrte“ Eingeborene ein viel unsympathischerer Geselle ist als sein in völliger Wildniß, fern von allen Befehrungsversuchen verharrender Stammesgenosse. „Größtentheils zieht der Farbige aus den christlichen Lehren nur die Nuzanwendung, welche mit seinen Neigungen harmonirt. Da es vor Gott keinen Unterschied der Person giebt, glaubt er sich als jedem Europäer gleichstehend betrachten zu können. Die Lehre von der Vergeltung führt er sehr geschickt in's Feld gegenüber angebotenen Strafen für Nachlässigkeit, und die Sonntagsheiligung kommt ihm sehr gelegen, man irrt sich ja so leicht in den Tagen und hält jeden der sieben für Sonntag.“ Graf Pfeil glaubt daher, die Mission würde ihren Zweck, die Befehrung, viel sicherer erreichen, wenn sie ihr Augenmerk mehr darauf richten wollte, den Farbigen erst zu einem brauchbaren und nützlichen Menschen und danach erst zu einem Christen zu erziehen, so gut und schlecht er eben ein solcher werden kann. Der erstere Theil der Aufgabe ist leicht, der zweite in seltenen Ausnahmen zu erreichen. Der Farbige, der sich freiwillig zur Arbeit stellt aus Ueberzeugung, es sei nützlich, eine Aufgabe im Leben zu erfüllen, der ist sicher auch reif, alle Lehren des Christenthums in sich aufzunehmen. Diesen Gedanken haben einige Missionen bereits erfaßt und bringen ihn in praktischer Weise zum Ausdruck. Allen voran steht in dieser Hinsicht

die katholische Mission in Bagamoyo in Ostafrika. Zwar lehrt auch sie ihre Zöglinge singen und weicht sie in die Grundzüge der christlichen Lehre ein, allein was würde das nützen, wenn nicht das Band gemeinsamer praktischer Interessen den Zögling an die Mission knüpfte. Sobald der Knabe kräftig genug ist, ein Werkzeug führen zu können, wird er einem Handwerker, meist einem Laienbruder der Mission, überwiesen, der ihm Unterricht erteilt. Mit 16—18 Jahren sind die jungen Leute dann ganz brauchbare Arbeitsleute, die nicht allein mit ihrer Kunst ihren Lebensunterhalt zu erwerben verstehen, sondern auch die äußeren Formen christlichen Lebens kennen und beobachten. Finden sich unter ihnen besonders intelligente Individuen, deren Gemüth von den Wahrheiten der heiligen Lehre getroffen wird, und das kommt unter den befähigteren Negerrassen öfter vor als unter Kanaken, so werden sie tiefer in die Lehre eingeführt und erweisen sich oft als ganz fähig, in der Gegend, in welcher sie sich später bei ihrer Verheirathung niederlassen, in christlichem Sinne auf ihre farbigen Nachbarn einzuwirken.

Zur Schulfrage meint Graf Pfeil: was soll der Unterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen, wenn jede Möglichkeit jemaliger Verwendung dieses Wissens ausgeschlossen ist? Ist es Cultur, eine Sache zu können, die absolut werthlos ist für den, der sie kann? Er antwortet, daß es weiser wäre, die Zeit, welche nöthig war, den Schülern so weitgehende Schulkenntnisse beizubringen, darauf zu verwenden, sie in irgend einem Handwerk zu unterrichten. „Wäre nur ein Duzend Zimmerleute, Schuhmacher, Schmiede aus der Schule hervorgegangen, so hätten sie, auch wenn ihr Können nur gering gewesen wäre, sofort Arbeit und Verdienst bei den Ansiedlern gefunden. Die Burschen, die sich für gelehrt und ebenso gut halten, wie der weiße Mann, weil sie wissen, daß es Zahlen und Buchstaben giebt, will Niemand in seinem Dienst haben, sie sind vollkommen unbrauchbar. Zeigt dieses Beispiel nicht, daß Schulung ein Geschenk von zweifelhafter Güte für die Schwarzen ist? Man kann nicht alle Berechtigung der Meinung absprechen, welche dahin geht, daß Schulkenntnisse dort beigebracht werden sollten, wo Aussicht ist, sie einst verwerten zu können. Nun ist ja Niemand in der Lage, vorauszusagen, wann dieser Augenblick einmal eintreten wird, es wäre mithin kaum richtig, die Kinder auf den Missionen ohne Schulkenntnisse aufwachsen zu lassen. Sind sie bereits Männer, so ist vielleicht der Zeitpunkt da, wo sie ihr Wissen verwerten können. Man kann aber auf der anderen Seite wohl mit einiger Sicherheit behaupten, daß dieser Zeitpunkt nicht eintreten wird bei Lebzeiten von Leuten, die heute im Zünglings- oder gar noch vorgerückterem Alter stehen. Mithin ist nicht ganz ersichtlich, zu welchem Zwecke man Menschen dieses Alters Kenntnisse beibringt, die sie sich nur der Form, niemals dem Wesen nach aneignen können und zu deren Verwertung sie nie gelangen, wenn doch dieselbe Lehrzeit, dem Handwerk gewidmet, einen Culturmenschen aus dem Wilden gemacht hätte. Man wird dem verdienstvollen Forschungsreisenden auch in dieser Frage vollständig Recht geben müssen. Mögen seine Winke und Rathschläge offene Ohren und Herzen finden!

Eine Akademie für Socialwissenschaften.

Von Dr. W. Bode (Weimar).

Man weiß, daß von den amerikanischen Krösussen einige ihr Geld auf recht noble und nützliche Weise auszugeben verstehen; es geht nicht Alles darauf beim Ankauf von Schwiegerföhnen aus der europäischen Aristokratie, es werden auch ungeheure Summen zur Förderung von Wissenschaft, Kunst und Volkswohl hergegeben. Die großartigsten Biblio

theben und Beschallen, die theuersten wissenschaftlichen Untersuchungen, neue Lehrstühle, neue Universitäten, neue Sternwarten wurden möglich, weil in diesen reichen Emporkömmlingen der Grundsatz „Reichtum verpflichtet“ wach geworden ist. Auch bei uns in Deutschland fehlt es nicht an Freigebigkeit, aber wer in den gemeinnützigen Bestrebungen heimisch ist, muß immer wieder beklagen, daß unsere Reichen fast nur für die directe Wohlthätigkeit Verständnis haben, für Alles, was sich als Anstalt präsentirt, was durch ein Gebäude sichtbar und plastisch ist. Dagegen für alle der Noth vorbeugende Bestrebungen, für das Wurzelausgraben, für die Vermehrung der guten Imponderabilien haben sie keinen Sinn. Für irgend ein wohlthätiges Institut oder eine Kirche oder ein Denkmal läßt sich ziemlich leicht so viel zusammenbetteln, wie nöthig ist, braucht man aber ein paar tausend Mark, damit ein tüchtiger Fachmann eine Studie vornehmen kann, die zur Förderung des Gemeinwohls sehr wünschenswerth ist, wo sind da unser Reichen?

Wenn über diesen Zustand geklagt und das amerikanische Vorbild gerühmt wurde, habe ich schon öfters die Gesellschaft erfreut, indem ich von einem Deutschen erzählte, der sein Geld so weise und anspruchlos für das Volkswohl verwerthet wie nur irgend ein Amerikaner, der äußere Ehrung niemals begehrt und niemals erfahren hat, der sehr große Summen hingiebt, ohne die Freude an plastischem Erfolge zu haben: für nöthige Studien, für nützliche Bücher, für die Arbeiten nützlicher Persönlichkeiten. Es ist ein Großkaufmann in Frankfurt a. M., dessen Name auch hier nicht genannt sei, da es ihm augenscheinlich nicht lieb wäre. Er gehört noch nicht zu den Reichsten der reichen Stadt, aber er soll eines Tages seiner Gattin das gemeinsame Vermögen vorgerechnet haben mit der Frage: ist das nun nicht genug? Obwohl es an Kindern nicht fehlt, fand auch sie es ausreichend. „Nun, so soll Alles, was noch hinzukommt, guten Zwecken gehören.“ Wenn die Geschichte nicht wahr sein sollte, so ist sie doch gut erfunden, und jedenfalls lebt Herr K. das aufreibende Leben eines Großkaufmanns, der in der ganzen Welt Interessen zu überwachen hat, und schafft von früh bis spät, daß sein Gewinn der Welt nütze. Da er selbst Zeit und Kraft wenig übrig hat, hat er eine Reihe von gutgebildeten Volkswirthen angestellt oder er fördert sie und ihre Arbeiten durch Subventionen; der Mittelpunkt aller dieser Arbeiten ist das „Institut für Gemeinwohl“ in Frankfurt, an das sich mehrere Institute und Vereine, zeitweilig auch Zeitschriften und Anderes so anschließen, daß sie ihre Lebenskraft aus derselben Quelle beziehen. Und jetzt ist dieses Institut im Begriff, die erste Akademie für Socialwissenschaften in der ganzen Welt zu begründen. Und was wir Andern uns in der Phantasie zusammenbauen, um es dann als Luftschloß mit einem Seufzer verwehen zu lassen, wird dort gelingen. Aus drei starken Zuflüssen werden die Mittel zusammengebracht werden: erstens vom genannten Institut, d. h. vom ungenannten Großkaufmann; vorläufig sind 30 000 Mk. jährlich versprochen, doch ist das nur der Anfang. Zweitens von der Stadt Frankfurt deren Magistrat und Stadtverordnete sehr gern Gelder bewilligen, um eine angesehene Akademie zu bekommen; drittens von den vielen reichen Bewohnern und Vereinen dieser Stadt, die durch ihre Opferwilligkeit, wie durch ihr frisches Verständnis für alle Fragen und Strömungen der neuen Zeit sich vielleicht vor allen Städten des Reiches auszeichnen. Allerdings wird dort gegen den Plan eine Einwendung viel erhoben: daß man lieber eine Handelsakademie haben wolle mit der socialen als Anhang, als umgekehrt wie es jetzt scheint. Aber der Compromiß zwischen dem Institut für Gemeinwohl, das die Socialwissenschaften vertritt, und der Bürgerschaft, die für die höheren kaufmännischen Wissenschaften mehr Interesse hat, wird leicht zu schließen sein. Der leitende Senat wird von beiden Seiten ernannt werden und ist jetzt schon im Entstehen begriffen.

Die Frankfurter Handelsakademie hat für uns weniger Bedeutung als die erste deutsche Akademie für Socialwissenschaften. Für wen ist sie bestimmt und was soll sie lehren? Darüber unterrichtet uns eine Denkschrift, die Dr. Andreas Voigt, der Geschäftsführer des Instituts für Gemeinwohl verfaßt hat. Bestimmt ist die neue Akademie nicht wie alle anderen für junge Studenten in erster Linie, sondern viel mehr für höhere Semester, die schon im Berufe standen: für Verwaltungsbeamte der Städte, Kreise und Regierungen, für Techniker in privaten oder öffentlichen Diensten, für Industrielle, Kaufleute, auch Richter, Aerzte, Vereinsbeamte, Philantropen, kurz, für alle Diejenigen, die in wirtschaftlichen wie socialpolitischen Angelegenheiten eines weiten Gesichtskreises bedürfen. „Supplementäre Lerngelegenheiten“ soll nach Voigt's Ausdruck die Akademie bieten. An Beispielen sehen wir noch klarer. Unsere Verwaltungsbeamten haben entweder juristische Examina bestanden oder nicht, jedenfalls kommen sie in der Praxis an große Wissensgebiete, von denen sie so gut wie nichts gelernt haben; sie sollen da beschließen und entscheiden, wo sie nur ein paar kümmerliche Erfahrungen und literarische Reminiscenzen haben. Z. B. das Armenwesen ist eins der schwierigsten Capitel, und auf tausend, die darin herumfuscheln, kommen nur wenige, die es studirt haben, die sich nicht bloß auf ihre paar Eindrücke und ihren gesunden Menschenverstand verlassen. Das Wohnungswesen, das Genossenschaftswesen, das Versicherungswesen, das communale Finanzwesen, die ganze Communalverwaltung: alle Gebiete, in denen wir eigentlich nicht Laien zu Regenten haben sollten. Für Studenten eignen sich diese Fächer wenig, sie haben auch genug mit der allgemeinen Fachbildung zu thun; solche Specialfächer treibt man am nützlichsten dann, wenn man in der Praxis das Bedürfnis dazu empfindet. In früheren Zeiten konnte man wohl seine Studien mit dem Abschied von der Universität für soweit abgeschlossen halten, daß man nur noch die neueste Literatur des Faches verfolgte; jetzt sind neue Entdeckungen, neue Probleme, neue Gesetze, ja neue Wissenschaften so sehr an der Tagesordnung, daß die Feriencurse und Specialcure in der Medicin, in den modernen Sprachen und anderen Fächern bereits entstehen mußten oder bald entstehen werden. Auch die Landräthe, Bürgermeister, Stadträthe werden dann und wann noch einmal mit Vortheil Studenten werden. Einige von ihnen werden sich z. B. noch kaufmännische Kenntnisse aneignen müssen, denn wie Dr. Voigt ganz richtig ausführt, muß der moderne Verwaltungsbeamte sehr oft nach kaufmännischen Gesichtspunkten und Grundsätzen handeln. Die wirtschaftlichen Betriebe unserer Communen mehren sich beständig; zu den Gasanstalten, Electricitätswerken, Wasserleitungen, Trambahnen, Schlachthäusern u. s. w. muß nothwendig eine communale Wohnungsfürsorge, eine städtische Bodenpolitik und manche andere kommen. Es ist nicht wünschenswerth, daß die Erfahrungen, die in solchen Unternehmungen im In- und Auslande gemacht wurden, den betreffenden Fachleuten unbekannt bleiben.

In den modernen Riesen-Unternehmungen der Industrie haben wir Verwaltungen, die an Umfang und Bedeutung es mit vielen communalen aufnehmen können. Aber auch sie werden sehr oft von Leuten geleitet, die beim besten Willen Fehler machen müssen, weil sie nie aus ihrem kleinen Kreise socialpolitisch herauskamen. Voigt betont mit Recht, daß man die Arbeiter nicht kennen lerne, wenn man ihnen nur immer als Vorgesetzter gegenüber stehe; es würde manchem „erfahrenen Praktiker“ nicht schaden, wenn er die Dinge auch einmal von der Höhe des Theoretikers betrachtete. „Manche wohlgemeinte Einrichtung hat ihren Zweck verfehlt und manche arbeiterfreundliche Bestrebung ist ihres Erfolges beraubt worden, weil die erforderliche Kenntniß der Arbeiterverhältnisse ihr nicht zu Grunde lag. Mancher Streik oder sonstiger Conflict hätte vermieden und mancher ausgebrochene leichter

beigelegt werden können, wenn auf Seiten der beteiligten Arbeitgeber die nötige Kenntnis der Denkweise und Empfindungen der Arbeiter vorhanden wäre. Und zwar genügt nicht die Kenntnis der Arbeiter als Einzelleistungen, es muß auch ihr collectives Denken und Empfinden berücksichtigt werden, wie es in den Arbeitercoalitionen zum Ausdruck kommt. Dieser Zweig der Volkskunde wird am besten vermittelt der Geschichte der Arbeiterbewegung des In- und Auslandes gelehrt werden.“ Voigt fährt fort: „Nicht minder müssen diese Kenntnisse auch von den Beamten verlangt werden, die in verschiedenen Eigenschaften mit Arbeitern zu verkehren haben. . . . Auch manches fehlgreifende richterliche Urtheil ist lediglich auf Unkenntnis der Arbeiterverhältnisse zurückzuführen. Ferner würde, was auf dem Gebiete der communalen Socialpolitik des Wohnungswezens, des Arbeiternachweises, der Regelung der Anstellungs- und Lohnverhältnisse der städtischen Arbeiter u. s. w. in einigen voranschreitenden Stadtgemeinden geschehen ist, viel leichter auch in anderen Nachahmung finden, wenn nicht den leitenden Beamten vielfach noch das nötige Verständnis für diese Dinge abginge. Noch mehr aber macht sich das Bedürfnis nach socialpolitisch gebildeten Beamten in der Verwaltung der ländlichen Kreise geltend. . . . Es fehlt an hinreichend vorgebildeten Gewerberichtern, es fehlt ebenso an Beamten der Arbeiterversicherungs-Anstalten und Berufsgenossenschaften, sowie auch noch an Gewerbeaufsichtsbeamten mit der für diesen Beruf nothwendigen volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Vorbildung.“ Doch wir brauchen heute nicht auf Einzelheiten näher einzugehen; wenn erst einmal das erste Vorlesungs-Verzeichnis vorliegt, darf man gewiß weitere Wünsche äußern. Uns scheint, daß man an die socialpolitische Ausbildung von Journalisten und anderen Publicisten schon jetzt mit denken sollte, zumal da deren Gesichtsenge mindestens ebenso gemeinschädlich ist wie die der Arbeitgeber, Landräthe und Bürgermeister.

Besonders erfreulich ist es, daß die neue Akademie nicht von einem Staate gegründet und unterhalten wird, sondern in der Hauptsache von einem Institute, das bisher auf keine politische Partei eingeschworen war und gewiß auch in Zukunft dem Denken, Reden und Schreiben seiner Gelehrten keinerlei Marschroute vorschreiben wird. Die Docenten werden nicht nach dem jeweiligen Ministerium zu fragen haben und auch der jeweiligen Ansicht höchsten Orts über die Socialdemokratie und andere Dinge braucht ihr Vortrag nicht angepaßt zu werden. Menschliche Institutionen sind nie ganz frei; aber eine freiere Socialakademie, als die Frankfurter zu werden verspricht, können wir nicht erwarten. Ihre Urheber verdienen sich den Dank der Nation.

Literatur und Kunst.

Die Philosophie im neunzehnten Jahrhundert.

Von Eduard von Hartmann.*)

Ueberschauen wir die Entwicklung der Philosophie seit Kant, so zeigt sich, daß dieses letzte Jahrhundert die alten Probleme gründlicher, vollständiger, umfassender und auf höherer Bewußtseinstufe durchgearbeitet hat als irgend eine frühere Epoche, d. h. daß sie der großen Entwicklungspirale einen neuen höheren und weiteren Umlauf hinzugefügt hat. Darüber hinaus aber hat diese letzte Epoche einen völligen

*) Aus dem zu Ende dieses Monats erscheinenden zweiten Bande seiner „Geschichte der Metaphysik“ (Leipzig, Herm. Haacke). Wir kommen nach dem Erscheinen des epochemachenden Werkes ausführlich darauf zurück.
Die Redaction.

Umschwung eingeleitet, der mit einer Umkehrung der Bewegungsrichtung der Spirale zu vergleichen ist. Alle frühere Metaphysik wollte apodictisch gewisse Erkenntnis a priori sein oder gar nicht sein; um dies sein zu können, glaubte sie deductiv oder constructiv verfahren zu müssen. Erst in dieser Epoche von Kant bis zum Agnostizismus ist es evident geworden, daß die Metaphysik durch diese Alternative zum Nichtsein verurtheilt ist, weil eine apodictisch gewisse Metaphysik a priori schlechterdings unmöglich und ein bloßes Phantom der Einbildung ist, von dem sich die früheren Jahrhunderte haben öffnen lassen.

Kant glaubte an diese Alternative und zerstörte die apriorische Metaphysik, die sich auf etwas jenseits des Bewußtseins Liegendes bezog. Aber er hielt an der Möglichkeit einer apodictisch gewissen Metaphysik a priori fest und beschränkte sie nur auf die Gesetze der subjectiven Erzeugung der bewußtseinsimmanenten Erscheinungswelt, d. h. er ging zum Phänomenalismus über, um auf phänomenalem Gebiete den metaphysischen Urtheilsapriorismus zu retten. Fichte, Schelling und Hegel zogen die systematischen Konsequenzen dieser Stellungnahme nach Seiten des Vorstellens und Denkens, Schopenhauer nach Seiten des Wollens. Indem sie sämtlich das menschliche bewußte Denken und Wollen mit dem absoluten unbewußten Denken und Wollen vermengten und verwechselten, erweckten sie damit von neuem den Schein einer constructiven Metaphysik a priori, die hinter das Bewußtsein bis zur absoluten Thätigkeit zurückgriff. Die Theisten hielten ebenfalls principiell an einer apodictisch gewissen Metaphysik fest, suchten aber der Erfahrung und Induction schon nebenbei eine gewisse Rechnung zu tragen. Die Doppelheit des auf- und absteigenden Lehrganges bei Krause, der negativen und positiven Philosophie bei dem späteren Schelling brachten in die ältere Auffassung der Metaphysik bereits einen Bruch und enden mit einer zwiespältigen Halbheit. Die Sonderung des exacten Wissensgebietes von dem bloß wahrscheinlichen Glaubensgebiet bei Herbart und Beneke bereitete das weitere stückweise Abbröckeln der apodictisch gewissen Metaphysik vor.

Der atheistische Materialismus ist der letzte Standpunkt, der sich mit der ganzen Beschränktheit seines naiven Realismus an den Glauben klammert, daß eine apodictisch gewisse Metaphysik möglich sei; aber er beschränkt ihren Inhalt darauf, daß Kraft und Stoff ewig seien und aus ihnen alles Andere hervorgehe, während für alles concrete Wissen die inductiven Naturwissenschaften als einzige Quells einer immerhin nur wahrscheinlichen Erkenntnis eintreten. Der Agnostizismus endlich schränkt das Gebiet apodictisch-gewisser Erkenntnis auf Null ein und erklärt damit die Metaphysik für unmöglich, weil er noch immer in dem falschen Glauben an die Richtigkeit der obigen Alternative befangen ist. Die öffentliche Meinung spricht ihm dieses Urtheil nach, schon weil es so wenig Kopfzerbrechen macht, und weil das Klügersein als die Weisesten der Vergangenheit für die Unweisen so angenehm ist.

Das Gericht an den letzten Systemen mit Gewißheitsanspruch ist ebenso vollzogen wie an den früheren. Die philosophiegeschichtliche Kritik hat unwiderleglich bewiesen, daß die apodictisch gewisse Metaphysik a priori ein für allemal todt ist oder nie wieder erwachen kann, so wenig wie die Alchemie und Astrologie. Sie hat ferner gezeigt, daß Alles, was früherer Metaphysiker deductiv oder constructiv abgeleitet zu haben glaubten, sich doch nur auf sehr unvollständige Erfahrungen, unvermerkte Inductionen, unbestimmte Analogien oder gar auf unbegründete Vorurtheile und Ueberlieferungen stützte, und daß alles Haltbare und Werthvolle an der bisherigen Metaphysik inductive Erkenntnis von bloßer Wahrscheinlichkeit war. Aber das Letztere giebt der Agnostizismus auch noch nicht einmal zu, weil er aus seiner falschen Erkenntnistheorie folgert, daß gar kein Hinausschreiten über die Erfahrung möglich sei, daß alles Erkennen auf descriptive

Empirie eingeschränkt und schon der inductive Empirismus ein Phantom sei. Der Agnostizismus mußte mit dieser Uebertreibung auftreten, um das eingewurzelte Vorurtheil von der Möglichkeit apodictisch gewisser Erkenntniß mit Stumpf und Stiel auszurotten. Seine Uebertreibung auf das rechte Maß zurückzuführen, daran arbeiten die letzten Theisten eben so wie die Individualisten, welche sämmtlich nur noch wahrscheinliche Ergebnisse ohne Gewißheit zu liefern beanspruchen.

Warum sollte nicht aus der abgethanen deductiven Metaphysik a priori eine inductive Metaphysik a posteriori sich entpuppen können, da doch aus der Alchemie eine Chemie, aus der Astrologie eine Astronomie hervorgegangen ist? Die Umkehr der Richtung hat sich im letzten Menschenalter ganz unmerklich, aber mit fortschreitender Bestimmtheit und Klarheit vollzogen, nachdem sie von mir bereits bei meinem ersten Auftreten 1868 in der Schrift „Ueber die dialectische Methode“ und in der ersten Auflage der „Philosophie des Unbewußten“ als leitender methodologischer Grundsatz aller künftigen Philosophie überhaupt und der meinigen insbesondere proclamirt worden war. Man hat diesen Grundsatz aufs Eifrigste bekämpft und ist noch heute fern davon, ihn offen anzuerkennen; aber man hat thatjächlich in wachsendem Maße nach ihm gehandelt, und das genügt vorläufig. Die nächsten Jahrhunderte werden sich feiner als des wichtigsten Fortschritts in der Metaphysik des neunzehnten Jahrhunderts auch bewußt werden.

Hand in Hand mit dem Umschwung der Methode ging auch ein solcher der Schreibweise. Um sich dessen bewußt zu werden, braucht man nur eine beliebig herausgegriffene metaphysische Erörterung von Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Baader, Krause oder Herbart mit einer eben solchen von Schriftstellern des letzten Menschenalters zu vergleichen, die nicht gerade in akademischer Correctheit, Vornehmheit, Weiterschweifigkeit und Langweiligkeit stecken geblieben sind.

Leider ist das Maß des Talents, das den Metaphysikern des neunzehnten Jahrhunderts von der Natur zuertheilt ist, nicht mit der Klärung der metaphysischen Aufgabe in gleichem Verhältnis gewachsen. Am Anfang des Jahrhunderts stehen die speculativen Denker ersten Ranges, die Pantheisten. In den Theisten sinkt es stufenweise bis zur Schwächlichkeit herab. Bei den Materialisten und Agnostikern wundert man sich über die künstliche Verengung des Gesichtskreises, und je weiter diese Verengung fortschreitet, desto mehr verhärtet sich der Eigensinn im Festhalten dieser Enge, wie er stets mit Beschränktheit des Verstandes verbunden ist. Dies gilt für die Individualisten und pluralistischen Willensmetaphysiker mit, so weit sie vom Agnosticismus durchseucht sind; aber auch die nicht mit ihm behafteten erscheinen ihrem Meister Schopenhauer gegenüber doch nur als schwächere Epigonen.

Es wird dies begreiflich, wenn man bedenkt, daß der ganze Theismus und Atheismus, der auf die pantheistische Epoche der Metaphysik folgte, doch am Ende nur die Aufgabe hatte, zwei Irrwege nebst allen ihren Abzweigungen möglichst gründlich durcharbeiten, um sie für die Geschichte als Irrwege zu erweisen, und daneben diejenigen Ergänzungen herauszuarbeiten, durch deren Hinzufügung der Pantheismus gegen die Kritik gesichert und allen Anforderungen entsprechend würde. Das Erstere ist nur ein negatives Verdienst, das Letztere allein eine positive Leistung, aber doch immerhin nur eine von subsidiärer Bedeutung. Diesen Aufgaben waren auch geringere Talente gewachsen; ja sogar für ihren negativen Theil war eine gewisse Einseitigkeit und Beschränktheit des Gesichtskreises geradezu unerläßlich.

Die naiven Pantheisten arbeiteten mit verkehrten Methoden (Deduction, Construction und Dialectik) auf ein unerreichbares Ziel (eine apodictisch gewisse Metaphysik) hin. Sie stützten sich auf eine völlig unhaltbare Erkenntnistheorie (den transcendenten Idealismus), welche consequent durch-

geführt zum absoluten Nulismus und Agnosticismus führen mußte. Sie bauten ihre Systeme auf eine in der Luft schwebende absolute Thätigkeit, ohne Substanz und Subject, und faßten diese Thätigkeit entweder einseitig als Denken oder einseitig als Wollen auf, ohne von einer dieser Seiten her die andere wirklich ableiten zu können. In Folge ihres transcendenten Idealismus blieben sie im abstracten Monismus stecken, trotzdem sie in ihren Spizen (Hegel und Schopenhauer) zum concreten Monismus hinstrebten; d. h. sie vermochten dem Individuum in seinem Verhältnis zur Welt und zum Absoluten nicht gerecht zu werden. Das Verhältnis zwischen absolutem Vermögen und Möglichkeit einerseits und absoluter Thätigkeit andererseits blieb bei ihnen, so weit es überhaupt schon Berücksichtigung fand, im Unklaren. Ihren Pantheismus hielten sie für die Erfüllung und gereinigte Wahrheit des christlichen Theismus, ohne den principiellen Unterschied zwischen Pantheismus und Theismus zu bemerken. Der Einfluß der materiellen Bedingungen im Organismus auf das bewußte Geistesleben findet noch keineswegs die genügende Beachtung und Würdigung (außer bei Schopenhauer).

Die Theisten legten an die Erkenntnistheorie nur vor-sichtig zögernd ihre Kritik an, machten aber doch stückweise schon dem transcendenten Realismus Zugeständnisse, die den späteren Umschwung wenigstens vorbereiten halfen, wenn sie ihn auch nicht herbeiführten. Sie fügten zur absoluten Thätigkeit das substantielle absolute Subject hinzu und begingen dabei nur den Fehler, dieses Subject als selbstbewußtes und persönliches Ich zu denken, um die abgebrochene Continuität mit der christlichen Ueberlieferung wieder herzustellen. Sie fügten die beiden Thätigkeiten des Denkens und Wollens als gleich unentbehrliche und coordinirte Attribute zusammen und legten Beide der absoluten Substanz als Attribute bei. Damit machten sie es möglich, die Einfachheit der absoluten Substanz (unter Abstraction von den Attributen) mit der Vieleinigkeit des absoluten Wesens (Substanz sammt essentiellen Attributen) ohne Widerspruch zu verbinden, und aus dem vieleinigen Wesen einen Proceß zu erklären, der aus einem einfachen Wesen für immer unerklärlich bleibt. Sie machten weiterhin den Unterschied zwischen Potenz und Actus, Wille und Wollen, Inbegriff der logischen Möglichkeiten (Formen und Gesetze) und actualer absoluter Intuition, d. h. zwischen logischem Formalprincip und Idee soweit deutlich, daß er künftig nicht mehr übersehen werden kann. Dadurch ermöglichten sie es wiederum, die Unwandelbarkeit des Wesens mit der Wandelbarkeit seiner Thätigkeit und die potentielle Unendlichkeit der essentiellen Attribute in Bezug auf etwaige Thätigkeit mit der Endlichkeit ihres Actus selbst ohne Widerspruch zu vereinigen. So erst wurde es möglich, die Widersprüche zu überwinden, die sich in der früheren Metaphysik an die Einfachheit, Unwandelbarkeit und Unendlichkeit des Absoluten geknüpft und die Lehre vom Absoluten immer wieder zum abstracten Monismus zurückgedrängt hatten, wie groß auch die Anstrengungen gewesen sein mochten, ihm zu entfliehen. Die Theisten förderten ferner das Problem, wie sich das Individuum zum Absoluten verhalte, indem sie den Begriff der geschaffenen, secundären oder abgeleiteten Substanz soweit bearbeiteten, daß er bis dicht an den Punkt geführt wurde, wo er in den Begriff des Modus oder der bloßen Thätigkeitsgruppe umschlägt. Bei den spätesten Theisten, welche die materialistische Epoche des Zeitgeistes bereits hinter sich haben (z. B. Vogt) findet endlich die Abhängigkeit des bewußten Geisteslebens (Gedächtnisses, Charakters u. s. w.) von leiblichen Functionen bereits grundsätzliche und vollständige Anerkennung.

Der sinnliche Materialismus hat seine Mission damit erfüllt, daß er sich an den Gedanken dieser Abhängigkeit so gewöhnt hat, daß keine spätere Metaphysik mehr sich über ihn hinwegzusetzen wagen darf. Daneben hat er auch das Gebiet der inductiven Methode erweitert und die Unentbehrlichkeit

eines erkenntniß-theoretischen Realismus für den gefundenen Menschenverstand wieder hervorgehoben, wenn er auch, statt zum transcendentalen Realismus überzugehen, den Fehler beging, in den naiven zurückzufallen.

Der Agnostizismus machte nicht nur Kehraus mit allen Träumen von einer apodictisch gewissen Metaphysik, sondern führte auch wider Willen den transcendentalen Idealismus ad absurdum, indem er den absoluten Illusionismus und die Unmöglichkeit irgend welcher Erkenntniß als seine Consequenz aufzeigte.

Die individualistische und pluralistische Willensmetaphysik, und der transcendente Individualismus des übersinnlichen Materialismus vollzogen, wenn auch zum Theil noch ohne rechte Klarheit über ihr eigenes Thun, den Uebergang vom transcendentalen Idealismus Schopenhauer's und der übrigen Pantheisten zum transcendentalen Realismus, wie ich ihn bereits 1868 in der Philosophie des Unbewußten proclamirt, 1871 in der Schrift über „das Ding an sich und seine Beschaffenheit“*) näher begründet und seitdem in zahlreichen Schriften vertheidigt und genauer durchgeführt habe. Der selbstherrliche Individualismus Stirner's und Nietzsche's, der an dem transcendentalen Idealismus Fichte's und Schopenhauer's und an dessen agnostischen Consequenzen festhielt, beraubte sich damit zugleich der Möglichkeit, für den Fortschritt der Metaphysik irgend etwas Positives zu leisten.

Der übersinnliche Materialismus Hellenbach's und du Prel's hat das Verdienst, den unsterblichen Metaorganismus als die Bedingung aufgezeigt zu haben, unter welcher allein an eine Unsterblichkeit der bewußten Individualseele gedacht werden kann. Da weder die Hypothese eines solchen Metaorganismus irgend welche wissenschaftliche Haltbarkeit hat, noch auch das Individualbewußtsein, dem sie die Fortdauer vermitteln soll, sich mit dem persönlichen Bewußtsein des Menschen oder seinem Ich deckt, so ist die Unsterblichkeitsidee, welche gestützt werden sollte, damit gründlicher als je zuvor ausgeschaltet; dadurch ist aber wieder der Nerv des metaphysischen Individualismus überhaupt gelähmt, der gerade in dem Unsterblichkeitswunsche wurzelt und aus ihm seine Kraft empfängt.

Faßt man den Standpunkt Hamerling's, nach welchem der all-eine substantielle Weltgrund in den Individuen, in denen er sich setzt, fortbesteht, und denjenigen Wundt's, nach welchem das Individuum eine bloße Gruppe von Thätigkeiten ist, synthetisch zusammen, so hat man die Grundlage eines concreten Monismus, nämlich eine allgegenwärtige absolute Substanz, deren atomistisch gegliederte absolute Thätigkeit relativ constante Gruppen von Theilthätigkeiten bildet, die wir Individuen nennen. Aber der so erhaltene concrete Monismus ist noch ebenso neutralistisch wie der Hylozoismus Haecel's, Spencer's und Mainländer's, weil die Individuen äußerlich wie innerlich bloße Summationsphänomene aus Atomkräften und Atombewußtseinen sind. Der Individualismus hat diesem Naturalismus gegenüber so weit Recht, daß zu der Summe der Atomkräfte und Atombewußtseine noch eine leitende und sie in sich zusammenfassende Centralmonade hinzukommen muß; Unrecht hat er nur, daß er in dieser Centralmonade eine Individualsubstanz sucht, statt eine Gruppe von Thätigkeiten des absoluten Subjects, die sich auf diese Gruppe von Atomkräften leitend und verknüpfend beziehen.

Alle Richtungen des Atheismus haben gemeinsam dahin gewirkt, mit dem Gedanken an die Möglichkeit eines Lebens ohne persönlichen Gott vertraut zu machen, ohne darum doch die Sehnsucht nach Gott aus dem menschlichen Herzen austilgen zu können. Sie haben dadurch darauf vorbereitet, die bisher alleingiltige, d. h. die theistische Auffassung Gottes

*) Die zweite und dritte Auflage dieser Schrift führt den Titel „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus“.

zu entbehren, ohne darum Gott als Object eines religiösen Verhältnisses entbehren zu können. Unwillkürlich haben sie damit einer weiteren Läuterung und Vergeistigung des Gottesbegriffes vorgearbeitet, die in der Abstreifung der anthropopathischen Bestimmungen des Bewußtseins, des Selbstbewußtseins und der Persönlichkeit vom Absoluten bestehen muß.

Nachdem nun die theistischen und atheistischen Richtungen der Metaphysik des neunzehnten Jahrhunderts sowohl den negativen als auch den positiven Theil ihrer Aufgabe erfüllt haben, ist die Zeit dafür reif geworden, um den Faden der pantheistischen Entwicklung da wieder aufzunehmen, wo Hegel und Schopenhauer ihn haben liegen lassen. Aber diese Anknüpfung muß allen Berichtigungen, Ergänzungen und Fortführungen Rechnung tragen, welche seitdem im Theismus und Atheismus zu Tage getreten sind. In allen Punkten: in der Methodologie, Erkenntnistheorie, Kategorienlehre, Principienlehre, in den Anlehnungen der Metaphysik an die Naturphilosophie, Psychologie und Religionsphilosophie und im Verhältniß des Absoluten zum Individuum, sind wir viel weiter gekommen, als die großen Denker im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts es waren und sein konnten. Aber alle diese Fortschritte liegen zerstreut herum und machen kein systematisches Ganze aus, weil die Gegenwart entweder überhaupt nichts mehr und noch nichts wieder von Metaphysik wissen will, oder aber die heutigen Metaphysiker nicht auf dem Boden des concreten-monistischen Pantheismus stehen.

Die Geschichte der Metaphysik läßt es als die nächste Aufgabe erkennen, den concreten-monistischen Pantheismus auf Grund der inductiven Methode und der transcendentalrealistischen Erkenntnistheorie durchzubilden, das absolute substantielle Subject des Theismus ohne dessen Bewußtsein, Selbstbewußtsein und Persönlichkeit in den Pantheismus hereinzunehmen, den einseitigen Pantheismus und Panlogismus vermitteltst zweier coordinirter Attribute der Substanz zu überwinden, der materialistischen Abhängigkeit des bewußten Geisteslebens von organischen Functionen uneingeschränkt Rechnung zu tragen und dem Individuum eine würdigere und relativ selbständigere Stellung als im abstractmonistischen und naturalistischen Pantheismus anzuweisen, ohne es darum zu hypostasiren. In diesem Sinne habe ich die Aufgabe der Metaphysik seit der Mitte der sechziger Jahre aufgefaßt und mich bemüht, zu ihrer Lösung beizutragen. Ob ich die Aufgabe damit richtig erfaßt habe, und in wie weit es mir gelungen sei, ihrer Lösung näher zu kommen, das zu erörtern, muß künftigen Geschichtsschreibern vorbehalten bleiben.

Die Japanische Literatur.

Von Chr. Pappritz.

Wenn man sich heute über den beispiellosen Aufschwung Japans wundert, so vergißt man, daß es den Namen eines uralten Culturlandes verdient. Eine reiche, bis in die graue Vorzeit zurückführende Geschichte zeugt dafür, die zwar immer etwas schwerflüssige und vom Chinesischen überwucherte Sprache ist alten Ursprunges und reich ausgebildet und die Schrift bedient sich sogar dreier Gattungen, wovon die chinesischen Wortzeichen die gebräuchlichste Form bilden. Denn das Charakteristische hier wie überall ist die mächtige Beeinflussung durch das nachbarliche China. Erst seit den letzten Jahren macht sich eine rückläufige Bewegung geltend, welche die Beschränkung des chinesischen Einflusses und Förderung der alten Sprachreinheit zum Ziele hat und auch die Literatur vom „Land des Lappes“ emancipiren soll. Daß das Schriftthum Japans in allen Fächern sehr reich ist, wissen wir. Außer einer Anzahl historischer Werke nimmt die große

chinesisch-japanische Encyclopädie (105 Bände, Seddo 1714) den ersten Rang ein; auch die Lexikographie und Kartographie haben bedeutende Fortschritte gemacht, wie die Naturgeschichte viele Vertreter gefunden hat. Eine ganze große Literatur haben der Confucianismus und Buddhismus hervorgerufen. Auch die poetische Literatur ist mannigfaltig und geht mit ihren Anfängen noch weit über das ehrwürdige Alter der hellenischen Literatur zurück. Freilich ist die Kenntniß dieser Dichtkunst noch so gering, daß uns ein Urtheil über sie nicht möglich war. Um so mehr verdient unseren Dank der in Leipzig studirende Gelehrte Dr. Tomitsu Okasaki, der soeben bei F. A. Brockhaus eine gut orientirende „Geschichte der japanischen Literatur“ herausgegeben hat.

Der Ursprung des ältesten japanischen Gedichtes verliert sich noch in das mythische Dunkel der Urzeit: es wird dem Prinzen Susano zu geschrieben. Als dieser einen Palast in der Provinz Izumo gebaut und die Prinzessin Kushinada heimgeführt hatte, soll er die Strophe gedichtet haben:

Ah, die Freude, mit dir vereint
Zu leben, holdes, theures Weib,
In wolkenumhögtem Hause.

Dr. Okasaki erzählt, daß Susano der Sage nach ein jüngerer Bruder des Prinzen O-Hirume war, dessen Glanz und Majestät man der Sonne verglich, und des Prinzen Tsukuyomi, dessen Pracht und Adel dem Monde gleichgestellt wurde. Aber er war stark und wild und wurde von seinen Brüdern und Schwestern gehaßt, weshalb er nach Korea flüchten mußte; doch war er wohl ein Weiser unter seinem Volke. Das Gedicht, welches unter seinem Namen geht, wurde ein Muster für Dichterkreise späterer Zeiten. Nach ihm werden acht Literaten genannt: Prinzessin Shitateru, Okuninushi, Prinzessin Numataha und Suseri, Prinz Hifohohodemi, Prinzessin Toyotama, Oume und Michiomi. Ihre Gedichte sind enthalten in dem Kojiki und dem Nihongi, „den beiden alten Geschichtswerken, die trotz manches Sagenhaften ebenso wichtige Quellen für den Historiker, wie zur Erforschung der moralischen Ideen, des Lebens und der Weltanschauung unserer Vorfahren sind.“ Vom ästhetischen Gesichtspunkte aus kann diesen Dichtungen freilich nicht viel Bedeutung beigemessen werden. Daran sind jedoch weniger die Dichter schuld als der Zeitgeist. Der erste japanische Kaiser, wenn die Ueberlieferung Recht hat: Jimmu, der 660 v. Chr. Schöpfer einer neuen und starken Regierung wurde, war auch in der Literatur von epochemachendem Einfluß. Von diesem Kaiser an bis zum Jahre 600 n. Chr. sind 44 Dichter bekannt.

Die Bekanntschaft mit der chinesischen Literatur, die so tiefgehende Folgen haben sollte, wurde Japan durch Korea vermittelt. Der Verkehr zwischen beiden Ländern bestand vielleicht schon 1000 Jahre v. Chr., wie ja auch der erste japanische Dichter Susano nach Korea geflüchtet sein soll. Der Ueberlieferung nach wurde von dort schon zwischen 100 v. und 100 n. Chr. die chinesische Wortschrift in Japan eingeführt. Aber sie war dem Volke zu schwierig; es war eine leichter faßliche Lautschrift gewöhnt. Daher blieb sie unpopulär und fand keine weitere Verbreitung, obwohl die einheimischen Buchstaben oder besser Schriftzeichen sehr unzureichend waren. Das änderte sich, als der König von Kudara in Korea dem Kaiser Djin im Jahre 284 n. Chr. das chinesische Werk Kongo schenkte. Seit dieser Zeit verbreitete sich nach und nach die chinesische Schrift in Japan, weil auch der Verkehr zwischen beiden Ländern ein regelmässiger wurde. Im Jahre 402 n. Chr. erhielt jede Provinz ein Geschichtsamt, und im Jahre 500 n. Chr. wurde ein Uebersetzungsamt gegründet, dessen Angestellte meist Koreaner waren, die das japanische Bürgerrecht erworben hatten. Damit war der Sieg der chinesischen Schrift entschieden, wenn auch vorläufig nur auf dem Gebiete der Praxis. Auf die japanische Literatur dagegen hat die chinesische Moralphilosophie des Confucius (550—478 v. Chr.), mit der man durch jenes Werk bekannt wurde, bis zur damaligen Zeit nur

sehr geringen Einfluß ausgeübt, der aber später gewaltig wuchs. Dr. Okasaki schreibt über die zweite Literaturperiode von 600 bis 800 n. Chr.: „Die chinesische Moralphilosophie auf der einen, die Religion und Philosophie des Buddhismus auf der anderen Seite haben zu damaliger Zeit die eigenthümlichen Ideen und Ideale der Japaner verändert, wie sie auch das Leben beeinflusst und die bisherigen Gebräuche theilweise zerstört haben. Das Volk trat aus dem Paradies in die Wirklichkeit, es ward ein anderes Volk, von dem man wohl sagen kann, daß es in dieser Periode einer Cicade vergleichbar war, die ihre Haut abgeworfen hat.“ Von den fremden Philosophen und Priestern wurde der gesammte Literaturkreis jener Zeit beeinflusst. Es war im Jahre 552 n. Chr., als der Buddhismus, der von Korea nach Japan gekommen war, officiell anerkannt wurde. Und unser Japaner fährt fort: „Die Leute, welche bis dahin nichts Höheres und Edleres als die schattenhaft webenden Schemen ihrer Geister gekannt hatten, sie lernten jetzt glauben, daß eine persönliche Gottheit ihr Schicksal lenke, daß Buddha sie glücklich oder unglücklich machen könne, ohne daß man den Grund davon zu erkennen vermöge, und daß er die Macht habe, Krankheiten zu heilen, Reichthum und langes Leben zu verleihen. Die Prediger lehrten sie auch, Kranke zu pflegen und mit Arzneien zu heilen, hielten sie an, Wittwen und Waisen mit Geld und Kleidern zu unterstützen. Die Priester erschienen selbst in den Kranken- und Waisen- und Armenhäusern. Auch um das Emporblühen des Landes machten sich die Buddhisten verdient, indem sie Landstraßen, mit Bäumen bepflanzt, anlegten und den Verkehr durch den Bau von Brücken und durch Einrichtung von Flußüberfahrten hoben.“ Der Verkehr mit China wurde von dem größten Buddhisten, dem Prinzen Shotoke (573—621), eröffnet, der Japan auch seine berühmte erste, buddhistisch-chinesische Constitution verleiht. Die gelehrte Jugend studirte jahrelang in China; und es ist bezeichnend, daß in der Viedersammlung des Kwaiju (751 v. Chr.) meist chinesische und sehr wenige japanische Gedichte sind; nur das japanische Lied, das Uta, rettete sich aus „dem Taifun chinesischer und indischer Anschauungen“, die doch auch viel corrupte Elemente enthielten. Zu Anfang des 10. Jahrhunderts versuchte die chinesische Ueppigkeit und Brunnstucht — nicht ohne Erfolg — zwar auch in Japan einzudringen, aber je mehr die Schwäche und Oberflächlichkeit Chinas hier bekannt wurde, desto mehr wurde Land und Volk der Chinesen von den Japanern mißachtet; ein gesundes Nationalgefühl brach sich Bahn, dessen Entwicklung noch dadurch begünstigt wurde, daß mit dem Sturze der Lo-Dynastie im Jahre 908 der Verkehr mit China eine Zeit lang unterbrochen ward. So entfaltete sich die Nationalliteratur ungestört mehr und mehr und kam schließlich zur Alleinherrschaft im Lande. Schon im Jahre 905 erschien auf Befehl des Kaisers Daigo das Kokin-Shu (etwa: „Altes und Neues“), die erste kaiserliche Gedichtsammlung. Sie ist ein beredtes Zeugniß von dem Widerwillen gegen den Zeitgeist des 9. Jahrhunderts mit seiner Nachahmung des Chinesischen. So weist z. B. Ki-no Tsurayuki (882—946) in ihr darauf hin, daß auch die japanische Poesie, so gut wie die chinesische, sechs Dichtungsformen kenne, und ist deshalb der Ansicht, da die altnationale Dichtkunst ebenso ausdrucksfähig und formenreich sei, wie jene, daß man jetzt ihr wieder Beachtung schenken und im Uta-Stile dichten solle. Damit hat er in der That die Stimmung des Volkes mit liebevollem Verständniß erkannt und ausgesprochen. Zu gleicher Zeit wurde am kaiserlichen Hofe der Shi-Gesellschaft (d. h. der Gesellschaft für chinesische Dichtung) eine Uta-Gesellschaft gegenübergestellt und im Jahre 951 auch ein Uta-Amt im kaiserlichen Palaste errichtet. Wie immer, so standen auch jetzt wieder die Frauen mit an der Spitze der Literaturbewegung. Damen des Hofes waren es, die im Jahre 960 ein „Uta-Awase“ eröffneten und zwar mit den Worten: „Die Männer haben nur zu oft einen Wettstreit auf dem Gebiete

der Literatur unternommen, laßt uns nun einen Uta-Wettstreit beginnen!" Ein solches Uta-Urwase könnte man, nach Dr. Oasaki, mit einem Sängerkrieg vergleichen. Jeder Dichter bemühte sich, das schönste Lied zu dichten. Dieses wurde dann, entweder auf buntes Papier geschrieben oder an einem Fächer, einem Blumenstrauß befestigt, an die Preisrichter geschickt, welche Anfangs gerechte Kritik übten, bis sich leider auch hier mit der Zeit Parteilichkeit und Vorurtheil einschlichen. Durch diese Wettkämpfe scheint die dichterische Production sehr angeregt worden zu sein; die Zahl der Dichter und die Formgewandtheit hoben sich. Das 11. Jahrhundert war so reich an Dichtern und Dichterinnen, daß der Kaiser Horikawa vierzehn Poeten — und das waren nur die bekanntesten — den Auftrag geben konnte, hundert Gedichte zu verfassen, und man muß wissen, daß es am Ende des 12. Jahrhunderts Dichter gab, die an einem Tage gegen tausend solcher epigrammatischer Uta zu schreiben im Stande waren, um sich einen Begriff von der Gewandtheit zu machen, die man in der Behandlung der nationalen Dichtungsform erlangt hatte.

Im 12. Jahrhundert vollzog sich eine noch stärkere Emanzipation von China. Die Civilisation beider Länder hatte fast dieselbe Höhe erreicht, und man besaß jetzt in Japan die viel bequemere Kanaschrift. Zugleich trat ein günstiger Umstand für deren Verbreitung ein, nämlich jene Unterbrechung oder Erschwerung des Verkehrs mit China, die auch zu dem Aufschwung der japanischen Nationalliteratur beigetragen hatte. Denn da war es bloß natürlich, wenn man die einheimischen Gedanken und Laute auch durch die einheimische Schrift wiedergeben suchte. Bald begann man nun, die phonetischen Kanazeichen mit ideographischen chinesischen Schriftzeichen untermischt zu gebrauchen (wie es noch heutzutage der Fall ist), — und das war zugleich der äußerliche Ausdruck der Verschmelzung des japanischen und chinesischen Ideentreibes, die sich jetzt vollzogen hatte. Diese Verschmelzung war besonders vortheilhaft für die Frauen. Für sie war China nach den damaligen Verhältnissen zu weit entfernt, und so konnten nur sehr wenige dort studieren oder auch nur das hochgeachtete „Reich der Mitte“ sehen. In Folge dessen waren die chinesischen Schriftzeichen doppelt schwer für sie zu erlernen. Jetzt bot sich ihnen die längst ersehnte Möglichkeit, ihre Gedanken und Gefühle sehr leicht auf dem Papier festzuhalten. Die Blüthezeit der Frauenliteratur zwischen dem 10. und 11. Jahrhundert verdankt daher Japan wohl hauptsächlich der Einführung der bequemen Kanaschrift.

Das rauhe 13. Jahrhundert mit seinen Revolutionen und Kriegen machte dem, wenn es Dr. Oasaki auch verkennt, stark spielerischen und weibischen Charakter der japanischen Dichtung ein Ende. Die Sänger sind jetzt vielfach Generäle, und militärische Romane und Kriegsgeschichten werden beliebt. Erst im 17. Jahrhundert, wo die Dichter und Dichterschulen aller Orten blühten, beginnt die klassische Zeit der japanischen Dichtung. Der ideale und große Zug kam durch Matsuo Bascho (1644—1694) hinein, der in dem so unscheinbaren Haikai „die Anmuth der japanischen Sprache und die Schönheit der chinesischen Schrift“ zu vereinigen wußte. Das Haikai ist objective Lyrik; die Dichter beobachteten die Natur meistens objectiv, und die Lieder sprechen von der Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, von der Enthebung aus dem Erdenstaube. Oft haben diese Haikai auch den Zweck, auf ernste, bittere oder launige Weise die Fehler oder Thorheiten der Menschen lächerlich zu machen und zu verspotten und sie mit Ironie und Satire auf ihre Unwissenheit und Ueberspanntheit aufmerksam zu machen. Das Haikai hat eine knappe, lakonische Form, so daß ihm das schöne, fließende Gewand poetischer Fülle abgeht; in manchen stört auch ein geringfügiger Stoff oder eine unfeine Ausdrucksweise. Aber der Haikai-Dichter glaubt durch die Schlichtheit und Knappheit für solche Mängel vollen Ersatz zu geben. Diese Dichter gehörten den verschiedensten Ständen, Berufen und Bekannt-

nissen an. Als Haikai-Dichterinnen wurden Sono (1653 bis 1726) und Kaga-no Chiyo (1702 bis 1774) hoch gepriesen, und ein Haikai der Letzteren muthet die Japaner an wie „Blumenduft und Lerchenfang“.

Beim Tode eines Knaben.

O liebtes Kind! Libellen zu fangen
Wie bist du doch heut' so weit gegangen!
So weit, gar so weit!

Es giebt in Japan keinen zweiten Dichter, der so hoch geschätzt wird wie Bascho. Worauf beruht das? „Seine Haikai sind ebenso kurz, bloß siebzehnsilbig, wie die der andern; er hatte weder ein eigenes hohes System, noch vorbildliche Tugend; er war wenig belesen, hatte wenig Geld und wenig Verkehr mit Gelehrten und Edlen. Wie kam es also, daß er bis zum heutigen Tage als Schutzgott der Dichtkunst verehrt wird? — Die nie versiegenden Quellen der Lyrik, also des Haikai, sind die Natur und das Menschenherz: und gerade diese beiden strebte Bascho in seiner Dichtung freudig und unermüßlich zu ergründen. Sein reiner Charakter und seine schöne Anlage ließen ihn die Natur in ihrem innersten Wesen erkennen und in die Tiefen des Menschenherzens blicken. Die ewig wunderbare Natur war sein Ideal, und sein Wahlspruch hieß: „Folge der Natur!“ Sein Herz konnte ihre Wunder warm nachempfinden, und er war gewiß mehr als Andere davon durchdrungen, daß der Genuß der schönen Schöpfung das gemeinschaftliche Gefühl der ganzen Menschheit ist, durch das wir verbrüderet werden, ja, durch das wir alle, vom Kaiser bis zum Bettler, unaufhörlich zusammengeketet sind.“

Dr. Oasaki nennt den Dichter Ramono Mabuchi und dessen Schüler Motoori Norinaga (1730—1801) die eigentlichen Messiasse der japanischen Nationalliteratur. Ihre Hauptwaffe war die Vaterlandsliebe. Auch Drama und Novelle wurde damals gepflegt. Chifamatsu-Monzaimon, der größte Dramatiker Japans, schildert in seinen mehr als 100 Werken Kyoto mit seiner traumhaften Sagen, mit seinen ewig grünen Gebirgen, seinen uralten Kirchen und den lachenden Thälern, sowie das Leben dort und seine eigenen vielen Erlebnisse, als er in dieser Stadt wohnte. Er hatte eine buddhistische Weltanschauung. Oft fragte er sich, ob es auf Erden Glückseligkeit geben könne. „Das Menschenschicksal wird, meines Erachtens, kaum Befriedigung gewähren; gehet lieber in's Jenseits!“ „Mein lieber Herr Vater und Frau Mutter, ihr werdet auch sterben wie andere Menschen, doch lebet wohl auf Wiedersehen im Jenseits, wo wir uns dann ungestört unterhalten können!“ Als Lyriker nahm er einen hohen Rang ein, und Dr. Oasaki bemerkt, daß seine Darstellung wenig anstößig und niedrig ist; indessen wahrte auch er die Tugend nicht genug, und die Befriedigung des Gefühls und die Erfüllung des Willens spielten bei ihm immer eine große Rolle. „Ach, wir fehlerhaften Menschen leben jetzt in der veränderlichen und schicksalvollen Welt, wie können wir nur das Leben noch ertragen!“ „Ich denke, ich habe meiner ritterlichen Pflicht in dieser Welt Genüge gethan, aber es fehlt mir nun die Liebe und Güte; ach, mit welchen Hoffnungen lebe ich noch länger in einer solchen Welt!“ Als Tragödiendichter schildert er besonders lebenswahr und packend den Sturm der Leidenschaften, den Selbstmord und die Schwermuth.

Leider währte die japanische Classik nicht allzu lange. Es kam die frivole Lust von Kyoto und Osaka, motiwirt es unser Litterarhistoriker. Zwischen 1760 und 1785 vertrat sich die Shogun-Familie nicht, und es gab recht viele Parteien in der Regierung. Einer der Führer, Tanuma-Mototjugu, war ein ganz sittenloser Mensch, rücksichtslos, verdorben und berechnend. Durch dieses schlechte Beispiel von oben verfiel ganz Japan in Eitelkeit und Unsittlichkeit. Infolgedessen erschienen gegen 1765 vielgelesene Erzählungen über gemeine Weiber und unzüchtige Liebe, gegen 1770 witzelnde und pöffenhafte Werke, und um 1780 tauchten unzählige Bücher erotischen Inhalts

auf. Dann folgten bis 1806 „dem wankelmüthigen Menschengeiste zu Liebe“ leicht faßliche geschichtliche Erzählungen, die meist von der Rache am Feinde handelten. Da sich aber inzwischen die politischen Verhältnisse änderten, das Shogunat im Jahre 1786 wechselte und sein Vertreter Katsuo Mototjugu's Stelle einnahm, wurden die Roman- und Novellendichter auch in andere Bahnen gelenkt. Im Handumdrehen waren sie Didaktiker geworden, und zwischen 1792 und 1796 beschäftigten sich die Dichter zumeist mit Heldengeschichte oder Mythologie. Diese Veränderung der Interessen war eine ersehnte Zuflucht für die damaligen Schriftsteller. Gegen 1804 war die Blüthezeit für die Literaten; damals wurden von jedem populären Buch etwa 10 000 Exemplare herausgegeben.

Aus neuerer Zeit nennt Dr. Kasaki noch den Modeschriftsteller Tamenaga Chansui (gest. 1842), den Verfasser wollüstiger Erzählungen, und den noch heute beliebten Kyutei Tanehiko. Dessen Ansicht über die Urtheilskraft der Menge lautet: „Wenn ein Schriftsteller heutzutage von neun Lesern gepriesen und von einem ausgelacht wird, so kann man sicher sein, daß seine Werke nichts taugen, aber für ihn eine Goldgrube sind, während umgekehrt die Bücher guter Autoren meist wenig gefallen und einbringen.“ Diese hübsche Sentenz paßt nicht nur auf Japan... Leider sagt uns Dr. Kasaki nichts über die heutige Literatur. Sollte die Europäisierung Japans seine Dichtung verkümmern und zu Gunsten von Militarismus und Industrialismus nur noch die praktischen Ideale fördern?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Begegnung.

Von Edgar Allan Poe.

Uebersetzung von Johanna Möllenhoff.

(Schluß.)

— — — Die Unruhe war vorüber. Die Menge hatte sich zerstreut, die Lichter im Innern des Palastes waren erloschen, und der Fremde, den ich nicht erkannte, stand noch allein auf den Marmorstufen. Eine räthselhafte Aufregung schien seinen Körper zu durchschüttern, und seine Blicke richteten sich suchend umher nach einer Gondel. Ich konnte nicht umhin, ihm die meinige zur Verfügung zu stellen, und er nahm das Anerbieten an. Nachdem der Gondolier für das verlorene Ruder an der Wasserpforte ein anderes bekommen hatte, fuhren wir miteinander bis zu seiner Wohnung. Der Fremde hatte seine Fassung rasch wieder gewonnen und sprach dann mit anscheinend großer Herzlichkeit von unserer früheren flüchtigen Bekanntschaft.

Es giebt für mich Dinge, bei denen ich mit großem Vergnügen bis in die geringsten Einzelheiten verweile. Der Fremde — es mag mir gestattet sein, ihn, der noch für alle Welt ein Fremder war, auch ferner mit diesem Worte zu bezeichnen — die Person des Fremden also, ist eine von den mich besonders interessirenden Erscheinungen. Was seine Gestalt betrifft, so mochte sie noch eher unter, als über dem gewöhnlichen Größenmaße stehen. Gleichwohl gab es Augenblicke intensiver Erregung für ihn, in denen sein Körper thatsächlich zu wachsen schien und seinen ersten Eindruck wieder vernichtete. Sein schlanker Bau und das beinahe zarte Ebenmaß seiner Glieder deutete eher auf eine stets bereite Thatkraft hin, wie er sie eben auf der Seufzerbrücke bewiesen hatte, als daß sie jene ausdauernd herkulische Kraft hätte ahnen lassen, die er, wie bekannt, bei Vorkommnissen von viel gefährlicherer Art, ohne die geringste Anstrengung an den Tag gelegt hatte. Mund und Sinn waren bei ihm von wahrhaft göttlicher Bildung; seine großen

klaren Augen mit dem eigenthümlich wilden Blick schienen in ihrem leuchtenden Dunkel die Schattirung vom reinen Hellbraun bis zum tiefsten glänzenden Schwarz zu durchlaufen; aus einer Fülle schwarzgelockten Haares schimmerte die ungewöhnlich breite Stirn mit dem matten Weiß des Elfenbeines hervor. Jede Form seiner Züge war von classischer Regelmäßigkeit, wie ich sie nirgendwo gesehen habe, außer vielleicht an den Marmorbildern des Kaisers Commodus. Und dennoch war sein Antlitz eines von denen, wie es den meisten Menschen zu irgend einer Zeit ihres Lebens einmal begegnet sein mag, das sie aber später nicht wieder erblickt haben. Es war ein Antlitz ohne einen besonders eigenartigen Ausdruck, ja er hatte nicht einmal einen bestimmt vorherrschenden Ausdruck, der sich dem Gedächtnisse hätte einprägen können. Es war ein Antlitz, das man sah und wieder vergessen mochte, aber nur vergessen, mit dem unwillkürlichen, nie schwindenden Verlangen, es im Geiste wieder heraufbeschwören zu können. Nicht als ob irgend eine rasch entseffelte Leidenschaft je verfehlt hätte, auf dem Spiegel dieses Antlitzes ihr Bild in unverkennbaren Zügen aufleuchten zu lassen — nur daß dieser Spiegel, sobald die Leidenschaft verschwunden war, auf seiner glatten Fläche auch nicht eine Spur davon zurück behielt.

Als ich meinen Freund in der Nacht des gemeinsam erlebten Abenteuers verließ, bat er mich dringend und in einer, wie es mir schien, etwas ungestümen Art, ihn doch am nächsten Morgen sehr früh zu besuchen. Demgemäß fand ich mich bald nach Sonnenaufgang in seinem Palaste ein, der einer jener gewaltigen Gebäude war, die sich mit düster phantastischer Pracht in der Nähe des Rialto an den Ufern des Canal Grande erheben. Man zeigte mir auf einer breiten Wendeltreppe von Mosaik den Weg zu einem Gemache, dessen unergleichlicher Prunk schon durch die geöffnete Thür mit blendendem Glanze auf mich eindrang. Mir schwindelte von all' dieser verschwenderischen Leppigkeit. Der Reichtum des Eigenthümers dieser Herrlichkeiten war mir nicht unbekannt. Das Gerücht hatte davon in Ausdrücken gesprochen, die ich mir sogar erlaubt hatte, als die Schilderungen lächerlicher Uebertreibung zu bezeichnen. Aber als ich staunend umherblickte, vermochte ich nicht länger zu glauben, daß es in Europa einen Unterthanen geben könne, dessen Schätze ausreichen würden, diesen fürstlichen Luxus zu beschaffen, wie er hier um mich funkelte und strahlte. Obwohl die Sonne bereits am östlichen Himmel stand, war hier Alles noch glänzend erleuchtet. Dieser Umstand in Verbindung mit einem Ausdruck der Erschöpfung in den Zügen meines Freundes ließ mich darauf schließen, daß er während der ganzen vergangenen Nacht das Bett nicht berührt haben mußte. In der Architektur und bei den Verzierungen des Gemaches war offenbar die Absicht vorwiegend gewesen, zu blenden und bis zur Verwirrung in Staunen zu versetzen. Wenig Aufmerksamkeit war darauf verwendet worden, Harmonie in der Ausstattung herrschen zu lassen oder den Eigenthümlichkeiten der Nationalität Rechnung zu tragen. Das Auge wanderte von einem Gegenstande zum anderen, ohne bei einem zu verweilen, — weder bei den Grotesken der griechischen Maler, noch bei den Sculpturen aus den besten Zeiten der italienischen Kunst oder bei den colossalen Bildnereien des alten Aegyptens. In jedem Winkel des Gemaches sah man reiche Draperien sich leicht bewegen zu den Schwingungen einer sanft verklingenden melancholischen Musik, ohne daß man entdecken konnte, woher diese kam. Aus seltsam geformten Rauchgefäßen sprühte eine Menge züngelnder Flammen von smaragdgrüner oder violetter Färbung empor, einen wahrhaft sinnbetäubenden Duft der verschiedenartigsten Wohlgerüche verbreitend. Durch Fenster, die aus einer einzigen Scheibe glühend rothgefärbten Glases bestanden, ergoß sich über das Ganze dieses phantastischen Gemaches der erste Schein der Morgensonne. Ueberall, bald hier, bald dort, an den Vorhängen, welche in breiten Streifen wie flüssiges Silber von ihren Galerien niederwallten, in tausend Reflexen aufblitzend, vermischten sich zuletzt die Strahlen der natürlichen Sonnenglorie in aufzuckender Gluth mit der künstlichen Beleuchtung und lagerten sich brütend in gedämpften Massen auf einem wie lauterem Gold schimmernden Teppich von chinesischem Gewebe.

Plötzlich brach der Herr dieser Räume in ein helles Gelächter aus, sobald ich in das Gemach eintrat und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er selbst streckte sich der ganzen Länge nach auf eine Ottomane hin. „Ich sehe“, sagte er, als er bemerkte, daß ich mich nicht sogleich in die Art und Weise eines so sonderbaren Empfanges hineinfinden konnte, „ich sehe, Sie sind erstaunt über meine Einrichtung, über meine Statuen, über meine Gemälde, über die Originalität meiner Entwürfe, was die Bauart und Ausstattung der Gemächer betrifft. Jedenfalls geradezu berauschend von all' der Pracht, was? — Aber verzeihen Sie mir, mein bester Herr“, hier nahm seine Stimme den Ton aufrichtiger Herzlichkeit an, „verzeihen Sie mir mein rücksichtsloses Gelächter. Sie schienen so ganz außer sich vor Verwunderung. Außerdem giebt es einige Dinge, die so vollkommen lächerlich sind, daß ein Mann darüber lachen muß oder daran sterben. Nachdem zu sterben, muß der glorreichste aller glorreichen Tode sein! Sir Thomas Moore — ein herrlicher Mann ist Sir Thomas Moore — Sir Thomas Moore also starb lachend, wie Sie sich erinnern werden. Ebenso giebt es in den ‚Absurdities‘ von Ravius Tertor eine ganze Reihe zu Charaktere, denen es vergönnt war, auf dieselbe prächtige Weise zu enden. Wissen Sie aber“, fuhr er nachdenklich fort, „daß in Sparta, westlich von der Burg, unter einem Chaos kaum erkennbarer Ruinen sich eine Art Sockel befindet, welcher in noch lesbaren Lettern die Inschrift *AZM* trägt? Sie sind unzweifelhaft ein Theil von *ΓΕΛΑΣΜΑ* (Gelächter). Nun in Sparta gab es tausend Tempel und Altäre für tausenderlei verschiedene Gottheiten. Wie höchst sonderbar, daß der dem Lachen gewidmete Altar alle anderen Altäre überdauert haben sollte. Aber in dem gegenwärtigen Falle“, hob er nach einer Weile mit eigenthümlicher Veränderung in Stimme und Wesen wieder an, „hatte ich kein Recht, mich auf ihre Kosten lustig zu machen. Sie konnten mit Recht erstaunt sein. Europa hat nichts so Schönes aufzuweisen, was diesem meinem kleinen königlichen Cabinette zu vergleichen wäre. Meine anderen Gemächer sind keineswegs von derselben Art — bloße Uebertreibungen nichtsagender modischer Geschmacklosigkeiten. Dies hier steht über der Mode, nicht wahr? Und doch braucht es nur gesehen zu werden, um den Wettstreit zur Nachahmung herauszufordern. Das heißt nur für Solche, die mit Ausbietung ihres ganzen Erbtheils dazu im Stande sind. Indessen, ich bin darauf bedacht gewesen, einer solchen Entweihung vorzubeugen. Abgesehen von einer einzigen Ausnahme sind Sie, außer mir selbst und meinem Diener, das erste menschliche Wesen, dem es gestattet wurde, diese Räume zu betreten, seitdem diese in der Art, wie Sie sie sehen, ausgeschmückt wurden?“

Zum Zeichen meiner Anerkennung machte ich eine stumme Verbeugung, denn die Pracht, die berausenden Düfte und die Musik, das Alles zusammen in Verbindung mit dem Eindruck seiner unerwartet excentrischen Worte und seines Benehmens drang mit so überwältigender Empfindung auf mich ein, daß es mir unmöglich war, meine Anerkennung, die ich sonst zu einer artigen Schmelselei geformt haben würde, in Worten Ausdruck zu geben.

„Sehen Sie“, ergriff er wieder das Wort, indem er sich erhob und auf meinen Arm sich stützend im Gemache umherschlenderte, „sehen Sie, da sind Gemälde von den Griechen bis auf Cimabue, und von Cimabue bis zu den modernsten Meistern. Manche darunter sind, wie Sie bemerken werden, mit geringer Berücksichtigung der Forderungen der Moral gewählt worden. Sie sind indessen alle die passende Ausstattung für ein Gemach wie dieses hier. Da sehen Sie auch einige Meisterwerke von unbekanntem Größen; und hier unvollendete Entwürfe von Männern, die in ihren Tagen berühmt waren, deren Namen aber sogar die Scharfsichtigkeit der Akademien der Vergessenheit und mir überlassen hat. Was halten Sie“, sagte er, indem er sich plötzlich abwandte, „was halten Sie von dieser Madonna della Pietà?“

„Sie ist ein echter Guido!“ rief ich voller Begeisterung aus, denn ich hatte mich ganz versenkt in die Alles übertreffende Lieblichkeit des Gemäldes. „Sie ist ein echter Guido! Wie haben Sie sich dieses

Meisterwerk nur zu verschaffen gewußt? Sie ist ohne Frage in der Malerei dasselbe, was die Venus in der Skulptur ist.“

„Ja!“ sagte er nachdenklich, „die Venus — die schöne Venus? die Venus von Medici? Sie, mit dem kleinen Kopf und dem goldigen Haar? Ein Theil des linken Armes“ — hier ließ er die Stimme sinken, daß er nur noch mit Mühe zu verstehen war — „und der ganze rechte Arm sind restaurirt, und in der Kofetterie dieses rechten Armes ist, wie ich meine, die Quintessenz alles Gezierten enthalten. Geben Sie mir den Canova dort? Der Apollo ist auch eine Copie — das ist außer allem Zweifel — blinder Thor, der ich bin! Die prahlerische Begeisterung des Apollo nicht betrachten zu können! Ich kann nicht anders — beklagen Sie mich! Ich kann nicht umhin, dem Antinous den Vorzug zu geben. Hat es nicht Sokrates gesagt, daß dem Bildhauer seine Statue aus dem Marmorblock entgegengetreten sei? Dann war Michelangelo keineswegs original in seinen Versen:

Nicht hat der größte Künstler je Gedanken,
Die rein und keusch der Marmor nicht umschlösse!“

Es ist bemerkt worden, oder es sollte wenigstens so sein, daß in dem Wesen des echten Edelmannes immer etwas von der Haltung gewöhnlicher Menschen Verschiedenes liegt, ohne daß sofort zu bestimmen wäre, worin dieser Unterschied besteht. Wenn diese Bemerkung in ihrer vollen Bedeutung auf das äußere Benehmen meines Bekannten anzuwenden war, so fühlte ich an jenem denkwürdigen Morgen, daß dies in Bezug auf sein Gemüth und seinen Charakter noch viel mehr der Fall sei. Auch weiß ich jene geistige Eigenthümlichkeit, die ihn so ganz besonders außerhalb der gewöhnlichen Grenzen aller anderen menschlichen Wesen erscheinen ließ, nicht anders zu bezeichnen, als daß ich sie eine Gewohnheit tiefen und fortlaufenden Denkens nenne, von der selbst seine alltäglichsten Handlungen durchdrungen waren; eine Gewohnheit, die sich auch seinen müßigen Augenblicken aufdrängte und sogar in dem seltenen Aufblitzen seiner Feiterkeit hervortrat, den Nattern vergleichbar, die an den Karnisen der Tempel von Persepolis aus den Augen der grinsenden Masken sich hervorhlangeln. Ich konnte jedoch nicht umhin, trotz der leichtfertigen, oft wiederum auch feierlichen Art, womit er über Dinge von geringer Bedeutung rasch dahin plauderte, wiederholt etwas von hastiger Verwirrung zu bemerken — eine reizbare Ruhelosigkeit des ganzen Wesens, die ich mir nicht zu erklären vermochte, und die mich manchmal sogar mit ängstlicher Besorgniß erfüllte. Häufig geschah es auch, daß er mitten in einem Satze abbrechend, dessen Anfang er offenbar vergessen hatte, mit aufmerksamster Spannung auf etwas zu horchen schien, als ob er entweder einen Besuch erwarte oder Tönen lausche, die nur in seiner Einbildung bestehen konnten. Während einer dieser Träumereien oder Pausen offener Abwesenheit fand ich beim Durchblättern poetischer und gelehrter Werke in der neben mir auf der Ottomane liegenden schönen Tragödie von Poliziano: „L'Orfeo“ (die erste italienische Nationaltragödie) eine Stelle mit Bleistift unterstrichen. Es war eine Stelle gegen das Ende des dritten Actes, eine Stelle von wahrhaft herzbrechender Wirkung, eine Stelle, die, wenn auch nicht frei von Unlauterkeit, doch Niemand lesen wird, ohne einen bisher unbekanntem Schauer der Rührung zu empfinden, Niemand ohne einen Seufzer der Theilnahme. Die ganze Seite war feucht von Thränen, und auf den dazwischen gebundenen, unbedruckten Blättern waren in englischer Sprache die folgenden Strophen niedergeschrieben. Die Handschrift war von den eigenthümlich geformten Buchstaben meines Bekannten so verschieden, daß ich anfangs große Mühe hatte, sie als die seinigen zu erkennen:

„Du warst mir Alles, was, o Lieb,
Ersehnt die Seele mein;
Im Meer ein grünes Eiland, Lieb,
Ein Quell, ein Heil'genschein,
Bekränkt mit Blumen und mit süßer Frucht,
Und all' dies Blüh'n war mein!“

O Traum, zur Dauer viel zu schön!
 O Hoffnung, sternengleich!
 Du kamst, uns grausam zu verweh'n,
 Aus einem andern Reich.
 Der Zukunft Stimme ruft mit Macht —
 — — Doch die Vergangenheit
 liegt schwer wie grau'ig dunkle Nacht
 Auf mir mit ihrem Leid.

Dann wehe! Wehe! Nimmermehr
 Blüht Leben und Licht für mich!
 Es rauschet wie das heil'ge Meer
 Meine Klage so schauerlich;
 Denn nimmer kann der dürre Baum,
 Der blitzerscheitel blühen
 Und nimmer zu des Aethers Raum
 Der wunde Adler fliehen.

Berzaubert sind mir Tag und Nacht!
 In meinen Träumen allen
 Seh' ich der dunklen Augen Pracht
 Des leisen Schrittes Wallen.
 Phantast'sche Tänze schweben sacht,
 Und leise Lieder hallen.

O wehe der verwünschten Zeit!
 Sie brachten dich über's Meer,
 Von meiner Liebe so weit, so weit
 Zu Verbrechen und Altersbeschwer!
 Unheiliges Lager wartete dein — — —
 Nun bin ich wieder allein, allein
 In dem nebligen Land, wo die Sonne matt scheint,
 Und die silberne Thränenweide weint.*)

Daß diese Strophen in englischer Sprache gedichtet waren, einer Sprache, welche, wie ich geglaubt hatte, dem Autor nicht bekannt war, erregte nur wenig mein Erstaunen. Um über derartige Entdeckungen erstaunt zu sein, war ich zu sehr vertraut mit dem Umfange seiner Kenntnisse und mit dem besondern Vergnügen, welches er darin fand, sie vor fremder Beobachtung verborgen zu halten. Aber der Ort des Datums versetzte mich, wie ich gestehen muß, in nicht geringe Verwunderung. Ursprünglich hatte London da gestanden, war aber später sorgfältig durchstrichen — indessen nicht wirksam genug, um das Wort einem prüfenden Auge entziehen zu können. Ich sage, dieser Umstand erregte mir nicht geringes Erstaunen, denn ich erinnerte mich sehr wohl daran, in einer früheren Unterhaltung mit meinem Freunde besonders darnach gefragt zu haben, ob er zu irgend einer Zeit in London der Marchesa di Mentoni begegnet sei. Diese hatte sich einige Jahre vor ihrer Vermählung in London aufgehalten. Seine Antwort, wenn ich mich nicht irre, gab mir zu verstehen, daß er die Metropole Großbritanniens niemals besucht habe. Ich kann hier gleich einfließen lassen, daß ich mehr als einmal gehört hatte, — natürlich ohne einem Gerüchte, das mit so vielen Unwahrscheinlichkeiten verbunden war, irgendwie Glauben zu schenken — daß die hier in Mode stehende Person, nicht nur von Geburt, sondern auch der Erziehung nach Engländer sei.

— — — „Hier ist noch ein Gemälde“, sagte er, ohne meinen Einblick in die Tragödie bemerkt zu haben, „hier ist noch ein Gemälde, das Sie nicht gesehen haben.“ Und indem er eine Draperie zur Seite schob, enthüllte er ein in Lebensgröße gemaltes Bild der Marchesa Aphrodite.

Was die Darstellung dieser unvergleichlichen Schönheit betrifft, so hätte menschliche Kunst nicht mehr zu thun vermocht. Dieselbe himmlische Gestalt, wie sie in der vergangenen Nacht auf den Stufen des Dogenpalastes gestanden hatte, sah ich hier wieder vor meinen Augen

*) Uebersetzung von Vormann.

erscheinen. Aber in dem Ausdruck des Antlitzes, das über und über wie von lieblichem Lächeln übergossen war, schlummerte dennoch jener sonderbare Anflug von Melancholie, der wie in unzertrennlichem Verein mit der Schönheit verbunden zu sein pflegt. Ihr rechter Arm ruhte auf der Brust, während sie mit der linken Hand nach abwärts auf eine seltsam geformte Base deutete. Der eine der schmalen, feenhaften Flügel, der allein sichtbar war, berührte kaum die Erde; und von dem leuchtenden Hintergrunde, der die Lieblichkeit ihrer Erscheinung zu umrahmen oder besser zu umschmiegen schien, kaum zu unterscheiden, schwebten hinter ihren Schultern ein paar außerordentlich zart entworfene Flügel. Mein Blick glitt von dem Gemälde auf die Gestalt meines Freundes, und die kraftvollen Worte von Chapman's „Duffy d'Ambois“ drängten sich mir unwillkürlich auf die Lippen:

Er steht dort

Als wie ein römisch Standbild! Er wird steh'n,
 Bis ihn der Tod zu Marmor macht!

„Kommen Sie“, sagte er endlich, und wendete sich nach einem Tische von reich emailirtem, massivem Silber, auf dem einige phantastisch bemalte Becher standen, und zwei große etruskische Vasen von derselben ungewöhnlichen Form wie die, welche auf dem Vordergrunde des Bildes gemalt waren; wie ich vermutete, waren sie mit Johannisberger gefüllt.

„Kommen Sie“, sagte er rasch, „lassen Sie uns trinken! Es ist allerdings noch früh am Tage, aber lassen Sie uns trinken! — Es ist in der That noch früh!“ fuhr er nachdenklich fort, als ein Oherub mit einem schweren Hammer von Gold das Gemach laut erschallen ließ von dem Schlage der ersten Stunde nach Sonnenaufgang. „Es ist allerdings früh, aber was hat das zu bedeuten? Lassen Sie uns trinken! Wir wollen ein Opfer ausgießen jener hochherabenen Sonne, welche diese prunkhaften Lampen und Rauchgefäße mit einander wetteifernd zu verdunkeln trachtet.“ Und als er mich veranlaßt hatte, ihm aus einem vollen Pokale Bescheid zu thun, stürzte er rasch nacheinander mehrere Becher Weins hinunter. „Zu träumen“, fuhr er fort, den Ton seiner unständigen Reden wieder aufnehmend und einen der prächtigen Pokale gegen die grelle Lichtfülle eines der Rauchgefäße haltend, „zu träumen, ist die Aufgabe meines Lebens gewesen. Ich habe mich deshalb in meiner Wohnstätte wie mit einer Traumwelt umgeben. Hätte ich mir mitten in Venedig eine bessere schaffen können? Es ist wahr, Sie erblicken hier um sich her ein verworrenes Gemisch von architektonischen Reraten. Der reine Kunstsinne Italiens wird beleidigt durch vorweltliche Entwürfe, und die Sphinxen Aegyptens liegen dort auf goldenen Teppichen hingestreckt. Allein die Wirkung des Ganzen hat nur für den Bedenklichen etwas Ungereimtes. Die Uebereinstimmung des Ortes und namentlich der Zeit sind der Popanz, welcher die Menschheit von der Betrachtung des Prächtigen zurückschreckt. Einst war ich selbst mit Ausschmückungen beschäftigt; aber jene Verherrlichung der Narrheit hat meine Seele übersättigt. Alles das dient jetzt dazu, meine Absicht zu fördern. Gleich dem Rauch aus diesen arabischen geformten Ampeln windet mein Geist sich im Feuer, und die in dieser Umgebung herrschende fieberhafte Gluth bereitet mich vor auf die phantastischeren Erscheinungen jenes Traumlandes, zu dem ich mich jetzt rasch emporzuschwingen werde!“ Hier hielt er plötzlich inne, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schien auf einen Ton zu lauschen, der mir nicht vernehmbar war. Endlich blickte er, seinen Körper hoch aufrichtend, nach oben und stieß in abgerissenen Worten die Strophen des Bischofs von Chichester heraus:

„Dort warte mein! Rasch werd' ich zu Dir eilen,
 In jenes Thales Grund mit Dir zu weilen.“

Im nächsten Augenblick streckte sich sein Körper, von der Gewalt des Weines bezwungen, auf eine Ottomane hin.

Jetzt ließ sich von der Treppe her ein hastiger Schritt vernehmen, dem gleich darauf ein lautes Pochen an die Thür folgte. Ich eilte, um eine weitere Störung zu vermeiden, darauf zu, als ein Page aus dem Hause Mentoni in das Gemach stürzte und mit einer vor Erregung

halb erstikten Stimme die unzusammenhängenden Worte hervorstammelte: „Meine Gebieterin! Meine Gebieterin! Vergiftet! Vergiftet! O, schöne — herrliche Aphrodite!“

Entsetzt stoh ich zu der Ottomane und bemühte mich, den Schläfer zum Bewußtsein zu erwecken, damit er die erschütternde Nachricht vernähme. Aber seine Glieder waren starr, seine Lippen entfärbt, seine eben noch leuchtenden Augen waren im Tode erloschen. Ich taumelte zurück gegen den Tisch, meine Hand gerieth auf einen zerkrüppelten und geschwärzten Becher, und wie ein Blitz drang auf meine Seele das Verständniß der vollen und furchtbaren Wahrheit ein.

Aus der Hauptstadt.

Der starke Hermel.

Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner aus der Zeit, wo Sie jung und ein selbstständiger Politiker waren, noch erinnern. Jedenfalls darf ich aber annehmen, daß Sie damals von mir gehört haben. Der Umstand, daß meine Frau Mama mich bis zu meinem vollendeten vierzehnten Lebensjahre säugte, hat mir in der deutschen Sage einen Ehrenplatz verschafft und mich nicht minder berühmt gemacht, als die späteren Thaten meines muskulösen Armes und meine Erfahrungen als Kutscher und Schiebekärner. Der fernere Umstand, daß im Abgeordnetenhause nach einem starken Mann gerufen worden ist, der ja kein Uebermaß an Intelligenz zu besitzen brauche, sowie überhaupt die ganze Entwicklung der neueren deutschen Politik erfüllen mich mit der Gewißheit, daß meine Zeit endlich gekommen ist. Ich biete Ihnen deshalb meine Staatsdienste hierdurch ergebenst an.

Glauben Sie nicht, geehrter Herr Reichskanzler, daß ich mich überschätze. Unter dem allzu gewaltigen Wachstum meines Zellgewebes hat das, was man als Geist zu bezeichnen übereingekommen ist, bei mir nicht unwesentlich gelitten. Ich bin im Stande, jedem gewünschten Object an die Gurgel zu springen und es zu erdroffeln, dafür aber mangelt mir alles Selbstbewußtsein, alle eigene Ueberzeugung und die Scheu, officiöse Leitartikel für die verrufensten Tageblätter in Köln, Hamburg, Magdeburg und Berlin zu schreiben. Da ich, wie bereits erwähnt, auch schon etmal Kutscher gewesen bin und gleich bei der Probefahrt meinen Herrn, den Junker, im tiefsten Schmutz abgeladen habe, halte ich mich ferner für einen der jetzt so beliebten Dilettanten — kurz, bringe Alles mit, was von dem kommenden Manne erwartet wird.

Tropdem wäre ich weiter bescheiden in meiner Verborgenheit geblieben, wenn sich nicht gerade in diesen Tagen die zwingende Nothwendigkeit herausgestellt hätte, einen Starken wie mich mit der Leitung der Geschäfte zu betrauen. Das constitutionelle System hat endgültig abgewirtschaftet. Darüber sind sich die Vorsteher aller Kleinkinder-Verwahrnialtalen klar. Nicht nur Graf Ballestrem, sondern auch sämtliche Schul-Rectoren. Graf Ballestrem hat mit Entrüstung den langjährigen gedankenlosen Irrthum zurückgewiesen, der deutsche Kaiser sei ein constitutioneller Fürst. Und Graf Ballestrem als Reichstagspräsident muß doch Wortlaut und Sinn der Verfassung kennen. Einige Stunden, bevor er seine Tischrede hielt, liehen die Schulpräsidenten zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages die Jubelhymne „Heil Dir im Siegerkranz“ singen, dabei aber die zweite Strophe des Liedes ausfallen. Es findet sich dort bekannter Weise die socialistische Behauptung, daß nicht Noth, nicht Reiche die steile Höh sichern, wo Fürsten stehen, und daß Liebe des freien Manns den Herrscherthron gründe. Sowohl die Jugend, auf der Deutschlands Zukunft ruht, wie die in anstrengender Wahl ausgeübte Volksvertretung, der unsere Gegenwart überantwortet ist, stimmen dem zu Folge in der Ansicht überein, daß der Unverstand des Constitutionallismus nunmehr entweder todgeschwiegen oder zwischen deutschem Flotteneis und Käse erdroffelt werden müsse. Ich spüre die Kraft in mir, diesen Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen. Aber auch in anderer Beziehung glaube ich befähigt zu sein, die kommende Zeit heraufzuführen.

Der politische Toast, die Gepflogenheit, während eines üppigen Mittagessens ausgebreitete Programme zu entwerfen und ganze neue Aeren zu inauguriren, hat ja erfreulicher Weise überall im Reich lebhafte Anklang gefunden. Dem Grafen Ballestrem ist es sogar gelungen, die neue Übung bis zur Vollkommenheit zu veredeln. Ich glaube kaum, daß es mir möglich sein wird, mit größerer Ruhe als er unterm schüchternen Geklapper der lezten Gabeln, die rasch noch mit dem Rest der Ostender Steinbutte aufräumen möchten, exaltirte verfassungsrechtliche Vorträge zu halten und darüber zu sprechen, wer seine Zeit besser versteht: der Monarch, der da herrschen und nicht regieren will, oder der Reichstagspräsident, der in einem Athem dies Wollen und die Herrlichkeit des deutschen Parlamentarismus preist. Wenn ich aber, schon meiner äußeren Erscheinung wegen, den Eiertag während der Wahlzeit auch minder gut verstehe, so bin ich doch entschlossen und vollaus befähigt, die Wahlzeit selbst zu einer noch wichtigeren Staatsaction als bisher zu machen.

Woran die derzeitigen Minister des neuen Curjes franken, was den ruhigen Gang der Maschine stört und die allgemeine Unzufriedenheit vergrößert, das ist ihr schwacher Magen. Eine geeignete Verdauung

hülfe ihnen über die Widerwärtigkeiten des Tages fort und veranlaßt, manche Stunde, die sie jetzt als steriles Fuhrn am Arbeitstische brüten, den Freuden der Tafel zu widmen. Unsere Minister haben Aufgabe noch immer nicht recht erfaßt. Noch immer ertappt man auf der veralteten Vorstellung, daß sie die Regierungsgeschäfte zu leiten dafür die Verantwortung zu übernehmen hätten. Sie begreifen nicht, der Beruf ausschließlich darin besteht, vor Reichstag und Landtag die wohnehmsmäßigen Reden zu halten und durch hübsch gewählte Worte j man zu überzeugen, daß die zur Berathung stehenden Gesetzeswürfe für angelegentlicher Gedankenarbeit seien, und daß die Regierung die Noth Landwirthschaft voll und ganz anerkenne. Ich wiederhole, Herr Reichskanzler, die Kammern müssen durch die Minister bei guter Laune erhalten werden. Die aufgeklärte Despotie der Zukunft bedarf dringend der Volkstretungen, weil nur diese wohlthätigen Institute das Odium n Steuerauflagen, mißliebiger Knebel- und Zuchthaus-Gesetze von abwälzen können. Allerdings ist es Pflicht der Parlamente, eben ihre Zeit zu verstehen und die Stungskäse in Spetsekäse umzuwandeln. Wie weit wir augenblicklich noch von diesem Ideale entfernt sind, mit schroffer Deutlichkeit aus der Thatfache hervor, daß die Gegner Mittelhand-Kanales die Informationsreise nach Dortmund nur unter Bedingung antraten, daß man ihnen unterwegs nirgendwo ein officie Diner servire oder gar einen Bierabend mit kaltem Buffet anbiete. Ich muß schleunigst Wandel geschaffen werden, am besten durch ein erhabenes Beispiel. Der starke Mann der Zukunft muß vor allem ein verdaun starker Mann sein.

Ueber meine Leistungsfähigkeit in dieser Hinsicht unterrichtet jeder Germanist. Dank ihr wird es mir ein Leichtes sein, nicht nur die Parlamente zu immer patriotischeren Thaten anzuspornen und die Opposition zu beschämen, sondern auch die in den letzten Jahren so oft schmerzlich vermischte Einigkeit und Einheitslichkeit der Regierung wieder herzustellen. Um jeden Zank und Streit zu vermeiden, gedenke ich die gemeinsamen Conferenzen sogleich nach den gemeinsamen Wahlzeiten anzuhalten. Vorher gebe ich regelmäßig die Anschauungen, die von der entscheidenden Stelle zum siegreichen Durchbruche bestimmt worden sind, in Form eines mehr oder weniger gereimten Toastes vor mir. Da alle schlechten Esser unverzüglich aus dem Ministerium entfernt werden, gute Esser aber nicht ohne Verdauungsschlacken sein mögen, leiste ich Gewähr dafür, daß die Minister-Conferenzen stets in ungetrübter Harmonie verlaufen. Es kann sein, daß ich und meine Collegen mitunter den Weg eines Strafford oder Polignac einschlagen, niemals aber den eines Bismarck!

Gestatten Sie mir, ehe ich zum entscheidenden Punkte übergehe, noch in Kürze einige der trefflichen Eigenschaften zu berühren, die meinen Beruf zum Ministerpräsidenten offenkundig erhärten. Zuvörderst erwähne ich meine unüberwindliche Abneigung gegen das Reisen. Ich war niemals dazu zu bewegen, das Thor meiner Vaterstadt auch nur aus der Entfernung zu besichtigen. Peter in der Fremde, den der hochverehrte Graf Bülow in einem seiner ebenso geistreichen wie falschen Citate sogar an's Meer gelangen läßt, war ein Thomas Cook im Vergleich mit mir. Ich würde also den reisefreudigen Herren aus der näheren Umgebung Seiner Majestät, den Fürsten Gulenburg, den Herren von Lucanus, v. Kiberlen und sonstigen Aulternfreunden niemals unlautern Wettbewerb machen, was sicher wieder zur Folge hätte, daß sie auch mir ohne Noth keine Steine in den Weg würfen. So brähe, zum ersten Male seit 1888, zwischen den verantwortlichen und unverantwortlichen Rathgebern, der Regierung und der Nebenregierung, lichterlose Freundschaft, ja zärtliche Liebe aus! Ich überlasse es Ihnen, geehrter Herr Reichskanzler, sich von den segenvollen Rückwirkungen dieses Friedensschlusses eine Vorlesung zu machen! Und noch eins, was das Reisen anberührt und seine Schädlichkeit für einen wohlherzogenen Diplomaten. Wie viel Verstimmmungen hat nicht die Fahrt des z. Bt. starken Mannes, des Herrn von Boddiebst, nach Stuttgart und München hervorgerufen! Kann es einem Staatssecretär gefallen, wenn sonst gewohnheitsmäßig gültige Monarchen ihn während der Audienz interpelliren: Sie sind kein Kunstfreund, lieber Boddiebst, nicht wahr? Worau er, über diese Preisgabe eines Amtsgeheimnisses erschaut, loyal fragt: Weshalb glauben Sie, Majestät das? und die Antwort erhält: Weil Sie Ihre Einheitsmarke so gern ansehen!... Schließlich weise ich noch auf die bösen Commentare hin, die zu der Reise des Herrn von Tirpitz an die süddeutschen Höfe gemacht worden sind. Wie es sich in einem nicht constitutionellen Staate, beim Verkehr mit Vasallen von selbst versteht, erfahren die süddeutschen Lehnsleute Näheres über die geplante Schiffsvermehrung erst aus den in ihren Residenzen erscheinenden Morgenblättern. Hatten sie so lange warten müssen, ehe sie überhaupt vernahmten, daß die Lavine unterwegs sei, so hätten sie auch die Einzelheiten des Flottengesetzes erst aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung oder dem Berliner Tageblatt zu erfahren brauchen. Für den verspäteten und deshalb überflüssigen Informationsbesuch des Marine-Secretärs rächten sich die süddeutschen Regierungen bekanntermaßen sehr empfindlich dadurch, daß sie ihre Vertreter im Bundesrathe anwiesen, den Entwurf ohne jede weitere Prüfung binnen vierundzwanzig Stunden anzunehmen.

Ich denke, Sie kennen mich nun und fühlen instinktiv, daß unter den fünfzig Millionen deutscher Staatsangehörigen wenige in dem Maße wie ich zu Ihrem Nachfolger qualificirt sind. Bei aller Hochachtung vor Ihren Gaben — in etlichen Punkten genügen sie doch nicht den Ansprüchen der Neuzeit. Es ist schon nicht Jedem gegeben, die 99 Tugenden Allahs in sich zu vereinigen, und ein Ministerpräsident unserer

Zeit bedarf deren noch drei oder vier mehr. Besonders nach der negativen Seite hin. In mir finden Sie sie vereinigt. Muß ich Sie auf meine Waden aufmerksam machen, die die Sensationspitze jedes Hof-festes und Fackeltanzes zu werden versprechen? Auf die lobenden Zeugnisse, die mir meine früheren Dienstgeber ausgestellt haben — und die, wenn schon weiter nichts, so doch meinen unbedingten Gehorsam rühmend anerkennen? Auf meine staunenerregende Gedächtnißschwäche, die mich in den Stand setzt, heute mit flammender Begeisterung Gesehvortragen zu vertreten, die ich gestern als uferlos bezeichnet habe, und alle Versprechungen, die ich wirtschaftlich bedrängten Volksschichten gebe, so rasch und gründlich zu vergessen, daß ich bereits Morgen in der Lage bin, sie neuerdings zu geben?

Von meiner Intelligenz zu reden, verbietet mir eine natürliche Abneigung davor, Sie mit Bagatellen zu beschäftigen. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß sie den berechtigten Forderungen, die im Abgeordneten-hause in dieser Hinsicht an den kommenden Mann gestellt worden sind, durchaus entspricht. Jedenfalls fühle ich mich den büreaukratischen Ob-liegenheiten und hauptsächlichlichen Pflichten, die dem geordneten Gang der Geschäfte entspringen, völlig gemachsen; ich werde nie veräumen, pünkt-lich um drei Uhr den Cylinder aufzusetzen und Mittagbrod essen zu gehen.

Es wäre unrecht, wollte ich Ihnen verhehlen, daß so viel Licht auch Schatten wirft. Noch fehlt mir jene schmelzende Verebfamkeit, die an patriotischen Festtagen den Monarchen nicht als weibgeborenen Menschen und strebenden Kämpfer, sondern als Lichtumstrahlten, un-begreiflichen Halbgott feiert. Mein deutsches Blut sträubt sich noch gegen eine solche Herabwürdigung des deutschen Herzogs; denn eine Herab-würdigung und Verkleinerung des Führers der Nation scheint es mir, wenn man so thut, als habe eine Fee ihm das alles schon in die Wiege gelegt, was er doch in redlichem, rastlosem Ringen, im tapferen Drange nach eigener Vervollkommnung erwarb und noch erwerben soll. Nun, ich hoffe, durch fleißige Lectüre der von sehr alten römischen Classikern und sehr modernen deutschen Hochschul-Rektoren verfaßten Kaiserhymnen zu besserer Einsicht und Ausbildung zu gelangen. Ebenso bin ich der fröhlichen Zuversicht, im Laufe der Zeit jene alberne Bescheidenheit ab-zulegen, die es mir heute, im Gegensatz zu andern starken Männern, beispielsweise noch verbieten würde, vor versammeltem Reichstag eine hochbetagte, in Oesterreich seit zehn Jahren volksthümlich gewordene Idee „mein eigenes Kind“ zu nennen. Doch zweifle ich, wie erwähnt, nicht daran, es auch noch zu ähnlichen Vaterfreuden zu bringen.

Bei eintretender Vacanz bitte ich Sie, geehrte Durchlaucht, sich meiner zu erinnern und verbleibe bis dahin
mit großdeutschem Hoi!

Der starke Hermel.

Für die richtige Abschrift: Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Schluck und Jau.“ Poffenspiel in fünf Acten von Gerhart Haupt-mann. (Deutsches Theater.)

Wieder hat Gerhart Hauptmann den Flug in die Höhe versucht. Wieder unternahm er es, eine Dichtung zu schaffen, die über Fuhr-mannschicksale und Kärnerleiden hinwegweist und sich auf goldenen Fittichen in's Reich Bimini schwingt. Und wieder ist er elendiglich ge-scheitert. Nur daß ihm diesmal auch das Volk im Parkett untreu wurde. Dieselben Leute, die den verworrenen Trivialitäten und aufgeblöhten Unklarheiten der Versunkenen Glode zujuchzten, die außer sich waren vor Entzücken über ihre ach so süßen und so undramatischen Lyrismen, die-selben Leute züchteten am Sonnabend dem überschwänglich Gefeierten höh-nisch in's Gesicht, als er den wüthenden Hervorrufen der Claque mit schöner Ungenirttheit Folge leistete.

Hauptmann hat die Minderwertigkeit seiner neuen Arbeit bei Zeiten erkannt. Ohne Widerrede ließ er einen ganzen, vielleicht den wichtigsten Act bei der Premiere unterschlagen. Er flehte förmlich um Nachsicht. Nicht nur bat der Prologus für ihn, „dies verbe Stücklein“ als einer „unbesorgten Laune Kind“ gnädig anzusehen und passiren zu lassen, sondern es war auch der diesmal ganz besonders unverschämten Reclamepresse befohlen worden, alle Schuld an der Aufführung des Poffen-spiels Herrn Brahm zuzuschreiben. Er habe dem Dichter wider seinen Willen die Erlaubniß dazu abgezwungen, hieß es. Dem stillen Poeten bedeute das Werk nicht mehr als eine Erholung zwischen allerhand ernstem Schaffen, und einige wenige Wochen hätten ihm genügt, es von A bis Z niederzuschreiben. Ungeachteter Waghittel sind nie versandt worden. Jeder ruhige Beobachter erkennt sofort, daß „Schluck und Jau“ ein unter tausend Mühsalen geborenes Drama ist. Die unsinnigen Reclame-schreibereien aber mußten, soweit sie Glauben fanden, nothwendig von vornherein Stimmung gegen das Stück auch bei denen machen, die Gerhart Hauptmann zwar nicht für einen Dramatiker, aber doch für einen Dichter halten und sich nur nicht ein unausgereiftes, hastig auf den Markt geschleudertes Werk bieten lassen wollten. Hauptmann hat das Recht, so argumentirten sie, sich in seinen Erholungsstunden nach Belieben zu amüsiren, Rad zu fahren, auf die Koppe zu steigen, zu schlafen oder Stücke zu dichten. Nur sollte er sich selbst zu lieb haben, um diese Kinder seiner Muße profitungsrigen Theaterdirectoren auszu-liefern und das hauptstädtische Publicum mit Versen zu martern, die

auf dem Sopha entstanden sind und ihm vielleicht großen Spaß gemacht haben, jeden Unbetheiligten aber grausam langweilen müssen . . .

Schluck und Jau sind eine gewaltsame Ausspinnung der phan-tastischen Idee, die Shakespeare im Vorspiele zur Begähmten Wider-spänstigen entwickelt. Das Conversationslexicon hat unsere maßgebenden Kritiker außerdem noch darauf hingewiesen, daß dieselbe Fabel schon in Tausend und einer Nacht auftaucht und daß bereits Holberg und Plöz den Stoff zu derben Komödien verarbeitet haben. Sehr schön. Mit dem Hauptmann'schen Stücke hängen diese lustigen Theaterpässe jedoch nicht entfernt zusammen, und es hat die wirkungsvolle Notiz wahrcheinlich nur den Zweck gehabt, die literarhistorische Bildung der Maßgebenden wieder einmal bengalisch zu beleuchten. Hauptmann ist ganz systematisch zu Werke gegangen, als er Shakespeare zu vertiefen trachtete und den Ulkereien, die Kesselfelder und Lord mit einander treiben, psychologisch-symbolisch auf den Leib rückte. Er hat sein Bestes gegeben, hat mit gewaltiger Kraftanstrengung sich und seinen Begafus à la Münchhausen am eigenen Poppe aus dem Sumpf zu ziehen gehofft. Trotzdem ist Shakespeare Sieger geblieben. Das kleine Glas Brandy, das er ein-schänkt, mundet, und das klöbige Fünflitergefäß Hauptmann's, dessen Inhalt aus jenem einen Gläschen Schnaps und sehr vielem Schreiber-hauer Wasser besteht, macht mich noch in der Erinnerung frösteln.

Die geringe Erfindungsgabe unseres Dichters ist noch nie glän-zender hervorgetreten. Sein ewig betrunkener Pfeffermünzlukenmann Jau wird im Herzogsschlusse, während er seinen Rausch ausschläßt, köst-lich als Fürst angethan, und wie er aus dem Branntweindübel erwacht, als Fürst behandelt. Nach etlichem Hin und Her, das der Seelenkenner-schaft Hauptmann's wenig Ehre macht, findet Jau sich in die neue Lage, trumpt seinen Unterthanen gehörig auf und geberdet sich im Guten wie im Bösen als ein rechter Duzendmonarch. Nur daß er den schlesischen Dialect spricht und die Muren des geborenen Lumpensammlers zur Schau trägt. Sogar Monarchenwize macht er. Als man ihm von seinem Marstalle spricht, wiederholt er spöttlich: Marstall? Ich müßte keine Pferde. Es scheint, als habe Hauptmann hier anfänglich eine feste Satire auf die legitimen Kronenträger geplant; mancherlei Begebenheiten und Bemerkungen in dem Stücke, besonders im gestrichenen Acte, deuten darauf hin. Doch verlor er bald wieder den Faden und begnügte sich damit, seinen Lumpenkönig einen unklüglichen Lumpen bleiben zu lassen. Jau's Ende ist natürlich, daß er einen Schlaftrunk frebezog erhalt und am nächsten Morgen wieder unter freiem Himmel erwacht.

Für fünf oder sechs Acte reicht diese Idee auch heutzutage noch nicht ganz aus. Deshalb hat der Dichter ein merkwürdiges weibliches Wesen Sidjessil, das der echte Fürst John Rand liebt, in die Handlung verwebt, ohne uns auch nur andeutungsweise zu sagen, was sie darta zu schaffen hat. Ferner kam er auf den hübschen Einfall, Charley's Tante vom seligen Tode auferstehen und einen Mann als Weib daber-tänzeln zu lassen. Der schnurrige Scherz, der mit völlig unzulänglichen Mitteln unternommen wurde — denn Herr Tiescher ist bekanntlich aus dem Mitgliederverbande des Deutschen Theaters ausgestreuen worden — geriet h gänzlich vorbei und verschuldete recht eigentlich die lärmende Ver-erdigung des Stückes.

Hauptmann hat seine grob-satirische Begabung, die den und jenen Act des Fieberpelzes und den Collegen Crampion recht unterhaltend macht, irrthümlicher Weise für eine humoristische gehalten und sich an einen Stoff gewagt, den zu bewältigen Dickens und Raabe im Verein gerade stark genug wären. Er fühlte seine Schwäche mit seinem Instinct heraus, als er an die gefährlichen Stellen kam, die nur tiefer, treu-herziger Humor überbrücken konnte, und er versuchte, die verlorene Schlacht dadurch zu retten, daß er seinen Raifonneur Karl reden, reden, reden ließ, was das Zeug hält. Diese geschminkte Geistreichheit, diese tief sinnig klingenden Axtags-Philosophismen, diese holprigen Stammbuch-verse verrathen aber erst die ganze Dürre und Nüchternheit des ange-blichen Scherzspiels. Und das krampfhaftes Haschen nach elenden Raikauern, die jeder Kaffeehausbummler besser macht, frischt das jämmerlich öde Bild wahrhaftig nicht auf. Die schlüchternge kindische Scene, in der Jau dem als Weib angepupzten Schluck gegenüber tritt, setzte dann der spaß- und salzlosen Poffe die Krone auf. Es war, als ob König Jau hier das ganze Stück symbolisire. Dabei verräth sowohl dieser „Höhe-punkt“ des Dramas wie eine ganze Zahl anderer, weit-schichtig vor-bereiteter und offenbar häufig umgegoßener Scenen, daß Hauptmann auf das „rasch hingeworfene Wort“ in Wahrheit viel liebevollen, keuchenden Fleiß verwandt hat. Nur daß er ihn nicht auf die nächst-liegenden, wenigstens seiner Begabung nächstliegenden Dinge richtete. Nur daß er die seelischen Erregungen, die auf Jau einströmten, allzu oberflächlich, fast liebevoll behandelte und dafür tausenderlei dalbernde Spiele trieb. Was an Schluck und Jau so appetitverderbend wirkt, das ist einmal die befremdliche, triste Armuth der Erfindung, die Greifen-haftigkeit des Wizes, der seinen Marasmus unter wilden Capriolen verbergen wil und nach jedem mühsamen Purzelbaum Minuten lang verschmausen muß. Daneben aber giebt sich die Arbeit, und das ist beinahe noch schlimmer, in vielen Stücken als ein Nachklang jenes Nach-klanges, der als Versunkene Glode unsere Großmütter — ach nein, vor zwei Jahren unsere Schwestern und Töchtern entzückt hat. Wir thun gut, das Spiel zu Scherz und Schimpf so rasch wie möglich zu ver-gessen, sonderlich, wenn wir dem Dichter ein Gutes thun wollen. So schwach wie am vergangenen Sonnabend haben wir den Simfon der neuen brahmatischen Kunst noch nicht gesehen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Gesucht

Redacteur für eine Berliner Frauenzeitung. Täglich Vormittags drei Bureaustunden. Jahresgehalt 4800 Mark und jährlich zwei Mal vierzehn Tage Ferien. Angebote mit Angabe bisheriger Redaktions-Stellungen und persönlicher wie brieflicher Schriftsteller-Bekanntschaften unter F. N. 219 durch die Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin, W. 8.

Theater = Kritiker

für das rezipitrende Drama, von einem hervorragenden süddeutschen Organ gesucht. Es wird nur auf eine erste Kraft reflektirt.

Offerten mit Referenzen zc. unter M. N. 3882 an den Verlag der „Gegenwart“, Berlin, Mansteinstrasse 7, II.



Bismarck

in

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egldy Fontane Groß Haedel Hartmann Heyse Jordan Kibling Leoncavallo Lindau Lombroso Melchiorowski Nigra Nordau Olivier Pottenlofer Sallsbury Steniewicz Simon Spencer Svielhagen Stanley Spaeder Strindberg Sutiner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geb. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



Ktab. geb. Schriftsteller, bish. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. zc. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 92.

Staats- und Socialwissenschaft. Nationalökonomie. Finanzwesen.

Etwas 1200 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 - 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche zc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaut, Uhde, Studt, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Sitzer, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Leffer-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Jügel, Parlagent, Mackensen, Starbina, Leistikow, Gaulte, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Kummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dr. C. Donhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. **Älteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie bestehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Eine Continentalunion. Von Ed. Richter (Paris). — Württembergische Parteiverhältnisse. Von Archibassessor Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart). — Literatur und Kunst. Revolution der Lyrik. Von Hans Leuß. — Eine holländische Ohm Krüger-Biographie. Von Max H. Geselschap. — Feuilleton. Ein ganz kleiner Roman. Von B. Garschin. — Aus der Hauptstadt. Der Wonnegans Ende. Von Caliban. — Zur Ludwig Rnaus-Ausstellung. Von J. Norden. — Anzeigen.

Eine Continentalunion.

Von Ed. Richter (Paris).

Die Friedensfreunde und Völkerverföhner sind seit längerer Zeit nicht wenig in Aufregung. Zwar hat der Haager Congreß in Südafrika ein blutiges Nachspiel bekommen, aber man tröstet sich damit, daß an Stelle des „perfiden Albion“, dessen Krämergeist und Ländergier ja nur im Zwist der Continentalstaaten wohl wurde, jetzt Deutschlands Verföhnung mit oder wenigstens Annäherung an Frankreich getreten sei. Und wenn man dormalen die Pariser Blätter liest, möcht's leidlich scheinen. „Es ist nicht mehr Deutschland, das der Feind ist“, schreibt Ernest Daudet im „Gaulois“, „sondern England“. „Die Zeit ist gekommen“, meint der „Matin“, „zwischen der Freundschaft mit England oder mit Deutschland definitiv zu wählen“. „Eine Verständigung mit Deutschland“, äußert sich de Cauz, „kann für die Einen empörend, für die Anderen peinlich sein, aber sie ist im Interesse Frankreichs nothwendig. In Siam, Marocco, Egypten und China muß Frankreich, wenn es sich gegen England behaupten soll, auf die Hilfe Deutschlands zählen können.“ Baron d'Estournelles schreibt: „Deutschland hat dieselben Interessen, wie wir, und wir müssen erkennen, daß die wahre Existenz Europas von einer friedlichen und für beide Länder ehrenvollen Lösung des Problems (eines Einvernehmens zwischen Frankreich, Rußland und Deutschland) abhängt“. Man ist auch in Frankreich Kaiser Wilhelm feltfamer Weise früher gerecht geworden, als in anderen Ländern. „Ich glaube sehr“, äußerte sich vor einigen Jahren ein geistreicher Franzose, „daß Kaiser Wilhelm gerade dort, wo er auf das größte Verständniß Anspruch haben könnte, nicht gehörig begriffen wird. Es giebt ein Spiehbürgerthum, das vor dieser großangelegten Natur zurückscheut, wie der Teufel vor geweihtem Wasser und welches Genialität mit saurerer Miene höchstens als Vielseitigkeit gelten lassen möchte. Man nimmt irriger Weise für Inkohärenz, was eine weitsichtige Politik je nach den wechselnden Bedürfnissen des Tages scheinbar zu improvisiren, im Grunde jedoch systematisch hervorzuföhren gebietet. Kaiser Wilhelm durchbricht das Schema. Non seulement il règne mais il gouverne aussi. Er ist auf allen Gebieten des culturellen, sozialen und politischen Lebens ein Vordenker seines Volkes. Wenn wir einen solchen Mann besäßen — und wäre er bloß Prädent —, der Enthusiasmus für ihn würde keine Grenzen kennen.“

Gaston Choisy bereist Deutschland, er plaudert mit

deutschen Gelehrten, wie L. Brentano, S. Günther, Th. Ziegler über die geplante Annäherung und läßt sein „Neues Bündniß“ mit deutsch-französischen Farben in deutscher Sprache erscheinen. Et. Grosclaude veröffentlicht unter dem Titel: „La France, la Russie, l'Allemagne et la guerre au Transvaal“ einen geistvollen Versuch der Neugestaltung der europäischen Politik. Ja, selbst der Pariser Roman wird franco-allemand. „L'Oubli“, so nennt sich bezeichnender Weise eine elsässische Erzählung von Th. Cahn und Louis Forest, der als Motto das Wort Jules Ferry's vorangesezt ist: „La France doit mettre une croix sur l'Alsace-Lorraine“. Und eine Sache, die seit dreißig Jahren zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde, hat sich neuerdings ereignet: eine deutsche Schauspielerin, Agnes Sorma, konnte mit ihrer Truppe in Paris gastiren.

Auch auf deutscher Seite verschließt man sich keineswegs der Einsicht in die Gemeinsamkeit der Interessen und der weltpolitischen Berufung beider Länder. „Beide“, sagt Professor Schmoller, „haben dasselbe enorme und vitale Interesse: zusammenzuwirken, um die drei Riesenmächte, Rußland, England und die Vereinigten Staaten in Schach zu halten... Ist die Union nahe? Ich wage nicht zu antworten. Es ist nicht Deutschland, das zurückhält“. Auf dieser Einsicht hat auch die deutsche Politik seit jeher gefuht und hätte sich, wäre der Krieg nicht dazwischen gekommen, sicherlich in consequenter Weise in dieser Richtung bethätigt. Man hat sich gewöhnt, in Bismarck nur den Urheber des deutsch-französischen Krieges zu sehen. Man vergißt, daß Bismarck vor mehr als dreißig Jahren auch den Plan einer gemeinsamen politischen Action Deutschlands und Frankreichs gegen England ernstlich in Betracht gezogen hat und daß er diese Idee nie gänzlich fallen ließ. Sie war vielleicht für seine Haltung Frankreich gegenüber nach dem Kriege bestimmend. „Wir von unserer Seite“, erklärte er 1887, „haben Alles gethan, um das französische Volk dahin zu bringen, das Vergangene zu vergessen. Frankreich konnte auf unsere Hilfe und unsere Unterstützung zählen in allen Bestrebungen, ausgenommen in solchen, die auf die Wiedergewinnung der Rheingrenze gerichtet waren;... aber in allen anderen Fragen waren wir in honnetester Weise bestrebt, Frankreichs Wünsche zu fördern und ihm Alles, was wir konnten, zu Gefallen zu thun.“ Diese Politik Deutschlands hat noch zur Zeit der Bismarck'schen Wirksamkeit in Frankreich ein Echo gefunden. Es ist bekannt, daß Jules Ferry in den achtziger Jahren die Annäherungspolitik offen

begünstigte, aber auch daß sie mit ein Hauptgrund zum Sturze des verhassten Tonkinois war.

Schon diese Thatsache spricht deutlich genug dafür, daß dieser berühmten Versöhnungs- und Annäherungspolitik von Seiten der Diplomatie eine instinctive Herzensabneigung der Nation gegenübersteht, welche eben stärker ist, als alle momentanen Liebesbedürfnisse. Wer mit Paris und Frankreich aus längerer Bekanntschaft vertraut ist und auch die Volksseele studirt hat, der weiß wohl, daß Frankreich uns gegenüber immer ein unsicherer Cantonist, ein böser Nachbar, sagen wir kurz: der Erbfeind war und bleiben wird. Die Nation mag ja friedliebend oder besser friedensbedürftig sein, aber sie wurde zu allen Zeiten immer nur von einem Haufen turbulenter Geister angeführt und nach Belieben gelenkt. Nach den idealen Spießbürgern von 1789 kamen die Advokaten und Bluthunde von 1793, dann die Generale der Revolutionsarmee u. bis zu den à Berlin!-Schreibern von 1870, den Communarden, den Boulangisten und den Dreyfus-Begnern. Es ist überdies eine sonderbare Zumuthung, so kurz nach dem Proceß von Kennes, der uns die von den Jesuiten gelenkte Armee mit ihren meineidigen Generalen gezeigt hat, die sogar den deutschen Kaiser in ihren Schmutz zu ziehen versuchten, schon an freundlichere Gefühle uns gegenüber zu glauben. An den Friedensschalmeien, die jetzt von der Seine ertönen, sind nur die Conflite mit England schuld. Ohne die Ohrfeige von Fashoda würde Frankreich nicht daran denken, uns Avancen zu machen. Und ohne die Weltausstellung, fügen wir hinzu. Auf die versöhnlichen Phrasen der Eingangs erwähnten Publicisten legen wir keinen übertriebenen Werth. Es sind dieselben Herren, die gegenwärtig wieder verlangen, es sei die Aufgabe, ja die Pflicht Deutschlands, die ägyptische Frage aufzurollen und also für den Zweibund die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wir wollen auch nicht vergessen, daß die französische Flottenvermehrung mit ihrer 400 Millionenforderung nicht nach Fashoda, sondern erst jetzt angeregt wurde, und die directe Antwort auf die deutsche Flottenvorlage ist. Und was den „Sieg“ der Frau Sorma in Paris anbetrifft, so war es nichts weiter als eine antienglische Kundgebung, worüber bei keinem Augenzeugen ein Zweifel herrscht. Nachdem bei der ersten Vorstellung „demonstrirt“ worden war, ließ man später die treffliche Künstlerin mit den Besuchern aus der deutschen Colonie hübsch allein. Gewiß nicht darum, weil ein antisemitisches Blättchen mittlerweile ausgespaunt hatte, die Dame sei die Gattin eines Italieners und von Hause aus ein jüdisches Fräulein Sormann (?), sondern weil es sich eben um kein künstlerisches, sondern zunächst um ein politisches Interesse handelte. Es wäre daher sehr zu bedauern, wenn sich durch diesen „Erfolg“ deutsche Gastspieler oder ganze Gesamtgastspiele verführen ließen, auf der Weltausstellung Aufführungen zu geben, vor welchem Unternehmen nur ernsthaft gewarnt werden muß. Die deutsche Colonie kann ein größeres Unternehmen nicht allein stützen, unsere Ausstellungsbesucher in Paris haben Besseres (?) zu thun, als in deutsche Theater Vorstellungen zu gehen, und die Franzosen bleiben erst recht fern. Wer auf Grund seiner langjährigen Kenntniß der hiesigen Verhältnisse zu solchen Ergebnissen über die famose französische Annäherung an Deutschland aburtheilen muß, der kann nur mit heiterem Behagen oder betrübter Skepsis auf die Versöhnungsschwärmer herabsehen. Mag es auch dem oberflächlichen Beobachter zeitweilig so scheinen, als ob der Gedanke an die verlorenen Provinzen die französischen Köpfe weniger beschäftige und vor dem Engländerhaß zurücktrete, wir werden hier zu Lande stets an die nie vergessene Ermahnung Gambetta's erinnern: jamais en parler, toujours y penser. Handelt es sich doch nicht nur um Elsaß-Lothringen, sondern um die verlorene Groß- und Weltmachtstellung, um die Ueberflügelung durch Deutschland auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet, nach Einwohnerzahl, Industrie- und Seehandel. Wir stehen

daher auch dem gutgemeinten Vorschlage einer Continentalunion, wie sie der den Lesern der „Gegenwart“ wohlbekannte Nationalökonom und Bildhauer Dr. Alfred Roffig in einer Flugschrift („Die Politik des Weltfriedens“; Berlin, Hermann Walthers) vorschlägt, durchaus skeptisch gegenüber. Er meint, bei der principiellen Geneigtheit, die auf beiden Seiten vorhanden sei, handle es sich nur um die Bestimmung einer billigen und annehmbaren Grundlage der dauernden Verständigung. Den Standpunkt Deutschlands in dieser Frage habe bereits Bismarck durch die Worte gekennzeichnet: Alles mit Ausnahme der Neueregulirung der Rheingrenze. An diesem Standpunkte habe die deutsche Politik consequent festgehalten und unlängst noch habe die „Kölnische Zeitung“ in unzweideutiger Weise es ausgesprochen, daß eine deutsch-französische Annäherung nur dann möglich sei, wenn Frankreich Elsaß-Lothringen von der Rechnung mit Deutschland gestrichen habe, wenn das Wort Elsaß-Lothringen aus dem Wörterbuch der französischen Staatsmänner verschwunden sei. Auch Roffig ist der Ansicht, eine Verständigung in Bezug auf Elsaß-Lothringen sei vorläufig schon darum faum denkbar, weil man in Frankreich die Anschließung dieses Landes an Deutschland als Annexion, in Deutschland als berechnete Geltendmachung älterer Eigenthumsrechte auffaßt. „Dennoch aber muß man es sich auch in Deutschland klar machen, daß die endgiltige, dauernde Ausöhnung mit Frankreich ohne jede Compensation ebenfalls zu den politischen Unmöglichkeiten gehört. Dies ist so einleuchtend, daß selbst die natürlichen Gegner der deutsch-französischen Annäherung sich eine solche ohne Compensation nicht vorstellen. „Ignotus“, der Diplomat von der „National Review“ glaubt auch eine in ihrer Einfachheit rührende Lösung der Frage voraussehen zu können. Seiner Ansicht nach muß Deutschland Frankreich eine Compensation auf dem europäischen Continent gewähren: es wird ihm also gestatten, Belgien — mit dem Congostaat als Anhang — an sich zu ziehen und dafür Holland — mit den begehrenswerthen ostindischen Colonien — sich zu „assimiliren“. Derartige Compensationprojecte müssen den von den humansten Gesichtspunkten geleiteten deutschen und französischen Friedenspolitikern fern bleiben. Vielleicht werden einst heute ungeahnte continentale Arrangements zwischen Frankreich und Deutschland möglich werden, Arrangements, welche nur zur Macht und zum Ruhme beider Staaten beitragen, aber keinen andern schädigen würden. Vorläufig erscheint eine Compensation in Europa als ausgeschlossen.“ Es giebt aber nach Roffig ein Territorium, auf dem Deutschland Frankreichs Wünschen entgegenkommen, ja auf dem es ihm ein Ländergeschenk anbieten könnte, ohne daß neue Eroberungen, neue Verluste an Menschenleben nöthig wären: es ist das dem französischen Madagaskar gegenüberliegende Stück der Ostküste Afrikas, ein Colonialbesitz, der den Portugiesen eine Last ist und dessen sie sich früher oder später entäußern müssen. „Die Bedeutung dieses Gebietes, insbesondere aber der Delagoabai, für Frankreich ist ganz unermeßlich. Mit dem Hafen Lourenço-Marques — einem der besten Kriegshäfen der Welt — würde den Franzosen nicht nur die langerstrebte, volle Beherrschung des Canals von Mozambique zufallen; sie würden nicht nur, Dank den reichen, benachbarten Kohlenlagern eine Kohlenstation gewinnen, welche für die Entwicklung von Madagaskar und für den französischen Seeverkehr von allergrößtem Werthe wäre — sie hätten vor Allem einen leichten Abfah für alle Producte Madagaskars nach den südafrikanischen Republiken gesichert. Madagaskar ist der Speicher Südafrikas, und seine Zukunft wäre mit dem Momente bedroht, wo England die Delagoabai erwerben würde. So kann man denn wohl sagen, daß die Küste von Mozambique für das französische Colonialreich von größerer Bedeutung sei, als Elsaß-Lothringen für sein continentales Reich. Nun sind die deutschen Interessen an der Ostküste Afrikas derart beschaffen, daß sie die Erwerbung der Delagoabai durch die Franzosen

nicht nur gestatten, sondern geradezu erwünscht machen. Andererseits ist Deutschland, Dank seinem Vertrage mit England für den Fall des Verkaufes der portugiesischen Colonien in der Lage, bei der Vertheilung dieser Länderstrecken ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Es kann, wenn England unter keinen Umständen Frankreich zum Kaufe zulassen wollte, die Delagoabai selbst erwerben und sie mit der Zeit an Frankreich abtreten. Und England wird wohl, Dank der südafrikanischen Complication und Dank der Politik der freien Hand, die Kaiser Wilhelm in der Transvaalfrage sich vorbehalten, mit sich reden lassen; es wird wohl oder übel sein Widerstreben gegen das Vordringen Frankreichs auf dem genannten Gebiete, unter dem Einflusse Deutschlands aufgeben müssen."

Will man in Frankreich dieses bereinstige Zusammengehen thatsächlich herbeiführen, so muß — das sieht auch Dr. Nossig ein — „die officielle Attitüde Frankreichs klarer als bisher bezeigen, daß die führenden Kreise der Republik den Annäherungsgedanken in ernstlicher Weise verfolgen. Denn Niemand wird leugnen, daß bisher die Courtoisie viel mehr auf Seiten Deutschlands, als auf der Frankreichs zu finden war. Aber ein großer Augenblick rückt für Frankreich heran. Die Ausstellung von 1900 muß, wenn es den Franzosen mit der Sache des Friedens ernst ist, nicht nur ein Geschäft und eine Parade, sondern zugleich ein weithin sichtbarer Wendepunkt der Politik sein. Mit dem eisernen Jahrhundert soll die Macht- und Eroberungspolitik schließen; das nächstfolgende soll die Politik des Weltfriedens inaugurations. Aber nur, wenn man auf der Pariser Weltausstellung die deutsch-französische Annäherung in eclatanter Weise angebahnt sehen wird, wird diese Ausstellung wirklich das werden, was die Franzosen wünschen und die Völker hoffen — ein wahres Verbrüderungsfest der Menschheit, eine bedeutungsvolle Etappe auf dem Wege zum ewigen Frieden."

Wir haben natürlich nichts dagegen, wenn Frankreich es wirklich über sich gewinnt, auf seine Revanchepolitik zu verzichten. Wie gesagt, wir glauben nur nicht recht daran und sind überzeugt, daß, wenn wir ihm wirklich beistehen würden, die Engländer aus Egypten und dem Sudan hinaus zu manövriren, und ihm Monzambique verschaffen, daß dann die Reihe der Abrechnung an uns käme. A nous deux, monsieur le voisin! Daher thun wir gut, ein zweites großes Allianzproject, welches die Weltpolitik auf eine ganz andere Grundlage stellen würde, nicht aus den Augen zu verlieren. Wir sprechen von dem deutsch-englisch-amerikanischen Einvernehmen, einer Combination, der Chamberlain's Rede in Leicester eine unerwartete Publicität verliehen, wie wir vermuthen nicht ohne die Connivenz des deutschen Kaisers. In der heftigen Discussion, welche Chamberlain's Rede hervorgerufen, traten die tiefen, treibenden Interessen, die verborgenen Sympathien und Antipathien, die geheimen Hoffnungen und Befürchtungen der Nationen mit überraschender Macht an die Oberfläche. Und gleichzeitig hat das Exposé des Ministers Delcassé über Frankreichs auswärtige Politik, Gr. Goluchowski's Rede in den österreichischen Delegationen, die Botschaft des Präsidenten Mac Kinley an den amerikanischen Congreß, endlich — last but not least — Gr. v. Bülow's Motivirung der Flottenvermehrung lichtbringend gewirkt. Daß Dr. Nossig gegen den Vorschlag des seither gründlich blamirten Chamberlain Stellung nimmt, ist nach dem Gesagten klar. Er schreibt: „Diejenigen sehen nicht weit, die in dem Angriff auf Transvaal nur das Bestreben erblicken, die Reichthümer der südafrikanischen Minen zu erbeuten. Es galt auch die Erwerbung der Delagoabai, welche mit dem Hafen von Lourenço-Marques und den benachbarten Kohlenlagern in dem Spiel Englands ein zweites Gibraltar zu werden bestimmt war. Es galt die Begründung eines großen südafrikanischen Reiches, ebenso stark als das indische, aber weniger bedroht als dieses. Und selbst dieser Plan, der Königin von England neben dem

asiatischen auch einen afrikanischen Kaisertitel zu verschaffen, erschöpft noch lange nicht die Ideen eines Rhodes und eines Chamberlain. Denn das südafrikanische Kaiserreich und die Delagoabai, an die sich ein beträchtliches weiteres Stück der ostafrikanischen Besitzungen Portugals angeschlossen hätte, hätten nur dazu geführt, den Plan der afrikanischen Transversalbahn zu verwirklichen, das Cap mit Kairo zu verbinden und mit diesem gigantischen Rückgrat die Herrschaft über den ganzen afrikanischen Continent zu erlangen. Nach Amerika, Asien, Australien — Afrika. Mit einem Schlage würden dann Portugal, Frankreich, Deutschland und die Niederlande um die Früchte ihrer Colonisationsarbeit gekommen sein. Minister Delcassé hat in seinem Exposé über Frankreichs auswärtige Politik deutlich darauf hingewiesen, daß Frankreich, dessen Bevölkerung kaum noch zunimmt, sich weniger um eine Vergrößerung des Gebietes, als darum bemühen müsse, das zu erhalten, was es bereits besitzt. Auch Balfour betont es im 'Figaro', daß eine weitere Expansion die activen Kräfte Frankreichs übersteigen würde. Daß Frankreich speciell auf dem Gebiete der afrikanischen Politik im Gegensatz zu England das Friedensprincip repräsentire, hat Großclaudie überzeugend nachgewiesen. „Die glänzende Epopöe der französischen Conquistadores, sagt Großclaudie, hat ein Ende genommen. Heute vertreten wir in Afrika das Gleichgewicht und die friedliche Entwicklung, während England neue Einfälle und Umgestaltungen anstrebt.“ Das Zusammengehen der Continentalmächte kann von Allen, die die Interessen der einzelnen Staaten richtig begriffen haben, nur als ein loses, auf gewisse Hauptpunkte der Weltpolitik beschränktes gedacht werden. Sich die Hände binden lassen, wie es Frankreich im Verhältnis zu Rußland gethan, das mag kein Staat; auch das Schema der Tripelallianz ließe sich auf die Continentalunion nicht anwenden. Die französischen Radikalen können also ruhig die deutsch-französische Annäherung und die Continentalunion fördern: sie wird auf die innere Politik Frankreichs völlig ohne Einfluß bleiben.“ Und damit kommt Nossig wieder auf sein afrikanisches Compensationsobject zurück: „Wenn die deutsch-französische Annäherung auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege zu Stande käme, wenn die Delagoabai — auch nach einer vorübergehenden Besetzung durch die Engländer während des Transvaalkrieges — den Franzosen gesichert werden würde, so wäre der englische Plan der Umspannung des ganzen schwarzen Continents ein für allemal durchkreuzt, und es wäre die Grundlage für ein dauerndes Gleichgewicht in Afrika geschaffen. Die deutschen Colonien hätten dann von England nichts mehr zu fürchten. Und noch ein Anderes tritt hinzu. Man vergesse nicht, daß die afrikanische Colonisation für den französischen Ehrgeiz nach dem Verluste Elsaß-Lothringens eine Revanche bedeutete, und daß alle jene Energien, die nach dieser Seite einen Abfluß fanden, sich nach Europa wenden würden, wenn das unaufhaltbare Vordringen der Engländer sie in Afrika behindern würde. Nochmals: soll sich Frankreich die Compensationen nicht in Europa suchen, so müssen sie ihm in Afrika gegeben werden.“ Den Imperialismus zu lähmen, den englischen Friedenspolitikern zur Macht zu verhelfen, das allein will Nossig anstreben, denn nur so kann die Sache des Weltfriedens gesichert werden. „Man weiß es in England sehr wohl, daß es weder den Interessen Frankreichs entspricht, mit den Engländern, die Paris und die französischen Curorte bevölkern, auf gespanntem Fuße zu leben, noch daß es dem Enkel der Kaiserin Victoria angenehm wäre, die deutsch-englische Spannung permanent zu sehen. Um Beilegung der heutigen Rivalitäten und Verstimmungen handelt es sich, nicht um Nahrung des Hasses gegen England. Darum würde auch die Continentalunion den Rahmen einer politischen Verständigung nicht überschreiten und sicherlich nie eine Continentalsperrre zur Schädigung der englischen Handelsinteressen anstreben. Man darf in England überzeugt sein, daß es den continentalen Politikern, die Alles, was an England groß;

und bewunderungswürdig ist, in aufrichtigster Weise anzuerkennen wissen, in höchstem Maße peinlich ist, die Nothwendigkeit einer continentalen Union in diesem Augenblicke zu betonen, wo England gegen alle Erwartung vom Mißgeschick verfolgt wird.“ Wie man sieht, will Kossig die Engländer nicht brüskiren; wir bezweifeln freilich, daß sie die so schlau versüßte Bille schmachhaft finden werden. Und nun entpuppt sich Kossig plötzlich als Flottenschwärmer: „Der Plan einer Continentalunion und einer Friedenspolitik steht und fällt — mit dem Verständniß und den Leistungen der Continentalmächte für die Flottenerweiterung. Nur wenn diese Mächte es begriffen, daß England sein Weltreich der Flotte verdankt, daß Deutschland seine einstige mächtige Stellung durch Vernachlässigung der Flotte eingebüßt, wird die Continentalunion in der Weltpolitik etwas erzielen können. Frankreich verwende alle seine politische Energie auf die Säuberung des Augiasstalles seiner Marine, es verwende seine Reichthümer, ähnlich wie Deutschland, zum Ausbau seiner Flotte. Denn erst, wenn die deutsche Flotte im Verein mit der französischen und der russischen England auf dem Meere die Spitze bieten kann, hat die Politik des Weltfriedens Ausichten auf Erfolg. Dann erst und nicht früher könnten die Continentalmächte die englische Colonialpartei im Zaume halten, hätte die offene Annäherung dieser Mächte eine reelle Grundlage. Denn den Frieden kann nur Derjenige sichern, der im Kriege siegen kann. Mit den neuen Schiffen, welche Frankreich baut, macht es nicht nur sich, sondern zugleich Deutschland und den übrigen friedliebenden Continentalmächten das willkommenste Geschenk; es fördert auf die wirksamste Weise die Sache des Weltfriedens und der culturellen Entwicklung der gesammten Menschheit. Denn die Flotten — man vergesse es nicht — sind nicht nur ein Weltmachtmittel, sondern zugleich ein Weltverkehrsmittel. Die neuen Kriegsschiffe verbürgen es, daß dieser Verkehr ein friedlicher sein wird. Unter ihrem Schutze werden die neuen Handels- und Passagierschiffe die Continente enger als früher mit einander verbinden und entlegene Völker einander nahe bringen.“

So schließt also der Vorschlag des geistreichen Politikers mit einer Aufforderung an Deutschland und — Frankreich, ihre Flotten zu vermehren. Natürlich nur gegen England! Das Fatale ist indessen, wie schon oben angedeutet, daß Frankreich nicht nach der „Schmach von Jassoda“ damit beginnt, sondern in Folge unserer geplanten Flottenverdoppelung. Das beweist eben, daß es uns im Grunde des Herzens als den eigentlichen Feind betrachtet, mit dem es früher oder später abzurechnen gilt. Wir glauben daher, daß wir ganz sichere Garantien von dem unsicheren Cantonist abwarten müßten, ehe wir uns mit den bösen englischen Vettern verzanfen, und auf dessen Kosten Frankreich vergrößern und stärken. Daß jede französische Colonie unserem Handel verloren geht, würde sich auch in Mozambique zeigen, wenn wir es Frankreich zuschanzten. Also ist es besser, im nicht zu verkennenden Sinne der Politik des deutschen Kaisers neutral zu bleiben, soweit nicht schon geheime Abmachungen mit England uns Vortheile versprechen. Auf keinen Fall uns aber sonst nach links oder rechts zu binden. Und vor Allem immer stark zu bleiben und noch stärker zu werden. So werden wir stets von England wie von Frankreich-Rußland umworben bleiben und in kritischer Zeit den Ausschlag geben.

Württembergische Parteiverhältnisse.

Von Archibassejor Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart).

Der aufmerksame und unbefangene Beobachter der württembergischen Parteiverhältnisse hat — und zwar, sofern er auf liberalem Standpunkt steht, mit Schrecken — in der letzten

Zeit den fortschreitenden Zerfetzungsproceß sowohl innerhalb der Volkspartei als innerhalb der Deutschen Partei wahrgenommen. Die eine muß es erleben, daß ein von Jahr zu Jahr stärker werdender Procentfuß ihrer Wählermassen zur socialdemokratischen Fahne übergeht, während die andere den immer lecker auftretenden Ansprüchen ihrer bisherigen Allirten, der mit dem Bunde der Landwirthe Hand in Hand gehenden Konservativen, einen nur schwachen, auf die Dauer nicht ausreichenden Widerstand entgegenzusetzen vermag. In der Landeshauptstadt hat die Absorbirung der bürgerlichen Demokratie durch die socialistische ihren Anfang genommen. Schon seit geraumer Zeit spielt sich hier der ernsthafte politische Wahlkampf ausschließlich zwischen Deutschparteilern und Socialdemokraten ab. Bei den letzten Reichstagswahlen ist die Volkspartei in drei weiteren, bisher von ihr besessenen Bezirken nicht einmal mehr in die Stichwahl gelangt, und das gleiche Schicksal ist ihr bei der jüngsten Eßlinger Nachwahl widerfahren. Dieselbe Entwicklung der Dinge, daß nämlich der zweite Wahlgang nicht mehr zwischen Demokratie und einer rechtsstehenden Partei, vielmehr zwischen Socialdemokratie und einer solchen stattzufinden hat, wird voraussichtlich nach und nach in allen übrigen, noch demokratisch vertretenen Reichstagswahlkreisen Platz greifen, wofür sich nicht inzwischen die Beziehungen der Parteien untereinander wesentlich verschoben. Die Deutsche Partei freilich hat keine Ursache, über diesen Niedergang ihrer demokratischen Gegner zu frohlocken. Bis vor Kurzem hat ihr, in deren Schooß bekanntlich nationalliberale und freikonservative Elemente vereinigt sind, die selbstständige konservative Partei ziemlich uneigennütigen Vorspann geleistet. Das ist seit den letzten Reichstagswahlen ganz anders geworden. Die Konservativen, geführt von dem ehrgeizigen Agitator Schrempf, gestärkt durch die Neugründung des Bundes der Landwirthe, haben nicht nur von vornherein mehrere Wahlkreise gegen Hilfeleistung in den übrigen für sich beansprucht, sondern sind auch da und dort der an chronischer Candidatennoth leidenden Deutschen Partei mit Aufstellung von Bewerbern zugekommen, die diese einfach acceptiren mußte, wenn sie nicht, ähnlich wie der kräftigere badische Liberalismus, auf sich allein stehen und nach allen Richtungen gleichzeitig Front machen wollte. Dazu fehlten ihr aber mit Zug und Recht der Muth und das Selbstvertrauen. Ueberdies wären dadurch ihre Anhänger, die durch das langjährige, als selbstverständlich betrachtete Bündniß mit den Konservativen zwischen beiden Parteien nicht mehr recht zu unterscheiden wußten, in gefährlicher Weise vermischt worden. Noch deutlichere Lehren haben sich aus einigen, in letzter Zeit durchgefochtenen Ersatzwahlen zur Abgeordnetenkammer ergeben, und was die allgemeinen Landtagswahlen zu Ende des laufenden Jahres in dieser Hinsicht bringen werden, ist noch gar nicht abzusehen. Die Verhältnisse sind bereits an einem Punkte angelangt, wo sich die Deutsche Partei von ihren früheren, durch ihre raschen Erfolge übermüthig gewordenen Bundesgenossen trennen muß, wofür sie sich ihnen nicht völlig unterordnen und ihre Selbstständigkeit aufgeben will. Wie könnte sie aber also ihre ehrenvolle liberale Vergangenheit Lügen strafen und zum Todtengräber an den Hoffnungen der eigenen Zukunft freiwillig werden?

Volkspartei und Deutsche Partei befinden sich demgemäß genau in derselben Lage: die eine ist in Gefahr von links, die andere, von rechts her aufgezehrt zu werden. Sich allein ihrer Haut zu wehren, ist keine mehr mächtig genug. Der Anschluß nach links bringt aber der einen so sicheres Verderben, wie der anderen der Anschluß nach rechts, weil er den drohenden Absorbirungsproceß beschleunigt. Der auch in Württemberg unererschütterlich feststehende Thurm des Centrums, das über seine bestimmte Zahl meist absolut sicherer Eige gebietet und in der Mehrzahl der übrigen Wahlkreise kein starkes Gewicht in die Waagschale werfen kann, darf bei diesen Betrachtungen ganz außer Rechnung gelassen werden.

Was ist bei dieser Sachlage natürlicher, selbstverständlicher, als daß die beiden liberalen Parteien, die sich theilweise aus denselben Volkskreisen und Gesellschaftsschichten rekrutiren, miteinander Fühlung zu gewinnen suchen? Weist sie nicht schon ihre gemeinsame Vergangenheit darauf hin? Haben sie nicht seit den Tagen der großen württembergischen Verfassungskämpfe fast ein halbes Jahrhundert lang einer vielgestaltigen Reaction Schulter an Schulter mannhafte Widerstand geleistet? Stehen nicht dieselben Namen von Volkshelden auf den Ehrenblättern ihrer beiderseitigen Annalen in unverlöschlichen Zügen eingegraben? Ein Ludwig Uhland, ein Paul Pfizer, und wie sie sonst heißen. Haben sich selbst mitten in den Tagen der erbittertsten Zwietracht die einigenden Momente, die Liebe zu freier Bildung und Gesittung, der Haß gegen Dunkelmännertum in jeder Form, jemals ganz austilgen lassen? Man weiß, daß in den sechziger Jahren bei Aufrollung der deutschen Frage die große Fortschrittspartei Württembergs in die Brüche gegangen ist. Aber die deutsche Frage ist ja jetzt, Gott sei Dank! gelöst, und zwar in einer so gründlichen, endgültigen Weise, daß auch der verbissenste Großdeutsche den Gedanken einer Remedur nicht mehr auszudenken mag. Es handelt sich nur noch um das bischen politischen Particularismus hin und her — geistige Particularisten sind ja nun einmal die Schwaben überhaupt und werden es hoffentlich bis in alle Ewigkeit bleiben. Was verschlägt es soviel, ob die württembergischen Briefe mit königlich württembergischen oder reichsdeutschen Briefmarken besetzt in die Welt hinausgeschickt werden? Das ist doch wahrlich eine Frage, in der jeder seine Privatmeinung haben, die akademisch erörtert werden kann. Ueber solche Lappalien braucht man sich doch nicht in den Haaren zu liegen, sich gegenseitig „Räuber und Mörder“ zu schelten.

In einem Stücke freilich darf die Deutsche Partei unter keinen Umständen sich selbst untreu werden: in der Behandlung der großen nationalen Fragen von den höchsten allgemein politischen Gesichtspunkten. Mit dem Bewußtsein, daß es sich dabei um schmerzliche, aber unvermeidliche Opfer handle, muß sie auch künftig mit der alten Entschiedenheit für die Stärke unserer Wehrmacht zu Land und See eintreten. Das ist ein Kardinalpunkt, an dem ein Bündniß zwischen Demokratie und Deutscher Partei leicht scheitern könnte. Von jeher ist diese gegen die Verhöhnung ihrer patriotischen Ueberzeugungen durch jene empfindlich gewesen, und wer wollte es ihr verübeln? Indessen mehren sich allmählich die Anzeichen dafür, daß es den Demokraten mit ihrer schroffen Ablehnung nationaler Forderungen nicht mehr so recht ernst ist. Fast macht es den Eindruck, als ob ihre Führer in den Parlamenten, Volksversammlungen, Redaktionsstuben, wenn sie gegen Heer und Flotte donnern, mehr noch einer alten, süß gewordenen Gewohnheit, als der Stimme ihres Innern folgen, daß sie nur aus falschem Schamgefühl den Muth zur Umkehr nicht finden, und daß es ihnen gar nicht unlieb ist, wenn ihre negativen Abstimmungen die Entscheidung nicht beeinflussen und sie dadurch schwerer Verantwortlichkeit entzogen werden. Ja, es haben sich sogar innerhalb der Volkspartei Stimmen erhoben, die offen erklären, daß dem Reiche die nothwendigen Summen zur nachdrücklichen Führung einer Großmachtpolitik unbedingt zu bewilligen seien. Die Deutsche Partei hat auch ihrerseits ein Mittel in der Hand, um der Volkspartei die Umkehr in diesen Fragen zu erleichtern: sie braucht nur den finanziellen und socialen Auswüchsen des Militarismus, die sich ja unleugbar da und dort noch zeigen, energischer als bisher auf den Leib zu rücken.

Der Heimgang des Fürsten Bismarck hat eine Verständigung zwischen Demokraten und Nationalliberalen dem Bereiche der Möglichkeit um ein gutes Stück näher gerückt. Aus menschlich wie politisch begreiflichen und höchst ehrenwerthen Gründen haben sich diese niemals dazu entschließen mögen, dem verehrten Manne gegenüber ihre abweichende

Meinung in Fragen der inneren Politik zu entschiedener Geltung zu bringen, während jene auf diesem Gebiete seine unversöhnlichen Widersacher gewesen sind. Andere Zeiten erfordern indessen andere politische Grundsätze und Mittel. Der Schatten des Fürsten Bismarck wird die Nationalliberalen gewiß nicht daran hindern, wieder das „liberal“, das sie in ihrem Namen führen, mit größerem Nachdrucke zu betonen. Eines freilich mögen sich die Demokraten gesagt sein lassen. Sie müssen in diesem Punkte die Empfindlichkeit ihrer weiter rechts stehenden liberalen Brüder schonen und sich künftig jeglicher Berunglimpfungen des größten deutschen Staatsmannes enthalten. Man sollte denken, daß es ihnen nicht allzu schwer fiel, großmüthig die Degen Spitze vor einem Todten zu senken, der ja ihre Zirkel nicht mehr zu stören vermag, und dessen Verdienste um die Größe des Vaterlandes sie ja selbst — wenn auch mit Widerwillen und Widerstreben — anerkennen.

Schließlich ist es doch immer nur der Ton, der die Musik macht. Vielleicht sind auch die — wenn man sich so ausdrücken darf — formalen Differenzen zwischen Deutscher Partei und Volkspartei größer als die sachlichen. Letztere gefällt sich theilweise in forcirt volkstümlichen Manieren, deren Derbheit den Gebildeten leicht abstößt, während erstere eine staatsmännisch vornehmthuende Haltung einnimmt, die keinen rechten Zusammenhang mit dem Volksbewußtsein aufkommen läßt. Auf der einen Seite ist ein gewisser Ueberfluß, auf der anderen eher ein Abmangel an kritisirender Energie zu konstatiren. Die beiderseitigen Gepflogenheiten einigermaßen zu modificiren und einander auf halbem Wege entgegenzukommen, wäre doch für den Preis, den es zu erbringen gilt, kein allzu großes Opfer.

Es hat nun allerdings ganz und gar nicht den Anschein, als ob die maßgebenden Kreise innerhalb der beiden Parteien schon zur klaren Erkenntniß der Sachlage und damit zur Ueberzeugung durchgedrungen seien, daß ihr Heil allein auf einem gegenseitigen Bündniß beruhe. Noch hat es die Deutsche Partei nicht über sich gewonnen, irgend einmal sich offen für die Volkspartei zu erklären. Weit schlimmer treibt es die demokratische Parteileitung. Sie schlägt sich in Stichwahlen principiell auf die socialdemokratische Seite, wobei sie freilich nur bei einer Minderzahl ihrer Anhänger Gehorsam zu finden pflegt. Die Angst, die socialistischen Stimmen im Kampfe gegen die Deutsche Partei entbehren zu müssen, bestimmt die demokratischen Führer immer wieder zu diesem widernatürlichen Verhalten. Denn daß die Deutsche Partei der Volkspartei weit näher steht, als die Socialdemokratie, bedarf doch nicht erst des Beweises. Wenn einmal das Kriegsbeil zwischen den beiden liberalen bürgerlichen Parteien in Württemberg begraben sein wird, muß sich überhaupt keine von beiden mehr nach fremdem Beistande gegen die andere umsehen. Die jetzt noch von den Demokraten beliebte Taktik ist jedoch nicht bloß unnatürlich, sondern ebenso kurzsichtig und unflug, ja geradezu selbstmörderisch. Denn eine große Anzahl ihrer Wähler, die bei Stichwahlen den socialistischen Bewerbern zugeführt wird, bleibt erfahrungsgemäß diesen das nächste Mal gleich beim ersten Wahlgange treu. Indem die Leitung der Volkspartei den Unterschied zwischen Socialdemokratie und bürgerlicher Demokratie vermischt und ihre Anhänger irre macht, leistet sie ihrerseits dem sie bedrohenden Abbröckelungsproceß gewaltigen Vorschub.

Es ist die alte Geschichte von den feindlichen Brüdern, die sich, wenn sie sich einmal überworfen haben, um so erbitterter befehden, je unnatürlicher ihre Feindschaft ist. Mit der langjährigen Gewohnheit, sich gegenseitig schlecht zu machen, kann man nicht so ohne Weiteres brechen, das Unkraut der Zwietracht und des Hasses, das man üppig wuchern ließ, ist nicht so leicht mehr auszurotten. Am meisten haben sich die Parteiführer festgebissen, festgerannt; weit eher bricht sich unter den Parteigenossen die bessere Erkenntniß Bahn. Ja,

es mag sein, daß eine Versöhnung überhaupt unmöglich ist, so lange die jetzigen Männer an der Spitze der Parteien stehen. Das wäre für Beide gleich verhängnisvoll. Vielleicht hätten wir indessen den Untergang der alten Parteien als die glücklichste Lösung zu betrachten, weil allein dadurch von Grund aus ein neuer, fester Boden für gesündere Parteiverhältnisse gelegt würde. Vielleicht könnte dann Württemberg den übrigen Reichstheilen mit der Bildung einer einheitlichen liberalen Partei voranschreiten. Denn wie groß die zeitweilige Bedrängniß des liberal gesinnten Bürgerthums erscheinen mag, so vertritt es doch noch wie anderwärts auch in Schwaben eine gewaltige Macht. Eine Macht, die es unter den gegenwärtigen widrigen Umständen nur nicht auszuüben vermag. Die deutschparteiliche Presse fällt nach jedem unglücklichen Wahlausgang mit wahren Ingrimm über die Lauen und Saumseligen her, die von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht und so angeblich den Sieg der Gegner verschuldet haben. Thatsächlich bleiben aber viele Wähler nicht sowohl aus Gleichgiltigkeit und Bequemlichkeit als aus Ueberlegung und Grundsatz der Urne fern. Das politische Parteigetriebe widert sie eben an. Ein starker Procentsatz der württembergischen liberalen Wähler ist weder schlechtweg nationalliberal noch schlechtweg demokratisch. Diese Leute — und es sind keineswegs die Dümmlsten — folgen keiner der beiden Parteien blindlings, schlagen sich vielmehr von Fall zu Fall nach den jeweiligen Umständen zu der einen oder zu der anderen. Dem Gebahren der Parteileitung stehen sie vielfach ganz verständnißlos gegenüber. Sie begreifen vor Allem nicht, warum Volkspartei und Deutsche Partei sich gegenseitig so leidenschaftlich befehden. Sie haben auch keine Lust, in diesen Streit einzugreifen, sie ziehen sich vielmehr, bessere Zeiten abwartend, von der Betheiligung an der Politik zurück, ja sogar theilweise von der Ausübung ihres Wahlrechts. Gerade die Gebildeten innerhalb der jüngeren Generation sind von diesem Widerwillen am stärksten ergriffen, weshalb es auch beiden Parteien an thatenlustigem und leistungsfähigem Nachwuchs fehlt. Diese Verhältnisse würden sich natürlich am sichersten und gründlichsten durch eine Umbildung des einheimischen Parteiwesens ändern. Aber auch schon eine Annäherung zwischen den beiden bestehenden liberalen Parteien könnte Manches daran bessern. Nicht etwa einer völligen Verschmelzung, nur einer Verständigung soll das Wort geredet werden. Diese würde zunächst in einem generellen Bündniß bei Stichwahlen — gleichviel ob gegen Socialdemokratie oder Centrum oder Bund der Landwirthe — ihren praktischen Ausdruck erhalten. Allmählig würde sich daraus schon von selbst ergeben, daß man auch die Bekämpfung beim ersten Wahlgang zu vermeiden sucht. Jedenfalls müßte aber auch da, wo demokratische und deutschparteiliche Bewerber miteinander zusammenstoßen, der Kampf künftig in durchaus ruhiger und sachlicher Weise, in anständigem und maasvollem Tone geführt werden. Sonst könnte sich leicht der Zusammenhalt bei den Stichwahlen als praktische Unmöglichkeit erweisen. Selbstverständlich müßte auch den Redacturen der Partei-Blätter und -Blättchen in der Hauptstadt wie in der Provinz die Weisung zugehen, sich in ihren rhetorischen Kraftleistungen gegen die alten Feinde und neuen Verbündeten fürderhin die gebührende Beschränkung aufzuerlegen.

Nicht durch platonische Gefühle, sondern lediglich durch den realsten aller Factoren, den Selbsterhaltungstrieb, wird dieses ganze Verhalten der württembergischen Volkspartei wie Deutschen Partei vorgeschrieben. Sie werden sonst, wenn sie fortfahren, sich blindlings zu befehden, in der Mitte zwischen der Socialdemokratie und der Rechten Beide unbarmerzig zerrieben.

Literatur und Kunst.

Revolution der Lyrik?

Von Hans Leuß.

Arno Holz hat im „Buch der Zeit“ einige Töne ange schlagen und eine Sprache geredet, von denen ich glaube, daß sie nicht nur einen hohen ästhetischen Werth haben, sondern auch eine neue Erscheinung in unserer Literatur sind. Nur etwa Freiligrath hat in „Irland“ und der Uebersetzung „Fabrikelend“ für den proletarischen Groll ähnlich herbe, dumpfe Töne gefunden, wie Arno Holz in seinem ersten Buche. Der aufmerksame Leser wird aber auch schon in jenem Buche die Klippe erkennen, an der Arno Holz gescheitert ist: seine Neigung zum Platten, Trivialen und zum Absonderlichen.

Arno Holz ist nicht nur sehr selbstbewußt (was ich liebe), sondern steifköpfig; an Kritikern, die sein Schaffen erfährt, interessiren ihn nur die Blößen, die sich seine Kritiker geben, niemals das Recht, das sie haben; an jene Blößen anknüpfend, erdrückt er seine Kritiker mit sehr wortreichen, manchmal kräftigen und interessanten, im Ganzen aber doch verfehlten Antikritiken. Eine Reihe von solchen hat er nun aus Zeitschriften, in denen sie schon erschienen sind, gesammelt, mit einigen Zuthaten versehen und als „Revolution der Lyrik“ (Berlin, Sassenbach), herausgegeben.

Ich sehe daraus, daß ein neuerer Literaturhistoriker Herrn Holz für „einen ordnenden, constructiven Geist“, in dem der „Verstand stärker sei als das Gefühl“, dessen „Logik außerordentlich“ sei, erkannt hat. Die „Revolution der Lyrik“ beweist aber, daß der Mann Herrn Arno Holz Unrecht thut: dessen Gefühl ist groß und echt wenigstens einmal gewesen; was aber seine Logik angeht, seine Fähigkeit, ein Urtheil, einen Gedanken kräftig und gründlich zu formuliren, einen Gedankengang zu ordnen und zu construiren, so ist Holz damit sehr wenig begabt. Er kann wohl dialectisch, polemisch an Andere anknüpfen, aber er hat eine positive, erschöpfende, klare Darstellung seines Strebens nicht zu Stande gebracht. Es gehört eine sorgfältige, immer zurückblätternde, vergleichende, Brocken sammelnde Lectüre seines Buches dazu, um zu verstehen, was er will. Man wird dann aber auch aus seinen eigenen Antikritiken erkennen, daß die Schuld an vielen Differenzen zwischen ihm und den Kritikern seiner Bestrebungen lediglich an dem unklaren, unvollständigen Ausdruck des Herrn Holz liegt. Man wird endlich noch den Schlüssel zu Arno Holz's Entwicklung gewinnen. Versuchen wir das.

„Die Sonne schien mir Lieber in's Herz, und der Regen tropfte mir Melodien in's Ohr“, so sagt Holz von sich, dem Zwanzigjährigen; mir sind diese Worte Beweis genug für den Poeten, der in dem jungen Manne steckte. Aber als sein Buch kam, „das Buch der Zeit“, das auf die Liebe der Zeit rechnete, sein Buch, das er selber liebte, in dem sein großes Herz schlug, — rieth ihm der Kladderbatsch, Effigfabrikant zu werden. Und sonst — mit Ausnahme von einigen wohlwollenden Kritikern — „blieb Alles still“. Diese Erfahrung unversehrt zu überstehen, ist schwer; Holz vermochte es nicht. „Die erste Brestche in seine Naivetät war geschossen.“ „Warum hatte das Buch nicht eingeschlagen?... Hatten meine Freunde Recht, die den Vers für die überwundene Form einer überwundenen Epoche erklärten?... Mußte ich nun, um meiner Zeit gerecht zu werden, um ihr nicht gar zu sehr hinterdrein zu tappen, von Neuem anfangen? Von der Pike auf?“ Ein zweiter Versuch, von dem Holz Proben mittheilt, war nach diesen wenigstens eine allzu slavische Nachahmung Heine's. Darin findet sich folgender für uns werthvolle Fingerzeig: Poesien für Pennäler — sind bereits genug gedrechselt; — siehe hier das Gros der Werke — unserer deutschen Dioskuren — Nomina sunt odiosa.

Ich erinnere mich einer Aeußerung von Gerhart Hauptmann, den Holz zu seinen Schülern rechnet und der selbst bekennt, von Holz angeregt zu sein; sie ging dahin: in den alten Formen hatten die Classifier den Gipfel erklommen; Keiner durfte hoffen, sie zu übertreffen, ihnen nur zu gleichen. Deshalb lag es nahe, durch neue Formen Gebiete zu erobern, auf denen man Jenen nicht begegnete. Ich glaube, man thut den beiden Dichtern nicht Unrecht, wenn man hiernach behauptet, daß ihre Suche nach neuen Wegen in dem Verlangen wurzelt, auf irgend eine Weise über die Classifier hinaus zu kommen, und daß dieses Verlangen zunächst keinen sachlichen, sondern einen persönlichen Grund hatte. Niemand wird das für einen guten Leitstern halten. Dennoch hätte auch er auf Umwegen zum Ziele führen mögen: zu den wirklich „bedeutenden“ Stoffen und Conflicten des modernen Lebens. Zu ihrer Darstellung und Lösung reichen die überlieferten Kunstformen völlig aus; Holz selbst hat bewiesen, daß man auch in ihnen der Sprache ein neues Leben schaffen kann. Er hat sich jenen Stoffen ja auch schon im „Buch der Zeit“ zugewandt. Leider verfiel er auf die Meinung, daß die Entwicklung der Kunst, der Poesie allein eine Entwicklung ihrer Formen, ihrer Mittel oder der Handhabung ihrer Mittel sei. Holz predigt diesen Satz als ein von ihm festgestelltes literarhistorisches Axiom und führt auf ihn seine Entwicklung und seine Entdeckung der neuen Lyrik zurück. „Weil zugleich und Compaß“ sei jener Satz ihm gewesen. An einer Stelle (S. 109) formulirt er den Satz so, daß die Entwicklung der Kunst „in erster Linie“ auf der Entwicklung ihres Mittels beruhe, S. 23 so, daß sich die Stappen „lebendig“ nach den Methoden richten, daß man eine Kunst nur revolutionäre, indem man ihre Mittel oder die Handhabung der (immer gleichen) Mittel revolutionäre. Und da Holz die Lyrik revolutionären wollte, so führte ihn sein Irrthum auf den Weg, den er einschlug. Nicht etwa nun so ganz willkürlich. Zunächst leitete ihn der nicht ungeschickte Gedanke, daß es geboten sei, einen besseren, reicheren Gebrauch der Sprache, eine Verstärkung des „Sprachblutes“ zu erstreben. Die Reime seien alle abgenutzt — Alles verrathe einen „geheimen Leierkasten“; auf viele Worte gebe es gar keinen Reim; schon Goethe und Heine haben die Sprache mißhandelt um Metrum und Reim. Zu jenem Zweck hätten nun am Ende die sogenannten „freien Rhythmen“ genügt, die Goethe und Heine so wunderbar, so königlich angewandt haben. Aber Holz war inzwischen dazu fortgeschritten, etwas Originelles, Neues zu entdecken. Noch vor einigen Monaten wenigstens verteidigte er gegen Mehring's sehr wohlwollende, sachverständige Kritik die „Neuheit“ seines rhythmischen Princips. In einer späteren Polemik giebt er diesen Anspruch gegenüber Jean Paul's „Polymetern“ anscheinend preis, um sich darauf zurückzuziehen, daß Revolutionen zu rechter Zeit kommen müssen; in Jean Paul's Versen sei das neue Princip zu früh aufgetreten, um revolutionär zu wirken. Gegenüber den „freien Rhythmen“ erhebt Holz den Anspruch, daß sein Rhythmus nicht ein freier, sondern ein nothwendiger sei. Er sei der dem einzelnen Gedanken und seinem Ausdruck innewohnende, natürliche, nothwendige Rhythmus. Die freien Rhythmen seien nur „eine Art Sammlung von metrischen Reminiscenzen“; es werde da der „Klang um seiner selbst willen“ gewählt und gesucht; und darin bestehe der „heimliche Leierkasten“; so wirke das auf ein feineres Ohr wie eine Art sich „fortwälzendes übles Geräusch“, — für Jahrmärkte passend; letzte formale Abjcht bleibe stets das Lettertätatä. Und als Beweis dafür aus Goethe's „Prometheus“:

Ich kenne nichts Aermers
Unter der Sonn', als auch Götter!

Holz fordert „Sonne“. Offenbar hat aber Goethe den Dactylus gar nicht vermeiden wollen, wohl aber den Hiatus. Holz bleibt uns eine klare Darstellung seines natür-

lichen Rhythmus schuldig. Das Einzige, was zu einem festen Ausdruck kommt, ist, daß die äußere Anordnung der Verse dem Inhalt entsprechen soll. Und dies Princip, auf die freien Rhythmen angewandt, bedeutet einen Fortschritt. Eine Regel daraus zu machen und diesen Fortschritt dann für die Umwälzung der Lyrik und das Gewand ihrer Zukunft auszugeben, dazu liegt ein sachlicher Grund nicht vor. Wenn Holz über seinen Rhythmus und dessen immanente Nothwendigkeit eine weitere klare Mittheilung nicht zu machen weiß, so hat er doch versucht, einem Gedanken der Art sich zu nähern. Er hat dazu zwei Wege eingeschlagen. „Drücke aus, was Du empfindest, unmittelbar wie Du es empfindest, und Du hast ihn“ — den natürlichen Rhythmus. Schon von anderer Seite ist Arno Holz auf die unhaltbare Fassung dieses Gedankens hingewiesen worden, was er sehr übel vermerkt. Das kann aber nicht ändern, daß in jenen Worten entweder nur völlige Unklarheit sich ausspricht oder ein Princip, das jeder Kunst zuwider ist. Nehmen wir an, Holz habe sagen wollen, der natürlichste Ausdruck einer Empfindung sei immer der beste; irgend nach besonderen Tacten und Metren erst zu suchen, sei ein Irrweg; — so wäre es besser und würde es Mißverständnisse beseitigen, wenn er die Bezeichnung Rhythmus aufgab und seines Kritikers R. v. Levegow weit klarere Formulirung einfach als eine bessere übernahm. Sie lautet: „Nicht die Silben werden gezählt oder gemessen, sondern der Werth des Begriffes ist maßgebend, die Vertheilung und Harmonisirung der geistigen Accente.“

Holz giebt ein Beispiel seines Verfahrens. Prosa würde ihm sein: Der Mond steigt hinter blühenden Apfelbaumzweigen auf. Seine Technik formt daraus:

Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
Steigt der Mond auf.

Die erste Zeile schildert den Schauplatz, die zweite den Vorgang. „Das ist meine ganze Revolution der Lyrik“, ruft er aus. Es bleibt also dabei, daß seine Methode in der Anordnung der „Verse“ nach dem Inhalt besteht. Darüber hinaus ist von einem Rhythmus, unter dem man doch eine Folge von Metren versteht, nur insofern die Rede, als kein Wort es vermeiden kann, in irgend ein Metrum zu passen. Trotzdem aber Holz uns so seine „ganze Revolution“ selber schildert, trotzdem er dem oben angeführten Satze v. Levegow's zustimmt, kehrt er sich heftig gegen einen zweiten Satz desselben v. Levegow in einer späteren Kritik, in dem jeder Leser nur eine andere Formulirung des ersten findet. (S. 40.)

Der zweite Weg, den Holz einschlägt, um sich dem „nothwendigen“ Rhythmus zu nähern, ist dieser. Er sucht in den Formen der Lyrik nach ihrem letzten, tiefuntersten Formprincip. Dieses, das einfachste, will er suchen, um die Lyrik zu bereichern. Während er in dem ersten der abgedruckten Aufsätze noch erklärte, über die nicht niedergeschriebene Naturpoesie nicht unterrichtet zu sein (Documente seien nicht vorhanden), hat er später bei Herder mehrere Stellen über solche Poesie gefunden, aus denen ihm hervorgeht, daß das Gesetz der Curve — jede sociale Erscheinung kehrt, sich entwickelnd, auf ihr ursprüngliches Niveau zurück — sich auch in seiner Lyrik beweiße. Er findet also sein tiefunterstes Formprincip in jener Poesie wieder, die ohne Reim und Metrum, „garnicht hyperbolisch, hochtrabend oder schwulstig“ ist, der Poesie der Indianer oder der „gebildeteren Prosa“ der Madagassen. Das Lob Herder's und seine „Stimmen der Völker“ galten den ungekünstelten Formen der Volkspoesie; es würde Niemanden einfallen, Herrn Holz zu tabeln, wenn er in dieser Hinsicht den Spuren Herder's folgte. Hamann, dem Herder seine Anregungen verdankt, sagt: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie Malerei älter als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse“ u. Gleichnisse, Bilder, Tropen, Metaphern, — sie waren die Mittel der ältesten Poesie.

Ueber dem Streit wegen des neuen Rhythmus berührt

Arno Holz nur nebenher und ohne den Zusammenhang der beiden Dinge festzuhalten, seine Grundsätze über die Sprache. Man folgt aber dem Werdegang seiner Aesthetik, wenn man zunächst die wiederholte Erwähnung der Entwicklung auf anderen Gebieten, dem Drama und dem Roman, und die Bezugnahme auf Zola's Aesthetik in's Auge faßt. Holz will den „Weg zur Natur zurück“, den jene beiden Kunstformen beschritten haben, auch für die Lyrik. Er eignet sich Zola's: „Kunst ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“ an, aber „um darüber hinauszugehen“; — inwiefern, dies wird nicht ganz klar; anscheinend nur durch das neue Formprincip, vielleicht auch in Verbindung damit durch eine Erfrischung der Sprache. Wie das neue Drama, zu dem Holz und Schlaf mit ihrer „Familie Selide“ den Anstoß gegeben haben, mit neuen „Milieus“ auch eine neue Sprache auf die Bühne führte, so will Holz mit seiner Revolution im letzten Grunde auch eine Bereicherung der lyrischen Sprache. In welcher Richtung?

Man muß von vornherein annehmen: in der „Rückkehr zur Natur“, zur „Wahrheit“. Und Holz sagt es ja auch. Er spricht sich noch weiter darüber aus, indem er sich gegen das falsche Pathos erklärt, das die Worte um ihre ursprünglichen oder natürlichen Werthe bringt. Diesen Werth den Worten gerade zu lassen, sie „weder aufzupusten, noch zu bronciren oder mit Watte zu umwickeln“, sei das ganze Geheimniß, freilich ein so „weinstiefes“, daß es erst den Entfeln offenbar werden möge. Herr Holz ist mir kein Mann, den ich spöttisch behandle, aber hier kann ich nicht umhin zu meinen, daß die Entfeln wohl auch nicht dahinter kommen werden, es sei denn, daß Herr Holz uns verräth, was er meint. Denn daß er mit jenen Worten nicht jedes Pathos verwerfen will, betont er gegen v. Levezow, den er sehr mitnimmt, weil der die Sätze so aufgefaßt hat, wie sie lauten, also als ein Verdict gegen jede Veränderung, gegen jedes Spiel, gegen jedes Pathos, in denen man bisher ein Stück Wesen der poetischen Verwerthung der Sprache sah. In Heine's Nordseebildern klingt „Meer“ wie Amphitrite; Holz wünscht aber, wenn er vom Meere spricht, keine andere Vorstellung zu erwecken, als eben das Meer. Auch wenn man Holz für einen dunklen Herakleitos ansieht und erwägt, ob etwa irgend etwas Anderes gemeint sein könne, findet man in diesen Worten doch nur eine Verwerfung des metaphorischen Schmuckes der dichterischen Sprache und der „Tropen“. Holz selber giebt zu, daß seine Praxis dieser Forderung nur mangelhaft entspreche. Es würde aber leicht sein zu erweisen, daß er diese durchaus absichtlich verlegt und Metapher und Trope liebt, wie eben ein Dichter sie lieben muß.

Herr Holz wird nie zu überzeugen sein, daß die Weltgeschichte, die mit uns armen Geschöpfen oft humoristisch oder witzig verfährt, — wie Holz an Anderen bemerkt hat — auch ihm solche Streiche spiele. Und doch ist selten einem Sterblichen ein grausamerer Witz der Art geschehen als ihm. Er hatte in seinem alten „Phantasmus“ nicht nur neue Stoffe, sondern auch eine neue Sprache gefunden. Als er nun darauf ausging, auch eine neue Form zu entdecken und durch sie zu einer neuen, einfachen, echten Sprache zu gelangen, da entran ihm der Gewinn seiner Jugend; seine Sprache — oft noch immer schön, oft Musik, oft Adel und Schlichtheit zugleich — rennt ebenso oft auf die Gasse der Platttheit oder klettert auf die Wolken des Bombastes, des Schwulstes und einer „Manier“, gegen die Opizens künstlicher Zierrath mir ein Labfal ist. Das ist das Schicksal aller Poeten, die dem Absonderlichen nachstreben, um die Vergangenheit zu übertrumpfen. Die Sache wäre weniger traurig, wenn es sich nicht um den Holz handelte, dem man auch heute noch Dank schuldet. Wo er wirklich einfach bleibt, wie in den drei von Stolzenberg componirten entzückenden Liedern, die Holz mit Noten für Gesang und Clavier seiner Revolution mitgegeben hat, da ist er ein Mann, dem man seine Narr-

heit zugleich um die Ohren schlagen und verzeihen möchte. Um dieser Lieder willen sollte man das Buch kaufen, dessen unerquickliche Lectüre ich sonst keinem Menschen anrathen mag.

Evolution der Lyrik? Neue Stoffe, die großen Stoffe des modernen Lebens, aber die wirklich großen! Und eine neue Sprache, aber eine an Schönheit reichere, eine kräftigere. Neuer Formen bedarf es dazu nicht, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil es keine mehr giebt. Was etwa an einer kleinen Differenz zwischen Holzens „Rhythmen“ und älteren Beispielen übrig bleibt, das ist nicht der Rede werth. Sollte aber Holz durch seinen Feldzug unsere Liederkunst zur Schlichtheit und Echtheit der Volkspoesie zurückleiten, so würde der Irrthum wenigstens die Mutter einer Wahrheit werden.

Holz erwähnt gelegentlich die hebräische alte Poesie, anscheinend ohne sie zu kennen. Sie ist in ihren Wurzeln eine echte Volkspoesie. Noch heute dichten in jenem conservativen Osten die arabischen Weiber auf der Gasse nach ihrem Muster. Der „Parallelismus der Glieder“ ist nichts als das Resultat des Wechselgesanges, in dem ein Weib den Gedanken, den ein anderes singend geäußert, aufnimmt und variirt. So entstand vielleicht ein Theil jenes uralten Liedes, das der Exodus der Mirjam, der Schwester des Moses zuschreibt. Als Pharao's Wagen im Schilfmeer schwammen und die Leichname der Egyptianer an den Strand trieben, da erwachten die Instincte der Nomaden. Und Mirjam nahm eine Pauke in die Hand, und alle Weiber folgten ihr nach mit Pauken und Reigen. Mirjam sang ihnen vor:

Schru Iájaméh, kí gaóh gaáh.
Sús weróchébó ramáh bajám.
Singet nun Jahweh, der ein Wunder that.
Noh und seinen Mann warf er in's Meer.

Die Fortsetzung des kräftigen Gesanges ist höchst lehrreich und schön zugleich. Der Rhythmus wird schon im nächsten Verse durch einzelne Dactylen belebt, wie man etwa einen schnelleren Anlauf nimmt:

Ufí wesimráth jáh! Wájehi kí kíshuáh.
(Gesang mir und Kraft Jah! Jah wurde mir, mir zum Heil.)

Man beachte den Reim. Was sich an Schmucl zwanglos ergibt, wird verwerthet. So auch im nächsten Vers:

Séh élf weánewéhu!
(Er mein Gott, ich will ihn preisen.)

mit der stärkeren, den weichen Ton in's Männliche übertragenden Antiphone:

Étohé abt, wáaróméménéhu!
(Meines Vaters Gott! Ihn erhebet mein Gesang.)
Jahwéh ísh mílshamáh, Jahwéh shémó.
(Jahwéh Mann für den Krieg! er heißt Jahwéh!)

Und nun ein feiner Wechsel im Rhythmus:

Marteboth páreó wechéló jará bajám
(Die Wagen Pharao's und seine Macht warf er in's Meer),

wo die drei Anapäste am Anfang die Trümmerhaufen der Macht Pharao's erklimmen. Das Metrum und der Gedanke werden noch einen Vers fortgeführt; dann sammelt sich der Vers wieder:

Jemnéchá jahwéh nedart batóach.
(Die rechte Hand Jahwéh's thut große Wunder.)

So wechselt der Rhythmus mit feinem Tact. Der Gesang verwendet weiter vortrefflich den Klang der Worte. Z. B. nach einem kräftigen Anlauf im Rhythmus, der die Absicht der nachteilenden Egyptianer zeichnet, folgt wie Gelächter und Odem Jahwéh's:

Nasháfta berúcháchá kíámo jám.
Da blies betn Odem, das Meer deckte sie.

Ich habe dies Beispiel einer alten Poesie hier angeführt, weil es den Kern dessen, was aus Holzens Formprincip zu gewinnen wäre, enthält: „freien“, aber nicht willkürlichen Rhythmus; keine Scheu vor dem Metrum, aber auch keine Unterwürfigkeit unter eines. Bei dieser Freiheit, die Alles in Besitz nimmt, wird die Mutter des Wortes, die Tochter der Schönheit, die hohe Dhrif bleiben.

Eine holländische Ohm Krüger-Biographie.

Von Max A. Geseßkap.

Angeichts des Verzweiflungskampfes, den die Südafrikanischen Republiken heute um ihre Unabhängigkeit führen, eines Kampfes von weltgeschichtlicher Bedeutung, gewinnt die Persönlichkeit Paul Krüger's und die Geschichte seines Landes um so mehr an Interesse auch für das deutsche Volk, weil Paul Krüger die Eigenart des niederdeutschen Volkes auf dem heißen Boden Südafrikas in so kraftvoller Weise zur Geltung gebracht hat. Ob es wahr ist, daß Bismarck den Ohm Krüger den ersten Diplomaten der alten und neuen Welt genannt hat, wissen wir nicht, aber es verdiente wahr zu sein. In der That hat sich der Alte sämmtlichen Staatsmännern Englands überlegen gezeigt. Auch die Art, wie er die Freundschaften des deutschen Kaisers und die famose Depesche aufnahm und verwerthete, ohne sich und sein Land im mindesten zu engagiren, bezeichnet schlagend seine Buren- oder Bauernschlaubeit. Daß er schweigend den Vorwurf der Corruption, Bestechlichkeit, ja des Betruges auf sich sitzen ließ, um unbeachtet die heimlichen Rüstungen zu betreiben, hat einen Zug von Größe. Dahin gehört sein wundervolles Gott- und Volksvertrauen und sein persönlicher Muth. Denn wie jeder echte Bure ist er zugleich ein Krieger und ein Held oder war es wenigstens in jüngeren Jahren. Es ist also nur recht und billig, daß dieser außerordentliche Mann seinen Biographen gefunden hat. Das Werk ist in Holland erschienen und wird in deutscher Bearbeitung bei Benno Schwabe in Basel verlegt. Der Verfasser, J. van Dordt, Afrikaner von Geburt, hat an Ort und Stelle in Pretoria die Archive studirt; die Freunde und Zeitgenossen Paul Krüger's haben ihn mit Rath und That unterstützt in seiner Arbeit. Frühere Versuche, die Lebensgeschichte des Präsidenten darzustellen, scheiterten stets an der Verschlossenheit Paul Krüger's, und doch konnte nur allein der Transvaalische Präsident viele wichtige Fragen beantworten. Auch hierin war der Verfasser des Werkes, glücklicher, denn Präsident Krüger hat wohlwollend die ihm gestellten Fragen beantwortet.

Südafrika ist ein Land, wo die Geschichte in vielen Punkten eine Sache der persönlichen Ueberlieferung ist, wo man in den meisten Fällen nur durch persönliche Rücksprache Erkundigungen einziehen kann, wo wenig oder nichts Schriftliches über die Hauptereignisse zu finden ist. Und wenn Paul Krüger zur ewigen Ruhe eingegangen ist, dann sind leider auch die, die vor ihm und kurz nach ihm waren, auch zu Grabe getragen, und ihr Mund wird uns nichts mehr über die interessanten Schicksale, die sie erlebt haben, sagen und über die wichtigen Ereignisse, in denen sie eine Rolle gespielt haben, erzählen können. Und das ist ganz besonders der Fall bei der Geschichte der zwei südafrikanischen Burenrepubliken. Schriftstücke über die Geschehnisse des „Großen Zuges“ von 1836—37 sind fast gar nicht vorhanden, und wie wenige leben noch, die an diesem Zuge theilgenommen haben! Der Verlust, den die Geschichte von Südafrika im besondern dadurch erlitten hat, daß über diesen Großen Zug keine ausreichenden Nachrichten in schriftlichen Aufzeichnungen vorhanden sind, läßt sich kaum berechnen. Die Heldenthaten

der Voretern der heutigen Bürger des Freistaates und Transvaals, ihre Leiden und Kämpfe, ihr Leben und Streben — das ist fast alles unwiderruflich für die Nachwelt verloren, und die kommenden Geschlechter werden diesen Verlust beklagen, und spätere Geschichtschreiber werden ihn nicht minder schmerzlich empfinden. Es wäre in der That zu wünschen, daß ein oder der andere dazu befähigte Afrikaner sich die Aufgabe stellte, so bald wie möglich die mündliche Erzählung dieser Ereignisse von den Lippen der wenigen noch Lebenden zum schriftlichen Ausdruck zu bringen, um wenigstens für kommende Geschlechter noch etwas zu retten. Von jenen ersten Emigranten sinkt einer nach dem andern ins Grab, ein Mund nach dem anderen verstummt auf ewig, Heldenthat auf Heldenthat wird der Vergessenheit preisgegeben. Charel Gilliers, Andries Pretorius, Hendrik Potgieter, Marthinus Biloen, Frans Joubert und so viele Hunderte sind vom Schauplatz verschwunden und nahmen die Geschichte ihres Landes und Volkes mit sich ins Grab. Erst seit kurzer Zeit ist man auf diesen Punkt einigermaßen aufmerksam geworden, und die Transvaalische Regierung hat den alten Ex-Präsidenten M. W. Pretorius beauftragt, über das, was er selbst erlebt hat, Aufzeichnungen zu machen.

Während der ersten 16 Jahre des Bestehens der Südafrikanischen Republik, nämlich von 1848 bis 1864, herrschte in dem jungen Staate ebensowohl auf politischem wie auf kirchlichem Gebiete eine beklagenswerthe Zerrissenheit, und diese nahm einen so heftigen Charakter an, daß ein förmlicher Bürgerkrieg ausbrach, wenn er auch glücklicher Weise nur von kurzer Dauer war. Viele von denen, die noch am Leben sind, haben an diesem unglücklichen Streite theilgenommen, und heute, wo die Heftigkeit der Parteilucht verschwunden ist, und die Ereignisse, die dazu die Veranlassung gegeben haben, schon längst hinter uns liegen, wünscht der transvaalische Bure, der seine Rolle darin gespielt hat, lieber nicht von jenen Zeiten zu sprechen. Er handelt hier seiner Bibel entsprechend und betrachtet alle diese Dinge als vergeben und vergessen und meint, daß die Auffrischung der Erinnerung an den „alten Zwist“ nicht gut thue.

Im ersten Theile des Werkes wird der große Zug der Buren aus der Kapcolonie behandelt, die unaufhörlichen Kriege der Emigranten mit den wilden Völkerschaften der Zuluaffern, der Basutos u. s. w., ihre Kämpfe mit Glend, Noth und Tod. Wir lernen die markigen Gestalten der großen Führer der Buren kennen, einen Andries Pretorius, Hendrik Potgieter, Pieter Retief u. A., die mit festem Gottvertrauen mit Weib und Kind in unbekanntes Fernes hinausgezogen sind, sich mit ihrem Volke neue Wohnstätten suchend und neue Staaten gründend, so Natal, den Dranjefreistaat, die Transvaalrepublik. Wir sehen im Verlaufe der Darstellung die Geschichte dieser Länder sich entwickeln, ihre Kämpfe mit England, die Entdeckung der Goldfelder von Transvaal, das Wirken von Cecil Rhodes und der Chartered Company, Jamesons Einfall u. s. w. Verknüpft mit dieser wahrhaft spannenden Geschichte verfolgen wir das Leben und die Thätigkeit Paul Krüger's, des greisen Präsidenten, des Löwen von Rustenburg, wie ihn sein Volk nennt.

J. van Dordt hat auch mit heißem Bemühen die Frage von Krüger's Abstammung aufgeworfen und entgeltig gelöst. Krüger ist von deutscher Abstammung, sogar Berliner! Im Stammbuche der südafrikanischen Geschlechter, das von Christoffel C. de Williers begonnen und später von dem Geschichtschreiber Südafrikas, Dr. G. M. Theal, fortgesetzt wurde, kommen vier Familien Krüger vor, die alle aus Deutschland stammen. Der Stammvater des Geschlechtes ist Jakob Krüger, urkundlich aus Berlin gebürtig, wo er etwa 1686 als der Sohn von Franz Krüger und dessen Ehefrau Elisabeth geborene Hartwigs geboren wurde. Jakob Krüger kam im Jahre 1718 als siebenundzwanzigjähriger junger Mann in der Kapstadt an und stand im Dienste der

Ostindischen Compagnie. Er scheint jedoch durch irgend einen Unglücksfall eine Hand verloren zu haben, worauf er den Dienst der Compagnie verließ und die Erlaubniß erhielt, sich in Stellenbosch als Bürger niederzulassen. Hier heirathete er Johanna Kemp, und dieser Ehe entsprossen acht Kinder. Das sechste Kind war ein Sohn, der am 8. April 1725 getauft wurde und den Namen Hendrik Krüger erhielt. Er verheirathete sich später mit Francina Cloete. Sein Sohn, Gert Krüger, der am 21. Mai 1750 getauft wurde, verheirathete sich bereits am 12. November 1769 mit Susanna Lacijs Buys, die einer Familie entstammte, welche als eine der ersten nach dem Osten verzog, und in Graaff-Neinet wurde dann auch am 15. März 1778 ihr Sohn Stephanus Johannes Krüger getauft — der Großvater des Präsidenten, der geraume Zeit im Distrikte Graaff-Neinet gewohnt hat. Er verheirathete sich mit Sophia Margaretha Steenkamp am 28. Januar 1798 und wohnte später im heutigen Distrikte Tarka. Seine Frau schenkte ihm sechs Kinder, doch als er und die Seinen sich im Jahre 1836 dem Zuge Potgieters anschlossen, waren nur noch drei Söhne am Leben, nämlich Gert C. Krüger, geboren 1799; Casper Jan Hendrik, geboren 1804 und Theunis, geboren um das Jahr 1807. Von diesen heirathete Casper Jan Hendrik die Jungfrau Elsie Francina Steyn, die Tochter Douw Steyns, aus Bulhoek, nahe beim heute oftgenannten Colesberg, wo das junge Ehepaar auch wohnen blieb. Hier erblickte am 10. October 1825 Stephanus Johannes Paulus Krüger das Licht der Welt.

Viel Neues erzählt J. van Dordt von Krüger's Jugend, die bisher fast ganz im Dunkel lag. Als Potgieter's Zug in der Nähe von Colesberg den Oranjesfluß überschritt, schloß sich Casper Krüger mit seiner Familie seinem Vater, der am Zuge theilnahm, an. Der junge Paul war also damals wenig über 10 Jahre alt. Daß an den Ufern des Oranjesflusses, Hunderte von Meilen weit entfernt vom nächsten größeren Dorfe Graaff-Neinet — denn Colesberg war damals eben erst im Entstehen — der Knabe ein hartes Leben führen mußte, läßt sich leicht denken. Zwar suchten ihn liebe Eltern, so gut es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich war, zu erziehen, aber diese hatten selbst mit mancher Noth und Entbehrung zu kämpfen. Was den Unterricht anbetrifft, so war es natürlich traurig damit bestellt. In diesen fernem Gegenden hatte man keine Lehrer; das Wenige, was ein Kind damals lernen konnte, mußte es von seinen Eltern lernen. Doch der junge Knabe wurde in einer streng christlichen Familie erzogen, die an ihrer Bibel wie an ihrem alten Glauben hing und eine Abneigung hatte gegen Neuerungen, wie z. B. die Einführung der „Evangelischen Gesänge“ (neben den bis dahin ausschließlich gebrauchten Psalmen), die in unserem Jahrhundert in der „Niederländische Gereformeerde Kerk“ Eingang fanden, was natürlich in diesen abgelegenen Gegenden, wo man mit Predigern kaum in Berührung kam, erst spät bekannt werden konnte. Hier wurde ohne Zweifel in der Brust des Kindes der Grund religiösen Sinnes gelegt, der für den Präsidenten der Südafrikanischen Republik so charakteristisch ist. Daß die Umstände der späteren Jahre diesen Sinn nicht geschwächt, sondern noch mehr verstärkt haben, das steht für den Biographen fest. Natürlich mußte der Knabe, besonders wie damals die Dinge lagen, schon sehr bald seinen Eltern behilflich werden, denn Dienstboten gab es wenige, und die man noch bekommen konnte, waren faul, trotzig und treulos. Es bedarf denn auch wahrlich keiner großen Einbildungskraft, um sich vorzustellen, wie der zukünftige Präsident der Republik vielleicht seit seinem neunten Lebensjahre die Lämmerherde beaufsichtigen oder die Zügel eines Ochsenspannes ergreifen mußte, Daß er, noch zu schwach, um das schwere Sannagewehr zu regieren, mit manchen anderen Burenjungen sich mit Pfeil und Bogen übte und damit Hasen, Rebhühner und anderes Kleinwild erbeutete, das ist auch sehr wahrscheinlich. Im Alter von

zehn Jahren mußte der Knabe den Ort, wo er geboren war, verlassen und mit in die Wüste ziehen, wo auch für ihn ein Leben von Kummer, Sorge und Gefahr begann. Das war seine Erziehungsschule, und ohne diese Schule wäre er sicher nicht geworden, was er ist. In den Jahren 1836—1852 und in der dann folgenden Zeit nicht minder, lernte er die unerjochene Tapferkeit, die ihm stets eigen geblieben ist, und die es bewirkte, daß ihm schon in seinen ersten Dienstjahren als Feldornet die gefährlichsten Aufträge anvertraut wurden. Diesen Jahren ist die eigenartige Willenskraft zu danken, die alle Hindernisse und Schwierigkeiten überwindet, und die Entschlossenheit, die stets das eine Ziel im Auge behält, und dieses Ziel dann auch zu erreichen weiß. Aufgewachsen in den ersten Tagen der Freiheit der Emigranten, bekannt mit all dem Leid, das über sie ergangen ist, Augenzeuge von den Strömen Blutes, die während des Auszugs geflossen sind, gegenwärtig bei dem Machezuge nach der Ermordung Retiefs — das alles hat bei dem Knaben und dem Manne jene Liebe für die Unabhängigkeit seines Volkes gezeitigt, für die Paul Krüger bereit ist, alles aufzuopfern. In seiner Jugend war er bekannt mit Männern wie Hendrik Potgieter, Andries Pretorius, Piet Uys, Charel Cilliers, Carel Landman und so manchem anderen, und diese Männer müssen einen tiefen Eindruck auf den verständigen Knaben gemacht haben, der wohl mehr als seine Kameraden und Altersgenossen die Augen und Ohren offen hielt. Besonders muß der fromme und zugleich so mannhafte Charel Cilliers einen bedeutenden Einfluß auf den Knaben ausgeübt haben, denn dieser brave Mann leitete gewöhnlich die sonntäglichen Gottesdienste, und die Worte, die er dabei sprach, müssen tief in die Herzen seiner Hörer gedrungen sein. Denn alle Emigranten waren von dem einen Gedanken erfüllt: Sie waren Gottes Volk, das von Gott aus dem Lande der Knechtschaft in das Land der Freiheit geführt worden war. Inmitten einer wilden Welt, zwischen brüllenden Löwen und heulenden Wölfen, fühlten sie, daß es nur Gottes Hand war, der sie im Kampf mit den Barbaren in seinen Schutz nahm, und ein jeder war überzeugt, daß Gott mit ihnen stritt, und daß ihm die Ehre des Sieges gebühre. Wenn eine große Gefahr sie traf, oder Heimsuchung über sie kam, dann war es derselbe Gott, der sie wegen ihrer Sünden züchtigte und sie dadurch anspornen und treiben wollte, auf seinen Weg zurückzukehren. Für Europäer, die mit der Art der Buren nicht bekannt sind, mag das übertrieben erscheinen, aber dem ist doch nicht so, versichert van Dordt. Die Emigranten von 1836 lebten zwar im 19. Jahrhundert, aber ihre Gedanken waren die des 17. Jahrhunderts, wie Dr. Theal sich ausdrückt.

Nur einmal hat Dhm Krüger in einer seiner Reden seiner drangvollen Jugend gedacht: „Im Anfang des Jahres 1839 zog ich, 13 Jahre alt und im Laufe meines vierzehnten stehend, selbst mit aus unter dem Commando Potgieter's. Es ging wieder nordwärts über den Vaal-Rivier, um der Spur der Feinde zu folgen und diese zu züchtigen. Das Land war durch die wilden Schwarzen wie ausgefegt und ausgemordet. Hier und da fand man kleine Trupps Makateeskaffern, die vor ihren Feinden geflohen waren, von denen sie wie Hunde und Sklaven gebraucht wurden. Sie hatten sich in Höhlen und zwischen den Felsen versteckt. Diese wenigen baten um Schutz und erzählten, daß die starken Feinde nordwärts über die Grenze gezogen seien. Sie berichteten weiter, daß noch ein großer Kraal in Selsaatsnek, einer großen Stadt sei, und daß sich aus diesem Grunde die Makateesen noch in Höhlen verborgen hielten.“

Der Streit zwischen Potgieter und Pretorius, der aus dieser Zeit datirt, hat jene beiden Parteien gebildet, die, wenn sie auch andere Namen und andere Führer erhalten haben, noch heute in der Republik bestehen. Beide, Potgieter und Pretorius, waren keine Freunde der englischen Regierung, aber Potgieter verfolgte eine Art negative Politik; es genügte

ihm, wenn er thatsächlich von den Engländern unabhängig war, und wenn sich die englische Regierung nicht mit ihm befaßte. Pretorius hatte jedoch einen helleren Blick in die Zukunft; er sah ein, daß die Unabhängigkeit der Emigranten erst dann gesichert sein könne, wenn sie von England selbst erst anerkannt worden sei. Beide haben in ihrer Art für die Unabhängigkeit gewirkt, aber es ist doch sehr zu bedauern, daß sie es nicht in mehr harmonischer Weise gethan haben, und daß persönliche Eifersucht ihre Augen blind machte für die zweifellos tüchtigen Eigenschaften, die jeder von ihnen befaß.

Am Ende des Jahres 1844 und im Anfang von 1845 fand ein neuer Exodus aus Potchefstroom und Winburg nach dem Norden statt, und diesem Zuge schloß sich auch Paul Krüger an, damals ein junger Mann von 19 Jahren. Er war schon in diesem Alter ein Mann, der durch seine hervorragende Begabung die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich zog. Als Jäger und Schütze fand er kaum seines Gleichen, und wiederholt hatte er Beweise großen Muthes und entschlossener Geistesgegenwart gegeben. Er wohnte damals auf der Niederlassung Zoutpansdrift, nahe am Krokodil-Rivier in Magaliesberg, und schon im Jahre 1841 wurde er als Vice-Feldcornet unter dem Feldcornet Nicolaas Basson angestellt, so daß er mit 16 Jahren die ehrenvolle Laufbahn begann, auf der er nun 58 Jahre lang weitergeschritten ist. Im Jahre 1842 heirathete er, 17 Jahre alt, die Tochter des Herrn Casper du Plessis, der damals im heutigen Oranje-freistaat wohnte; und in dieser Ehe wurde ihm ein Söhnchen, Jan, geboren, der aber in sehr jungem Alter verstarb. Ein noch traurigerer und härterer Schlag traf den jungen Paul Krüger im Jahre 1845, als ihm seine geliebte Frau durch den Tod entrißen wurde, so daß er im 20. Lebensjahre bereits Wittwer war. Nach dem Tode seiner ersten Frau kehrte er nach Rustenburg zurück, schloß jedoch später wieder eine Ehe mit Gesina du Plessis, einer Cousine seiner ersten Gattin. Er führte nun viele Jahre ein stilleres Leben, obwohl er an den öffentlichen Interessen seines Landes lebhaften Antheil nahm und als ein eifriges Mitglied der Potgieterpartei bekannt war. Er zählte jetzt erst 27 Jahre, und wenn auch seine Bedeutung über allem Zweifel stand, hatte er doch noch nicht die Jahre erreicht, in denen auf politischem Gebiete die Stimme in's Gewicht fällt und die Vorschläge allenthalben Beachtung finden. Und das galt vor Allem in den Tagen der alten Vor-Emigranten, als nur die bedächtigen „Alten der Tage“ in politischen Dingen Gehör fanden. In dieser Zeit war Krüger denn auch als ein sehr energischer Mann von etwas heftiger Natur bekannt. Von halben Maßregeln hielt er nichts. Doch im Kriege war ein solcher Charakterzug nur wünschenswerth, und es war also kein Wunder, daß der junge Feldcornet mit dem Commando ausrückte und seine junge Frau mit ihren Kindern verlassen mußte, sobald das Vaterland in Gefahr stand. Charakteristisch ist gleich Krüger's diplomatisches Debüt in den Streitigkeiten Transvaals mit dem Oranjesfreistaat.

Der damalige Präsident von Transvaal, Pretorius, ging von der falschen Ansicht aus, als ob er sich auf die auswärtige Politik verlegen müßte, und daß sein erster Schritt im Abschlusse einer Union mit dem Oranjesfreistaat zu bestehen habe. Ein rein persönlicher Mißgriff des Präsidenten ist dies nach van Dordt nicht gewesen; „er handelte ganz im Geiste der Burenpolitik, die unglücklicher Weise auch heute noch nicht völlig von der Transvaalschen Regierung aufgegeben worden ist, indem nämlich ein kräftiges Auftreten gegen feindlich gesinnte fremde Mächte, das Abschließen von Tractaten mit befreundeten Staaten, aber zu gleicher Zeit ein System des *laissez faire* in der inneren Politik des Landes beliebt wird. Der Fehler ist jedoch nicht die Schuld der Regierung, er liegt in der Art des Volkes selbst. Der Bure erkennt nur sich auf seinem Grund Boden als König

an; er bezahlt seine Steuern an seine Regierung und erwartet, daß die Regierung seine Interessen vertritt. Allein diese Regierung darf sich nicht zu sehr in seine eigenen Angelegenheiten mischen und muß ihn ruhig seinen Weg gehen lassen, so lange er sich nicht einer Gesetzesübertretung schuldig macht. Man liest oft in den Zeitungen über den allbekannten schlechten inneren Zustand Transvaals, und man nimmt dafür die innere Politik Paul Krüger's in Anspruch. Es ist ja nicht zu bezweifeln, daß diese Politik in einigen Punkten verbesserungsfähig ist, aber wenn diese Verbesserungen oder Veränderungen, die ein gewisser Theil der Bevölkerung verlangt, plötzlich eingeführt würden, dann stände Krüger vor einer Revolution.“ Und nun Krüger's Debüt! Er war als Commandant ausgezogen, um mit seinen Buren die Oranje-Brüder zu schlagen, aber er wußte einen besseren Kampf als den Bruderkrieg. Seiner Beredtheit fiel es nicht schwer, die freistaatlichen Anführer davon zu überzeugen, daß es eine Thorheit sein würde, den Kampf im Ernste zu beginnen und Ströme Blutes zu vergießen. Man kam überein, daß das transvaalsche Aufgebot über den Baalfluß zurückziehen solle, und daß von jeder Seite zwölf Vertreter abgesandt würden, die die Friedensbedingungen festsetzen sollten. Am 2. Juni wurde die getroffene Uebereinkunft unterzeichnet, und unter den Namen von transvaalscher Seite findet sich auch der S. J. P. Krüger's. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich Paul Krüger um diese Angelegenheit viele Verdienste erwarb, und daß sein Einfluß zum gütlichen Austrage des Streites viel beigetragen hat. Man kann fast behaupten, daß von der Zeit an die große kriegerische und politische Laufbahn des jetzigen Präsidenten der Transvaal-Republik begann, und seit dieser Zeit ist er auch ununterbrochen im Dienste des Staates thätig gewesen. Das eine Jahr finden wir ihn an der Spitze eines Commandos; das andere Jahr in einer Commission für Grenz-Regulirungen; ein drittes Jahr ist er Abgesandter der Republik im Freistaate zc. Sein regsamer Geist war stets beschäftigt, und er hat keinen ihm angebotenen Auftrag unerlebigt gelassen oder von der Hand gewiesen. Und dabei betrieb er in ausgedehntem Maße Landwirthschaft in Boekenhoutfontein und kümmerte sich viel um kirchliche Angelegenheiten.

Zum Schluß noch ein höchst wichtiger Charakterzug, der die mystische Seite in Krüger's Wesen offenbart. Es wurde während des burischen Bürgerkrieges erzählt — und die Erzählung wurde 1877 wiederholt und wird es auch heute noch —, daß Paul Krüger drei Tage in der Einsamkeit auf dem Magaliesberge verbracht habe, um dort im Gebete eine Offenbarung von oben zu erwarten, die ihm den rechten Weg zeigen sollte; ja, es fehlte, wenigstens in den älteren Erzählungen darüber, nicht an einzelnen Zügen, die an's Uebernatürliche grenzten, wie beispielsweise eine wunderbare Speisung. Aber wenn sein Biograph das auch auf sich beruhen lassen und nicht untersuchen will, inwieweit die Sache in den Bereich der Möglichkeit fällt, so kann er doch wenigstens sagen, „daß ohne Zweifel Paul Krüger damals in einen schweren Streit in politischer und religiöser Hinsicht verwickelt war, und diejenigen, die den Geist dieses Mannes wie den Geist des afrikanischen Volkes im Allgemeinen kennen, werden sich darüber nicht wundern“. Da haben wir also wieder den altreformirten oder puritanischen Geist, der mit der Bibel in der Hand dem Feind entgegenzieht. Gerade in diesen Tagen geht ein Bericht durch die Blätter, daß der greise Dhm Krüger den Kämpfern vom Spiontop eine scharfe Strafpredigt über ihren Mangel an Gottvertrauen und eine Vorlesung aus der Bibel gehalten habe. Solche Geister niederzuringen, wird den Engländern allerdings schwer fallen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein ganz kleiner Roman.

Von W. Garschin.

Es ist furchtbar kalt. Der Januar ist nicht nur ein schlimmer Feind für die Armen, sondern auch für alle, die im Freien arbeiten müssen und sich nicht in ein warmes Nest verkriechen können. Auch ich leide unter der Kälte, aber nicht weil mir ein warmes Nest fehlt, sondern nur aus Eigensinn. Und ich frage mich selbst, weshalb ich denn auf dem einsamen Nawa-Ufer ruhelos umher irre? . . . Die Gasflammen leuchten hell. Der heftige Wind möchte sie ausblasen, aber es gelingt ihm nicht und sie flackern nur um so lustiger. In ihrem Schein tritt der große dunkle Kaiserpalast riesenhaft und düster hervor. In den großen Scheiben spiegeln sich der Schneesturm und die Dunkelheit. Der Wind heult und stöhnt über der öden, eisbedeckten Nawa, und durch sein Brausen hindurch schallen von weitem die Glocken der Festungskirche. Jeder Ton des melancholischen Geläutes — dingbang, dingbang — wird von dem Klappern meines Stelzfußes auf den eisbedeckten Steinfliesen und vom Pochen meines wunden Herzens begleitet. Aber ich muß mich jedoch erst vorstellen . . . Ich bin ein noch junger Mann mit einem hölzernen Bein und es ist noch gar nicht lange her, daß ich ein Krüppel wurde.

Da klingt es wieder dingbang, dingbang vom Kirchturm her. Das Glockenspiel „Herr, erbarme dich unser!“ ertönt, und die Thurmuhr schlägt Eins. Erst ein Uhr! Noch sieben Stunden, bis der Morgen dämmert; dann erst endet diese schwarze, kalte Sturmnacht, und der graue Petersburger Wintertag beginnt. Soll ich nach Hause? Ich weiß nicht, und es ist mir ganz gleich; schlafen kann ich ja doch nicht.

Auch in den hellen Frühlingsnächten spazierte ich oft am Ufer der Nawa. O, was waren das für herrliche Nächte! Kann es wohl schönere geben? Mit den schwülen Nächten des Südens, deren leuchtende Sterne am dunklen Himmel uns mit ihren Blicken verfolgen, sind sie freilich nicht zu vergleichen. Unsere Frühlingsnächte sind hell und heiter; an unserem nördlichen Himmel sieht man die verschiedensten Farben: blau, weiß, grau, manchmal auch einen grünlichen Ton. Die ganze Nacht durch herrscht Dämmerung, und halb nach der Abendröthe im Westen färbt der östliche Himmel sich gelb und roth. Die Luft ist kühl und labend, der klare, majestätische Strom fließt stolz dahin, und seine Wellen plätschern leise am Ufer. Und hier an diesem Ufer stand ich; auf meinen Arm stützte sich ein junges Mädchen und dieses Mädchen . . . Ach, lieber Leser, wozu erzähle ich Dir nur von meinen Wunden und Leiden? Ach, das arme, dumme Menschenherz ist unbegreiflich; es wirft sich jedem Begegnenden an die Brust und hofft Trost und Linderung. Leider fast immer vergebens, und das ist auch begreiflich. Wer kümmert sich denn um einen armen Krüppel? Verächtlich oder höchstens mittelidig wendet man ihm den Rücken.

Als ich Mascha im letzten Frühjahr kennen lernte, war mein Herz noch unversehrt und brauchte noch kein Mitleid. Von allen Maschas auf der Welt war sie die allerbeste. Hier am Ufer der Nawa machte ich ihre Bekanntschaft. So kalt wie jetzt war es allerdings nicht. Statt dieses Stelzfußes hatte ich noch mein eigenes, wohlgeformtes Bein, ganz so wie das andere gesunde. Ich war überhaupt ein stattlicher junger Mann, kein solcher Krüppel wie jetzt. Ein Krüppel! . . . Was das für ein garstiges Wort ist! Aber was kümmern mich jetzt Worte!

Ich wurde also mit ihr bekannt und zwar ganz einfach. Wir begegneten uns zufällig. Was mich sie anzureden bewog, weiß ich nicht mehr; ein Don Juan war ich nie. Ich begann damit, ihr zu schwören, daß ich nicht zu jenen frechen Burtschen gehöre, die allen Mädchen nachlaufen. Dann sprach ich von meinen ehrlichen Absichten u. s. w. Mein gutmüthiger Gesichtsausdruck beruhigte sie. Ich begleitete sie bis an ihre Wohnung; sie kam von ihrer Großmutter, der sie allabendlich was vorlas. Die arme Großmutter war blind, — jetzt ist sie todt. In diesem Jahre starben sehr viele, und nicht nur alte Großmütter. Auch

ich war dem Tode nahe. . . Herrgott, wie viel Kummer und Elend kann ein Mensch doch ertragen! . . . Mascha verlangte von mir, ich sollte ein Held sein. Deshalb mußte ich Soldat werden. Wenn Dir ein geliebtes Mädchen sagt: „Dieser Ring bin ich“, und ihn in's Feuer wirft, wirfst Du ihm dann nicht nachspringen, um ihn herauszuholen? „Das sind Dummheiten“, antwortest Du vielleicht und sagst: „Ich würde einfach zum Goldschmied gehen und ihr einen andern, viel kostbareren Ring kaufen“. Darauf könnte sie erwidern, es sei aber nicht der nämliche, sondern ein anderer, theurerer Ring. . . Bezweifelst Du das, lieber Leser, so sind wir eben verschiedener Meinung. Dein Mädchen wird mit dem Tausche vielleicht zufrieden sein. Wahrscheinlich bist Du reich und kannst Dich nach Belieben amüsieren. Aber vielleicht erinnerst Du Dich aus Deiner Kindheit etwa einer Motte, die in's Lampenlicht flog. Das machte Dich lachen. Die Motte fiel auf den Rücken und konnte mit ihren verbrannten Flügeln nicht wieder aufstehen. Sobald Deine Neugierde befriedigt war, drücktest Du die Motte todt. Nun mußte das arme Geschöpf nicht länger leiden. Ach, mein lieber Leser, könntest Du mich doch auch mit dem Finger todt drücken und meinen Leiden ein Ende machen!

Mascha war ein eigenes Mädchen. Nach der Kriegserklärung ging sie tagelang finster und schweigend umher und ich vermochte nicht, sie auf andere Gedanken zu bringen. Endlich fragte sie mich: „Sind Sie ein Mann?“ — „Das will ich meinen!“ antwortete ich. — „Nun, ein Mann beweise seine Gesinnung durch die That. Sie billigen den Krieg, also müssen sie mitkämpfen.“ Sie runzelte die Brauen und ihr Händchen drückte meine Rechte. Ich sah ihr fest in die Augen und sagte „Ja!“

Auf dem Bahnhofe erklärte sie mir: „Wenn Sie zurückkehren, werde ich Ihr Weib“, und sie fügte hinzu: „Sie werden zurückkehren!“ Thränen ersticken meine Stimme, fast hätte ich laut aufgeschrien, aber ich faßte mich und erwiderte ihr: „Vergessen Sie es nie Mascha, ein Mann . . .“

„Beweist seine Worte durch die That!“ beendete sie meinen Satz. „Und ein Weib auch!“

Ich drückte sie noch einmal an mein Herz und eilte auf meinen Platz. Ich wollte meine Pflicht erfüllen, nicht nur damit sie mein werde, sondern auch um meinem Vaterlande zu dienen. In Staub und Regen, in Frost und Gluth marschirte ich durch Feindesland und nährte mich von Kommissbrod. Als wir dann auf die Türken stießen, war ich nicht feige. Ich erhielt das Kreuz und wurde Unterofficier. Bei der zweiten Schlacht gab es einen Krach, und ich stürzte nieder . . . Pulverrauch, Stöhnen, ein Arzt mit weißer Schürze und blutigen Händen, barmherzige Schwestern, mein abgenommenes Bein — das alles zog wie ein Traum an mir vorbei. Ein Eisenbahnzug mit weichen Betten und einer vornehmen Dame von der Sanitätscolonne brachte mich in kurzer Zeit nach Petersburg. Wenn man eine Stadt zweibeinig verlassen hat und kehrt dann einbeinig, mit einem verbundenen Stummel wieder, dann vergeht einem der Spaß. Du kannst es mir glauben, lieber Leser. Im Juli kam ich in's Spital. Bald darauf bat ich meinen Wärter, im Adressbureau die Wohnung von Mascha zu erfragen. Er brachte mir die Nachricht, daß sie noch in derselben Straße wohne. Ich schrieb ihr einen Brief, dann einen zweiten und dritten — bekam aber keine Antwort. Lieber Leser, Du ahnst wohl das Ende. Oder vielleicht glaubst Du mir nicht? Ist denn die Geschichte von dem Ritter und seiner untreuen Geliebten so unwahrscheinlich? Man findet sie ja so oft in alten Romanen. Zweifelst Du an meiner Wahrhaftigkeit, so hast Du Unrecht, denn es giebt wirklich noch solche Ritter.

Endlich war ich soweit, daß man mir einen Stelzfuß anschnallen und ich mich selbst nach dem Grunde von Maschas Schweigen erkundigen konnte. Ich nahm eine Droschke und erklomm nicht ohne Anstrengung die hohe Treppe ihrer Wohnung. Vor acht Monaten war mir bei weitem leichter. Nun stand ich vor ihrer Thür und klingelte mit klopfendem Herzen. Dann hörte ich Tritte. Die alte Magd öffnete, und ohne auf ihren freudigen Ausruf zu achten, eilte ich, so schnell mein Stelzfuß es gestattete, in ihre Wohnstube.

„Mascha!“ Sie war aber nicht allein. Ein sehr braver junger Mann, ihr weitläufiger Verwandter, der vor meiner Abreise eben seine Universitätsstudien beendet und jetzt eine gute Stelle in Aussicht hatte, saß neben ihr. Beide grüßten mich sehr herzlich (ob vielleicht mein Stelzfuß dazu beitrug)?, waren aber doch etwas verlegen. Eine Viertelstunde später mußte ich Alles. Ich wollte ihrem Glücke nicht im Wege sein.

Dein ironisches Lächeln, mein kluger Leser, sagt mir, daß ein Mann sein Mädchen nicht einem Wicht überläßt. Darauf erwidere ich: erstens ist er kein Wicht und zweitens . . . Ich könnte Dir das alles erklären, fürchte aber, Du würdest mich doch nicht verstehen. Du glaubst mir wohl auch deshalb nicht, weil Du denkst, in unserer Zeit gebe es weder Güte noch Opfermuth. Oder meinst Du etwa, das Unglück dreier Menschen sei dem Elend eines Einzigen vorzuziehen? Dann sind wir eben verschiedener Ansicht.

Vorgestern fand die Hochzeit statt. Ich war Brautführer und erfüllte gewissenhaft die Pflichten meines Ehrenamtes, inbeß das Wesen, das mir auf Erden am theuersten war, einem Andern angetraut wurde. Sie blickte mich zuweilen schüchtern an. Das Hochzeitsmahl war sehr heiter und lebhaft, es wurde sogar Champagner getrunken, die deutschen Gäste riefen „Hoch“ und nannten mich einen russischen Helden. Ach, lieber Leser, könntest Du in diesen Winternächten mit mir am Newauser auf und ab spazieren und wüßtest Du, was in meiner Seele vorgeht, während der Sturm heult und das Glockenspiel der Festungskirche herüberschallt, so würdest Du mir vielleicht doch glauben. Dingbang, dingbang die Uhr schlägt vier. Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, sich auf das Bett, das einsame, kalte Bett zu werfen und zu schlafen! Gute Nacht, lieber Leser!

Aus der Hauptstadt.

Der Wonnegans Ende.

Jeden Dienstag Morgen zwischen acht und neun Uhr erscheint vor meinem Fenster der Leierkastenmann und musiziert. Ein besonders intim mit Herrn Roeren befreundeter, folglich kunstfeindlicher Landrath hat das Privileg, alldiensttäglich Morgens vor den Häusern unseres Vorortes zu drehorgeln, just diesem Virtuosen verliehen. Unser Vorort steht seitdem im Geruche des Bananens- und Sunnenthums, denn alle musikkliebenden Leute haben ihn verlassen und dem Dienstag-Tyrannen die unumschränkte Herrschaft abgetreten. Ich schreibe zuweilen über Musik. Ich verstehe also nichts davon. Deshalb bin ich wohnen geblieben.

Der Drehorgler pflegt still an allen Häusern vorüberzugehen, deren Insassen ihm reiche Ablösungsgelder zahlen; wo man ihm den Tribut verweigert, da spielt er rachsüchtig zwei Stücke. Bei uns begnügt er sich mit einem. Das macht, es ist ihm plötzlich ein Mäcen aus unserer Mitte entstanden. Der pensionirte Wirkliche Geheime Kanzleirath im dritten Stock honorirt seine Kunstübungen regelmäßig mit einem Silbergroschen. Früher that er das nicht. Früher gab der Virtuoso auf der Straße frivole Gassenhauer und Tanzmelodien zum besten, und der Wirkliche Geheime Kanzleirath zog sich jedes Mal, wenn er den leichtfertigen Musikanten kommen hörte, in sein Berliner Zimmer zurück. Eines Tages aber sprach er ernst und eindringlich mit dem verkommenen Genie. Er weckte sein Gewissen, nicht sein künstlerisches, doch sein patriotisches. Von jener Stunde an schallt Dienstag für Dienstag zwischen acht und neun Uhr Morgens mißtönend, aber herzerquickend der volle Accord über die Straße:

„Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein,
Heil, Kaiser, Dir!“

Nach der dritten Strophe wickelt der Wirkliche Geheime Kanzleirath jedes Mal mit der loyalen Begeisterung, die allen pensionirten oder auf Wartegeld gesetzten Bramten eigen ist, zehn im Scat gewonnene Pfennige

sorgfältig und ehrlich ein und schleudert sie, sobald der letzte Accord der alten Dänenhymne verklungen ist, dem lächelnden Musenjünger zu. Der verneigt sich dann achtungsvoll und sucht alsbald das nächstgelegene Conservatorium für starkgeistige Getränke auf.

*

Die Annahme der Flottenvorlage ist gesichert. Herr Dr. Hahn, der mit dem discreten Oberschlesier Szmula ein vielbeachtetes humoristisches Privatgespräch geführt und dabei zu seinem Schaden erkannt hat, daß der fromme Oberschlesier zwar die Ordnungsregeln der Jesuiten, nicht aber die der Trapisten liebt, Herr Diederich Hahn scheint die Volkstimmung zwar, doch nicht die Volksvertreter zu kennen. Ihnen Allen ist die neue Flotte keineswegs gräßlich. Sie sehnen vielmehr den Augenblick herbei, wo sie sie unter begeistertsten Hurrahrufen annehmen können. Noch sperren sie sich scheinbar und sträuben sich, doch vom altjüngferlichen Gethue läßt sich kein Weiser hinter's Licht führen. Wenn in allen Fractionen Szmula's erstünden, wenn wir die Privatgespräche derer um Manteuffel und Barth, Bassermann und Baltestrem vernähmen, dann legten die Marine-Enthusiasten sicherlich zufrieden die Hände in den Schooß. Und sie unterließen es dann, ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen durch ungeschickte Reclame entgegen zu arbeiten. Der Reichstag in seiner großen Mehrheit will die Flotte. Nicht, weil der Staatssecretär im Marineamt, der zur Zeit noch bürgerliche Herr Tirpitz, ihre Nothwendigkeit in unerhört glänzenden Reden erwiesen hat. Nicht, weil ernsthaftige Männer ernsthaft an einen Krieg mit England denken. Nicht, weil die nüchternen Seelen jählings ein blaugoldener romantischer Dufel gepackt hat, oder weil sie mit Herwegh in den Furchen, die Columb gezogen, Deutschlands Zukunft aufgehen sehen. Sie trauen dem balkenlosen Wasser heute so wenig wie jemals, und die schimmernden Südfsee-Gestade, die verschwimmenden Grenzen des Größeren Germanien sind ihnen heute ebenso Farrimentum wie früher. Nur die Idee leitet sie, daß es sich hier um eine Vorlage des Kaisers handelt, und da wagen sie nicht abermals Nein zu sagen. Abgesehen von der Freisinnigen Vereinigung hat fast jede Partei, die an ihre Regierungsfähigkeit glaubt, etwas auf dem Kerbholze und deshalb das Bedürfnis, den Monarchen zu versöhnen. Diese erinnert sich des Zuchthausgesetzes, das man Schanden halber glatt unter den Tisch fallen lassen mußte; jene des Mittellandcanales. Die heiß ersehnte Stunde der Rehabilitation ist gekommen, Niemand will sie ungenutzt vorübergehen lassen. Nachdem die Flotten-Recitatoren, Flotten-Schauspieler, Flotten-Sänger und Flotten-Theaterdirectoren ihre reine Begeisterung ausschweifend dargehan haben, dürfen die Mimen in Wallot's Komödienhaus nicht länger zurückbleiben. —

„Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein . . .“

Der conservative Redner Albert Erdmann v. Lebegow hatte Recht, wenn er die Deckungsfrage für völlig untergeordnet erklärte und sie so flüchtig und tändelnd behandelte, als wäre er der Verfasser der dem Flottengesetz beigegebenen, officiellen Begründung. Hört in Geldsachen die Gemüthlichkeit auf, so hört andererseits in Gemüths- und Liebesfachen das Geld auf, eine Rolle zu spielen.

An sich scheint nun zwar die Stellung der Parteien zur Flottenfrage von vornherein gegeben und so fest bestimmt zu sein, daß nur ganz übermächtige Ablenkungen sie verändern können. Die Fractionen, deren Wähler ein hervorstechendes, materielles oder ideelles Interesse an der deutschen Seegeltung haben, sind verpflichtet, die Verdopplung unsrer Marine und auch eine Verdopplung der Verdopplung gut zu heißen. Wer Eisenwerkbesitzer ist oder sich mit wohlbegründeter Spannung der Lectüre des Curzettel's hingiebt und den berechtigten Wunsch nach angenehmer Lectüre hat, dem steht der Flotteneifer ebenso gut und natürlich zu Gesicht wie denen, die die Zeit für erfüllt und unsre Regierung für stark und vertrauenswürdig genug halten, das deutsche Reich in die vorderste Reihe der Seemächte zu drücken. Es ist eine der leider noch immer gäng und gäben socialdemokratischen Rohheiten, jeden redlichen Marine-

schwärmer als erkaufte Schurken oder Knopfloch-Kranken zu brandmarken. Für stolze und starke Männer bedeutet es heute eine weit gefährlichere, unangenehmere Aufgabe, dem neuen Flottenplane zuzustimmen und ihm Anhänger zu werben, als in überfüllten Versammlungssälen Resolutionen dagegen annehmen zu lassen. Mancher bleibt nur deshalb still zu Hause, weil er den Verdacht scheut und die Gemeinschaft der Schweinbürger und Wanderprediger. Daß Deutschland auf die See hinaus muß, weil seine Grenzen zu eng geworden sind und weil diese Grenzen seine Volkskraft auf die Dauer strangulieren müssen, wer wollte es bezweifeln? Aber nicht eher können wir die Hansa-Lieferungen wieder aufnehmen, als bis unsre Politik reif dazu ist. Bevor wir nicht die Hellingss besitzen, auf die der kühne Schiffsbau zu liegen kommen soll, wäre es Donquixoterie und Pansathum zugleich, an's Werk zu gehen. Ohne gehöriges Fundament krachen sowohl Land- wie Seebauten zusammen. Und von dem Fundament deutscher Meeresherrschaft ist vorerst wenig noch zu sehen. Die Besorgniß, daß auch den neuen Panzern das Loos beschieden sein wird, vorzugsweise blendenden Parabezwecken zu dienen, drängt sich übermächtig jedem kritischen Beobachter der auswärtigen Politik Neudeutschlands auf. Ein kopf- und hüftloses, überstürztes Hin und Her, hastiges Zugreifen und ebenso eilfertiges Zurückweichen, eine Experimental-Diplomatie, für die die schwingende Schaukel als Symbol erfunden werden müßte, wenn es noch keine gäbe — hinter diesem ohnmächtigen Geflacker darf Alles gesucht werden, nur nicht selbstbewußte, ehern zum Ziele schreitende Kraft.

Von dem Schutze des deutschen Seehandels, der Eroberung des Weltmarktes und der Sicherung der Getreidezufuhr harst es melodisch in den Flottenmotive. Für die dreizehn Mann starke Fraktion der Zwischenhändler und Tiergarten-Marinisten mögen solche Gründe entscheidend sein, auch wenn sie nicht das heiße Verlangen vorwärts drängte, dem Kaiser ihre schrankenlose Dienstfertigkeit und hohe Wonne ganz zu zeigen. Aus andern Gesichtspunkten jedoch sollten die Parteien den Entwurf betrachten, in deren Hände die breiten Mittelstandsschichten ihre Vertretung gelegt haben und die sich vor Allen andern zur Wahrung der altpreussischen Tradition berufen glauben.

Daß unsre immer gefährdete Stellung im Herzen des Continentes uns zwingt, neun Zehntel unsrer Aufmerksamkeit und militärischen Kraft dem Landheere zuzuwenden, diesen Gemeinplatz braucht man nicht hülowisch auszuschnüden, um ihn als Wochentagsweisheit zu erkennen. Der Burenkrieg, der zur Zeit allen, nur nicht den englischen Militärs, sorgenvolle Stunden bereitet, leitet schier unabsehbare Reformen ein, leitet sie ein und erzwingt sie. Noch sind wir uns nicht über alle Lehren, die er erteilt, im Klaren. Noch stehen die besten Lectionen vielleicht aus. So viel aber ist schon jetzt gewiß, daß die europäischen Heerführer an grundlegende Umgestaltung der Bewaffnung, der Truppenerziehung und -Ausbildung zu denken beginnen. Im Hintergrunde lauert die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, an der unser österreichischer Verbündeter zäh festhielt, obgleich oder weil wir ihm sieben Jahre lang die Erfolge der zweijährigen vorgeführt haben. Gewaltige Geldmittel müssen bereitgestellt werden, um eine Heeresreorganisation zu ermöglichen, ohne die wir unmerklich aber sicher in die Zustände vor 1860 zurückgleiten würden. Und nicht nur gewaltiger Geldmittel bedarf es — sie sind am Ende in jedem Falle zu beschaffen — sondern auch gewaltiger Energie und höchster Arbeitskraft, geduldig und unerschläft in einem Punkte zu sammeln. An Flotte und Heer zugleich aber vermögen die Epigone nicht solche Simonsarbeit zu verrichten. Dazu fehlen uns augenblicklich die genialen Begabungen allzu sehr. Den Hütern der altpreussischen Tradition liegt deshalb die Pflicht ob, nicht zuzulassen, daß um des jüngeren Lieblingskindes wegen die Stütze des Hauses vernachlässigt wird, daß phantastische Träume und bunte Hoffnungen den Sieg gewinnen über die Forderungen der grauen, bitterernsten Wirklichkeit. Die Flotte muß warten, wenn das Heer es verlangt.

Und ein Anderes, kaum weniger Wichtiges kommt hinzu. Die Flottenverdopplung verfolgt eingestandener Maßen den Zweck, Deutschlands

Ueberseehandel zu fördern, die Exportpolitik aufzupäppeln. Sie ist die Illustration zu Hohenlohe's Wort vom Industriestaat. Nimmt die Landwirtschaft eine Marinevorlage an, die nach unumwundenem Eingeständniß der Maßgebenden zum Heil der Waarenausfuhr und Kornausfuhr dienen soll, dann folgt so gewiß wie die Kugel dem Knall der Tag, wo der Landwirtschaft völlig der Varaus gemacht werden muß. Handelsverträge, die die Brodeinfuhr erleichtern, müssen das ausfuhrfreundliche Flottengesetz ergänzen. Der erste Schritt bedingt den zweiten. Bei halber Arbeit kann in diesem Falle sogar die Politik des neuen Curfes es nicht bewenden lassen. Der ursprüngliche Trieb der Selbsterhaltung sollte deshalb die Landwirtschaft zwingen, keine Kühne ohne Kaniz zu bewilligen. Spielt sie bei der heutigen Partie ihren Trumpf nicht aus, dann bleibt sie mit ihm sitzen und hat das Spiel verloren. Darüber ist sich Niemand mehr im Zweifel, kann Niemand im Zweifel sein.

Und trotz alledem und trotzdem der Mitteländeanal in alter Pracht heranrückt und einen Kampf auf Tod und Leben bringt, ist die conservative Partei entschlossen, Herrn Tirpitz den erbetenen Gefallen zu thun. Entschlossen wie das Centrum und der weichmüthige, nach Sonne und Hoslust schmachtende Liberalismus.

Graf Ballestrem hatte doch Recht, als er den Constitutionalismus verächtlich bei Seite schob. Diese Einrichtung hat sich wirklich überlebt. An ihre Stelle ist das Paraktri-System getreten. Nach den Grundsätzen, die sie in ihren Programmen niedergelegt haben, urtheilen die Parteien und treffen ihre Entscheidungen nur dann noch, wenn die Grundsätze zufällig mit den Wünschen der höchsten Stelle übereinstimmen. Wenn nicht, denn nicht! Ein Uebereifer macht sich geltend, eine Dienstbeflissenheit, vor der Fridolins, des treuen Knechtes, Verdienste erblaffen; ein Miderthum, das nur noch in Nebenfragen Scheinwiderständchen wagt, sonst aber bedingungslos vor der höheren und höchsten Einsicht capitulirt. Man hat's zwar ableugnen wollen, aber die Geschichte von den Schulrektoren, die die zweite Strophe des „Heil Dir im Siegerkranz“ in ihren Anstalten nicht mehr singen lassen, ist zu echt, zu modern, als daß sie erfunden sein könnte.

*

„Nicht Noß, nicht Reifige
Sichern die stette Höh',
Wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründet den Herrschertron
Wie Fels im Meer.“

Der Drehorgler schaute erwartungsfreudig zum dritten Stock empor, als er die Strophe mit Ausdruck und Gefühl ableierte. Doch das Fenster des Wirklichen Geheimen Kanzleirathes klang nicht mehr. Die aufdringliche Liebe des freien Mannes ist durchaus in Mißcredit gerathen, und die widersinnige Behauptung nun gar, die die drei ersten Zeilen der verdächtigen Strophe verunziert, macht das Gedicht bei jedem ernstern Patrioten anrüchig. Der Wirkliche Geheime Rath, der seine Zeit und ihre Schwächen versteht, hat den Drehorgler durch das Dienstmädchen Fette auffordern lassen, wieder zu den Gassenhauern und Tanzweifen von früher zurückzukehren. Calibao.

Bur Ludwig Knaus-Ausstellung.

Zu der Akademie der Künste, die schon so oft kunsthistorisch interessante Jubel-Ausstellungen veranstaltet hat, ist zur Zeit eine besonders gelungene zu sehen. Man kann sie gelungen nennen, weil sie sehr vollständig ausgefallen ist. Ludwig Knaus, der auf ein 50 jähriges Lebenswerk zurückblicken darf, ist hier mit 140 Gemälden vertreten (dabon allerdings 36 in Reproduktionen). Dazu kommen 165 Blätter mit Zeichnungen in Kreide und Blei, meistens Figuren und Köpfe, Studien zu

seinen Gemälden oder schlechtweg künstlerische Notizen. Hundertundvierzig Gemälde, die die Thätigkeit eines halben Jahrhunderts kennzeichnen — das ist doch etwas. Freilich, schaut man näher zu, so schmelzen diese 140 Gemälde sehr beträchtlich zusammen, denn der so überaus fruchtbare Künstler bleibt sich doch schließlich sehr gleich.

Den Ruhm eines neulich bei der großen Jubelfeier inmitten seiner Werke von mehr als 30 Deputationen künstlerischer Genossenschaften des Inlandes und Auslandes geehrten und ausgezeichneten Meisters von Welt-ruf irgendwie schmälern wollen, wäre ein ebenso thörichtes, wie häßliches Beginnen. Die Feier, die ja bereits im October v. J. am richtigen Geburtstage des Jubilars durch eine lange Reihe von Artikeln in der Tagespresse und Fachliteratur eröffnet wurde, war gewiß berechtigt. Denn ein ganzer Künstler ist Meister Knaus, und seine Verdienste sind nicht zu verkennen, selbst wenn er minder fruchtbar gewesen wäre. Und wie bescheiden nahm er die Ehrungen hin, wie einsichtsvoll ließ er in seiner Erwiderung auf all' die schmeichelhaften Begrüßungen durchblicken, daß er sich selbst sehr wohl dessen bewußt, daß seine Kunst den Aufgaben und Zielen der heutigen nicht mehr entspricht. Tempora mutantur. In dieser Beziehung ist diese Massenausstellung eines Einzelnen ungeheuer lehrreich und — möchte ich hinzufügen — für den Künstler selbst vielleicht nicht ganz vorteilhaft. Was ich hier jüngst bei anderer Gelegenheit von der Sucht der Klassifizierung und Systematisierung und der Herabwürdigung solcher Bemühens sagte — das wird auch wieder durch diese Ausstellung, die ein reiches volles Künstlerleben umfaßt, genugsam veranschaulicht. Welche Evolution unserer Kunstbegriffe und der Mittel, sie zum Ausdruck zu bringen, hat sich zwischen dem Beginn des Lebenswerks von Knaus und seiner jetzigen 70-Jahrfeier vollzogen! Der alte Knaus, den doch heute Niemand einen modernen Künstler nennen würde, galt vor nahezu 50 Jahren dem Schadow'schen akademischen Bureaumatismus auf der Düsseldorfer Kunstakademie als ein widerpenstiger „Secessionist“ und verwegenere Neuerer, und er mußte 1852 der Schule den Rücken kehren, um sich die „Natur“ zur alleinigen Lehrmeisterin zu erwählen. Die „Natur“! Du lieber Himmel — was nannte man damals in Paris, wohin er sich wandte, Natur! Man verwechselte den Begriff zumeist mit dem des Alltags. Denn das war es, was man dem jungen Kunstschüler nicht vergeben wollte, daß er all' dem mythologischen und allegorischen und pseudohistorischen Requisiten-train, dem figurlichen, wie dem sachlichen, beherrzt den Rücken lehrte. Aber zwischen den Bauern der Knaus'schen und Bantiere'schen Bilder und z. B. denen eines Segantini und Millet gähnt eine Kluft, so groß wie zwischen den „paysans“ einer George Sand und dem Fuhrmann Henschel eines Gerhart Hauptmann, zwischen einer Theaterdecoration und dem echten Dorf draußen in den Bergen oder im Flachlande. Man köhmt nicht mehr sein Modell, sondern man malt das unversälfachte Original, man setzt nicht mehr im Atelier die Figuren willkürlich in „freie Luft“ auf dem Bilde — man sucht sie unter Gottes freiem Himmel selbst auf; man stellt seine Modelle nicht mehr zu gefälligen, effectvollen Gruppen zusammen in einem zielbewußt erdorneten und herausstaffirten Milieu, sondern man nimmt den Menschen in der wirklich ersichtlichen Stellung, bei der wirklich beobachteten Handtierung, in der wirklich vorhandenen Umgebung. . . . Und doch — man halte nur die Knaus'schen Bilder mit denen der herrschenden Richtung und Dogmen der Kunst jener Tage zusammen und man wird verstehen, wieso denn der junge Apothekerjohn aus Wiesbaden von den Kunstgelehrten der Rheinischen Hochschule als ein Keper betrachtet werden konnte. Denn seine Art Lebensbeobachtung entfernte sich noch weit mehr von der Anschauungsweise der Sohn und Schadow, als etwa die unserer heutigen Modernen von der des alten Knaus. So war auch er in gewisser Beziehung ein Bahnbrecher. Aber er blieb stehen, er machte die Evolution nicht mit, war auch wohl, als diese sich stärker, nivellirender zu bethätigen begann, schon zu alt dazu. Nicht seine künstlerische Anschauungsweise entwickelte sich — nur seine Technik und sein Farbensinn. Man vergleiche nur etwa seinen „Dieb auf dem Jahrmarkt“ aus dem J. 1851 oder den „Leichenzug im Walde“ aus dem J. 1852 etwa mit „Hoheit auf Reisen“ (1867) und „Begräbniß in einem Dorfe“ (1871), oder den „Morgen nach dem Kirchweihfest“ (1858) mit dem „Wiedersehen“ (Studentenheimkehr, 1884). Abgesehen, wie gesagt, von der vollkommeneren Technik des Stifts und Pinsels, von der Läuterung des Farbengeschmacks — findet sich irgend eine Spur von Entwicklung? Spürt man nicht überall in gleicher Weise die kundige Hand des Registrurs, dasselbe Meiningerthum in der Malkunst? Das „Begräbniß in einem Dorfe“ ist ohne Zweifel eines der schönsten Gemälde, die der Künstler je geschaffen. Der verschneite Bauernhof unter trübem Himmel, in der Ecke Freund Schulmeister mit den kräftigsten Kindern, die den Chorgesang anstimmen; dahinter einige schluchzende oder aber nur neugierige Nachbarinnen und Bevatterinnen; aus dem Hause rechts tragen sie den schwarzverhüllten Sarg mit der Leiche der Hofbäuerin heraus, ihm voran schreitet, gramgebeugt, der alte Witwer die schlüpftrigen Stufen hinab. Viel innerlich Geschautes — ohne Zweifel. Und doch! Rechts vorne eine Gruppe jener rosigen Kinder, wie Knaus sie so gerne malt, in „interessanter“ Pose und über den Hof hin sich jagende Hühner, aufgeschreckt durch die vielen Menschen, den Gesang, die Unruhe. . . . Ich weiß nicht, ob sich der Leser noch des Bildes eines andern Düsseldorfers erinnert, das vor zwei Jahren auf der „Großen Berliner Kunstausstellung“ zu sehen war — Arthur Kampf's „Abschied“. Aus einem Gemach, wo beim Scheine der Todten-

kerzen der Schreiner den Sarg der todtten Hausfrau zuschraubt, wie wir unsicher errathen, wankt der alte vereinsamte Gaite auf den Vorflur hinaus. Hier lehnt schon schluchzend der Sohn an der Wand und stehen stumm und ernst zwei treue Freunde des Hauses, einen Kranz in der Hand. Neben der Thür liegt noch ein anderer Kranz. Das ist Alles; aber wie fein beobachtet und mit wie vornehmer Schlichtheit ist Alles wiedergegeben, der Ausdruck und die Haltung des Alten und seiner Freunde; dazu der malerisch so wirksame Gegensatz zwischen dem kalten Tageslicht auf dem rothgeplasteren Flur und dem warmen gelbrothen Dunst drinnen, in dem die herbärmlichen Gestalten des Schreiners und seines Gehilfen erkennbar werden. . . . Es ist derselbe Vorgang in dem einen wie in dem anderen Bilde, sogar in demselben Kreise von Leuten aus dem Volke. Und doch — welsch ein Unterschied: dort eine künstlerisch gewiß hochstehende, fein componirte Illustration, hier ein Ausschnitt aus dem Menschenleben ohne alles „Arrangement“ und darum noch einmal so wirksam; dort gewiß auch Wirklichkeit, wenn man will, in gewisser Beziehung sogar photographische Wirklichkeit, wie auch bei Kampf, aber dort aufgefangen im Spiegel des Glases, hier — festgehalten in dem des Geistes.

Knaus ist unfeugbar ein sehr gewissenhafter und seiner Beobachter und Schlichterer, aber er steht immer über seinem Stoff; daß er je mit Herz und Temperament in ihm aufginge — diese Empfindung hat man bei ihm nie. Er hat uns immer so sehr viel zu erzählen und zu zeigen, daß er eben selbst zum Empfinden gar nicht kommt, und er beschäftigt unser Auge mit so viel Einzelheiten und Nebensächlichem, daß wir zu einem Genuß des Ganzen meistens gar nicht durchdringen können. Sein vielgerühmtes und mehrfach variiertes „Kinderfest“ (in der Berliner Nationalgalerie) und das wohl populärste aller seiner Bilder, die „Goldene Hochzeit“ (in Amerika, hier nur durch den Etich von Paul Girardet vertreten), sind in dieser Beziehung besonders charakteristisch, auch was die Meiningerer betrifft. Man sehe sich z. B. im „Kinderfest“ die Gruppe an, wo ein kleines Mädel ein Baby auf dem Schooße hat und eine große Dogge ihren Kopf zwischen die Köpfe der beiden Kleinen gesteckt hat — ist eine solche Situation denn in Wirklichkeit auch nur einen Augenblick denkbar? werden die Kleinen nicht sofort auseinanderfahren? Andererseits aber verfügt Knaus über eine starke Ausdrucksfähigkeit und vor Allem über eine so gefällige Komik und einen so frischen Humor, daß schon dadurch allein sich das außerordentliche Wohlgefallen erklären kann, das seine Werke Jahrzehnte hindurch erregt haben und noch erregen. Und in dieser Beziehung scheinen mir seine Einzelfiguren am höchsten zu stehen. Ich meine nicht die directen Bildnissarbeiten, die, abgesehen von dem wunderbaren Porträt des alten Kommerzienrathes Ravené, dem Bildniß seines Vaters und Schwiegervaters beim Damenbrettspiel, und etwa noch denen von Helmholz und Mommen (in der Nationalgalerie), den Künstler nicht auf der Höhe seines Könnens zeigen, sondern solche Charakterfiguren, wie der „Starost“, der „Invalide“, der „Unzufriedene“, der „Leiermann“, der „Judenfnabe“, „Das erste Geschäft“, der alte Mann in „Ich kann warten“ (in der Galerie Sack zu St. Petersburg). Das sind lauter so scharf aufgefaßte und so virtuos wiedergegebene Individuen, denen gegenüber sich die meisten wirklichen Bildnisse von Knaus hölzern und leblos ausnehmen. Und in diesen Bildern auch zumeist erreicht er ein weit einheitlicheres Colorit, als in den Gruppen und Genrescenen; zumal in denen unter freiem Himmel, denn wenn ihm etwas gar nicht liegt, so ist's gewiß das Landschaftliche. . . . Es hieß zuerst, er habe sich in Bezug auf das Colorit mit der Zeit vervollkommenet. Das ist richtig, er wurde gegen seine ersten Bilder aus der Pariser Zeit allmählig farbiger, wenn auch nicht toniger, blieb aber in der Regel ein Localton fieden. Um so überraschender wirkt da ein kleines Bildchen aus dem Jahre 1851, also vor seiner Pariser Zeit, eine abweichende Wiederholung der „Kartenspieler“ in der Düsseldorfer Gemäldegalerie — „Die Falschspieler“. Es zeigt ein sehr schönes Gesamtcolorit und dabei eine weit breitere Pinsel-führung, als in dem größeren Gemälde aus derselben Zeit. Uebrigens sind auch die „Zigeuner im Walde“ (ebenfalls 1851) fein in der Farbe. Wie fleißig der alte Herr noch heute ist, das beweisen die Bilder Nr. 101—104; sie stammen aus dem vorigen Jahre, Nr. 104 ist sogar „1900“ gezeichnet. Aber der „russische Bauer“ kann den erst erwähnten Einzelfiguren nicht das Wasser reichen und was den „Reigen“ der fünf am Meeresstrande tanzenden jungen Mädchen in bunten Flattergewändern betrifft — nun, ein Knaus hat es doch nicht nöthig, sich an die Motive eines L. v. Hofmann anzulehnen. Sie liegen ihm so gar nicht. Ganz ebensowenig, wie etwa Böcklin'sche Faun-Witze, in denen er sich in den 70er Jahren gefiel und zu denen er 1896 in der „Frühlingsthylla“ noch einmal zurückkehrte. Er sollte stets er selbst bleiben: für die Geschichte deutscher Kunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird er so viel mehr bedeuten. J. Norden.

Berichtigung. In dem Artikel in letzter Nummer: „Die Philosophie im neunzehnten Jahrhundert“ von Ed. v. Hartmann ist zu lesen: S. 86, Sp. 2, Z. 12 v. unten und (statt oder); S. 87, Sp. 2, Z. 4 v. u. ist sich zu streichen; S. 88, Sp. 1, Z. 18 v. u. naturalistisch (statt neutralistisch); Sp. 2, Z. 14 Pantheismus (statt Pantheismus).

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Im Verlage von Imberg u. Lefson in Berlin ist erschienen:

Der Dorfschulze.

Komödie in vier Akten

von **Karl Vilk.**

Preis: elegant broschirt 2 Mk.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Dramatische Humoresken (Berlin, Imberg u. Lefson), brosch. 2 Mk. Inhalt: Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther. — Publikum und seine Verwandten, Historico-Komödie.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 Mk.

Somorra's Ende. Litterarische Komödie (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 1,50 Mk.

Ein toller Tag. Litterarische Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 Mk.

Anno Zweitausend. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 Mk.

Der Fürst von Kaiatea. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 Mk.

Die vorstehenden Vilk'schen Humoresken bilden einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Komödie, indem sie in gewandtester Sprache die vielfachen komischen Motive, welche unsre Zeit auf litterarischem, socialem und politischem Gebiete darbietet, glücklich verwerthen.

Utab. geb. Schriftsteller, bish. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. Besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instt. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart**, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnion Brandes Bäckner Crispin Dahn Dauter Egiby Fontane Groth Gaedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherki Nigra Nordau Olivier Petteuhofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Gola u. v. A.

Thüringisches Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektroingenieur-, Techniker u. -Werkmeister.
Director Jontzen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“
Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
Angegründet von Theodor Wolff

General-Register 1872 - 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stud, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Anille, Lefson, Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Jügel, Parlaghi, Mackensen, Starbina, Leiffikow, Gaulte, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Zusammen der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzösb. 100 M. — Weichardt: Pom pei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bestellungen auf die
Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und ergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werde in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Zeile 80 Pf.

Inhalt:

Was lehrt uns der Burenkrieg? Von Hoplitos. — Denkmal oder Denkmünze? Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar). — Literatur und Kunst. Nepsche der Frauenfeind. Von Heinrich Meyer (Göttingen). — Deutsche Volkstrachten. Von Berthold Lückstedt. — Genülleton. Am Kaiserdenkmal. Von Juhani Aho. Aus dem Finnischen. — Aus der Hauptstadt. Von drinnen und draußen. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Eduard v. Hartmann und die „Times“. Von Dr. Carl Peters. — Notizen. — Anzeigen.

Was lehrt uns der Burenkrieg?

Der Krieg in Südafrika ist noch lange nicht zu Ende. Die Richtigkeit der spärlichen Nachrichten, die zum Theil aus Privatbriefen stammen, ist nicht derartig feststehend, als daß jetzt schon die Möglichkeit gegeben wäre, eine Geschichte des Feldzuges zu schreiben, die einigen Werth besitzt, zumal die nach Deutschland gelangenden Meldungen, weil fast nur von Deutschen und von Burenseite kommend, recht einseitig und theilweise recht stark gefärbt aussehen. Wenn aber der Gang der Ereignisse in seiner Entwicklung sich klar noch nicht übersehen läßt, so haben die Ereignisse selbst durch ihre Form zweifellos schon jetzt dazu geführt, daß man sich bemühen kann, aus ihnen Lehren und Schlüsse zu ziehen, um nicht dieselben Fehler zu machen, die in Südafrika während des Feldzuges und namentlich vorher gemacht sind, wobei durchaus noch nicht feststeht, daß die Buren gar keine Fehler begangen haben, denn ganz tadellose Führung giebt es nicht. Daß der Engländer den Bur überfallen hat, wird wohl jeder als ein schönes Märchen jetzt erkennen, Angesichts der vorzüglichen Vorbereitungen der Buren in Bezug auf Waffen, Munition, Kriegsmaterial und Proviant, während andererseits England seine festen Plätze, wie man sieht, trefflich verproviantirt hat, jedoch es eigenartig berührt, wenn man Ende Februar 1900 große Tagesblätter von Mitte October vorigen Jahres in die Hand nimmt und von dem stündlich zu erwartenden Fall von Ladysmith, Kimberley und Mafeking liest.

Das britische Heer ist gegen Gegner europäischer Abkunft stets minderwerthig gewesen, sobald es sich um national-englische Truppen handelte. In den Napoleonischen Feldzügen, wie gegen die Vereinigten Staaten bildeten deutsche Regimenter oder deutsches Blut britischer Soldner den Kern, was man übrigens englischerseits ohne Umschweife zugesteht. Im Krimkriege zeigten sich die Franzosen den Engländern in allen Punkten weit überlegen, und seither hat sich in der britischen Armee nicht viel geändert. Die Taktik ist schwerfällig geblieben und der Zeit nicht gefolgt, die Ausbildung zielt viel zu sehr auf die Bewegung geschlossener Abtheilungen hin und viel zu wenig auf Selbstständigkeit des Einzelnen wie der Unterführer. Die Schießausbildung ist mangelhaft, die Leute sind nicht gewöhnt sich gewandt und ohne viele Führer im Gelände zu bewegen, die Führer nicht die Leute gewandt zu lenken. Die Generale haben gar keine Übung in der Leitung größerer Truppentkörper. Diese schwerfällige Maschine,

welche noch dazu durch die Eigenthümlichkeiten des Operationsfeldes an ganz bestimmte Vormarschstraßen gebunden ist, die dem Gegner vortreffliche Vertheidigungsstellungen bieten, muß vom Meere her, über Oeane, mit Allem versehen werden, und die recht großen Bedürfnisse sind auf einer dünnen Linie jedem operirenden Corps nachzuführen. Dem gegenüber ist der Gegner ganz unabhängig von Straßen. Er bewegt sich gewandt, die Einzelausbildung im Reiten, Schießen und, nicht zum Wenigsten, im Ertragen von Strapazen, Hunger und Durst ist nicht besser zu wünschen. Alle kennen einander, wollen dasselbe, kennen das Land, haben die Sympathieen der Bewohner und, was nicht zu unterschätzen, sie wissen ganz genau, auf welche Weise sie den Krieg in großen Zügen zu führen haben. Schon aus diesem Wenigen ergibt sich, daß große Lehren für europäische Kriege kaum sich ziehen lassen, denn eine solche Armee wie die der Buren, wird es niemals in Europa geben, ebensowenig wie Kriege, die ein halbes Jahr ohne größere Entscheidung geführt werden. Erst jetzt, nach dem überraschenden Entsatz von Kimberley, scheint ein schnelleres Tempo angeschlagen zu werden, aber die Entscheidung kann sich unter Umständen noch recht lange hinziehen.

England wendet den Buren gegenüber die Stoßtaktik an, einmal weil man sich dazu gezwungen sah, wenn man vordringen wollte, und weil die Buren nicht umgangen werden konnten, da man sich, ohne die rückwärtigen Verbindungen zu gefährden, nicht auf weites Ausholen einlassen durfte; dann aber — weil man es so gewohnt war, und die Truppen eine andere der des Gegners angepasste Fechtwaise ebensowenig gelernt hatten, wie die Officiere. Der Mißerfolg der Stoßtaktik den Buren gegenüber hat nun dazu geführt, die Angriffsaktik überhaupt in Mißcredit zu bringen, ja sie sogar kurzweg gegen die heutigen kleincalibrigen Waffen in der Hand gut ausgebildeter Schützen für undurchführbar zu erklären. Mehr oder weniger berufene Federer haben sich bereits mit diesem Gegenstand beschäftigt, und ganz besonders wird darauf hingewiesen, daß der Sirdar Kitchener seine Erfolge gegen den Kalifen nur erreicht hat, weil die Dervische nicht schossen und einfach niederfartätscht wurden. Dabei sind denn auch allerlei Zweifel ausgesprochen, ob Kitchener der gegebene Mann für Südafrika sei: Das bleibt ja abzuwarten, aber jedenfalls hat der Sirdar im Sudan seine Aufgabe glänzend gelöst, und man hat gar keine Veranlassung, ihm zuzumuthen, er werde den Buren gegenüber dieselben Maßnahmen ergreifen und dieselbe Taktik anwenden wie gegen die Dervische. Zu-

dem ist nicht zu verwechseln: im Sudan griffen die Derwische an, und die Engländer und Egyptianer spielten damals die Rolle der guten Schützen, wie jetzt die Buren, allerdings in anderen taktischen Formationen. Aber wenn auch bei Omdurman die Stoßtaktik gegenüber gutem Feuer versagt hat, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß sie unter allen Verhältnissen nichts taugt und ganz zum alten Eisen geworfen werden muß. Gewiß ist es zu vermeiden, auf die Front zu stoßen, aber wenn man gewandte Truppen und Führer als Gegner hat, dann ist, namentlich bei kleineren Corps, Alles Front, und daß selbst Stöße verhältnißmäßig geschlossener Massen auf gut bewaffnete und ausgebildete, bewegliche, elastische Linien gelingen, davon hat man Beispiele. Ist die Katastrophe von Udua bereits vergessen? Dort mezelten Menelik's Massen die Italiener, trotz Artillerie und Gewehrfeuers, nieder, weil sie sie zum Kampf mit blanker Waffe zwangen. So recht klar ist es nicht geworden, in welcher Formation die Abyssinier vorgingen, man weiß nur, daß es in mehreren langen Linien hintereinander geschah, und solcher Linien sollen bis acht gewesen sein.

Unser heutiger Exercirplatz-Türke mit dem Schlußeffect: Marsch! Marsch! Hurrah!! wird ja allerdings noch geübt, aber es denkt wohl Niemand daran, ihn als eine Gefechtsformation für den Ernstfall anzusehen, und wenn auch zu Anfang eines Krieges ein Vorwärtsdrängen stattfinden und sicher mit großen Verlusten verbunden sein wird, so ist doch anzunehmen, daß sich sehr bald das: „Wenn was kommt: — Drauf!“ ganz legen wird. Bei den Engländern ist es die höchste Zeit, daß sich diese Einsicht einstellt. Freilich, wenn diese Einsicht da ist, aber nicht die Möglichkeit der Ausföhrung sich zeigt, was dann?

Den Kern einer jeden Armee bildet eine gute Infanterie! Wo die versagt, sei es in Führern oder Mannschaften, nützt keine „Lieblingswaffe“, sie möge heißen wie sie wolle, noch so schön aussehen und als Waffe das Vortrefflichste leisten. Es möge nach dieser Richtung hin der Krieg in Südafrika dazu dienen, das Augenmerk leitender Kreise darauf zu richten, ob die Infanterie in Führern und Leuten heute noch in jeder Weise vollkommen auf der Höhe steht. In einem Industriestaat sinkt das Ansehen des Landsoldaten je mehr durch Handel und Industrie der Reichtum steigt. So ist es in England, der Schweiz, in den Vereinigten Staaten — der Seesoldat steigt in demselben Maße in Staaten mit Seehandel. Mögen diese leitenden Kreise sich ehrlich fragen, ob das Ansehen der Infanterie in Leuten und Officieren, gegenüber andern Waffen — ganz abgesehen von der Marine, die ja so nebenbei auch ab und zu Infanterie spielt — nicht am, sagen wir mal — weniger hoch steht. Vielleicht nützt nach dieser Richtung hin der Krieg in Südafrika, und dann sollen Bur wie John Bull gesegnet sein.

Natürlich, die „deutsche“ Infanterie steht in Ansehen und Leistung vollkommen auf der Höhe; die ist nicht gemeint. . . . Ob der Südafrikakrieg aber das Grab der Cavallerie wird? Ich meine nicht der Buren, denn die sind nicht Cavalleristen, sondern Reiter par excellence; sie fechten zu Fuß und marschiren zu Pferde, greifen weder mit dem Pferde, noch auf dem Pferde, noch in geschlossenen Massen, weder mit Lanze noch mit dem Säbel an. Ich meine vielmehr jene stolzen, glänzenden, flimmernden Reitergeschwader, die mit Hurrahruf und fliegenden Standarten rasselnd und siegreich über das Mandöverfeld dahinjaulen. . . . Einige Zeit vor der Vernichtung der Italiener bei Udua war ein Ras — den Namen habe ich vergessen — des Regus in Rom und wohnte einer glänzenden Parade dort bei. Dem abyssinischen General imponirte aber die Sache durchaus nicht, und er äußerte kaltblütig: „Das war sehr schön, aber damit kann man bei uns nicht Krieg führen.“ Mit den englischen, glänzenden Life Guards, Royal Horse Guards, Dragon Guards u. s. w.

föhrt man jetzt wohl Krieg, aber — im Akaki-Costüm, ohne Pferde und blanke Waffe sollen die armen Kerle fechten, zu Fuß mit der Schußwaffe, die einem richtigen Cavalleristen heutiger, europäischer Art ein ziemlicher Gräuel ist und nach seiner Ausbildung auch sein muß. Die Umformung der Cavallerie ist eine sehr ernste Frage in allen Ländern, namentlich, da ihr auch den Aufklärungsdienst der Radfahrer wegnimmt, anstandslos jedenfalls dort, wo es einigermaßen gebahnte Wege giebt. Wo es die nicht giebt, nützt die Cavallerie auch nichts — siehe abyssinischen Feldzug und Napoleon 1807 in Rußland, wo seine Cavallerie einfach stecken blieb, weil er mit dem Element Schmutz und Schnee nicht gerechnet hatte. Die Cavallerie von heute ist keine Schlachtencavallerie mehr; die hat ihre Lorbeeren reichlich gepflückt, als man mit Steinschloßgewehren ohne Visir auf 100 Schritt schoß, und die Erfolge von 1866 und später sind nicht entscheidende, sondern glänzende cavalleristische Leistungen, denen glücklicher Weise auch der Erfolg nicht gefehlt hat. Der Burenfeldzug wird die Frage ihrer Lösung näher bringen, aber ob zur Spruchreife — das fragt sich heute noch. Wenn die Cavallerie keine blanken Waffen braucht, sind sie bei der Infanterie auch nicht nothwendig. Zwar nehmen die Engländer die vielen Kopjes, den Meldungen nach, meist mit dem Bayonnet, in Wirklichkeit kommen sie an die Buren höchstens auf 50 bis 40 Meter heran, dann gehen die Buren entweder zurück oder die Angreifer sind kampfunfähig, und 40 Meter reicht kein Bayonnet. Wenn man den Infanteristen die blanke Waffe nicht zum Staat oder zum Brodschneiden, Fleischklopfen, Holzhacken lassen will, kann man ihn ruhig um dieses todte Gewicht erleichtern. ;

Die Resultate über Verwendung verschiedener Neuerungen, wie Mauser-Repetirpistolen, Maxingewehre, verschiedene Berpflegungspräparate, unter denen die alte amerikanische, früher aus Bisonfleisch und Fett hergestellte Conserve Pemican wieder aufgetaucht ist, sind noch nicht zu übersehen. Eine ganze Anzahl von Neuerungen auf militärischem Gebiet, von welchen Jahre hindurch die Rede war, und die als vortreflich gepriesen wurden, ist absolut nicht bemerkbar, oder ihr Einfluß ist gleich Null. Dahin gehören Luftschiffer-Detachements, Klappboote, Motowagen, Vorpostenhunde, Sanitäts-hunde, Briestauben und — das Zweirad. Auch die fürchterlichen Sprengmittel, die „3^{te}“, zeigen sich nicht besonders fürchtbar, und sogar die Wirkung des Artilleriefeuers macht auf beide Gegner keinen erheblichen Eindruck. Der Krieg ist einfach wie von jeher, und mit den einfachsten Mitteln muß er geführt werden, aber in der Güte der einfachen Mittel und in ihrer, trotz der Einfachheit, richtigen Verwendung liegt der Sieg. Das stolze Albion wollte mit seinen historischen, scharlachfarbigen Regimentern, die mit ihren Bärenmägen, nackten Knien, Ziegenböcken und Stahlkirassen, ihren Studentenkappen und Spazierstöckchen nach seiner Meinung die erste Armee der Welt bilden, den Buren imponiren; aber dies Reiter- und Schützenvolk hat gegen solche Pracht einzusehen: bessere Ausbildung des Einzelnen im Felde überhaupt, im Schießdienst und im Reiten, im Frieren und im Hungern, bessere Kenntniß des Geländes, bessere Bewaffnung, Vaterlandsliebe, Gottvertrauen. Die Burenarmee steht eben einzig in ihrer Art da, und Deutschland wird schwerlich in die Lage kommen, gegen sie fechten zu müssen, hat also auch keine Veranlassung, eine ihren Eigenthümlichkeiten gewachsene Armee heranzubilden, wie das England hätte thun müssen. Andere Armeen haben aber auch ihre Eigenarten, nicht bloß die der Buren oder Abyssinier, und daher muß man „vor“ dem Kriege über die Eigenarten des eventuellen Gegners wohl unterrichtet und zugleich gerüstet sein, ihnen entgegenzutreten zu können. Weil der Abyssinier und der Bur mit ihren Armeen Vortheile und Siege errungen haben, muß ein europäischer Militärstaat noch lange nicht seine Armee nach deren Muster umformen. Wenn sich aber, wie jetzt im Südafrika-Kriege,

die furchtbare, entscheidende Wirkung der Infanteriewaffe in der Hand geübter Leute ganz klar immer wieder zeigt, so ist eine solche Truppe mit allen Mitteln zu schaffen. Ob sich diese bei sehr kurzer Dienstzeit in tadelloser Weise schaffen läßt, darüber sind die Meinungen bekanntlich seit einer Reihe von Jahren getheilt. Die Masse allein macht es nicht; die spielt unter gewissen Umständen eine geringe Rolle, unter anderen, gerade durch ihre Masse, sogar eine hindernde und gefährliche.
Hoplites.

Deutsche Volkstrachten.

Von Berthold Lückstedt.

Unsere Volkstrachten sind entschieden in Mode gekommen, wenigstens wissenschaftlich. Unseren Museen wird immer häufiger eine Trachtenabtheilung angegliedert, wie sie das kgl. Bayerische Nationalmuseum in München längst besitzt, und in der Reichshauptstadt ist sogar ein eigenes „Museum für deutsche Volkstrachten“ entstanden, das fleißig besucht wird. Auch die Trachtenwerke von Hottenroth, Kretschmer und Rohrbach, sowie zahlreiche Einzelbarstellungen für einzelne deutsche Landestheile zeugen für das wachsende Interesse, und für die erstaunliche Fülle von alten und neuen Quellenwerken spricht der im Erscheinen begriffene große Katalog der unvergleichlichen Lipperheide'schen Sammlung in Berlin. Es geht eben mit den Volkstrachten wie mit den Mundarten, die früher als Idiome niederer Gesellschaftsschichten ebenfalls nicht der Beachtung werth gehalten wurden, bis dann ihre Wichtigkeit für Geschichte, Cultur und Sprache erst von der neueren Forschung erkannt wurde. Auch die Volkstrachten sind historisch und culturgeschichtlich von Bedeutung, nicht allein für die Geschichte der Kleidung und Mode und der Entwicklung von Gewerbe und Handel, sondern auch zur Kenntniß des Geschmacks, der Sitten und des Gesellschaftstriebes. Freilich wird eine zuverlässige allgemeine Geschichte der deutschen Volkstrachten erst nach noch anzustellenden genauen Einzelforschungen möglich sein, denn noch fehlen uns solche über wichtige trachtenfrohe Landestheile. Die Volkstrachten, in vielen Gegenden Deutschlands bereits verschwunden, sind z. B. in der Nähe von Marburg und Biedenkopf noch reich entfaltet und zeigen dem Wanderer, welcher die anmuthigen, von Wald umsäumten Wiesenthäler mit ihren malerischen Dörfern durchstreift, ein lebendiges Stück deutscher Vergangenheit, ja die Gegend gewinnt für ihn an Reiz, wenn sie zur Zeit der Ausaat und Ernte vom Landvolk in seiner farbenheiteren Kleidung belebt oder in der Sonntagsstille von Gestalten in schwarzer Feiertracht auf den Wegen zur Dorfkirche durchwandelt wird. Da jedoch die neue Zeit mit ihrem erleichterten Verkehr und ihrem Trieb, Gegensätze auszugleichen und Veraltetes zu beseitigen, auch in diese stillen Thäler einzieht, so wird das Verschwinden der hessischen Volkstrachten, welches bei der männlichen Bevölkerung schon längst begonnen hat, unaufhaltsam vor sich gehen. Es ist daher recht verdienstvoll, daß die in Marburg bestehende historische Commission für Hessen und Waldeck, welche mit Unterstützung von Fürsten, Ständen und zahlreichen Gönnern eine Anzahl größerer Werke über die Geschichte beider Länder bearbeiten will, den gegenwärtigen Zustand der hessischen, zunächst in der Umgebung von Marburg noch erhaltenen Volkstrachten einer genauen Beschreibung unterziehen und dieser eine größere Anzahl nach der Natur aufgenommener und in Farbendruck vervielfältigter Aquarelle beifügen läßt. Professor Ferdinand Justi wurde von der historischen Commission mit der Bearbeitung des Textes betraut, aber er bewährt sich hier nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Maler, als Künstler. Die eben ausgegebene erste Lief-

erung des in der N. G. Elwert'schen Buchhandlung in Marburg erscheinenden „Hessischen Trachtenbuchs“ enthält bereits acht prachtvoll in Farben ausgeführte Folio-Trachtentafeln, die nach Justi's außerordentlich charakteristischen Vorlagen in dem bekannten Graphischen Institut von Jul. Klinkhardt in Leipzig ausgeführt sind. In der Einleitung spricht sich der treffliche Gelehrte über die Entstehung seiner köstlichen Doppelarbeit aus. „Der Verfasser befand sich in der günstigen Lage, einen Ort zu bewohnen, in dessen Umgebung die mannigfaltigsten Volkstrachten mit einander abwechseln, und zugleich eine ihre gründliche Kenntniß nur fördernde Beschränkung auf den Umkreis von Marburg durch die Pflichten seines Berufes sich auferlegt zu sehen. Alle Orte, welche seine Beschreibung erwähnt, sind von ihm an freien Tagen zu Fuß durchstreift worden, und die hierbei ausgeübte künstlerische Thätigkeit brachte ihm nicht bloß eine große Sammlung Abbildungen von Landschaften mit Dörfern, Städten, Kirchen und Burgen, von Geräthen, Kleidungsstücken und Menschen ein, sondern bot auch ein wirkungsvolles Gegengewicht gegen seine Bemühungen in der Gelehrsamkeit, denen er sich in seinen vier Wänden unter Büchern und Papier sitzend zu widmen hatte. Der Umgang mit dem anfänglich zurückhaltenden Landvolke bringt manche Unbequemlichkeit und Entsagung mit sich, der Unterschied der Bildung und der Beschäftigung läßt eine dauernde Annäherung nicht zu, doch sobald man sein Vertrauen durch ein richtiges, ebenso von vornehmer Herablassung wie von unschuldlicher Vertraulichkeit freies Benehmen erlangt hat, erkennt man seine guten Eigenschaften, Gottvertrauen, Anhänglichkeit an die Freunde und edle Gastfreiheit, und sieht hinweg über Härten und mißtrauisches Wesen, Wirkungen schwerer Arbeitslast und früher erlittener Bedrückung und Uebervorthellung durch die ‚besseren‘ Stände.“

Besonders werthvoll ist die Einleitung auch darum, weil hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, die einzelnen Bestandtheile der ländlichen Tracht zeitlich zu bestimmen und ihr Vorkommen in der älteren Literatur und namentlich auf Buchillustrationen und auf Bildern der Gemäldesammlungen nachzuweisen. Wir müssen es uns versagen, die Ergebnisse Justi's an dieser Stelle zu erörtern und wollen nur einige allgemein, nicht bloß local interessante Punkte herausgreifen, die unsere alldeutschen Volkstrachten, die Ursachen ihrer Entstehung und Fortdauer, sowie die Gründe ihres Verschwindens betreffen. Wir schicken voraus, daß auch Ferdinand Justi die längst widerlegte Meinung, als handle es sich bei den Volkstrachten um deutsche Nationaltrachten, gar nicht mehr beachtet, obwohl sie noch häufig genug auftritt. Die Volkstracht ist, wie wir es kurz formuliren wollen: eine beibehaltene alte Mode, und zumeist so gut fremden Ursprunges wie unsere heutigen im wesentlichen französischen oder englischen Moden. Nur einmal, im 16. Jahrhundert, haben wir eine eigene, überall den Ton angegebende Mode gehabt, und Justi bedauert es lebhaft, daß die vor einigen Jahrzehnten beliebte altdeutsche Gretchentracht erst durch Gounods „Faust“ wieder zu uns kam, wie denn auch die noch heute z. B. in Hessen vom Volke getragene kleidsame Kniehose erst durch die englische Hof- und Sportmode bei uns Eingang fand.

Den Hauptunterschied zwischen Mode und Tracht sieht Justi darin, daß in der Volkstracht allen dieselbe Kopfbedeckung, derselbe Rock und Mantel im Schnitt, vielfach auch in der Farbe ein für alle Mal vorgeschrieben ist; „diese wohlthätige Beschränkung bewahrt die Tracht vor willkürlichen und stillosen Veränderungen und läßt dem weiblichen Geschlecht, Mädchen- und jungen Frauen, die noch gefallen wollen, hinreichende Gelegenheit, die starre Grundlage der altväterischen Kleidung mit anmuthiger Zier zu umspielen; sie vermag ihr durch ein mit gesundem Farbensinn gewähltes Band, einen bunten Saum, einen selbstgestickten Brustschmuck ein künstlerisches, ja poetisches Gepräge zu verleihen, denn so wenig wie

die Poesie ist der Geschmack ein Vorrecht der gebildeten Stände, und besonders das weibliche Geschlecht zeigt überall einen angeborenen Tact für das Zierende. Manche Tracht kann auf unsere Vorstellungen von Schönheit abstoßend wirken, aber überall giebt es weibliche Wesen, die durch natürlichen Geschmack und ungelernete Kunstgriffe den Zweck, in ihrem Kreise zu gefallen, zu erreichen wissen, und durch ihr Beispiel zu zeigen, daß es darauf ankommt, wie man die Allen vorgeschriebene Tracht trägt; ein Landmädchen kann mehr Poesie entfalten, als die Frau, die nur ängstlich nachahmt, was andere, deren Lebenszweck in Repräsentation besteht, ihr als Verwirklichung modischer Phantasie vorgebildet haben."

Erst die neueste Zeit hat durch die außerordentliche Umgestaltung der Verkehrsmittel die utilitarische Richtung des deutschen Bauers belebt, die ihn für viele auf landwirthschaftlichen Ausstellungen ihm entgegengetretene nützliche Einrichtungen rasch zugänglich macht, bedroht aber die Tracht und andere altväterische Dinge, wie den fast nur auf den Kreis Marburg beschränkten Volksgefang mit dem Untergang. Dieser wird von Burschen und Mädchen, bisweilen repondivend gesungen und bekundet mit seiner Stimmführung im Tenor, mit seinem von einer Stimme begonnenen Aufstact und mit der schließenden Fermate seine Alterthümlichkeit; er hat sich trotz dem Singunterricht in den Dorfschulen bis heute erhalten, wird aber jetzt durch die modernen dörflichen Männergesangsvereine nach und nach ausgetilgt, wie Justi mit Bedauern feststellt. Nicht anders steht es um den Stil der Bauernmöbel, unter denen nur wenige, wie Schränke und Kleiderladen, in das 17. Jahrhundert zurückreichen; noch bis heute werden von den hessischen Dorfschreibern zahlreiche Theile von ihnen, Gesimse, Flächenzierrathen, eingelegte Arbeit in Roccocostil angefertigt; mit dem Verschwinden dieser Richtung fällt die ländliche Tischlerei der Stillosigkeit anheim, und die Bauern kaufen die abgelagerte Fabrikwaare der städtischen Läden, während ihre herrlichen geschnitzten Hochsitze in die Speisesäle reicher Leute wandern und ihre alten mit Bogen und Holzintarsien gezierten Truhen gegen formlose Spinde von Tanneholz eingetauscht werden. Auch das Bauernhaus, in seinen ältesten Vertretern aus dem 15. bis 17. Jahrhundert noch gothisch oder gothisirend, wird vom Roccocostil beeinflusst, wie namentlich an den Hausthüren und geschnitzten Eckbalken und Gesimsen erkenntlich ist, wird aber heute ohne Zierrath, doch mit höheren Ansprüchen an Geräumigkeit und mit gesundheitlichen Verbesserungen errichtet.

Für das allmälige Eindringen einzelner Kleidungsstücke, die indessen den allgemeinen Charakter der Tracht nicht aufheben, findet Justi viele Beispiele. So versorgen sich die hessischen Mädchen mit Halstüchern aus den städtischen Läden, theils mit billigen bunt gedruckten für den täglichen Gebrauch, theils mit bunt seidnen gemusterten für den Sonntagstaat; diese an sich sehr hübschen haben bereits die noch weit schöneren schwarzseidnen mit Blumen gestickten verdrängt, von denen man hier und da geringe Nachahmungen in den Läden findet; ja vielfach sieht man stilwidrige aus anilingefärbten Wollfäden gestrickte Umschlagtücher, die im Winter die von Mädchen nicht getragenen Mäntel ersetzen. Besonders die Männer wollen nicht mehr dörflich erscheinen, können aber doch mit der Mode nicht Schritt halten, die den noch eben im Bazar gekauften Anzug rasch veralten macht. Ganz besonders übel wirkt der in Landstädthen bisweilen auftauchende Cylinderhut, dessen meist vorzeitliche Façon unwiderstehlich zum Lachen reizt. Diese häßliche „Angströhre“, schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts getragen, ja in sehr hoher Form bereits während des Concils von Konstanz 1413 auf den Häuptern von Griechen sichtbar, hat einen Bestandtheil der ersten spanischen Tracht gebildet und diente im 16. Jahrhundert als Trauerhut. Im „Teuerdank“ trägt Unfalo, der Anstifter der Unglücksfälle den Cylinder, bei Dürer und seinen Nach-

ahmern taucht der Hut in religiösen Darstellungen, wie in der Grablegung, auf, nicht gerade zur Vermehrung des ernstesten Eindrucks.

Justi will indessen dem Bauer nicht verargen, daß er beim Verkehr in der Stadt oder auf einer Reise nicht in einer Kleidung erscheinen will, die auch der ländliche Lohnarbeiter, freilich in ärmlicher Verfassung trägt, die ihn nach einem unausrottbaren Vorurtheil und nach dem Sprichwort „Kleider machen Leute“, ja nach seinem eignen Gefühl in eine niedrigere Stellung zu bringen scheint, als er seit seiner Befreiung von Frohnden und Leibeigenschaft neben andern Grundbesitzern einzunehmen berechtigt ist; legen doch sogar fremde Nationen, wie die Japaner, beim Verkehr mit Europäern deren Kleidung an. Dazu kommt, daß die ländliche Tracht eine sehr umständliche Arbeit erfordert, und dadurch kostspielig wird, daß die Stoffe für sie nicht mehr durchgängig von den Bauern selbst hergestellt werden; so ward in Rachelshausen am Daubhaus, einem hochgelegenen Dorfe, vor einigen Jahren nach einer Verabredung der wenigen Einwohner die Tracht mit einem Mal abgeschafft, weil sie theurer als die ordinäre Kleidung erschien; in Wommelshausen trugen 1881 alle Bewohnerinnen die malerische Volkstracht, 1899 nur noch die älteren Frauen, denn die Einführung der städtischen Kleidung beginnt bei den Kindern. „Für den Freund volksthümlichen Wesens ist ein solches Verschwinden altüberlieferter Eigenthümlichkeit betrübend, und selbst die Landschaft büßt von ihrem Reiz ein, wenn sie in den Zeiten der Ausfaat und Ernte nicht mehr von arbeitsfrohen Menschen in kleidsamer Tracht belebt wird, sondern Leute, deren unschöne Körperhüllen an Proletariat und Fabrikclaven gemahnen, die einzige Staffirung bilden.“

Die Abgrenzung der Tracht nach staatlichen oder confessionellen Gebieten in einem von demselben Volksstamm bewohnten Lande erklärt Justi dadurch, daß in einem Bezirk eine neue Tracht etwa aus der in ihm oder in seiner Nähe gelegenen größeren Stadt Eingang fand, während der benachbarte theils aus der meist erklärlichen Neigung beim Alten zu verharren, theils aus dem meist zwischen Nachbarbezirken, sogar Nachbardörfern bestehenden Fehdezustand, der bei Kirnmessen und ähnlichen Anlässen zu Schlägereien führt, sich ablehnend verhält, wie denn zwischen Kurhessen und großherzoglichen Hessen wahrscheinlich aus der Zeit der dynastisch-confessionellen Feindseligkeiten des 17. Jahrhunderts eine solche Abneigung besteht, daß es für ein Mädchen aus einem Grenzdorf unmöglich ist, die Kleidung von der anderen Seite der Landesmark anzulegen.

Lehrreich ist hier die Entstehung der Schweizer Trachten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts verfiel die mit der deutschen übereinstimmende schweizerische Mode der spanischen Versteifung, doch behielten die Schweizer einzelne Theile der herkömmlichen Tracht bei, die anderwärts verschwanden, und es bildete sich mit der Zeit eine eigene Volkstracht heraus, die sich wieder in jedem Canton verschieden gestaltete, so daß man etwa seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts jedem Schweizer ansehen konnte, welchem Bundeslandtheil er angehörte. Heute verschwinden allerdings die Trachten auch hier, kaum daß man noch auf den Wochenmärkten in Zürich, Luzern, Schaffhausen und Bern noch ein älteres Bauernweib in der Tracht sieht. Dies Verschwinden wird neuerdings noch dadurch befördert, daß speculative Wirthhe ihren Kellnerinnen, die oft gar keine Schweizerinnen sind, eine Landes-tracht vorschreiben. Wer auf dem Rigi oder am Rheinfall oder in einer Züricher „altdeutschen Bauernstube“ von diesen Regimentern unechter „Bernermäidli“ bedient wurde, begreift es allerdings, daß dadurch die Volkstracht auch bei den Landleuten in Mißcredit und Abnahme kommt.

Ob und in wie weit die Volkstracht wieder allgemeine deutsche Tracht oder Mode werden könnte, mer wagt das zu entscheiden? Auch Justi denkt etwas skeptisch darüber. Er schreibt:

„Wenn wir Deutsche jemals zu dem Grade von Selbstgefühl gelangen würden (wie bei dem zunehmenden Ansehen unsres Vaterlandes zu hoffen ist), daß wir die fremde Mode durch eine deutsche Tracht sehr allmählich zu ersetzen unternehmen, d. h. unsere Modenblätter, die bis jetzt immer nur Ableger der Pariser geblieben sind, nöthigen, mit der Unterstützung von Sachverständigen und Malern für die Los-trennung vom Auslande zu wirken, so würden die mannigfaltigen Volkstrachten, welche ja im letzten Grund zwar auch auf fremden beruhen, aber doch seit langer Zeit den Bedürfnissen des Volkes angepaßt und dadurch verdeutscht worden sind, so zahlreiche malerische und auch im vornehmen Kleider-luzus durch leise Umänderungen und Verwendung kostbarer Stoffe geeignete Vorbilder für eine geschmackvolle und prächtige Gestaltung unsrer Kleidung darbieten, daß sie mit der zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Deutschland ausgebildeten Wettstreitern könnte; man denke an die Kleidsamen heute hie und da durch den Bergsport eingeführten Hüte der Tirolerinnen oder die mit rothen Wollballen bedeckten Schiehhüte der Schwarzwalddädchen, die mit Silberketten und alten Münzen staffirten bayrischen und schweizerischen Nieder, die reich gestickten süddeutschen Hauben, die herrlichen weißen Kragen der aussterbenden Tracht im Braunschweigischen und Schaumburgischen. Der Engländer, hierin unabhängiger von der Pariser Mode als der Deutsche, legt bei der Jagd im Hochlande die schottische Tracht an; die ungarischen Magnaten nöthigen ihren König, den österreichischen Kaiser, bei ihnen im Landescostüm zu erscheinen; die Nordländerinnen führen auf den Festen, die zu Ehren des königlichen Besuchs veranstaltet werden, den Keigen in ihren hohen Hauben, welche man sich gern auf dem Flackshaare der Ingeborg vorstellt; die junge Königin der Niederlande erschien 1892 bei dem volkstümlichen Pferderennen in Leeuwarden unter allgemeinem Jubel in kostbarem friesischen Anzuge. Mit Freuden begrüßt man auch bei uns ähnliche Bestrebungen; zur Zeit der Schützenfeste sah man Hut und Sack der Schützen auch in die tägliche Kleidung dringen, während man andererseits die studentische Tracht mehr und mehr einem unauffälligen Anzug weichen oder gar sich der Pariser Gigerlmode nähern sieht. Die Volkstrachten sind durchschnittlich kleidsamer als die leicht in Uebertreibung verfallende modische Kleidung, wie man auf Costümfesten mit Elfässerinnen und Salon-tirolern oder im Theater erkennen kann, und wie die Bevorzugung zeigt, welche unsre Sittenmaler für die Darstellung von Borgängen unter dem von einfachen aber starken Gefühlen beherrschten Landvolk oder für die Erhöhung des Eindrucks von Kraft und Schönheit der menschlichen Gestalt ihr zu Theil werden lassen. Die Abneigung dies anzuerkennen rührt daher, daß die Bauern gröbere Stoffe für ihre Kleider verwenden, und daß diese auch von Dienstboten getragen werden, die freilich heute nach der Abschaffung der Kleiderordnungen wie die Herrschaft gekleidet gehen, wodurch das dienstliche Verhältniß vielfach verwischt und die Anmaßung der Mägde befördert wird. Die Volkstracht hat sich niemals durch Crinolinen lächerlich gemacht oder gegen das Schamgefühl verstößen und Sittenpredigern zu vergeblichen Zornreden Anlaß gegeben; sie hat den Kopf nicht mit falschen Haaren bedeckt, das Gesicht nicht mit Teigen und Pflastern beschmiert, und durch maßloses Einschnüren die Gesundheit geschädigt; auch hat sie sich nicht an der Unterstützung des tausendfachen Mordes von farbenprächtigen Vögeln für geschmacklosen Putz hohler Köpfe betheiliget.“

Literatur und Kunst.

Niezsche der Frauenfeind.

Von Heinrich Meyer (Göttingen).

Unlängst hat Frau Elisabeth Förster-Niezsche einen Aufsatz mit der Ueberschrift „Friedrich Nietzsche über Weib, Liebe und Ehe“ veröffentlicht. Ueberraschende Enthüllungen sind darin nicht enthalten, wenigstens nicht über Nietzsche; — denn was sie über sich selbst, ihre eignen Schicksale und Meinungen erzählt, können wir hier bei Seite lassen. Gewiß wird man für die tapfere und energische Frau, die mit ihrem Manne und nach seinem Tode allein eine deutsche Colonie in Südamerika begründet und geleitet hat, nur die tiefste Bewunderung empfinden, nicht minder für die unermüdlche Thätigkeit, die sie jetzt in der Wahrung und Veröffentlichung der geistigen Hinterlassenschaft ihres Bruders entfaltet; der Begründerin des Nietzsche-Archivs, der Herausgeberin der Gesamtausgabe und der Biographie wird in der Geschichte des deutschen Geisteslebens stets ein ehrenvolles Andenken erhalten bleiben. Etwas anderes ist es, ob man sie deshalb auch als berufene Interpretin ihres Bruders zu respektiren hat; hierfür geben ihr weder Verwandtschaft noch ihre staunenswerthe Thatkraft volle Autorität, und der angeführte Aufsatz dürfte eher dagegen als dafür sprechen. Wenn Jemand völlig unbefangen diesen Aufsatz lesen würde, ohne Nietzsche zu kennen, oder wenn er beim Lesen alles vergessen könnte, was er sonst von ihm weiß, so würde er etwa den Eindruck haben: dieser Nietzsche war gewiß ein herzenguter Mensch, eine wahre Seele von Mann, nur ein bißchen dumm, leicht zu beeinflussen und an der Nase zu führen. Namentlich die unermüdlch wiederholten und ebenso beharrlich mißlungenen Verheirathungsversuche erinnern doch unwillkürlich etwas an den dummen Hans des Märchens, der gern heirathen möchte, aber nicht weiß, wie er es anfangen soll. Von der eigenthümlichen Wucht und Originalität des Nietzsche'schen Denkens spürt man hier nichts. Ebenso unterscheidet sich, was die Verfasserin von eignen Ansichten vorbringt, durchaus nicht von den landläufigen des bessern, gebildeten Durchschnittsmenschen. Von dieser Seite wäre also kaum Anlaß, sich mit dem Aufsätze weiter zu beschäftigen. Ebenso können Freunde und Feinde der Frauensache ruhig an ihm vorbeigehen. Aber mir sind beim Lesen einige Bemerkungen gekommen, die vielleicht für das Verständniß des Problems Nietzsche nicht ganz werthlos sind; für diese erbitte ich auf einige Augenblicke die Aufmerksamkeit des Lesers.

Was hält Nietzsche vom Weibe, wie schätzt er es ein? Die Antwort darauf ist nicht so leicht, weil seine Werke nur geringes Material für diese Frage bieten, bei dem aber, was hier darüber hinaus mitgetheilt wird, fühlt man sich nicht recht sicher, was man Nietzsche selbst und was man seiner Schwester aufs Conto zu setzen hat. Denn sie selbst identificirt ihre eignen Ansichten offenbar vollständig mit den seinen und rühmt sich sogar, ihn hier wesentlich beeinflusst zu haben, was für ihn allerdings nicht sehr schmeichelhaft wäre. Doch eins ist zunächst unverkennbar: Nietzsche schätzt im Weibe vor Allem — fast möchte man sagen: ausschließlich — die Mutter. „Schöne, starke, gesunde Mütter“ ist es, was die Menschheit braucht; „gebärtüchtigt“ will er das Weib; der Anblick der Sirtina entlockt ihm einen begeisterten Erguß über den Text: „Ewig sollte uns die Mutter mit dem Kinde das rührendste Bild sein und ein Symbol, das uns das Fortbestehen der Menschheit . . . in höchster Verklärung zeigt!“ Wir sind es heute gewohnt, daß mit der Mütterlichkeit als dem Kerne aller Weiblichkeit ein (nicht immer geschmackvoller) Cultus getrieben wird; so consequent dürfte er sich sonst nirgends finden. Nun sind wir ja Alle, die wir doch auch eine Mutter gehabt haben, von Herzen geneigt, für die Mütterlichkeit sehr viel Ehrfurcht aufzubringen; nur — um uns dies zu lehren,

brauchte nicht ein neuer Prophet aufzustehen. Die Mutter ist der Menschheit zu allen Zeiten ehrwürdig gewesen, und die weniger civilisirten Völker sind uns in diesem Punkte meist bedeutend überlegen. Da jetzt fast jedes Schulkind doch wenigstens einmal den Ausdruck „Mutterrecht“, „Matriarchat“ gehört hat, brauche ich dafür keine Beweise zu häufen. Nun aber werden doch nicht alle Weiber Mütter. Diese Unglücklichen hätten dann also eigentlich gar kein Recht zu existiren? Im Grunde scheint das in der That die Meinung zu sein. Es wird einmal im Vorbeigehen anerkannt, daß hier wirklich ein Nothstand vorliegt, aber — bezeichnend genug! — auch hier die denkbarst flachste Erklärung gegeben: der Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung. Als ob dieses — noch nicht 2% betragende — Plus allein für die ungeheure Reservearmee sitzender bleibender Mädchen verantwortlich wäre. Und nicht vielmehr gerade in den gebildeten Ständen die Unlust des Mannes zum Heirathen. Aber diese müßte dann doch unbedingt verdammt, die Ehe für den Mann zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht werden! Wie es ja viele alten Völker und Religionen (z. B. die indische) in der That gethan haben. Die Antwort lesen wir im Zarathustra, sie wird auch von der Schwester citirt: „Ich habe eine Frage für Dich allein, mein Bruder . . . Du bist jung und wünschst Dir Kind und Ehe. Aber ich frage Dich: bist Du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist Du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr Deiner Tugenden? Also frage ich Dich.“ Wie viele hätten wohl den Muth, auf diese Frage mit Ja zu antworten. Hiernach würden vermuthlich gerade die gewissenhaften, ehrlichen, sittlich reifen Jünglinge der Ehe fernbleiben müssen. Es sind wunderbar erhabene, tiefe, ergreifend schöne Worte, die in diesem Capitel „über Kind und Ehe“ gesagt werden; aber ebenso wenig, wie im Tone, gehen sie im Inhalt mit den früheren Ausführungen zusammen. Dem Weibe die Ehe als einzigen Sinn und Zweck des Daseins aufzwingen, den Mann von ihr fortscheuchen, ist eine wunderliche Politik, denn, wie eine alte Freundin zu mir zu sagen pflegte: das Heirathen ist nicht Eines Menschen Werk. — Diese armen Enterbten, die nicht zur Ehe und zum Gebären gelangen, macht nun Nietzsche für alle Greuel der Frauenemancipation verantwortlich. Denn diese ist ihm in der That ein Greuel, der sich seines glühendsten Hasses erfreut. „Emancipation des Weibes — das ist der Instincthaß des mißrathenen, das heißt gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgerathene!“ Wir wollen bei dem sehr bösen, bedenklichen Quidproquo, wonach die Unverheiratheten nun auch gleich gebäruntüchtig und daher mißrathen sein müssen (spielt denn bei den Chancen zur Ehe die Gebäruntüchtigkeit irgend welche Rolle?), nicht verweilen. Bedeutsamer ist die naive Geschichtsauffassung, wonach ein weltgeschichtliches Ereigniß von solcher Breite und solchem Tiefgange gewissermaßen als ein böshafter Streich einiger schlechter Menschen erscheint. Man höre nur das Folgende: „Der Kampf gegen den Mann“ ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie sich hinaufheben, als Weib an sich, als höheres Weib, als Idealistin von Weib, das allgemeine Rang-Niveau des Weibes herunter bringen: kein sichereres Mittel dazu, als Gymnasialbildung, Hosen und politische Stimmbieh-Rechte. Im Grunde sind die Emancipirten die Anarchisten in der Welt des Ewig Weiblichen, die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinct Rache ist.“ Daß hinter großen Umgestaltungen der Menschengeschichte auch entsprechende Ursachen stehen müssen (wie hier eine gänzliche Revolution der wirtschaftlichen Lage und zugleich eine kaum geringere Veränderung der sittlichen Atmosphäre), oder, wenn man im Einflusse Einzelner das Entscheidende sieht, dann doch wenigstens überragende Persönlichkeiten, davon weiß Nietzsche hier nichts. Ein würdiges Seitenstück dazu ist die kindliche Besorgnis, diese „Mißrathenen“ könnten durch ihren Einfluß auch den besseren Frauen die Ehe verfehlen und der

Fortpflanzung der Menschheit schädlich werden. Wenn die Natur für ihren Zweck (und der ist freilich die Erhaltung der Gattung) nicht besser gesorgt hätte, als daß einige mißrathene Weiber ihr das Concept verderben könnten, dann stünde es freilich schlimm.

Frau Förster constatirt selbst bei Nietzsche eine zwiespältige Werthung des Geschlechtslebens, das bald als höchstes und heiligstes Mysterium gepriesen wird, bald dagegen als etwas Niederes erscheint. Differenzen liegen in der That vor, aber die Grundvorstellung dürfte doch klar sein. Wollust und Verliebtheit sind das Niedere, das bald verurtheilt, bald als unvermeidliches Uebel gebuldet wird, heilig ist nur die Fortpflanzung der Gattung. Deshalb sind auch jene (und mit ihnen die Liebe, die davon nicht geschieden wird) durchaus nicht zur Grundlage einer Ehe geeignet. „Bei Ehen . . . im achtbarsten Sinne des Wortes, Ehe“ handelt es sich ganz und gar nicht um Liebe, . . . sondern um die gesellschaftliche Erlaubniß, die zwei Personen zur Geschlechtsbefriedigung an einander ertheilt wird, unter Bedingungen, . . . welche das Interesse der Gesellschaft im Auge haben. . . . Bei der Ehe im adeligen, altadeligen Sinne des Wortes handelt es sich um Züchtung einer Rasse . . . Also um Aufrechterhaltung eines festen, bestimmten Typus herrschender Menschen: diesem Gesichtspunkt wurde Mann und Weib geopfert. Es versteht sich, daß hierbei nicht Liebe das erste Erforderniß war, im Gegentheil!“ u. s. w. Hierbei fällt zunächst auf, daß die Ehe danach gar nicht mehr als persönliche Angelegenheit erscheint, sondern als etwas, was die Contrahenten in fremdem Interesse auf sich nehmen, ein Gottesdienst, eine Art Menschenopfer, dargebracht dem Gözen der Gattung. Ja, der Einzelne selbst erscheint eigentlich als nur der Gattung wegen da. Die erste Grundlage moderner Sittlichkeit, die Achtung vor der individuellen Persönlichkeit als Selbstzweck, ist verlassen, und wir finden uns mitten in den Anschauungen vorgeschichtlicher, vorsittlicher Zeitalter. Wir können noch mehr sagen: eine solche Ehe, die nur der Züchtung der Rasse dient, unterscheidet sich in nichts von der Paarung der Pferde und Hunde, bei denen der Adel der Rasse ja unzweifelhaft noch besteht. Hier ist der Mensch noch nichts als ein Thier unter Thieren.

Man darf sich wundern, daß an Stelle von Erhaltung des Arttypus auch von Höherzüchtung geredet wird. Denn da moralische Gesichtspunkte, die allein eine absolute Werthbestimmung ergeben könnten, nirgends erwähnt sind, die Cultur als Zweck in diesem Zusammenhange sogar ausdrücklich abgelehnt wird, so weiß man ja gar nicht, worin das Höher oder Niedriger bestehen soll. Aber wenn wir lesen: „Eure Hoffnung heiße: möge ich den Uebermenschen gebären!“ und uns erinnern, daß Nietzsche anderswo ein Volk definiert als einen Umweg, den die Natur nimmt, um zu einigen großen Männern zu kommen, so können wir diese Gedanken hier einsetzen, und als den Zweck der Ehe in Nietzsches Sinne die Züchtung der großen Männer, der Genies, des Uebermenschen ansehen. Wenn sich dergleichen nur eben züchten ließe! Aber so sicher, wie bewußte Züchtung beim physischen Typus möglich ist, so aussichtslos wäre sie bei jenen andern Qualitäten. Die Söhne großer Männer sind ein eigenes, allbekanntes Capitel; daß sie so selten größer wurden als ihre Väter, liegt wohl nicht in allen Fällen an dem mangelnden Zuchtwahlcharakter der elterlichen Ehe. Dazu nun noch, daß ja die höchststehenden Menschen nach Nietzsche eigentlich nicht heirathen dürfen; er erwartet in der That, daß in Zukunft die Freigeister allein ohne Frau leben werden, und hat durch seinen eigenen Vorgang diese Voraussicht bestätigt. Neben der Unwürdigkeit dürfte also wohl auch die Absurdität dieser Züchtungsehe auf der Hand liegen. Wie die Natur dafür sorgt, daß „die Bäume nicht in den Himmel wachsen“, so hat sie auch Acht, daß immer wieder Genies entstehen, spontan, und läßt sich dabei nicht von uns ins Handwerk pfeuschen. Lassen wir sie daher ihre Geschäfte selbst besorgen, heirathen wir im

eigenen, höchst persönlichen Interesse, und suchen wir lieber in unserer Person die Menschheit höher zu bringen! Dazu ist aber die erste Bedingung, daß wir uns selbst als Selbstzweck setzen und achten und uns keinem Gözen von Gattung zum Opfer bringen.

Es genüge, diese Punkte herausgegriffen zu haben. Selbstverständlich stehen neben den erwähnten noch viele andere, z. Th. sehr tiefe und nachdenkliche, Aeußerungen von Nietzsche. Interessant wäre es auch, manche Berührungen mit andern führenden Geistern, z. B. dem Verfasser der „Komödie der Liebe“ und dem der „Kreuzersonate“ aufzuweisen, interessant namentlich wegen der durchgängigen fundamentalen Verschiedenheit der Motive. Wir lassen das bei Seite und stellen abschließend die Frage: Ist Nietzsche nach alle dem ein Frauenfeind, ein Frauenverächter? Ich glaube, wir müssen sie unbedingt bejahen. Kann es eine tiefere, furchtbarere Verachtung geben, als die im Weibe nur das Mittel zu einem fremden Zwecke, dem Kinde, sieht und gelten läßt, die ihm allen Selbstwerth, alle Persönlichkeit im sittlichen Sinne abspriecht? Es verschlägt nichts, wenn dabei ab und zu von weiblichen Tugenden die Rede ist, wenn besonders das „kluge Weib“ fast ständiges Beiwort ist, denn diese Klugheit ist der Instinkt des Thieres, der es sicher zu seinen Zwecken leitet, sie ist die Gelehrigkeit des Dieners, der weiß, was seinem Herren gefällt, und ihm seine Wünsche an den Augen abliest, — eine echte, rechte Sklaventugend. Der Freie braucht diese Klugheit nicht; er hat das Privileg, wahr, d. h. er selbst zu sein. Zu dieser Schätzung stimmt denn auch, was den Frauen außer dem Gebären noch als Beruf zugestanden wird, besonders den armen Nichtgebärenden, die ja gar keine Rechte haben und nur aus Gnade ein Almosen zugeworfen erhalten. Natürlich die ewig gleichen „weiblichen“ Berufe: Krankenpflege und Küche. Hierbei steigt dann ein begeisterter Hymnus auf die Wichtigkeit und Würde der Kochkunst und die schauerliche Gedankenlosigkeit der Köchinnen. Frau Förster findet denn auch: „Eine gesunde wohlgeschmeckende, der Individualität der einzelnen Menschen angepasste Ernährung, ein gut geleiteter Haushalt überhaupt ist ein ebensolches Kunstwerk, wie ein Gemälde und mit ebenso viel wissenschaftlichem Nachdenken verbunden, als zu irgendwelchem Doctor-Examen gehört.“ Ich möchte einmal den Spieß umdrehen und sie auf ihr Gewissen fragen, ob sie glaubt, der beste Koch, der heute in Paris oder sonstwo lebt, bedeute für die Menschheit ebenso viel als ihr Bruder. — Und wiederum, kann das Weib einen schlimmern, tödtlicheren Feind haben, als diesen, der es so unbedingt zum Mittel herabwürdigt und fremden Zwecken opfert? Immer soll es fremden Interessen, denen der Gattung, denen des Mannes, dienen; nirgends die leiseste Ahnung, daß es eigene Interessen haben könne oder dürfe. Hierfür noch einen Beleg, wohl den kräftigsten. Wir haben gesehen, was die Ehe nach Nietzsche sein soll; nun lesen wir folgende Stelle: „Eine solche Ehe, welche das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes, gelegentliches Mittel für einen größeren Zweck gebraucht, bedarf wahrscheinlich . . . einer natürlichen Beihilfe, des Concubinats. Denn wenn aus Gründen der Gesundheit des Mannes das Eheweib auch zur alleinigen Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses dienen soll, so wird bei der Wahl einer Gattin schon ein falscher . . . Gesichtspunkt maßgebend sein . . . Eine gute Gattin, welche Freundin, Gehülfin, Gebärerin, Mutter, Familienhaupt, Verwalterin sein soll, . . . kann nicht zugleich Concubine sein: es hieße im Allgemeinen zu viel von ihr verlangen.“ Man möchte fragen, wie viele Frauen sich wohl zu dieser Rolle hergeben möchten, aber freilich, sie werden ja nicht gefragt und haben keine Wahl. Man bemerke erstens, wie schnell und leichtfertig hier, neben den erhabensten, überschwänglichsten Forderungen, die schlicht bürgerliche der ehelichen Treue, die gar nicht überschwänglich und in unzähligen Fällen verwirklicht ist, fallen gelassen wird; — das gewöhnliche Ergebniß eines überspannten

ethischen Ideals! — zweitens, wie bei der Frage: Einehe oder Concubinats? nur Gesundheitsrückichten mitreden dürfen; drittens, daß diese nur für den Mann vorhanden sind, bei der Frau dagegen ihre Gesundheit ebenso wenig wie ihre Würde in Rechnung gestellt wird. — So wäre denn Nietzsche doch der vielberufene Frauenfeind. Frau Förster glaubt dies Urtheil zu entkräften durch die Mittheilung, daß er sich gegen die Frauen, und zwar nicht nur gegen die jungen und hübschen, sondern auch gegen „alte langweilige Hühnelweibchen“, ja sogar gegen die verabscheuten Emancipirten, stets überaus höflich, rücksichtsvoll und zartfühlend bezeugt habe. Wohl Niemand, der Nietzsche irgend kennt, wird dies je bezweifelt oder anders erwartet haben. Aber wenn hier Theorie und Praxis so weit auseinander fallen, wenn er gar eine vornehme, sehr elegante, aber fromme und leidende Engländerin mit Thränen in den Augen (!) bittet, seine Bücher nicht zu lesen, so verräth das doch neben seiner echten Herzensgüte auch eine Schwäche seiner Philosophie: wie sie ihm nicht in fragloser Gewißheit und sieghafter Selbstverständlichkeit aus dem Leben herausgewachsen ist und daher auch vor dem Leben nicht Stand hält.

Bisher konnte es scheinen, als ob es mir nicht um das Verständniß, sondern um die Widerlegung Nietzsches, um die Verfechtung der Frauensache gegen ihn zu thun wäre. Wenn ich dies nebenbei erreicht hätte, sollte es mir recht sein; doch war es hier nur Mittel zum Zweck. Das in Frage stehende Gebiet nimmt in Nietzsches Gedankenwelt einen verschwindend kleinen Raum ein; um einen Eindruck von seiner Größe zu bekommen, ist es gewiß das allerungünstigste. Indessen das sichere, starke Gefühl für diese darf ich heute wohl bei meinen Lesern voraussetzen. Für das Verständniß Nietzsches kann trotzdem auch diese Frage lehrreich sein, denn in den Schranken und Lücken zeigt sie zugleich die festen Conturen seiner Kraft und Geistesart. Stellen wir zunächst fest, daß Nietzsche die Liebe des Mannes zum Weibe, im vollen Sinne des Wortes, nicht kennt. Nicht nur, daß er selbst sie nie empfunden hat (dies versichert uns seine Schwester ausdrücklich); nicht nur, daß er sie als Grundlage der Ehe verwirft; selbst ihr Begriff ist ihm unbekannt. Sie wird bald als Verliebtheit bespöttelt, bald als Brünstigkeit verachtet; bei „Carmen“ geht ihm dann die Liebe auf „als Fatum, als Fatalität, cynisch, unschuldig, grausam — und eben darin Natur! Die Liebe, die in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter ist!“ Aber diese Liebe, die so ganz rohe, ungebändigte Natur ist und mit der unwiderstehlichen verheerenden Gewalt eines Orkans, einer vulkanischen Eruption wirkt, sie, die im Kerne wirklich Haß, Begierde, Egoismus ist, trägt eben nur zu Unrecht den Namen Liebe. Sie ist mindestens nicht Liebe im Cultursinne, deren Gegensatz zur Begierde Schiller so prachtvoll klar bestimmt hat:

„Recht gejagt, Schloffer! Man liebt, was man hat, man begehrt, was man nicht hat; Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.“

Für diese Liebe ist freilich kein Platz in einer Ehe, wo man das Weib nur als Mittel braucht, vom Weibe nur etwas (das Kind) will. Geflissentlich wird daher das Wort „Liebe“ gemieden. Anstatt „Noch habe ich kein Weib geliebt“, sagt Zarathustra: „Noch habe ich nicht das Weib gefunden, von dem ich Kinder gemocht hätte.“ Aber die Liebe ist es doch, die im Manne erst Verständniß und Achtung für das Weib weckt; ist es verwunderlich, wenn bei Nietzsche Beides fehlt?

Wir entdecken hier einen besonderen Seelentypus. Man kann die Frauen — die echten, die zu lieben wissen — in zwei große Classen theilen: die eine will den Mann, die andere das Kind. Nicht in dieser schroffen Sonderung; immer ist Beides vereinigt, aber immer wird auch die eine Seite überwiegen. Die vorherrschende Richtung auf das Kind ist beim Manne viel seltener, aber auch gefährlicher: denn da er des Weibes sonst so wenig bedarf, ihm in allem Wesentlichen so

unbedingt überlegen und bevorzugt ist, so ist da, wo die große Ausgleicherin Liebe fehlt, und das Weib auch in der Ehe zum Mittel sinkt, jene Geringschätzung des Weibes unvermeidlich. Von diesem Typus ist Nietzsche (der auch beim Weibe nur den Einen kennt) ein bereites Beispiel. Der Mann, der die Frauenliebe nicht kennt, ist ja nicht überhaupt unfähig zu lieben, nur daß seine ganze Zärtlichkeit und Liebesfülle dem Kinde gilt. Aber da diese Liebe im Kinde doch nicht den Körper will, bedarf es da überhaupt der physischen Zeugung? genügt da nicht die geistige Vaterschaft, das Verhältnis des Meisters zum Jünger? In der That, weit öfter als vom Kinde redet Nietzsche vom Freunde als dem großen Fest des Lebens, der Ahnung des Uebermenschen. An seine „Brüder“ wendet sich Zarathustra; ihnen offenbart er die begierdefreie Selbstlosigkeit echter Liebe, den Seelenreichtum, der den Geliebten nur braucht, um sich seiner eigenen Ueberfülle zu entledigen, der immerfort schenkt, ohne je Gegengabe oder Dank zu verlangen, sich stets hingiebt und doch nie ausgiebt. Nun verstehen wir die seelische Eigenart Nietzsche's; er ist ein Mensch, dessen eigentliche Lebensatmosphäre die platonische Liebe ist. (Wir nennen sie so im Gedanken an das verklärte Idealbild, das Platon von seinem Meister Sokrates als dem größten Virtuosen dieser Liebeskunst entworfen hat, — ein Bild, das das Siegel der Wahrheit in sich selbst trägt, denn in ihm zittert noch die volle Gluth der Liebe nach, mit der er zuerst geliebt worden ist und die als ihren Abglanz diese Gegenliebe geweckt hat.) Diese Liebe war das Behiel der griechischen Cultur, gewiß ein edleres als unsere Schulen mit allgemeiner Schulpflicht und Normallehrplänen; sie hat nicht zum wenigsten ihrer Blüthe den frischen Jugendglanz, den warmen Lebenshauch gegeben. Aber freilich — das ist die Rehrseite — in dieser nur männlichen Gesellschaft ist die Frau schlimm daran. Sie kann, wie es in Athen der Fall war, nur als Gebärmaschine, höchstens nebenbei als Sclavin, Verwendung finden. Wie ein nachgeborener Spätling der Antike erscheint hier Nietzsche.

Aber Nietzsche's Stellung zum Weibe ist ja nicht ein isolirter Punkt; sie steht im Zusammenhange seiner ganzen Gedankenwelt, ist nur ein Specialfall seiner „Herrenmoral“. Um sie ganz zu verstehen und auszuschöpfen, müssen wir etwas weiter ausholen. Wir zählen Nietzsche herkömmlicher Weise zu den Philosophen, ohne zu verkennen, daß er sich von allen anderen großen Philosophen charakteristisch unterscheidet: er ist kein Systematiker. Das ist weder eine belanglose Differenz, noch haben wir hier eine neue, höhere Species des Philosophen vor uns; es verräth einfach, daß die eigentliche Richtung seines Geistes doch nicht philosophisch ist. Denn das Streben zum System ist nicht ein nebensächlicher, sondern gerade der entscheidende Zug in der Physiognomie des reinen Denkers: gerade die ursprüngliche Tiefe und Wucht, die formstiftende Kraft seines Denkens ist es, welche die Einheit und Geschlossenheit des Systems fordert und baut. Bei Nietzsche dagegen münden die Gedankengänge überhaupt nicht in Leitgedanken der Erkenntniß, sondern in ethische Impulse; das Gefühl für das, was geschehen soll, die Einsicht in das, was dazu nothwendig ist, macht seine Stärke aus, ein Imperativ ist sein letztes Wort. Als ein großer Ethiker, Prediger, Prophet steht er vor uns da. Für sein sittliches Ideal hat Nietzsche einen Ausdruck von einziger, wunderbarer Macht und Größe geprägt: Uebermensch. Ich gestehe, mir ist es unfaßbar, wie man an diesem Worte so sehr hat Anstoß nehmen, es so gröblich hat mißverstehen und mißdeuten können. Es kündet doch nichts als die unergleichliche Stärke seines sittlichen Gefühls, des Gefühls für die unerreichbare Höhe des sittlichen Ideals, des unendlichen Abstandes zwischen Ideal und Wirklichkeit. Es ist gewissermaßen die Forderung des Evangeliums, vom Einzelnen auf die Gattung übertragen. Wie jenes nicht eine Besserung oder Befehrung, sondern eine Wiedergeburt des Menschen

verlangt, wobei „der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße soll erlöst werden und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten; und wiederum täglich herauskommen und auferstehen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe,“ — so muß hier gleichsam die ganze Menschheit in ihrer absoluten Unzulänglichkeit untergehen, damit ein neuer, höherer Menschheitstypus aus ihrer Asche sich erhebe. Allerdings, auch der Inhalt des Ideals — über den das Wort „Uebermensch“ allein gar nichts aussagt — hat sich gewandelt: an Stelle des sündlosen, guten, undifferenzirten Menschen tritt jetzt die schöpferische Persönlichkeit, das Genie, als die höchste Form des Menschseins, die wir kennen. Wie in seiner Erhabenheit, so gleicht Nietzsche's Ideal dem des Urchristenthums auch in seiner absoluten Transcendenz. Ist das Ideal von der Wirklichkeit so fundamental verschieden, so unendlich entfernt, so kann es auch nicht aus ihr entstehen, so führt kein Weg von hier nach dort. Nur durch eine gänzliche Weltrevolution, durch ein Wunder kann es kommen. Wie ein Dieb in der Nacht, so kommt das Reich Gottes, plötzlich und unerwartet fährt es fitz und fertig vom Himmel nieder; wie der Blitz aus der dunkeln Wolke zuckt, so wird der Uebermensch erscheinen. Es liegt hier eine Art Selbsttäuschung, besser: Selbstberauschung vor. Die inbrünstige Gluth des prophetischen Schauens, welche das Ideal gebiert, überrumpelt das klare Selbstbewußtsein der Vernunft; was nur ein Bild ist, wird als Wirklichkeit, die Formel einer unendlichen Progression als eine endliche Zahl genommen. Aber diese Fiction ist gefährlich. Denn durch sie wird das Ideal unfruchtbar, gerade wegen seiner schwärmerischen Ueberchwänglichkeit verfehlt es den Zweck, zu dem es geschaffen ist: zum Handeln anzuspornen, dem Leben Ziel und Richtung zu geben. Denn was kann der Einzelne thun, um dies Wunder in die Wirklichkeit überzuführen? Nichts, gar nichts, als warten und beten! Darum finden wir bei Nietzsche dicht neben den erhabensten, tiefsten, begeisterndsten allgemeinen Ideen, sobald es sich um die concrete Anwendung auf einzelne Lebensgebiete handelt, so häufig die niedrigsten, rohesten, zumellen willkürlichsten Forderungen. Das Christenthum hat viel lernen und sich gründlich umwandeln müssen, ehe es aus der Religion der Weltflucht zur weltberobernden und weltbeherrschenden Religion wurde. Die Socialdemokratie krankt noch heute an der Transcendenz ihres Ideals, des Zukunftsstaates. Auch Nietzsche's Ethik, soll sie anders die Probe des Lebens bestehen, soll die gewaltige Kraft des sittlichen Impulses, die ihr innewohnt, der Menschheit wirklich zu gute kommen, wird Vieles, sehr Vieles abstreifen müssen, so jedenfalls auch die ganze Theorie von Kind und Ehe mitsammt der daranhängenden Werthung des Weibes.

Wenn Nietzsche nicht im Stande ist, den Weg zu seinem Ideal zu zeigen, so liegt das vor Allem daran, daß er die Wege, die thatsächlich dahin führen, nicht kennt, daß er mit den lebendigen Kräften des modernen Lebens keine Fühlung hat. Denn nicht nur die Frauenbefreiung, auch die ganze demokratische Richtung unserer Zeit, mit ihrem Kampf gegen Autoritäten und ihrer Achtung vor der Individualität, mit allgemeinem Stimmrecht und allgemeiner Schulpflicht, ist ihm zuwider. Man wird kaum eine unter den großen, originalen, zukunfts mächtigen Schöpfungen unserer Zeit finden, die er nicht mit verständnißloser Verachtung, mit bitterer Gehässigkeit verfolgte. Nietzsche erfüllt hier das typische Geschick des Philosophen. Denn auch das ist ja neu bei ihm, daß er nicht, wie seine Vorgänger, von der Mathematik oder Naturwissenschaft, sondern von der Philologie aus zur Philosophie kommt. An der Größe vergangener Zeiten hat er sich zu seiner Höhe erhoben; an der wärmenden Sonne des Griechenthums, der Renaissance ist sein Ideal gereift. Wie nun aber der Philologe diese früheren Culturen und ihre schaffenden Geister in ihrer psychologischen und socialen Bedingtheit versteht, so ist er dann geneigt, die hier vorhandenen Bedingungen als all-

gemein giltig zu setzen. Er übersieht ganz, daß unsere Zeit, die doch wahrlich an Genies nicht arm ist, auf ganz anderen Wegen zu demselben Ziel gelangt. Denn um eine vergangene Zeit so tief zu erfassen, muß man ihr verwandt sein; gerade durch die Arbeit des Verstehens aber und die Gewöhnung müssen diese Seiten des eigenen Wesens allmählig die herrschenden, wenn nicht die ausschließlichen werden. So wird der Philologe, in demselben Grade, wie er in einer fremden Zeit vertraut und heimisch wird, leicht zum Fremdling in seiner eigenen. Dieser Gefahr ist Nietzsche nicht entgangen. Wie sein Ideal ungestüm in die Zukunft drängt, so weisen seine concreten Forderungen sammt und sonders in die Vergangenheit, die Renaissance, die Antike, ja zuweilen — wir haben es gesehen — noch darüber hinaus in Perioden vorhistorischer Barbarei. Nun ist in der Vergangenheit die Verfassung der menschlichen Gesellschaft stets aristokratisch gewesen; Wenige gelangten zu dem Grade materiellen Behagens, in der Cultur gedeihen kann, indem sie die Vielen unterdrückten und ausbeuteten. Daß unter diesen wenigen Herrschenden nur in ganz wenigen Fällen ein noch viel winzigerer Bruchtheil wirklich sich zu schöpferischen Persönlichkeiten entwickelt hat, und daß diese Wenigen selbst in der Vergangenheit nicht immer aus der Herrenkaste stammten, wird nicht beachtet; es wird ohne Weiteres angenommen, daß oligarchische Verfassung das Entstehen von Genies garantire, demokratische sie hindere. Daher die Nietzsche'sche Herrenmoral. Nicht die Frauen allein, auch der weit überwiegende Theil der Männer ist bei dieser Auffassung nur dienendes Werkzeug, ohne Werth in sich, nur bestimmt, den wenigen „Uebermenschen“ sich zu opfern, von ihnen beherrscht und verbraucht zu werden, nur dadurch Werth und Daseinsberechtigung erhaltend. Nur daß, wenn Nietzsche vom Manne spricht, sich ihm unwillkürlich die Vorstellung dieser seltenen Species der schöpferischen Persönlichkeit unterschiebt, während das weibliche Geschlecht in seiner Gesamtheit unesehen zur *massa perditionis* geworfen wird. Alle die größten Ethiker aller Zeiten, mögen sie Buddha, Jesus, Kant oder Tolstoj heißen, sind darin einig, daß vor dem Sittengesetz alle Menschen gleich sind, daß es nur eine Moral, nur eine Tugend giebt, und gerade, daß sie sich ausschließlich nur an den Menschen als solchen und damit an das ganze Menschengeschlecht wenden, macht das Siegel ihrer Größe aus. Nietzsche hat in historischer Befangenheit und Kurzsichtigkeit diese Er rungenschaft aufgegeben. Ich rechne auch seine Herrenmoral zu dem Vergänglichem an ihm, dem Menschlich-Allzumenschlichen, was überwunden werden muß.

Ich füge noch einen abschließenden Zug hinzu. Das unentbehrliche Organ zum Erfassen fremden Seelenlebens und Geisteserschaffens ist die Beobachtung des eigenen. Auch bei Nietzsche wird dieser Factor nicht weniger bedeutend gewesen sein; so werden seine Gedanken auch in diesem Sinne erlebt sein. Vielleicht mehr als die Einsicht in die Bedingungen, unter denen die Großen der Vergangenheit so groß geworden, wird das quälende Gefühl für das, was die eigene Natur bedürfte, um sich zu ihrer vollen Größe auszuwachsen, die Quelle Nietzsche'scher Weisheit gewesen sein. Dazu gehört nun freilich das Entrücktsein aus dem Kampfe um das tägliche Brod und dem Frohdienst des äußeren Berufes, die materielle Unabhängigkeit, Sicherheit und Behaglichkeit, wie sie die Bürger Athens, die Herren des Mittelalters, Dank den für sie arbeitenden Schaaren von Sklaven und Hörigen, genossen und wie sie ein Professor, Beamter, Schriftsteller von heute in der Regel nicht haben kann. Dazu gehört auch, daß ein freundlicher dienstbarer Geist in mütterlicher Fürsorglichkeit einem die Sorge um das persönliche Wohlbefinden abnimmt und all' die tausend kleinen Liebesdienste erweist, die das körperliche und seelische Wohlbehagen, das günstige, fruchtbare Klima für geistige Production, bedingen, — die ideale Aufgabe des Weibes im Sinne Nietzsche's und ver-

muthlich der meisten Männer. Aber viele der Größten haben diese Vortheile nicht gehabt, aber sie haben alle Schwierigkeiten besiegt, ja nicht selten hat der Kampf um's Dasein, der harte Zwang der Amtspflicht ihren Willen gestählt und ihre Kraft gesteigert. Wenn Nietzsche hier abhängiger und empfindlicher ist, so liegt das vielleicht an der größeren Zartheit und Schwäche seiner physischen Constitution. Je feiner und complicirter ein Instrument ist, um so zerbrechlicher pflegt es zu sein, umsomehr will es geschont und vorsichtig behandelt sein; sollte das nicht von dem schaffenden Gehirn des Genies im höchsten Grade gelten? Zwar sehen wir viele der Größten unseres Jahrhunderts außer ihrem Genie noch mit einer eisernen Gesundheit und einer schier unerschöpflichen Lebenskraft ausgerüstet: Goethe, Bismarck, Ibsen, Böcklin und Andere; und gewiß wären sie ohne das nicht so groß geworden. Aber eigentlich geschieht da ein doppeltes Wunder; Andere, und vermuthlich weit mehr müssen die Feinheit ihrer Organisation mit ihrer Widerstandsfähigkeit, die überwiegende Entwicklung des Geistes mit der Gesundheit des Körpers bezahlen, Genie und Wahnsinn sind oft nicht weit von einander, und wie viele herrliche Anlagen mögen dem Kampfe mit der Schwäche des Leibes und der Rauigkeit des äußeren Lebens erlegen sein, ehe sie sich der Welt offenbaren konnten. Hier waren die Talente früherer Zeiten in der That vielfach günstiger gestellt, wenn sie nämlich als Mitglieder der bevorzugten Kasten geboren waren. Indessen können wir uns einfach der Thatsache getrösten, daß die Genies darum keineswegs ausgestorben sind, daß die modernen Lebensverhältnisse ihnen in anderen Hinsichten wiederum günstig sind, und daß sie eben andere Wege gefunden haben und finden werden, sich die Welt zu erobern. Indessen gefährlicher als die Ungunst der äußeren Bedingungen ist der Feind im eigenen Busen. Hier verstehen wir Nietzsche's erbitterten Kampf gegen das Mitleid. Wie der offene Blick für die Unendlichkeit des Glucks und Leids rings um uns her, und das tiefe Mitgefühl eines Herzens, das alles Leid als sein eigenes trägt und empfindet, die Kraft des Menschen lähmt und die Lebensfreudigkeit tödtet, ohne welche nichts Großes geschaffen wird, das leuchtet ohne Weiteres ein. Nur der Stumpfsinn könnte verkennen, daß Nietzsche darum so heftig gegen das Mitleid eifert, weil er es selbst zu tief empfand und zu bitter unter ihm litt, auch wenn wir nicht Aussprüche hätten wie: „Ist nicht Mitleid das Kreuz, an das der genagelt wird, der die Menschen liebt?“ So ist der Nietzsche'sche Uebermensch in manchen Zügen nicht das Abbild, sondern das Widerspiel seines Schöpfers.

Der Fortschritt der Cultur verlangt eine fortschreitende Verfeinerung und Differenzirung des menschlichen Geistes. Wird diese, zumal nach der Seite der passiven Empfänglichkeit und Sensitivität, so sehr gesteigert, daß die Gesundheit des Gesamtlebens und in Folge dessen auch wiederum die Fruchtbarkeit und Leistungsfähigkeit des Geistes darunter leidet, so reden wir von Decadence. Wenn Nietzsche, der feine, sehr nüancirte Culturmensch, vielfach die physische Kraft und robuste Gesundheit, die Tüchtigkeit der Rasse, so hoch einschätzt, so dürfte hier auch die Sehnsucht des Decadents nach der rohen, noch nicht der Cultur unterworfenen Natur mitsprechen.

Denkmal oder Denkmünze?

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Im Jahre 1803 kamen mehrere pensionirte Beamte in Mannheim auf den Gedanken, für Carl von Dalberg ein Denkmal zu errichten; sie sammelten Geld, und ihr Führer Ferdinand von Lamezan legte die Summe in die Hände Goethe's, seine Berathung erbittend. Goethe nahm sich der Sache warm an, denn er schätzte Dalberg, den er als Statt-

halter von Erfurt oft gesehen hatte, und die Frage, wie mit der mäßigen Geldsumme, die zur Verfügung stand, etwas Gutes geleistet werden konnte, lag so recht in seinem Gedankenfelde. Folgendes war das Ergebnis seines Nachdenkens: „Von allen Denkmalen, die einem bedeutenden Manne gesetzt werden können, hat freilich das plastisch-ikonische den Vorzug; allein welcher Aufwand, welche Zeit, welche Gelegenheit wird hierzu nicht vorausgesetzt! Nur der, dem die Ausübung der Majestätsrechte zusteht, darf an ein solches Unternehmen denken. Die plastisch-architektonischen Monumente, wie z. B. das Gekrönte bei Zürich, sind gleichfalls großen Schwierigkeiten unterworfen. . . Die pur-architektonischen sind vor der Nullität kaum zu schützen: die dabei anwendbaren Formen sind schon so durchgebraucht, daß ein sehr genialer Künstler und reicher Unternehmer vorausgesetzt würden, um etwas für den echten Geschmack nur einigermaßen Erfreuliches zu leisten.“ Da alle diese Vorbedingungen nicht gegeben waren, so kam Goethe auf den Vorschlag zu einer Medaille und er bat Lamezan am 12. Januar 1804 um seine und seiner Committenten Zustimmung. Er wolle dann weitere Vorschläge machen. „Die großen Vorzüge, welche unter den gegebenen Umständen ein solches Monument vor Andern hat, werden alsdann gleichfalls zur Sprache kommen.“ Schon am 8. Februar kam er auf die Sache zurück. „Eine Medaille hat durch ihre mögliche Verbreitung, durch ihre Dauer, durch Ueberlieferung der Persönlichkeit in einem kleinen Raum, durch Documentirung allgemein anerkannter Verdienste, durch Kunst- und Metallwerth so viel Vorzügliches, daß man, besonders in unsern Zeiten, Ursache hat, sie allen andern Monumenten vorzuziehen.“ Er schlägt dann vor, daß das Comité die Medaille in Rom herstellen lasse und Seiner Kurfürstlichen Gnaden wenigstens eine goldene, eine schickliche Anzahl silberner und eine größere Zahl kupferner übergebe, während der übrige Vorrath an Liebhaber verkauft werde. Wie die Sache weiter ging, braucht hier nicht erzählt zu werden. Goethe ließ bereits für die Rückseite, die Moses darstellen sollte, wie er dem Felsen die Quelle entlockt, Entwürfe machen, aber der ganze Plan wurde schließlich nicht ausgeführt.

Wie sehr diese bescheidenen Münzen zur künstlerischen Bildung und Erquickung beitragen können, sehen wir wieder am besten an Goethe. Im kleinen armen Weimar war an ein Museum, wie wir sie heute gewöhnt sind, noch nicht zu denken; er selber sammelte zwar auch aus dem Gebiete der Kunst so viel, wie seine Mittel und Verbindungen irgend möglich machten, aber natürlich konnte er von größeren plastischen Werken in seinem Hause nur einige haben. Da er nun vollständiger Sammlungen bedurfte, an denen er die Entwicklung der Kunst durch Jahrhunderte verfolgen konnte, so verfiel er auf Münzen und andere kleinste Gegenstände. Unermüßlich sammelte er sie, manche Freunde und Freundinnen setzten er in Contribution. So schrieb er am 25. April 1803 an Marianne von Eybenberg: „Da ich mich von dem Anschauen größerer Kunstwerke hier in meiner Lage entfernt sehe, so ist die Betrachtung von Münzen eine besonders belehrende Unterhaltung, indem man die Kunstgeschichte aus ihnen sehr gut studieren kann, besonders, wenn sich das Auge am Marmor hinlänglich geübt hat. In früherer Zeit hatte ich selbst einiges gesammelt, hiesige Freunde haben auch Neigung zu solcher Kenntniß und solchem Besiz, wir haben die erste Sammlung der mionnettischen Pasten angeschafft. . . Um auch über die neuere Kunstgeschichte mich auf demselben Wege aufzuklären, habe ich gesucht, besonders päpstliche Medaillen, dergleichen in dem 15. und 16. Jahrhundert häufig in Kupfer geschlagen wurden, anzuschaffen. . .“ Und nun kommen seine Petita. Ganz ebenso schreibt er am 25. Januar 1804 an Wilhelm v. Humboldt's Gattin über seine moderne Medaillensammlung in Erz und Kupfer, „die von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts anhebt und

sich bis auf die neuesten Zeiten erstreckt. Ich bin bei meiner neuen Bearbeitung Cellini's darauf gekommen; denn da man sich im Norden mit Brosamen begnügen muß, so schien es mir nur möglich, durch Originalmedaillen aus den verschiedenen Jahrhunderten, die doch immer, wie bekannt, sich zur Bildhauerkunst ihrer Zeit anzunähern wußten, irgend etwas Anschauliches über die bildende Kunst zu erhalten, und es ist mir schon sehr, durch Bemühung, Gunst und Glück, gelungen, etwas Bedeutendes zusammen zu bringen.“

Diese Anregungen Goethe's sollten wieder erwogen werden, einmal weil wir heute unter der Denkmalthür leiden und weil wir zweitens viel mehr als früher darüber nachsinnen, wie wir die Kunst zu einem Gemeingute des ganzen Volkes machen können, wie wir von der Lukuskunst zur Volkskunst gelangen. Es sollen natürlich nicht alle großen Monumente von Stein und Erz verdammt sein, obwohl wir nicht zweifeln, daß neunzig von hundert das Geld nicht werth sind. Wo ein Denkmal steht, kann auch ein gut gewachsener Baum auf grünem Rasen stehn, und er wird in den meisten Fällen schöner sein. Die alte Sitte, an denkwürdigen Tagen Bäume zu pflanzen, ist in ihrer Weisheit gewiß zweifellos, als das heutige Anregen von Monumenten, und die Bismarck-Eichen lassen uns ebenso viel oder wenig an Bismarck denken wie die theuren Monumente. Ja, sind denn Denkmäler auch wirklich Denkmäler? Ich fürchte, daß in Berlin Tausende Jahrzehnte lang neben solchen Denkmälern wohnen und leben, ohne sich auch nur im geringsten in ihrem Denken von diesen Figuren berühren zu lassen. Manches alte Volkslied wie „Prinz Eugen, der edle Ritter“, Moses's Lied: „Zu Mantua in Banden“, „Der alte Barbarossa“ von Rückert, „Joachim Hans von Zietzen“ von Fontane, das sind wirkliche Denkmäler, und noch großartigere sind Werke wie Schiller's Tell oder Goethe's Egmont; die Bildhauer-Arbeiten sind nur dann in Wahrheit Denkmäler, wenn sie zu uns sprechen, und das kann man auch an den theuersten nur selten rühmen. Man achte nur darauf, mit welcher Gleichgültigkeit gegen die dargestellte Person solche Denkmäler von Andern und von uns selber betrachtet werden, wenn man sie überhaupt beachtet. Sollte die Menge der Kaiser Wilhelm-Denkmäler wirklich seinem Gedächtniß förderlich sein?

Goethe war damals, als es noch keine Denkmal-Fabriken gab und jedes Monument wegen seiner Seltenheit noch die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, gegen solche Monumente, weil das Geld knapp war, weil nur ein wohlhabender Fürst sich daran wagen durfte. Heute ist es Ehrensache geworden, daß gewisse Denkmäler recht viel Geld kosten müssen. Auch schrecken wir nicht mehr wie Goethe vor dem Arbeitsaufwand zurück, wir lassen im Gegentheil sehr bereitwillig hundert arme Künstler sich vergeblich an den Preisaufgaben abmühen und theure große Modelle einsenden. Sollte also nicht auch heute noch die Denkmünze dem großen Monumente zuweilen vorzuziehen sein? Das Denkmal ist an den Ort gebannt, allermeist an die große Stadt; die Denkmünze kann ihren Platz auch im einsamsten Dorfe finden; sie ist von allen Kunstwerken das handlichste, sie kann in zehntausend Orten zugleich betrachtet werden. Das Denkmal muß, wenn es inhaltreich sein soll, sehr theuer sein; die Denkmünze aus Kupfer oder Bronze ist das billigste plastische Kunstwerk. Ich habe vor mir eine Denkmünze, die den Kampf von Schleswig-Holstein gegen Dänemark behandelt; wenn der Inhalt ihrer Vorder- und Rückseite als Denkmal dargestellt werden sollte, kostete es wenigstens eine Million. Und wenn ich in Kiel das Denkmal sähe, hätte ich wahrscheinlich keine Zeit es gehörig zu betrachten, oder ich wäre nicht aufgelegt, oder es wäre dunkel oder regnerisch. Die Denkmünze nehme ich hier zu Hause in die Hand, wenn ich gerade in der rechten Stimmung bin, und zeige sie meinen Freunden, wenn wir eine gute Stunde zusammen haben wollen. Da habe ich eine andere Denkmünze von Karl August, geprägt zur Feier seiner fünfzigjährigen Regierung.

Ich weiß nicht, ob der Kopf auf seinem Reiterstandbilde noch besser ist, als auf diesem Kupferstücke; jedenfalls sehe ich diesen erheblich besser, und darauf kommt es doch an. Die Denkmäler haben fast alle den Fehler, daß man dem dargestellten Menschen nicht ins Gesicht schaut; Pierdeschwanz und Kanonenstiefel kann man recht gut sehen, sehr schwer aber den Ausdruck des Gesichts. Die Christus-Statue von Thorwaldsen war mir seit Jahren so geläufig wie den Lesern, auch habe ich das Original in Kopenhagen gesehen, um so erstaunter war ich, als ich bei einer guten Nachbildung das Antlitz Christi einmal in Augenhöhe hatte und nun Schönheiten entdeckte, die mir so lange fremd geblieben waren. Von dem Schöpfer des Wiener Goethe-Denkmales, das noch nicht enthüllt ist, berichteten die Zeitungen neulich, daß er seinen Helden auf einer Bank sitzend so darstellen wolle, daß ihm der Beschauer, wenn er einige Stufen hinaufgestiegen ist, gerade in's Gesicht schaue. Endlich einmal ein Künstler, der es weiß, daß der normale Mensch nicht sechs Meter groß ist und daß wir nicht alle weitfüchtig sind!

Als jetzt das Goethe-Jubiläum gefeiert wurde, ist wohl auch in Frankfurt eine Medaille geprägt worden; ich meine, es gelesen zu haben. Aber solche Kunstwerke müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, nicht bloß in die Kästen einiger reichen Liebhaber kommen, sondern zu vielen Tausenden in's Volk. Ein Verein, der seinen Mitgliedern für ihren Beitrag musterhafte Denkmünzen aus früherer und neuester Zeit lieferte, dem die Kultus-Ministerien und Städte mit ihren Schulen beitreten könnten, hätte den Anfang zu machen; die vielen Festcomités, die jedes Jahr entstehen läßt, könnten folgen. Die Denkmünzen-Sammlungen brauchen nicht so häufig zu werden wie die von Briefmarken und Liebigbildern, aber hundert Mal so häufig als heute möchte man sie schon wünschen. Goethe möchte nicht seine Zeit mit Schach und Karten vergeuden, sondern besah sich lieber interessante Sachen aus der Natur und Kunst, und wenn er Gesellschaft hatte, vielleicht langweilige, so holte er sich einen Kasten voll Denkmünzen, wie unsere Damen das Photographie-Album, und zeigte seine Schätze, ihre Vorzüge preisend, ihre Geheimnisse erläuternd, sich selbst und Andere an allen den kleinen Schönheiten begeisternd. Als er die alte Freundschaft mit Charlotte v. Stein nach Jahren des Jornes wieder anknüpfte, war seine Münzen-Sammlung ein willkommener Anlaß, sie in's Haus zu laden, und wenige Tage nach ihr konnte er seine Schätze dem berühmten Geschichtsschreiber Johannes v. Müller zeigen, der aus seinem reichen Wissen heraus ihm über die dargestellten Personen und Ereignisse vieles Belehrende mittheilte. Auch aus den ältesten Zeiten menschlicher Kultur war manches Stück da, denn die Münze, das kleinste Kunstwerk, ist von allen Kunstwerken das unvergänglichsste, sie ist am allerwenigsten Beschädigungen ausgesetzt und auch dadurch eignet sie sich zum Denkmal.

Ich gehöre zu den Schwärmern, die Kunstsammlungen in jedes Dorf, jede Schule hineinziehen möchten; Denkmünzen wären gerade für Schulen die brauchbarsten kleinen Kunstwerke. In den Geschichtsstunden könnten sie den Schülern in die Hand gegeben werden, da prägten sich historische Personen und Zustände hundert Mal leichter ein, als beim Durchlesen der Lehrbuch-Paragrafen, und nebenbei bildeten sich Geschmack und Stillkenntniß. Auch eine „Literaturgeschichte in Denkmünzen“ läßt sich denken und wäre ein zweckmäßiges pädagogisches Hilfsmittel. Und wäre es nicht möglich, bei großen Feiern allen Schulkindern solche Kunstwerke zur dauernden Erinnerung zu schenken, sie zugleich an künstlerische Sammlungen gewöhnend? Vielleicht feiert man einmal die nächste Jahrhundertwende nicht mit einigen Ständeserhöhungen und der Einführung häßlicher Briefmarken, sondern durch allgemeine Vertheilung einer schönen Schatzmünze, die die Fortschritte des zwanzigsten Säculums verfinnbildlicht.

Zeuissekon.

Nachdruck verboten.

Am Kaiserdenkmal.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen.

Bei uns in Helsingfors haben wir dem guten Kaiser Alexander II. von Rußland ein schönes Standbild gesetzt, und an dem Todestage des alten Finnländern so gütigen und gerechten Monarchen wird sein Denkmal stets mit riesigen Kränzen und Blumenpenden jeder Art geschmückt, die aus allen Theilen des dankbaren Landes kommen. Auch an diesem 13. März blickten die allegorischen Figuren am Sockel, zumal die weibliche Gestalt des Gesetzes, die ihren Schild auf einen mächtigen Löwen stützt, aus der Blumenfülle empor, aber ihr Ausdruck war diesmal ernst und finster, denn der Wind in Petersburg hat gewechselt, und man greift von oben in die heiligsten Rechte unseres Volkes und will seinen Untergang. Doch ich will schildern, was ich gesehen habe.

*

Der Fuß des Alexander-Denkmales ist von Blumen bedeckt. Tausende von Menschen erfüllen ringsum den großen Platz. Kein Flüstern, Alles still wie bei einer Beerdigung. Nur da und dort bewegen sich Gendarmen.

Ein Schutzmann, früherer Soldat, steht als Wache am Blumenhügel. Ruhig und ernst steht er da, sein Gesicht spricht weder von Freude noch Trauer, aber ich lese seine Gedanken aus seinen blauen Augen.

„Warum hat man mich eigentlich hierher gestellt? Um Wache zu stehen? Etwa vor den Blumen? Kein Mensch scheint sie wegnehmen zu wollen; Jeder bringt ja nur immer neue . . . Oder um die Ordnung aufrecht zu erhalten? . . . Aber das thut ja Jeder am besten selbst . . . Ich habe den Befehl, hier zu stehen, bis der letzte Zuschauer fort ist. Vielleicht muß ich dann mein Leben lang hier bleiben . . . Aber so war ich denn wenigstens einmal Ehrenwache des Kaisers — Ehrenwache der Grundgesetze . . .“

Die Menge stimmt einen Choral an. „Ein feste Burg ist unser Gott“ erklingt es von den Treppen der Universität her, und auf den Stufen der Nicolaikirche stimmt man ein in den Gesang. Jeder hat sein Haupt entblößt. Auch unser Schutzmann nimmt die Mütze ab und hält sie in der linken Hand, wie beim Feldgottesdienst.

„Das war ein schöner Choral! . . .“

Langsam setzt er die Mütze wieder auf. Eine Thräne glänzt in seinem Auge. Um sie zu verbergen, kehrt er sich ab, als betrachte er die Blumen am Fuße des Denkmales.

„Das war ein wunderbar schöner Choral! . . .“

Da erbraust plötzlich ein neues Lied. Es ist „Unser Land“, die finnische Nationalhymne, und alle Häupter entblößen sich auf's Neue. Der Schutzmann führt schnell die Hand an die Mütze. Doch gleich darauf stößt er; er senkt die Hand, hebt sie wieder in halber Höhe, senkt sie wieder und scheint nicht zu wissen, was er thun soll. Denn er erinnert sich ja der neuesten Vorschrift. Hat doch der jegige Generalgouverneur von Finnland, General Bobrikoff, dem Militär verboten, unserem Nationallied den militärischen Gruß zu bringen!

„Es ist ja verboten . . . Der Befehl ist da. Wir dürfen vor dem Nationallied nicht die Hand an die Mütze legen. Die Gendarmen drüben haben ja auch die Mützen auf, und ihre Arme rühren sich nicht . . .“

Er überlegt und kämpft noch, die Hand hebt und senkt sich und versucht am Rande der Mütze zu bleiben.

„Ich werde vielleicht den Abschied erhalten . . . meiner Anstellung beraubt . . . Weib und Kinder werden hungern . . . Alle finnischen Patrioten werden verabschiedet und weggeschickt, vielleicht sogar der Polizeidirector . . . Und wer kommt an ihre Stelle? — die Gendarmen drüben . . .“

Seine Hand ist herabgesunken, sie hebt sich und fällt wieder.

Aber immer inniger, immer zuversichtlicher und kraftvoller brausen die Löhne aus der Brust von Tausenden.

„Es ist das Lied meines Landes. Es ist das Lied meines Volkes. Wem soll ich Ehren erzeigen, wenn nicht ihm! Mag da kommen, was will: ich grüße!“

Und nun fliegt die Hand an die Mütze mit einem Ruck und bleibt da. Als hätte er ein Commando gehört, macht er Front vor dem Volk, und bis der Gesang an das Vaterland verklungen ist, steht er wie angenagelt an seinem Platze, stolz und ehern wie eine Statue, mit dem Schilde des Gesetzes hinter sich. Und Ruhe, Frieden und sichere Zuversicht leuchten aus seinem Angesicht, und ein Schimmer von Glück glänzt in seinem Blick. Seine Lippen bewegen sich im Tacte mit den letzten Tönen des Liedes.

Jrgendwo in der Menge erhebt sich eine Mädchenhand. Ein Blumensträußchen macht über den Köpfen Aller einen Bogen in der Luft und fällt neben dem Schutzmann zur Erde.

Er beugt sich, nimmt die Blumen, und inmitten der Hochrufe auf das Vaterland legt er sie dem Löwen zu Füßen — dem Löwen des Gesetzes.

Aus der Hauptstadt.

Von drinnen und draußen.

Der Schillerpreis.

Und wiederum des Empfängers harrt
Der üppige Preis für großes Vollbringen,
Für Geistesthaten besonderer Art,
Wie der Menge sie nimmermehr gelingen.
Doch nicht den Poeten, die ehrgeizentflammt
Mit Schiller's Reiz sich bediademen,
Der Preis gebührt euch, die dies Richteramt
In Zukunft noch einmal übernehmen!

*

Die Reinigung der Literatur.

Bei der Berathung der Ley Heinge hat Herr Roeren mit Recht bemerkt, daß kein anständiger Mensch den Schöpfungen Sudermann's eine Thräne nachweinen werde und daß die Classiker ebenso streng wie moderne Poeten behandelt zu werden verdienen, wenn sich unzüchtige Lieder und unreine Reime in ihren Gesammelten Werken vorfinden. Herr Roeren deutet damit auf die Beschlagnahme und Einziehung der Dichtungen Schiller's und Goethe's hin; vielleicht will er auch nur den Verkauf ihrer Pornographie an Kinder unter 16—18 Jahren verbieten. Jedenfalls ist Gefahr im Verzuge. Ohne die Classiker kommt man heutzutage nicht gut aus, schon der Citate wegen, die sich in Reichstagsreden immer so gut machen. Auf der anderen Seite muß dem sittlichen Ruin der Kreise, in denen sich Herr Roeren bewegt, gesteuert und die gesammte Classik einschließlich Sudermann moralisch ausgeräuchert werden. Wie ist das zu bewerkstelligen?

Man weiß seit Langem, daß sich unter den höheren Beamten Deutschlands, besonders unter den richterlichen oder doch juristisch gebildeten, ganz hervorragende Dichtertalente befinden. Wir nennen nur die Namen Wildenbruch, Hammerstein-Logten, Philli Eulenburg. Es ist auch gar kein Wunder, daß die Poesie gerade in diesen Kreisen so viele Opfer fordert. Die meisten Beamten werden leider dadurch, daß sie während der Bureaustunden fortbauend aus dem Fenster starren, auf die Naturbeobachtung und damit auf's Bersenmachen förmlich hingewiesen; Andere wieder reifen rastlos, was gleichfalls sehr zum Dichten verleitet.

Neben den schöpferischen Poesiegenies, die wir eben nannten, giebt

es auch bescheidene Kräfte in Amt und Würden, die gleichfalls gern einmal etliche Strophen von sich geben, es aber leider nur selten zu öffentlicher Anerkennung bringen. Bisher waren sie gezwungen, zeitweilig ungedruckt zu bleiben; höchstens in Hochzeits-Kladderadatschen und bei Todesfällen konnte ihre leuchtende Muse ausarten. An diese stillen Dulder hat Roeren offenbar in erster Linie gedacht. Er will die minderbegabten Juristen an der Hand sogenannter großer Dichter auf den Parnas führen. Dadurch wird allen Theilen geholfen. Die Classiker entgehen der Gefahr der Beschlagnahme, das Volk kann nicht mehr sittlich vergiftet werden, empfängt sogar von den mit der Umbichtung betrauten Assessoren, Referendaren u. praktische juristische Winke in der sich dem Gedächtniß leicht einprägenden Versform, und Herr Roeren kommt noch weniger als früher in die Versuchung, selbst in Stunden der größten Langweile ein Buch aufzuschlagen.

Hierunter geben wir zwei Verwässerungsproben aus der neuen Roerenleitung zur gefl. kostenlosen Benutzung:

Goethe.

Ich ging im Walde
So für mich hin;
Zu suchen hatte
Ich nichts darin.

Im Schatten sah ich
'ne hübsche Blum',
Doch war sie fiscallisches
Eigenthum.

Ich wollt' sie brechen
In sträflicher Hast;
Da hat der Förster
Mich abgefaßt.

Drei Mark muß' ich blechen.
Dies Geld — o rett's
Und denke immer
An's Fortigeseß!

Schiller.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, ist zur Statue entgeistert
Lausch' ich dir! Die Mutter, die dich hegt,
Hat's Klavierstundengeld gut angelegt.

Göttin Laura, donnre mit Gebräus,
Doch nie werde grober Unfug drauß!
Hohe Strafmandate du erhaltst,
Laura, wenn du Nachts nach Elfe spielst!

*

Vom kommenden Montan-Krach.

„Silbernes Tafelgeschirr ist billig zu verkaufen, auch umzutauschen gegen Abonnementskarte auf solides, einfaches Mittagbrod in reinlicher Budite. Gefl. Angebote unter Kohlenarbeiterstreik an die Expedition.“

— Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: meine Name ist Aron, Bankier. Sie werden von meinen Hausse-Unternehmungen in Eisenwerks-Actien gehört haben —

Der Andere (sehr barsch): Bedauere, kann Ihnen nichts geben — Sie müssen sich schon an einen Wohlthätigkeits-Verein wenden.

*

Abg. Barth verfiel, während Abg. Gamp sprach, in einen tiefen Schlummer. Und da wird immer noch behauptet, unsere Abgeordneten verstünden ihre Zeit nicht richtig auszunutzen! Herr Barth beabsichtigte übrigens mit seinem seligen Entschlafen nicht etwa gegen den Kollegen

Gamp zu demonstrieren, sondern wollte sich nur auf die nächste Rede Ridert's vorbereiten.

*

In Budapest ist ein Bureau zur Ausführung schriftlicher Schularbeiten entdeckt worden.

Man glaubt nicht, daß die Begründung zur Flottenvorlage von einem Bureaufraten des obigen Bureaus stammt, obgleich ihre Schülertätigkeit diese Annahme als sehr naheliegend erscheinen läßt.

*

Die neue Allianz.

I.

„Und das Bündniß, welches wir mit Deutschland eingegangen sind . . .“ (Chamberlain im Unterhause, nach der Abreise Kaiser Wilhelm's von England.)

„Allerdings ist unser Bündniß mit Deutschland in der deutschen Presse verleugnet worden . . .“ (Lord Roseberry im Unterhause.)

II.

Lord Salisbury an Freiherrn v. Bülow.

Es wird gut sein, wenn Sie unsere Allianz-Verträge mit allen Zahlen nunmehr veröffentlichen. Ihr S.

Freiherr v. Bülow an Lord Salisbury.

Welche Allianz-Verträge? Ich weiß von keinen. Ihr B.

Lord Salisbury an Freiherrn v. Bülow.

Thun Sie doch nicht so. Ihr Kaiser trägt sie in der Brusttasche. Ich sah deutlich die Zahl 2 000 000, die über unsere verbündete Macht Ausschluß giebt, als Seine Majestät beim Verlassen des englischen Bodens die Verträge noch einmal aufmerksam durchlas und verbarg. Sie standen ja selber dabei! S.

Freiherr v. Bülow an Lord Salisbury.

Sie irren. Was Sie meinen, war die Aufstellung der Halsketten! B.

*

Der englische Generalstabschef: Merkwürdig, daß diese Zugochsen ihre größte Kraft im Kopfe haben!

Der englische Oberbefehlshaber: Na ja — in einer Hinsicht müssen sie sich doch von uns unterscheiden!

*

Herr Chamberlain läßt entschieden in Abrede stellen, daß er den Transvaalkrieg zum Zweck von Börsenspeculationen entfesselt habe.

Es wäre in der That sehr unverständlich von Herrn Chamberlain gewesen, erst auf die Börse zu gehen und sich dadurch tausend Umstände zu machen. Wenn man, wie er, daran gewöhnt ist, ganz ohne Anwendung von Schlupfwörtern und Kurszetteln zu stehen! . . .

*

Der Prinz von Wales hat sich dieser Tage „einen halben Socialisten“ genannt.

Wahrscheinlich wegen der für den Zukunftsstaat vorgeschriebenen freien Liebe, für deren Einführung in die heutige Gesellschaftsordnung der Sohn der Queen allerdings sein — verhältnismäßig — Bestes gethan hat.

*

Griechenland plant einen Aufruf an das christliche Europa und Amerika, um durch Sammlung von Geld bis zum Betrage von 250 bis 300 Millionen Franken den türkischen Grundbesitz auf Kreta in christliche Hände zu bringen.

Da diese christlichen Hände ungewöhnlich lange Finger haben, beabsichtigen die angeknorrten Wohlthäter in Europa und Amerika, zu dem edelmüthigen Zwecke nicht bares Geld, sondern griechische Papiere

herzugeben. Sie hoffen, auf diese Weise endlich von der Maculatur befreit zu werden und freuen sich heute schon auf das dumme Gesicht, das die griechische Regierung beim Wiederempfang ihrer „Werthe“ machen wird.

*

Interieur.

Erster Minister: Es ist doch eine alte Erfahrung — die Dummen haben immer das meiste Glück!

Zweiter Minister: Das tröstet mich auch über das Scheitern meiner letzten Gesezvorlage.

Erster Minister: O bitte — keine Regel ohne Ausnahme!

*

Eine Schriftstellerin G., die im Bazar Wertheim Pelzwaaren stahl, wurde nur zu einem Tage Haft verurtheilt und gleichzeitig der Gnade des Kaisers empfohlen.

Der Gerichtshof billigte ihr mildernde Umstände zu, weil sie nachgewiesenermaßen vorher ein Lustspiel verfaßt hatte, sich also über den Unterschied zwischen mein und dein nicht mehr recht klar sein konnte. Dagegen hat das Civilcabinet die Begnadigung nicht befürworten können. Dramatischen Schriftstellern sei wohl das Stehlen, nicht aber auch das Mitnehmen erlaubt. Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Jugend von heute.“ Eine deutsche Komödie von Otto Ernst. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Die drei Töchter des Herrn Dupont.“ Schauspiel in vier Acten von Eugène Brieux. (Leising-Theater.)

Herr Otto Ernst Schmidt darf sich eines ungemein aufopferungsfähigen Freundes rühmen. Nicht allein wohnt der junge Mann allen Premieren der deutschen Komödie „Jugend von heute“ bei und beschämt so Elatin Pascha und Neufeld, die solche Strapazen nicht ertragen hätten, sondern er versteht es auch, alle maßgebenden Berliner Zeitungen zum honorarfreien Abdruck der Otto Ernst Schmidtschen Privatbriefe zu bewegen. Auf diese Weise hat es die deutsche Komödie bereits zu einer ungeheuer großen Zahl von Aufführungen gebracht, wenn auch nur in den Spalten der Berliner Tageblätter. Und auf diese Weise haben wir erfahren, daß Otto Ernst Schmidt mit seiner deutschen Komödie keineswegs die Moderne verhöhnend und das Philistertum preisen will, sondern er sieht sich selbst als durchaus moderner Dichter fühlt und unerschütterlich entschlossen ist, in Zukunft entsprechende Schöpfungen von sich zu geben. Es ist ein Glück, daß Schmidt's Freund durch seine Premierentelegramme und die Veröffentlichung des Schmidtschen Briefes rechtzeitig für eine erhellende Portion gesunden Humors gesorgt hat, denn sonst findet sich von Komik keine Spur in der wüsten deutschen Komödie. Wenn bei ihrer Lustigkeit nicht der ganze bittere Ernst des Daseins zum Bewußtsein kommt, der gehört zu Schopenhauer's rucklosen Optimisten.

An sich ist die Idee, den Ausschreitungen und Marreteten gewisser Literaturgigerl einen Spiegel vorzuhalten, so übel nicht, obgleich sie bereits zu den Ideen von vorgestern zählt. Herr Otto Ernst hat das aber gar nicht gemagt. Und wenn er in seinem Briefe de- und wehmüthig erklärt, durchaus nicht der Löwe zu sein, für den ihn etliche Kritiker in Dresden oder Neutomischel gehalten haben, sondern Zettel, der Weber, so darf man ihm das auf's Wort glauben. Wie läme er auch dazu, sich die Carrière zu verderben und schätzbares Wohlwollen zu verschmerzen? Er kämpft nicht gegen Reifige, auch nicht gegen Windmühlen, denn das ist gefährlich; er befiehlt nur Pappfiguren, die er selber aufgestellt und betuschet hat. Und er bricht in jubelndes Gelächter aus, wenn ein Schlag sitzt und der Mehlmeister zu Tage tritt. Dies Gelächter ist eine Krankheit, aber keine ansteckende.

Mit Herrn Ernst über Wesen und Zweck der Satire zu rechten, halte ich für nutzlos, und ebenso nutzlos scheint es mir, ihm von den einfachsten Regeln der dramatischen Kunst zu sprechen. Allerdings hätte man so und so viele Jahre nach dem Auftreten des „Blechtopps“ Schiller, hätte man im Zeitalter Ibsen's eine derartige Hülflosigkeit der Scenensührung und derart jämmerliche Behandlung des hin und her taumelnden Dialogs nicht mehr erwartet. Daß Herr Ernst außer Stande war, eine interessante Fabel zu erfinden, soll ihm nicht zu hoch angerechnet werden, obgleich die dramatische Satire nur dann gehörige Schlagkraft zu entwickeln im Stande ist, wenn sie fesselnde Begebenheiten umrankt. Indeß die Phantasie unserer Jüngsten ist dürr und leblos; erfinden kann nur der Dichter, nicht der sterile Feuilletonist. Keine Entschuldigung giebt es jedoch für die technische Schluder-

arbeit des Herrn Ernst. Entweder hat er sich die Sache übermäßig leicht gemacht und geglaubt, daß es genüge, lieberlich hingeworfene Gespräche in Acte zu zerschneiden, um eine theaterreife deutsche Komödie zu erhalten, oder aber er ist von geradezu phantastischer Unfähigkeit, was die Erlernung des einfach Handwerksmäßigen anbelangt. Die bloße Wiedergabe der Handlung zeigt diese Schwäche in grellem Lichte. Der Held bringt aus Berlin zwei Freunde mit in's Elternhaus, deren Uebermenschenhum es ihm so angethan hat, daß er völlig in ihrem Banne steht. Clara, die bekannte Kluge, schöne und tugendhafte Jugendgespielin, durchschaut die beiden „Efel“, über die sich freilich der dümmste Spießer in zwei Minuten klar sein muß. Zuerst wollte der Autor nun den braven Dr. Kröger durch Clara aus den Klauen des Cynikers Gohler retten lassen. Er nimmt Anlauf auf Anlauf, bereitet unsagbar umständlich wilde Eiferuchtszenen vor, um das Wort dann plötzlich fallen zu lassen und zu versuchen, ob der Dr. Kröger sich nicht abwechslungshalber aus Eigenem zur Läuterung durchbringen könnte. Auch hier aber versagt dem Autor das bischen Gestaltungskraft, und nun muß allerhöchste Theaterrei, ein Messerstück, den der Bruder während einer Bierreise mit den Uebermenschen empfing, herhalten, um die Wandlung herbeizuführen. Derselbe schmächtige Dilettantismus, dieselbe Erfindungsarmuth verräth sich in der Charakteristik. Jede, aber auch jede Figur ist grob verzeichnet. Sie riechen sämmtlich nach Lampenöl und zerfallen wie Plunder, sobald man sie auf ihre Lebensmöglichkeit prüft. Gohler, der offenbar als äußerlich streng correcter Herr gedacht ist, benimmt sich dennoch, sobald die plumpe Satire Schmidt's es verlangt, wie ein Knote, und in dem Dr. Kröger, der sich von seinem nervös machenden Gewäsch blenden läßt, also augenscheinlich ein ausgepichtes Schaafskopf ist, sollen wir den ragenden Entdecker des Scharlachbacillus verehren. Es ist eine Sinnlosigkeit und Gedankenarmuth, ein Mangel an Farbe und Blut in dem Stück, das zugleich bleiern langweilt und anwidert. An keinem besseren Bierische ließe man sich diese mit grinsender Selbstgefälligkeit vortragene Commiswige gefallen, dieser geistlose Ueberlegenheitsdüffel eines irischen Spötters. Eine so betäubende, gottverlassene Dilettanterei ist uns seit Jahren nicht mehr zugemuthet worden. Einzelnen Herrschaften, die während der Auführung trotz des Ernstes der Situation ein krampfhaftes Lachen nicht unterdrücken konnten, ist hoffentlich nachher das alte Sprichwort eingefallen.

Die Satire des Pariser's Brieux -- wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Mit unbarmherzigem, grimmigem, die Tiefe durchleuchtendem Spott geißelt der in den Fußstapfen Donnan's daherschreitende Gallier die Verlogenheit der französischen Bourgeoisie, die ihre Töchter und Söhne um des Mammons Willen verknüpelt und verschachert und nachher den betrogenen Betrüger mimen muß. Kein Lichtstrahl fällt in das dunkle Getriebe, das Brieux darstellt, Schuste und Schelme sind sie Alle und sie Alle verpöhlen sich ihr Dasein, erwürgen mit mörderischer Hand ihr Lebensglück. Der Vater, der seinem Kinde einen reichen Dummrian zu fischen hofft, die Mutter, die ihrem Bengel das Goldfischlein zutreiben will und dann erkennen muß, daß sie geprellt worden ist, während sie zu pressen gedachte! Die junge Ehe, die nach wenigen Wochen auseinander klafft, in der die Gatten sich mit Schimpf und Schmach überhäufen und gegenseitlich jeden Rest von gegenseitiger Achtung aus den Herzen reißen! Die verlorene Tochter, die in Paris ohne Arbeit reich wurde, und die eingeschrumpfte alte Jungfer, die ihr Glück im Vestuhl findet, heimlich aber doch einem gewissenlosen Lumpen ihre paar erbten Groschen zusteckt! Brieux ver schmäh't es, im Dialog witzig zu sein, aber die Situationen seines Dramas umleuchtet phosphorisch ein schauerlicher, wilder Humor. Die Wache ist zwar nicht so raffiniert wie sonst bei den Parisern, aber keine Secunde lang verliert man das gespannte Interesse an diesen schredlichen, quälenden Zustandschilberungen. Dem Publicum des Leiffing-Theaters allerdings, das an's Weiße Köhl gewöhnt ist und an das entsprechende Gewieher, mißfiel die bedeutsame, wenn auch gar zu finster und zu wenig spielerische Gesellschaftssatire durchaus.

Offene Briefe und Antworten.

Eduard v. Hartmann und die „Times“.

Geehrter Herr!

Die „Times“ veröffentlicht soeben einen Leitartikel über die Artikel von Eduard v. Hartmann in Nr. 52 und 1 der „Gegenwart“, worin derselbe seine Ansichten über die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Holland darlegt und einen näheren Anschluß von Holland an das Deutsche Reich in zollpolitischer und militärischer Beziehung für vorthellhaft im Interesse beider Länder hält. Holland ist eines der natürlichen Ausgangsthore für den deutschen Handel, während Deutschland umgekehrt sein natürliches Hinterland und Absatzgebiet ist. In dieser Thatsache liegt für Eduard v. Hartmann die Begründung für

einen Zollbund zwischen beiden Ländern. Es wird auch vom internationalen Standpunkte aus nicht geleugnet werden können, daß die Hartmann'sche Auffassung den realen Thatsachen durchaus entspricht. In der That hat er vollständig recht, wenn er meint, daß Deutschland den holländischen Handel durch einen Zollkrieg, wie die Verhältnisse jetzt liegen, jeden Augenblick ruiniren könnte, während umgekehrt Holland unsern rheinischen Exporthandel durch seine Häfen in der Hand hat. Da diese volkswirtschaftliche Thatsache so außerordentlich einfach und plausibel ist, so ist die Festigkeit nicht recht zu verstehen, mit welcher die „Times“ gegen eine derartige Auslassung eines hervorragenden deutschen Gelehrten polemisirt. Scheinbar ist die „Times“ auch nicht so sehr durch die Hartmann'schen Aufsätze selbst, als durch ihren Wiederabdruck in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erregt. Wenn sie die Frage aufwirft, ob Eduard v. Hartmann vielleicht zu den officiösen Zeitungsschreibern wie W. Busch zu zählen sei, so war ich bereits in der Lage, in Neuter's „Finanz-Chronik“ zu betonen, daß Ed. v. Hartmann ein vollkommen unabhängiger Denker ist, und was er ausspricht, sei was er selbst denkt, nicht was ihm von Anderen inspirirt werde. Auch der Abdruck in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ brauche hier in England nicht zu beunruhigen. Vermuthlich betrachte man dort Hartmann's Ausführungen in dieser Richtung wohl nur als eine interessante Zuthat zu den Argumenten für die Vermehrung der deutschen Flotte, und sicherlich stehe es außer Zweifel, daß in der Wilhelm-Strasse in Berlin keine Pläne gegen die Unabhängigkeit des kleinen befreundeten Nachbarstaates geschmiedet werden.

Ich fürchte freilich, daß die deutschen Sympathieen für die Buren hier in England mit einer starken antideutschen Bewegung werden beantwortet werden, und daß auf diese Weise die Früchte der politischen Annäherung zwischen beiden Ländern für die Beziehungen zwischen Volk und Volk wieder verloren gehen werden. Es scheint mir, daß der südafrikanische Krieg durch das Vorgehen des Lord Roberts nunmehr in der That eine entscheidende Wendung erhalten hat, und der Zeitpunkt, wo er sein Ende erreichen wird, tritt in berechenbare Ferne. Es wäre zu beklagen, im Interesse so vieler Handelsverknüpfungen, welche zwischen Deutschland und England bestehen, wenn eine tiefgehende Verstimmung zwischen den beiden Völkern das Schlussergebniß dieses südafrikanischen Krieges werden sollte. So weit ich weiß, hat die „Times“ seit Langem diesen selben Standpunkt für die deutsch-englischen Beziehungen vertreten. Ich glaube kaum, daß diesem Ziele wesentlich gedient wird durch eine derartige Erregung, wie sie die „Times“ in ihrem Leitartikel gegen die Auslassung eines privaten deutschen Gelehrten, wie Eduard v. Hartmann, zeigt. Das officielle Deutschland hat England freie Hand in Südafrika gelassen, und England dankt das Ausbleiben großer europäischer Complicationen im Burenkriege sicherlich in erster Linie dieser wohlwollenden Politik Deutschlands. Es wird aber die öffentliche Meinung Englands sicherlich doch Deutschen nicht verargen dürfen, wenn sie ihrerseits Erwägungen über die Grundlagen ihres eigenen volkswirtschaftlichen Systems auf dem Continent anstellen. Ich glaube nicht, daß die Zukunft Deutschlands ausschließlich über See liegt, ja nicht einmal, daß sie in erster Linie dort liegt. Unsere wesentlichsten Interessen liegen immer noch und werden für das ganze zwanzigste Jahrhundert vornehmlich auf dem Continent von Europa liegen. Wenn Deutschland England in der Befolgung seiner überseeischen Pläne nirgends in den Weg tritt, sondern rüdenbedenkend zur Seite steht, so kann Deutschland in gleicher Weise von England erwarten, in der Entwicklung seiner continentalen Interessen unbehelligt zu bleiben, solange es nicht dazu übergeht, an internationalen Rechten und Verträgen zu rütteln.

Hochachtungsvoll

London, 16. Februar 1900.

Dr. Carl Peters.

Notizen.

Musik-Lexikon. Von Hugo Riemann. (Leipzig, Max Hesse's Verlag.) Das ausgezeichnete Werk, das 1882 zum ersten Mal erschien und nun schon in 5. Auflage vorliegt, ist zu einem wahren Brodartikel des deutschen Buchhandels geworden. Und mit Recht, denn Verfasser und Verleger lassen es sich angelegen sein, bei jeder neuen Auflage immer neue Verbesserungen anzubringen. Zu dem etwas größeren Format, dem guten holzfreien Papier, dem scharfen, nicht zu kleinen Druck und dem auf über 1200 Seiten angewachsenen Text treten die inneren Vorzüge einer sorgfältigen Redaction, Fortführung der Künstlerbiographien bis in die jüngste Gegenwart, Bereicherung mit theoretischen Artikeln auf der Höhe der heutigen musikwissenschaftlichen Erkenntniß zc. Man kann ja darüber streiten, ob der Verfasser sich in einem solchen rein informirenden Nachschlagebuch nicht besser aller Kritik enthielte, aber wir ziehen doch einem solchen farblosen Namen- und Sachregister diese Charakter- aber dabei doch maßvolle Parteinahme vor. Ein so ausgezeichnetes Musiklexikon wie Riemann hat ein Recht, seinen persönlichen Standpunkt in strittigen Fragen zu betonen und gehört zu werden. Wer mit dem Standpunkt des Verfassers nicht einverstanden ist, kann diese wenigen polemischen Stellen ja überschlagen, denn sie ändern nichts an dem objectiven und wissenschaftlichen Werth des Buches, in dem eine gewissenhafte Riesearbeit steckt. Kein Wunder, daß auch die englische und französische Ausgabe einen großen Erfolg hatte. Wie das vielseitige, zuverlässige und praktische Buch sich schon in den Händen aller deutschen Musiker und Musikfreunde befindet, so wird es bald auch der internationalen Musikwelt unentbehrlich sein. Die gebundene Ausgabe zeichnet sich durch soliden Geschmack aus.

Ägyptische Studien und Verwandtes von Georg Ebers. Zu seinem Andenken gesammelt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Im Auftrage der Familie Ebers hat dessen Freund und Nachfolger auf dem Leipziger Lehrstuhle der Ägyptologie, Georg Steindorff, die Aufgabe übernommen, aus der großen Zahl mannigfaltiger, theils längerer, theils kürzerer Abhandlungen die bemerkenswerthesten auszuwählen. Ebers hat die schöne Gabe besessen, die Studien, die er selbst am Arbeitstische, in der Bibliothek oder in Ruinensstätten gemacht, oder die Ergebnisse, welche die wissenschaftliche Thätigkeit der Fachgenossen gezeitigt, in gründlicher, aber auch klarer und anmuthiger Form einem weiteren Kreise der Gebildeten vorzuführen. Immer fand er dabei den Weg, seine Forschungen aus den engen Grenzen der Specialwissenschaft hinaus mit anderen Gebieten der Alterthumskunde und der allgemeinen Culturgeschichte in Verbindung zu setzen. Die veröffentlichten Aufsätze beschäftigen sich mit wichtigen ägyptischen Funden und Ausgrabungen, mit Fragen der ägyptischen oder der allgemeinen Culturgeschichte, mit Werken der altägyptischen Literatur oder mit Schilderungen aus dem neuen Aegypten, dessen Entwicklung er mit besonderem Eifer und größter Theilnahme verfolgte; dahingehörenden Fachgenossen, sowie dem Andenken an den Cheidw Ismail ist eine Reihe Biographien gewidmet. So werden diese Blätter neben seinen reinwissenschaftlichen Werken und neben seinen poetischen Schilderungen gewiß dazu beitragen, sein Bild zu ergänzen und noch interessanter zu machen.

Lebenserinnerungen von Agnes Wallner, herausgegeben von Hans Blum. (Berlin, Otto Elsner.) Die Wittve des Theaterdirectors Leidesdorf-Wallner beginnt ihre Aufzeichnungen mit der Zeit ihrer Kindheit in Leipzig, ihrer Erziehung im Hause Robert Blums, und endet sie mit dem Tode ihres Gatten 1876. Das Wallnertheater hat sich einst unter dem gemeinsamen Streben des Wallner'schen Ehepaares einen Ruf weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus geschaffen, und war es Franz Wallner, der, einem Zuge der Zeit folgend, die Berliner Posse mit glücklichstem Erfolge cultivirte, so war es Agnes Wallner vorbehalten, dem französischen Conversations- und Sittenstücke die erste Unterkunft in Deutschland zu schaffen. Agnes Wallner war die Schöpferin der „Cameliendame“, mit welcher sie die glänzendsten Triumphe

errang und ihrem Namen für alle Zeiten einen festen Platz in der Theatergeschichte sicherte. Ein breiten Raum neben den Erinnerungen der bedeutenden Künstlerin beanspruchen die Schilderungen des Lebens der Hausfrau und Mutter. Auch materielle Sorgen aller Art quälten das Ehepaar, Intriguen und Rabalen spielten auch hier wie in jedem Künstlerleben eine große Rolle. Fehlen dem Buche auch die großen culturhistorischen Momente, so ist es doch reich an Schilderungen des damaligen Theaterlebens, an bedeutenden Begegnungen. Mit Antheil lasen wir die Schilderungen aus dem Robert Blum'schen Hause und des Wallner'schen Salons in der Blumenstraße, wo die Mühlbach, Fürst Büdler, die Lewald u. A. ein- und ausgingen, besonders aber das auch historisch nicht unbedeutende Capitel über Franz Wallner's Verwicklung in den Proceß Arnim. Etwas allzu bereit ist Agnes Wallner mit dem Vorwurf der Klatsch- und Hänkesucht; einmal wird er auch gegen Charlotte von Sagn erhoben, aber nachträglich ziemlich ungeschickt als „Druckfehler“ zurückgenommen. Hans Blum hätte den Rothstift im Manuscripte seiner Freundin noch viel ausgiebiger seines Amtes walten lassen können.

Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. Von Ludwig Jacobowski. (Minden, J. C. C. Bruns.) Eine ganz ausgezeichnete Anthologie des auch als Folklorist bewährten Lyrikers und Romanschriftstellers. Seit den Tagen Herder's und Armin-Brentano's sind an 500 Bücher erschienen und über 100 Handschriften vorhanden, die die Volkspoesie aller Provinzen, Stände, Stämme, Städte zc. gesammelt und aufgezeichnet haben. Aber die Wissenschaft hat mehr Nutzen davon gehabt, als die Nation, wie Jacobowski mit Recht hervorhebt. Da war es jetzt an der Zeit, eine Sammlung herauszugeben, die, nach ästhetischen Gesichtspunkten geordnet, aus dem Wust und Wirrwarr des angehäuften Lieberberges einen Theil des wirklich Werthvollen und Herrlichen von Neuem dem deutschen Volke darbietet. Was Goethe vom alten „Wunderhorn“ gewünscht hat, möge hier bei dem neuen in Erfüllung gehen: „Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unter'm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichnendes oder Anregendes fände, wenn man auch allensfalls das Blatt ein paar Mal umschlagen müßte.“

Kaiser- und Kanzler-Briefe. Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck. Gesammelt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. (Leipzig, Walther Fiedler.) Hier wird zum ersten Male der gesammte Briefwechsel zwischen dem Kaiser und seinem großen Kanzler wiedergegeben. Diese Briefe bieten nicht nur ein geschichtliches Interesse, sondern sind vor Allem auch vom rein menschlichen Standpunkte aus interessant: als ein Zeugniß des innigen und schönen Verhältnisses zwischen Kaiser und Kanzler. Noch einmal zieht Bismarck's reiches politisches Leben an uns vorüber und sehen wir die Errichtung des Deutschen Reiches vor uns erstehen, zu der Beide, Kaiser und Kanzler, sich die Hand zum Bunde reichten. Und nicht nur das amtliche Verhältniß beleuchten diese Briefe, sie geben besonders Zeugniß von der treuen Freundschaft, die in guten und bösen Tagen beide Männer für einander hegten: leise stiehlt sich auch in die amtlichen Mittheilungen eine persönliche Note, der Kaiser Wilhelm I. den stärksten Nachdruck gab, als er auf das Entlassungsgesuch des Kanzlers aus dem Ende der 70er Jahre sein „Niemals!“ schrieb. Gemeinsame Arbeit hat Kaiser und Kanzler zusammengeführt, und aus ihr erwuchs — trotz der Verschiedenheit der Charaktere — ein Freundschaftsbund, der auf gegenseitige Werthschätzung und Achtung aufgebaut, erst mit dem Tode des alten Kaisers sein Ende erreichte. Noch oft hat Bismarck nach dem Heimgange Wilhelm's I. mit Behmuth des geliebten Herrn gedacht, der ihm alle Zeit ein gnädiger Kaiser und wohlwollender Freund gewesen. Wir legen das Buch von dem herzensguten und dankbaren, aber auch charaktervollen und geistig durchaus bedeutenden Fürsten und seinem gewaltigen Mitarbeiter nicht ohne Nührung aus der Hand.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Im Verlage von Imberg u. Lesson in Berlin ist erschienen:

Der Dorfschulze.

Komödie in vier Akten

von

Karl Bilg.

Preis: elegant broschirt 2 Ml.

Von demselben Verfasser sind erschienen:
Dramatische Humoresken (Berlin, Imberg u. Lesson), brosch. 2 Ml. Inhalt: Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther. — Publiktus und seine Verwandten, Historico-Komödie.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 Ml.

Gomorra's Ende. Litterarische Komödie (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 1,50 Ml.

Ein toller Tag. Litterarische Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 Ml.

Anno Zweitausend. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft), brosch. 2 Ml.

Der Fürst von Raiatea. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft), brosch. 2 Ml.

Die vorstehenden Bilg'schen Humoresken bilden einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Komödie, indem sie in gewandtester Sprache die vielfachen komischen Motive, welche unsere Zeit auf litterarischem, sozialem und politischem Gebiete darbietet, glücklich verwerthen.

Tab. geb. Schriftsteller, bisj. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Institt. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Ml. vom **Verlag der Gegenwart**, Berlin W. 57.



„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Redaction für Literatur, Kunst und Wissenschaftliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonym und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Aus dem Nachlass o. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rbyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung d. **Expedition der „Gegenwart“** in Berlin W. 57.

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Vegas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Anille, Cesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Jügel, Parlaghi, Mackensen, Starbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Dierzu eine Beilage von **G. Pierson's Verlag, Dresden.**

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Die neue Waarenhaussteuer. Von Otto Freiherrn von Boenigt (Halberstadt). — Bosnien unter österreichischer Verwaltung. Nach eigenen Eindrücken. Von Fr. Guntram Schultzeiß. — Literatur und Kunst. Zur Geschichte der christlichen Religion. Von Eduard von Hartmann. — Puccini und seine neue Oper „Tosca“. Von Emil Mauerhof (Rom). — Reform der Bildhauerei. Von Emil von Sydow. — Feuilleton. Der Rebner. Von Anton Tschekow. — Aus der Hauptstadt. Auch eine Flottendebatte. Bruchstück einer Reichstagsitzung. Von Miles non gloriosus. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Georg Büchner und seine Brüder. Von Alex Büchner, Professeur honoraire de l'Université de Caen. — Anzeigen.

Die neue Waarenhaussteuer.

Von Otto Freiherrn von Boenigt (Halberstadt).

Der Entwurf eines preussischen Gesetzes, betreffend die Waarenhaussteuer, ist am 8. Februar dem Abgeordnetenhaus zugegangen und nach der ersten Lesung sodann an eine Commission verwiesen worden. Dieser Entwurf, der allerdings in vielen Punkten ein weit menschlicheres Aeußere aufweist, als die Mißgeburt vom vorigen Jahre, ist doch eigentlich der interessanteste Entwurf seit Jahren: denn zum ersten Male scheint der Kampf des Kleinbetriebes gegen die Uebermacht des Großbetriebes zu greifbaren Resultaten führen zu sollen und zu einer gewissen Sanctionirung von Seiten der preussischen Regierung. Freilich wird dieses lebensrettende Pflückerchen in allerhand schöne grundsätzliche Erwägungen verpackelt, — man fühlt die Tragweite des Schrittes, den man zu unternehmen im Begriff, sehr wohl und gesteht ihn sich selbst mit ängstlicher Scheu nicht ein, — aber das hilft Alles nichts; die Thatsache liegt vor: der Großbetrieb soll zu Gunsten des Kleinbetriebes besteuert werden!

Sehr wichtig hierbei ist die auffallende Thatsache, daß sowohl die Allerhöchste Ermächtigung zur Einbringung des Entwurfs, als auch die Zufertigung an den Landtag, als auch schließlich die Beglaubigung nur von Seiten des Finanzministers und des Innenministers gezeichnet ist, nicht auch von Seiten des Handelsministers. Daß dies nicht geschehen ist, verdient beachtet zu werden — es charakterisirt den Zweck der Vorlage zur Genüge; wir kommen weiter unten darauf zurück.

Der Inhalt des Entwurfs läßt sich kurz, wie folgt, zusammenfassen: Er bringt keine Besteuerung sämtlicher Großbetriebe im Kleinhandel, sondern nur derjenigen, welche auf dem „Gemischtwaarensystem“ beruhen, d. h., welche Waaren ganz verschiedener Natur*) feilhalten. So bleiben z. B. die Confectionsfirmen Herzog, Gerson steuerfrei, während die Wertheim, Tieß, da sie die verschiedenartigsten Dinge feilbieten, der Steuer unterliegen würden. Die Steuer ist eine reine „Umsatzsteuer“, wobei unter „Umsatz“ der gesammte, für die veräußerten Waaren erzielte Jahreserlös angesehen

werden soll. Es werden aber nur diejenigen Betriebe von ihr erfaßt, welche einen Umsatz von wenigstens 500 000 Mk. im Jahre aufweisen. Die Höhe der Steuer beträgt je nach der Höhe des Umsatzes $1\frac{1}{2}$ — 2% desselben, jedoch niemals mehr als 20% des Ertrages. Sie wird nur insoweit erhoben, als sie die erhobene Gewerbesteuer übersteigt. Der Steuerertrag fällt den Gemeinden zu und soll zur gleichmäßigen Herabsetzung der Gewerbesteuer in III. und IV. Classe, also der mittleren und kleinen Betriebe, sowie in zweiter Linie zur Bestreitung von Gemeindebedürfnissen benutzt werden. — Die von der Gewerbesteuer befreiten Kreise, eingetragenen Genossenschaften und Corporationen werden auch von der Waarenhaussteuer nicht berührt.

Die Einführung der neuen Steuer wird in doppelter Weise begründet und zwar einerseits socialpolitisch durch die Verdrängung des Kleinhandels Seitens der Großbetriebe, und andererseits finanzpolitisch durch die Nothwendigkeit, den Staat und die Gemeinden für die Steueransfälle zu entschädigen, welche durch die Waarenhäuser direct und indirect hervorgerufen würden. Die Capitalkraft und die Größe des Umsatzes der Großbetriebe ermögliche billigeren Einkauf, größere Lager, reichere Auswahl, rascheren Umsatz. Dazu vermöchten die Waarenhäuser das Princip der Baarzahlung durchzuführen, also Zins- und Capitalverluste an Außenständen zu vermeiden, könnten sich mit einem geringeren Nutzen begnügen und ihre Häuser auch in höheren Etagen ausnützen. Seien diese Vortheile dem Großbetrieb überall eigen, so steigerten sie sich noch bei den Gemischt-Waarenhäusern des Detailhandels, und deshalb sei eine höhere Leistungsfähigkeit vorhanden und der Grund zu stärkerer Steuerbelastung gegeben. Bei kleineren Geschäften gebe es oft gewisse Räume, welche sich schlecht für die gerade in Betracht kommende Waarengruppe eigneten, während das Waarenhaus für alle Räume wegen der Verschiedenheit der zum Verkauf gestellten Waaren entsprechende Verwendung habe. Sei in einer Waarengattung der Capitalumsatz zu langsam, so gelinge er um so besser in einer andern u. s. w. Das Gemischt-Waaren-System sei dem Absatz eben sehr dienlich. Wenn man annehme, daß ein Kleinhändler bei einem Jahresumsatz von 30,000 Mk. sein Brod finde, so vermöge ein einziges Waarenhaus 3 Millionen Mk. Umsatz hundert solche Kleinbetriebe zu vernichten, während es eine weitere Anzahl zur Verkümmern verurtheile. So werde die Steuerkraft der Mittel und Kleinbetriebe stark beeinträchtigt, ohne daß die

*) Der Steuer sollen diejenigen Betriebe unterliegen, in welchen Waaren aus wenigstens zwei der folgenden Gruppen verkauft werden: A. Colonialwaaren und Drogen. B. Textilwaaren. C. Möbel und Hausgeräthe. D. Luxus- und Sportwaaren, Bücher u. s. Im Entwurf sind diese Gruppen naturgemäß genauer specialisirt.

Waarenhäuser Ersatz böten, da ihr Ertrag nicht im Verhältniß zu ihrem Umsatz stehe und sie doch an die Veranstellungen der Gemeinde große Ansprüche stellten.

Diese beiden als vorliegend anzuerkennenden Mißverhältnisse zu beseitigen, im Interesse der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit einen entsprechenden Ausgleich zu schaffen, sei der Zweck des Gesetzes. Dies habe daher keineswegs eine „Erdrosselungssteuer“ im Auge, was übrigens der Zuständigkeit einzelstaatlicher Gesetzgebung nicht unterliege, und dem berechtigten Interesse der Consumenten, möglichst billig ihre Bedürfnisse zu befriedigen, widersprechen würde. Eine rationelle Steuerpolitik habe lediglich die Aufgabe, alle Betriebe im Verhältniß ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Interesses an den Veranstellungen der Gemeinden zu belasten.

So weit der Entwurf und seine Begründung. Das neue Gesetz hat hiernach ausgesprochenenmaßen nicht den Zweck, den Detaillisten gegenüber der Concurrnz des Waarenhauses zu schützen. Es hat nur die Ausgleichung in steuerlicher Hinsicht im Auge, da das Waarenhaus erhöhte Vortheile genießt, also auch erhöhte Belastung tragen kann. Daß die Herbeiführung dieser Ausgleichung indirect die Concurrnzfähigkeit der Waarenhäuser zu Gunsten des Kleinbetriebes zu schwächen geeignet ist, ist eigentlich etwas mehr Zufälliges, jedenfalls nicht in der Absicht der Regierung liegendes. Von dieser Thatsache, die für den Inhaber eines Mittel- oder Kleinbetriebes allerdings schmerzlich sein mag, muß man ausgehen, um zu einer richtigen Würdigung des Entwurfs zu gelangen. Daß sie unbestreitbar feststeht, beweist allein schon das oben angeedeutete Fehlen der Unterschrift des Handelsministers. Dieses Fehlen soll deutlich documentiren, daß wir es hier mit einer Angelegenheit zu thun haben, mit welcher der Handel nichts zu thun hat. So ist es erklärlich, daß dieses Gesetz nicht den Handelskammern zur Begutachtung vorgelegt wurde, wie der vorjährige Entwurf. Die folgenden Ausführungen mögen erweisen, wie ungerechtfertigt eine solche Haltung ist: eine bessere Begutachtung hätte die Aufstellung von Behauptungen nach Art der in folgenden Zeilen wiedergegebenen unmöglich gemacht. Die Handelskammern würden jedenfalls, wenn sie befragt worden wären, den Verfasser des neuen Entwurfs eines Besseren belehrt haben.

Weiter wird man die Erklärung der Regierung zu beachten haben, daß die Steuer keineswegs den Großbetrieb als solchen treffen solle, sondern nur den Großbetrieb im „Gemischt-Waaren-System“, weil nur dieses unverhältnißmäßige Vortheile mit sich bringe und nur gegen dies die Agitation der Kleinbetriebe sich richte. Wir bestreiten dies. Und wie wir schon gegenüber dem vorigen Entwurf betonten, daß die Verschiedenartigkeit der in einem Waarenhause geführten Waaren ein Kriterium für die Steuerpflicht nicht bilden dürfe, so müssen wir auch jetzt darauf hinweisen, daß der Großbetrieb im Detailhandel den Kleinbetrieb schädigt, gleichgiltig, ob er verschiedenartige Waaren feilhält oder nur eine Art. Wir wissen aus dem Bezirk der Handelskammer zu Halberstadt, daß dortige Manufacturisten ebenso über die Concurrnz von Herzog klagen, als über die von Wertheim. Wir glauben ferner nicht, daß die Vortheile, welche ein Waarenhaus mit dem Gemischt-Waaren-System genießt, sich von denen wesentlich unterscheiden, welcher sich ein großes Special-Haus erfreut. Die Unterschiede sind für beide so gering, daß sie irrelevant sind: denn der Hauptvorteil des Gemischt-Waaren-Systems, der Ausgleich zwischen den Erträgen und Verlusten der verschiedenen Waarensorten, trifft für jedes Special-Haus gleichfalls in gewissem Umfange zu. So werden z. B. die Mehreinnahmen in Seide bei Herzog den Ausfall in Sammet decken müssen, die Verluste in bunten Stoffen die Gewinne in schwarzen ausgleichen u. Es liegt also kein Grund vor, die Steuer auf Gemischt-Waaren-Betriebe zu beschränken, man wird sie entweder allen Großbetrieben im Detailhandel, oder gar keinen auferlegen müssen.

Das ist es aber gerade, was die Regierung perhorrescirt. „Eine derartige Ausdehnung der Umsatzsteuer,“ so heißt es in der Begründung, „würde lediglich in der Größe des Betriebes ihre Begründung suchen können. Wäre aber einmal die Größe des Betriebes als hinreichender Grund für eine Sonderbesteuerung anerkannt, so würde es auf die Dauer nicht möglich sein, hiermit bei den Kleinhandels-Betrieben Halt zu machen. Es würde an stichhaltigen Gründen fehlen, was man den kleineren Handelstreibenden gewährt hätte, den kleineren Industriellen, Handwerkern, Bankiers, schließlich auch den kleinen Landwirthen zu versagen. Die Folge wäre das Verlangen nach gleichen Maßnahmen gegen die Großindustrie, die großen Banken und den großen Grundbesitz.“ Das ist sehr richtig — aber, so fragt man sich vergebens, wo bleibt hier die preussische Consequenz? Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig. Großbetrieb ist Großbetrieb: es scheint, als hätte man mit vieler Mühe nach einem Schleier gesucht, den man dem bedenklichen ersten Versuch einer Besteuerung des Großbetriebes vorsteckt, um ihn unkenntlich zu machen.

Zeigen diese Betrachtungen schon, daß der Entwurf nicht auf dem rechten Wege ist, wenn er die besprochenen Unterschiede auszugleichen beabsichtigt, so wird dies noch viel deutlicher, wenn man bedenkt, daß er nur solche Waarenhäuser besteuern will, welche einen Umsatz von mehr als einer halben Million Mark jährlich aufweisen. Schwerlich würde man einen schlagenderen Beweis für die Thatsache finden, daß der grüne Tisch, an welchem dieser Entwurf entstand, in Berlin, in einer Großstadt gestanden hat. Wenn er auch nur für kurze Zeit sich von der Sonne unserer Provinzialstädte hätte beschneiden lassen, so würde er jenem Entwurf sicherlich nicht zur Entstehung verholfen haben. In Berlin freilich gehören zu einem Waarenhause Millionen-Umsätze, wir bescheidenen Provinzialen begnügen uns aber mit weit geringeren Summen. In unseren Städten finden sich Waarenhäuser — selbst unter diesem hochtönenden Namen — welche gleichfalls das Gemischt-Waaren-System aufweisen, gleichfalls die oben skizzirten Vortheile des Detail-Großbetriebes deutlich erkennen lassen und gleichfalls in bedauerlichster Weise den Kleinbetrieben das kärgliche Leben recht schwer machen — aber von einer halben Million Mark Umsatz ist keine Rede. Sollen nur die Detailhändler der großen Städte die Genugthuung haben, daß ihre Großconcurrnz zu entsprechenden Lasten herangezogen und ihnen in der III. und IV. Gewerbesteuerklasse etwas abgelassen wird — sollen wir armen Ufinger u. s. w. garnichts abkriegen? Es ist die Behauptung in der Begründung zum Gesetzentwurf nicht richtig, daß bei einem niedrigeren Umsatz als 500,000 Mark von einem Großbetriebe wohl nicht die Rede sein könne. Ja, in Berlin gewiß nicht, aber bei uns sehr wohl. „Großbetrieb“ ist eben ein relativer Begriff. Noch kürzlich entschied der Handelsminister, daß er Bestimmungen über die Grenze des „Kleingewerbes“, wie sie bei den Eintragungen in's Handelsregister hätten zu Grunde gelegt werden können, nicht erlassen werde, jedenfalls weil er der Ansicht war, daß in den verschiedenen Gegenden, in den Groß- und Kleinstädten unserer Monarchie, andere Grundsätze gelten müßten, eine Definition des Kleinbetriebes also nicht angängig sei. Das hätten sich die Verfasser unseres Entwurfs gesagt sein lassen sollen. Geradezu lächerlich erscheint für uns der folgende Satz der Begründung: „Eher könnte der Zweifel berechtigt erscheinen, ob die Grenze von 500,000 Mark nicht zu niedrig gezogen ist. Indes ist zu berücksichtigen, daß das Gesetz für alle, auch die kleinen Gemeinden des Landes bestimmt ist, und in solchen allerdings schon ein Betrieb mit einem Umsatz von 500,000 Mark die Existenz der übrigen Kleinhändler ernstlich gefährdet. Sodann aber würde ein Eingreifen der Steuer erst bei einem erheblich höheren Umsatze die meisten der auch in größeren Städten besonders gefährlichen sogenannten Ramschbazare verschonen.“ Es klingt wie Hohn, wenn uns hier gesagt wird, daß der

Entwurf, welcher nur für Betriebe von mehr als $\frac{1}{2}$ Million Mark in Betracht kommt, „für Alle, auch die kleinen Gemeinden“ bestimmt ist! Im vorigen Jahre sind der Regierung schon die Gesichtspunkte, die ich hier vertritt, verschiedentlich dargelegt worden; sie ist darauf hingewiesen worden, es möchte nach der Größe der Stadt die Steuerpflicht von einem bestimmten abgestuften Umsatz abhängig gemacht werden. Man hat aber nichts davon wissen wollen.

In der vorliegenden Form kann der Entwurf bestimmt nicht zum Gesetz werden, und wenn auch der Reichstag in den letzten Jahren vielfach Flickarbeit verrichtet hat, die von recht fraglichem Werth in der Praxis war, so wird er doch nicht solche Bestimmungen genehmigen. Zunächst wird er es nicht geschehen lassen, daß der Standpunkt der Regierung, als habe die innere Handelspolitik und der Handelsminister nichts mit der Sache zu thun, aufrecht erhalten wird. Kein Mensch hätte an die neue Steuer gedacht, wäre nicht aus den Reihen der Klein Händler der Ruf nach einem Schutz laut geworden. Die ganze Bewegung in diesen Kreisen, eine Umsatzsteuer für Großbetriebe im Detailhandel einzuführen, ging von der Ansicht aus, daß die neue Steuer ausdrücklich dem Klein-Detail-Handel in dem Kampfe der ungleichen Gegner eine wirksame Hilfe bieten sollte. Wäre man früher mit der Behauptung hervorgetreten, daß hier nichts weiter als eine finanzpolitische Maßregel geplant ist, und daß der Kleinbetrieb im Detailhandel, der kaufmännische Mittelstand, hierbei nur die Rolle dessen spielen sollte, der die Kastanien aus dem Feuer holt und die willkommenen Anregung bietet, die bekannte Steuerschraube noch fester anzuziehen, hätte man schwerlich mit solcher Beharrlichkeit an dem Projekt der Waarenhaussteuer festgehalten. Nun soll plötzlich der Handelsminister nicht zuständig sein. Warum diese Aenderung in der Regierungstaktik? Bei dem Entwurf vom Vorjahre war doch der Handelsminister sehr stark betheilig. Die Begründung zum Entwurf stellt fest, das 2% des Umsatzes das Höchste wäre, was man, ohne die Existenz der Waarenhäuser, die wirtschaftlich wichtig seien, zu gefährden, an Steuer erheben könne. Es ist klar, daß ein Zuschlag von 2 Pfennigen zu jeder Mark die Waarenhäuser nicht sehr irritiren wird! — Ferner wird der Reichstag hoffentlich seine Zustimmung nur ertheilen, wenn die Verhältnisse der Provinzialstädte in vernünftiger Weise Berücksichtigung gefunden haben werden, damit wir im Lande nicht zu Staatsbürgern zweiter Klasse gemacht werden. Und schließlich drittens wird man die Reichstagsabgeordneten darüber informiren müssen, daß das Gemischt-Waaren-System nicht „das Karnickel“ ist, sondern klipp und klar der Großbetrieb, in welcher Gestalt er auch auftreten möge.

Den Kleinbetrieben mag aber dieser Entwurf die wichtige Lehre geben, daß sie von einer Waarenhaussteuer nichts zu hoffen haben, es sei denn, daß sie thatsächlich zu einer Erdrösselungssteuer gestaltet werde. Das aber wird nicht geschehen und darf auch nicht geschehen. Der Kleinhandel muß ehrlich vorgehen und seine Feinde mit offenem Biss bekämpfen. Dann aber wird er finden, daß die Steuer eine türkische, eine hämische Waffe ist und wird in Zukunft lieber die klare, ihren Zweck sofort kenntlich machende Forderung stellen: der Großbetrieb im Detailhandel ist zu verbieten. — Auf eine andere Weise ist die Frage nun einmal nicht zu lösen. Ob man freilich sich entschließen wird, diese ungeschminkte Forderung freundlich aufzunehmen, ist eine andere Sache. Vorerst getraut man sich noch nicht, dem Gedanken einer Bekämpfung der auf allen Gebieten zum Großbetrieb drängenden Kräfte nachzugeben. Man möchte zwar gern die neue Steuer nehmen, aber man fürchtet sich sichtlich vor den Konsequenzen.

Bosnien unter österreichischer Verwaltung.

Nach eigenen Eindrücken.

Von Fr. Guntram Schultheiß.

Im Sturmschritt holt Bosniens Gegenwart die Verfallnisse der Jahrhunderte türkischer Herrschaft nach. Was seit der österreichischen Besetzung in zwanzig Jahren auf dem Gebiet der Kultur geschaffen und angebahnt worden ist, von der Landesregierung und der Militärverwaltung, das hat in der Colonialgeschichte aller Völker nicht seines Gleichen. Jeder Besucher des Landes, gleichviel welcher Nationalität oder politischen Stellung kann dafür nur unbedingte Anerkennung empfinden. Eisenbahnen in der Ausdehnung von über 600 Kilometern (abgesehen von der älteren normalspurigen Doberlin-Banja Luka) verbinden die größeren Plätze. Wenn auch bei beschränkten Mitteln die Landesregierung aus der Noth eine Tugend machend nur Schmalspurbahnen baute, so bedeuten diese doch einen gewaltigen Fortschritt. Prachtvolle Straßen durchziehen die einsamsten Gegenden. Die Sicherheit des Landes ist, dank einer vortrefflichen Landjägertruppe größer, als in vielen längst cultivirten — nach altrömischen, hier zutreffendem Ausdruck — pacificirten Gebieten Europas. Moderne Errungenschaften, wie Wasserleitung, elektrische Beleuchtung u. A. besitzt nicht nur die Hauptstadt, auch kleinere Städte haben das eine oder andere mit anerkennenswerthem Eifer sich beigelegt. Das Krankenhaus, das Landesmuseum in Serajewo sind Musteranstalten. Auf dem Gebiete des Schulwesens war vorher so viel wie nichts geschehen; heute giebt es zahlreiche Volksschulen, eine Ackerbauschule in Klidsche, Weinbau-Musterstationen in Mostar und Lastva (Herzegovina), Kunstschulen in Serajewo, Jotscha und Livno. Einen wunderlichen Eindruck macht es auf den Deutschen, die Gymnasialisten Serajewos mit Fez und Pumphosen, die Bücher unter dem Arm zur Schule wandeln zu sehen; deutsch scheinen sie nicht viel zu lernen; eine lange Reihe solcher Jünglinge wußte wenigstens auf eine deutsche Frage keine Antwort zu geben. Oder wollten sie vielleicht nicht?

Die materielle Kultur ist in regem Fortschreiten begriffen. Die Tabakverarbeitung ist selbstverständlich in staatlichem Betrieb, musterhaft auch in der hygienischen Vorsorge für die Arbeiter. Allenthalben erheben sich industrielle Anlagen zur Ausbeutung des natürlichen Reichthums des Landes. Das Beispiel der Eingewanderten hat auch schon auf die Eingeborenen gewirkt. Beweis sind die großen Weinkellereien von Zellatschitsch bei Mostar.

Aus Rücksicht auf die Abgeschlossenheit der muhamedanischen Frauen, da der Eintritt eines Arztes in den Harem ganz ausgeschlossen ist, hat die Landesregierung vorurtheilsfrei schon zwei Bezirksärztinnen angestellt, in Mostar und Dolnji Tuzla. Das Vertrauen der muhamedanischen Bevölkerung zu deren Tüchtigkeit soll in erfreulichem Maße wachsen, so daß weitere Anstellungen von Ärztinnen sicher bald erfolgen werden.

Die weitausgreifende Thätigkeit der Landesregierung wird in Oesterreich von slavischen Parteigängern häufig genug als „Germanisation“ bezeichnet und deshalb getadelt. Der dafür verantwortliche gemeinsame Finanzminister Benjamin von Kallay, ein Verwaltungstalent, wie es die österreichisch-ungarische Monarchie bisher noch kaum besessen hat, hatte leichtes Spiel, zur Entkräftung des Vorwurfs darauf hinzuweisen, daß die Beamten fast durchaus kroatischer oder sonst slavischer Nationalität sind und sein müssen wegen des Verkehrs mit der nur der slavischen Landessprache mächtigen Bevölkerung; es wäre doch ausgeschlossen mit slavischen Beamten „germanisiren“ zu wollen. Wenn man mit dem in Oesterreich und Ungarn viel mißbrauchten Schlagwort der Germanisirung der Regierung die Absicht zuschreiben will, nicht-deutsche Bevölkerungen ihrer Sprache und Nationalität zu entkleiden, so ist die Entwicklung der Verhältnisse seit

dem letzten Menschenalter Gegenbeweis gerade genug für jeden Urtheilsfähigen. Und selbst die Wünsche und Versuche in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts, ebenso wie die Anläufe Joseph's II. von 1780 an, beschränkten sich darauf, die Kenntniß der deutschen Sprache zu verbreitern, um die Schwierigkeiten der Centralregierung zu vermindern, — an die Möglichkeit einer durchgreifenden Verdeutschung der viel-sprachigen Bevölkerung in absehbarer Zeit glaubten die Vertreter der Gesamtstaatsidee so wenig als die Gegner.

Germanisirt im eigentlichen Sinne wird also in Bosnien gegenwärtig nicht. Wohl aber hat die deutsche Sprache hier, wie immer selbstverständlich die Herzegowina Kürze halber mit inbegriffen, seit der Besetzung Boden gewonnen und Eroberungen gemacht, so daß man immerhin mit einigem Recht von Germanisation oder doch von Ansätzen dazu sprechen kann. Um das Verständniß dafür zu gewinnen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Die Gesamtstaatsidee der fünfziger Jahre war keine neue willkürliche Erfindung der Reaction gegen die revolutionären Bewegungen Ungarns u. s. w.; sie war und ist vielmehr die logische Konsequenz der geschichtlichpolitischen Entwicklung der habsburgischen Monarchie aus einer zusammengeheiratheten und zusammeneroberten — so Ungarn von den Türken — Ländermasse zu einem geographisch abgerundeten Gebiet, das innerlich sehr verschieden geartet, die historischen Grenzen doch nach dem Gesetz der Trägheit aufrecht erhielt. Die Gleichartigkeit der Verwaltung, die Steigerung der Regierungsmacht nach dem Muster der deutschen Erbländer wurde nie aus dem Auge verloren, und der historischen Thatsache gemäß, daß die verschiedenen „Königreiche und Länder“ zu deutschen Erbländern kamen, nicht umgekehrt, behauptete die deutsche Sprache als die der Dynastie den geschichtlichen Vorrang und gewann darüber hinaus seit der Mitte des 18. Jahrhunderts — als die Sprache des zahlreichsten, gebildetsten, steuerkräftigsten und allenthalben sich verbreitenden Volkes der Monarchie, und dazu der Deutschen im Reich, die schaarweise einwanderten — die Bedeutung eines internationalen Verkehrsmittels. Ihren rasch wachsenden Vorsprung sahen die secundären Völkerschaften mehr und mehr als Zwang an — die Trägheit, eine andere als die von selbst anliegende Muttersprache zu lernen und der Neid auf die vom Schicksal begünstigten Deutschen gehören neben der an sich berechtigten Vorliebe für die eigene locale Sprache zu den psychologischen Triebfedern des slavischen und magharischen Deutschenhasses. Sie werden übrigens geflissentlich von allerlei Leuten aufgestachelt, die gern im Trüben fischen.

Den ärgsten Widerstand gegen die Gesamtstaatsidee und die überragende Stellung der deutschen Reichsprache behütigten die Magyaren, ihren Partikularismus auf das historische Recht ihrer mittelalterlichen „Verfassung“ stützend, nach dem großen Erfolg der Wiederherstellung derselben wandten sie sich dann mit immer gewaltfameren Mitteln gegen die bisherige Stellung der deutschen Sprache in Ungarn und Siebenbürgen, die sie durch Magharisirung der dortigen Deutschen völlig zu vernichten streben. Ihrem Beispiel folgten die Polen in Galizien, die Tschechen, die Slovenen nach Kräften — der Erfolg ist unleugbar. Ueberall giebt es heute Leute genug, die Anspruch auf Bildung machen und des Deutschen kaum mächtig sind, besonders Beamte, während Kaufleute, Techniker u. s. w. sich dessen nicht entschlagen können, wenn sie nicht zugleich der Concurrnz das Feld räumen wollen.

Die Gesamtstaatsidee hat außer bei der Dynastie, den gemeinsamen Ministerien und einem Theile des Hochadels nur noch im gemeinsamen Heere einen Rückhalt, der nicht zu unterschätzen ist. Aber wo immer Oesterreich-Ungarn als Gesamtstaat auftritt, da kann es der Anwendung der deutschen Sprache nicht entziehen. Das zeigt sich eben auch in Bosnien, das in Folge dessen thatsächlich als österreichische

Provinz sich darstellt. Für den inneren Verkehr der Regierung, der Behörden, der Eisenbahn ist das Deutsche eingeführt. Die Stadtverwaltung von Scrajewo hält zwar die slavische Amtssprache selbst den eingewanderten Deutschen gegenüber wenigstens in Zuschriften fest, aber sie fordern von ihren Beamten volle Beherrschung des Deutschen in Wort und Schrift — das muß schon wegen des Verkehrs mit der Militärbehörden sein Amtliche Verordnungen liest man in den bosnischen Städten deutsch und slavisch angeschlagen; man findet die Inschrift „Bezirksgrenze“ an den einsamsten Straßen, ebenso die Aufschrift „Einräumerhaus“ oft nur deutsch; bei Dienstaufschriften der Bahnhöfe ist Deutsch die Regel. Das ärarische Gasthauswesen — eine nicht genug zu rühmende Einrichtung — ist durchaus deutsch, denn hier spricht einfach das praktische Bedürfnis sein Machtwort. Thatsächlich ist das Deutsche überall in Oesterreich-Ungarn — wo einigermaßen von Kultur die Rede sein kann — die Sprache des Wirths- und Kaffeehauses geworden, ohne Zwang, ohne jede Spitze gegen die locale Sprache: ein Kellner, ein Wirth, der nicht deutsch könnte, wäre ein hülfloses Wesen. Vor mir liegt eine Speisekarte der Bahnhofwirthschaft in Kroatisch Brod: der Ausdruck ist magharisch und kroatisch, das erzwingt die Verwaltung der ungarischen Staatsbahn. Die geschriebenen Speisennamen aber sind deutsch und wenigstens in der zweiten Classe bestellt und bezahlt Alles in deutscher Sprache. In Bosnisch Brod fällt der Zwang der localen Sprache von vornherein weg, die höhere Cultursprache herrscht uneingeschränkt im Reiseleben und Wirthshauswesen erster und zweiter Classe. Wenn das treffende Wort Kaiser Wilhelm's II., unsere Zeit stehe im Zeichen des Verkehrs — auch für östlich der Leitha Wahrheit wird, so muß das Deutsche dort trotz aller Bekämpfung erst recht sich als internationale Verkehrs- und Weltsprache durchsetzen, je mehr Angehörige verschiedener Nationalität mit einander in engere Beziehungen kommen. In welcher Sprache als der durch den Gang der Entwicklung gegebenen deutschen sollten Polen und Italiener, Tschechen und Magyaren, Kroaten und Rumänen untereinander verkehren?

Vor Allem gilt das von der gemeinamen Armee, so lange man sie aufrecht zu erhalten vermag; denn thörichterweise hat man ja den Nationalitäten schon bedenkliche Zugeständnisse in der Bildung besonderer Contingente gemacht. Freilich gerade in Bosnien nicht; die aus Einheimischen rekrutirten Regimenter stehen außerhalb des Landes, die dortigen Garnisonen aber stammen aus anderen Reichstheilen. In gewissem Sinne kann man in Bosnien von Militärcolonisation im altrömischen Sinne sprechen. Der Culturzustand des Landes nöthigte bei der Besetzung die Truppen, die Sorge für ihre Bedürfnisse im weitesten Sinne selbst zu übernehmen — herunter bis zur Anlage von Gemüsegärten. Man kennt wohl von Oesterreich her den großen Umfang des militärischen Besitzes, die luxuriöse Schwimmschule der Klagenfurter Garnison am Wörthersee, den Fiselberg der Tiroler Kaiserjäger bei Innsbruck u. s. w., wobei man sich wundern muß, daß die Errichtung eigener Militärschulen für die Kinder der Officiere und Unterofficiere in nichtdeutschen Garnisonsorten nicht durchgesetzt werden kann, — ein wahrhaft schreiendes Bedürfnis. Für die Erwachsenen ist besser gesorgt, wenn auch nicht überall so wie in Banjaluka, wo eine förmliche Militärstadt im mitteleuropäischen Stil und Geschmack gebaut worden ist, Krankenhaus, Kasernen mitten in üppigen Gärten und Baumgängen. Der Officiersgarten beim Kastell ist sogar berühmt. Aehnlich ist es in Scrajewo und sonst; nur in Mostar ist die Natur der Absicht, das Süd- und das Nordlager mit schattigen Anlagen und üppigen Gärten zu umgeben, nicht entgegenkommen. So ist also das Militär in Bosnien überall vorbildlich in Culturbestrebungen, und ganz von selbst verbreitet sich dadurch auch die deutsche Armeesprache als höhere Cultursprache. Ich kaufte in Mostar

bei einem einfachen Obstand Feigen; der Mann wußte nicht viel mehr als die deutschen Namen und Zahlwörter, aber seine Stranigen (oder norddeutsch Düten) zeigten seine Firma deutsch an und waren in Wien gedruckt!

Die Stellung der deutschen Sprache beruht aber auch gutentheils darauf, daß gerade die Kroaten ungleich den anderen Nationalitäten in ganz überraschender Ausdehnung das Deutsche pflegen und hegen. In Agram hört man in besseren Straßen, Wirths- und Kaffeehäusern fast so viel deutsch sprechen, wie kroatisch, die Ladenausschriften, Zettelankündigungen u. s. w. sind oft nur deutsch. Die gebildeten Kroaten sprechen auch unter sich deutsch, und halten das besonders dann für selbstverständlich, wenn ein Fremder zuhören kann. Ein Redacteur in Agram erklärte es theilweise damit, daß sie keine medicinische Facultät und keine technische Hochschule besäßen und schon deshalb vielfach auf deutsche Bildung angewiesen seien; ich habe aber stets gefunden, daß Pfarrer, Forstleute, Beamte, Studenten, Kaufleute und ebenso die Frauen der sogenannten besseren Classen durchweg tadellos und accentfrei deutsch sprechen. Welcher Unterschied von vielen Magyaren! Man kann es auch von Kroaten selbst hören, daß sie gerade, um sich von diesen abzusondern, gern deutsch sprächen. Nun darf man freilich nicht glauben, daß die Kroaten, weil sie deutsch sprechen, aufhören wollten, Kroaten zu sein. Und ebenso bleiben die deutschsprechenden kroatischen Beamten in Bosnien gute Kroaten. Die Culturschicht des Deutschthums kann also doch nur ziemlich dünn und beweglich sein; inwieweit die deutsche Einwanderung besonders die blühenden Ansiedelungen Windthorst bei Banjaluka, dem Deutschthum feste Wurzeln schaffen werden, ist zunächst eine Frage der Zeit und der politischen Entwicklung Bosniens.

Ueber die Zukunft des Landes wird ja selbstverständlich viel gesprochen. Ein Rückfall an den nominellen Herrscher, den Sultan, gilt allgemein für ausgeschlossen. Eine Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zur österreichisch-ungarischen Monarchie muß früher oder später kommen. Und was dann? Wird Bosnien gemeinsam österreichisch-ungarisches Reichsland bleiben? — Oder soll die thatsächlich österreichische Verwaltung von Wien aus nach dem Spruch gearbeitet haben: sie vos non vobis — so daß Bosnien zu Ungarn geschlagen würde? Oder... hätten die ganz Klugen recht, die wissen wollen, daß man in Wien Bosnien für die Stärkung des Kroathentums vorbehalten habe? Während meines Aufenthalts wurde die slavische Umbenennung dreier bisher deutsch benannter Stationen der bosnisch-herzegovinischen Staatsbahnen verfügt. Kohlengrube sollte fortan Arefa, Steinbruch Ramen, Abzweigung Semizowaz heißen. Wäre das ein Anfang zu allmäliger Ausmerzung der deutschen Sprache? Wer vermag die jeweils letzten Gedanken der österreichischen Ministerien zu durchschauen? Von Agram aus versucht man ja in der jungen Generation das südslavisch-kroatische Nationalgefühl zu erwecken: die dort studierenden jungen Begg sollen zum Theil demselben gewonnen sein. In Wien revoltirten kürzlich bosnische Studenten gegen die Anordnungen des „Vizekönigs“ Kallay wegen des bosnischen Convictes, das ihnen zu sehr österreichisch geleitet erscheint. Die jungen Leute sind demnach stark im slavischen Fahrwasser und „lösen gegen den Stachel“. Die panlavistische Auffassung sieht natürlich in der segensreichen österreichischen Verwaltung Bosniens nur Germanisirung. Sicher ist: wenn man heute den Bosniaken die Selbstverwaltung oder parlamentarische Formen gewähren würde, so würden noch viel schlimmere Zustände zu Tage treten, als wir sie bei den „befreiten“ Bulgaren und Serben beobachteten. Die Bosniaken sprechen wohl eine gemeinsame Sprache, aber die confessionellen Gegensätze sind vor der Hand noch stärker, als das nationale Gefühl der Zusammengehörigkeit. Darnach sind dann auch die Klagen über die Umtriebe der Jesuiten in

Bosnien zu beurtheilen, die ihr Augenmerk auf die Befehrung besonders der serbischorthodoxen und muhamedanischen Frauen gerichtet hätten, zum höchsten Mißvergügen der Männer. Wie die Jesuiten das anfangen sollen, mag ihre Sorge sein. Thatsache ist, daß in Bosnien trotz der gewaltigen Fortschritte unter österreichischer Verwaltung allgemeine Unzufriedenheit herrscht. Nur sind wir, ohne uns damit ein Urtheil „für oder gegen“ anmaßen zu wollen, sehr geneigt diese Unzufriedenheit einfach als eine nervöse Unbehaglichkeit aufzufassen, wie sie in Uebergangszeiten durch die Mühe der Anpassung an neue Ideen entsteht. Was ist denn die vielbesprochene Reichsverdrossenheit bei uns anderes, als das Murren des Philisterthums über das Sturmwehen einer neuen — so Gott will — größeren Zeit der Weltstellung des Deutschthums? Der deutsche Philister empfindet hinter dem Ofen das Sturmwehen als lästigen Zugwind und nörgelt: das ist Alles. In Bosnien aber ist's wie in Oesterreich und Ungarn; man fühlt, daß Alles noch unfertig und widerspruchsvoll ist; Bosniens Stellung selbst ist ja der schärfste Widerspruch zum ausgebildeten System des Dualismus. Aber wie das noch werden soll, das mag die Sorge der Staatsmänner sein: dem Deutschen, der in Bosnien reist, wird das Nebeneinander von Altem und Neuem als besonderer Reiz erscheinen. Und wenn er eigentlich auch nur das Einheimische, Slavische und Muhamedanische, aufgesucht hat, so wird er desto mehr überrascht sein von der Beobachtung, wie hier das alte Oesterreich auf jungfräulichem Colonialboden unbewußt und unwillkürlich als deutsche Macht wirken muß, um Fortschritt zu bringen. Ist es der Nachglanz besserer Tage oder mehr?

Literatur und Kunst.

Der Geschichte der christlichen Religion.

Von Eduard von Hartmann.

Viele Anzeichen deuten auf das Wiedererwachen eines religiösen Bedürfnisses im Volke hin. Der symbolische Charakter der neuesten Kunst, die Theilnahme, welche theosophischen, occultistischen und spiritistischen Schriften geschenkt wird, das Umsichgreifen der Evangelisationsbestrebungen, die Erfolge der Heilsarmee, das Auftauchen religiöser Redner und Reformations Tendenzen aus Laientreisen, der Austritt evangelischer Geistlichen aus ihrem Amt, um sich ungehindert ihren reformatorischen Bestrebungen widmen zu können, die wachsende religiöse Färbung der antirömischen Bewegung in Deutschösterreich, die zunehmenden Uebertritte katholischer Geistlichen zur evangelischen Kirche in Frankreich — das Alles läßt einen Umschwung der Stimmung erkennen, welcher noch kräftiger sein würde, wenn nicht bis jetzt die Selbstgerechtigkeit des modernen Menschen ihn hinderte, Schuldgefühl und Erlösungsbedürfnis in gleicher Stärke wie in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden zu empfinden. Immerhin sind diese Anzeichen für eine Vertiefung und Verinnerlichung des stark verweltlichten und verflachten Zeitgeistes mit Freuden zu begrüßen, und es ist nur zu bedauern, daß so viel guter Wille, ideales Streben und tüchtige Kraft in unfruchtbarer Weise verschwendet wird, weil die geschichtliche und wissenschaftliche Bildung fehlt. Das heutige Publicum ist in vieler Hinsicht gebildeter und kenntnißreicher als das irgend einer früheren Zeit, aber in Bezug auf religiöse und philosophische Einsicht ist es von einer erschreckenden Oberflächlichkeit und Unbildung, weil beide zu lange unter der Mißachtung des Zeitgeistes gestanden haben, als daß der Laie sich hätte veranlaßt fühlen können, sich um geschichtliche und wissenschaft-

liche Erkenntniß auf diesen Gebieten zu bemühen. Die Folge davon ist ein trauriger Dilettantismus derer, die sich zur Belehrung der Uebrigen berufen glauben, und eine verblüffende Urtheilslosigkeit der Masse, nicht nur in ungebildeten und halbgebildeten, sondern auch in den höchstgebildeten Volksschichten. Je trivialer und abgestandener die von Wanderrednern und Schriftstellern verzapfte Weisheit ist, desto eher scheint sie den Hörern und Lesern verständlich und beifallswürdig, unbekümmert darum, ob ihnen oft genug dagewesene und längst überwundene Irrthümer neu aufgewärmt, oder sentimentaler Phrasenbrei und verwirrter Gedankenmischmasch vorgelegt wird. Diesen Uebelständen abzuhelpen, giebt es nur ein Mittel: das Publicum muß sich unter Vortritt der Gebildeten wieder mehr Bildung auch auf religiösem Gebiete aneignen, damit es seine Urtheilsfähigkeit steigert und Leichtes und Unhaltbares durchschaut und zurückweist. Daß solche Bildung eine philosophische und speculativ theologische werden könnte, daran ist bei dem immer noch herrschenden Agnosticismus kaum zu denken; wohl aber ist die Achtung vor geschichtlicher Forschung groß genug, um sich gegen eine geschichtliche Bildung auf dem religiösen Gebiet nicht zu verschließen, wenn solche in gemeinverständlicher Fassung und ohne zu viel Zeitaufwand ermöglicht wird.

An einem solchen Buche über den Entwicklungsgang der christlichen Erkenntniß fehlte es bisher, weil die vorhandenen Werke theils einen ausschließlich wissenschaftlichen Charakter an sich trugen, theils schon durch ihren Umfang den Laien abschreckten. Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts war die Dogmengeschichte wesentlich Aufzählung; erst mit der geschichtlichen Weltanschauung kam ein anderer Geist hinein. Während Schleiermacher's Einfluß dahin ging, die Wirksamkeit bedeutender geistiger Individualitäten mehr zu betonen, lehrte Hegel das Ganze als eine Entwicklung aufzufassen, in welcher jede Stufe sich durch ihre eigenen Unvollkommenheiten dialektisch auflöste, aber nur, um die höhere, vollkommene aus sich hervorzutreiben und so stetig und allmählig der inneren Vernünftigkeit des Gedankens zum fortschreitenden Siege zu verhelfen. In der Hegel'schen Schule wurde bald die negative Seite der Selbstzersehung aller Dogmen (Strauß), bald die positive Vernünftigkeit der Entwicklung und ihrer Ergebnisse (Wiedermann) betont, beides aber in einer Weise durchgeführt, die für Laien wenig zugänglich war. Auch der Agnosticismus der Neukantianer bemächtigte sich der Dogmengeschichte und stimmte mit der Hegel'schen Linken in der Selbstzersehung aller Dogmen überein; er sah aber den Grund derselben lediglich in dem verderblichen Einbringen speculativer Tendenzen aus der griechischen Philosophie in's Christenthum und das Heil in der Rückkehr zur Einfachheit des Urchristenthums jenseits alles hellenischen Einflusses, d. h. in dem Auslöschen einer zweitausendjährigen Entwicklung (Harnack). Bei allen diesen Forschungen war das Material immer gründlicher und exakter durchgearbeitet und die pragmatischen Zusammenhänge immer klarer gelegt worden. Das einzige allgemeingiltig feststehende Ergebnis ist dabei die Unmöglichkeit jeder confessionellen Orthodoxy, die durch die historische Kritik und ihre Methode noch gründlicher und unwiederherstellbarer ent wurzelt ist als vorher durch die speculative Philosophie. Aber das ist bloß etwas Negatives; als Positives kann unmöglich heute noch das Judenthum der wissenschaftlich ungebildeten Synoptiker oder das Heidenthum des rein pharisäisch gebildeten Paulus genügen. Es bleibt für alle religiös Interessirten das Bedürfnis bestehen, den positiven, dauernden Kern der zweitausendjährigen christlichen Entwicklung in seinem Werden ebenso dargestellt zu sehen, wie die hinfälligen Schalen, in die er sich zu verschiedenen Zeiten gehüllt hat.

Das Dogma ist ein Zwittergebilde. Jede Kirche empfindet alsbald das natürliche Bedürfnis, die vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des religiösen Glaubens in eine allgemein

anerkannte Form zu bringen, die allen Gemeindegliedern verständlich sein soll. Die Gemeinverständlichkeit bedingt einen phantasiemäßigen Rest in der Formulierung, weil das wissenschaftliche Erkennen jeder Zeit nur Sache einer Minderheit ist und von der Masse nicht verstanden wird. Dieser phantasiemäßige Rest wirkt aber gleichzeitig mit dem Fortschritt des wissenschaftlichen Erkennens dahin, daß jede jeweilig erreichte Formulierung nur eine gewisse Zeit lang dem Bedürfnis Genüge thut, dann aber eine Wandelung erheischt. Der religiöse Glaube dagegen verlangt Ständigkeit und Unwandelbarkeit des Dogmas und fühlt sehr wohl, daß veränderungsfähige Dogmen eben keine Dogmen mehr sind. An diesem Zwiespalt löst sich alles Dogma auf. Was übrig bleibt, ist die Entwicklungsgeschichte des religiösen Erkennens. Das Dogma ist immer nur der Schein eines Ruhezustandes, ein vorläufiges Compromiß zwischen ewiger Wahrheit und wechselnder Wahrheitskenntniß, dem niemals Dauer beschieden sein kann. Die Geschichte der Dogmatik im engeren und eigentlichen Sinne ist nur die Geschichte dieser unaltbaren Compromißversuche. Nicht auf diese aber geht das eigentliche Interesse der Nachwelt, sondern auf den Entwicklungsgang des religiösen Erkennens, in welchem die Versuche der Dogmenfixierung zwar wichtige Etappen und Wegzeichen, aber keineswegs die eigentliche Triebkraft und höchste Frucht des Processes darstellen. Die Einsicht der bahnbrechenden und schöpferischen Geister jeder Zeit reicht viel weiter, als die fixirten Dogmen derselben Periode erkennen lassen. Die von der Kirche verworfenen Gedanken der Häretiker enthalten Wahrheitsmomente, die oft erst in einem viel späteren Stadium der Entwicklung zu ihrem Rechte gelangen. Das lebendige Gemeindebewußtsein versteht dieselben Dogmen zu jeder Zeit etwas anders, betont andere Punkte in ihnen und schiebt wieder andere unbeachtet bei Seite. Dies Alles gehört noch zur Geschichte des religiösen Erkennens oder der Geschichte der Dogmatik im weiteren Sinne, während die äußeren Schicksale der religiösen Gemeinschaften und die innere Ausgestaltung ihres religiösen Lebens in Sitte und Cultus ausschließlich Sache der Kirchengeschichte sind.

In diesem weiten Sinne hat A. Dorner seine Aufgabe erfaßt in seinem „Grundriß der Dogmen-Geschichte. Entwicklungsgeschichte der christlichen Lehrbildungen“ (Berlin, Georg Reimer, 1899). Der Verfasser hat in zwei größeren philosophischen Werken „Das menschliche Erkennen“ und „Das menschliche Handeln“ seinen weiten philosophischen Gesichtskreis und seine milde, duldsame und versöhnliche Denkweise gegen die verschiedensten Richtungen dargelegt und tritt deshalb mit gründlicherer Bildung an seine theologische Aufgabe heran, was heute besonders hervorgehoben zu werden verdient. Auch in der Würdigung der religiösen Ansichten sucht er überall den positiven Werth der verschiedenen Entwicklungsstufen in das rechte Licht zu rücken, ohne darum ihre zeitliche Unvollkommenheit, Einseitigkeit und synthetische Ueberwindungsbedürftigkeit zu verschleiern. Die Zuversicht, daß der ganzen Entwicklung ein ewiger Wahrheitskern zu Grunde liege, entlehnt er zunächst als unerwiesene Voraussetzung aus der speculativen Theologie, aber als eine Voraussetzung, die sich durch die geschichtliche Darstellung zu bestätigen und zu bewähren hat. Diese Wahrheit findet er darin: „daß die Gottesgemeinschaft, welche alle Religion anstrebt, in den ethisch bestimmten Persönlichkeiten als universalethische Gottmenschheit realisiert wird“, womit einerseits der Werth der Einzelpersönlichkeit unermeßlich gesteigert, andererseits ein ethischer Universalismus eingeleitet ist. Diese Fassung ist allgemein genug, um allseitig acceptirt werden zu können, so weit überhaupt eine religiös-sittliche Weltanschauung angestrebt wird. Eine andere Frage ist es freilich, ob dieses Princip, wie Dorner annimmt, mit Christus in die Welt getreten ist, ob er es dargelebt hat, und ob es deshalb „das christliche Princip“ heißen kann. Man kann dies auch dann noch be-

zweifeln, wenn man selbst bereitwillig zugiebt, daß der historische Jesus zur Entwicklung dieses auch vorher schon vorhandenen Princips einen mächtigen Impuls gegeben hat, daß die Christen dieses Princip in dem idealen Christus und seiner Kirche verwirklicht anschauen, und daß dieses Princip seine bisher höchste Entwicklungsstufe in der christlichen Kultur-sphäre erreicht hat. Es scheint deshalb, daß Dorner bei dem Versuch, das christliche Princip zu definiren, doch zu wenig spezifische Unterschiede hinzugefügt hat, als daß nicht seine Formulirung auch manche außerchristliche Standpunkte einschloffe.

Die positive Bedeutung der griechischen Kirche findet Dorner darin, daß dieselbe energisch auf eine Gotteserkenntniß als unerläßliche Vorbedingung der realen Lebensgemeinschaft mit Gott dringt; sie hat damit den Grund gelegt für alle späteren Stufen, und es ist ihr keineswegs zum Vorwurf, sondern zum Verdienste anzurechnen, daß sie die Mittel der speculativen Philosophie ihrer Zeit dazu benutzte, da selbst eine unvollkommene und irrige Erkenntniß Gottes eine mögliche Glaubensgrundlage bildet, der bloße Skepticismus und Agnosticismus aber gar keine liefert. Ihre Einseitigkeit liegt in dem zu großen Gewicht, das auf das Theoretische, auf das Schauen Gottes gelegt wird, weil darüber die Seite des Willens vernachlässigt wird. Diese theoretische Einseitigkeit sucht nun die römische Kirche durch praktische Ausbildung des Christenthums zu ergänzen, indem sie das Hauptgewicht darauf legt, daß das christliche Princip den Willen bestimmen und in der Gemeinschaft des Reiches Gottes auf Erden sich verwirklichen soll. Sie ist die große Erziehungsanstalt der barbarischen Völker geworden, hat aber auch eben dadurch sich zu einer klerikalen Bevormundungsanstalt verbildet und der einzelnen sittlichen Persönlichkeit und deren unmittelbarer Lebensgemeinschaft mit Gott nicht ihr volles Recht angedeihen lassen können. Diesen Mangel zu ergänzen, war der Protestantismus berufen, der die subjective Heilsaneignung des Einzelnen im religiösen Glauben und das Moment der Persönlichkeit sowohl im sittlichen Leben wie im unmittelbaren Verhältniß zu Gott betonte. Die religiöse Mystik, die in der griechischen Periode noch wesentlicher Bestandtheil des kirchlichen Lebens selbst gewesen war, nach der Fixirung des Dogmas aber namentlich in der römischen Kirche sich vom kirchlichen Leben zurückgezogen hatte, wurde nun wieder bis zu einem gewissen Grade in das protestantische Kirchenleben hereingenommen. Aber die protestantische Orthodozie hielt doch an der überkommenen dogmatischen Formulirung der früheren Perioden fest und konnte darum mit der principiell proclamirten Freiheit des Christenmenschen noch nicht rechten Ernst machen. Dies blieb erst der modernen Entwicklung des Protestantismus vorbehalten, welcher für die freie christliche Persönlichkeit auch die Freiheit religiöser Erkenntniß fordert und sich ebenso von dem Zwange dogmatischer Formeln wie von der römischen Geseßlichkeit und Bevormundung frei machen will. Dieser moderne Protestantismus „befindet sich schon thatsächlich in dem Stadium, daß er eine wirklich all-gemeingiltige Lehre nicht mehr hat, daß man auf das gemeinsame Grundprincip des Christenthums zurückgeht und den Versuchen der Lehrverbesserung durch freie Discussion Spielraum läßt.“

Jede dieser vier Hauptstufen bildet dem Urchristenthum gegenüber einen neuen Fortschritt, der nicht wieder rückgängig gemacht werden kann und soll. Jeder dieser Fortschritte hebt das Niveau der ganzen Christenheit, indem er durch seine Concurrentz auch den stehengebliebenen Rest der überwundenen Stufen nöthigt, an der Ausgleichung der Einseitigkeiten und Mängel zu arbeiten, die zu ihrer geschichtlichen Ueberwindung Anlaß gegeben haben. So ist die griechische und römische Kirche heute etwas ganz anders, als zur Zeit der Kirchentrennung und der Reformation, und selbst die protestantische Orthodozie hat heute ein ganz anderes Gesicht

als vor dreihundert Jahren; wenn auch die kirchlichen und staatlichen Behörden sich noch so sehr bemühen, das Alte zu conserviren, so sorgt doch das einmal geschlossene Compromiß zwischen Theologie und Wissenschaft dafür, daß jeder Theologe, der der historisch-kritischen Methode auch nur den kleinsten Finger gereicht hat, ihr schließlich die ganze Hand überlassen muß. Jede der bestehenden Confectionen hält zwar an der Betonung dessen fest, wodurch sie ihre geschichtliche Bedeutung erlangt hat, sucht aber daneben sich auch alles Dasjenige so weit als möglich anzueignen, was die anderen über sie hinauszugehen veranlaßte. So bietet heute die Christenheit eine innere Mannigfaltigkeit dar, deren Glieder sämmtlich universell zu sein bemüht sind, ohne darum ihre spezifische Eigenart aufzugeben, und so ergänzen sie sich gegenseitig und schützen einander davor, ihre Einseitigkeiten zu überspannen. Zugleich scheint diese Mannigfaltigkeit der confessionellen Ausgestaltung der ethnologischen Veranlagung der drei Hauptzweige der europäischen Völkerfamilie, der Slawen, Romanen und Germanen gemäß zu sein. Denn die Griechen sind gegenwärtig ebenfalls als eine überwiegend slawische Nation zu betrachten, und katholische Germanen findet man fast nur als Nachkommen gewaltjam rekatolisirter Protestanten oder in den Landestheilen, die zur Zeit der Reformation unter geistlicher Herrschaft standen, und deren Einwohner dadurch verhindert waren, sich dem Protestantismus anzuschließen. Nur die Westslawen bilden confessionell wie in ihrer ethnologischen Veranlagung ein Uebergangsglied zwischen den Ostslawen und Romanen. Die Kelten sind ein wesentlicher Bestandtheil der heutigen romanischen Völkerfamilie und halten selbst da meist am römischen Kirchentum fest, wo sie als versprengte Glieder unter Germanen leben, z. B. in Irland und Nordamerika.

Auf die geschichtliche Darstellung Dorner's ist hier nicht der Ort, näher einzugehen. Hätte der Verfasser nur gebildete Laien als seine Leser im Auge gehabt, so würde er ohne Zweifel manche geschichtliche Einzelangaben bei Seite gelassen und sich noch mehr auf das Wesentliche beschränkt haben; die Rücksicht auf theologische Studenten forderte jedoch ein gewisses Maaß von geschichtlichen Angaben. Die Darstellung ist fließend. Wer über den Gegenstand Orientirung sucht und nach den obigen Angaben über den Standpunkt des Verfassers diesem Führer Vertrauen schenkt, wird nicht ohne reiche Belehrung das Buch aus der Hand legen, das trefflich geeignet ist, dem oben beklagten Mangel religiöser Bildung abzuhelpfen.

Puccini und seine neue Oper „Cosca“.

Von Emil Mauerthof (Rom).

Der Carneval ist herangekommen, und damit haben auch die Vorstellungen von Puccini's „Cosca“ vorläufig ihr Ende erreicht, denen ja die an den auswärtigen Bühnen wohl jetzt bald folgen dürften. In den musikalischen Kreisen Italiens gilt Puccini als der Erste innerhalb der neuen italienischen Schule. Ihn stellt man an die Spitze, dann folgt Mascagni und in dritter Reihe erst Leoncavallo. Darum mag auch einiges Wenige aus dem Leben dieses Ersten interessiren.

Giacomo Puccini ist aus Lucca gebürtig und entstammt einer alten Musikerfamilie. Schon sein Großvater, Domenico Puccini, hatte eine Oper, Quintus Fabius, geschrieben, die auch in Livorno mit ziemlichem Erfolg über die Bühne ging; im Uebrigen aber sind die Vorfahren unseres Tondichters sehr strenge Herren gewesen, die sich mit leichtfertigen Kraut nicht einmal gelegentlich abgaben, sondern sich

mit all' ihren musikalischen Sorgen stets unentwegt innerhalb der ernsthaften Kirchenmusik bewegten. Insofern ist freilich der Dichter der „Billi“, der „Manon Lescaut“ und der „Böhème“ gänzlich aus der Art geschlagen. Die Jugend Giacomo's verlief wie die eines armen Kunstschülers. Zunächst besuchte er in seiner Vaterstadt das Gymnasium und brachte es hier doch so weit, um Virgil lesen und verstehen zu können. Dann ging es von Lucca auf die Hochschule für Musik nach Mailand, wo er mit seinem kürzlich in Amerika verstorbenen Bruder Michele und einem Vetter zusammen sein Quartier in einem möblirten Zimmer aufschlug. Er bezog während dieser Studienzeit aus Rom ein monatliches Stipendium von 100 Lire, von dem aber diese ganze dreiköpfige Gesellschaft zu leben hatte, so daß gewöhnlich schon nach den ersten Tagen des Monats die Gänge nach dem Leihhause beinahe ebenso häufig wurden, wie die nach der Akademie. Irgendwie Schulden zu machen, lag außerhalb aller Möglichkeit. Die Miethen mußte stets voraus bezahlt werden, und der Zufall hatte es so gefügt, daß die drei Jungen bei einem Postbeamten wohnten, durch dessen Hände auf der Hauptpost sämmtliche einlaufenden Geldbriefe gingen. Und so kam es, daß jeden Monat einmal der Hauswirth, einen Brief in der Hand, in das Zimmer seiner drei Leih-eigenen trat, vor deren begehrlieh aufleuchtenden Augen lächelnd den Umschlag zerriß, die darin liegenden 100 Lire sich in die Tasche steckte und jenen darauf 70 herausgab. Aber auch der Winter in diesem ersten Jahre war ausnehmend kalt, und Feuer mußte ab und zu gemacht werden, wollten nicht alle drei selbst gelegentlich zu einem Eisklumpen erstarren. Um jedoch den Holzeinkauf, der besten Falles immer nur ein Kilo betragen durfte, in würdiger Weise zu bewerkstelligen, trat der jüngere Bruder von Zeit zu Zeit mit einer alten englischen Reisetasche eine Reise ins Ausland an, ging eilends in die erste verborgen gelegene Kohlenhandlung, packte dort ein paar Holzscheite in die Tasche und kehrte damit in die soeben verlassene Wohnung zurück, indem er zugleich der verwundert dareinschauenden Pförtnerin in höchst unbefangener Tone erklärte, daß er soeben eine Depesche erhalten hätte und darum nicht mehr verreise. Da sich diese geheimnißvollen Nichtreisen aber zu häufig wiederholten, und der Argwohn der Thürhüterin darum schon einen besorgnißerregenden Charakter anzunehmen begann, so sah sich Giacomo endlich genöthigt, dieser unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitzutheilen, daß die ganze Sache eine fixe Idee seines Bruders sei, in der man ihn jedoch, ganz sicheren Wuth-anfällen vorzubeugen, um alles in der Welt nicht stören dürfe. Die drei jungen Leute waren zudem passionirte Raucher. Auf welche Art war nun dieser Leidenschaft bei so beschränkten Mitteln zu genügen? Da kommt eines schönen Tages der Vetter nach Hause und wirft strahlenden Antlitzes einen Haufen brauner Würfel auf den Tisch, die das Aussehen gerösteter Holzspähne oder Brodkrusten haben. Es seien Cacaoschalen, so erzählt er eifrig, die ordentlich zerstoßen einen herrlichen Tabak abgäben: für 25 Centesimi hätten sie alle drei über einen ganzen Tag hin übergenug. Man geht jubelnd an die Zubereitung. Dann stopfen die drei sich ihre Pfeifen, zünden diese an und paffen aus Herzenslust darauf los. Ein pestilenzialischer Dunst erfüllt zunächst das Zimmer. Darauf überfällt sie Alle auf einmal ein unwiderstehlicher, hartnäckiger Hustenreiz; sie sehen einander an und blicken in völlig erblaßte Gesichter; zuletzt sucht ein Jeder stöhnend und mit rebellischem Magen sein Lager auf. Die Hauswirthin, die im Nebenzimmer kampirte, brachte solchen Ausschweifungen der drei gourmets begreiflicher Weise nur ein höchst geringes Mitgefühl entgegen; als ganz besonders unwürdig erachtete sie es aber, wenn man sich, wie das oft genug vorkam, die Mahlzeit, die häufig nur aus drei Backeiern bestand, über Spiritus selbst zubereitet. So oft daher die Butter in der kleinen Pfanne über dem wackeligen Clavier in verdächtiger

Art zu singen begann, rief der Vetter, um die argwöhnischen Ohren der daneben wohnenden Frau zu täuschen, dem zukünftigen Londichter mit donnernder Stimme zu: so spiele doch endlich! willst Du denn heute gar nicht üben? Worauf dieser dann unter Zuhülfenahme aller Pedale auf den Tasten eine Sinfonie des Weltunterganges anzustimmen pflegte, bis der verrätherische Gesang im Tiegel vorüber war. In dieser lustig darbenenden Weise vergingen die Jahre und damit auch endlich das Stipendium; und als Giacomo die Akademie verließ, hatte ein Jeder der drei fortan für sich allein zu sorgen. Dem Londichter der „Tosca“ gelang es zunächst, an zwei Stunden in der Woche Musikunterricht zu ertheilen, wofür er jedes Mal eine Lira erhielt; er war aber schon mit den Jahren in der Mailänder Künstlerbohème bekannt geworden und diese verschaffte dem zukunftreichen Genie in der Osteria dell' Aida einen Abendtisch mit allmonatlicher, nachträglicher Bezahlung, wofür er täglich ein Stück Brod, ein Stück Kochfleisch geheimnißvoller Abkunft und 34 Bohnen erhielt. Unterdeß hatte Giacomo Puccini jedoch schon an seinen „Billi“ zu arbeiten begonnen, mit denen er sich an einem Mailänder Preisauschreiben betheiligen wollte. Vierzehn Tage vor der ablaufenden Frist fehlte noch der zweite Act, wie die Orchesterleitung des ganzen Werkes. Aber um Mitternacht des 30. Decembers 1883 war die Oper fertig, die bald darauf das Preisgericht befähigte, dem unglücklichen Dichter so gut wie alles musikalisch-schöpferische Talent abzusprechen. Gleichwohl wurde einige Monate später dieselbe Oper auf einer Mailänder Bühne aufgeführt und erzielte da den denkbar geräuschvollsten Erfolg. Derweilen war die Schuldenlast in der Osteria dell' Aida auf 300 Lire angewachsen. Am Abend nach der ersten Vorstellung aber geht der Held des Mailänder Tagesgesprächs von Neuem in die verräucherte Spelunke, betritt sie hoch erhobenen Hauptes, verlangt gebieterisch, noch bevor der Kellner Zeit hatte, ihm wie gewöhnlich das krafftlose Stück Kochfleisch auf den Tisch zu werfen, seine Rechnung, indem er zugleich vor den funkelnden Augen der erstaunt herbeigeeilten Wirthin einen rechten, echten Tausendlireschein tanzen läßt. Puccini selbst erzählt so. Es war dies die größte, die unvergeßlichste Genugthuung, die ihm bislang das Leben gebracht hat. Auf die „Billi“ folgten alsdann „Manon Lescaut“ und die „Böhème“. Jetzt hat er sich, noch mehr als mit den früheren, mit der „Tosca“ die musikalische Welt erobern wollen. Ist ihm das gelungen?

Der Text zu der Oper ist dem gleichnamigen Schauspiel Sardou's entnommen, das auch in Deutschland aufgeführt wurde, freilich ohne Erfolg und in Berlin mit Pauken und Trompeten durchfiel; doch sind die fünf Acte im Libretto in drei zusammenggezogen. Der Schauplatz der Handlung ist Rom im Jahre 1800; die Heldin derselben ist die Sängerin Floria Tosca; neben ihr stehen in erster Reihe der Maler Cavaradossi, ihr Geliebter, und der Hauptmann der römischen Polizei, Scarpia. Angelotti, ein Freund des Malers, ist aus der Engelsburg entflohen und hat in der Kirche Sant Andrea della Valle Schutz gesucht, wofür ihm schon seit mehreren Tagen die Schwester eine andere Kleidung bereit hält. Hier in derselben Kirche arbeitet aber auch zugleich an einem Altarbilde der Maler Cavaradossi, der die Anwesenheit der jungen Gräfin dazu benutzt, um nach ihr die Züge einer Magdalena zu gestalten. Als Angelotti die Kirche betritt, ist es früher Morgen; bald nach ihm kommt der Maler, der wohl die blonde Gräfin malt, in seinem Herzen aber das Bildniß der schönen, feurigen Tosca trägt. Nachdem der Künstler ihm die Pinsel bereit gelegt hat und sich dann entfernt, tritt aus einer Kapelle des Seitenschiffes der entflohenen Gefangene, während zugleich an der Kirchenthür die Tosca Einlaß begehrt. Der Maler verspricht dem Freunde in aller Eile, ihn in seiner Villa vor den Thoren zu verbergen und öffnet darauf, nachdem sich Angelotti von Neuem in die Kapelle begeben, die Thür der Geliebten, die sich infolge des

langen Wartens argwöhnisch im Kirchenraume umschaut. Sie erblickt das Magdalenenbild. „Oh! diese Augen ... diese Augen!“ seufzt sie eifersüchtig; der Maler aber beruhigt sie. Nach einer zärtlichen Aussprache verläßt die Sängerin den Geliebten, während zugleich die Kanonen der Engelsburg die Flucht eines Gefangenen in die Welt donnern. Gleichwohl gelingt es den beiden Freunden zu entweichen, bevor noch die Häfcher des Hauptmannes Scarpia in die Kirche dringen. Als dieser Letztere bei seinem Eintritte den Fächer erblickt, den die Schwester des Flüchtlings bei ihrer letzten Anwesenheit vergessen, folgert er sofort aus diesem Umstande die Mitwissenschaft des Malers. Im gleichen Augenblicke erscheint von Neuem die Sängerin, um der Verabredung gemäß den Geliebten abzuholen. Sie findet ihn nicht mehr, und der Polizeihauptmann bedient sich nun des zurückgelassenen Fächers, um in der argwöhnischen Dame die Eifersucht in dem Maße anzuregen, daß jene wie besinnungslos davon und in die Villa des angeblich Treulosen eilt. Ihr folgen im Geheimen die Sbirren. Damit endet der erste Act.

Der zweite spielt in dem Palaste Farneze. Scarpia ist allein und beim Nachtmahl. Die Schergen sind zurückgekehrt mit der Nachricht, daß sie Angelotti nicht haben finden können, dafür bringen sie den Maler gefesselt herbei. Aus einem unteren Saale des Palastes tönt die Stimme der Tosca herauf, die da auf einem Feste vor Eingeladenen singt. Vergeblich befragt Scarpia den Maler nach dem Versteck des Freundes. Da verfällt der Erstere auf den Gedanken, die Sängerin auszuforschen. Er läßt sie zu sich hinauf entbieten, während er zugleich den Befehl erteilt, den Maler in einem daneben liegenden Zimmer auf ein gegebenes Stichwort hin, der Tortur zu unterwerfen. Aber auch der Tosca gegenüber sind seine Bemühungen umsonst. Die Tortur nimmt also ihren Fortgang. Man hört die Stimme Cavaradossi's, der die Geliebte beschwört, nichts zu verrathen. Darauf folgt neuerdings ein Schrei, und außer sich vor Entsetzen stöhnt die Sängerin: „Im Brunnen des — Gartens!“ Da wird die Tortur abgebrochen; und sie sieht jetzt, wie der Geliebte blutüberströmt von Neuem in den Kerker geschafft wird. „Giebt es eine Rettung?“ ächzt sie. „Ja!“ antwortet Scarpia; „sobald du mir angehören willst, wird die Hinrichtung nur zum Scheine vor sich gehen.“ Die Sängerin ist der Verzweiflung nahe. Da sie aber gar keinen Ausweg sieht, so willigt sie scheinbar ein, unter der Bedingung jedoch, daß ihr zuerst ein Freibrief für den Maler ausgestellt werde, damit dieser ungehindert die Engelsburg verlassen könne. Scarpia schreibt den Brief; als er sich jedoch ihrer darauf bemächtigen will, ergreift sie einen auf dem Tische liegenden Dolch und stößt ihn dem Sbirren in die Brust.

Der dritte Act spielt in der Engelsburg. Cavaradossi glaubt sich kurz vor dem Tode — denn er soll erschossen werden — und benutzt die letzten Augenblicke, um an die Geliebte zu schreiben: da erscheint diese selbst. Sie übergibt ihm den Freibrief und erzählt dem maßlos Erstaunten in bebender Aufregung den Vorgang. Da bricht der Morgen an und mit ihm auch die Stunde der Hinrichtung, die jedoch nur in der Einbildung der Liebenden eine scheinbare ist. Cavaradossi wird in der That erschossen. Nachdem die Soldaten sich zurückgezogen, eilt schleunig die Tosca herbei, um mit dem Geliebten gemeinsam zu entfliehen. Zu ihrem Entsetzen findet sie ihn todt. Unterdeß haben die Sbirren den Mord ihres Hauptmannes entdeckt, haben der Tosca Spur verfolgt und sind bereits in der Engelsburg, um sie zu verhaften. Schon vernimmt die Sängerin ihre Stimmen. Sie rafft sich auf und stürzt sich von der Höhe der Mauer hinab in die Tiefe.

Für wenig anspruchsvolle Gemüther ist die Fabel der Oper, trotz mancher Wunderlichkeiten, in den Haupttheilen klar und überzeugend genug. Was hat nun die Musik aus ihr gemacht? Vielleicht ist es am zuträglichsten, dieses aktweise

zu verfolgen. Die Oper hat kein Vorspiel; gleich bei den ersten, schweren Accorden hebt sich der Vorhang, und die Musik setzt sofort sehr glücklich mit der Romanze Cavaradossi's ein, in der die beiden schönen Frauen mit einander verglichen werden, und die dann in die Bethuerung ausklingt: „Doch Du, o Tosca, bist mein einziger Gedanke.“ Von da ab verläuft alles, trotz mancher reizvollen Einzelheiten ziemlich eindrucklos bis zum Finale hin, das allerdings von guter Wirkung ist. Es hat sich nämlich die Nachricht von einer Niederlage Bonaparte's in der Stadt verbreitet. Das Volk strömt in die Kirche; die Geistlichkeit zieht in all' ihrem Pompe herbei, um Gott zu danken. Und während nun die Kanonen der Engelsburg donnern und die Orgel tönt, vermischt sich zugleich mit dem Ledeum des Volkes der Lustgesang des nach der Tosca fiebernden Scarpia. Der 2. Akt ist besonders für Leute, die in einer Oper vornehmlich sehen wollen, der weitaus dramatisch kräftigste. Musikalisch werthvoll ist der Eingang mit dem Verhör des Malers, den von unten herauf aus den Sälen der Königin von Neapel Chorgesang und Orchesterspiel begleiten; alsdann noch der Zwiegesang der Tosca und des Scarpia während der Tortur. Aber in der Arie der Tosca: „Nur der Kunst und der Liebe hab' ich lebt —“ hat Puccini die Leidenschaft des Schmerzes in keine Melodie zu bannen verstanden — es ist bei bloßer tönender Phrase geblieben; der Musik fehlt hier nicht bloß der sinngemäße Stimmungsgehalt, sie ist zum Theil sogar bedauerlich flach und gar das Ende des Aktes wirkt abstoßend und beleidigend. Nachdem nämlich die Tosca den Polizeihauptmann erstochen hat, bleibt sie noch etwa 15 Minuten in aller Gemüthsruhe in dem Todtenzimmer, schleppt ein Crucifix herbei und zündet Kerzen an, die sie dann in zwei schweren Candelabern neben der Leiche aufstellt. Wie drei zurechnungsfähige Personen, zwei angebliche Dichter (Ullica und Giacosa) und ganz insbesondere der Musiker, der damit jede frühere Wirkung ins Alberne verkehrt, einen solchen Vorgang nicht als widerlichen Blödsinn haben empfinden können, ist in der That ganz unbegreiflich. Fast der ganze dritte Akt ist musikalisch werthvoll: zunächst das Erwachen der großen Stadt, in das stimmungsvoll der Gesang eines Hirten hineintönt. Später des Malers Abschiedslied an das Leben, vielleicht ein wenig weichlich, doch höchst wirkungsvoll, dem sich gleich darauf der Zwiegesang mit der Tosca: „O süße Hände mild und wonnereich —“ anschließt. Aber es ist schade darum, daß auch hier wieder zum Schluß der Musiker Puccini vor dem dramatischen Charlatan Sardou in schwächlicher Weise capitulirt hat. Auch dem 3. wie dem 2. Akte fehlt der sich zu steigernder Wirkung aufbauende musikalisch sinngemäß mächtige Abschluß. Die Musik verflattert mit der Tosca selbst in alle Lüfte.

Die erste Vorstellung hatte natürlich ein sehr großes und vornehmeres Publikum herbeigelockt. Das Haus war überfüllt trotz der unsinnigen Preise. Eine kleine Loge im ersten Range kostete 400 Lire, ein erster Sperrsiß allein 60 Lire. Die Aufnahme der Oper jedoch hielt sich in den Grenzen einer sehr maßvollen Begeisterung — trotz der 21 Hervorrufe des Dondichters, die man gezählt haben will. Ein großer Theil des Publikums hatte ersichtlich mehr erwartet. Vielleicht lag es auch an den Sängern; Tenor und Sopran erschienen nicht im Vollbesitz ihrer gesanglichen Mittel; die vielgerühmte Darclée, die unlängst in Berlin gastirte und abfiel, tremolirte und betonirte erschrecklich in der Höhe den ganzen Abend über — hätte eine ziemlich aufdringliche Claque nicht pünktlich bei allen jenen Nummern eingesetzt, die nach dem Urtheile des Dondichters oder Verlegers als beifallswürdig erscheinen, so hätte wahrscheinlich nur das Finale des ersten Aktes ganz sicher durchgeschlagen. Puccini ist mit seiner Oper eben an einem völlig musikwidrigen Textbuche gescheitert, obschon in der Partitur selbst alle Elemente

zu einem musikalischen Meisterwerke vorhanden sind: sie haben sich nur leider nicht zusammenfinden und gegenseitig durchdringen können. Man kann keine bloße und noch dazu überaus raffinierte Intrigue in musikalische Empfindung umsetzen. Besonders unheilvoll hat sich dieser Umstand gerade dem zweiten Akte erwiesen, der seiner ganzen Anlage nach der eigentliche Höhepunkt des Werkes sein sollte. Er enthält nichts als Intrigue und dazu noch ein paar bei den Haaren herbeigezogene Aberglauben. Zwei Personen, Scarpia und die Tosca, versuchen einen ganzen Akt lang nichts Anderes als sich gegenseitig anzuführen; dazu singt noch ex abrupto der gepolterte, blutüberströmte und bewußtlose Maler mit schmetternder Stimme ein Siegeslied, und die Sängerin führt dann zuletzt an der Leiche ihres Verfolgers jene schon erwähnte, ganz verrückte Komödie auf. Die Vorgänge auf der Bühne erscheinen darum in so viel verschiedenartige und widersinnig gemischte Szenen und Stimmungen zerhackt, daß man zuletzt überhaupt nicht mehr empfindet und auch die Musik nicht mehr hört. Schließt man dagegen die Augen, so begreift man auf einmal zu seiner nicht geringen Ueberaschung, daß zwar das scenische Bild nichts taugt, daß aber die Musik zum Theil sehr reizvoll ist. Das Publikum hatte also Recht, weil es ein Musikdrama erwartete und vielleicht auch erwarten durfte, und dieses nicht zu hören bekam; und es hatte Unrecht, weil es über den wilden, aufgeregten und zerplitterten Vorgängen auf der Bühne zuletzt die Hauptsache, nämlich die Musik, zum Theil überhörte. Aber es liegt auf der Hand, daß gerade deshalb und trotzdem diese vorläufig letzte Oper Puccini's sich doch allerorten viele Freunde gewinnen wird. Die Unmusikalischen werden auf die Bühne schauen; und die Musikverständigen werden sich an vielen, einzelnen, großen musikalischen Schönheiten erfreuen. Und das schon muß als etwas gelten in einer Zeit, die Besseres nicht hervorzubringen versteht.

Reform der Bildhauerei.

Von Emil von Sydow.

Vor längerer Zeit wurde in der „Gegenwart“ die Frage aufgeworfen, warum die Plastik so sehr im Argen liege, beim Volke so wenig Verständnis finde und im Gegensatz zur Musik, Dichtkunst, Malerei im Großen und Ganzen kalt lasse. Die Antwort lautete, weil in der Bildhauerei von heute nichts geschaffen wird, das bis in die letzte Ausgestaltung individuell durchgebildet erscheint und als Ausdruck der Zeit, in der wir leben, freudig erkannt wird. Kurz, weil die Bildhauerei von heute keine Kunst unserer Zeit ist. Zu diesem Urtheil gelangt nun ebenfalls ein hervorragender Bildhauer, der Wiener Akademieprofessor Edmund Hellmer, in einer Brochure „Lehrjahre in der Plastik“ (Wien, Ant. Schroll & Co.) und der von ihm schon im Titel angedeutete Reformvorschlag deckt sich ziemlich genau mit unseren damaligen Postulaten.

Das plastische Empfinden wurzelt im „Material“; aus dem Material heraus muß der Bildhauer componiren. Schnitzten die Alten ihre Figuren aus Holz, so haben sie dieselben ganz anders, dem Materiale entsprechend, componirt, als wenn sie dieselben in Bronze gossen oder in Marmor meißelten. Der kaum zu bearbeitende Granit der Aegypter ist die Grundursache jener grandiosen Geschlossenheit und Einfachheit ihrer monumentalen Göttergestalten. Der leichter zu meißelnde pentelische Marmor der Griechen erlaubt ihren Bildungen weit größere Freiheit und die Bronze nahezu Beweglichkeit. Immer — an jeder großen Kunstperiode kann man es verfolgen — ist das Material, die Beherrschung des Ma-

terials das Maßgebende für die Composition. So wie der Musiker, der in Tönen und Harmonien denkt und der Leistungsfähigkeit jedes Instrumentes (der menschlichen Stimme) entsprechend sein Werk gestaltet, wie der Maler, der in Farbenproblemen, auf welche die Maltechnik — in diesem Falle das „Material“ — bestimmenden Einfluß übt, seine Gedanken und Empfindungen zur Anschauung bringt, wie der Architekt, der, dem Zwecke der Nützlichkeit Rechnung tragend, das Material wählt und dann wieder aus dem Material heraus den künstlerischen Ausdruck findet, so soll auch der Bildhauer in Formen fühlen und von vornherein die Bildungsfähigkeit des Materiales in sein Schaffen einbeziehen.

Um aber so zu gestalten, gehört vor allem volle Vertrautheit mit dem Material dazu. Unsere modernen Bildhauer sind aber nur Modelleure. Thon, Wachs sind ihre Gestaltungskörper. Hellmer kennt unter den jetzt schaffenden Künstlern kaum fünf oder sechs, die zu meißeln verstehen, kaum einen, der im Stande ist, sein Werk in Bronze zu gießen, zu ciseliren. Seine ersten tastenden Versuche macht der Bildhauer von heute in schmiegsamem Lehm oder Wachs; er kennt und lernt nicht in Betracht ziehen die Sprödigkeit des Gesteines, die Schwierigkeit, in Bronze zu bilden. Willig folgt die weiche Substanz der Phantasie des Künstlers, ja er lernt sie technisch beherrschen, bringt es zum bestechenden Vortrag. Ist aber seine Arbeit vollendet, so muß sie erst in dauerndes Material „übertragen“ werden. Und ist sie bloß erst „übertragen“, wird man ihr es für alle Zeiten ansehen und anfühlen, daß sie nicht aus dem Gestein, dem Marmor hervorgewachsen ist, daß sie aus Metall „gebildet“ worden. Der ewige, nie zu verdeckende Mangel des plastischen Empfindens! „Und wie sieht es mit der ‚Übertragung‘ aus!“ ruft Hellmer aus. „Arbeiter, meist ohne künstlerische Vorbildung, copiren recht und schlecht das Werk. Alle Individualität der Formgebung, jeder Vortrag geht verloren. Nichts von jenem berückenden, hinreißenden Nervenspiel, keine Ausnützung von Zufälligkeiten, kein kraftvoller Eigenwille, nicht hingebungs-volle Liebe — einfach eine interesselose, schwache Copie.“

Wir wissen alle, wie ein plastisches Kunstwerk entsteht. Will der Künstler ein Marmorwerk schaffen, modellirt er sein „Modell“ dazu in Thon, auch Wachs, meist in halber oder gar in derselben Größe, in der das Werk ausgeführt werden soll. Nun muß die Modellirtechnik in Marmor „übersezt“ werden; das ist aber ebenso schwer wie das Uebersetzen in eine fremde Sprache. Was hier der Daumen drückt, das Modellirholz streicht, muß dort gehauen, geschabt, gebohrt werden. Für gewisse Feinheiten gibt es daher überhaupt kein Aequivalent; es müßte denn geradezu neu erfunden werden. Aber nehmen wir selbst an, daß der Künstler in eigener Person sein Werk in Stein überträgt — was bei der heutigen Vorbildung ein Ding der Unmöglichkeit ist — es wird gleichwohl eine müde Uebersetzung bleiben. Es ist eben ganz absolut verfehlt, große Modelle zu machen und diese dann zu „übertragen“, gleichviel wer diese Uebersetzung vornimmt. Denn in jedem Falle fehlt die nie zu copirende „Eingebung des Augenblickes“. Und Hellmer führt uns vor die Arbeiten der besten Alten, damit wir sie genau ansehen. „Sie haben nach kleinen Entwürfen, welche nur die Hauptmassen der Composition festlegen, frei im großen gemeißelt. Es ist auch ganz unlogisch, anders zu arbeiten, denn Niemand ist im Stande, zweimal etwas „ganz gleich“ zu empfinden, und jede Wiederholung, auch wenn sie der Künstler selbst ausführt, ist eine Abschwächung.“ Die Alten haben alles prima gearbeitet. (Siehe Phidias und seine Schule.) Von den Künstlern der Renaissance sind uns noch einige der kleinen „Stizzen“ erhalten, nach welchen sie gearbeitet haben. Und von dem Größten der Großen dieser Zeit, Buonarroti, haben wir halbausgeführte, roh bossirte, ja „verhaute“ Marmor-gestalten, an welchen wir das Vorgehen genau studiren können. — Daß diesem Heros in seinem Ungeftüm bei manchen Zi-

guren und Gruppen der Block zu klein wurde, zeigt genau, daß er seine Arbeiten nicht zuerst im „Modell“ vollendet hat.

Ist das Modell in Gips vollendet, so wird es den Händen des Künstlers entwunden und die weitere Behandlung handwerksmäßig durchgeführt. Wird es in Sand geformt, so wird es, wenn nicht zerschnitten — was in den meisten Fällen des bequemeren Gusses halber geschieht — doch von Arbeitern eingeformt, welche keine Empfindung für Form haben, welche die Nachführung rein im Hinblick auf das leichtere Gelingen vornehmen, die dann nach geschehenem Guss alle Nähte mit ungeübter Hand theils verklopfen, theils verschaben, um sie schließlich mit Punzen zusammenzuziehen, wie sie's eben verstehen. Auf dieselbe Weise wird auch das Zusammensetzen der Stücke und das Bearbeiten der Fugen durchgeführt.

Wird aber eine Bronze nach unseren Begriffen luxuriös behandelt, so wird sie von einem „anderen“ Künstler (sic!) „ciselirt“, d. h. in den meisten Fällen verdorben, denn der Ciseleur thut dann nichts anderes als etwa mutatis mutandis der Retoucheur beim Photographen. „Auch die Gushaut, welche eine so schlechte, an unseren Denkmälern deutlich sichtbare Patina ansetzt, kann nicht entfernt, weil nicht verarbeitet werden, denn niemand versteht dies, ohne die ganze Arbeit dabei zu verderben. Wie herrlich sind dagegen die geschliffenen Bronzen der Alten! — Wer kann aber heute noch diese subtile Arbeit?“ Und nach diesen durchaus den Nagel auf den Kopf treffenden Ausführungen, schlägt Hellmer eine Reform der plastischen Lehrjahre vor und fordert eine ganz neue Kunstschule. Die Bildhauerschule muß vor allem in eine „Werkstatt“ umgewandelt werden. Der eintretende Schüler muß in erster Linie das Handwerk erlernen, denn Kunst und Handwerk haben einen gemeinsamen Nährboden: die Technik. Darum darf der junge Bildhauer nicht auf Zeichnen und Modelliren gedrillt werden, er muß von Jugend auf meißeln, für Bronze boffeln, in Metall gießen, ciseliren, schnitzen. „Vormittags modelliren, Nachmittags meißeln!“ — In den ersten Jahren dürfte diese Generaleintheilung genügen, weil erfahrungsgemäß bei formgewandten Leuten nur einige Jahre erforderlich sind, um in die Anfangsgründe der Marmortechnik eingeführt zu werden. Die weiteren Jahre müßte der Nachmittag abwechselnd zur Erlernung der Bronzetechnik verwendet werden. Ist der Schüler so weit vorgeschritten, daß er an eigene Compositionen gehen kann, so muß er dieselben auch in dem betreffenden Material selbst ausführen. Vorträge über die Technik der Alten müßten mit den practischen Versuchen Hand in Hand gehen. Sohin wird der Kunstjünger schon bei der Conception, ja schon in den ersten Phantasien daran denken, wie und in welchem Material „sinngemäß“ sein Gedanke Verwirklichung finden soll. Er kennt die Schwierigkeiten der Bearbeitung, wird Künsteleien vermeiden, weil er aus eigener Erfahrung wissen wird, wo die natürlichen Grenzen liegen. Es wird ihm gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen sein, was für Marmor, was für Bronze u. sich eignet, und auch das Wie der technischen Behandlung wird ihm von vornherein klar sein. So weit Hellmer's Anregung.

Nun wird aber die Routine dagegen einwerfen: woher sollen wir den kostbaren Marmor hernehmen, wo die Bronze-gießerei lernen? Natürlich auf einer Kunstschule ad hoc. Und Hellmer entwirft uns in kühnen Zügen eine solche zeitgemäße Bildnerschule: Modellirsäle in größerem Ausmaße, Marmorateliers, Versuchsbronzegießerei, Ciselirabtheilung, chemisches Laboratorium sind absolut erforderlich. Ein Künstler, der selbstverständlich in den verschiedenen Disciplinen zu Hause sein muß, steht der Schule vor, Assistenten, die speciellen Fächer in ausgezeichneter Weise innehabend, könnten ihn unterstützen. Was die Beschaffung des Marmors anbelangt, so würden die Besitzer großer Steinbrüche sehr gerne die Abfälle gegen mäßiges Entgelt zur Verfügung stellen, und die Einrichtung einer Versuchsbronzegießerei zählt ja auch nicht zu den Unmöglichkeiten.

Wie man sieht, ist die Reform weder einfach noch billig, denn die neue Schule müßte schon räumlich größer sein, als die bisherigen. Auch besser dotirt. Aber abgesehen von ihren Vortheilen für die Kunst, hätte diese Schule auch manche wohlthätige Entlastung des Stats zur Folge. Schon durch eine Verkleinerung der Schülerzahl, eine bessere „Durchsichtung“. Hellmer meint mit Recht, schon in den ersten Jahren würde sich in dem Schülermaterial eine wohlthuende Sonderung vollziehen. „Alle jene, welche die Plastik ohne unbezwingbaren Drang und Beruf zu erlernen trachten, Schwächlinge, Leute ohne das nöthige Pfund würden abfallen, Dilettantismus wäre ausgeschlossen: die Lehrjahre sind zu anstrengend! Körperlich und geistig gesund muß der junge Künstler sein, will er das schwierige Handwerk erlernen, will er auf Basis desselben zur Meisterschaft gelangen. Nur kräftige Hände verstehen den Meißel zu führen, weiche Händchen eignen sich nicht zu dieser ernstesten aller Künste.“ Später, bei weiterem Vorschreiten, käme es unter den Schülern abermals zu einer Sichtung, da nur der wahrhaft Begabte bei der Kunst ausharren, der minder Begabte, vielleicht aber ausgezeichnete Techniker sich mit Erfolg zum Hilfsarbeiter recrutiren würde. „Die jungen Leute müßten nicht so wie jetzt, wenn sie sich nicht zur hohen Kunst durchgerungen, Proletariat bilden, sie könnten sich als Gehilfen bei einem Künstler nützlich, ja unentbehrlich machen, in der Kunstindustrie Hervorragendes leisten und sich eine gesicherte Existenz gründen. Die zurückgebliebene Kerntruppe aber, zur Meisterschaft geleitet, wird die Bildhauerei zu jener Mündigkeit führen, die wir an den Alten bewundern. Souverän alle Techniken beherrschend, könnte der Plastiker kühn seiner Phantasie folgen, ohne Gefahr seiner Individualität Ausdruck verleihen. Den „Stil“ würde ihm das Material schon selbst aufzwingen. Freilich die Massenproduction wird bei derartiger künstlerischer Production ausgeschlossen sein. Das Angebot wird infolge der Langwierigkeit der Arbeit, die der Künstler nunmehr selbst vornimmt, sich nothwendigerweise verringern. Die Nachfrage nach echten, wahren Kunstwerken wird aber um so reger werden. Und so wird sich ein dem Künstler günstiges constantes Verhältniß zwischen diesen beiden Factoren herausstellen, die Preise werden entsprechend und eines Künstlers würdige werden. Dann wird auch der Künstler jene materielle Unabhängigkeit erreichen, die allein die künstlerische „Ruhe“, die Vorbedingung freudigen Kunstschaffens, gewährt.“

Wir sind begierig, welche Aufnahme Hellmer's Vorschläge finden werden. Offen gesagt erwarten wir keinen sehr großen Erfolg, denn wir erinnern uns noch lebhaft der allgemeinen Ablehnung unserer ersten Anregung vor Jahren. Die Kultusminister scheuen die Auslagen, unsere mehr oder weniger verknöcherten Akademiker betrachten jede Reform als unwillkommene Störung. Nicht ohne triftigen Grund. Von unseren großen und kleinen Bildhauern versteht kaum einer den Meißel zu führen. Unsere marmornen Siegesdenkmäler werden meist von italienischen Steinmeßern oder gar schon in Carrara ausgeführt. Auch Prof. Schaper, der Schöpfer des Berliner Goethestandbildes, den wir seiner Zeit um ein Gutachten angingen, versprach sich von der Reform nicht viel. Die Anderen schwiegen sich vielsagend aus. Um so größer ist unsere Freude, daß nun endlich auch ein ästhetisch und praktisch bewährter Fachmann, ein echter Künstler, uns Recht giebt und unsere flüchtige Anregung in geistreich-fachgemäßer Weise auszugestalten sucht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Redner.

Von Anton Tschekow.

Eines schönen Morgens sollte der Assessor Kiril Zwanowitsch Warwilonow begraben werden. Zwei in Rußland stark verbreitete Krankheiten hatten ihn dahin gerafft: der Alkoholismus und eine böse Frau. Kurz bevor der Leichenzug sich von der Kirche aus zum Friedhofe bewegte, stieg ein College des Verbliebenen, Poplawsky, in einen Wagen und besuchte seinen Freund Grigori Petrowitsch Sopotin. Wie den Lesern bekannt sein wird, ist Sopotin im Besitz eines seltenen Talentcs: er versteht aus dem Stegreif Hochzeits-, Jubiläums- und Begräbnißreden zu halten. Zu jeder Gelegenheit und jeder Zeit kann er Reden halten — im Halbschlaf, mit leerem Magen oder in sinnloser Betrunktheit oder gar im Fieber. Immer fließt seine Rede ungehemmt und reichlich, wie Wasser aus der Brunnenröhre; in seinem oratorischen Wörterbuch finden sich mehr klägliche Ausdrücke und rührende Bilder, als Wangen in einem polnischen Wirthshaus. Manchmal spricht er so ausgiebig, daß man schon die Polizei in Anspruch nehmen mußte, um seiner Rede Einhalt zu thun!

„Ich komme in höchster Eile zu Dir, Brüderchen,“ begann Poplawsky, als er seinen bereiten Freund begrüßte, „also kleide Dich rasch an und fahre mit mir. Ein College ist uns gestorben, eben geben wir ihm das Geleit in die andere Welt. Und zum Abschied, Brüderchen, muß man doch irgend etwas reden. Da bist Du nun unsere einzige Hoffnung. Wäre es nur einer von den Kleinen gewesen, niemals hätten wir Dich in Anspruch genommen, aber so ein Secretär ist sozusagen eine Stütze der Gesellschaft, eine Pflanze des Vaterlandes. Es schickt sich nicht, ein so großes Thier ohne Rede zu begraben.“

„Ach so, der Secretär!“ rief Sopotin und gähnte. „Ich weiß schon, ein schrecklicher Trunkenbold!“

„Ganz recht, er soff etwas. Also komm, es giebt Kuchen und Braten . . . Auch der Wagen ist bezahlt, also komm, liebe Seele! Stelle an seinem Grab eine Rede à la Cicero, und Du wirst riesigen Beifall haben!“

Gern willigte Sopotin ein. Er ordnete sein Haar, schnitt eine jammervolle Frage und ging mit Poplawsky.

„Ja, ja, ich kannte Euren Secretär genau!“ sagte er, als er den Wagen bestieg. „Ein Gauner und ein Mindvieh, wie es nur wenige giebt, — doch Friede seiner Asche.“

„Freundchen, es schickt sich gar nicht, Verstorbene noch zu beschimpfen.“

„Ja, gewiß, aut mortuis nihil bono, aber es war doch ein ausgewachsener Schuft.“

Bald hatten sie den Trauerzug eingeholt und sich ihm angeschlossen. Da der Todte langsam getragen wurde, so hatten die Freunde reichlich Zeit, unterwegs einzukehren und dem Andenken des Verstorbenen ein stilles Gläschen zu weihen. Dann sang man auf dem Kirchhof die Litanei. Wie es nun einmal Sitte, weinten Frau, Schwiegermutter und Schwägerin sehr heftig. Als man den Sarg in die Gruft senkte, schrie die Frau: „Laßt mich bei ihm!“ aber es fiel ihr nicht ein, hineinzu springen. Jedenfalls kam ihr die Pension in den Sinn. Inzwischen wartete Sopotin ruhig ab, bis sich die Aufregung gelegt hatte. Dann trat er vor, blickte sich rings im Kreise um und begann seine Rede:

„Können und dürfen wir unseren Augen und Ohren trauen?! Ist dieser Sarg, sind diese verweinten Gesichter, ist all' dieses Klagen und Stöhnen nicht nur ein böser Traum? Ach nein, es ist kein Traum, und von unseren Augen werden wir nicht getäuscht! Er, der noch vor ganz kurzer Zeit so frisch, so jugendlich und so rein unter uns weilte, der unlängst vor unser aller Augen gleich einer emsigen Biene seinen Honig in den gemeinsamen Bienenstock des Staatshaushaltes trug, er, der . . . doch ach! er ist jetzt in Staub verwandelt, in eine körperliche

Fata Morgana. Und gerade jetzt hat der unerbittliche Tod seine Hand auf ihn gelegt, wo er, ungeachtet seines vorgerückten Alters, noch in voller Blüthe seiner Kräfte und seiner glänzenden Hoffnungen stand! Wer wird uns diesen unersehblichen Verlust ersetzen? O, wir haben wohl viele gute Beamte, aber unser Freund war einzig. Bis in die Tiefe seiner Seele war er von seinem Pflichtbewußtsein erfüllt, er schonte seine Kräfte niemals, schlief des Nachts wenig, war stets uneigennützig und nie bestechlich. O, wie tief verabscheute er Jene, die sich der vergeblichen Mühe unterzogen, ihn, natürlich zum Schaden der allgemeinen Interessen, zu bestechen, — Jene, die durch verlodende Reize des Lebens ihn zum Verrath seiner Pflichten bestimmen wollten! Ja, vor unseren Augen hat der Verbliebene, ach wie so oft! seinen geringen Lohn unter seine ärmeren Kollegen vertheilt! Ihr habt ja eben selbst das Jammergeschrei der Wittwen und Waisen vernommen, die alle von seinen Gaben lebten. Ganz seinem Diensteifer und dem Wohlthun ergeben, kannte er keine Lebensfreuden und verzichtete sogar auf Familienglück, denn es ist Ihnen ja bekannt, daß er bis an sein Lebensende Junggeselle war. Ach, wer ersetzt ihn uns als Genossen, als Freund und Bruder?! Deutlich noch sehe ich ihn vor mir, wie er sich mit seinem glattrasirten Gesicht und mit gütigem Lächeln uns zuwandte, noch höre ich seine milde und freundlich tönende Stimme! Friede Deiner Asche, Protop Osipowitsch! Ruhe aus, Du getreuer, edler Arbeiter!“

Sopotin war noch lange nicht zu Ende. Aber unter den Zuhörern war eine gewisse Unruhe bemerkbar. Die Rede gefiel ja, hatte auch wohl manche Thräne hervorgerufen; doch manches darin erschien räthselhaft. Zuerst war es sonderbar, daß der Redner den Verbliebenen Protop Osipowitsch nannte, wo er doch Kiril Zwanowitsch hieß. Dann war doch Allen bekannt, daß der Verstorbene mit seiner Frau einen lebenslänglichen Krieg geführt hatte, also doch nicht ledig sein konnte. Drittens aber besaß er einen starken rothen Bart, ließ sich nie rasiren, und daher war es ganz unverständlich, warum der Redner von seinem glattrasirten Gesichte sprach. Die Zuhörer saßten das Alles nicht recht, tauschten untereinander Blicke aus und zuckten verständnißlos die Schultern.

„Protop Osipowitsch,“ fuhr der Redner unbeirrt weiter und blickte begehrt in die Gruft, „wohl war Dein Gesicht nicht schön, eher häßlich, auch sahst Du finster und streng aus, aber wir wußten Alle, daß unter der unangenehmen Maske ein treues, freundliches Herz schlug!“

Hier bemerkten die Zuhörer an dem Redner etwas Seltsames. Er starrte auf einen Fleck, drehte sich unruhig und zuckte nervös. Dann schwieg er plötzlich und wandte sich zu Poplawsky. „Aber er lebt ja!“ rief er mit schreckerfülltem Gesicht.

„Wer lebt?“

„Protop Osipowitsch! Da steht er ja beim nächsten Grabstein!“

„Natürlich, denn der starb ja gar nicht! Kiril Zwanowitsch ist ja der Todte!“

„Sagtest Du nicht selbst, daß Euer Secretär starb?“

„Kiril Zwanowitsch war ja auch Secretär. Du hast sie Beide verwechselt! Gewiß, früher war auch Protop Osipowitsch Secretär bei uns, aber seit zwei Jahren ist er in eine andere Abtheilung versetzt.“

„Bei Euch kenne sich der Teufel aus!“

„Fahre nur fort, — warum bleibst Du stehen? Das ist doch unangenehm.“

Sopotin wendete sich wieder zur Gruft, und mit der alten Begehrtheit setzte er seine Rede fort. Am nächsten Grabmal aber lehnte wirklich der alte Beamte mit der glattrasirten Physiognomie, Protop Osipowitsch. Mit bösem Gesicht schaute er den Redner an.

„Wie ist Dir das auch nur passiert?“ neckten ihn die Beamten, als sie mit Sopotin vom Begräbniß heimkehrten. „Einen lebenden Menschen todt zu reden!“

„Gar nicht schön von Ihnen, junger Mann!“ brummte Protop Osipowitsch. „Für einen Verstorbenen hätte Ihre Rede gepaßt, aber auf einen Lebenden war sie ein bloßer Hohn! Was, unbestechlich, ohne Eigen-

nus, niemals Geschenke annehmend! Das kann man von einem lebenden Menschen doch nur im Spott sagen! Auch hat Sie Niemand um ihre Meinung über mein Gesicht gefragt! Wenn es nicht schön ist, eher häßlich, gut, — aber darum brauchen Sie mich nicht vor allen Leuten bloß zu stellen. Das ist eine Beleidigung.“

Aus der Hauptstadt.

Auch eine Flottendebatte.

Bruchstück einer Reichstagsitzung.

Staatssekretär v. Bülow (eine feurige Rede für die Flottenvorlage beendigend): ... und so gebe ich mich zuversichtlich der Hoffnung hin, daß Sie, geehrte Herren, ohne Unterschied der Partei, in einmütiger Begeisterung unserer Regierung die Mittel bewilligen werden, welche nötig sind, um die maritime Wehrhaftigkeit des Reiches auf die impontrende Höhe zu heben, welche die Landarmee schon seit geraumer Zeit einnimmt; möge unsere unübertreffliche Schlagfertigkeit zu Lande ihr impontrendes Spiegelbild finden in einer ebenso achtungsgebietenden Seegewalt, dem deutschen Namen zum Ruhme und dem deutschen Volke zum Heil! (Brausender Beifall auf allen Seiten des Hauses. Der Redner wird umringt und beglückwünscht).

Rassandros (keiner Fraction angehörig). Meine Herren, ich bedaure sehr, Ihre Begeisterung nicht theilen und Herrn v. Bülow nicht Beifall zollen zu können (oh! links), ich stehe sogar auf dem Standpunkt, daß es geradezu verwerflich wäre, jetzt auch nur einen Groschen für die Flotte zu bewilligen (Lachen links), obwohl ich zugebe, daß die Flottenverstärkung an und für sich ganz wünschenswerth sein mag (Ja also! links). Da uns aber das Feind näher liegt als der Hock, so können wir doch nicht so große Summen für die Flotte bewilligen, so lange das viel wichtigere Landheer die vom Herrn Staatssekretär gerühmte Schlagfertigkeit gar nicht besitzt (na nu! rechts), und unser Heer, meine Herren, (mit erhobener Stimme), ist augenblicklich für den Krieg beinahe unbrauchbar! (Er ist übergeschnappt! links; er beleidigt die Armee! rechts. Gelächter und Tumult). Lassen Sie mich ausreden, dann werden Sie sehr bald einsehen, daß ich weder toll bin, noch Beleidigungen beabsichtige, und daß ich nicht zu viel behaupte! — Warum fallen jetzt in Südafrika fünfzig Mal so viel Engländer als Buren? nicht nur wegen der allerdings thörichten Führung, sondern vielmehr darum, weil die Engländer grellfarbige Röcke, sowie blinkende Knöpfe und Helme tragen; und warum fallen 80 Procent der Officiere? weil sie durch goldgestickte Kragen und Epauletten auf weite Entfernung kenntlich gemacht sind und den Feinden ein vorzügliches Ziel bieten, während die Buren im schlichten grauen Kittel und ebensolchem Hut von den Erdhügeln und Felsblöcken erst in allernächster Nähe unterschieden werden können. Ebenso klug wie die Buren sind aber schon lange unsere Nachbarn, z. B. die Oesterreicher und Russen, besonders die Letzteren, deren militärische Tüchtigkeit von unseren höheren Officieren völlig gewürdigt wird und für uns eine große, vielleicht die größte Gefahr bedeutet. Die Russen haben 1878, nach dem türkischen Kriege, eine durchgreifende Reform in's Werk gesetzt und tragen nun unscheinbare dunkle Röcke mit Festeln oder Hornknöpfen, mit weichen bequemen Umlegekragen, und leichte müzenartige Kopfbedeckungen; wir dagegen haben immer noch die unglaublichen Helme, deren blinkende Spitzen und Beschlüge auf 2500 Meter zu erkennen sind, so daß der Feind bis zu unserer weiteren Annäherung und Entwicklung recht gemächlich seine Maßnahmen treffen kann — nämlich die Artillerie in Position bringen, Schützengraben auswerfen und über die Reserven disponiren, — während wir ihn erst sehen, wenn wir in seine Feuerzone hineinplagen, und vielleicht selbst dann noch nicht! Wir haben ferner glänzende Metallknöpfe, bei den

Musketierbataillonen sogar immer noch das wahnsinnige weiße Lederzeug, so daß der feindliche Schütze sich gar keine schöneren und deutlicheren Haltepunkte für das Zielen wünschen kann und bis auf 600 Meter ein gar nicht zu verfehlendes Ziel hat, während er selbst sich erst auf 200, höchstens 300 Meter einigermaßen von seiner Umgebung abhebt; die Deutschen werden also wie die Scheibenpuppen zusammengeschossen, ehe sie die feindliche Schützenlinie überhaupt unterscheiden. Alle deutschen Officiere, die russischen Manövern beigewohnt haben, sind sich hierüber auch völlig klar. Soll ich Sie endlich erst an die verteuftel „schöne“, aller Vernunft Hohn sprechende Bekleidung mancher Reiterregimenter erinnern? an knallrothe Husarenattilas und weiße Kürassierröcke? Wie tölpelhaft muß der Schütze sein, der ein so exquisites Ziel verfehlt! Blutige Thränen möchte man um die armen Kerle weinen, wenn man sich die vernichtende Wirkung der modernen Gewehre gegenwärtig und erwägt, auf wie große Entfernungen heutzutage ein planmäßiges Feuer möglich ist. Bedenken Sie ferner, daß seit 1870 die Fortschritte der Waffentechnik eine völlige Umwälzung in der Fechtwaise bewirkt haben, daß die Mängel in der Ausrüstung, die damals zur Noth noch passiren konnten, heute unerträglich wirken, daß z. B. in Folge des rauchlosen Pulvers heute keine mitteleidige Dampfvolke mehr die glitzernden Linien der kämpfenden Truppen verhüllt und die Nachtheile der unzureichenden Metallzieraten theilweise beseitigt; somit werden Sie mir zugeben, daß im nächsten Kriege unsere Truppen von vornherein dazu verurtheilt sind, mindestens zehn Mal so starke Verluste zu erleiden wie der Gegner. Welche furchtbare moralische Wirkung wird aber diese Thatsache gleich in der ersten Schlacht auf unsere Truppen ausüben! Habe ich also nicht Recht, wenn ich eine schleunige fundamentale Reform in der Bekleidung unseres Heeres für ungleich wichtiger halte als die Flottenvermehrung?

Nun werden Sie mir vielleicht einwenden: wenn das Alles wirklich so schlimm wäre, so würde man doch an maßgebender Stelle dies auch einsehen und längst die nöthigen Reformen unternommen haben. Ja, meine Herren, eingesehen hat man dies schon längst, schon vor 40 Jahren erhob man ähnliche Forderungen, und vor 30 Jahren erneuerte man sie mit ausführlichster Begründung. Aber nach den großen Erfolgen des Krieges von 1870 wurden alle Reformvorschläge hochmüthig zurückgewiesen, „es war ja auch so gegangen!“ und daß der hochbetagte, von Haus aus stark conservativ beanlagte Kaiser Wilhelm I. am Ueberlieferen nicht rütteln und auf seine alten Tage von durchgreifenden Reformen nichts mehr wissen wollte, ist menschlich vollkommen begreiflich. Aber warum ist in den seitdem verflossenen langen 13 Jahren nichts geschehen, obwohl tapfere Warner — selbst im urconservativen Militär-Wochenblatt! — immer wieder von Neuem ihre mahnende Stimme erhoben und die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände unwiderleglich dargethan haben?! Warum sind die verantwortlichen Rathgeber, Kriegsminister und Generale, nicht vor den jungen Kaiser getreten, um ihm zu sagen: Majestät, so geht es nicht mehr! wir müssen den neuen Waffen, der neuen Technik Rechnung tragen, wir müssen dem Beispiel folgen, das uns die Russen und die Oesterreicher schon lange gegeben haben, wir dürfen nicht, militärischer Brunkucht und Parabelkeit zu Liebe, uns von vornherein in gewaltigen Nachtheil begeben und unsere wackeren Truppen nutzlos dem sicheren Verderben überantworten! Wir dürfen nicht schönen Flottenidealen nachjagen, so lange die veraltete und unzureichende Bekleidung und Ausrüstung unser Heer lahmlegt!

Dies dem Kaiser zu sagen, liegen aber noch weitere dringende Gründe vor. Was ich nämlich bis jetzt angeführt habe, bezog sich nur auf solche Dinge, die die feindliche Feuerwirkung begünstigen; nicht minder verhängnisvoll sind aber auch die anderen Ausrüstungsfehler, die unsere Truppe zu Grunde richten, schon ehe sie an den Feind kommt. Ich meine die unsinnige Gepäckerüberladung im Ganzen, sowie die unzureichende Gestaltung einzelner Stücke, die in bedenklicher Weise Kraft und Frische des Soldaten unnütz absorbiren. Wer Soldat war und weiß, daß im modernen Gefecht für die angreifende Truppe alles darauf

ankommt, rasch vorzugehen, sich blitzschnell niederzuwerfen und sofort mit Geschick und Behendigkeit das Feuer aufzunehmen, der weiß auch, wie unsäglich schwer sich dies ausführen läßt, wenn vorher — und das ist doch die Regel — in vielstündigem Marsch der schwere Tornister alle Kraft und Elasticität verzehrt hat; der weiß, was es bedeutet, dann noch beim Schwärmen über Sturzäder zu traben. Wenn dann endlich das „Halt, nieder!“ die vorläufige Erlösung bringt, ist der Soldat am Ende seiner Muskelkraft und seines Athems. Ein besonderes Vergnügen bei diesem Lauffschritt bildet das Seitengewehr, das so unpraktisch und überflüssig wie möglich ist und dem Laufenden zwischen die Beine kommt, wenn er es nicht krampfhaft mit der Linken festhält; beim Niederwerfen ist es noch besonders lästig und störend. Das kurze, nur halb so schwere Bajonett wäre ungleich vortheilhafter. Nun kommt aber das Beste: der langhingestreckte, oft höchst unbequem liegende Schüßel — im modernen Geschütz werden 90 Procent aller Schüsse liegend abgegeben! — soll nun, so weit es seine Athemlosigkeit erlaubt, mit Bedacht zielen, nicht nur in zweckloser Munitionsvergeudung in's Blaue knallen; damit aber verständiges Zielen vollends unmöglich gemacht wird, stülpt man dem Soldaten ein Möbel auf den Schädel, das an Unzweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ich bitte aber nur diejenigen, hierüber mitzureden, die selbst Soldaten waren und an einem heißen Sommertage den erwähnten Vorgang ausprobiert haben; sie werden mir zugeben, daß ich nicht ein Jota zu viel sage. Entweder sitzt nun der Helm fest — dann preßt er den Kopf zusammen und lähmt das Denken — oder er sitzt locker, dann rutschert er dem Schützen beim Niederwerfen auf die Nase; schiebt man ihn hinter in den Nacken, so stößt er dort wieder an oder staut sich gar am Kochgeschirr, das hinten auf den Tornister geschnallt ist. Wie viel leichter und besser hat es unser Gegner mit dem bequemen Käppi, das sich dem Kopf anschmiegt und niemals hinderlich ist! Vorzüglich hat schon vor langen Jahren im Militär-Wochenblatt der Major Keim den Helm charakterisirt: „Der Helm ist ein aus mehreren Duzend Theilen zusammengesetztes und daher ebenso unsolides und reparaturbedürftiges wie schweres, theures und gesundheitschädliches Ausrüstungsstück; ein kräftiger Hieb zerstört den ganzen Zusammenhang des gebrechlichen Kunstwerkes; ein leichter Filzhut oder ein Käppi schützt den Kopf besser, weil er die Wucht des Hiebes bricht, statt denselben hart und prellend auf den Schädel des unglücklichen Helmträgers fortzupflanzen. Uebrigens ist der Soldat verloren, der mit dem Helm statt mit dem Gewehr den Säbelhieb des feindlichen Reiters pariren will. . . Wie viel Verdruß und Aerger bereitet dem Compagniechef das „Helmverpassen“, wie viel kostbare Zeit geht damit verloren! Es giebt keine militärische Kopfbedeckung, die, in Folge ihrer ungünstigen Schwerpunkt-lage und der ganzen Construction nach, so schwer einen correcten Sitz erzielt, wie der Helm. Welch ein Feld der Thätigkeit für Vorgesetzte, die den „correcten“ Helmsitz zu ihrer Specialität gemacht haben!“ — Warum tragen übrigens unsere Jäger und Garbeschützen keinen Helm? ob sie wohl gern ihre Tschadoss mit dem Helm vertauschen würden?!

Weder schön noch zweckmäßig ist ferner der steife Halskragen; er ist bei heißem Marsch eine unnütze Qual und beim Liegendschießen ein weiteres ärgerliches Hinderniß für die freie Beweglichkeit des Kopfes. Nun das Gepäck. Das Durchschnittsgewicht des Mannes ist 64 kg, ein erheblicher Theil der Leute ist also leichter; etwa zwei Procent wiegen nur 57 kg. Das Gepäck wiegt heute durchschnittlich 34 kg, also reichlich die Hälfte bis fast $\frac{2}{3}$ des Körpergewichts, trotzdem daß schon 1883 das preussische Kriegsministerium festgestellt hat, daß nur $\frac{1}{3}$ des Körpergewichts die zulässige Belastung wäre und daß 30 kg das „äußerste Maximum“ (sic!) sein sollte. Von anderen Sachverständigen wurde aber schon 1862 dargelegt, daß der Soldat nur dann leicht beweglich und leistungsfähig bleibe, wenn die Belastung 22 kg nicht übersteigt; demnach schleppt unser Soldat eigentlich 12 kg = 24 Pfund zu viel und selbst nach Meinung des Ministeriums immer noch 4 kg oder 8 Pfund mehr als das „äußerste (!) Maximum“. Es ist wohl aber selbst für den Laien nicht zweifelhaft, daß mit jedem Pfund, um das wir den Soldaten erleichtern,

seine physische und moralische Leistungsfähigkeit und damit sein Gefechts-werth erhöht wird, oder daß jedes an der Belastung gesparte Pfund so und so viel Streiter mehr auf dem Schlachtfelde bedeutet, weil so viel weniger vorher auf dem Marsche liegen bleiben. Wenn vollends nach der Anstrengung der Schlacht ein hoher Procentsatz unverwundeter Leute vor Erschöpfung liegen bleibt, die Truppe in einen Zustand taktischer Auflösung geräth, der sie für die Ausbeutung des Sieges oder die Wiederaufnahme des Gefechts gleich unbrauchbar macht, so ist dies in erster Linie der übermäßigen Belastung zuzuschreiben. Was nützen alle unsere Turn- und Schießschulen, wenn wir schließlich doch nur Lastträger erziehen müssen? es hätte ebensoviel Sinn, die Pferde der Lastwagen der höheren Schulbrennerei zu unterziehen. Eine starke Verminderung der Last ist aber sehr wohl möglich und durchführbar, und wiederholt haben einsichtsvolle Officiere ausführlich vorgerechnet, wie dies geschehen müßte: aber Autoritätswahn oder Eigensinn haben alle gründlichen Reformen vereitelt; kleine unwesentliche Aenderungen, mehr Spielereien zu nennen, sind wohl erfolgt, das falsche Princip ist geblieben. Während die Russen den Tornister nicht kennen und höchstens 29 kg Gepäck tragen, schleppen wir noch immer den unpractischen Tornister, der selbst in seiner neuesten „Verbesserung“ mit dem Traggerüst leer 1600 Gramm wiegt; noch immer schleppen wir selbst in Sommerfeldzügen unnützerweise den Mantel mit, der trocken 2900, naß sogar 4000 Gramm wiegt (von April bis Oktober wäre eine wollne Decke, wenn überhaupt nöthig, viel zweckmäßiger und leichter); sodann ist es überflüssig, die Drillichhose ins Feld mitzunehmen, da für den ungleich wichtigeren Rock doch auch kein Ersatz mitgenommen wird; außerdem könnte ein Theil des Fußzeugs ebenso daheim bleiben wie das Gesangbuch, — die wenigen Choräle, die der Soldat wirklich im Felde singt, kann er auswendig — und schließlich könnte auch das Kochgeschirr um ein Drittel kleiner sein. Zielen endlich die Metallknöpfe der Uniform (120 Gramm) und das Koppelschloß (65 Gr.) weg, so ließe sich im Ganzen nach Major Keim eine Ersparniß von reichlich 5 Kilogramm erzielen, wobei allerdings die Uniform durch die Ritze oder Bluse ersetzt werden müßte; diese hätte außerdem den bequemen Klapptragen sowie äußere Taschen, welche u. A. für die Unterbringung der Patronen von Nutzen wären.

Ja, wird man aber einwenden, wo bleibt bei solchen Vorschlägen unsere überlieferte, historisch gewordene Uniform? wo die heilige Tradition mit ihrem bekanntlich unschätzbaren Werth für den Geist der Truppen? Um Verzeihung, meine Herren, Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Soldaten des großen Kurfürsten und zum Theil auch die des großen Friedrich weder Tornister noch Mantel, weder Helm noch Steh-tragen, noch Kochgeschirr hatten, daß sie in allen Punkten weit kriegsgemäßer und praktischer ausgerüstet waren als unsere heutigen Soldaten. Schlapphut, Umlegekragen und Schnappack (Rucksack) herrschten über 150 Jahre lang im preussischen Heere; und während in neuester Zeit die andern Nationen gar eifrig sich bestreben, alles Gute und Zweckmäßige uns abzugucken, hüten sie sich wohlweislich, unsere Dummheiten nach-zuzahlen; den Helm, diese „traurige Zwittergeburt moderner Paradesucht und mittelalterlicher Romantik“, wie Major von Bloennies sehr treffend bemerkt, ahmt uns keiner nach (ein paar englische Regimenter abgerechnet). Schon bei Abschaffung des Popes — auch eine „traditionelle“ Zier der sieggewohnten fredericianischen Soldaten! — befürchtete das hohe Kriegscollegium eines kleineren deutschen Staates „eine ernstliche Gefahr für die wohlüberlieferte Accurateße der hochfürstlichen Truppen“ und führte thatsächlich die Hüfte 1814 von Neuem ein. Heute lachen wir über solche Dummheit, und machen es mit dem Helm um kein Haar besser. Darum fort mit der Tradition, wenn sie zum Unverstand wird!

Daß auch sonst der Gamaschengeist in Gestalt des Vorstellungs- und Besichtigungsteufels wieder gewaltig überhand genommen hat, will ich nur zum Schluß nebenbei erwähnen; alle denkenden Officiere sind in dumpfer Resignation, weil sie einsehen, daß bei dieser ewigen nervösen Heberei von einer „Vorstellung“ zur andern alle ruhige, solide Aus-

bildung der Truppe vernachlässigt wird; alles Streben der Compagniechefes muß notgedrungen sich darin erschöpfen, bei diesen Besichtigungen gut abzuschneiden und die Leute dementsprechend äußerlich zurechtzustutzen; das hübsche „Bild“ wird Hauptzweck, die gründliche, tiefere Schulung geht zum Teufel. Doch scheint es unmöglich, gegen dieses Unheil anzukämpfen. Möglich ist es aber, wenigstens eine vernünftige und wirklich kriegsgemäße Ausrüstung und Bekleidung unsres Heeres zu erzwingen, indem wir im Reichstag alle anderen Wünsche der Regierung ablehnen, so lange man jene zeitgemäßen Reformen nicht durchgeführt hat. Darum fordere ich Sie auf, die Flottenvorlage rundweg abzulehnen. Haben wir erst die Armeereform, dann läßt sich über die Flotte weiterreden, vorher nicht!

Miles non gloriosus.

Dramatische Aufführungen.

„Das tausendjährige Reich.“ Drama in vier Acten von Max Halbe. (Deutsches Theater.) — „Der Athlet.“ Schauspiel in drei Acten von Hermann Bahr. (Festung-Theater.)

Max Halbe ringt verzweifelt um die Krone, die ihm ein merkwürdiger Zufall vor Jahren allzu willfährig auf's Haupt drückte und der er jetzt nicht mehr freiwillig entsagen kann und darf. Seit der schweren Niederlage des „Amerikafahrers“ hat sich eine Partei gebildet, die den Erfolg der „Jugend“ an Halbe rächen will und ihn mit unermüdlicher Wuth, mit fast höllischer Bosheit verfolgt. Es ist nicht leicht festzustellen, wodurch sich der Dichter diese ausdauernde und jedenfalls ehrenvolle Feindschaft verdient hat. Persönliche Widerfacher traut man dem Bescheidenen, mit Einsiedlerneigungen Begabten kaum zu, und da er sich allen Berliner Litteraturbars gleichmäßig fern hält, sollte man annehmen, daß sie ihm auch alle gleichmäßig objektiv gegenüberstünden. Aber gerade die Halbe'schen Premieren dröhnen regelmäßig von dem forcierten Lärm, dem Pöbeln und Weisen der Ausschlaggebenden, und es scheint, als wolle man kein Mittel unberührt lassen, ihrem Autor das Theater zu vererben. Es ist etwas Schönes um Rhadamanthes' Strenge und man möchte beinahe wünschen, daß sie auch etwas Allgemeines würde. Die Bürschlein jedoch, die vor vierzehn Tagen Schlud und Jau bejubelten und Jedem, der es nicht hören wollte, das Lob des Shakespeare parodirenden Meisterwerkes in die Ohren schrien, diese gerade nicht sehr reinen Thoren hatten kein Recht, Halbe's „Tausendjähriges Reich“ auszulachen. Bei all seinen Schwächen ist es doch eine durchaus eigentümliche Arbeit, und ihr Verfasser weiß noch Eigenes zu sagen, statt den Papagei des Schwanz vom Avon spielen zu müssen.

Den Dichter, der in seelische Tiefen zu steigen liebt, konnte die Gestalt des schwärmerischen Sectirers wohl locken, der Jahrzehnte lang dumpf und düster über nicht verstandenen Bibelstellen brütet und dann plötzlich, als die Zeit erfüllt ist, seine Brandsadel entzündet und die Herzen verwirrt. Halbe hat die ganze, wahrlich nicht geringe Kraft seiner Charakteristik daran verschwendet, den fanatischen Dorf schmied lebensprühend vor uns hinzustellen, und er erreicht es mit handfester und doch wieder subtiler Kunst, daß wir ihm seinen Helben glauben. Aber weder Halbe's Kunst noch Halbe's Held taugen für's Drama. Es ist der Grundmangel fast all der jungen Leute, die unser Theater revolutioniren wollten, daß sie in der Eiferigkeit ihres Producirens nie dazu kamen, das Drum und Dran der Bühne, das rein Handwerkermäßige des dramatischen Schaffens kennen zu lernen. Nur Hauptmann macht hier eine Ausnahme. Er hat die technischen Regeln durchaus studirt mit heißem Bemühen, und wenn ihm nicht seine episch-lyrischen Instinkte einen Strich durch die Rechnung machen, baut er das Scenengefüge verhältnismäßig klar und wirksam auf. Halbe hat das nie vermocht. Er wird technisch ewig unzulänglich und unbeholfen bleiben. Er hat, und das ist schlimmer, auch keinen Blick für die dramatische Schlagkraft seiner Stoffe. Statt sie auszuschöpfen, begnügt er sich damit, die unreife, dürre Fabel mit bunten Wildenbruch-Effecten aufzuputzen. Aber anleimen heißt noch nicht organisch schaffen. Statt den Dorfapostel durch eine wirklich wichtig gegipfelte Handlung zu beleuchten, was mit einem bißchen Erfindungsgabe leicht möglich gewesen wäre, ja, wozu die Figur und ihr Geschick eigentlich herausforderte, sucht er ihn uns in unendlichen, nothwendig ermüdenden Reden näher zu bringen. Ehe wir die seltsame Vorgeschichte des Dramas erfahren, vergeht eine quälend lange Zeitspanne — so mühsam dreht sich hier Rad auf Rad, so störend zeigen sich überall die Gußnähte des Kunstwerks. In dem Bestreben, die phantastischen Verirrungen Drows' ja recht eingehend zu begründen und zu zeigen, wie dies vergrübelte Hirn zu seinem unerschütterlichen Glauben gelangen mußte, ist Halbe so übermäßig breit geworden, daß die an sich meist reizvollen Einzelzüge schließlich verwirren. So bleibt uns

der Schmied, aller an ihn gewandten Kunst ungeachtet, gleichgiltig; er überschreitet nicht die Grenze, die den verbiesterten kleinsten Narren vom strahlenden Menschheitshelden scheidet. Und seine Umgebung gewinnt uns noch weniger Interesse als er. Immer sehen wir das zufällige, erbärmliche, interesselose Einzelschickal, nichts recht sich darüber hinaus und erweckt tragische Schauer. Im Falle des Fuhrmanns Henschel mag das hingehen, der Stoff aber, den Halbe sich wählte, verlangt gebieterisch aus der Sauerfohl-Atmosphäre herausgehoben zu werden.

Trotz dieser neuen Schlappe braucht man Halbe wahrlich nicht Verloren zu geben. Um Haupteslänge überragt dieser ehrliche, ernste und stolze Poet all' die Mitbewerber, die in den letzten Monaten zu Worte kamen. Er beugt sich der Clique nicht, und sein Scheitern ist immer ein Scheitern an großen Aufgaben. Wenn Halbe weniger hastig producirt, würde er seinen eigenen Arbeiten vielleicht ein strengerer Richter sein und sich einen freieren Blick für sie und die Grenzen seines Könnens bewahren. Wir hoffen noch immer auf ihn, wünschen immer noch, daß seine feine und redliche Kunst nicht in mißverständener, unfreiwillig komisch wirkender Theaterei untergehe. Derartige Hoffnungen und Wünsche an Herrn Bahr's Schaffens zu knüpfen, wäre mehr als thöricht. Was dieser ehemals begabte und witzige Schriftsteller leistet, seitdem das Theater ihn hat, spottet sogar der Beschreibung, die er selber davon geben könnte. Ein widerwärtigeres und trottelhafteres Stück als „Der Athlet“ ist nicht leicht ausdenkbar. Der Kraftmensch bricht die Ehe nach Wohlgefallen, in aller Herzensgüte und Unbefangenheit; seine Frau thut am Ende dasselbe, ebenfalls in aller Unbefangenheit und Herzensgüte. Der Kraftmensch würde ihr nie verzeihen, wenn nicht sein langweilig correcter Bruder, der trodene Schleicher, ihm klar zu machen versucht, daß er die Treulose verstoßen müsse. Da behält er sie aus Widerspruchslust bei sich. Was das hundert Mal unterstrichene Athletenthum des liebenswürdigen Herrn mit dem Stücke zu thun hat, und wie sich der Fehltritt seiner Haushehre erklärt, das sagt Herr Bahr nicht. Auch sonst spart er sich alle Erläuterungen. Vielleicht soll das Ganze nur wieder ein Witz von ihm sein. Wie schon bemerkt, Herr Bahr war früher witzig.

Offene Briefe und Antworten.

Georg Büchner und seine Brüder.

Geehrter Herr!

In Nr. 49 vom 9. December 1899 der „Gegenwart“ wird gelegentlich eines sehr schmeichelhaften Artikels über meine Familie gesagt, es sei verwunderlich, daß weder mein Bruder Louis noch ich die Herausgabe der Werke meines Bruders Georg übernommen, sondern dieselbe einer fremden Hand überlassen hätten. Dies ist ein Irrthum. Im Jahre 1850 haben wir Beide die Nachgelassenen Schriften meines Bruders bei Sauerländer in Frankfurt herausgegeben. Im Jahre 1879 erbot sich Karl Emil Franzos in demselben Verlag eine Volksausgabe zu veranstalten, deren Erscheinen sich jedoch verzögerte, so daß Louis dieselbe beendigen mußte. Wir haben also das Andenken des Verstorbenen in keiner Weise vernachlässigt oder Anderen überlassen.

Hochachtungsvoll

Alex Büchner,

Professeur honoraire de l'Université de Caen.

Oustréham s/m, Calvados.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Im Verlage von Imberg u. Lesson in Berlin ist erschienen:

Der Dorfschulze.

Komödie in vier Akten

von

Karl Bilk.

Preis: elegant broschirt 2 M.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Dramatische Humoresken (Berlin, Imberg u. Lesson), brosch. 2 M. Inhalt: Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther. — Publistus und seine Verwandten, Historico-Komödie.

Der Intendant in tausend Nöthen. Poëse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Gomorrha's Ende. Litterarische Komödie (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 1,50 M.

Ein toller Tag. Litterarische Poëse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Anno Zweitausend. Poëse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Der Fürst von Raiatea. Poëse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Die vorstehenden Bilk'schen Humoresken bilden einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Komödie, indem sie in gewandtester Sprache die vielfachen komischen Motive, welche unsre Zeit auf litterarischem, socialem und politischem Gebiete darbietet, glücklich verwerthen.

Abd. geb. Schriftsteller, bissh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), perfekter Stenograph, Maschinenschreiber (Hammond), sucht unt. Besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl. Buchhdlg., literar. Institut. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.



Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen. Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubel Egibdy Fontane Groth Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso MeischnerSkli Nigra Nordau Ostler Bettendorfer Saltisbury Sienkiewicz Simon Spencer Stielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A. Eleg. geb. 2 M. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hahn, Dr. Ed., Die Wirtschaft der Welt am Ausgange des XIX. Jahrhunderts. Eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen. Lex.-8°. brosch. 5 M. 50 Pf.; fein in Leinwand geb. 7 M.

„Jede Zeile des Verfassers bezeugt ihren Ursprung aus lebendiger, dem handelnden Leben zugewandter Empfindung und aus dem starken Drange, der Menschheit durch die Aufweitung des rechten wirtschaftlichen Weges praktischen Nutzen zu schaffen. Die Ziele des Verfassers beschränken sich nicht auf die Tagespolitik oder vereinzelte Maßnahmen, sie sind vielmehr umfassender Art und wollen der gesamten Zukunftsentwicklung des Menschengeschlechts die Bahn weisen. . . . Das ein derartiges Buch das Interesse der weitesten Kreise zu fesseln imstande ist, liegt auf der Hand; es ist keine Gelehrtenchrift, sondern für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt. Der Verfasser hat schon manche wertvolle Gaben dargeboten und vielfach neuen leitenden Ideen Bahn gebrochen, so daß man auch von dem vorliegenden Werke hochgespannte Erwartungen hegen darf. Durch die Festzäre aber wird die Berechtigung solcher Erwartungen, wie wir uns zurechtlich zu behaupten getrauen, außer allen Zweifel gesetzt. . . .“ S. P.

Vorstehende Ausführungen aus bekannter, berufener Feder, charakterisieren trefflich den Inhalt des Werkes und entheben uns jeder Empfehlung. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und bei vorheriger Einsendung des Betrags portofrei von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¼ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knans, Uhe, Studt, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Leffer-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Jügel, Parlaghi, Mackensen, Starbina, Leistikow, Gauke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Intervention und Gefühlspolitik. Von Otto Umfried (Stuttgart). — Der ärztliche Nothstand. Von Dr. med. Alphonß Fuld. — Entlarvte Spiritisten. Von Rudolf Kleinpaul. — Erinnerungen an Richard Lueishmann. Von Katharina Bittelmann. — Feuilleton. Der Gassenhauer. Von Mark Twain. — Aus der Hauptstadt. Wilhelm der Faust. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Intervention und Gefühlspolitik.

Von Otto Umfried (Stuttgart).

„Der letzte Act des südafrikanischen Trauerspiels scheint begonnen zu haben, und die gebildete Welt sitzt auf der Zuschauer-Tribüne, um zuzusehen, wie das weltverobernde England hingehet, um das freiheitsdürstende Burenvölklein zu erwürgen,“ so ungefähr drückt sich der rasch bekannt gewordene Militärschriftsteller, General M. Pfister, aus. Ja, mit steigender Entrüstung sieht der Erdkreis dem verruchten Schauspiel zu, wie die Riesenschlange das Kaninchen umklammert, um es ihrer Unerfättlichkeit zu opfern. Aber fühlt die civilisirte Welt eigentlich die Schmach, die ihr durch dies Schauspiel geschieht? Wenn in alter Zeit die Völker hinten weit in der Türkei aufeinander geschlagen haben, — wenn vollends die Nachricht aus einem entlegenen Welttheil kam, daß dort ein blutiger Vernichtungskampf begonnen habe, so konnte man mit einigem Behagen die Berichte bei dem blauen Qualm der Tabakspfeife lesen, in dem beruhigenden Gefühl: „Gottlob, wir sind doch weit vom Schuß“; man konnte auch mit einigem Recht erklären: „Wir sind zu weit davon entfernt, als daß wir daran denken könnten, dem Schwert, das dort geschwungen wird, Halt zu gebieten.“ Heute ist das anders geworden; die Welt ist sich näher gerückt; die Culturmenscheit ist empfindlicher geworden; sie fühlt gleich einem Körper, der zusammensuckt, auch wenn das Eisen nur die Zehenspitze treffen sollte. — Eine veraltete Anschauung mag heute noch sich in die Worte kleiden: „Was gehen uns die Buren in Südafrika an? Wir haben keine Interessen am Kap der guten Hoffnung zu vertreten.“ Man wird diese Behauptung schon nicht mehr im vollen Umfang aufrecht erhalten können, auch wenn man nur an die Diamantenschleifer von Hanau denkt, die arbeitslos werden, weil in Kimberley während der Belagerung keine Diamanten gegraben werden können. Und ganz abgesehen davon, so kann es beispielsweise den europäischen Nationen schwerlich gleichgiltig sein, ob England in Afrika immer tonangebender, immer ausschlaggebender wird und schließlich im Stande ist, den ganzen Continent nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Aber Interesse hin und Interesse her — im Allgemeinen verfolgt man die Ereignisse, die sich auf dem heißen Boden von Afrika abspielen, fast mit derselben Spannung, wie wenn der Schauplatz jenseits der Vogesen wäre. Woher nun diese hochgespannte Sympathie? Erklärt sie sich allein daraus, daß die Bedrängten unsere Stamm-

verwandten sind, daß niederdeutsches Blut in ihren Adern fließt? Oder ist die Liebe zu den Buren nur die Gegenseite des Hasses, den wir den Engländern als unseren gefährlichsten Concurrenten auf dem Weltmarkt entgegenbringen? Ist es nicht vielmehr das echt menschliche Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das sich in elementaren Ausbrüchen brausender Verwerfungsmeetings gegenüber der englischen Goldgräberpolitik zu äußern pflegt, und das sich ebenso mächtig zeigen würde gegenüber einem anderen Raubzug, den ein Starter in die Weidplätze eines schwachen Hirtenvolkes unternehmen würde? — Was ist es, das die Röthe sittlicher Entrüstung uns in die Wangen treibt? Es ist das deutliche Gefühl, daß in Südafrika nicht nur ein kleines Volk um das theuer erkaufte Gut seiner Freiheit betrogen werden, nein, daß im Norden des Dranjesflusses das Recht in eclatantester Weise in den Boden getreten werden soll. Ich glaube, alle ehrlich denkenden Leute sind darin einig, daß zwischen Jameson's Einfall, den das kaiserliche Telegramm verdammt, und dem Einfall von 150 000 Engländern unter Roberts, Buller, Methuen, und wie sie Alle heißen, nur ein Unterschied der Größe besteht: ein Raubzug ist das Eine wie das Andere. Wird aber das Recht ungestraft verletzt, so ist das nicht bloß ein Unglück für das zunächst von dem Rechtsbrecher überfallene Volk — es ist auch eine Schmach für die anderen Nationen, die der Gewaltthat zusehen, ohne helfen zu können oder helfen zu wollen. Wenn heute eine Gesellschaft von handfesten Männern auf der Landstraße dahin marschirte, und sie kämen eben dazu, wie ein Räuber ein schwaches Mädchen niedervirft und mit dem Messer bedroht: sie würden sich wohl keinen Augenblick besinnen, im Namen der Menschlichkeit den Unhold anzugreifen und an der Ausführung der schlimmen Absicht hindern. Warum sehen nun die Großmächte unthätig zu, wie der Räuber John Bull die beiden Schwestern in Südafrika mißhandeln darf? Können sie nicht helfen oder wollen sie nicht helfen oder haben sie am Ende gar kein Recht zu helfen? Moderne Diplomaten thun, als ob es eine durch die Noth gebotene weise Selbstbeschränkung wäre, auch in einem solchen Krieg, wie er vor ihren Thoren heute durchgefochten wird, neutral zu bleiben, als ob sie außerdem sich damit auf dem Boden strengen Rechts bewegen würden: sogar der Zar erklärt, er werde die strengste Neutralität den streitenden Parteien gegenüber wahren, als ob es zu rechtfertigen wäre, neutral zu bleiben, wenn der Verderber der Erde die Unschuld verfolgt.

Wie steht's nun aber mit der Frage nach dem Recht? Es ist ja allerdings ein eigentliches Völkerrecht noch nicht geschrieben, viel weniger von den Gewaltigen der Erde anerkannt. Ein kleiner und unscheinbarer Versuch dazu ist im Haag gemacht worden. Nach Artikel 3 der Haager Convention sind die Neutralen berechtigt, den kriegführenden Parteien ihre Vermittelung anzubieten, ohne damit in den Verdacht zu kommen, als ob sie einen Act der Feindseligkeit begehen wollten. Warum macht keine der Mächte von diesem Artikel Gebrauch? Sollte hier der formalistische Einwand in's Gewicht fallen, daß die Beschlüsse der Haager Conferenz zwar von den Mächten unterzeichnet, aber — noch nicht sanctionirt seien? Warum, wenn es den Diplomaten Ernst ist, beileben sie sich dann nicht, diese Sanctionirung nachzuholen? Oder aber — sollte die Haager Conferenz wirklich nur eine Komödie gewesen sein, darauf berechnet, leichtgläubigen Thoren Sand in die Augen zu streuen? Sei dem, wie ihm wolle; es ist Eins gegen Hundert zu wetten, daß, wenn einmal die Kriegsfurie losgelassen ist, das Angebot einer Vermittelung von der stärkeren Macht zurückgewiesen würde. Hat einmal die Bestie ihre Ketten zerbrochen, so kann sie nicht mit seidenen Bändchen wieder eingefangen werden. Wollte eine Macht sich dazu entschließen, ihre Vermittelung anzubieten, und wäre sie dabei von der Absicht geleitet, den Feindseligkeiten wirklich ein Ende zu bereiten, so müßte sie entschlossen sein, im Fall der Ablehnung ihres Vorschlags eine Preffion auszuüben, die wirksam genug wäre, um die Niederlegung der Waffen herbeizuführen. Nun scheint aber keine Macht, für sich betrachtet, stark genug zu sein, um dem englischen Riesen mit Aussicht auf Erfolg in die Arme fallen zu können. Das meergewaltige Albion würde also jedes Anerbieten einer „freundlichen“ Vermittelung, wenn dasselbe nur von einer Macht ausginge, mit Verachtung von sich weisen.

Ein Anderes wäre es, wenn sich diese übermüthige Nation plötzlich einer Coalition der Mächte gegenüber sehen würde. Es ist bekannt, wie man zur Zeit des Ausbruches des Transvaalkrieges, insbesondere von Rußland und von Frankreich aus, auf den Zusammenschluß der Mächte hingearbeitet hat. Deutschland hat der Lockung widerstrebt, sich im Verein mit dem östlichen und westlichen Nachbarn dem Ansturm des britischen Weltreiches entgegenzustemmen. Inwieweit verwandtschaftliche Rücksichten hierbei eine Rolle spielten, entzieht sich unserer Beurtheilung. Für Alle aber, die auf einen Zusammenschluß der Mächte zum Schutze des gekränkten Rechtes hofften, war es eine nichts weniger als angenehme Ueberraschung, als Herr Chamberlain der Welt den Abschluß eines neuen, anglo-germanisch-amerikanischen Dreibundes verkündigte. Zwar haben sich die Diplomaten an der Spree und in dem weißen Haus zu Washington gestellt, als ob sie nichts von einem solchen Dreibund wüßten. Wertwürdig aber, sehr merkwürdig bleibt es immerhin, daß auch die russisch-französische Diplomatie, die Duzende von Gründen haben dürfte, den Vormarsch Englands aufzuhalten und seine Verlegenheiten auszunützen, bis jetzt das wirksame Wort in dieser Sache nicht gefunden haben. Denn so weitausgehend auch die russischen Truppenconcentrationen an der Grenze von Afghanistan sein mögen — so lange Rußland, bezw. der Zar, es direct von sich weist, auf Herat zu marschiren, haben alle derartige Demonstrationen höchstens den Werth, eine kleine Concession in alten Streitfragen herbeizuführen, aber keineswegs die Bedeutung einer thatkräftigen Intervention. Woher nun aber diese Zurückhaltung auch auf Seiten des Dreibundes? Sollten vielleicht Deutschland und Amerika gegen Zuficherung gewisser transmariner Vortheile sich dazu verstanden haben, die übrigen Mächte im Schach zu halten, damit England ruhig die goldenen Äpfel in dem süd-amerikanischen Hesperidengarten pflücken könne? Thatfache ist, daß ein Geheimvertrag zwischen Deutschland und England besteht. Worauf er sich bezieht, darüber lassen sich schlechter-

dings nur Vermuthungen aufstellen, die an der Wirklichkeit weit vorbeischießen können. Aber unmöglich ist es nicht, daß der fahrende Geselle — dem fahrenden Ritter, oder sagen wir der Fischer am Strande dieses dem großen Seefahrer verpflichtet worden ist. Im amerikanischen Unterhaus wurde kürzlich geäußert, daß ein Geheimvertrag zwischen der englischen und amerikanischen Regierung ohne Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften hätte abgeschlossen werden können. Wer bürgt uns aber dafür — bei der Zweideutigkeit moderner Diplomatenreden ist ja Alles möglich —, ob Lord Salisbury und der expansionslüsterne Mac Kinley nicht doch — wenn auch keinen staatlich sanctionirten Vertrag, so doch ein geheimes Abkommen miteinander geschlossen haben — mit Bezug auf die Theilung der Welt? — Nicht eben unwahrscheinlich ist es uns, daß selbst der amerikanische Senat in's Vertrauen gezogen ward. Was diese Corporation betrifft, so ist ein Vorgang, der sich kürzlich in ihrer Mitte abspielte, doch zum Mindesten sehr auffallend. Der Senator Allen bringt den Antrag ein, die Regierung der vereinigten Staaten möge im Transvaalkrieg vermitteln. Die Senatoren sind einen Augenblick „geistesabwesend“ und erheben keinen Widerspruch; der Vorsitzende erklärt: Also sei der Antrag angenommen. Statt daß man sich aber dessen freute und mit der Durchführung des Beschlusses Ernst gemacht hätte: lachen die Herren Senatoren, Herr Allen lacht mit und auf den Vorschlag des Präsidenten hin wird die Sache ein andermal wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Sieht das nicht auch einer Komödie zum Verwechseln ähnlich? Ob nun aber wirklich weitergehende Abmachungen zwischen England einerseits und der deutschen und amerikanischen Regierung andererseits bestehen oder nicht, — wie erklärt sich die Thatenlosigkeit der letztgenannten Mächte, um vor der Hand von allem Anderen einmal abzusehen? Ist es nicht immer wieder das selbstsüchtige Interesse der ausdehnungsbedürftigen Nationen, das bei einer Uebereinkunft mit der Weltmacht England auf seine Rechnung kommen mag, während die kleinen südafrikanischen Republiken nichts zu bieten haben, das den colonienfüchtigen Staatslenkern in die Augen stechen würde? So muß denn wohl Transvaal die Beche zahlen für das „Verbrüderungsmahl“, an dem die hohe Politik bei verschlossenen Thüren sich ergötzt. Indessen kann das Recht zertreten werden. „Wir haben ja kein Interesse in Transvaal.“ Sollte es nun aber nicht möglich sein, den Völkern und Regierungen klar zu machen, daß das dringendste Interesse von der Welt darin besteht, das Recht aufrecht zu erhalten, daß es eine Lebensfrage allerersten Ranges für alle Nationen ist, sich zu einem Bund zusammenzuschließen, der das bedrohte Recht zu schützen fähig wäre? Wo ist die Nation auf dem ganzen Erdenrund, die stark genug wäre, um erklären zu können: „Ich werde niemals schwach darniederliegen“? Ist es aber heute erlaubt, das schwache Transvaal zu vergewaltigen, oder war es gestern erlaubt, die Armenier niederzumekeln, so wird es morgen erlaubt sein, irgend sonst ein schwaches Glied der Staatengemeinschaft zu vertilgen. Ist es gestattet, nach dem Grundsatz zu handeln: „Ich bin groß, und du bist klein, drum mußt du gefressen sein,“ so muß jede Nation in Rechnung nehmen, daß die Reihe des Gefressenwerdens an sie komme. Daher dürfte es wohl zeitgemäß erscheinen, in Anknüpfung an das bekannte Bild des Kaisers einmal wieder in die Welt hineinzurufen: Völker Europas, vereinigt euch zum Schutze eurer heiligsten Güter, zum Schutze des bedrohten Rechts!

Derartigen Ausführungen gegenüber pflegt man zu erwidern, das sei Gefühlspolitik, mit der kein Staat bestehen könnte. Und selbst wenn man den Ansturm der Engländer aufhalten wollte, so sei man dazu gar nicht im Stande: die englische Flotte behaupte nun einmal die unbestrittene Suprematie auf dem Meer. Derartige Behauptungen wachsen sich durch öftere Wiederholungen zu einer Art politischer Dogmen

aus, an denen nach der Meinung des verehrten Publicums niemals gerüttelt werden darf. Wir wagen doch daran zu rütteln. Wir sind zwar überzeugt, daß England jedem einzelnen europäischen Staat zur See bedeutend überlegen wäre, obwohl auch auf seiner vielgerühmten Flotte Manches faul und brüchig ist. Zuzugeben ist, daß die britische Marine auch den vereinigten Flotten zweier Staaten wie Rußland und Frankreich mehr als gewachsen wäre. Wir sind aber der Ueberzeugung, daß diese fabelhafte Seeschlange, genannt englische Marine, einer europäischen Coalition und vollends einem europäisch-amerikanischen Seebund nicht Stand zu halten vermöchte. Rechnen wir einmal die Kriegsschiffe zusammen, die von den europäischen Mächten der englischen Flotte entgegengestellt werden könnten, so ergibt sich (ohne daß die neuen deutschen und französischen Flottenvergrößerungspläne in Betracht gezogen würden), auf Seiten des verbündeten Europas eine Zahl von 1786 Schiffen, gegen 910, welche von England aufgestellt werden können. Lassen wir aber die kleineren Mächte außer Betracht, so hätte der vereinigte Zweibund und Dreibund mit 1290 Kriegsfahrzeugen immer noch das bedeutende Mehr von 380 Schiffen gegenüber der englischen Seemacht aufzuweisen. Käme vollends die amerikanische Flotte mit 129 Kriegsschiffen hinzu, so wäre die Ueberlegenheit auf Seiten der Coalition noch gewaltiger. Will man aber nur die großen, nach neuestem Typus gebauten Panzerschiffe in Betracht ziehen, so wird das Verhältniß für England eher noch ungünstiger. Und wenn endlich auch zuzugeben ist, daß die Führung coalirter Geschwader immer mit größeren Schwierigkeiten verbunden sein wird, als die Leitung einer einheitlich organisirten nationalen Flotte, so wären doch, Alles in Allem gerechnet, die Chancen auf Seiten der Verbündeten günstiger als auf Seiten der Engländer; ja man könnte hoffen, daß die Briten es gar nicht wagen würden, dem verbündeten Europa die Spitze zu bieten. Wenn sie schon jetzt die größte Mühe haben, um die kleinen südafrikanischen Republiken unterzukriegen, so dürften sie doch kaum des Wahnsinns fähig sein, mit ganz Europa anzubinden; sie würden vielmehr einem derartigen Völkerbund gegenüber, wie wir ihn im Auge haben, einsehen lernen, daß es eine Arroganz von ihren Staatsmännern war, das freie Meer, die gewaltige Heerstraße der Völker, zu einem britischen Dominium machen zu wollen. Also noch einmal: Nur in der Vereinigung ist der Schutz des bedrohten Rechts zu finden, und schreiben wir's der Welt, um ein bekanntes Wort zu variiren, mit goldener Schrift in's Stammbuch ein: *L'alliance c'est la paix.*

Um aber auf den Vorwurf der Gefühlspolitik zurückzukommen, so glauben wir, gegen denselben gewappnet zu sein. Es giebt, um es kurz zu sagen, eine berechnete und eine unberechnete Gefühlspolitik. Gefühle, die aus Vorurtheilen entstehen, sind von jeder politischen Berathung fern zu halten. Gefühle, die aus moralischen Erwägungen und aus dem Rechtsbewußtsein entspringen, werden auch im Rath der hohen Politik nicht ungestraft verachtet werden. Eine verkehrte Gefühlspolitik ist's gewesen, wenn in alter Zeit der Bayernherzog meinen konnte, die Schmach, die seinem Gesandten dadurch angethan worden sei, daß ihm der Kurfürst von der Pfalz im Eifer des Gesprächs ein Tintenfaß an den Kopf geworfen habe, könne nur durch Blut abgewaschen werden; oder wenn in den Meinungsreichen Landen einmal ein Krieg entstanden ist (der Wasungensche Krieg) aus keinem anderen Anlaß, als weil die Frau Landjägermeisterin Auguste von Gleichen sich mit der Regierungsräthin, Frau von Pfaffenrath, um den Vortritt bei Hof stritt und sie bei der Gelegenheit gar unanständig auf die Hüneraugen trat. Eine unberechnete Gefühlspolitik ist's gewesen, wenn Friedrich Wilhelm II. Anno 1787 in den Niederlanden einmarschirte, weil seine Schwester an der Grenze der Provinz Holland von der Bürgerwache aufgehalten und zum Umkehren genöthigt worden war.

Eine unberechnete Gefühlspolitik war es, wenn Friedrich Wilhelm IV. meinte, aus der Hand der Volksvertretung keine Kaiserkrone annehmen zu können. Dagegen gilt von den meisten Völkern, wenigstens von denjenigen, in denen das Rechtsbewußtsein lebendig ist, daß sie sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt sind. Gewiß, das Gefühl der Völker kann irregeleitet werden; aber wenn man sie sich selbst überläßt, so sind sie vielfach eher in der Lage, das Richtige zu treffen, als die gewiegten, aber auch durch ihre „große Kunst“ der natürlichen Anschauung vielfach entfremdeten Diplomaten. Um nur ein einziges Beispiel aus der fernerliegenden Vergangenheit herauszugreifen, so giebt es kaum ein treffenderes Exempel einer großartigen Gefühlspolitik als die Kreuzzüge. Man mag uns über ihre Entstehung sagen, was man will; man mag von Priestertrug und päpstlichem Herrschaftsgelüste und ritterlichem Eigennutze reden: das Alles mag mitgespielt haben; aber die Kreuzzüge wären nie diese weltbewegende Erscheinung geworden, die sie thatsächlich gewesen sind, wenn sie nicht getragen gewesen wären von dem gewaltigen Verlangen der christlichen Völker, die Heimath ihres Glaubens zurückzugewinnen. Aber treten wir herein in die neuere Zeit. Wir wollen nicht von den polenfreundlichen Kundgebungen reden, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts stattgefunden haben; wollen aber erinnern an die Gefühlspolitik, die für den Fürsten von Battenberg und die bulgarische Freiheit gegenüber russischer Vergewaltigung stürmisch Partei genommen hat, sowie an das mächtig auflobernde Mitgefühl, das für die geschändete, zu Tod gemarterte armenische Nation sich erhoben hat. Wir sind noch heute überzeugt, daß die Regierungen in beiden Fällen gut gethan hätten, auf die Stimme des Gewissens zu hören, die in dem Seelenleben ihrer Völker so deutlich vernehmbar war. Ganz dieselbe Erscheinung tritt uns heute wieder entgegen. In Amerika und Deutschland — ganz abgesehen von den anderen Culturnationen, in welchen die Sympathie für die Unterdrückten lebendig ist, zeigt sich eine gewaltige Strömung zu Gunsten des verletzten Rechts. Kundgebungen über Kundgebungen fordern die Regierungen auf, zu Gunsten der bedrängten Republiken zu vermitteln. Die Regierungen aber hüllen sich in Schweigen und ziehen sich auf den alten Grundsatz der Nichtintervention zurück. Ob es nicht besser für die Zukunft ihrer Völker, für die Zukunft der Menschheit wäre, wenn sie in diesem Falle einmal dem Hochdruck der öffentlichen Meinung nachgeben wollten?

Es ist nicht ohne Interesse, den Grundsatz der Nichtintervention vorübergehend zu beleuchten. In früheren Zeiten wurde völlig unbefangen intervenirt. Sobald ein Staat der Meinung war, daß er durch einen in einem Nachbarland wüthenden Krieg geschädigt werde, oder daß er durch irgend eine Vertragsklausel berechtigt sei, einem Bedrängten zu Hilfe zu kommen, so hat er sich eingemischt. Man darf nur an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnern, um die Nichtigkeit der vorgetragenen Ansicht nachzuweisen. Die Interventionspolitik ist erst durch die heilige Allianz in Mißcredit gekommen. Dieses Eingreifen in Verhältnisse fremder Staaten im freiheitsfeindlichen Sinne konnte die Culturwelt nicht ertragen. Auch der dritte Napoleon hat mit seinen Einmischungen nicht viel Lorbeeren gesammelt. Aber wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, und wenn man es in verschiedener Absicht thut, ist's wieder nicht dasselbe. Kein ehrlicher Mensch würde Anstoß daran nehmen, wenn irgend eine Regierung erklärte: „Wir dulden nicht, daß fernerhin nach Räubermoral gehandelt wird.“ Wenn einmal das lösende Wort von hoher Stelle ausgesprochen würde —, ich glaube, die Wogen der Begeisterung würden zum Himmel emporrauschen. Intervention kann unter Umständen einfach als Pflicht erscheinen. Schon zur Zeit der bulgarischen Greuel hat Bluntschli über die Zustände auf der Balkanhalbinsel sich folgendermaßen geäußert: „Das sind keine Zustände, die

das europäische Staats- und Rechtsbewußtsein ertragen kann. Sie sind unwürdig der heutigen Civilisation und eine Schmach für Europa. Europa kann diese Mißwirthschaft umsoweniger ertragen, als es sich erinnert, daß die besiegten und unterdrückten Völkern mit den europäischen Kulturvölkern durch ihre Sprache, Religion und Geschichte nahe verwandt sind." (Siegen nicht dieselben Erinnerungen nahe, wenn wir an die Buren denken?) "So weit es nöthig ist," fährt Bluntschli fort, "die gewaltsamen Hindernisse einer aufgedrungenen Fremdherrschaft zu entfernen und die naturgemäße Entwicklung zu ermöglichen . . ., so weit hat Europa die Pflicht und daher auch das Recht, diese nothwendige Sorge zu üben und wirksam zu machen." Wenn wir das auf die Vorgänge anwenden, die sich heute vor unseren Augen abspielen, so heißt das: Europa hat die Pflicht, in den Krieg, der jetzt Südafrika verheert, vermittelnd einzugreifen. Wenn wir nicht interveniren, so werden vielleicht unabsehbare Entwicklungen daraus folgen. England vergrößert sein Territorium, wenn es Transvaal und den Oranjesfreistaat annectirt, wieder um 457 770 Quadratkilometer; es gewinnt eine fast erdrückende Präponderanz in Afrika. Die Folge wird sein, daß die anderen Mächte nach berühmten Mustern „Compensationen“ verlangen, daß eine Reihe neuer Reibungsflächen geschaffen, kurz, daß die Gefahr des Krieges von allen Seiten heraufbeschworen wird. Am Ende drängen die Verhältnisse von selber zu der Coalition, auf die wir hingewiesen haben. Die Idee eines mitteleuropäischen Zollbundes gewinnt mehr und mehr Gestalt. Sind die Völker aber wirthschaftlich vereinigt, so werden sie sich auch politisch verbünden. Dann wird man die beliebte einseitige Interessenspolitik nicht höher werthen, als jetzt die veraltete Kirchthurnpolitik gewerthet wird. Noch heute handeln gewisse Staaten nicht viel edler und nicht viel klüger, als der württembergische Schultheiß, der an der hohenzollernschen Grenze wohnend folgenden Erlaß hinausgegeben hat: „Laut Weisung eines wohlloblichen Oberamts treibt sich ein toller Hund in der Gegend herum; Jedermann wird aufgefordert, denselben entweder todzuschlagen oder aber in's Preußische hineinzujaagen.“ Wenn ihn nur „die Anderen“ haben! Das ist auch ein Gefühl, aber ein verkehrtes. Das vom Rechtsbewußtsein geleitete Gefühl würde uns darauf hinweisen, den Nachbarn Gutes zu wünschen, damit sie uns Gutes zu bieten hätten; es würde uns dazu treiben, den bedrängten Schwachen unsern Schutz angedeihen zu lassen. Bis aber die Diplomaten so klug sein werden, werden die südafrikanischen Schwestern verblutet sein, so gut wie die Armenier verbluten mußten.

Der ärztliche Nothstand.

Von Dr. med. Alphons Fuld.

Von Jahr zu Jahr mehrten sich die Klagen über den wirthschaftlichen Niedergang des ärztlichen Standes; die stetig zunehmende Ueberproduction an Ärzten, die unangemessene Honorirung Seitens der Krankencassen, die Vereinigung von Angehörigen der gutsituirten Classen in Krankenevereine, die Concurrenz eines üppig muchernden, wohlorganisirten Curpulschertums sollen in ihrem Zusammenwirken den Stand der Aerzte unaufhaltsam der Proletarisirung entgegenführen. Wenn ein Beruf mit tausend Fäden in die verschiedensten Gebiete des öffentlichen Lebens hinein verwoben ist, wenn er, wie der ärztliche, nicht nur in der Krankenfürsorge und Krankenpflege, sondern auch in der Ausföhrung der socialpolitischen Gesetzgebung, in der Rechtspflege und der öffentlichen Hygiene hervorragend theilhaftig ist, wenn er ferner mit den verschiedensten Schichten der Bevölkerung in nahe Be-

rührung tritt und bestimmenden Einfluß auf sie auszuüben vermag, dann wird gewiß sein wirthschaftlicher Niedergang zu einer die Allgemeinheit interessirenden und besonderer Beachtung werthen Angelegenheit. Man könnte nicht gerade behaupten, daß in weiteren ärztlichen Kreisen ein volles Verständniß besteht für die Ursachen dieser Entwicklung; aus der medicinischen Tagespresse tönen immerfort die alten Klagen wieder über Curpulschertum, Ueberproduction und socialpolitische Gesetzgebung; bald wird das eine, bald das andere Moment mehr in den Vordergrund geschoben. Ich kann eine solche isolirte, den innigen Zusammenhang aller wirthschaftlichen Functionen des Gesellschaftskörpers vollkommen ignorirende Betrachtung der ökonomischen Lage eines einzelnen Berufes nicht für richtig halten, ich habe früher schon einmal an dieser Stelle hervorgehoben, daß die ärztliche Misere nur im Zusammenhang mit allen übrigen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens richtig verstanden werden kann; sie ist nichts Anderes, als Theilerscheinung der großcapitalistischen Entwicklung auf allen Gebieten der Erwerbsthätigkeit; staatliche Krankencassen, freie Hilfskassen und Krankenevereine beherrschen den Markt und dictiren die Preise. Das Recht auf Arbeit existirt für eine sehr große Anzahl von Ärzten thatsächlich nicht; Betterschaften, Cliquen, persönliche, politische und religiöse Sympathien und Antipathien entscheiden vielfach über die Zulassung zur Behandlung der Cassen- und Vereinsmitglieder und diese Verhältnisse sind ganz die gleichen in den Betriebskassen, wie in den allgemeinen Ortskrankencassen; allüberall macht der Capitalismus, mag er nun durch die Besitzer und Beamten der Fabriken oder durch die Vertreter der Arbeitnehmer repräsentirt sein, seine Macht geltend. Allerdings würde wohl kaum ein anderer Beruf sich solche Zustände auf die Dauer bieten lassen und wenn die Ärzteschaft sie immer noch duldet, so liegt das an der Unvollkommenheit und Ohnmacht ihrer Organisation. Ich bin darum der fekerischen Meinung, daß alle die Standesorganisationen, die in den verschiedenen Bundesstaaten theils projectirt, theils in's Leben gerufen sind, nichts Nachhaltiges zur Hebung unserer wirthschaftlichen Lage leisten können, so lange die Organisation sich nicht einheitlich über das ganze Reichsgebiet erstreckt und ihr erster und wichtigster Programmpunkt nicht die grundsätzliche Anerkennung und Erstämpfung des Rechtes auf Arbeit für jeden einzelnen Arzt zum Inhalt hat. Nur wenn die gesammte deutsche Ärzteschaft als geschlossene Macht ihren „Arbeitgebern“ gegenübertritt, kann sie diesem vitalen Grundsatz zum Siege verhelfen, und die Arbeit in dieser Richtung, die allerdings nur dann erfolgreich sein könnte, wenn die Organisation die Macht befähigt, alle Streikbrecherei streng zu ahnden und den Streikbrecher der verdienten Verachtung und Ignorirung aller Berufsgenossen preis zu geben, wäre zunächst wohl viel wichtiger, als die langathmigen Discussionen über Standesehre und Standesregeln, als der Kampf gegen Annonceure, Reclamehelben und andere unbeträchtliche Erscheinungen. Es kann gar keinen Zweifel unterliegen, daß mit der Verbesserung der Arbeitsgelegenheit und der Einkommensverhältnisse eine Masse von unliebsamen Auswüchsen des Existenzkampfes von selbst verschwinden müssen.

Die Bedeutung der oben angeführten Momente ist gleichwohl nicht von der Hand zu weisen und sie müssen bei der Unmöglichkeit, in die großcapitalistische Entwicklung der gesammten Wirthschaftsverhältnisse hemmend einzugreifen, wohl berücksichtigt werden; bieten sie doch die einzige Handhabe dar zu einer wenigstens palliativen Behandlung. Es dürften darum einige Zahlenangaben über die Vertheilung des ärztlichen Standes in Deutschland auch für einen weiteren Leserkreis nicht ohne Interesse sein, wir entnehmen diese Zahlen einer vor Kurzem in der „Münchener medicinischen Wochenschrift“ auf Grund der neuesten Personalaufnahmen (vom Jahre 1899) publicirten Zusammenstellung. Danach beträgt

die Anzahl der Aerzte in Deutschland gegenwärtig 26689 bei einer Bevölkerungszahl von 52251917 Einwohnern; es kommt also ein Arzt auf 1957 Einwohner, oder auf 10000 Einwohner 5,1 Aerzte; im Jahre 1886 existirten 16292 Aerzte bei einer Bevölkerungszahl von 46940587, das Verhältnis war demnach 1:2875 resp. 3,4:10000. Während also seit 1886 die Bevölkerungszahl Deutschlands um 11,5% zugenommen hat, ist die Zahl der Aerzte in derselben Zeit um 63,8% gestiegen; am stärksten ist die Zunahme in den großen Städten, namentlich in den Universitätsstädten und ihrer Umgebung, in Charlottenburg z. B. kommt ein Arzt schon auf 513 Einwohner, in Halle auf 573; in den großen Industriestädten, wo sich der Einfluß der Fabriken geltend macht, ist die Aerztezahl verhältnißmäßig geringer, in Elberfeld beispielsweise 1:1909. Das sind ungefähr die wichtigsten Zahlen, die wir jener Zusammenstellung entnehmen können und das Facit, das aus ihnen gezogen wird, lautet, wie voraus zu sehen, dahin, eine Besserung sei nicht zu erhoffen, so lange sich nicht der Zubrang zum ärztlichen Berufe vermindert habe.

Es erscheint uns aber doch zweifelhaft, ob diese nächstliegende Schlußfolgerung so ohne Weiteres adoptirt werden muß, ganz abgesehen davon, daß damit ein Heilverfahren vorgeschlagen wird, für dessen Anwendung und Durchführung sich weder eine gesetzliche noch eine materielle Handhabe bieten könnte. Der enorme Zubrang zum ärztlichen Berufe muß doch wohl tiefer liegende Gründe haben, mögen sie nun in dem Charakter der naturwissenschaftlich-medicinischen Disciplinen oder in den idealen Zielen des Berufes liegen, aber soviel ist sicher, einseitige Erwerbsinteressen sind es nicht, die die größere Zahl der Medicinstudirenden beherrschen. Daß die übergroße Mehrzahl der Aerzte heute keine Reichthümer mehr erwirbt, ja nicht einmal eine sorgenlose Existenz führt, das weiß auch der weltfremdeste junge Mann, der sich dem medicinischen Studium widmet, und wenn trotz dieser, allseitig bekannten Verhältnisse die Zahl der Aerzte jedes Jahr zunimmt, so ist damit eben der Beweis geliefert, daß alle Warnungen vor dem Ergreifen des ärztlichen Berufes, mögen sie auch von autoritativer Seite ausgehen, nichts Wesentliches ändern können. Aber selbst, wenn es auch zu erwarten wäre, daß sich der Zubrang in den nächsten Jahren vermindern, daß die Zunahme künftighin statt 63 vielleicht nur 40 oder 30% betragen würde, so hätte doch die gegenwärtig lebende Generation davon kaum einen Nutzen.

Nur wenn man einen tieferen Einblick in alle Verhältnisse zu gewinnen sucht, eröffnet sich die Möglichkeit, zu praktischeren Vorschlägen zu gelangen, als es die billige, nutzlose Warnung vor der Wahl des ärztlichen Berufes ist. Daß die Zunahme der Aerzte außer jedem Verhältniß zum Wachstum der Gesamtbevölkerung steht, ist aus den oben angeführten Zahlen ohne Weiteres klar. Allerdings darf man eines nicht vergessen; mit dem erhöhten Wohlstand und den gesteigerten Ansprüchen an die Lebensführung in weiten Bevölkerungsschichten, ferner mit der obligatorischen Krankenversicherung der arbeitenden Classen ist das Bedürfniß nach ärztlicher Hülfeleistung enorm gestiegen. Das wird jeder beschäftigte Arzt bestätigen; wie bedeutend der Unterschied gegen früher ist, davon erhält man einen Begriff, wenn man die Nachfrage nach ärztlicher Hülfeleistung in armen, abgelegenen Gegenden mit der in Städten und wohlhabenden Landorten vergleicht. Es wird darum kaum möglich sein eine Normalzahl aufzustellen, die für unsere gegenwärtigen Bedürfnisse das wünschenswertheste Verhältniß zwischen Zahl der Aerzte und Kopfzahl der Bevölkerung ausdrückt. Daß das frühere Verhältniß 1:2875 vom Erwerbsstandpunkt des Arztes aus angenehmer war, ist ja sicher, ob aber das jetzige Verhältniß 1:1925 nicht vielleicht doch den Interessen der Gesamtbevölkerung besser entspricht, darüber ist nichts Bestimmtes zu sagen. Jedenfalls ist der Beweis noch nicht ge-

liefert, daß die Zahl der Aerzte im Hinblick auf den Bedarf der Gesamtbevölkerung unnatürlich groß sei.

Eine wirkliche Einsicht gewinnt man auch keineswegs, wenn man nur die statistischen Ergebnisse aus dem Gesamtgebiet der einzelnen Bundesstaaten oder aus den größten Städten berücksichtigt, man muß viel tiefer in die Einzelheiten eindringen und namentlich die Art der Vertheilung unter den verschiedenen örtlichen und socialen Verhältnissen auseinanderhalten. Wir wollen davon absehen, daß die Personalverzeichnisse, die allein Berechnungen zu Grunde liegen, eine nicht geringe Zahl von Militär- und beamteten Aerzten enthalten, die bei der Praxis nicht betheiligt sind und dennoch das Zahlenverhältniß verschlechtern, wir wollen auch von den vielen Specialärzten in größeren Städten absehen, die ebenfalls außerhalb der allgemeinen Concurrenz stehen; man darf wohl annehmen, daß diese Fehlerquellen in der großen Zahl ihren Ausgleich finden. Aber nicht unberücksichtigt darf die Vertheilung der Aerzte auf Stadt und Land bleiben und man muß dabei nicht nur die Großstädte sondern auch die kleineren und mittleren Städte und selbst die Landorte in Betracht ziehen. Die Beobachtung lehrt nun, daß ein übergroßes Angebot hauptsächlich in den Städten besteht; sowie man in einem Bezirke die größeren Städte aus der Rechnung eliminiert, erscheint das Verhältniß viel günstiger. Ich habe solche Berechnungen nach den Personalaufnahmen des Börner'schen Medicinalkalenders ausgeführt und will nur einige Zahlenbeispiele hierher setzen; im Regierungsbezirk Königsberg kommt ein Arzt auf 2235 Einwohner, läßt man den Stadtkreis Königsberg unberücksichtigt, dann ist das Verhältniß 1:3914, im Regierungsbezirk Magdeburg sind die entsprechenden Zahlen 1:2130 bezw. 1:2536, im Regierungsbezirk Aachen 1:2369 resp. 1:3389. Des Weiteren ist aber auch eine große Ungleichmäßigkeit in der Vertheilung der Aerzte je nach den Bundesstaaten und selbst nach den einzelnen Verwaltungsbezirken unverkennbar; in der Provinz Posen beispielsweise ist das Verhältniß 1:3512, in den Regierungsbezirken Königsberg 1:2235, Oppeln 1:3843, Breslau 1:725, Wiesbaden 1:1118, im badischen Kreis Constanz 1:1876. Im Allgemeinen ist also eine Gegend um so reicher mit Aerzten versorgt, je wohlhabender sie ist und in diesem Umstand liegt zugleich auch das Correctiv; der höhere Wohlstand führt naturgemäß zu stärkerer Inanspruchnahme der Aerzte und zu besserer Bezahlung. Andererseits sinkt auch in wohlhabenden Gegenden die Anzahl der Aerzte ganz bedeutend, wenn die Industrie dort vorherrscht; es hängt das mit der Gepflogenheit der meisten größeren Werke zusammen, zur Behandlung ihrer Arbeiter nur einige wenige Aerzte anzunehmen, die auf diese Weise allerdings eine recht auskömmliche Stellung finden, aber zugleich in die größte Abhängigkeit von den Besitzern und Leitern der Werke gerathen. Derartige Zustände herrschen namentlich in der Rheinprovinz; einer Statistik, die nur Staaten, Provinzen und Großstädte berücksichtigt, entgehen natürlich diese sehr bemerkenswerthen Erscheinungen. In der Rheinprovinz giebt es eine ganze Anzahl von Orten, in denen ein Arzt erst auf 5000 Einwohner kommt, selbst das Verhältniß 1:6000 und 1:8000 ist zu beobachten; jedenfalls ist es in dortiger Gegend nichts Besonderes, daß sich eine Bevölkerung von 3000 Seelen mit einem einzigen Arzt begnügen muß. Solche Zahlen müssen gewiß frappiren, wenn man sie mit den statistischen Erhebungen aus so manchen anderen Gebieten des Reiches zusammenhält, und sie illustriren deutlicher als die weit-schweifigste Schilderung das ungeheure Unrecht, das durch die Protegirung Einzelner dem ganzen ärztlichen Stand und den Versicherten zugefügt wird. Auf allen anderen Gebieten des Wirtschaftslebens herrscht heute der Grundsatz der ungehinderten Concurrenz, des freien Spiels der Kräfte, aber dem ärztlichen — sit venia verbo — Gewerbe gegenüber verliert dieses Princip selbst bei seinen Anhängern die Geltung.

Ein wesentlicher Factor für den ärztlichen Nothstand scheint also in der ungleichmäßigen Vertheilung der Aerzte zu liegen; sie ist vielleicht wichtiger, als die Ueberproduction an sich, die der Beruf mit so vielen anderen gemein hat und deren Schäden doch einigermaßen dadurch ausgeglichen werden könnten, daß sich das Angebot der Kräfte dem Bedarf entsprechend auf die einzelnen Gegenden vertheilt. Es müßte darum vor Allem das Monopol der besonders begünstigten Aerzte fallen; alle Aerzte müßten bei den in ihrem Bezirk bestehenden Cassen zugelassen sein und die Honorirung sollte sich nach dem finanziellen Stand der einzelnen Cassen richten, nicht nach generell, oft genug vom grünen Tisch aus, für alle Cassen des Bezirkes festgestellten Pauschalätzen. Zur Erköpfung dieser Ziele bedarf es der oben erwähnten, einheitlich über das ganze Reich ausgedehnten Standesorganisation. Des Weiteren wird sich aber ein fernerer Niedergang kaum anders verhüten lassen, als durch eine systematische Neuordnung des ärztlichen Niederlassungswezens, durch sorgfältige Erhebung und Feststellung des Bedarfs in den verschiedenen Gegenden und dementsprechende Leitung der Niederlassungen. Gewiß würde das einen gewaltigen Eingriff in die persönliche Freiheit bedeuten, aber die existirt ohnehin unter ungünstigen ökonomischen Verhältnissen mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Uebrigens wäre die staatliche Organisation des Niederlassungswezens das einzige Mittel, einer Ueberproduction wirklich vorzubeugen; das beweisen die verschiedenen Berufszweige des Beamtenthums, wo sich, wenigstens innerhalb längerer Perioden, das Angebot nach der Nachfrage regelt. Ein goldenes Zeitalter würde uns auch die Beschränkung der Niederlassungsfreiheit natürlich nicht bringen, aber die größten Schäden vermöchte sie doch wohl zu heilen und ein weiteres, noch tieferes Herabgleiten zu verhüten.

Ich gebe mich nicht der Täuschung hin, daß die hier vertretene Auffassung sehr rasch eine größere Anhängerschaft gewinnen könnte, noch verkenne ich die Schwierigkeiten einer so durchgreifenden Reorganisation im Rahmen unserer heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse; ob indeß ein anderer Weg, der die bisherige schrankenlose Freiheit der Niederlassung unangefastet läßt, zum Ziele führen kann, erscheint recht zweifelhaft. Jedenfalls wäre es aber hohe Zeit, endlich einmal mit der kindlichen Anschauung zu brechen, wie wenn durch die beliebten Symptoncuren, durch Ehrengerichte, Standesordnungen und den Kampf gegen das Curpfuschertum eine so complicirte, von so vielfachen Factoren bedingte Erscheinung, wie es der wirtschaftliche Niedergang eines für das Allgemeinwohl unentbehrlichen Standes ist, ernsthaft bekämpft werden könnte.

Entlarvte Spiritisten.

Von Rudolf Kleinpaul*).

Wenn auf den Inseln des Stillen Oceans, auf Neupommern oder Neulauenburg, eine Seuche oder Mißwachs eintritt, so wird von den Eingeborenen ein sogenanntes Duck-Duck abgehalten. Das heißt: eine Maske. Masken ziehen durch das Land und führen groteske Tänze auf. Wie bei einem Waisfest wird eine Person in Laub gekleidet und ihr

*) Unser alter Mitarbeiter fährt in seinem Kampfe gegen den pseudowissenschaftlichen Wunder- und Aberglauben unserer Zeit, gegen Spiritisten und Occultisten tapfer fort. Nachdem er in seinem schönen Buch „Die Lebendigen und die Todten in Volksglauben, Religion und Sage“ als Philolog und Kulturhistoriker nachgewiesen, daß die volkstümlichen Geister oder Seelen fast durchweg auf die Bilder der Verstorbenen zurückzuführen sind, rückt er in seinem soeben bei C. G. Naumann in Leipzig erscheinenden neuen Werke „Modernes Hegenwesen, Spiritistische und antispiritistische Plaudereien“ den Spiritisten auf den Leib, die „das Zeitalter weit über Gebühr beschäftigt und mit

eine grellbemalte, schreckliche Gesichtsmaske aufgesetzt; ein Schwarm von kupferfarbigen Melanesiern, ebenfalls in abentheuerlichen Costümen schließt sich an. Als wären sie Alle vom Zeitstanz ergriffen, rasen sie, laufen Scheuteufel von Plantage zu Plantage, durch die Wälder, durch die Auen; keinen Winkel lassen sie undurchsucht. Die Absicht ist, den Dämon, der an allem Unglück schuld ist, aufzustöbern und zu vertreiben, ihm mit der angenommenen Niene Furcht einzujagen, ihm gleichsam ein Medusenhaupt vorzuhalten.

Das furchtbare Haupt, das Alles versteinerte, war eine ähnliche Vorkehrung; das die kriegerische Göttin auf ihre Aegis, die Stadt auf die Mauer setzte, ist höchst wahrscheinlich aus einer Maske hervorgegangen. Jedenfalls hat das Medusenhaupt einen Zweck gehabt wie eine Maske: es ist eine Schutzeinrichtung gewesen.

Das ist nämlich die ursprüngliche Bestimmung aller Masken: sie sind erfunden worden, um die bösen Feinde zu verschrecken. Die Masken sind Hopanze und Vogelscheuchen, wie man sie auf die Felber stellt; sie gleichen den Wappenthieren, die die Ritter im Schilde führten, den Adlerflügeln und den Hörnern, die sie wie Stacheln und Brennhaare auf ihrem Helme tragen. Die Aegis mit dem Gorgonenhaupt ist offenbar weiter nichts als ein antiker Wappenschild gewesen. Die Masken wollen das eigene böse Gesicht ersetzen, das man seinem Gegner macht, und seine Furchtbarkeit noch steigern; sie sind gleichsam zweite Gesichter, die man vornimmt. Das ist auch eine Vertheidigungsmaßregel, die der Mensch ergreift, recht finster zu blicken, die Zähne zu weisen und grimmig auszuweichen, so gut wie das Brüllen. Nachdem die Masken ihren eigentlichen Charakter längst verloren haben, geht die natürliche Maskerade der grimmigen Niene heute noch im Schwange.

Demnach lassen sich die Masken auch mit den Fragen vergleichen, die dem Italiener dazu dienen, die Wirkung des bösen Blickes zu paralytisiren, oder die sonst zum Truge geschnitten werden. Zu besagten Fragen gehört zum Beispiel das Herausstrecken oder Blecken der Zunge; diese Geberde wird bei den Herrbildern so gut wie nie vergessen. Man bemerkt sie an den älteren Darstellungen des Medusenhauptes so gut wie an den mittelalterlichen Meidköpfen, die eine neue Art von Masken im alten Sinne waren. Die Meidköpfe wurden wie Blitzableiter an Häusern angebracht; der sogenannte Valenkönig am Brückenthurm von Basel, der, durch das Thurmuhrwerk in Bewegung gesetzt, bei jedem Wendeschlag die Zunge gegen Kleinbasel herausschob, war ein echter Meidkopf; übrigens zählt man auch die geschnittenen Pferdeköpfe, wie man sie an den Giebeln der westphälischen Bauernhäuser sieht, zu dieser Kategorie. Andere, mehr oder weniger obscöne Geberden, gewöhnlich nicht in Natura ausgeführt, sondern nur mit den Fingern nachgemacht, waren das Entblößen des Fascinums bei den Männern und das Bieten der Feige bei den Frauen: sie leben noch heute im neapolitanischen Volke fort, werden auch wieder plastisch nachgebildet und in Form von Korallenhörnchen als Amulett getragen. Ja, ganze Figuren, die Hörner machten und die Feige boten, wurden im Mittelalter wie Valenkönige auf den Stadthoren angebracht, immer zu dem Zwecke, den Feinden Trutz zu bieten. Und zwar ebensowohl sichtbaren wie unsichtbaren Feinden: sämtliche Grimassen dienten auch gegen feindliche Geister wie die Masken.

ihrer unsäglichen, knallenden Geschmacklosigkeit das Gelächter der Welt sein müßten.“ Kleinpaul versucht hier den Spiritismus aus der Mythologie und den Tiefen der religiösen Empfindungen heraus und im Zusammenhange mit den Erscheinungen des Traumes, der Sinneswahrnehmungen, der Suggestion und des Hypnotismus begreiflich zu machen und als ein Stück modernen Hegenwesens, als Salonmagie, Irreligion und Thorheit ad absurdum zu führen. Die obige resümirende Betrachtung kennzeichnet seinen Standpunkt und seine Methode. Wir können das hochinteressante Werk, das gewiß ein großes Aufsehen erregen wird, unseren Lesern warm empfehlen. Die Redaction.

Die Letzteren aber stellten regelmäßig einen guten Dämon vor, gut natürlich nur im relativen Sinne zu verstehen; wie denn auch bei dem oceanischen Duck-Duck die Laubeinkleidung, die mit der des deutschen Pfingstklümmels so merkwürdig übereinstimmt, auf einen solchen hinzuweisen scheint. Bei uns soll offenbar der Winter wie eine öffentliche Calamität, wie eine Krankheit der Natur durch den grünen Mai vertrieben werden. Sonst war die Hauptmaske die eines Gespenstes, wie es die alten Römer nannten: eines Lar, daher eben der Ausdruck Larva, der im Alterthume so Geist wie Maske bedeutete. Das lateinische Wort, seit einem halben Jahrtausend auch in Deutschland üblich, hier sogar gelegentlich wie Maske für das Gesicht selbst genommen, wird gewöhnlich für einen bösen, schädlichen Geist gebraucht und dem Lar, der gut ist, entgegengesetzt; man theilte die Lemuren, das heißt: die Geister der Verstorbenen, in Lares und Larvae ein. Man darf aber annehmen, daß Larva ursprünglich die Bezeichnung für einen Spukgeist überhaupt gewesen ist; denn alle Geister galten in der ältesten Zeit für böse und gefährlich, ja, die Laren selbst, die auch nicht gleich als Schutzgötter vom Himmel gefallen, sondern erst im Laufe der Zeit versöhnt und zu Genien des Hauses erhoben worden sind. Die Laren sind einmal Larven gewesen und umgekehrt; beide Begriffe werden zum Ueberflusse von den Alten in etymologischen Zusammenhang gebracht. Mit gutem Grunde setzte man nun den Unholden, die doch auch weiter nichts als eine Art Gespenster waren, die Maske des Lar entgegen, Larven gegen Larven. Mit seiner Larve dachte man die fremde Larve zu täuschen und in die Flucht zu schlagen. Es könnte spaßhaft scheinen, daß man die Gespenster so naiv mit einem Phantom zu erschrecken wähnte; aber die Absicht war, die Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Die bösen Feinde sollten vor einem Geiste Reißaus nehmen, der stärker war als sie. Und wer konnte stärker sein als der Vater, der verkörperte Urahn? — Die Menschen stellten sich unter den Schutz ihrer Verstorbenen und gingen in ihrer drohenden Gestalt den Mächten der Finsterniß zu Leibe, überzeugt, daß sie in dieser Maske siegen würden. Die Todten sind noch immer die geborenen Schutzgeister der Lebenden gewesen. Man brauchte ihre Maske wie einen Schild, eine gute Wehr und Waffen.

Diese Art Maskerade ist jetzt nicht mehr Mode; doch lebt sie noch local in unverstandenen Bräuchen, im Carneval und im Berchtenlaufen fort. Die uralten heiligen Larven sind zu Attrappen und Bezirbildern für junges Volk geworden und gar nicht wiederzuerkennen; heutzutage setzen nur noch die sogenannten Medien in den Spiritistenversammlungen Gespenstermasken auf. Aber auch die Medien haben nicht den rechten Ernst bei ihrer Verkleidung. Sie borgen sich von einem lieben Geiste den Astralleib, nämlich einen weißen Batistüberwurf, die sie mit Phosphoröl und Balmain'scher Leuchtfarbe imprägniren — diese ziehen sie an, nicht etwa in der hämischen Absicht, irgend Jemand zu erschrecken und einen bösen Feind mit Gesichten zu bannen. Nein, sie wollen nur ein wenig Gespenster spielen und den Gläubigen, die etwas neugierig sind, vormachen, wie es in jenem stillen ernsten Geisterreiche aussieht. Und nicht die Dämonen lassen sich verblüffen, sondern die guten Spiritisten, die einander die Hände halten, damit sich Niemand rühre, die den physischen und intellectuellen Manifestationen staunend folgen und sich in die Betrachtung der ewigen Geheimnisse und der neuen Naturgesetze versenken, die hier aufgehen, und schaudern und vor Wonnegraus überschnappen und schluchzen — bis endlich einmal Einer kommt, der den faulen Zauber satt hat, sich mit Gewalt losmacht, den Schwindel aufdeckt und trotz aller Hindernisse, trotz aller Protestationen den Schauspielern die Maske abreißt.

Es erfolgt dann die solenne Demaskirung oder die Entlarvung.

So wurde am 9. Januar 1880 in London die viel

genannte Mrs. Torner, bekannter unter ihrem Mädchennamen: Florence Toot, die den Geist einer gewissen Katie King, weiland Hofdame der Maria Stuart so vortrefflich gab — Sie sehen genau so aus wie Ihr Medium! sagte ein Beobachter dem Geiste in's Gesicht — von zwei kühn zuffassenden Herren entlarvt — so half am 11. Februar 1884 zu Wien Erzherzog Johann dem Kronprinzen Rudolf das berühmte, schon früher einmal mit rother Tinte bespritzte Medium Harry Bastian mitten in seiner Thätigkeit entlarven — die Wiener Mausefalle. Schade, daß man in London des Astralleibes, des Geistergewandes nicht habhaft werden konnte, das doch den Geistinnen oft genug aus dem Corsett herausgezogen worden ist, zum Beispiel am 18. April 1885 der Betty Tamke in Wilhelmsburg, und zwar in Gestalt zweier Betttücher und eines Handtuches, um am 26. Juni 1885 der Frau Waleka Töpfer zu Leipzig, in Gestalt eines großen weißen Mullhemdes und einer ganzen Garnitur von Spitzen und von Schleiern, reich genug, um sowohl das Kind Abilla, als auch den Zwerg Zwibo oder die schlanke Frauengestalt Adrienne anständig auszustatten — und daß auch Bastian's Geisterhülle spurlos verschwunden war, obgleich man doch im Augenblicke der Ergreifung einen Zipfel wie ein Kokettirtücheln hervorlugen gesehen hatte. Das aus feinem Mull bestehende Costum wird in der Regel in mehreren Stücken hergestellt, die sich klein zusammenlegen lassen. Sie werden im Nothfall blitzschnell eingesteckt und in den natürlichen und künstlichen Taschen des Körpers, namentlich an Stellen verborgen, wo man in Privatzielen nicht gern sucht.

Wie sah denn Mrs. Torner aus, als sie entlarvt war? — Ach, Gottchen! Wie eine Nymphe im Boudoir: sie stand in Corsett und Unterröckchen da. Und wie sah denn der berühmte Bastian ohne Geisteruniform aus? — Er hatte seinen schwarzen Frack übergeworfen und ging barfuß. Ihr seligen Geister, Bewohner des Sommerlandes, Spirits, Spirits, mußet Ihr ein solches Ende nehmen! Euch in ein Paar weiße, künstlich gefaltete Lappchen auflösen!

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang,
Daß mir ein Medium gelogen
Und daß in Strümpfen es entsprang? —

So war wohl der Spiritismus nun geistlos? — Donnerwetter! Er war es schon so.

Die Katie King wurde, während Mrs. Torner in ihrer Verückung lag, bei Magnesiumlichte photographirt, und zwar von Crookes selbst, in seinem eigenen Laboratorium, wobei das anstoßende Studierzimmer als Dunkelkammer diente — das Aufnehmen der Spirits ist ein Humbug, der besonders in Amerika schwunghaft betrieben wird. Wer hätte noch keine schabige, abgegriffene Geisterphotographie gesehen und von einem frommen Spiritisten als Probe auf das Exempel in die Hand bekommen? — Ebenfogut kann sich nämlich Hamlet's Vater photographiren lassen. Diese Bilder sind längst als Fälschungen erkannt worden; Leute, die sich wie Carl Willmann, der bekannte Hamburger Fachmann, Inhaber einer mechanischen Werkstatt für magische Apparate, die Mühe genommen haben, der Sache auf den Grund zu gehen und die Bilder in Bezug auf ihre technische Herstellung einer Prüfung zu unterwerfen, haben constatirt: daß dieselben gewöhnlich gar keine Originale, sondern mittelmäßige Reproduktionen, das heißt, daß sie nach alten Photographien, und zwar meist von Frauen, mit ein wenig Drapirung angefertigt worden sind. Die unteren Partien der Vorlage werden wegretouchirt, um die Figur freischwebend erscheinen zu lassen. Sind es aber Originale, nun so haben die als Geister verkleideten Medien gesehen. Menschen von Fleisch und Blut, die ein weißes Mäntelchen umgegangen und ein Barett oder einen Turban aufgesetzt und eine Blume in die Hand genommen haben, wie Schauspieler, die Geister geben. Der Hamburger Geschwindkünstler, Herr Jacoby-Harms hat Geister erscheinen lassen, die

eines Mediums würdig gewesen wären, während er selbst gefesselt in einer Dunkelkammer lag. Die Gestalten quollen nur so heraus, traten durch die Portiere, schwebten durch den Saal. Diese Geistergestalten hat Carl Willmann auch photographirt, und es war auch Niemand anders als Jacoby. Er hätte als vollkommenes Medium die Welt bereisen können; ja, er ist von den einfältigen Spiritisten wirklich für ein ausgezeichnetes Medium gehalten worden. So ist auch Professor Koberth, ein Taschenspieler, der sich in Hamburg wie ein Medium binden ließ und dabei doch experimentirte, von den dortigen Spiritistenführern für ein echtes Medium erklärt worden. Diese Menschen haben nämlich die Marotte, jeden Salonmagier, der etwas leistet, für ein Medium auszugeben; und umgekehrt, ihre eigenen Medien, sobald sie entlarvt sind, zu verleugnen, sie für unecht, für verpöchtelt, für falsche Propheten und schlechte Musikanten zu erklären. Sodas die Mediumschaft, wie es scheint, darin besteht, daß man sich nicht ertappen läßt. Herr Jacoby wollte kein Medium sein; er verzichtete auf diese Ehre. Er war einfach ein Taschenspieler, der offen heraus sagte, wie er's mache, und sich an den bewährten Grundsatz hielt: daß Geschwindigkeit keine Hexerei sei.

Wo blieb nun also der Spiritismus mit seinem Photographiealbum; jaß er wieder einmal auf dem Trocknen? Waren die lieben Geister nicht zu fassen, nicht abzubilden, sozusagen etwas Ungebildetes? — Das brauchte man nicht erst zu beweisen.

Wenn nun die Geister aber sprechen, klopfen und Hand- und Fußabdrücke hinterlassen, die Spieluhr aufziehen oder Trompete blasen und Mandoline spielen? — Ja, wäre nur nicht der heimtückische Skeptiker, der die Spieluhr oder das Mundstück der Trompete in einem unbewachten Augenblicke mit Ruß geschwärzt und die Saiten der Mandoline mit Anilinfarbe bestrichen hat, so daß man nun an dem Schwarzen Peter und den violetten Fingern gleich sehen kann, wer die Spieluhr aufgezoogen und geschwungen, wer eigentlich geblasen und wer die Saiten gegriffen hat. Das englische Medium Mr. Eglinton wurde in München so entlarvt; ein anderes neuerdings in Venedig. Wenn sie nun aber einen Spaß machen, den Menschen die Stühle wegziehen, die Cravatte abbinden, einen Puff geben, ein Briefchen auf eine Schiefertafel schreiben? — Mein Gott, wie das gemacht wird, davon findet man eine Probe in dem interessanten Bericht des amerikanischen Mediums Truesdell: „Wie ich ein Medium wurde“, als worin der Meister aller Schreibmedien von New York, der von den Lebendigen zu den Todten gehende Postbote, der Dr. Henry Slade, der Freund Zöllner's anmuthig entlarvt wird. Mr. Truesdell ist einer von den Wissenden, die bei der Kunst geblieben sind, während andere Wissende, wie Dr. Adams-Epstein und der Engländer Stuart Cumberland, der eigentlich: Charles Garner heißt, eingesehen haben, daß das Gewerbe der Antispiritisten noch besser und einträglicher sei als das der Spiritisten, und den Medien ihre Kunststücke nachmachen, ohne doch dabei dem Publicum immer reinen Wein einzuschütten. Nun, daß das von Slade vorgeführte Experiment nichts weiter als ein einfaches Taschenspielerkunststück und daß jeder geschickte Prestidigitateur im Stande war, auf einer unter den Tisch gehaltenen Schiefertafel Geisterschrift zu erzeugen, lag am Ende auf der Hand. Das Caliber, das die Köpfe der Menschen haben, ist verschieden; für einzelne eine Discussion über solche Gegenstände von vornherein ausgeschlossen. Sie gehen über den ganzen Spiritismus zur Tagesordnung über. Wozu erst lange beweisen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht? Wozu über Fragen nachdenken, die keine sind? — Die Zeit ist kostbar. Was sich das Menschenpaar denkt, womit es sich unterhält, verschlägt nichts.

Jedes weitere Beispiel, was die Medien sonst noch für Wunder thun und was nachgerade Gemeingut der Taschenspieler wird, ist überflüssig. Man brauchte es überhaupt nie-

mals zu beweisen, daß der Spiritismus zur Hälfte ein Mißverständnis und zur anderen Hälfte Schwindel und eine in veralteten Formen aufgeführte Komödie war. Den wirklichen Flug, den die Einbildungskraft nimmt, ihre Träume, ihre Fülle der Gesichte hat die Menschheit auf's Kläglichste mißverstanden; dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an. Und auf das Mißverständnis ist die bewußte Mystification, auf den Aberglauben der Betrug, auf die Selbsttäuschung eine plumpe Salonmagie gefolgt, die mit der allgemeinen Cultur nicht Schritt hält, sondern, in abgestandenen, längst begrabenen Anschauungen wurzelnd, an der Reige des Jahrhunderts ein Publicum voraussetzt, wie das von Resau.

Es giebt keine Geister, wie sie sich die Spiritisten denken, so wenig wie es Drachen oder Alraune oder Einhörner oder geschwänzte Menschen gibt. Früher einmal, in Zeiten, wo sie noch sehr weit zurück war, hat die Menschheit an Gespenster und an geschwänzte Menschen und an Einhörner und an Salamander und an ähnlichen Firslefanz geglaubt; und wie Othello von Bölkern erzählt, deren Kopf wächst unter ihrer Schulter. Wie wäre es, wenn jetzt ein Wischmann von Bölkern erzählen wollte, denen der Kopf unter der Schulter wächst? — Dergleichen gilt jetzt nicht mehr. Aus einem erloschenen Cultus oder aus einer früheren Epoche herkommende Sitten und Anschauungen, die ein überwundener Standpunkt und ganz unverständlich geworden sind, aber noch nachwirken, bezeichnet der englische Anthropolog Tylor als Ueberbleibsel (Survivals). Der Spiritismus ist für den Gebildeten ein Ueberbleibsel; er ist eine verfunkenne Glocke, die noch läutet, obwohl sie gesprungen ist, und schrill und mißtönend in die Gegenwart hineinschallt; er ist das moderne Hexenwesen.

Erinnerungen an Richard Luerichmann.

Von Katharina Zitelmann.

Am 13. December vorigen Jahres ist ein Mann dahin gegangen, der mit seiner Kunst Tausende erhoben und begeistert, ihnen Stunden edelsten Genusses bereitet hat: Richard Luerichmann. Die aber, die ihn näher gekannt, betrauern in ihm nicht nur den König der Recitatoren, wie Alfred Klaar ihn genannt, sondern einen ganz einzigen und bewundernswerthen Menschen, eine Persönlichkeit von so ausgeprägter Eigenart, einen so bedeutenden und feurigen Geist und eine so lautere und edle Seele, daß ihnen die Welt arm erscheint ohne den Unerseßlichen. Sei es mir, die ich das Glück hatte, mich unter seine nahen Freunde zählen zu dürfen, vergönnt, ihm, dessen Namen seinem Wunsche gemäß kein Grabstein künden wird, ein Denkmal der Erinnerung zu errichten, gegen das er gewiß nichts einzuwenden hätte.

Es war im Jahre 1875, als Richard Luerichmann zum ersten Male nach Stettin kam. Durch einen gemeinsamen Bekannten angeregt, befand ich mich unter den Wenigen, die seiner Recitation des Hamlet beiwohnten. Das Werk in dieser Wiedergabe und die Persönlichkeit des Künstlers wirkten wie ein Erlebnis auf mich. Schon die äußere Erscheinung des Mannes war höchst bedeutend und fesselnd. Ein mächtiger, von kurzem schwarzlockigem Haar umwallter Kopf, halb an Goethe, halb an römische Imperatoren erinnernd; die großen hervorquellenden Augen glänzend und ausdrucksvoll trotz ihrer Blindheit; ein ewig wechselndes, höchst beredtes Mienenspiel um den bartlosen fein geschwungenen Mund; die schönen maßvollen Bewegungen, mit denen er seinen Vortrag unterstützte; — so saß Luerichmann vor uns auf einem freistehenden Stuhl des Podiums und sprach das ganze Drama aus dem Gedächtniß uns vor. Er recitirte es nicht etwa, als ob er

es läse, er spielte es auch nicht; er schöpfte es gleichsam aus dem tiefsten Innern heraus; er erlebte es und ließ es uns mit erleben. Die Personen des Stückes redeten und handelten vor uns, daß wir sie zu sehen glaubten, daß sie als Menschen von Fleisch und Blut vor uns wandelten. Jeder, selbst der unbedeutendsten Nebenrolle gab er noch eine charakteristische Nuance. Seine Stimme gehorchte ihm wie ein meisterhaft gespieltes Instrument, für jede Regung der Seele, jede Stimmung einen Ausdruck findend, uns erschütternd in der Leidenschaft, bezaubernd in der Weichheit. Dies Organ war wie das Meer: es brauste und donnerte und flüsterte und sang. Und bei dieser Reproduction kam der geistige Gehalt, die dichterische Schönheit des Kunstwerkes so ganz zur Geltung, wie es auf der Bühne, die fast immer mit äußeren Mängeln und Störungen zu rechnen hat, selten gelingen wird. Tuereschmann erschloß dem Zuhörer den tiefsten Sinn des Dramas, indem er jedem Worte seinen Werth zu geben, jede Feinheit hervorzuholen und die Weihe und Größe seiner Auffassung darüber zu breiten wußte. Fortan fehlte ich nie bei seinen Recitationen. Dem Hamlet folgte Macbeth, und nie werde ich des Thürmers Morgenlied vergessen, das nach der schauerlichen Morbscene wie ein süßer Friedensgesang von fern her zu tönen schien. Zu diesem, wie zu manchem anderen Lied in den Dramen, er fand Tuereschmann selbst die Melodie, und es gab nichts Bezaubernderes, als wenn er im Pianissimo zu singen anfang. Die größte Wirkung erzielte er wohl mit der Wiedergabe der Oedipustrilogie, deren Chöre er auf eine eigenthümlich feierliche Weise halb singend vortrug. Dies war etwas Neues, noch nie Dagewesenes, das besonders die Philologen in Aufregung und Begeisterung versetzte. So erinnere ich mich aus jenen Tagen des Ausspruches eines Gymnasiallehrers, eines feinen und kritischen Kopfes, die Frage des Homervortrages schiene gelöst. So wie Tuereschmann den Sophokles, so habe wohl der blinde Homer den Griechen seine Gesänge vorgetragen. Daß der Künstler die Dramen aus dem Gedächtniß sprach, verstärkte den mächtigen Eindruck. Unfaßbar schien diese vollkommene Beherrschung des ungeheuren Stoffes. Niemals stockte er oder versprach er sich; niemals erlaubte er sich auch nur die geringste Abweichung vom Text. Er recitirte damals in Stettin zehn verschiedene Tragödien, alle mit derselben Meisterschaft. Im Laufe der Jahre habe ich noch fünf andere von ihm gehört, ohne daß damit sein Vorrath erschöpft gewesen wäre. Der Erfolg war denn auch groß und sich immer steigend. Schon seit dem dritten Abend war der Saal stets ausverkauft; Vorbeerkränze schmückten das Podium, und der allgemeine Enthusiasmus machte sich auf die zuweilen seltsamste Weise Luft. Eine Huldigung aus jenen Tagen belustigte Tuereschmann besonders. Eines Morgens, er befand sich noch im Bett, ward ihm eine große Schüssel mit Schlagfahne gefüllter Zimmetbütschen in sein Zimmer gebracht. Es war das eine damals auf Damentaffees beliebte Kuchenart, die ihm als anonyme Liebesgabe irgend einer Verehrerin zugeing.

Bis 1885 kehrte Tuereschmann fast alljährlich wieder in der ihm lieb gewordenen pommerschen Hauptstadt ein. Es war die Zeit, wo er auf der Höhe seines Ruhmes stand und seine Fahrten durch die Städte Deutschlands einem Siegeszug glichen. Auch in England und Rußland sprach er mit außerordentlichem Erfolg. Ein russisches Blatt schrieb über ihn: „Dieser hochgeniale seltenste Künstler hat nur einen großen Fehler: Er ist ein Deutscher.“ Wie Kaiser Wilhelm und andere deutsche Fürsten, so ließen Königin Victoria und der russische Zar ihn vor sich entbieten, um ihm zuzuhören, und ehrten ihn durch kostbare Geschenke. Aus seinen späteren Lebensjahren stammt seine Beziehung zur Königin von Rumänien, die ihn wiederholt nach Neuwied einlud und ihm freundschaftlich zugethan war. Durch einen gemeinschaftlichen Freund war ich in Stettin sogleich mit Tuereschmann in persönliche Berührung gekommen und ich veräumte nie, die

Abende nach den Vorträgen, wo sich stets ein größerer Kreis um den Künstler zu versammeln pflegte, in seiner Gesellschaft zu verleben. Doch das waren nicht seine besten Stunden. Er machte da oft den Eindruck, als ob seine Nerven bis an die äußersten Grenzen angespannt und erregt wären, und die Leidenschaften, die er so genial wiederzugeben wußte, ihn selbst zerstören könnten.

Die ganze Liebenswürdigkeit und den unerschöpflichen Reichtum seiner Natur entfaltete er erst im engen Kreise unter ihm vertrauten Menschen, und dazu durften wir uns bald rechnen. Tuereschmann ward ein häufiger Gast unseres Hauses, und wer solche Abende mit ihm verlebt hat, den wird die Erinnerung daran durch das Leben begleiten. Dann gab er sich wie er war: tief gemüthvoll, harmlos fröhlich wie ein Kind, geistreich, paradox, mit gründlicher Bildung, außerordentlicher Phantasie und mächtigem Temperament ausgestattet. Welch eine Fülle von Anregung ging von ihm aus! Bald sprach er tiefsinnig über die höchsten Fragen, bald erzählte er mit reizendem Humor heitere Erlebnisse; bald recitirte und sang er fremde oder eigene Lieder und Verse. Er war ein sehr begabter Dichter; da er aber in der Kunst allein das Höchste gelten ließ und an Alles den Maßstab der größten Werke der Weltliteratur legte, enthielt er seine eigenen Producte als werthlos der Oeffentlichkeit vor. In Freundeskreisen leben indeß viele seiner form schönen Lieder und Gelegenheitsgedichte fort und gehören zum Reizendsten in ihrer Art, was ich kenne.

Damals war Tuereschmann's Sehkraft auf einem Auge noch nicht völlig erloschen, und er wünschte stets von den Menschen, die mit ihm verkehrten, ein Bild zu gewinnen. Das gelang ihm, indem er das Auge ganz nah an das Antlitz des Betreffenden brachte und zugleich dessen Züge leise mit der Hand befühlte. Der so Angeschauten gehörte dann für immer zu seinem inneren Besitztum, und meist fixirte er seine Vorstellung sofort in einer Porträtstizze, die er, das Auge dicht über das Papier legend, in großer Schnelligkeit entwarf. Ganz merkwürdig verstand er das Charakteristische zu treffen, und diese Blätter, von denen ich eine Reihe besitze, geben Zeugniß von der außerordentlichen künstlerischen Begabung Tuereschmann's auch nach dieser Richtung hin. In der That war es in seinen Jünglingsjahren sein Wunsch gewesen, Maler zu werden; indeß seine schon damals schwachen Augen hatten seine Pläne vereitelt. Vor wenigen Jahren durfte ich in Arnstadt seine Arbeiten sehen, unter denen sich aus früher Zeit Radirungen und Federzeichnungen fanden, die mich an Rembrandt erinnerten und meine höchste Bewunderung erregten. War ihm die technische Ausbildung in dieser Kunst versagt geblieben, so hatte er dafür die innere Anschauung bis zur Virtuosität in sich entwickelt. Dieser Blinde sah mehr, als wir mit den gesunden Augen, und sein phänomenales Gedächtniß half ihm das einmal Erschaute festzuhalten, und gegenwärtig zu haben, was anderen Sterblichen nur ein flüchtiger Besitz ist. So beschrieb er mir anschaulich ein Bild. Eine Erinnerung stieg in mir auf und endlich besann ich mich. „Das ist ja das Gemälde von d'Angers, das ich vor acht Jahren in Rom in der französischen Akademie gesehen!“ rief ich. „Woher ist Ihnen das bekannt?“ — „Sie schilderten es damals in einem Feuilleton, das Sie mir sandten,“ entgegnete er. Ein ander Mal fragte er, von Calame's Landschaften im Leipziger Museum sprechend, welche Staffage sich auf dem herrlichen Monte Rosa-Bild befände. Keiner der Anwesenden erinnerte sich. Da erzählte er sich fast und meinte, wir hätten das Gemälde nicht verstanden. Es sei eine Alpenhütte da und ein Ochse, der lustig den Schwanz ringle. Das gäbe die frische frohe Morgenstimmung der Natur wieder und sei höchst charakteristisch. So beschämte der Blinde die Sehenden! Als ich im vergangenen Jahr von einer Reise in die Niederlande zurückgekehrt war, schrieb er mir, daß er früher auch einmal das

Amsterdamer Museum besucht habe, und sprach von dessen Hauptwerken wie Jemand, der diese eben vor sich sieht, genau unterrichtet über die einzelnen Meister und ihre Eigenthümlichkeiten. — Eine kleine Nachbildung des Tages von Michelangelo's Medicäergrabmal, die er einst geschenkt erhalten, pflegte er tastend zu betrachten und zeigte sie mir, indem er mich auf die großen Formen der Gestalt und die Muskulatur der Glieder bis in's Einzelne aufmerksam machte.

Im Verkehr mit Tuereschmann vergaß man oft seine Blindheit. Niemals habe ich auch nur eine Klage darüber von ihm gehört. Mit bewundernswerther Heiterkeit trug er sein schweres Geschick, stark genug, es zu bezwingen, reich genug, sich im Innern eine Welt aufzubauen, die ihm die äußere entbehrlich machte. Eigenthümlich berührte es mich, als er mir gegenüber einst seinem Mitleid mit einem Schwerhörigen Ausdruck gab und sein eigenes Unglück daneben unbedeutend fand. Freilich half ihm seine vortreffliche Gattin dieses in aufopferndster Weise tragen. Sie war sein Auge, und wie sie ihm die Dramen von Sophokles, Shafespeare, Goethe und Lessing vorgelesen hatte, bis er sie Wort für Wort sich eingepägt, so vermittelte sie ihm jetzt die bedeutendsten Erscheinungen der Literatur, so daß er stets im Zusammenhang mit der Gegenwart blieb. Mit innigster Liebe hing Tuereschmann aber auch an der ausgezeichneten Frau, die für ihn das Höchste auf der Welt bedeutete. Sie war in der That für ihn „die Ruh, der Friede mild“; legte sie ihm nur die Hand auf den Arm, so ward er ruhig. Wie ein Schild schützte sie ihn vor allen Gefahren seines aufreibenden Wanderlebens, und die Ferienzeiten im Kreise seiner großen Familie waren stets das Ziel, auf das er freudig hinblickte. Wie glücklich und stolz war er aber auch, daß es ihm gelungen war, all' seinen Lieben eine gesicherte Existenz zu gründen. Er hatte darum zu kämpfen gehabt.

Als Sohn eines Pastors war Richard Tuereschmann am 26. Mai 1834 in Penig, einem kleinen sächsischen Orte, geboren und von dem classisch gebildeten Vater früh in die Welt der Alten eingeführt worden, während die Mutter ihm die reiche Phantasie und den Drang nach künstlerischer Betätigung vererbte. Auf der Thomasschule und der Universität zu Leipzig gab er sich ersten Studien hin und schloß er Freundschaften, die bis an sein Ende gedauert haben. Erst nachdem er fünf Semester lang Rechtswissenschaft studirt, folgte er, durch mächtige Theaterindrücke bestimmt, seinem Wunsche, zur Bühne zu gehen. Oft hat er bedauert, daß er, gezwungen bei kleinen Theatern zu beginnen, für die große Kunst Jahre verloren habe. Bald arbeitete er sich inbeß empor und wirkte als Charakterdarsteller bei guten Bühnen, zuletzt drei Jahre lang am Hoftheater zu Braunschweig. Zu einer dauernden Anstellung kam es indessen nicht; sein zunehmendes Augenleiden stand ihm überall im Wege. Die Aussicht, nach einem mit größtem Beifall aufgenommenen Gastspiel in Stuttgart ein festes Engagement zu finden, zerschlug sich im letzten Augenblick abermals. Da drang er in den Intendanten und verlangte die Gründe zu hören. Der wollte nicht mit der Sprache heraus und erklärte endlich auf Tuereschmann's wiederholtes Fragen, er könne keinen Künstler engagiren, der voraussichtlich bald pensionirt werden müßte. Es war für den ganz Mittellosen, der bereits eine Frau und vier Kinder hatte, ein furchtbarer Schlag. Mit der ihm eigenen Energie beschloß er, sofort die Bühne zu verlassen und sich eine neue Existenz zu gründen. Man mußte ihn selbst erzählen hören, wie ihm endlich der Gedanke gekommen war, zu recitiren. „Ich fühlte mich wie ein König, der die Welt erobern will,“ sagte er. In einem Bauernhaus in der Schweiz ließ er sich mit den Seinen nieder und dort hat er 1½ Jahre in tiefster Zurückgezogenheit gelebt und gelernt, bis er eine Anzahl Dramen so vollkommen beherrschte, um mit ihnen vor die Doffentlichkeit treten zu können. Eine Episode aus der Zeit der größten Noth erzählte er

gern. Auf irgend einem Bahnhof rastend, erhebt sich seine Gattin, eben beschäftigt, die letzte Wurst des mitgebrachten Vorrathes unter die hungernden Kinder zu vertheilen, um etwas zu holen. Da kommt ein Hund und schnappt die Wurst fort. Tuereschmann findet seine Frau kurz darauf in Thränen. Als er den Grund erfährt, ruft er frohgemuth, sie tröstend: „Du weinst um eine Wurst? Jetzt erst sind wir wahre Künstler! Aber es werden andere Zeiten kommen, ich werde Dir noch eine Villa kaufen, verlaß Dich darauf!“

So fuhr denn nun der beinahe Blinde allein in die Welt hinaus und übte seine Kunst. Welche Freude, als die Versuche glückten! Furchtlos, sich auf die Freundlichkeit seiner Reisegefährten verlassend, die, wie er meinte, fast nie versagte, zog er von Stadt zu Stadt, stets von einem Freund an irgend eine Person empfohlen, die es übernahm, ihm beizustehen und auch geschäftlich die Wege zu ebnen. Selbst in den belebten Straßen, die er, einmal geführt, gleichsam auswendig behielt, sah man den Künstler allein umherwandern, was oft genug zu dem Verdacht Anlaß gab, daß er die Blindheit nur fingire, um für seine Recitationen Reclame zu machen. Erst nachdem er das Unglück gehabt, in Petersburg vom Podium stehend zu stürzen und sich einen Weinbruch zuzuziehen, der ihn wochenlang an das Lager fesselte, wagte er nicht mehr allein zu reisen, und eine der nun erwachsenen Töchter oder seine Gattin mußte ihn begleiten.

In Blasewitz bei Dresden erwarb er einige Jahre später Haus und Garten, wie er es einst in sorgenvoller Zeit seiner Frau versprochen. Dort hat er rastlos für seine große Familie — er hatte acht Kinder — arbeitend gelebt, bis alle die jungen Vögel flügge geworden waren und das elterliche Nest verlassen hatten. Vor drei Jahren siedelte Tuereschmann mit seiner treuen Lebensgefährtin nach Arnstadt in Thüringen über. „Ich habe mich pensionirt“, schrieb er heiter. Vielleicht hatte er recht daran gethan. Denn wenn er auch stets noch unter den Gebildetsten ein dankbares Publicum fand, — seine Recitationen waren nicht mehr in der Mode; der Erfolg entsprach nicht mehr ganz der Leistung, und so zog sich Tuereschmann zurück, um sich der wohlverdienten Ruhe zu freuen. Daß er noch auf voller Höhe stand, bewies mir ein Abend, als er in seinem neuen Wohnort für einen wohlthätigen Zweck in alter Meisterschaft den Kaufmann von Venedig sprach. In Arnstadt besuchte ich den Freund in den letzten Sommern, und nie habe ich ihn mehr bewundert und verehrt als damals. In seinem Krytallpalast, wie er die Glasveranda vor seiner Wohnung am Fuß des Burgberges getauft hatte, saß der seit lange schon gänzlich Erblindete, einen großen Theil des Tages allein, immer fröhlich, immer hochgemuth, stets innerlich beschäftigt, das Bild eines vollkommen glücklichen harmonischen Menschen. Und wie früher überschüttete er die wenigen Besucher, die sich zu ihm fanden, mit den Reichthümern seines Geistes. Ich verglich ihn scherzend mit einem Schöpfbrunnen. War das eine Gefäß geleert, so war schon ein neu gefülltes zur Stelle. Auch an Temperament hatte er noch nichts eingebüßt. Mit welcher Wucht vertrat er seine Meinung, zerschmetterte er das Niedrige und Gemeine! Wie verständnißvoll, wie enthusiastisch wußte er aber auch zu loben, wenn ihm auf geistigem Gebiete etwas gefiel! Bei meinem letzten Besuch empfand ich diese warmherzige Anerkennung fremden Verdienstes als eine seiner schönsten Eigenschaften. Hatte er früher oft die besten Werke der zeitgenössischen Literatur Zuckerwerk und Dessert genannt, so nahm er jetzt mit großer Empfänglichkeit Alles auf, was ihm geboten ward, und fand es seinen Beifall, so trat er gern mit dem Autor in persönliche Beziehung. Durch seinen jüngsten Sohn, der ein gut Theil von des Vaters Talent geerbt hat und recitirend ihm sehr ähnlich ist, ward Tuereschmann mit der neuen Dramatik bekannt. Wenn er auch nicht an die Unsterblichkeit der Werke unserer Tagesgrößen glaubte, so erkannte er doch Vieles an, z. B. Hauptmann's Weber,

und es gab nichts Interessanteres, als ihn über literarische Dinge sprechen zu hören. Ich las ihm in Arnstadt Vieles vor, besonders ein Werk, dessen Verfasser ihm lieb gewesen war und das ihm außerordentlich gefiel. Da unterbrach er mich nun fortwährend, um etwas zu erzählen, was ihm bei dem Gelesenen einfiel. Er nannte das „einen Sack an die Leine hängen“. Es gab aber schließlich so viele Säcke, daß ich bat, sie erst nach beendigter Lectüre anzuhängen, da wir sonst nie zu Ende kommen würden. Lachend versprach er das, ohne es doch bei seiner Lebhaftigkeit halten zu können. Eine solche unermüdete und freudige Kraft zu produciren, habe ich nie annähernd bei einem anderen Menschen gefunden. In heiterer Erinnerung steht mir ein Abend vor der Seele, wo er mich bei einer ihm bis dahin unbekanntem Familie besuchte. Es sollte muscirt werden, und ich hatte ihm eingekauft, daß er heute nur zum Zuhören gebeten sei und schweigen müsse. Der Gesang der gut geschulten Stimmen erfreute ihn, und er hielt sich auch wirklich ein paar Stunden still. Kaum aber war die Musik zu Ende, als er mich zu allgemeinem Ergötzen mit laut durch das Zimmer schallender Stimme fragte, ob er nun reden dürfe, und als ich lachend bejahte, öffneten sich die Schleusen seiner Beredtbarkeit. Da sang er selbstgedichtete Balladen, sie für Volksdichtungen ausgebend, die er in Thüringen gefunden, und ergriff und entzückte alle Hörer. Humoristische Gedichte und Lieder folgten; er sprudelte von geistreichen Einfällen. Ein auf der Stufenleiter irdischer Würden ziemlich hoch gestiegener Beamter, der dabei war, belustigte mich durch seine Verblüfftheit. Er starrte gänzlich verstummt Tuerchmann wie ein Wunderthier an. Begriff er, daß dies ein Einziger sei, den die Natur in einer Festtagslaune erschaffen und den alle Genien der Kunst segnet hatten? Empfund er, daß einem solchen Ausgewählten zu begegnen ein Ereigniß bedeutete?

In Leipzig, wohin sich Tuerchmann und seine Gattin für kurze Zeit zum Besuche begeben hatten, ist der 65-jährige plötzlich vom Tode ereilt worden. Ohne ein Anzeichen der Krankheit, ohne Ahnung des nahen Endes ist er schlafend hinübergegangen. Nicht ihn darf man beklagen, dem die Unbilden des Alters, das Abnehmen der Kräfte erspart worden sind, sondern uns, die ihn verloren haben. Die Bestimmungen, die er über sein irdisches Theil getroffen hat, charakterisiren ihn recht. Er, der stets darauf Werth gelegt, daß in seinem Namen die Worte Mensch und Natur enthalten seien, hat gewünscht, daß seine Leiche in Gotha verbrannt und die Asche zur Frühlingszeit in jungem Fichtenwald zerstreut werde.

Des geschiedenen Freundes gedenkend, erinnerte ich mich eines Tages, da er nach einer Recitation des Bear zu uns kam, sich an den Flügel setzte und schwermüthige Accorde griff, während ich, noch ganz unter dem Eindruck der gewaltigen Tragödie, ihm sagte, wie sie mich erschütterte hätte. „So ist es, wenn die Liebe aus der Welt geht!“ entgegnete er sinnend. „Das hat uns Shakespeare gezeigt.“ Dies Wort klingt jetzt immer in mir nach. Mit dem, der es gesprochen, ist nicht die Liebe aus der Welt gegangen, aber etwas Einziges, Großes, Herrliches ist dahin, dessen Scheiden die Welt ärmer macht.

Feuilleton.

Der Gassenhauer.

Von Mark Twain.

Darf ich den lieben Leser bitten, einen Blick auf die folgenden Verse zu werfen und mir zu sagen, ob er darin etwas besonders Gesährliches entdecken kann?

Schaffner knipst den Fahrchein ein,
Fahrgast zahlt den Nidel fein.
Erste Tour ein blau Papier,
Zweite Tour ein gelb Papier,
Dritte Tour ein roth Papier.
Fahrgast zahlt den Nidel fein,
Schaffner knipst den Fahrchein ein!

Chor der Schaffner:

Fahrgast, zahl' den Nidel fein!
Brüder, knipst den Fahrchein ein!

Kürzlich stieß ich zufällig in einer Zeitung auf diese Reimeret und las sie einige Male. Es war offenbar ein populärer Gassenhauer, dessen Melodie ich nicht kannte, aber schon der bloße Text hypnotisirte mich. Ich war von den blödsinnigen Worten wie beseffen, sie schwirten mir beim Frühstück immerfort durch den Kopf, und als ich meine Serviette zusammenlegte, wäre ich nicht im Stande gewesen zu jagen, ob ich etwas gegessen hatte oder nicht. Ich trat nun an den Schreibtisch, um mein Tagewort zu beginnen, das ich mir schon am Vorabend vorgenommen hatte. In dem Roman, an dem ich schrieb, war ich gerade bei der erschütternden Katastrophe angekommen. Ich griff nach der Feder, um den blutigen Austritt zu schildern, aber unmöglich! ich dachte nichts als: „Schaffner knipst den Fahrchein ein!“ Eine Stunde lang kämpfte ich mit aller Gewalt dagegen an, doch umsonst.

„Erste Tour ein blau Papier. Zweite Tour ein gelb Papier“ u. c. summt es mir unablässig im Kopf herum. Von Arbeiten konnte keine Rede sein, das war sonnenklar. Ich gab es also auf und schlenderte in der Stadt umher, aber bald bemerkte ich, daß meine Beine nach dem Tacte jenes Gassenhauers marschirten. Auf die Länge wurde mir das unerträglich; ich änderte meinen Schritt, ging langsam, aber das half nichts. Die Verse paßten sich sofort der neuen Gangart an und verfolgten mich nach wie vor.

Ich lehrte um und ertrug zu Hause das Leiden den ganzen Vormittag, es quälte mich beim Mittagessen, das ich mechanisch und ohne Genuß verzehrte, den ganzen Abend hindurch tönte es mir in den Ohren, ich ging gefoltert zu Bett, und während ich mich ruhelos hin und her warf, wälzte sich immer wieder der Gassenhauer durch mein Gehirn, bis ich endlich gegen Mitternacht wie wahnsinnig aufsprang und zu lesen versuchte. Aber die Buchstaben tanzten vor meinen Augen und Alles, was ich sah, war: „Schaffner knipst den Fahrchein ein!“ Bei Sonnenaufgang hatte ich den Verstand verloren, und meine Angehörigen horchten mit Staunen und Kummer auf meinen Blödsinn. „Brüder, knipst den Fahrchein ein,“ wiederholte ich immer wieder.

Zwei Tage später, an einem Sonnabend Morgen, erhob ich mich — eine jämmerliche Ruine — schwankend von meinem Lager. Ich suchte den Pfarrer, meinen lieben Freund auf, um mit ihm einen Spaziergang von zehn Meilen zu machen, wie wir verabredet hatten. Er sah mich mit großen Augen an, gab jedoch seiner Bewunderung keine Worte. Wir machten uns also auf den Weg. Der Pfarrer sprach und sprach und sprach, wie es seine Gewohnheit ist. Ich erwiderte keine Silbe, denn ich hörte nichts.

„Markt, bist Du trant?“ fragte mein Freund besorgt, als wir schon eine Meile gegangen waren. „Du siehst ganz abgehärtet und angegriffen aus. Thu' mir die Liebe und sprich doch einmal ein Wort.“

Trübselig antwortete ich: „Schaffner knipst den Fahrchein ein, Fahrgast zahlt den Nidel fein.“

Der Pfarrer starrte mich verwirrt an: „Ich verstehe nicht recht, was das sein soll, Markt. Was Du da sagst, ist aber weder außergewöhnlich noch besonders betäubend — und dennoch — es liegt vielleicht an Deiner Stimme — klingen die Worte so sterbenstraurig, wie mir im Leben noch nichts vorgekommen ist. Was hast Du nur?“

Aber ich hörte ihn längst nicht mehr. Ich war schon in weiter Ferne, bei der so endlosen, unabwendbaren „Ersten Tour ein blau Papier — Zweite Tour ein gelb Papier — Dritte Tour ein roth Papier Fahrgast zahlt den Nidel fein — Schaffner knipst den Fahrchein ein.“ — Was auf unserem Spaziergange während der übrigen neun Meilen geschehen ist, weiß ich nicht.

Da legte mir der Pfarrer plötzlich die Hand auf die Schulter und schrie mich an:

„Wach auf, wach auf, ich bitte Dich! Du schläfst ja mit offenen Augen. Dort liegt der Aussichtsturm vor uns; ich habe mich taub, blind und stumm geredet, und Du giebst mir keine Antwort. Sieh Dich doch um in der herrlichen Landschaft. Schau' hin und erquick' Dich daran. Du bist weit herumgekommen und hast die gepriesensten Naturschönheiten mit eigenen Augen gesehen. Nun sage mir einmal Deine Meinung — was hältst Du von diesem Landschaftsbilde?“

Ich seufzte tief und murmelte: „Erste Tour ein blau Papier — Zweite Tour ein gelb Papier — Fahrgast zahl' den Nidel fein! — Brüder, knipst den Fahrchein ein!“ Der Pfarrer blieb stehen und sah mich lange mit ernstem, mitleidigen Blicken an.

„Markt,“ sagte er endlich, „ich kann daraus nicht klug werden. Sind das nicht die nämlichen Worte wie vorhin? Sie sind ganz unverfänglich, und doch bricht es mir beinahe das Herz, sie von Dir zu hören. Schaffner knipst den Fahrchein ein — war es nicht so?“

Ich fing von vorn an und sagte Zeile für Zeile her, indeß mein alter Freund mit wachsendem Antheil zuhörte.

„Das ist ja ein verwünschter Gassenhauer,“ rief er vergnügt. „Es klingt einem in den Ohren wie Musik, Alles klappt so hübsch im Tact. Ich glaube, das muß sich leicht behalten lassen. Bitte, sag' es mir noch einmal, dann kann ich es gewiß auswendig.“

Ich wiederholte die Reimerei, und der Pfarrer sprach sie nach. Das erste Mal machte er noch einen kleinen Fehler, den ich verbesserte, das zweite und dritte Mal ging es indessen ohne Bod. Mir aber war plötzlich eine Centnerlast vom Herzen gefallen; der niederträchtige Gassenhauer plagte mich nicht länger, mein gemartertes Gehirn kam endlich zur Ruhe, und ein wonniger Frieden zog in meine Brust; ich hätte singen und ausschreien mögen. Wirklich stimmte ich auch eine halbe Stunde lang ein Lied nach dem andern an, während wir nach Hause trauten. Meine Zunge, die wie gelähmt gewesen, fand nun die Sprache wieder, und der lange gestaute Redefluß sprudelte und strömte mir unaufhaltsam über die Lippen. Glückselig und jubelnd ließ ich ihm freien Lauf, bis er endlich versiegte. Beim Abschied schüttelte ich dem Freunde herzlich die Hand.

„Das war einmal ein schöner Spaziergang!“ rief ich aus, „und wie köstlich haben wir uns unterhalten! Aber da fällt mir ein — Du hast ja seit zwei Stunden kein Sterbenswörtchen mehr gesagt. So sage doch etwas.“

Der Pfarrer sah mich mit glanzlosen Augen an und murmelte eintönig und ganz unbewußt, wie mir schien:

„Schaffner knipst den Fahrschein ein — Fahrgast zahlt den Nickel fein.“

Mich überließ es siedend heiß. Der arme Mensch, dachte ich, jetzt hat es ihn gepackt! Er ist angesteckt, und ich bin's los!

Mehrere Tage vergingen, ohne daß ich mit meinem Freunde zusammenkam. Am Dienstag Abend schließlich er jedoch in mein Zimmer und sank matt und trostlos auf einen Stuhl nieder. Er war bleich und abgezehrt, nur noch ein Schatten von seinem früheren Ich.

„Mart,“ sagte er und hob den müden Blick zu mir empor, „das war eine Unglücksstunde, in der ich jenen heillosen Gassenhauer lernte. Er hat mich seitdem Tag und Nacht verfolgt, gleich einem bösen Geist. Alle Qualen der Hölle habe ich erduldet, seit wir uns zuletzt sahen. Am Sonnabend wurde ich telegraphisch in die Stadt berufen. Ein lieber Freund von mir war gestorben, und ich sollte ihm die Leichenrede halten. Ich benutzte den Nachtzug; die Predigt wollte ich mir unterwegs im Kopfe zurechtlegen. Aber ich kam nur bis zu den Eingangsworten; der Zug fuhr ab, die Räder begannen ihr Geräusch — klack, klack — klack, klack — und sofort packte sich der abscheuliche Gassenhauer dieser Begleitung an. Wohl eine Stunde sah ich da und sagte zu dem klack, klack, klack der Eisenbahn Silbe für Silbe her, bis ich so abgespannt und todtmüde war, als hätte ich den ganzen Tag Holz gehackt. Mein Kopf schmerzte mich zum Zerspringen, als sollte ich wahnsinnig werden. Rasch eilte ich nach dem Schlafwagen und zog mich aus. Kaum hatte ich mich aber hingestreckt, so fing die Geschichte von Neuem an: „klack, klack, klack — Erste Tour — klack, klack, klack — ein blau Papier — klack, klack, klack — Zweite Tour — klack, klack, klack — ein gelb Papier“ u. v. — Schlafen? Ja, Kuchen! Ich war fast für das Zollhaus reis, als der Zug ankam. Frage mich nicht nach der Leichenfeier. Ich nahm mich übermenschlich zusammen, aber jeder Satz war von innen und außen übersponnen und durchwoben mit: „Brüder, knipst den Fahrschein ein — Fahrgast zahlt den Nickel fein!“ Das allererschrecklichste dabei war, daß ich meine Rede ganz in dem hüpfenden Rhythmus der entsetzlichen Reimerei hielt. Bald sah ich thatächlich, daß verschiedene Zuhörer wie gelistesabwesend im Tacte dazu nickten. Ja, Du kannst mir glauben oder nicht, Mart, noch ehe ich zu Ende war, wiegte die ganze Trauerversammlung, der Leichenbestatter und alle Uebrigen, feierlich mit den Köpfen hin und her. Kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, so entsloh ich, wie vom Wahnsinn getrieben, in die Sakristei. Dort traf ich aber zum Unglück eine alte unverheiratete Tante des Verstorbenen, die zur kirchlichen Feier zu spät gekommen war.

„Ach, er ist todt, er ist todt,“ schluchzte sie betrübt, „und ich habe ihn nicht einmal gesehen vor seinem Ende!“

„Ja,“ sagte ich, „er ist todt — er ist todt — er ist todt — o wird denn diese Qual niemals aufhören!“

„Sie haben ihn also auch geliebt, wie ich?“

„Geliebt, — wen?“

„Den seligen George, — meinen theuern Neffen.“

„Ach — den. Jawohl — jawohl — freilich, freilich. Knipst ein, knipst ein — ach das Elend bringt mich noch um!“

„Tausend Dank für die Trostesworte, Ehrwürden! Auch mir schlägt der Verlust eine tiefe Wunde. Sie waren wohl bei ihm in den letzten Augenblicken?“

„Letzte Augenblicke — bei wem?“

„Nun, bei dem lieben Verstorbenen.“

„Ja so — o ja — ich glaube wohl — ich weiß nicht. Das heißt, gewiß — ich war da — ich war da!“

„Wie beneide ich Sie um dieses Glück! Was sprach er denn noch? — o theilen Sie mir seine letzten Worte mit!“

„Er sagte — er sagte — o mein Kopf, mein Kopf, mein Kopf! Nichts, gar nichts sagte er als: „knipst ein, knipst ein!“ — Seien Sie barmherzig, Barmherzigste; ich beschwöre Sie, dringen Sie nicht weiter in mich, überlassen Sie mich meinem Jammer, meiner Verzweiflung, meinem Wahnsinn, — Erste Tour ein gelb Papier — Zweite Tour ein

roth Papier — nein, länger ertrage ich es nicht — Fahrgast, zahlt den Nickel fein!“

Mein Freund schwieg erschöpft und sah mich eine ganze Weile mit stieren Blicken an.

„Mart,“ stieß er endlich mühsam heraus, „bin ich denn ganz verloren? Du sagst kein Wort, Du gibst mir keine Hoffnung! Ach, ich sehe es ein, mir kann Niemand helfen — mein Geschick ist unabwendbar. Eine innere Stimme sagt mir, daß meine Zunge verdammt ist, in alle Ewigkeit nach dem blödsinnigen Gassenhauer hin und her zu pendeln. Da — da kommt es schon wieder: Erste Tour ein blau Papier — Zweite Tour ein gelb Papier —“

Immer schwächer klang seine Stimme, bis er endlich in eine wohlthätige Ohnmacht versiel, die ihn auf eine kurze Frist seinen Qualen entrückte.

Wie aber rettete ich ihn vor dem Irrenhause? Ich reiste einfach mit ihm nach der nächsten Universität und ließ ihn seine Last und Pein auf die nichtsahnenden Studenten abladen, welche die Verse mit gierigen Ohren aufnahmen und sie bald auf ihre Professoren übertrugen. Und so wandert der Gassenhauer vom Schaffner und Fahrgast noch heute durch das ganze Land.

Aus der Hauptstadt.

Wilhelm der Sauf.

Leipzig ist eine brav reichsdeutsche Stadt, loyal und kaisertreu nicht nur im Herzen, sondern auch nach außen hin. Das will etwas besagen und gilt nicht ganz wenig heutzutage. In Leipzig flaggen an Kaisers Geburtstag alle öffentlichen Gebäude. Beklagenswerthe Vorgänge wie die im Bayerland, wo man an solchem Festtage die bereits aufgejagten Fahnen wieder herunternehmen ließ, sind hier unmöglich. Das sächsische Herrscherhaus erfreut sich eines besonders guten Rufes am Berliner Hofe, und selbst die den Wünschen des Kaisers schroff entgegengegesetzte Entscheidung, die König Albert im Biekerfeld-Schaumburgischen Fürstentum fällt, hat dem Ansehen des greisen Monarchen bei uns nicht geschadet. König Albert ist es sogar gelungen, Wilhelms II. Abneigung vor dem Antheil der unruhigen Modeste wesentlich zu mildern, und wenn Graf Ernst das Protectorat über den Lippschen Flottenverein auf Anrathen des weisen sächsischen Kronenträgers übernahm, so war es andererseits auch königlich sächsischer Einfluß, der ihm den kaiserlichen Dank auswirkte. „Dem Regenten, was des Regenten ist, nicht mehr“ — die schroffe Depesche gehört nun der Vergangenheit an, freilich der allerjüngsten Vergangenheit, just wie das Krüger-Telegramm. Sachsen hat eben einen Stein im Brett, denn sächsische Prinzen halten keine gereizten Vasallenreden, wie das bayerische Königskind in Rostau, sondern nähern sich, wenn sie öffentlich sprechen, mehr der Tonart Heinrichs des Seefahrers an. Da sie sehr fromme Katholiken sind, verknüpfen sie allerdings nicht wie er das Evangelium von Seiner Majestät geheiligter Person, aber sie fühlen sich gleich ihm als das Werkzeug eines höheren Willen. Dieser höhere Wille wohnt, Prinz Heinrich hat es in Hamburg feierlich erklärt, dem allerhöchsten Herrn inne — sagen wir, um Mißverständnisse zu vermeiden, Wilhelm II.

Leipzig ist eine brav reichsdeutsche Stadt, loyal und kaisertreu. Die Bevölkerung läßt sich von ihrem Fürstenthume nicht beschämen. Es war am selben Sonntage, wo Herr Sudermann in Berlin die beschämend kleine Rede gegen das neue Nachwächter- und Kunstgesetz hielt und unerquickliche Erinnerungen an seine frühere Thätigkeit als Nidert-Redacteur weckte. Durch die Straßen tobte das wüste Schneetreiben, das jeden Großstädter zu Betrachtungen über die Sinnlosigkeit mancher Naturerscheinungen anregt, Naturerscheinungen, die nur den Zweck haben können, freisinnige Kommunal-Budgets aus dem Gleichgewicht zu bringen. Während dessen sahen in der berühmtesten Kneipe der großen Seestadt mehrere anscheinend noch sehr junge Feierabend-Politiker, die mit sehr lauter Stimme selbstverständlich die Flottenvorlage erörterten. Marineangelegenheiten machen den Moselwein nicht besser, aber die embryonischen Staatsmänner sprachen so eindringlich, daß unsere Gläser leise mitklingten und jedes ihrer bedeutsamen Worte bis in unsere ferne Ecke klang.

„Es ist eine Lust zu leben“, sagte der Bränette und starrte vor sich hin, als wolle er sich auf den Autor dieses Citats besinnen. „Kein Zweifel, unser Kaiser wird uns herrlichen Zielen entgegen führen. Ein Thatendrang lebt in ihm, dem Deutschland zu eng erscheint. Auch auf ihn paßt Philipp's bewundernder Ausruf: Mein Sohn, suche Dir ein anderes Königreich; Makedonien ist für Dich zu klein. Und dies Königreich Wilhelm's II. ist das Meer.“

„Und das Meer ist die Freiheit!“ unterbrach ihn sein Nachbar, hastig den Schoppen leerend. Man trank offenbar auf Repartition. „Nur wenn Deutschland das Meer gewinnt, glaube ich an den Fortschritt und die Ausbreitung germanischer Cultur. Pferchen wird uns ängstlich wie bisher zwischen unsere vier Pfähle ein, leben nur für uns und den lieben Nachbar, dann sterben wir ebenso ab, wie die Chinesen —“

„Ein dolles Weib übrtgens, die gelbe Kaiserin!“ bemerkte der Dritte.

„Die weiß mit den Nörglern aufzuräumen.“

Man beachtete ihn nicht, und der Herr mit dem geleerten Schoppen fuhr eifrig fort: „Dann sterben wir sowohl geistig wie auch als Groß-

macht ab. Ist es nicht hochinteressant, zu beobachten, daß sich in Deutschland alle Elemente gegen die Flottenvermehrung sträuben, die in diesem oder jenem Sinne reactionäre Politik treiben?"

„Zum Beispiel die Socialdemokraten“, pflichtete sein Opponent bei. „Paß — diese vorübergehende Erscheinung zählt nicht mit. Sonst aber seht Ihr in den Reihen der Flottengegner nur politische und wirtschaftspolitische Petrefakten, die sich vor dem frischen Seewind fürchten, weil sie besorgen, er blase ihnen den altehrwürdigen Staub vom bemooften Schädel. Ich erinnere bloß an Eugen Richter! Die Aufgeklärten unter seinen früheren Collegen, die um Barth, erkennen ihre Zeit besser. Wirklich marinefeindlich sind außer ihm nur die Landwirthe, zum Mindesten die ganz Rückständigen, der Bund und seine Anhängsel. Natürlich, diese Leute möchten Deutschland am liebsten von aller Welt absperrern, sämtliche Handelsschiffe und Eisenbahnen in die Luft sprengen, nur damit keine Ausfuhr und nun schon gar keine Einfuhr möglich ist. Wie Gespenster aus dem finsternen Mittelalter muthen sie mich an. Es wird Zeit, daß der Gespensterbeschwörer Ernst macht.“

„In der Beziehung stimme ich Dir unumwunden bei.“ Der junge Herr mit dem Hejerenbargesichte stimmte sogar kräftiger bei, als bei der Normalstärke des menschlichen Gehörs notwendig gewesen wäre. „Ich muß sagen, solch einen Unfug wie die jetzt beliebte atavistische Paß gegen das großgütige Erwerbsleben hätte man im zwanzigsten Jahrhundert für ausgeschlossen halten sollen. Ernährt nicht der Weltmarkt unser Volk? Lebt unsere Industrie, leben unsere Arbeiter nicht zu neun Zehnteln davon, daß uns der Weltmarkt erschlossen worden ist?“

„Nur zu einem Zehntel, um es wissenschaftlich genau zu fixiren. Aber das thut ja weiter nichts zur Sache“, erwähnte der Opponent.

„Und ist es also nicht unsere Pflicht, der Industrie und der Arbeiterbevölkerung die alten Absatzgebiete zu erhalten, ihr neue Märkte hinzuzuerobern? Handel und Gewerbefleiß machen die Nation reich und mächtig; durch die Landwirtschaft verbauert sie. Da nun aber erst eine starke Kriegsslotte eine starke Handelsslotte ermöglicht, so werden die pfiffigen Reactionäre das Aeußerste thun, die Schiffsvermehrung zu hintertreiben. Man kann's ihnen an sich auch kaum übel nehmen; sie beginnen geradezu Selbstmord, wenn sie uns dabei helfen, die Hellsings für die neuen Panzer zu legen.“ Er sah sich stolz im Kreise um und räusperte sich.

„So einzig waren wir noch in keiner Frage, wie in dieser!“ stellte der Durstige freudestrahlend fest. „Das Meer ist die Freiheit. Die Flotte bringt den Liberalismus, wie wir ihn lieben und verstehen, zur Herrschaft. Ein meerbefahrendes Volk kann nicht pommerisch-conservativ regiert werden. Warum herrscht in den Hansestädten das freisinnige Bürgerthum? Haben wir erst die unselige Theorie vom halben Agrarstaat ausgegeben, haben wir mit Fürst Hohenlohe eingesehen, daß Deutschland ein Industrieland werden muß, pur und simpel, dann werden sich die freien, humanen Anschauungen, die jetzt fast ausschließlich an der Küste wohnen, segensvoll über's ganze Reich verbreiten.“

„Glückliches Albion, das nur Küste ist!“

Niemand biß auf den Harnen an.

„Gefattet mir noch ein Wort“, sagte der Brünnette wohlgefällig lächelnd, als schäue er in die Zukunft, wo er Dank seinem realpolitischen Talente die ausschlaggebende Staatsstellung bekleiden würde. „Ich sprach vorhin von unserem Kaiser. Ich nannte das Meer seine eigentliche Heimath, nannte es die neue Provinz, die er erobern, das Staatsgebiet, um welches er, dem Beispiel der Ähnen folgend, sein Land vergrößern will. Doch ich sehe noch weiter. Wie ich unseren Kaiser beurtheile, beabsichtigt er gerade durch die Flottenverfärfkung einem freieren Geiste Bahn zu brechen. Mit voller Absicht drängt er uns aus der Straßen quetschenden Enge auf die weite See, aus unserem wohlverwahrten, dumpfigen Krähwinkel hinaus in die frische Salzlust des grenzenlosen Oceans. Er will ein moderner Fürst sein und ein modernes Volk regieren. Wie Faust gewinnt er dem Meere neues Land ab, wie Faust bändigt er's und bezingt es, zum Heil der Nation, die an ihn glaubt, und wie Faust begehrt er ein freies Volk auf freiem Grunde zu sehen. Wilhelmus faustus — der Mann, der dies Wort mit Wilhelm der Faust übersetzte, mag ein elender Latetner sein, aber er ist ein um so besserer Deutscher. Wilhelmus faustus verkörpert uns nicht nur durch Schaffung der Seegewalt die faustischen Lebensideale; er wird auch, darauf vertraue ich fest, seinem Lande faustische Gedankenfreiheit geben. Wir sitzen hier, lieben Freunde, vielleicht an derselben Stelle, wo Dr. Heinrich Faust mit Leipziger Studenten fröhlich poculirte. Ich meine, Faust ist wiedergekehrt und wohnt in unserer Mitte, nur daß er heute die Kaiserkrone trägt und in der Blüthe seiner Jahre steht, das große Werk also vollenden kann, bei dem den Dr. Heinrich der Tod übertrafchte!“

Die Gläser klirrten aneinander. Auch der Opponent that Bescheid, obwohl er nicht verhehlte, daß er den Vergleich für wenig passend halte, weil der Monarch in jeder Beziehung dem etwas überstudirten, wenig correcten und gefesteten Helden der Goethe'schen Tragödie überlegen sei. Zugeben müsse er jedoch, daß das, was man faustisches Streben zu nennen übereingekommen sei, in hohem Grade dem Monarchen eigne und daß er besonders die Parallele, die der geehrte Herr Vorredner gezogen habe, für ungemein glücklich halte.

„Mein Gegenüber sah aufmerksam zu, wie der Würzwein in schweren, süßen Tropfen an der Innenseite des Glases niederrann. „Stoßen Sie nicht mit an?“ fragte ich ihn.

„Der junge Mann hat so gesprochen, wie Theodor im Barthe dem-

nächst schreiben wird — demnächst, das heißt, wenn die Seinigen kurz vor der Verwirklichung ihrer sehnächtigen Träume zu stehen glauben und er selber, nicht mehr Herausgeber eines Käseblättchens, die Bossische Zeitung mit sämtlichen Annoncen-Beiblättern in's Lager der Regierung überführt. Wahres und Falsches mischt sich in den Ansichten und Darlegungen der Neuliberalen; nur schade, daß sie, die doch die See befahren wollen, so jammervoll, so unbegreiflich kurzichtig sind. Hundert Jahre meines ewigen Lebens gäbe ich dafür, könnt' ich Ihnen das Gesicht zeigen, das die Freisinnige Vereinigung an dem Tage schneiden wird, wo in Folge der Schiffsverdoppelung auch die Verbrauchssteuern ungefähr verdoppelt werden.“

„Sie meinen —“

„Ridert der Moderne und die Seinigen imaginiren sich genau dieselben Fernwirkungen der neuen Flotte, von denen Georg Herwegh in lyrischer Verzückung träumte, vor belläufig sechzig Jahren. Sentimentaler Vormärz... Diese Leute sehen eine liberale Aera anbrechen zu derselben Zeit, wo das ungeheuerliche Paragraphe-Scheusal, das auf den Namen des Zufäller Heinz getauft ist, Gesetz zu werden droht. Kindischste Muderet, reactionärstes Philistertum sind Trumpf, und eine hohe Regierung spielt vergnügt mit — trotzdem wittert die wasserberauschte Linde Morgenluft. Allerdings, Linienschiffe sind nicht so ohne Weiteres gegen den inneren Feind zu verwenden; im Uebrigen aber liberalisiren sie unsere Politik und unser Wirtschaftsleben so wenig, wie ein neues Armeecorps es thut. Ludwig Pieisch hätte sich wirklich die Ausgrabung Herwegh'scher Flotten-Rhythmen ersparen können, die vielleicht bisher ihm, aber keinem kunstfreundlichen Menschen unbekannt gewesen sind. Unsere freisinnigen Leitartikel liefern derartige naive Poesie tagtäglich in Menge; der Unterschied zwischen ihnen und Herwegh ist nur stilistischer Art.“

„Sie glauben ganz und gar nicht an den Faust, den man uns eben predigte?“

„Ich halte die Entwicklung unseres Kaisers für abgeschlossen, und ich rechne mit den Werten, die er selber bislang in die Rechnung einstellte. Faust'sches Sehnen und Trachten, wie Wolfgang Goethe es in seine Reime einschloß, zählt nicht zu den Eigenschaften des Hohenzollern-Hauses. Das sind auch keine märkischen Monarchentugenden. Dagegen gemahnen mich die begeistertesten Wackeren da drüben und ihre Berliner Spiegelbilder, die hoffenden Liberalen aus der Exportbranche, durchaus an die Siebel, Altmayer, Brandt und Frosch! Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte. Das sagte mein großer Ahn damals, als er den freisinnigen Enthusiasten und politischen Dichtern, die in diesem Keller ihre Versammlungen abhielten, schwellende Weintrauben vor die Augen zauberte. Sie wissen, der Rausch verfloß, der Irrthum ließ der Augen Band los, und die eben noch Schwärmerden erkannten, daß sie die zum Traubenschnitt erhobenen Messer an die Nasen der liebsten Gumpene gesetzt hatten. An gewichtigen Nasen fehlt es der Gruppe auch heute noch nicht, und man ist drauf und dran, wieder einmal mit dem Teufel zu spaßen. Und Faust — ich gebe Ihnen mein Wort, ihr Faust wird sich auch diesmal nicht zu ihren Gunsten einmischen.“

Caliban.

Opern und Concerte.

„Der Bärenhäuter.“ Teufelsmärchen von Hermann Wette. Musik von Arnold Mendelssohn. (Theater des Westens). — „Rain.“ Dichtung von Heinrich Vultzhaupt. Musik von Eugen v'Albert. (Kgl. Opernhaus).

Am Hohenzollernring in Köln steht ein Haus, wo alle guten Geister ein- und ausgehen: die Frau Musica, die Poesie, rotzbäckige Kinder und emsige Heizelmännchen. Viel Musik wird dort gemacht, viel gedichtet, und die Gestalten unserer Volks- und Kindermärchen werden lebendig. Der Hausherr ist Arzt und noch mehr Poet und heißt Hermann Wette, und Dramen, Operntexte und heimathlich-westfälische Gedichte haben wir von ihm. Und Frau Adelheid hilft wohl dem Dichtersmann und dichtet auch auf eigene Faust; drei Märchenstücke hat sie verfaßt; ihr Bruder Engelbert Gumperdind hat das eine davon in Musik gesetzt, und was die Geschwister in Versen und Tönen erdacht, sieht vielbejubelt als „Hänfel und Gretel“ über die Bühnen der ganzen Welt. Und Gumperdind hat auch zwei Schüler, Collegen oder Freunde: der eine ist der Erbe von Wahnsfried, Siegfried Wagner, und der andere ein Neffe des Componisten, der uns die herrliche Musik zum „Sommer-nachtstraum“ geschenkt hat, die eigentlich auch so recht in dies Haus der Märchen und Feen paßt. Aber da erhob sich jüngst eine grimme Kataphonie, denn eine wilde Zeitungsflehe störte den Frieden des Märchenheims. „Der Bärenhäuter“ heißt der Zankapfel. Hatte doch Hermann Wette den Stoff seines letzten Libretto's dem Grimm'schen Volksmärchen gleichen Namens entnommen und seinem Freunde Arnold Mendelssohn zum Vertonen gegeben; aber siehe da! auch der Gumperdind-Schüler aus Wahnsfried hat einen „Bärenhäuter“ componirt und bringt ihn ganz zur selben Zeit auf die Bühnen, sogar noch früher, denn dem Kronprinzen von Bayreuth öffnen sich die Opernhäuser schneller. Das wollten sich Mendelssohn und sein Dichter nicht gefallen lassen, und wenn auch bloß die Quelle gemeinsam, die Bearbeitung des Stoffes aber eine andere ist, so wurde der Streit um die Priorität mit Festigkeit geführt.

Heute wissen wir es: Wette und Mendelssohn sind die Kinder der erst später von Siegfried Wagner aufgegriffenen Idee. Jung-Siegfried wurde durch Wette's Plan angeregt und schrieb sich den Text selbst dazu. Dieser Wettbewerb ist gewiß nicht schön, denn für zwei „Bärenhäuter“ hat die deutsche Oper schwerlich Platz. Einer muß auf der Strecke bleiben. Nachdem wir jetzt vorerst den Wette-Mendelssohn'schen kennen gelernt, steigen freilich in unseren Augen des Concurrenten Aussichten, denn nach wenig Aufführungen ist Bärenhäuter I bereits vom Spielplan des Theater des Westens verschwunden, wo allerdings eine ganz elende Aufführung für ihn eintrat. Siegfried's Märchenoper, die schon in München, Wien, Karlsruhe u. die Feuerprobe bestanden, soll im Kgl. Opernhause demnächst folgen. Wer weiß aber, wie lange der Glanz des ererbten Namens vorhält. Der Märchenstoff selbst scheint uns den Wust der Mäsen und Musikanten gar nicht werth zu sein. Ganz abgesehen davon, daß die Märchenstücke auf der Bühne längst wieder aus der Mode sind, wie Humperdinck mit seinen „Königskindern“ erfahren mußte, so eignet sich der höllische Vorwurf ganz und gar nicht für die Bühne. Doch sehen wir, was Wette daraus gemacht hat.

Der erste und beste Act zeigt uns den getreuen Knecht Ruppert, wie er von der reichen Wirthstochter Anna zwar nicht verschmäht, aber doch verleugnet wird, als es beherzt die Liebe zu bekennen gilt. Der verhöhlte und vom Gerichte bedrohte Knecht verschreibt sich also dem Satan, der ihm die Befriedigung seiner Rache und Glück und Macht verheißt, wofür er ihm ein Jahr lang als Knecht in der Hölle zu dienen hat. Aber Ruppert will wissen, was ihn befreit. Satan antwortet:

Reiner Kuß von reiner Maid
So du vom Bösen dich selber befreit.

Als der Knecht noch zögert, zeigt ihm der Teufel im Zauberspiegel die Geliebte am Arme von Junker Kunz, dem glücklichen Freier. Erst jetzt fällt der von Leidenschaft Verblendete in das satanische Schwurduett ein:

Bei Schlang' und Viper, Lurh und Molch,
Bei Mord und Brand, bei Gift und Dolch,
Beim ewig glühenden Höllenfeuer,
Ich schwör' es hoch, ich schwör' es theuer:
Nicht waschen will ich Haupt noch Hand,
Nicht wechseln will ich mein Gewand,
Nicht kürzen nicht kämmen Nagel noch Haar;
Und wie ich wachse und mich gestalt',
So will ich bleiben immerdar,
Bis ich befreit durch höh're Gewalt.

Wenn der Vorhang zum zweiten Male aufgeht, sind wir in der Hölle und bei den Versuchungen der bösen Geister. Aber der Höllenknecht mit der Bärenfrage bleibt standhaft. Er macht nicht den Teufelsmädchen „kribbele kraue“, auch Hellja, des Teufels Großmutter und „aller Liebeskünste Urmutter“, lockt vergeblich, und gar der endlose Aufzug der Höllenschaaren, der Teufel des Hochmuths, Leichtsinn, Neides u. s. w. marschirt ganz umsonst mit schönen Charakterversen auf:

Rippfrapps, Grippfrapps, Heil dem Schnaps!
Stinkewurz, Teufels . . . Höllensturz! —
Hahhah! Hahhah! Hahhah! Hahhah!
Hahhah! Rahrach! Hahhah! Rahrach!
Hahhah! Hahhah! Hahhah! Hahhah!
Hahhah! Hahhah! Hahhah! Hahhah!

Kein Wunder, daß der ganze Zauber dem Bärenhäuter zu abgeschmackt vorkommt; er besteht auf seinem Pakt, verlangt den Lohn und will wieder auf die Erde. Aber Satan lacht ihn aus. Mag Ruppert auch allen Höllenversuchungen widerstehen und innerlich geläutert sein, so wird ihn doch niemals ein reiner Kuß von reiner Maid entsühnen, denn er ist ja äußerlich ein verwilderter und verthierter Bärenhäuter, wie ihm der Zauberspiegel beweist. Und Satan hat Recht. Im dritten Act ist der Bärenhäuter auf der Erde, aber Alles steht vor ihm, wie vor dem selbsthaften Gottleibetuns. Selbst die reutige und ihn noch liebende Anna, die in der Dämmerung ihn unter der Linde trifft und voller Nüchternheit aus seinem Munde das Geständniß seiner Sünde und Liebe empfängt, bricht entsetzt zusammen, als der Satan das Mondlicht auf ihn wirft. Und der höhnische Böse fährt mit ihm in die Hölle zurück. Diesmal sind aber auch die guten Geister zur Stelle, und als die Großmutter wieder ihren Verführungspul losläßt, ruft Ruppert in höchster Seelenangst à la Tannhäuser: Mein Seele ruht in Gott! und da kommt auch schon Anna zum Höllenthor herein, schließt die Augen und küßt den Bärenhäuter herzhaft auf den Mund, worauf die häßliche Hölle von ihm abfällt und die Teufel in den Abgrund versinken. Und zum Gesang der guten Geister sehen wir die entsühnten Liebenden wieder in ihrem Dörfchen:

Gott den Herrn laßt ruhig schalten,
Weiß er doch die Welt zu walten,
Läßt trotz Höl' und allen Teufeln
Nie und nimmer Dich verzweifeln:
Liebe Seele, fürcht' Dich nicht!

Formell ist an dem Text wenig auszusagen. Endlich ein Librettist, der ein Dichter genannt werden kann und einen guten Vers zu schmieden versteht. Nur mit den onomatopöetischen Naturlauten, dem „Biderit

pidbeumtrara, dem Looftlooftlooft und Kibdelbumbill wird zuviel Unfug getrieben. Die eingelegten Lieder, der Erntereigen, „Der Schmidt sah unterm Apfelbaum“ und besonders das Duett „Kam noch daß der Hahn gekräht“, würden keiner Antologie zur Uebersicht gereichen. Weniger sind wir mit der Gestaltung des Teufelsmärchens selbst einverstanden, denn es sind da überall zu viel Tendenzen und Heißwahrheiten, Symbolismen und Moralitäten hineingeheimnist, welche die Naivetät der Märchenpoesie aufheben. Auch ist, wie bereits angedeutet, die Höllenschilderung zu breit. Wette hätte nicht vergessen sollen, daß der neben Wagner's Musikdramen beste deutsche Operntext für die Freischützcasacadenfeuerwerksmaschine (mit Platen zu reden) auch nur einen halben Act oder eigentlich bloß eine einzige Scene übrig hat. Wette aber kann nicht genug Errungenschaften der Bühnentechnik in die Schranken fordern, im Vorspiel Satans und der guten Geister, im überlangen zweiten Act mit seinen Teufelerscheinungen, seinem höllischen Mummenschanz, den Aufzügen und Ballettdivertissements, und dann wieder fast im ganzen Schlußact, wo sich der Teufels- und Rauberpud in ermüdender Weise wiederholt. Wie gesagt, das ewige Hölleneinerlei, das, statt mit der Naivetät der Märchenwelt, nur mit dem ganzen Raffinement der modernen Maschinen und Prospective auftritt, ist läppisch und langweilig zugleich und schlägt dem Zuschauer bald auf die Nerven. Es wird der Oper wohl ebenso sicher den Hals brechen, wie Bierbaum's Galgen- und Kerkerpoesie Thuille's „Lobetaug“. Nur ein Componist von außerordentlicher Genialität vermöchte diesen satanischen Stoff zu retten. Ein solches Genie ist nun aber Herr Mendelssohn nicht, besonders nicht im Dämonischen, auf das es hier so viel ankommt. Er ist feinsinniger, gelehrter Musiker, doch ohne eigene Physiognomie. Was wir bisher von ihm in Berlin gehört haben, der Hagestolz-Redereigen, das Nachtlied Parathustra's und einige plattdeutsche Lieder, die Ludwig Willner mit Vorliebe und Erfolg vorträgt, das bezeichnet ziemlich genau Umfang und Art seines liebenswürdigen Talents. Der „Bärenhäuter“ erweitert es nicht wesentlich. Ein paar meisterlich ausgebaute Chöre, die klagschönen Vorspiele zum zweiten und dritten Act, die frischen Lieder im Volkston und zumal das Liebesduett im Schlußact sprechen von einer ansehnlichen, wenn auch nicht ungewöhnlichen Erfindungsgabe. Leider ermüdet der Sprach- und Sprechgesang, weil er gern volksthümlich sein möchte und doch immer wieder in's Declamatorische verfällt. Gleichwohl ist es Alles in Allem ein ernstes und respectvoll zu behandelndes Werk.

Eine einzige Woche hat uns Eugen d'Albert in seiner ganzen Vielseitigkeit gezeigt: als Klavierpieler, als Dirigent, als Concert- und Operncomponist. Wo ist er am bedeutendsten? Ohne Zweifel als Pianist und bester Liszt'schüler, aber man thut ihm bitter Unrecht, wenn man seinen Componistendrang darüber gering einschätzt. Auch als Liederdichter ist d'Albert durchaus vielbetend und noch mehr versprechend, immer interessant, hochbegabt und von jener echt künstlerischen Vornehmheit, die der ehrlichen Ueberzeugung folgt und nicht dem Casseerfolg huldigt. Wir bekamen von ihm Fragmente aus seinem Schmerzenskinder, der Oper „Gernot“, zu hören, klagevolle Orchestervorspiele und dramatische Vortragsstücke von phantastisch-sinnlichem Stimmungsgehalt und lebendiger Charakteristik; dann glänzende Klavierstücke, wie Intermezzo und Walzer aus op. 16, ein interessantes neues Concert für Orchester und Cello (von Prof. Hugo Becker meisterhaft gespielt) und endlich prächtige Lieder, welche die Gattin des Componisten mit großem Geschmac und Weisfall vortrug. Und nun die Ueberreichung des Operncomponisten, der uns nach dem prächtigen Rococo-Stil der Conversationsoper „Abreise“ mit einem oratorienhaften Bibelrama kommt. Die Aufnahme war nicht ungünstig, wenn auch nicht sehr warm. Das Bist schon der stoffliche Vorwurf mit sich. Die typisch-furchtbare Brudermordtragödie ist ein grandioses Thema, das einen Beethoven oder Wagner verlangt und für ein modernes Publicum wenig anziehend ist. Schon der Name „Kain“ auf dem Theaterzettel schreckt ab. Wir halten es daher für keinen glücklichen Gedanken, daß d'Albert, der noch im Wesentlichen ein Suchender ist, sich an einen solchen, in jeder Beziehung colossalen Stoff gewagt hat. Auch Vulkhaupt's Text stellt die höchsten Anforderungen an den Liederdichter und sein Publicum. In Byron's Fußstapfen einkerschreitend, ist er vorzugsweise eine Gedankendichtung, die die Menschheitstragödie vom zweiten Sündenfall philosophisch und charakteristisch vertiefen will. Während in der Bibel der Brudermord in schlichter, gemeinverständlicher Klarheit dem Neide Kain's entspringt, hat Vulkhaupt noch allerlei hineingelegt, was uns recht verzwickelt und unverständlich vorkommt. Kain und Abel sind die beiden Typen der Menschheit, zwei incarnirte Weltanschauungen, und Lucifer verkörpert mit der Sünde auch die erlösende Macht des Todes; wenn also Kain den Bruder todt-schlägt, so geschieht es nur, um diese erlösende Macht zu erproben! All diese sinnreichen Beziehungen werden nun aber nicht in dramatischer Anschaulichkeit dargestellt, was freilich schwer hält, sondern in umständlich philosophirender Gedankenhyrt, deren Zerlossenheit und Wortredseligkeit dem Künstler, der sie in Tönen malen soll, eine schwere, manchmal unmögliche Arbeit zumuthen. d'Albert ist kein blinder Wagnerianer, sondern war von Anfang an bemüht, auf den Errungenschaften des Musikdramas zu fußen und doch seine eigenen Wege zu suchen. Kain aber scheint ihm nur im Uebelungenstil möglich, gewiß nicht ganz mit Unrecht. In leitmotivischer Arbeit entwickelt er seine Themen, indessen hat er auch für warme, quellende Melodien Raum, vornehmlich in Abel's herrlichen Seelenspiegelnungen und in dessen Vision des Paradieses. Das Preislied der Natur, der machtvolle Ensemblesatz des Gebetes, — überall

zeigt sich da der melodische Ausdruck, wie denn auch d'Albert immer sangbar schreibt. Auch die Orchesterprache beherrscht er mit großer Gewandtheit. Der Sonnenaufgang ist ein ergreifendes Tongemälde. Da und dort wird man seine, charakteristische Züge gewahr, und der Part des Lucifer athmet eine majestätische Furchtbarkeit und symbolische Stimmung. Zu tabeln wäre die zuweilen schroffe Aufeinanderfolge der Tonfarben und daß die Physiognomie der Motive oft farblos, nicht ausgeprägt genug ist. Die Aufführung, unter Kapellmeister Mud, war vortrefflich, besonders auch der Abel des Herrn Grüning. Doch haben sich die Autoren die von einem unsichtbaren Chor hinter der Scene dargestellte Stimme Gottes im Rollen des Donners gewiß weniger theatralisch und mythisch-erhabener gedacht. M.

Dramatische Aufführungen.

„Der Eisenzahn.“ Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Josef Lauff. (Rgl. Schauspielhaus.)

In Berlin, der Hauptstadt des Kurfürstenthums Brandenburg, haust ein bis in den Grund der Seele verkommener Bürgerpad. Frech verunglimpft es alles, was es nicht versteht, und voll Niedertracht und Stumpfheit bleibt es die Zähne wider Abwesende, um sofort jämmerlich zusammenzuklappen, wenn ein ganzer Kerl „mit rosender Stimme“ und „in majestätischer Pose“ unter die Schwefelbände tritt. Wie's Gescherr, so der Herr; wie das Gefolge, so die Führer. Aus purer, dummer Nörgelsucht lehnen sie sich gegen den Landesvater auf, ihr Froschhirn begreift das Genie nicht, und ihr finstere Bubentropf schleudert ihm in ohnmächtigem Ingrimm Knüppel zwischen die Beine. Der Pöbel verstummt doch wenigstens noch angst- und respectvoll, sobald der ragende Gottesliebbling, der Bekrönte, „wuchenden Schrittes“ auf die angeblich weltbedeutenden Bretter tritt. Er erkennt ihn selbst in tiefer Vermummung und fängt dann schleunig an, Hurrah zu rufen. Während Hyle aber und Nickel Porkeles, die Anstifter und Schürer der Unzufriedenheit, thun selbst das nicht einmal. Man müßte an der Menschenwürde verzweifeln, wenn die Weiden nicht glücklicherweise ihre eigene Verworfenheit einflähen und von sich selbst in ungemein verächtlichen Ausdrücken sprächen. Porkeles, der intrigante Stadtschreiber, schildert gelegentlich seine Umstürzlerkunst und erklärt dabei ganz offen:

Wie die Matte sich
Den elken Wanst an blanker Schwarte mästet,
So mit der Dummheit der Gewerklerschaft
Hab' ich gemästet meine Sonderpläne.

Was ist von einer Creatur zu erwarten, die ohne Umschweif ihre politischen Ideale mit dem elken Wanst einer Matte vergleicht! Porkeles und Hyle lassen den Kurfürsten, wie Lofi Walbur, wie der Sumpf die ihn austrocknende Sonne haßt. Das genügt, weitere Rechenschaft über den Ursprung ihrer Empfindungen geben weber sie uns noch der Dichter Lauff. Es ist ein kleiner Trost und giebt Einem den Glauben an die Menschheit zurück, daß Hyle's eigene Mutter mit Begeisterung auf der Seite des Kurfürsten steht und ihren Sohn ob seiner verruchten Oppositionsgelüste unablässig verflucht, und daß seine Tochter ebenfalls für das Herrscherhaus, gegen den unnatürlichen Papa Partei ergreift. Das Ende Berend Hyle's — er wird von den Trümmern des stürzenden Roland erschlagen — erscheint uns allerdings viel zu wenig qualvoll im Vergleich mit seinen Verfehlungen. Für die Nörgler aller Zeiten hätte es eines schrecklicheren Exempels bedurft!

Lauff's historisches Schauspiel, dies zweite Tagwerk der von ihm zu schaffenden neuen Kunst, hat besonders den Vorzug, daß es in jeder Beziehung einheitlich ist. In keinem der fünf Acte hört auch nur ein Fünkchen dichterischen Talentes die ausgeblasene, tobende Trivialität; vom ersten bis zum letzten Worte ist alles Theater, elendes Kindertheater, und nirgends ein Hauch von Lebenswirklichkeit. Niemand ist der leise Versuch gemacht, die rasselnden Vorgänge zu verinnerlichen, die Nordgeschichte zur Tragik zu erheben. Wer ein bißchen Sinn für unfreiwilligen Humor hat, dem bedeutet der Eisenzahn einen nie auszuschöpfenden Quell reinen Vergnügens. Wüßte man nicht, daß Herr Lauff es bitter ernst mit seiner Arbeit meint, dann würde man ihn für einen Satiriker ersten Ranges halten: er hat eine Caricatur des historischen Dilettantendramas geliefert, wie sie erbarmungsloser nicht gedacht werden kann. So mag sich im armen Kopf eines kleinen Hölzlings die wunderbare Entwicklung unseres wunderbaren märkischen Volkes darstellen, so mag Schillers Herr v. Kalb Geschichte schreiben. Die gesamte Nation besteht aus Lumpen, Narren und verbiirten Trostköpfen; mit Gewalt drängt sie ihrem Untergang zu, will sich mit eigener Hand schänden. Da wirft sich der Fürst ihr entgegen, ein Einzelner Hunderttausenden. Aber seine geistige Kraft, seine unermessliche Güte ringt den hämischen Unverstand nieder, zwingt die Meute, ihm aus der Hand zu fressen, zwingt sie, gegen ihren Willen glücklich zu werden. Und „in imposanter Gruppe“ segnet zuletzt der Halbgott sein unvernünftiges Volk. Diese Bestien und Maulesel werden Dank ihm zum Range von Weltbeherrschern, zu echter Cultur aufsteigen — vorausgesetzt, daß sie ihm immer pariren und immer seiner Meinung sind. Wahrhaftig, wenn Lauff minder gesinnungstüchtig wäre, könnte man den Verdacht hegen, daß er das ganze Drama ironisch gemeint hat. Sein fürstlicher Halbgott ist in Wahrheit ein unausflehtlicher Schönredner, der bald empfind-

same, halb tragische Komödie spielt. Aber wie gesagt, man darf an Lauff's Ehrlichkeit nicht zweifeln.

Einige Scenen des „Eisenzahn“ wirken durch die zur Verwendung kommenden, reichen Costüme und verschwenderischen Decorationen; manche Aufzüge waren sogar im Olympia-Miesen-Theater des celebren Bolosky Kiralsh nicht wirkungsvoller arrangirt. Leider stört der Text, den Lauff zu der bunten Ausstattung geschrieben hat, den ruhigen Genuß, die prächtige Augenweide allzu empfindlich. Diesen unablässigen, öden Phrasensturm, dies Gedröhn nichtsagender, aufgedonnerter Jamben erträgt kein gebildetes Ohr. Man wähnt den Staub von längst verrotteten Theaterrequisiten zu schluden, wenn man diese Sprache hört. An sich wirkt es komisch, wenn ein so unsagbar nüchterner Mensch wie Lauff sich keuchend und schweißstriefend den Schein dichterischer Kraft zu geben versucht, aber das Lächeln erstirbt bald auf der Lippe, da er uns und sich keine Minute der Erholung gönnt.

Der Hof wohnte dem furchtbaren Eisenzahn-Unglück bis zum Schlusse bei; ein Theil der bürgerlichen Zuschauer war minder widerstandskräftig und verschwand vorzeitig. Die Zurückbleibenden hatten bald Ursache, die Flüchtlinge zu beneiden, und in ihrem Aerger lösten sie alle Bande frommer Säu. Es wurde nach dem fünften Acte wüthend gezischt, nach dem fünften Acte eines auf allerhöchsten Befehl gespielten Hohenzollerndramas, von einem festlich gekleideten Publicum in Gegenwart des Kaisers!

Notizen.

Der Historiograph Bismarck's und seines Hauses, Heinrich von Poschingen, fährt unermüdet mit seinen immer interessanten Publicationen fort. Band um Band erscheint unter seiner Herausgeberchaft bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, und zumal sein „Bismarck-Portefeuille“ erobert sich mit jedem neuen Bande einen weiteren Abnehmerkreis. Die letzten Bände stehen in Bezug auf die Bedeutung des Inhalts den Vorgängern nicht nur nicht nach, sondern übertreffen sie noch; außer einer Anzahl neuer Bismarck-Briefe und im Auftrage Bismarck's ergangener Rundgebungen enthält er Silhouetten einiger Intimen des Fürsten (darunter Professor Fering), ferner eine Lebensbeschreibung Bismarck's von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878, die manche sehr interessante Einzelheiten bieten. Ein Hauptstück ist aber der Aufsatz „Bismarck im deutsch-französischen Kriege“, worin wir den Begründer des Deutschen Reiches auf dem Siegeszuge von Berlin bis Sedan begleiten und bei dieser Gelegenheit eine Fülle bisher unbekannter Aussprüche und Erlebnisse erfahren. Auch von dem großen Werke „Fürst Bismarck und der Bundesrath“ liegen nunmehr vier Bände vor. Besonders interessant ist hier das Zustandekommen des Socialistengesetzes, die Umkehr der Handelspolitik, Bismarck's gescheiterter Versuch einer Reichsaktion auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, sein Kampf mit Hamburg wegen dessen Einziehung in das deutsche Zollgebiet, die Beschäftigung der Legislative mit der Arbeiterversicherung, dann die Bundesrathskrisis mit darauffolgendem Entlassungsgesuch des Kanzlers. Daneben laufen historisch überaus bedeutsame biographische Skizzen über die neuen Mitglieder des Bundesraths. Durch die Combiningung des sachlichen und des persönlichen Theils versteht es der Herausgeber in glücklicher Weise, die drohende Klippe der Trockenheit in der Darstellung des mitunter recht spröden Stoffes zu umschiffen, so daß der Leser ein ansprechendes Bild von dem Uhrwerk der Reichsgesetzgebung gewinnt.

Herzog Gothland. Trauerspiel von Hugo Petersen. (Berlin, Dr. R. Wrede's Verlag.) Wenn wir von einem neuen Drama hören, das den Herzog Theodor von Gothland zum Helden hat, so denken wir immer zuerst an Grabbe's himmelfürmenden Erstling mit seinen gräßlichen Voraussetzungen und cynischen Wildheiten. Nichts von alledem finden wir bei Petersen, der stets künstlerische Mäßigung bewahrt, im Aufbau der Handlung, wie in der Gestaltung und Sprache der Charaktere. Das einzige Gemeinsame wäre höchstens die Art der Motivierung mit ihrer Freude an Mißverständnissen und Intriguen. Petersen bleibt aber doch immer klar und einfach. Bedenklich scheint uns, daß sein Gothland nur als Opfer einer Täuschung über einen vermeintlichen Brudermord von seinem schwedischen König abfällt und sich mit den feindlichen Finnen gegen die Schweden verbündet. Seine tragische Schuld ist also eigentlich keine, denn „nur Jene trifft sie, die mich zu betrügen wußten“, wie er sich entschuldigt, obwohl ihm seine Frau auch von einer Verhuldung spricht, „weil du in erster Sache allzu rasch, zu ungestüm gehandelt.“ Also ein Temperamentsfehler, zu dem freilich allzu große Leichtgläubigkeit kommt, wodurch der Held einen Stich in's Scurille und Schwache erhält und unseren Antheil verliert. Immerhin könnte eine Aufführung gewagt werden, etwa auf einer unserer freien Bühnen, doch würde es sich empfehlen, die beiden ersten Acte in harter Verkürzung zusammenzuziehen und besonders unter den überreichlichen Monologen und lyrischen Einlagen aufzuräumen. Der dritte Act, wo der anklagende Gothland mit dem Könige bricht, und der vierte mit der Schlacht und Gothland's Uebergang zum Feinde würden gewiß einschlagen; auch der Schluß, welcher, wie bei Grabbe, den stolzen Feldherrn als verzweifelsenden, gebrochenen Verräther zeigt, ist nicht ohne wirksame GröÙe.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Sobald erschienen:

Herzog Gotthland.

Drama in fünf Aufzügen von **Hugo Petersen.**

„Gotthland ist ein gewaltiger Charakter von elementarer Lebendigkeit... Das Drama findet seinen Mittelpunkt in der gewaltigen Empörung des sinnlichen „Ich“ gegen das sittliche „Ich“; das letztere siegt.“

Vorrätig in allen besseren Buchhandlungen. Preis eleg. geb. 1 Mark.

Dr. H. Brede, Verlag. Berlin SW. 47.

Ad. geb. Schriftsteller, bish. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachenkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. **Besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. u. Stellung.** Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Im Verlage von Imberg u. Lesson in Berlin ist erschienen:

Der Dorfschulze.

Komödie in vier Akten

von

Karl Bilk.

Preis: elegant broschirt 2 M.

Von demselben Verfasser sind erschienen: **Dramatische Humoresken** (Berlin, Imberg u. Lesson), brosch. 2 M. Inhalt: Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther. — Publikaus und seine Verwandten, Historico-Komödie.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Gomorraha's Ende. Litterarische Komödie (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 1,50 M.

Ein toller Tag. Litterarische Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Anno Zweitausend. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Der Fürst von Raiatea. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Die vorstehenden Bilk'schen Humoresken bilden einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Komödie, indem sie in gewandtester Sprache die vielfachen komischen Motive, welche unsere Zeit auf litterarischem, socialem und politischem Gebiete darbietet, glücklich verwerthen.

Bismarck

in

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 M. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Bismarck Brandes, Büchner, Crispien, Dahn, Daudet, Epshy, Fontane, Groth, Haedel, Hartmann, Hejse, Jordan, Kipling, Leoncavallo, Lindau, Lombroso, Meschischker, Nigra, Nordau, Olivier, Pettenkofer, Saltsbury, Sienkiewicz, Simon, Spencer, Spielhagen, Stanley, Steuder, Strindberg, Suttner, Wildenbruch, Werner, Zola u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Hahn, Dr. Ed., Die Wirtschaft der Welt am An-

gange des XIX. Jahrhunderts. Eine wirtschafts-

graphische Kritik mit einigen positiven Vorschlägen. Lex.-8°. brosch. 5 M. 50 Pf. feinst in Leinwand geb. 7 M.

„Jede Zeile des Verfassers befunde ihren Ursprung aus lebendiger, dem handelnden Leben wandler Empfindung und aus dem starken Drange, der Menschheit durch die Aufweisung des rechten wirtschaftl. Weges praktischen Nutzen zu schaffen. Die Ziele des Verfassers beschränken sich nicht auf die Tagespolitik vereinzelte Maßnahmen, sie sind vielmehr umfassender Art und wollen der gesamten Zukunft der Menschheit die Bahn weisen. ... Das ein derartiges Buch das Interesse der weitesten Kreise zu fesseln imstande ist, liegt auf der Hand; es ist keine Gelehrtenchrift, sondern die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt. Der Verfasser hat schon manche wertvolle Gaben dargelegt und vielfach neuen leitenden Ideen Bahn gebrochen, so daß man auch von dem vorliegenden Werke hohe Erwartungen hegen darf. Durch die Lektüre aber wird die Berechtigung solcher Erwartungen, wie wir uns schließlich zu behaupten getrauen, außer allen Zweifel gesetzt.“

Vorstehende Ausführungen aus bekannter, berufener Feder, charakterisieren trefflich den Inhalt des Werkes und entheben uns jeder Empfehlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und bei vorheriger Einsendung Betrags portofrei von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrbände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Vegas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Leffer-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Madensen, Starbina, Ceiffino, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Zummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolge

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 M.

Dieser Bismarck-Capituli-Roman, der wenigen Jahren fünf starke Auflagen erschienen ist, erscheint hier in einer um die Hälfte billigen Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung

Verlag der Gegenwart

Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8gepaltene Pettizelle 80 Pf.

Inhalt:

Die Vereinigten Staaten, Japan und die Philippinen. Von Exportus. — Der Fall Weingart. Von Richard Wuldom. — Eine Reform der Volksschule. Von Max May (Heidelberg). — Nellie Melba und der Coloraturgesang. Von Hedwig von Friedländer-Abel. — Feuilleton. Die Befreiung. Von Guy de Maupassant. — Aus der Hauptstadt. Söldner und Soldaten. Von Nemo. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Der „Uebermensch“ und das „Ewig-Weibliche“. Von Prof. Paul Heim. — Notizen. — Anzeigen.

Die Vereinigten Staaten, Japan und die Philippinen.

Am 1. Mai 1898 hatte der Commodore Dewey der Vereinigten Staatenflotte mit dem ihm unterstellten Ostasien-Geschwader, ohne Verstärkungen abzuwarten, das spanische Stationsgeschwader in der Bai von Manila unter dem Admiral Montojo y Topete angegriffen und versenkt. In den Vereinigten Staaten wurde der zum Admiral beförderte Commodore überschwänglich gepriesen, der Sieg, bei welchem die Amerikaner überhaupt Verluste nicht erlitten, in den Himmel gehoben. Man erfuhr bald, und es wurde später bestätigt, daß der spanische Admiral mit seinen kleinen, mangelhaft mit Munition versehenen Schiffen, die übrigens bis auf eins, die Corvette „Castilla“, welche vor dem Gefecht auf den Strand gesetzt wurde, sämtlich aus Eisen oder Stahl und nicht aus Holz, wie vielfach verbreitet wurde, konstruiert waren, nicht in der Lage war, seinem Gegner entgengetreten zu können. Für den Kampf mit einer Seemacht war das Geschwader, aus den Stationären zusammengezogen, nicht berechnet. Spanien hatte zudem die Vertheidigungsmittel der Bai von Manila, wie die der Stadt selbst, trotz aller Berichte Montojo's, in vollkommen widerstandsunfähigem Zustande gelassen, nicht einmal eine Minensperre war vorhanden. Trotzdem aber wehrten sich die Spanier, nach Vernichtung ihrer Flotte, in Manila energisch, und nur mit Hilfe der aufständischen Eingeborenen, der Filipinos, gelang es den Amerikanern, keineswegs auf leichte Art, den Widerstand zu brechen. Der Friedensschluß mit Spanien führte dazu, daß die Spanier den Archipel räumten. Die Amerikaner wollten von der Freiheit der Filipinos nichts wissen; diese griffen gegen ihre Befreier zu den Waffen und tragen sie heute, fast zwei Jahre später, noch gänzlich unbezwungen. Die europäische Presse, sensationslüstern, daher stets nach dem sensationellsten Object greifend, hat den ganzen Philippinentrieg auf die Seite gelegt, sowie der Südafrikakrieg austauchte, und so lange der noch Stoff liefert, wird man sich über die Vorgänge auf den Philippinen nicht viel kümmern. Und doch sind diese Vorgänge nach allen Richtungen hin sehr lehrreich, sehr interessant und bieten noch dazu viele gleichartigen Punkte mit den Verhältnissen in Südafrika.

Man ist in Europa, und, wie sich gezeigt, auch in Amerika, sehr geneigt, die vermeintliche Superiorität der weißen Rasse ganz gehörig zu überschätzen und namentlich aus schnellen, anscheinend großen, weil blendenden Erfolgen

auch auf dauernde zu schließen. China gilt als ein vollkommen wehrloses Land, ähnlich denkt man von Siam, Birma, Korea. Nur Japan läßt man gelten, hält es aber auch militärisch einer europäischen Macht für nicht gewachsen. Gewiß sind die Besitzergreifungen verschiedener Gebiete von China ohne großen Widerstand erfolgt, aber der passive Widerstand ist vorhanden. Das Leben in Kiautschau bietet nichts weniger als angenehme Seiten, und es ist vorläufig recht fraglich, ob sich die großen Hoffnungen auf die Erschließung Chinas auch nur zum Theil in die nackte Praxis umsetzen werden. Wir wollen von China, wie der Chinese ganz richtig vom Rothen Teufel meint, Geld, oder wie wir sagen: Wir wollen China wirtschaftlich heben. Thatsächlich aber ist uns der Chinese wirtschaftlich weit, weit überlegen. Der Cantonese Liang-Ch'i-Ch'ao führt aus, daß der wanderlustige Chinese, der zu Hunderttausenden und Millionen in das Ausland gehen kann, ohne das Mutterland zu entvölkern, der niemals ein Capital mitnimmt, doch stets selbstständig wird, jeden Concurrenten sofort als solchen vernichtet und immer als Capitalist wiederkehrt, den Europäer in wirtschaftlicher Hinsicht im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts total schlagen muß. Und in der That, was würden beispielsweise die Berliner Barbieri und Waschfrauen machen, wenn Chinesenbarbieri und -wäscher ihnen Concurrenz zum vierten Theil der Preise oder auch nur zur Hälfte machen würden? Und das können sie, da man Landsleuten aus Kiautschau doch nicht Theile des Vaterlandes verschließen darf. Sowie der internationale Zukunftsstaat eingeführt ist, und der Chinese als Gleichberechtigter in ihm vertreten sein wird, kann die heutige Arbeiterschaft nur einpacken, und da sie das jedenfalls nicht will, giebt es gerade um die vielbesungene Internationalität Mord und Todtschlag gegen die Internationalen, in diesem Falle gegen die Chinesen, denn man will gar nicht international sein. Die Japaner haben uns bei ihrem raschen Vormarschreiten in abendländischer, moderner Cultur hohe Achtung abgenöthigt. Wenn der „Entwurf der Novelle 2c.“, die Flottenvermehrung betreffend, von dem gewaltigen Entwicklungswege, den das Deutsche Reich genommen hat, ziffermäßig spricht, so ist bei den Vergleichen mit anderen Ländern wohlweislich Japan nicht herangezogen worden, denn da kann kein Staat mitkommen, weil sich eben dort seit 1864 alles jetzt Vorhandene, und das ist nicht wenig, aus dem einfachen Nichts entwickelt hat. In Japan ist die letzte Schranke, die es von den europäischen Völkern trennte, gefallen: die Con-

fulargerichtsbarkeit ist abgeschafft, alle Fremden sind den japanischen Gesetzen unterworfen. Ein großer Schritt vorwärts, der den Fremden den Dünkel der Ueberlegenheit nimmt, aber auch den Missionaren die Aussicht, die christliche Religion als die einzig wahre den Japanern mit sanftem Druck aufdrängen zu können. Die japanische Constitution garantirt Gewissensfreiheit innerhalb der Grenzen von Gesetz und Ordnung, und die Missionare unterstehen heute den Landesgesetzen genau so, wie die Priester der Buddhisten- und Schinto-Religion.

Nun aber sind die Japaner und die Philippinos eines Stammes, und es ist gar nicht einzusehen, weshalb Letztere nicht dieselbe Intelligenz entwickeln sollten wie die Japaner. Allerdings ist auf den Philippinen die katholische Religion und die spanische Sprache weit verbreitet, aber das sind keine Gründe, aus welchen man die Philippiner für unfähiger halten sollte, sich selbst zu regieren. Es wirkt sehr eigenartig, daß gerade der Amerikaner, der in seinem eigenen Lande einer recht großen Menge Farbiger von höchst zweifelhaftem Werth Bürgerrechte einräumt, sich auf den Philippinen dagegen sträubt, zuzugestehen, daß diese intelligenten Leute gerade so gut regieren können wie Nigger, Mulatten, Mestizen, Quadranten u. s. w. in ihrer Heimath, zusammen mit zahlreichen Iren und Abkömmlingen aller Völker Europas. Der Verkehr Japans mit dem Archipel datirt in größerem Maßstabe erst seit dem Jahre 1880, und Spanien, das sich überhaupt wenig um die Inseln kümmerte, schritt auch dann nicht ein, als Japan die zweifellos spanischen Bonin-Inseln annectirte. Erst der Karolinenstreit machte die Spanier mißtrauisch; zu ihrem Nachtheil. Deutschland, seit längerer Zeit im Besiz der Carolinen, hätte Spanien während des Krieges nur ein angenehmer, neutraler Nachbar sein können.

Die Philippiner hat man geflissentlich als die größten Feinde der Spanier, namentlich auch der Mönche hingestellt, solange sie sich nämlich nicht als weit heftigere Gegner der Amerikaner zeigten. Demgegenüber haben die Philippinos mehrfach erklärt, daß sie durchaus keinen Haß gegen die Spanier hätten, denen sie Vieles verdankten, und daß dem thatsächlich so ist, beweist die viel gewaltigere Macht, die die Staaten aufwenden ohne das Geringste zu erreichen, während zweifellos die Spanier mit den Philippinern allein, wie schon so häufig, jetzt längst fertig geworden wären. Zur Zeit des japanisch-chinesischen Krieges schrieb zu Madrid der Chefredacteur Don Marcelo del Pilar, ein Tagale von der Insel Luzon, in der dort erscheinenden Zeitschrift „La Solidaridad“: „Die neu auftauchende Macht Japan kann nur dann für die spanische Herrschaft auf den Philippinen gefährlich werden, wenn die Philippiner dieselbe für unerträglich halten. Wenn aber die Spanier in ihrer Colonie eine Verfassung einführen, daß die Philippiner keinen Grund hätten, die Unabhängigkeit ihrer Heimath der spanischen Herrschaft vorzuziehen, dann würde Japan keine Anziehungskraft für die Philippiner besitzen, noch würde Japan auf den Gedanken verfallen, in der spanischen Colonie ein Object für seine Expansionsbestrebungen zu finden.“ Ob Japan auf diesen Gedanken nun doch aber verfallen ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben, aber es kann keine Frage sein, daß die Philippiner in ihrem Widerstand unterstügt werden, mag auch diese Frage insofern eine offene bleiben, als es sich um das „von wem!“ handelt. Man werfe einen Blick auf die Machtmittel, welche gegenwärtig die Staaten gegen die Philippiner aufwenden. General Otis, dessen viele Siege, die er nach der Heimath meldete, in zwei Jahren zu seinem durchschlagenden Erfolge geführt haben, verfügt seit dem 1. December des Vorjahres über 2117 Officiere, 63 600 Mann. Das ist eine Armee, welche mehr als die doppelte Stärke der gesammten activen Bundesarmee bei Ausbruch des Krieges — sie betrug einschließlich Officiere 27 532 Köpfe — besitzt, während zu Anfang November nur 32 315 Officiere und Mannschaften sich dort befanden, wo Manila und Um-

gegend eigentlich der einzige Platz ist, von welchem etwas von Bedeutung unternommen wird. Die Flotte befehligt, nach Abberufung Dewey's zu seinem Triumph in Amerika, der neue Admiral Watson; wie denn der Krieg, obgleich das Flottenmaterial seitdem wenig gewachsen ist, im Gegensatz zu früher, und man weiß auch nicht recht wofür, eine ganze Menge von Admiralen hervorgebracht hat. Die Flotte zählt einunddreißig Schiffe, darunter ein Gefriereschiff, ein Destillirschiff, drei Borrathsschiffe und ein Kohlenschiff. Die vor kurzer Zeit noch vielfach gerühmten Hospitalschiffe hat man, wie in Natal — nach Hause geschickt, aus dem einfachen Grunde, weil transportfähige Verwundete nach Hause gefandt werden, und nicht transportfähige eben an Land in den Lazarethen bleiben müssen, wo sie mindestens eben so gut aufgehoben sind wie auf dem Hospitalschiff. Das Geschwader verfügt über zehn kleine Kreuzer, eine Anzahl Kanonenboote und Hilfskreuzer, zu welchen man Dampfer durch Bestückung gemacht hat. In ihm befinden sich die ehemaligen spanischen Kreuzer „Isla de Cuba“, „Isla de Luzon“ und „Don Juan d'Austria“, die Admiral Dewey nach dem Gefecht von Cavite heben ließ, und die in Hongkong reparirt und umarmirt wurden. Es sind aber auch dort: Schlachtschiff „Oregon“, Panzerkreuzer „Brooklyn“, zwei große seegehende Monitors und fünf geschützte Kreuzer, für welche in Reserve fünf Schiffe, darunter Schlachtschiff „Tova“, unter Befehl des erst gerühmten, dann, nach seinem Auftreten in Samoa, berückichtigten „Deutschen“, Admiral Rauß in San Francisco, liegen. Es fehlt an leichten Schiffen, und bestimmten Meldungen nach wollte man Spanien den Rest seiner vielen, kleinen, einst dort stationirten Kanonenboote ablaufen, doch stehen dieselben in den meist ausführlichen amerikanischen Flottenlisten nicht.

Wenn es nun auch eine ganz stattliche Seemacht ist, über welche Admiral Watson verfügt, so zeigt ein Blick auf die Karte des Archipels von über 1200 Inseln, daß von einer Ueberwachung der zahllosen Wasserstraßen oder gar einer völligen Absperrung der Zufuhr von außen, gar keine Rede sein kann, und daß selbst ein solcher Versuch nur als Zeitverschwendung ohne jeden Zweck anzusehen ist, der noch dazu, wie der Verlust des Kreuzers „Charleston“ im Vorjahr zeigt, leicht dazu führt, daß die Schiffe in dem schwierigen Fahrwasser festfahren. Daß aber eine Zufuhr von außen stattfindet, muß schon allein deshalb als feststehend angesehen werden, weil die Philippiner bei Beginn der Feindschaften doch unmöglich über einen Borrath von Munition verfügt haben, der Jahre hindurch ausreichte. Zudem würde in dem Tropenklima moderne Munition, namentlich da geeignete Unterbringungsräume nicht vorhanden sind, nach so langer Zeit unbrauchbar geworden sein. Besteht man zu, daß Munition von außen her ohne Schwierigkeiten einzuführen war, so sind auch andere Gegenstände nach den Inseln gelangt, und die Amerikaner können noch Jahre hindurch mit ungeheuren Kosten zum Vergnügen aller andern Völker mit den Philippinern Krieg führen, wenn sie durchaus nicht zu der Einsicht gelangen wollen, daß sie in dem für sie günstigsten Falle einen sehr zweifelhaften Gewinn einstreichen. Sie erhalten dann die Herrschaft über ein Volk, das sehr wohl sich seiner Kraft bewußt geworden ist, sich niemals als Volk niederen Ranges behandeln lassen will, und wenn dann einst Amerika nicht nachgibt, und das scheint bei dem Charakter des neusten Kulturvolkes europäischer Abkunft ziemlich sicher, so muß man die acht Millionen Philippinos einfach — ausröten. Das nennt man dann, ihnen Befreiung vom spanischen Joche gebracht haben. Expertus.

Der Fall Weingart.

Von Richard Wulfsow.

Vor wenigen Tagen ist der preußische Cultusminister wegen seiner Haltung gegen den Pastor Weingart im Abgeordnetenhaus interpellirt worden, überdies wird demnächst eine lutherische Landesversammlung in Hannover veranstaltet werden, so daß es nicht überflüssig erscheint, die Hauptphasen des Vorgehens gegen den allgemein beliebten Pfarrer Weingart an der Marienkirche zu Osnabrück auf Grund von Actenstücken vorzuführen. Der überaus betrübende Vorgang hat nicht nur in der engeren Heimath Weingarts, sondern in allen wahrhaft protestantisch denkenden und fühlenden Kreisen die lebhafteste Erregung hervorgerufen und wird voraussichtlich mit der im Sande verlaufenen Interpellation wohl noch nicht erledigt sein. Dafür bürgt allein schon die Thatsache, daß die an den Cultusminister gemachte Eingabe behufs der Retablirung Weingart's vom 28. December 1899 innerhalb einer Woche von mehr als 11000 Einwohnern der Stadt, d. h. von fast $\frac{1}{3}$ aller erwachsenen Mitglieder der beiden lutherischen Gemeinden Osnabrücks unterzeichnet wurde.

Von der Gemeinde geliebt und hochverehrt, gilt Weingart als ein wahrhaft von seinem Beruf durchdrungener geistvoller Theolog, als ein treuer liebenswerther Mensch und vor Allem als ein gewissenhafter Seelsorger seiner Gemeinde, auf die er durch seine ganze Persönlichkeit und nicht zum Mindesten durch die überzeugende Kraft und Wärme seiner Rede einen bedeutenden Einfluß ausübt. Als ein Mann, der sich seine religiösen Ueberzeugungen in redlichem Mühen erworben hat, suchte er diese auch in seiner amtlichen Wirksamkeit zu betheiligen, und so traten dieselben auch an verschiedenen Stellen seiner Synodalprotocolle in einer der starren Orthodoxie unliebsamen Weise hervor und erregten Widerspruch. So protestirt er z. B. dagegen, daß den Gemeinden jetzt so oft in Gebeten der „Teufel“, der „Satan“ vor die Augen und vor die Seele geführt wird, da er findet, daß für Viele, zu denen auch er sich rechnet, der „Satan“ im Gebet unerbaulich und anstößig wirkt. Er sagt wörtlich: „daß aber die Gestalt des Teufels in unsern kindlichen Gebeten zum himmlischen Vater alle Augenblicke erscheinen mußte, begreife ich nicht. Ich denke, selbst Diejenigen, die an eine leibhaftige Gestalt des Radical-Bösen in grobsinnlicher Weise zu glauben vermögen, können ihn sicherlich gerade im andächtigen Gebet entbehren!“ Auch mit der Bezeichnung „Sammerthal“ als Erde, als Schauplatz unseres Wirkens kann er sich nicht befreunden. „Für mich und viele Tausende ist die Erde trotz aller Sünden und Leiden kein Sammerthal, sondern, wie das ganze Weltall, die Stätte göttlichen Waltens und Offenbarens. Herr, die Erde ist voll Deiner Güter!“ Solche liberalen Anschauungen, die öfters zu Tage traten, aber stets in herzlicher, freundlicher Form geboten wurden, wurden der hannoverschen Orthodoxie immer unbequemer, bis es zur „Disciplinaruntersuchung gegen den Pastor Weingart“ kam. Die entscheidende Sitzung des Königl. Consistoriums zu Hannover fand am 16. Juni 1899 statt; das Erkenntniß hatte folgenden Wortlaut: „Der Pastor Weingart in Osnabrück wird schuldig erkannt, eine von dem Bekenntniß der hannoverschen evangelisch-lutherischen Landeskirche abweichende subjective theologische Auffassung in seiner amtlichen Thätigkeit in mehreren Fällen zum Ausdruck gebracht zu haben. Mit Rücksicht auf die vorliegenden besondern Umstände und im Hinblick auf die von dem Angeeschuldigten abgegebenen Erklärungen und Zusicherungen ist von der in Antrag gebrachten Amtsenthebung abgesehen, und auf einen ernsten Verweis erkannt worden. Der Angeeschuldigte hat die Kosten des Verfahrens gemäß § 37 des Gesetzes vom 24. April 1894 zu tragen.“ Auf die „Entscheidungsgründe“ können wir uns an dieser Stelle nicht einlassen, wir möchten aber die gewiß sehr zahlreichen Leser dieses Blattes, die dem Gange des Regerverfahrens aufmerk-

sam gefolgt sind, dringend ersuchen, sich die soeben im Verlag der Nachhorst'schen Buchhandlung in Osnabrück erschienene Schrift: „Der Prozeß Weingart in seinen Hauptactenstücken mit Beilagen“ zu verschaffen und dieselbe mit Aufmerksamkeit zu lesen. Sie werden dann zunächst die Unlogik und Fadscheinigkeit dieser Entscheidungsgründe mit handgreiflicher Deutlichkeit erkennen, ferner aber die Ueberzeugung gewinnen, daß hinter diesem „ernsten Verweise“ bereits der „Tragödie zweiter Theil“, die völlige Amtsenthebung des ehrenwerthen Mannes klar zu erkennen ist. Denn man beschränkte sich bei dieser ersten Verhandlung gegen ihn nicht auf jene erwähnten Synodalprotocolle, sondern man zog auch sogleich andere „Abweichungen vom Bekenntniß“ hinein, die man einer sorgfältigen Lectüre seiner eingeforderten Predigten entnommen haben wollte. Einstweilen begnügte man sich indessen mit dem ernsten Verweise. Gegen diese Strafe legte nun im Namen des Angeklagten der Rechtsanwalt Finkenstädt Berufung ein, die er in lichtvoller und überzeugender Weise begründete. Aber auch der Vertreter der Anklage hatte Berufung eingelegt. Finkenstädt berührte dabei zugleich den im ersten Erkenntniß bereits hervorgehobenen Punkt der Anklage, der sich gegen die in Weingart's letzter Osterpredigt ausgesprochene Anschauung über die leibliche Auferstehung des Heilandes gewandt hatte. Wir werden weiter unten den Wortlaut der betreffenden Stelle aus der angefochtenen Osterpredigt folgen lassen, und bemerken hier vorläufig nur ganz kurz, daß Weingart sich die leibliche Auferstehung des Leibes Christi im buchstäblichen Sinne des Worts nicht vorstellen kann, sondern einen verkörperten „Lichtleib“, den er die Jünger mit ihren seelischen Augen thatsächlich erblicken läßt. Daß der Herr in Lichtgestalt auferstanden und von den Jüngern gesehen und als der Lebendige von ihnen erkannt sei, ist von Weingart nicht nur nicht geleugnet, sondern ein Gegentheil mit aller Freudigkeit und Festigkeit religiöser Ueberzeugung als das wahrhaft Positive und religiös Wirksame, als das echt Fundamentale des Osterglaubens anerkannt und verkündigt worden. Diese Auffassung, daß die Wahrnehmung nur dem geistigen Auge möglich gewesen, ist keineswegs eine das Bekenntniß profanirende, im Gegentheil, sie ergiebt eine geläuterte Anschauung des Herganges, bei der schlimme Zweifel beseitigt werden, in welche Menschen verfallen müssen, die sich eine fleischliche und doch organische Existenz des auferstandenen Heilandes nicht vorzustellen vermögen; und bei der die Widersprüche gelöst sind, in denen sich die Mittheilungen der Evangelien nun einmal befinden. Es trat nun das Königl. Landesconsistorium am 9. Novbr. v. J. zusammen und verhandelte gegen Weingart in dessen persönlicher Anwesenheit und im Beistande des genannten Rechtsanwalts Finkenstädt. Das Erkenntniß lautete: „Unter Stattgebung der vom Vertreter der Anklage gegen die Entscheidung des hiesigen Königl. Consistoriums vom 16. Juni 1899 erhobenen Berufung und unter Verwerfung der Berufung des Angeeschuldigten wird der Angeeschuldigte zur Strafe der Amtsenthebung verurtheilt, indem ihm gleichzeitig gemäß § 36 des Disciplinargesetzes das volle Ruhegehalt beigelegt wird. Die baaren Auslagen des Verfahrens fallen dem Angeeschuldigten zur Last.“ Unter den wieder sehr ausführlich dargelegten Gründen der Verurtheilung werden amtliche Aeußerungen Weingart's aufgeführt, durch die er sich in den Verdacht gebracht haben soll, bezüglich der Erbsünde und der Sünde überhaupt, sowie der Gottheit Christi, der Menschwerdung des Sohnes Gottes und der Auferstehung der Todten mit seinen Anschauungen von der Kirchenlehre abzuweichen, in einem Falle auch durch Verwerfung des Gebets zu Jesu thatsächlich von dem Bekenntniß der Kirche abgewichen ist. (Dieser Vorwurf bezieht sich darauf, daß Weingart gegen die häufigen an die Person Jesu Christi gerichteten Gebete religiöse Bedenken geäußert hatte, da nach Christi eigenem Worte: „Wenn ihr betet, so betet also: Vater unser“ das Gebet sich an Gott den Vater

wenden solle.) Zweitens aber wird ihm — und darauf scheint das Schwergewicht zu fallen — zum Vorwurf gemacht, daß er in zwei am ersten Osterfeiertage und am Himmelfahrtstagesfeste 1898 in Osnabrück gehaltenen Predigten durch Aeußerungen über die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi sich mit dem Bekenntniß der Kirche in Widerspruch gesetzt hat.

Das Actionscomité in der Sache Weingart hat den Actenstücken der oben erwähnten Schrift die angefochtene Osterpredigt beigelegt und dadurch einem Jeden Gelegenheit geboten, sich darüber ein Urtheil zu bilden, was die hannoversche Orthodoxie unter „Widerspruch mit dem Bekenntniß der Kirche“ versteht. Es wäre eine gute, hochverdienstliche That des Comités, wenn es dieses herrliche, von der Weihe echten und gerechten Protestantenglaubens dictirte Document in vielen Tausenden von Exemplaren durch ganz Deutschland verbreiten ließe. Es kann keine sprechendere Illustration zu dem Verdict des Königlichen Landesconsistoriums zu Hannover gedacht werden, als dieses warmherzige, glaubenstreue Bekenntniß eines lutherischen Pastors, dem es tiefes Bedürfnis ist, die gewaltige Heilthat Jesu Christi seiner Gemeinde so recht eindringlich in's Herz zu prägen. „Sagt“, so ruft er aus, „warum blickt unser Christenauge so glaubensvoll zum Kreuz empor, am liebsten dann gerade, wenn eigenes Kreuz uns drückt und beugt? Warum? Weil es einen Todten daran hängen sieht? Nimmermehr, weil bei solchem Anblick unser Herz im Stillen jubelt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Ich weiß, daß aus dem düstern Dreiklang „gekreuzigt, gestorben und begraben“ ein helles Freudenwort hervorgebrochen ist, wie aus Winterstürmen das Frühlingwehen, wie aus der Nacht der lichte Morgen: „am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten!“ Die Frage, wie dies „auferstanden“ zu fassen ist, hat die Menschheit zu allen Zeiten auf's Tiefste bewegt, und jeder ehrliche und denkende Theologe hat ihr ein sorgfames Studium gewidmet. Weingart hält sich, wie viele seiner Berufsgenossen, an jenen größten biblischen Zeugen, der unter Allen den Osterereignissen zeitlich am nächsten stand, der zuerst über Christi Auferstehung schrieb und am besten fähig ist, auf unsere Frage Antwort zu geben, — das ist der Apostel Paulus und das 15. Capitel seines 1. Korintherbriefes. Demnach ist Folgendes geschehen. Wenige Tage nach dem Kreuzestod ist der Herr an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Gestalten (wie die Evangelien berichten) sowohl dem Jüngerkreis, wie auch vielen anderen seiner Gläubigen erschienen und zwar auf ganz dieselbe Weise, wie zuletzt — mehrere Jahre später — dem Paulus vor Damaskus. Die Wahrheitstreue des Apostels unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Sein völlig neues Leben nach dem Tode von Damaskus, sein tief innerlicher Christusglaube, sein ganzes Apostelwerk mit seinen beispiellosen Mühen und Erfolgen gründet sich nach seiner eigenen, oft wiederholten Versicherung auf Christi Auferstehung. Er ist tief durchdrungen von der Gewißheit, daß er keinem Todten, sondern einem Lebendigen dient, ebenso die anderen Apostel. Bald nach dem Hinscheiden Jesu, das die Herzen der Seinen so tief gebeugt und all' ihr Hoffen auf die Erlösung Israels niedergeschmettert hatte, ist in ihnen der feste Glaube erwacht: „Er lebt!“ Dieser Glaube der ersten Jüngergemeinde an die Auferstehung des Herrn ist nach Weingart's tiefster Ueberzeugung eine unumstößliche Geschichtswahrheit. Nachdem er nun in seiner angefeindeten Osterpredigt diese Dinge klar und würdig dargestellt, fährt er wörtlich fort, wie folgt:

„Und der Grund dieses Glaubens? Wir haben den Herrn gesehen!“ Und wie sie ihn gesehen haben, wie sie seine Stimme gehört und seine Nähe tröstlich gespürt, das eben läßt uns Paulus nach seiner eigensten Erfahrung aus seinen eigenen Worten erkennen oder doch wenigstens ahnen: dort bei Damaskus hat des Herren Herrlichkeit ihn wie ein Licht vom Himmel umleuchtet, und so ist der Auferstandene auch von den anderen Jüngern zuvor gesehen worden. Nun, meine Freunde, da findet unser Osterglaube gar festen Boden unter sich.

Da war nichts Irdisches, nichts Fleischnliches mehr an der Erscheinung Christi, denn — das sind Pauli klare Worte — denn „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben und das Verwesliche kann nicht erben das Unverwesliche.“ Des Herren müder Erdenleib, am Kreuz zu Tode gemartert, er ruhte sanft und friedlich dort im Grab. Staub zu Staub, aber — war denn dieser Leib der Herr? Nein, „Der Herr ist der Geist“, wie Paulus auf der höchsten Stufe der christlichen Erkenntniß jubelt, und so hat das geistige Auge der begnadeten Jünger Geistiges gesehen; der Christus nach dem Geist, der verkörperte himmlische, zum ewigen Leben auferstandene Christus hat sich im Nichtleib, der nichts von Erdenwesen mehr an sich trug, ihnen kundgethan und seine Osterherrlichkeit offenbart: „ich lebe“. Auf die Frage, wie das geschehen ist, antwortet Weingart kurz und ehrlich: „Wir wissen's nicht und werden's nie ergründen. Jede Menschenseele hat ihr Geheimniß. Doch genug, daß sie (die Jünger, die den Herren gesehen) es wußten, daß sie in dieser Gewißheit nach all' dem trostlosen Charfreitagssammere die weltüberwindende Kraft des Glaubens an den Gekreuzigten und Auferstandenen und Trost und Seligkeit gefunden haben, genug, daß sie die Osteroffenbarung als Banner des Evangeliums weitertrugen:

„Wir sagen's Jedem, daß er lebt und auferstanden ist, Daß er in unsrer Mitte schwebt und ewig bei uns ist.“

Und nun frage ich Euch, meine Freunde, ist das nicht Kern und Stütz des Osterglaubens auch für uns, daß er in unsrer Mitte schwebt und ewig bei uns ist? Wir lassen gern die in Frieden und ihres Glaubens fröhlich leben, die mit Thomas in wohlgemeintem fleischlichen Eifer erst ihre Finger in des Herren Wundenmale legen wollen, ehe sie an seine Auferstehung glauben können, ihr Glaube soll uns heilig sein! Wenn aber andere und doch wohl ebenso ehrliche Christen sich an das Wort halten: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, wenn sie nicht den fleischlich Auferstandenen gleichsam erst zu betasten brauchen und doch des Osterglaubens an den Lebensfürsten sicher sind, wenn sie mit Paulus sich des Herren im Sinne geistiger Erfahrung freuen und seiner Lebenswirkung ihre Seele öffnen, so stehen sie doch wahrlich auch, ja gerade erst recht, auf dem Fels der Heilsgeschichte, den Christus selbst gegründet, da er sprach: Ich lebe! Er sprach's zu seinen Jüngern in der Nacht, da er verrathen ward, da er bereits in schonungsloser Gewißheit Alles kommen sah, wie es nach seines Gottes Rathschluß kommen sollte bis zum letzten Sterbesußer am Kreuz. Er sprach's und er konnte es nur sprechen, weil er sich bewußt war: Die Rechte des Herren bedürfen den Sieg.“

Diese Stelle aus Weingart's Osterpredigt von 1898 setzten wir her, um seinen Ton, seine Art und die Wärme seines Empfindens an einigen kurzen Sätzen darzustellen, zugleich aber auch, um den Hauptanlagepunkt gegen ihn, seine Auffassung von der Auferstehung Christi, mit seinen eigenen Worten zu charakterisiren. Wer diese Osterrede im Zusammenhang lieft, dem drängt sich unabweislich die Ueberzeugung auf, daß wir hier einen wahrhaft frommen, treuprotestantischen Mann vor uns haben, der zwischen Buchstaben und Geist, zwischen Vergänglichem und Bleibendem in der evangelischen Verkündigung und in den Bekenntnissen zu unterscheiden weiß und der in Demuth, aber mit aller Entschiedenheit das Recht für sich und seinen Stand in Anspruch nimmt, seinen religiösen Ueberzeugungen durch ernste ehrliche Wissenschaft Halt und Stütze geben zu dürfen. Er lebt der Ueberzeugung, daß Freiheit und Frömmigkeit, Wissenschaft und Glaube keine unversöhnlichen Gegensätze sind und bleiben können; wenn er daher aus Gründen seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung seiner Gemeinde nicht die sinnlich wahrnehmbare Auferstehung Christi und die Wiederbelebung seines irdischen Leibes glaubt verkünden zu dürfen, so leitet er dies Recht aus dem unanfechtbaren Satz her, daß eine im juristischen Sinne verstandene Verpflichtung auf den Buchstaben unevangelisch und bekennnißwidrig sei und deshalb nicht von ihm gefordert werden dürfe.

Die gewaltigen Kundgebungen gegen das gegen Weingart gefällte Urtheil, von dem auch unsere Leser seiner Zeit Kenntniß genommen haben, entstammten nicht nur der treuen an ihrem Seelsorger hangenden Gemeinde oder der Stadt Osnabrück, sondern den weitesten Kreisen innerhalb und außerhalb der Grenzen des hannoverschen Landes. Sie protestirten laut gegen die Amtsentsetzung des verehrten Mannes, der wegen seiner allgemein anerkannten vortrefflichen Amtsführung und seines makellosen Wandels sich weitgehende Werthschätzung und Liebe erworben hat, und sehen in dem Urtheil eine „Verleugnung des Geistes Christi und einen Abfall von

der Reformation." Eine von tausenden und tausenden Unterschriften bedeckte Eingabe an das preußische Cultusministerium um Aufhebung oder Milderung der Strafe ist insofern ohne Erfolg gewesen, als der Cultusminister Studt eine dahingehende Antwort erteilte, daß er sich nicht veranlaßt sehe, die Aufhebung oder Milderung der Disciplinarstrafe im Gnadenwege herbeizuführen. Und als dann eine von 11000 Unterschriften bedeckte Eingabe der angesehensten Mitglieder beider evangelisch-lutherischen Gemeinden Osnabrücks am 28. December pr. in derselben Angelegenheit an den Pr. Cultusminister abgesandt wurde, immer noch in der Hoffnung eines befriedigenden Ausgangs, da sandte dieser einfach die Eingabe an das hannoversche Landesconsistorium zurück.

Daß die Interpellation im Preussischen Abgeordnetenhaus eine günstige Wendung der traurigen Angelegenheit zeitigen würde, war bei der Zusammensetzung dieser Körperschaft kaum anzunehmen, noch weniger aber, daß der Minister in günstigem Sinne für Weingart eintreten würde. Er hat denn auch richtig die Sache als eine erledigte behandelt — *Roma locuta!* . . . Und gerade aus diesem Grunde müssen immer weitere und weitere Kreise für diese hochwichtige Gewissenssache interessiert, die öffentliche Meinung immer mehr mit den vorliegenden Thatsachen bekannt gemacht und für einen würdigen Ausgang dieses für die ganze protestantische Kirche im höchsten Grade unheilvollen Conflictes gewonnen werden. Treue evangelische Christen, die ihre Kirche herzlich lieben, erkennen in diesem Falle mit Staunen und Trauer, daß hier wieder einmal zum großen Schaden der Kirche der Versuch gemacht wird, das Joch des Buchstabens aufzurichten und ein unduldsames Priestertum unbeschränkt walten zu lassen. Man vergegenwärtige sich doch, daß bei der Behandlung der Angelegenheit in der hannoverschen Landesynode der Referent, Piarrer Chappuzeau, im Namen von über 100 hannoverschen Geistlichen gegen jede Verpflichtung auf den Buchstaben der Bekenntnisse oder gar auf die Theologie ihrer Verfasser protestirte und es beklagte, daß die Geistlichen der protestantischen Kirche so sehr unter der Verschiedenheit der Auslegung zu leiden hätten. Er selbst glaube nicht, daß ein einziger Geistlicher unserer Landeskirche zu finden sei, der sein Ja und Amen zu jedem einzelnen Satze unserer Bekenntnisschriften sagen würde! Man sollte doch glauben, daß gegenüber einem solchen competenten Worte jeder ernste evangelische Christ die Weingart'sche Sache für seine eigene ansehen und mit allen Kräften dem Geiste des Bekenntnisses freie Bahn schaffen müsse, statt den Kampf für den Buchstaben durch Lässigkeit und Apathie zu unterstützen. Das hannoversche Consistorium hat eine so klare Situation geschaffen, daß Niemand fortan mehr im Zweifel sein kann, was die orthodoxe Theologie unter Bekenntnistreue versteht. Es war daher nur in der Ordnung, daß das in Krefeld erscheinende „Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westphalen“ in zwei ausführlichen Artikeln vom 24. December 1899 in scharfer ironischer Weise das hannoversche Consistorium zu seinem Erfolge beglückwünschte. Denn nun seien folgende Principien, die bisher nur als Parteidoctrin galten, durch die beiden vorliegenden Erkenntnisse gegen Weingart sanctionirt worden: „Wer sich auf die Bekenntnisse verpflichtet, bindet sich an die darin formulirten Kirchenlehren. Nicht etwa nur so, daß er sich im Glauben, in der religiösen Herzensstimmung mit den alten Bekenntnern eins wissen müßte, oder nur so, daß er sich durch die Unterschrift unter die reformatorischen Confessionen als treuen, aber auch treu mit den Zeiten fortgeschrittenen, echten Jünger der Reformation bekannte, das Alles genügt nicht. Man muß außer den religiösen Principien der Bekenntnisschriften auch die Formulierungen sich aneignen, die die alte Kirche und das sechzehnte Jahrhundert ausgeprägt haben. Auf die gleiche Prägung kommt es an. Daß man sich bemüht, aus dem gleichen Schacht das gleiche Edelmetall zu heben, das genügt keineswegs, sondern es müssen die alten

Fundamente und der Buchstabe der alten Bekenntnislehren treulichst anerkannt werden, ohne Rücksicht auf den Fortschritt der Zeit und der Wissenschaft, ohne Rücksicht auf die persönlich durch treue Arbeit erworbenen Ueberzeugungen.“ — — —

Es war von jeher eine verhängnißvolle Schwäche der evangelischen Kirche, daß der Kampf um das Wort tiefgehenden Streit und Haber brachte und der heiligen Sache des Glaubens unermesslichen Schaden zufügte indem er den Zusammenhang der Gemeinschaft lockerte und löste und ihre besten Kräfte zerplitterte oder gar verfeindete. Das goldene lateinische Sprichwort, daß im Nothwendigen Einigkeit, im Zweifelhafsten Freiheit walten müsse, (*in necessariis unitas, in dubiis libertas*) hat für die evangelische Kirche ebenfalls nur dem Buchstaben nach existirt. Solche unheilvollen Erscheinungen, wie „der Fall Weingart“ kehren bei uns mit unfehlbarer Sicherheit von Zeit zu Zeit wieder und stets tragen die Kosten des Hasses und der Verfolgung Diejenigen, welche sich freimüthig zu dem bekannten, was sie in innerster Seele als Wahrheit erkannt hatten. Jeder einzelne derartige Vorgang verstärkt die bereits in hohem Maße vorhandene stumpfe Gleichgiltigkeit gegen die höchsten Interessen und wirkt somit ausgesprochen entsittlichend. Dieser unerträglich und unwürdige Zustand darf nicht in Permanenz erklärt werden, wenn uns eine wahrhaftige und lebendige Religiosität noch am Herzen liegt; wir dürfen nicht mit verschrankten Armen zuschauen, wie durch Verfeinerung und Verfolgung edle und überzeugte Anhänger der protestantischen Lehre verfehmt und beseitigt werden, und dadurch die Gleichgiltigkeit gegen religiöses Denken und Urtheilen immer mehr im Volke genährt wird. Hier kann nur eine heilsame Aenderung eintreten, wenn die das Christenthum darstellende Kirche sich ernstlich und ehrlich entschließt, das Nothwendige vom Zufälligen zu sondern und das starre Festhalten am Buchstaben fallen zu lassen. Sie muß sich der schönen Worte des unvergeßlichen Kaisers Friedrich erinnern, die er als Kronprinz im September 1888 bei der Wittenberger Lutherfeier als Vertreter seines hohen Vaters sprach. Eindringlich forderte er die Protestanten auf, „allezeit einzutreten für das evangelische Bekenntniß und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung.“ Und dann sagte er wörtlich: „Wägen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigen Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit.“ Und nun dies tief traurige Schauspiel der Entsetzung eines treuen, wahrheitsliebenden und makellosen Seelsorgers! Und wie armselig die Form dieser Verfolgung! Können solche Vorgänge die Bethätigung und Vertiefung das wahre Christenthum fördern? Kaum wird ein ernster Mann den Muth finden, dies offen zu bejahen. Alle jene unerfreulichen Erscheinungen von Unduldsamkeit und Verfolgung, die wir in den letzten zehn Jahren innerhalb unserer protestantischen Kirche erleben mußten, haben die Zahl Derer gewaltig vergrößert, denen das Leben und Vorbild unseres Heilandes das eigentliche Gottesthum bedeutet, denen aber Haß und Verfolgung um des Buchstabens willen ein Greuel ist. Was man jetzt als Christenthum oder christliche Lehre zu verstehen gewohnt ist, ist kein reines Gottesthum, sondern nichts als von späteren Menschen konstruirte Lehren, — Kirchenthum. Dies Kirchenthum, wie pietätvoll man es auch betrachten mag, gehört gleich dem Judenthum der Geschichte an, stellt aber nicht die ewig fortwirkende Lehre und das geistige Bild des Heilandes dar. Hier tritt die alte unvermeidliche Frage wieder in ihrer tiefen Berechtigung vor uns hin, ob es zulässig und richtig ist, noch immer die Facultäten und ihre Lehre sowohl, als auch vor Allem die Geistlichen an das sogenannte Apostolikum zu binden. Der große tiefgründige Kenner der Kirchengeschichte, Prof. Adolf Harnack in Berlin hat in seiner bekannten Schrift: „Das Apostolische Glaubens-

bekennniß" unwidersprechlich nachgewiesen, daß dieses Symbol mit den Aposteln nichts zu thun hat, daß es ein Erzeugniß späterer Zeit ist und daher auf eine buchstäbliche Verbindlichkeit keinen Anspruch erheben kann. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, durch nichts zu belegen, daß etwa um die Mitte des 2. Jahrhunderts der heilige Geist als Person geglaubt worden ist; diese Vorstellung ist erst später aus der wissenschaftlichen griechischen Theologie entstanden. Man erinnere sich, daß in dem dritten Gliede der apostolischen Taufformel: „Ich glaube an den heiligen Geist“ nicht, wie in den beiden ersten, eine persönliche, sondern eine sachliche Ergänzung stattgefunden hat (durch die drei Stücke: Heilige Kirche, Vergebung der Sünden, des Fleisches Auferstehung“), daß demnach in dem Symbol selbst der heilige Geist als Kraft und Gabe, nicht aber als Person erscheint. Wer also die Lehre von drei Personen der Gottheit in das Symbol einführt, der erklärt es wider seinen ursprünglichen Sinn und deutet es um. Eine solche Wendung ist nun allerdings seit dem Ende des 4. Jahrhunderts von allen Christen verlangt worden, wenn sie sich nicht dem Vorwurf und der Strafe der Häresie aussetzen wollten. Und so geht, um das hier noch kurz zu erwähnen, auch „des Fleisches Auferstehung“, ein Satz, der nicht von Paulus und nicht von Johannes herrührt, über die Linie der ursprünglichen Verkündigung hinaus und war niemals eine allgemeine Lehre. Später bestand die Kirche aber auf der „Auferstehung des Fleisches“ um nicht die Auferstehung überhaupt zu verlieren.

Aus solchen Haarspaltereien entstanden die noch heute am Fall Weingart wieder sichtbar gewordenen Kezgergerichte und Verfolgungen. — Der württembergische Pfarrer Schrempf in Lengen-dorf wurde im Juni 1892 abgesetzt, weil sein Gewissen ihm den liturgischen Gebrauch des Apostolitums verbot; der hochangesehene badische Stadtpfarrer Längin in Karlsruhe wurde angefeindet und verfolgt, weil er die metaphysische Speculation der Trinität, wonach drei wahrhaftige Götter nur einer sind, für unverbindlich und für bloße kirchliche Formel erklärt, — obwohl er ausdrücklich hinzugefügt hat: „Von dieser kirchlichen Formel ist selbstverständlich die schöne volkstümliche, symbolische Art zu unterscheiden, in welcher Christus in den Evangelien diesen Glauben ausspricht, als den Glauben an den Vater, der den Sohn sandte und darum als Glaube an den Sohn, der die Erlösung vollbrachte, und an den heiligen Geist, der im Sohne wirkte und lebte und ihn nach seinem Hingang in der Menschheit vertritt (Matth. 28, 18—20)“. Daß auch Adolf Harnack wegen seiner Auffassung des „Apostolitums“ angegriffen und versetzt wurde, war ja leider nur folgerichtig, aber es war doch ein gar zu trauriges Schauspiel, wie unter der Hegide Stöcker's und des Herrn v. Hammerstein (traurigsten Angedenkens) „biedere“ Landpastoren zu Gericht saßen über einen unserer gelehrtesten Kirchenhistoriker und ihren Bannstrahl schleuderten gegen die mühevollen, schwer ansehbaren Resultate ernster wissenschaftlicher Forschung, ohne auch nur den leisesten Versuch einer wissenschaftlichen Widerlegung zu machen. Ein solcher Versuch hätte freilich auch anderer Köpfe bedurft! Denn diese Herren sahen gar nicht, worauf es Harnack außer der Erforschung der Wahrheit ankam: er vermißte im apostolischen Erkenntniß das heilige Bild des Heilandes, den ergreifenden Hinweis auf sein Wirken und seinen Wandel. Im Schlußwort seiner Schrift hat er das mit wohlthuender Klarheit und Wärme ausgesprochen, indem er sagt: „Was dem apostolischen Bekenntniß den höchsten und bleibenden Werth verleiht, das ist, neben dem Bekenntniß zu Gott als dem allmächtigen Vater, das Bekenntniß zu Jesus Christus, dem eingebornen Sohn Gottes, unserm Herren, und das Zeugniß, daß durch ihn die heilige Christenheit, Vergebung der Sünden und ewiges Heil gemorden sind. Allein man vermißt den Hinweis auf seine Predigt, auf die Züge des Heilandes der Armen und Kranken, der Zöllner und Sünder, auf die Persönlichkeit, wie sie in den Evan-

gelien leuchtet. Das Symbol enthält eigentlich nur Ueberschriften. In diesem Sinne ist es unvollkommen; denn kein Bekenntniß ist vollkommen, das nicht den Heiland vor die Augen malt und dem Herzen einprägt.“ Man sieht, wie für ihn die lebensvolle Persönlichkeit Christi der Mittelpunkt der Kirche sein und bleiben soll und wie er sich nur für verpflichtet hält, auf die Unvollkommenheit der alten Bekenntnisse hinzuweisen und darauf zu dringen, daß sie nicht für das Wesentliche, nicht für das Fundament des Christenthums erklärt werden. Seine Ueberzeugung deckt sich im Wesentlichen mit dem Vorwurf, den Prof. H. Ziegler in seiner vortrefflichen Schrift: „Das Wesen der Religion“ in die Worte kleidet, daß „von dem Besten und Schönsten, was uns das Christenthum gebracht hat, in dem Symbol überhaupt keine Rede sei, daß der wahre Protestant in demselben Wesen und Kern seines religiösen Glaubens unmöglich wiederfinden könne.“

An die Verfolgungen und Verheerungen der genannten Männer schließt sich nun auch die Amtsentsetzung des Dänabrücker Pfarrers an, den wir oben in knappen Zügen als Theolog und Seelsorger seiner Gemeinde charakterisirt haben. Welchen Ausgang der überaus traurige Fall haben wird, läßt sich bei der herrschenden Strömung nicht ermeßen; man wird sogar gut thun, seine Hoffnungen nach der Haltung des preussischen Cultusministers und trotz der Reden Virchow's u. A. ganz herabzustimmen; es wäre aber durchaus verkehrt, sich deshalb jetzt von der Angelegenheit als einer „verlorenen“ abzuwenden und ihrer Entwicklung oder „Erledigung“ mit Resignation zuzuschauen. Im Gegentheil, jetzt heißt es sich den tiefen Ernst derselben, ihre Tragweite und ihre Consequenzen klar vor's Auge zu führen und nicht nur alle urtheilsfähigen und denkenden Leser, sondern auch vor Allem die oberen Kirchenbehörden mit allem Ernst auf dieselbe hinzuweisen. Bliebe die Angelegenheit „erledigt“ im Sinne des Ministers, dann würde uns an einem laut redenden Beispiele wiederum die überaus betäubende Thatsache erhärtet, daß bei uns das ewige und herrliche Wort: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig,“ zur inhaltslosen Phrase geworden ist.

Eine Reform der Volksschule.

Von Mag May (Heidelberg).

An den Mittelschulen und höheren Schulen und ihren mehr humanistischen oder mehr realistischen Leistungen, an ihrer Vereinfachung und Zusammenlegung sowie an den Anforderungen, welche sie an ihre Schüler zu stellen haben, wird fort und fort beobachtet, versucht, reformirt, aber der weitaus wichtigere Theil des gesammten Schulwesens, das Volksschulwesen wird etwas stiefmütterlich behandelt. Die Einen wünschen zwar stetig Erweiterung der Schulleistungen, die Anderen aber behaupten, die Volksschule leiste thatsächlich mehr als genug, ja ihre größeren Leistungen schaffen nur mehr Unzufriedene. Daß unsere Volksschulen weitaus mehr leisten als früher, muß unbedingt zugegeben werden, und die Abnahme der Analphabeten bei den in die Armee Eingestellten oder selbst bei den Insassen der Strafanstalten, die doch die Heise des Volkes bilden, zeigt deutlich, daß wir fortgeschritten sind. Ob aber die vermehrten Leistungen der Volksschule den erhöhten Ansprüchen des Maschinenzeitalters entsprechen, darf in vielen Fällen bezweifelt werden, mag man die Halbtagschüler ländlicher Bezirke des Nordens und Ostens oder die Schüler der bayerischen Schulen mit kürzerer Schulzeit im Auge haben. Wenn gegenüber von Klagen über unzureichende Leistungen der Volksschule, andererseits auch beim Volksschüler und noch mehr beim Volksschullehrer von Ueberbürdung gesprochen wird, wie beim Gymnasialisten, dann liegen wohl Organisationsfehler vor und müssen zu erkennen ge-

jucht und beseitigt werden. Das Ideal der Volksschullehrer und der Mehrheit der Freunde der Volksschule dürfte wohl nach allen Neußerungen in Vereinsversammlungen die allgemeine Volksschule sein, aber leider ist namentlich in den Städten sowohl durch die Schulerhalter, die Gemeindeverwaltungen und den Staat, das System der allgemeinen Volksschule vielfach durchbrochen, als auch durch das System der Privatschulen durchlöchert. Die Vorschulen für Gymnasien und Realschulen, die höheren Mädchenschulen heben die allgemeine Volksschule für die sogenannten höheren Stände, die wohlhabenderen Classen gänzlich auf. Die Volksschule ist für den Bürger und Arbeiter, und für Letztern bestehen ja in vielen Städten sogar noch Volksschulen zweiter Classe, mag man sie auch nirgends mehr Armenschulen, sondern Freischulen oder auch Volksschulen gegenüber von Bürgerschulen nennen.

In Baden besteht im Wesentlichen die allgemeine Volksschule und eine „Vorschule“ besteht nur in Karlsruhe, aber es sind sowohl durch Knaben- wie Mädchen-Bürgerschulen in einigen größeren Städten oder durch Töchterschulen und Privatschulen Gelegenheiten zu Standesabsonderungen für die Elementarschüler geboten. Auch das System der einfachen und erweiterten Volksschule, d. h. die Einrichtung von Volksschulen mit begrenztem oder weitgehendem Lehrplan kann zur Standesabsonderung dienen, wenn beide Schulen wie z. B. in Karlsruhe bestehen und die eine Schulgeld erhebt, die andere nicht. Das Vermögen und der Stand der Eltern wird aber niemals die Begabung verleihen, die zur Bewältigung eines größeren oder schwierigeren Lehrstoffes nothwendig ist, und so kommt es dann wohl vor, daß Kinder armer Eltern den Lehrstoff der einfachen Volksschule spielend bewältigen, die Kinder Wohlhabender aber den größeren Anforderungen der erweiterten Volksschule nie gerecht werden. Es ist aber nicht nur dieser Mißstand bei dem Bestehen der einfachen und erweiterten, der schulgeldfreien und schulgeldderhebenden Schule, der dringend nach Reformen ruft, sondern es besteht namentlich da, wo man mit der Volksschule durchaus viel leisten wollte und nur den erweiterten Lehrplan einführte, ein weiteres Uebel darin, daß die schwachbegabten, faulen oder schlecht beaufsichtigten Kinder das Classenziel mehrfach in einem Jahre nicht erreichen und so bei Erlangung des Alters, in welchem sie der Schulpflicht entlassen werden sollten, statt in der obersten Classe erst in der zweiten und dritten, zuweilen auch erst in der vierten Classe sitzen. Auf diese Weise bleibt die Ausbildung nicht nur weit hinter dem zurück, was man durch die Schule erzielen wollte, sondern auch hinter dem was man in Schulen mit einfacherem Lehrplan, der auch den weniger begabten Kindern und den schlecht beaufsichtigten und schlecht erzogenen ermöglicht, ein gewisses abgeschlossenes Schulwissen durch die Erklümmung der obersten Classe zu erlangen. In Mannheim hat man durch Jahrzehnte einen sehr weitgehenden Lehrplan für die erweiterte Volksschule, neben welcher keine einfache besteht, wohl aber eine Mittelschule, die man Bürgerschule nennt, die fremdsprachlichen Unterricht obligatorisch hat und auch ein namhaftes Schulgeld erhebt, während die erweiterte Volksschule kein Schulgeld mehr kennt.

Ist nun auch die erwähnte Bürgerschule mit Schulgeld etwas Standeschule und leidet an den Mängeln solcher ebenso wie Realschulen und Gymnasien auch, die bekanntlich in den Unterclassen ein schlechtes Schülmateriale fortzuschleppen, bis es zur Confirmation und Schulentlassung alterstüchtig ist, so ist aber doch immerhin noch vielen Bürgern, die auch Schulgeld zahlen könnten, die erweiterte Volksschule für ihre Kinder ganz recht. Es kommt aber in dieser erweiterten Volksschule, wie in allen derartigen Schulen des badischen Landes und namentlich auch solchen, die nicht, wie Mannheim und Heidelberg, so überaus weitgehende Lehrpläne haben, vor, daß nur eine sehr beschränkte Zahl der Schüler das Ziel der Anstalt erreicht und nach 8 Jahren die gesammten Classen absolvirt.

Nur ein Drittel der Schüler kann das Ziel der Schule erreichen. Die Gymnasien und Realschulen entledigen sich ihres Ballastes, wenn die Schüler 14—15 Jahre alt geworden sind, man nimmt ihnen denselben vielmehr; die Volksschule muß aber auch die Unbegabten und Faulen ihre volle Schulpflicht absolviren lassen.

Deßhalb hat nun der Stadtschulrath Dr. Sickingen in Mannheim einen neuen Plan entworfen, der höchst beachtenswerth erscheint. Er will neben den Classen mit erweitertem Lehrplan solche mit einfachem parallel laufen lassen und in diese solche Kinder versetzen, welche aus Mangel an Begabung oder in Folge der häuslichen Mängel zurückbleiben. Die begabten und häuslich gut beaufsichtigten Schüler erreichen dann alle und in vorgesehener Zeit, ohne durch schlechte Schüler aufgehalten zu werden, das Ziel der erweiterten Volksschule mit sehr weitgehendem Lehrplan, die weniger gut veranlagten oder durch häusliche Verhältnisse am Fleiß und in der Aufmerksamkeit zurückgehaltenen Kinder erwerben sich aber doch durch Absolvierung der einfachen Schule das Maasß von Kenntnissen, was man in Landschulen und auch in manchen Stadtschulen überhaupt gesteckt hat, mit einem festen zielgemäßen Abschluß. Es ist an dieser Stelle nicht angebracht auszuführen, wie durch Classenlehrer, Oberlehrer und Rectorat festgestellt wird, wer in die Parallelclassen muß, und in den untersten Stufen bleiben die Kinder ohnehin noch alle beisammen. Erst wenn die mangelnde Begabung oder die Nachtheile der Häuslichkeit feststehen, findet der Uebergang in die Schule mit niedrigeren Ansprüchen statt und es kann ein Wiederaufsteigen in die Classen mit höheren Ansprüchen stattfinden, wenn sich die Begabung später zeigt oder die häuslichen Verhältnisse, der Fleiß und die Aufmerksamkeit sich gebessert haben. Das wesentlichste Moment bei der Reform ist das Festhalten an der allgemeinen unentgeltlichen Volksschule für arme und reiche Kinder, die Beurtheilung der Begabung und möglichen Leistungen etwa nach dem zweiten (oder dritten) Schuljahr und die Auscheidung der Leistungsfähigen von den Minderleistungsfähigen, um erstere zum höchsten Ziel der Volksschule zu führen, während man den übrigen ein mäßiges Ziel setzt, aber ihnen doch einen rechten Abschluß ihrer Bildung gewährt. Wo man die Schulen mit höheren Leistungen mit höherer Schulgeldverpflichtung ausstattet, ist nicht die Begabung und Leistung, sondern der Geldbeutel maßgebend, und es halten die wenigbegabten oder faulen Kinder Wohlhabender die Leistung der Schule ebenso auf, wie etwa die sich selbst überlassenen halb verwahrlosten Arbeiterkinder.

Eine Beseitigung dieser Mißstände ist pädagogisch wie social von großer Bedeutung, und es wird darin nun Mannheim vorangehen. Wie es ja auch bisher schon Hilfsclassen für unbegabte oder mit geistigen oder körperlichen Defecten behaftete Kinder einrichtete, so wird es nun durch die Parallelclassen mit einfachem Lehrplan die große Zahl der Durchschnitts- und Unterdurchschnittsschüler mit entsprechender Schulbildung versehen, ohne das Drittel der Begabten und Fleißigen, gleichviel welchen Standes, in ihrer besseren Ausbildung aufzuhalten oder zu hindern. Was hier in Mannheim nun gewissermaßen als in Deutschland neu eingerichtet wird, hat aber bereits seine Vorbilder in den größeren Städten der Schweiz, ja in sehr vielen größeren Gemeinden der Schweiz überhaupt, und Dr. Sickingen hat zum Zweck seiner Reformen die Schulen in Basel und Zürich eingehend besichtigt, ihr System und ihre Einrichtung studirt und zur Grundlage seiner Pläne genommen. Es genügt nicht, diese Neuerung, die sich in der Schweiz so vorzüglich bewährte, nur in Fachblättern zu besprechen, denn es hat auch nicht nur der Stadtschulrath und Stadtverordnete oder Schuldeputirte ein Interesse daran, sondern das gesammte Volk, und deßhalb haben wir sie auch an dieser Stelle kurz behandelt.

Nellie Melba und der Coloraturgesang.

Von Hedwig von Friedlaender-Ubel.

So oft an irgend einem Punkte der musikalischen Erde eine ungewöhnliche Stimme oder verblüffende Gesangkunst entdeckt wird, erklingt alsbald zu den hellen Siegesfanfaren als dunkler Unterton der Name Adeline Patti, denn noch immer ist die Patti das Maß, an dem alle moderne weibliche Gesangkunst gemessen wird. Was ihr aber diese unvergleichliche Stellung giebt und sie uns so werthvoll macht ist nicht, wie so viele meinen, das Niedagewesene, sondern vielmehr das Niewiederkehrende ihrer Kunst. Als letztes Glied der schimmernden italienischen Sängerkette, die in die Vergangenheit hineinführt zu den Urquellen der Gesangkunst, erscheint uns die Patti gleichsam als die Inkarnation von bel canto und Coloraturgesang. Hier hat die Natur zum letzten Male das wunderthätige Gefäß gebildet, in dem alle köstlichen Gaben vereinigt sind, welche die große Sängerin schaffen. Zu einer stets rein gestimmten Kehle, die jede Schwierigkeit spielend überwand, gesellte sie den sichersten Instinct für Sinn und Kern alles Musikalischen und den fröhlichsten Frohsinn, die launigste Laune ließ sie wiederum Hand in Hand gehen mit einer reizenden, an der Oberfläche der Dinge hingaukelnden Gedankenlosigkeit. Darum sind auch die Tage, an welchen die Patti's geboren werden, immer verkappte Sonntage. Und ihr Leben selbst ist ein schier immerwährender Feiertag, bloß begrenzt von Geburt und Tod. So wandeln sie dahin unter immer blauen Himmeln, in ewigen Sonnenscheinen und selbst ihr Alter ist nur eine zweite oder dritte Jugend, in welcher mitunter sogar noch ein zweiter oder dritter Bund für's Leben geschlossen wird.

Und wie die Patti die letzte Künstlerin vom Stamme Rossini's ist, so hat auch der äußere Rahmen ihres Daseins, mit seinem Singvogelthum und der ganzen Nachtigallenherrlichkeit einen verjährrten Zuschnitt. Da sind noch Göttinnenallüren von Anno Schnee und vielfarbige Launen, die wohl die Wonne einer pferdeausspannenden Zeit gewesen, denen aber jetzt nur noch ein gehorsamer Gatte heiligt. Und da ist auch eine großartige Unwissenheit in sämtlichen Dingen, die außerhalb der engsten Glanzrollensphäre liegen, jene spezifische Sängerinnenbildung, die schon der alte Rochlitz an der berühmten Mara rügt und die ein typischer Zug verfloßener Nachtigallen gewesen zu sein scheint. Um so lernbegieriger erweisen sich dagegen die Singvögel von heute. Sie sind wissend geworden; ehrgeizig und unzufrieden. Aengstlich flattern sie umher zwischen Schlagworten und Strömungen, die der kleinen unwissenden Patti niemals Kopfzerbrechen machten. Sie fühlen es, ihr Reich geht zu Ende und gerne würden sie den Coloraturgesang an den Nagel hängen, wäre dieser nicht unumgänglich nöthig, um den Titel „Star“ zu erwerben, welcher wiederum der Paß ist für die amerikanischen und australischen Goldländer. Die reichen Leute „drüben“ finden nämlich noch immer Gefallen an der Musik, die Europa nach und nach auswirft. Schwere Ladungen verblähter Coloraturopern werden nach dem Westen verschifft, wo man sie sogar für modern hält, neu inscenirt und mit den kostspieligsten Kehlen besetzt. Dunkel Sam findet noch sein aufrichtiges Gefallen an „Lucia von Lamermoor“, „Cenerentola“, „Linda von Chamounix“, „Tancred“, den „Italienern in Algier“, der „Nachtwandlerin“ u. und reiche Minenbesitzer halten sogar die „Puritaner“ für den „latest cry“ des berühmten Maestro Bellini und wünschen lebhaft denselben zum Director ihres zu gründenden Metropolitan-Opernhauses zu ernennen.

Es ist also, im Hinblick auf den noch immer nicht gezähmten Westen, dringend nöthig, daß bel canto und Coloraturgesang gelehrt und gelernt werden. Ersteres besorgt unermüdblich eine berühmte Unverwüftliche: Madame Marchesi in Paris, während der nicht minder berühmte Lamperti, sowie

Duprez, Strakosch u. nur mehr in den Leistungen zahlreicher „Stars“ leben, denn diese Meister und die eine Meisterin haben fast alle zeitgenössischen Trillerköniginnen und Staccatofürstinnen ausgebildet: einen ganzen Heerbann von Nachtigallen: Sigrid Arnoldson, die schwedische, Marcella Sembrich, die polnische, Marie Albani, die canadische, Emma Calvé, die spanische, Nellie Melba, die australische Nachtigall u. u. Sie Alle durchmessen in immer hastigerem Tempo beide Hemisphären, stets ängstlich bemüht, einander an fabelhaften Honoraren und unerhörten Reclamen zu überbieten. Dazu haben sie sich eine eigene Verblüffungskunst erfunden, eine förmliche Recordtechnik. Hat z. B. Star Nr. 1 minutenlang auf dem hohen c getrillert, so thut Star 2 dasselbe womöglich auf dem hohen cis und Star 3 und 4 pflanzen triumphirend ihr Fähnlein auf dem hohen d und dis auf. Uebrigens soll bei diesen überseeischen Expeditionen nicht allein die tabelloste Athemtechnik und der längste Triller zu jenem Gelde verhelfen, das den Meisten zugleich den Ruhm bedeutet, sondern es wird auch viel Werth auf einen gewissen moralischen haut goût gelegt, der den „Star“ romantisch umwittert. Was sollten auch die Vorholders in New-York und anderen großen Städten des Nordens und Südens dazu sagen, wenn sie ihre Sensationsucht an virtuososen Gesangsleistungen allein zu befriedigen hätten? Nur eine Jenny Lind konnte es wagen, mit einem spießbürgerlich guten Ruf, wie der ihre gewesen, Amerika zu durchziehen und die gelbsten und schwärzesten Leute zu zahlenden Enthusiasten zu machen. Heutzutage, Madame, sind einige pikante Abenteuer dringend nöthig, um Ihr künstlerisches Renommé zu befestigen. Vor Ihrer Ankunft schon müssen Gerüchte über Sie im Umlauf sein, die zwar keine Lady laut ausspricht, die man einander aber hinter Fächern zuflüstert. Und man muß etwas sehr Fashionables munkeln können, das aus sehr hohen Regionen stammt und worum Sie die Gattinnen von Millionenhäusern heimlich beneiden. Und dann sehen Sie zu, wie die gelesensten Journale am Tage nach Ihrer Ankunft spaltenlange Aeußerungen abdrucken, die Sie vielleicht niemals gethan, und nebstbei Ihren hohen künstlerischen Idealismus rühmen, der Sie veranlaßt jeglichen Gewinn gering zu achten und nur bei doppelten, statt bei dreifachen Preisen aufzutreten. Und lassen Sie sich berichten, Madame, wie heiß die Billettschlachten zu Ihren Gastvorstellungen geschlagen wurden und wie zwischen besten Freundschaften bittere Feindschaften entbrannten, wenn z. B. A. eine Loge zu 100 Dollars ergatterte, während B. nur zwei Parkettplätze um den Spottpreis zu à 12 Dollars erstand. Aus Letzterem ersehen Sie zugleich, daß Sie die Preise drücken, was in Starkreisen nur Mißstimmung erregen kann. Auch geben Sie den Mammonleuten zu wenig Gelegenheit, Geld zum Fenster hinauszuzwerfen oder durch die Finger fallen zu lassen und rauben apoplektischen Geldsäcken die Möglichkeit, durch ausgiebige Schröpfung einige Erleichterung zu finden.

Faßt man alle Einzelercheinungen des modernen Virtuosenenthums zu einem Gesamtbilde zusammen, so tritt einem als dessen hervorstechendster Zug eine tiefgehende Verrohung entgegen. Sener Culturmenschen Schiller's, der „mit seinem Palmenzweig an des Jahrhunderts Reige in edler stolzer Männlichkeit“ dasteht, ist im Grunde nur ein übertünchter Barbar und es hängt bloß von der Zeittonart ab, ob die angeborene Barbarei oder seine anerzogene Cultur triumphiren darf. Unsere Zeit, deren Dichtung ja auch den Urtrieben und blinden Instincten der Menschenseele nachgeht, begünstigt natürlich in allen Künsten rohe Kraftäußerung im Bunde mit einer zur höchsten Spitze getriebenen manuellen Geschicklichkeit. Es ist eine Art Faustrecht, von der Materie am Geiste geübt. Optimisten wollen diesen seltsamen Zeichen einer sich ästhetisch gebenden Zeit eine harmlose Färbung geben und fühlen sich namentlich durch die einseitige Verherrlichung des Virtuosenenthums an vormärzliche Sitten erinnert. Allein

unserer Zeit fehlt vor Allem die naive Freude an solchen Dingen. Sie mischt in Alles ihren blutigen Ernst und ihre hochmüthige ästhetische Präntension. Nirgends aber ist das Akrobatenthum stärker ausgeprägt, sucht es sich so sehr den Schein künstlerischer Gediegenheit anzutauschen, als im künstlerischen Bezirk. So flüchtet Jan Kubelik, der Akrobat der Geige, beharrlich, wenn auch mit wenig Glück, zur weichen Cantilene Mendelssohn's; Moriz Rosenthal, der Clown des Claviers, führt heftige Fehde gegen jeden Kritiker, der ihn bloß einen außerordentlichen Techniker nennt, während er heimlich nach dem Hofstiel des besten Chopin-Spielers strebt; und Nellie Melba, die Soubrette der Kehle, öffnet nachrichtenhungrigen Interviewern ihr übervolles künstlerisches Herz und preist — Richard Wagner als ihren Erlöser. „Ich verehere Wagner,“ rief sie jüngst in Wien aus, „weil er den Sängern neue große Aufgaben stellt.“ Doch wohl nicht den Coloraturfängerinnen! Aber so spaßhaft und theatralisch sich dieses Bekenntniß im Munde einer gefeierten Coloraturfängerin ausnehmen mag, die Melba hat es mit Ueberzeugung gethan, damit unbewußt den todten Punkt der Kunst aufdeckend, die sie so erfolgreich übt. Neue große Aufgaben: sie sind es allerdings, die den Bühnensängerinnen italienischer Schule fehlen. Diese stehen bis zum Halbe in einem See, dem von keiner Seite neuer Zufluß kommt und dessen Wasser daher immer trüber und schlammiger wird, bis er eines Tages nur noch ein Sumpf ist. In diesem Lichte erscheint auch dem modern und vor Allem dramatisch gewöhnten Publicum der welsche Opernkram mit seinem colorirten Wahnsinn, trillergeschmückten Hypnotismus der im Staccato galoppirenden Schwindsucht und all' den zierlichen Ungeheuerlichkeiten, die einst der Ueberschwang einer formenfreudigen Zeit gewesen, die uns jetzt aber nur noch komisch vorkommen, weil wir ihren Sinn nicht mehr zu deuten wissen. Und wie uns, so fehlt auch den Sängern selbst die Erkenntniß dessen, was sie singen. Sie schlagen Töne an, die in ihrer Zusammensetzung ein musikalisches Bild geben, aber der Geist, der aus diesen Klangfiguren ein Lebendiges formt, ist ihnen auf immerdar verschlossen. Oft, wenn wir eine Arie aus berühmtem Munde hören, suchen wir, unbefriedigt, uns vorzustellen, wie dieses Stück wohl früher gesungen worden sei, als diese ganze Kunst noch etwas Lebendiges war und durch die Meisterwerke täglich auftauchender junger Genies immer lebendiger wurde. Uralte Tradition und blühendes Leben vereinigten sich hier in selten glücklicher Mischung. Auf dem westerfesten Unterbau der alten italienischen Oper erhob sich als strahlender Bau die neue, und Rossini war ihr Gott. Und auch der Gott der Sänger, denen jede Roulade einen neuen Erfolg und jede Cantilene einen frischen Triumph bedeutete. Hier gab es in der That neue große Aufgaben, für die sich denn auch glänzendste Talente und wundervollste Stimmen einsetzten. Die alte Wahrheit, daß jeder Genius sich seine brauchbaren Werkzeuge erschafft oder zum Mindesten entdeckt und sich nutzbar macht, fand hier ihre neue Bestätigung. Nie hat die Welt auf einmal eine solche Menge herrlicher Stimmen und großer Künstler gesehen, als zur Zeit Rossini's. Er war die Sonne, die, was in einer jungen Menschenteile an Wohlklang schlief, an's Licht und zur Blüthe brachte. Aber auch als Rossini den Schauplatz verlassen, bewährte sein Stil durch Jahrzehnte die alte Zauberkräft. Bis dann Verdi kam mit seiner heißeren Sinnlichkeit und all' den süßen Giften seiner Harmonie und Instrumentation. Lächelnd sah Rossini von seiner Götterhöhe zu, wie sie ihn verriethen und seine thaufrischen Rosinen sich flugs in hütelnde Violettten verwandelten. Allein bei Verdi war wirklich manches Neue zu lernen, während einem das gute Alte noch in allen Gliedern lag. Es wehte vor Allem eine schärfere dramatische Luft in seinem Italien; es wurde gewissermaßen declamirt, nachdrücklicher accentuirt. Und dann

gab es für Coloraturfängerinnen wieder allerlei zu creiren. Aber plötzlich führte Verdi mit eigener Hand den Schlag gegen seine künstlerische Vergangenheit, indem er „Aida“ schrieb. Das war der größte dramatische Wurf, den je ein Italiener gewagt und zugleich bedeutete er die Vernichtung des bisher gepflogenen colorirten Stils. Seit Aida umwölkt sich der Horizont immer dichter für die Sängern des alten Kunstgesanges. Was sollen sie in Zukunft singen, wenn ihnen kein Ruser im Streite ersteht? Sie zittern inmitten ihrer flüchtigen Siege, denn vor der Thüre lauert der Niedergang und von Jahr zu Jahr verlieren sie an Gebiet, das in diesem Falle Repertoire heißt. Noch erträgt das Publicum zur Noth diese colorirten Schmerzen und tödtlichen Vocalisen und namentlich die geistigen Parvenüs der anderen Halbkugel besitzen für ein paar Jahre unverbrauchte Empfänglichkeit. Was aber, wenn auch diese, in Allem Europa stets auf den Fersen, plötzlich gewahrt werden, wie weit sie hier in Rückstand sind. Dann vae victoribus! Wehe den Siegerinnen vom hohen e, die noch in der Vollkraft ihrer Stimmbänder nicht nur hüben, sondern auch drüben kein Publicum mehr haben. Sehr begreiflich daher der Drang einer Allerberühmtesten dieser Kunst, sich Wagner in die Arme zu werfen, in aller Eile die Nachtigallenhülle von sich zu werfen und ehrlich dramatisch zu werden. Daß Madame Melba bei diesem Stand der Dinge überhaupt noch ihr altes Repertoire im Concertsaal und auf der Bühne ableiert, hat einen sehr praktischen Grund. Sie will in letzter Stunde, bevor der neue Kurs eingeschlagen wird, Triller, Läufe, Staccati, kurz Alles, was sie sich in mühseligem Studium mit faurem Fleiß angeeignet, in Geld umsetzen. Sie macht dabei gar kein Pehl aus ihrer großen Gleichgiltigkeit für die bisher geübte Kunst. Sie weiß sehr gut, daß diese beinahe ein Reiz für sich ist und der nach intimen Sensationen lechzende moderne Nervenmensch ihre müde Blasirtheit, als erfrischenden Gegensatz zu dem beinahe religiösen, künstlerischen Ernst der Sembrich und der stets entzückten Freude der Patti an sich selbst empfindet. Denn blasirt ist die Melba in hohem Grad. Das ist eigentlich der modernste Zug an ihr. Oft langweilt sie sich ganze Abende inmitten frischer Lorbeeren und alter stereotyper Programme. Und auch ihre eigene kühle Unverwundlichkeit ennuyirt sie höchlich und ihr ganzes feststehendes Wesen, dem sich seit Jahren kein neuer Zug anfügt. Aber das soll ja jetzt anders werden. Der Staatsstreich ist schon vorbereitet, sogar die Costüme sind fertig und der Beifall und die Reclame für die neue Elsa, Senta, Elisabeth und die drei Brunhilden. Wir wollen es daher unterlassen, dem Bild der weltbekannten Coloraturfängerin Melba in seinen Einzelheiten nachzugehen und alle Wunder ihrer Technik zum so und so vielen Male heranzuzählen. Zahlreiche kritische Federn haben dies ja satifam gethan. Musikalische Geometer haben das berühmte Organ in seiner ganzen Höhe und Tiefe begangen und nach etwaigen Unebenheiten geforscht; literarische Kleinrämer haben die Ausgeglichenheit der Register geprüft, die Behendigkeit der Scalentechnik benehst der Ausdauer des Trillers mit der Uhr in der Hand festgestellt, die unfehlbare Sicherheit des Ansages eidlich erhärtet, das Staccato noch um ein Härchen kürzer gefunden, als das der Sembrich, dahingegen dem Legato und Portamento den warmen Seelenton und die quellende Empfindung rundweg abgesprochen und es eine interessante Abwechslung genannt, wenn statt der gewohnten Wahnsinnsarie aus „Lucia“, die große Arie aus „Traviata“ die erste Concertnummer bildete. Unseres Amtes ist hingegen zu erforschen, ob unter diesem starren, weil in todter Convention erstarrten Virtuositenthum, nicht wirklich etwas schläft, das bloß des Erweckers bedarf, und ob dieser Erwecker nicht thatsächlich die dramatische Oper ist. Vorläufig allerdings schwärmt Madame Melba ausschließlich für ihren größten Feind Wagner, den Zerförer des Kunstgesanges.

Dramatische Partien taugen ihr nur insoweit, als sie von Wagner sind. Es ist trotzdem kaum anzunehmen, daß ihr der große Sprung wirklich in dem Maße gelyngt, wie ehemals Lilli Lehmann, die bei der Coloraturfängerin beginnend alle Grade bis zur hochdramatischen Künstlerin durchließ. Es würde ein Erlebnis für sich bilden, die Melba einmal als Fidelio auf der Bühne zu sehen. Aber selbst ohne Fidelio bleibt ihr bewußtes Fortstreben von einer veralteten zu neuen und neuesten Richtungen merkwürdig. In frommer Selbstsuggestion nennt sie dieses Streben innere Stimme; in Wahrheit ist es ein starker äußerlicher Drang, der sie der Sphäre ihrer ehemaligen Triumphe entführt: der Durst jeder echten Theateratur nach neuen Rollen. Wo gäbe es das Bühnenblut, das nicht frühestens vom „Creiren“ träumte? Erschaffen, zum mindesten Nachschaffen, Intentionen behorchen, Rohstoff formen, das ist vor Allem Primadonnenseligkeit. Und wie tief mag der Reiz eines solchen Temperaments sein, wenn es langsam verschmachtet, der Glücklichen gedenkt, denen berühmte Componisten jede neue Paraderolle auf den Leib drapirten, wie eine sensationelle Toilette. Unter den activen Sängern giebt es kaum eine, die eine Rolle aus so berühmter erster Hand erhalten, wie z. B. Pauline Lucca, die Selica Meyerbeer's. Man beneidet aber auch mit Recht Marie Renard, die erste Darstellerin von Massenet's Lotte, während man selbst verdorrt, ohne jemals seinen Massenet gefunden zu haben. Auf allen Wegen Vorbilder und Vorgänger zu begegnen, niemals Beispiel, immer nur Nachahmer von Nachahmer zu sein, auf schönen Kirchhöfen zu lustwandeln, zwischen berühmten Gräbern die ehedem lebendige Opern gewesen, fürwahr ein trauriges Loos! Allein der große Schritt, den Frau Melba eben von der Coloraturoper zum Musikdrama machen will, bedeutet nur scheinbar eine Aenderung. Im Grunde verläßt sie die eine Ruine, um in einer zweiten ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Sie wird in ihrem stürmischen Drang nach neuen Aufgaben den Untergang der in vollster Zerklebung begriffenen Oper nicht aufzuhalten. Wie die Sachen jetzt stehen, wird dem Kunstgefang in keinem modernen Bühnenwerk eine Stätte bereitet. So lange die dramatischen Componisten Deutschlands, Italiens und Frankreichs die Wagner'sche Lehre verkünden, ist von einer dem Gesang günstigen Wendung vollständig abzusehen. Man wird überhaupt nicht mehr zu singen brauchen, sondern nur noch zu sagen. Bis endlich der Messias kommt und die Musik mit neuen Weisen in ihre uralten Rechte einsetzt. Dann wird aber Madame Melba, besonders wenn sie Wagner singt, für die „neuen Aufgaben“ keinen gesunden Ton mehr in der Kehle haben.

Feuilleton.

Kachdruck verboten.

Die Bekehrung.

Von Guy de Maupassant.

Roger de Tourneville saß im Kreise seiner Freunde rittlings auf einem Stuhl, that von Zeit zu Zeit einen kräftigen Zug aus seiner Cigarre, blies die Rauchwölkchen vor sich hin und erzählte:

... Wir saßen gerade bei Tisch, als man uns einen Brief brachte. Mein Papa öffnete ihn. Ihr Alle kennt doch Papa? Er hält sich für den Stellvertreter des legitimen Königs in Frankreich. Ich nenne ihn nur Don Luigote, weil er zwölf Jahre lang gegen die Windmühlensflügel der Republik kämpft, ohne eigentlich so recht zu wissen, ob er sich im Namen der Bourbonen oder der Orleans schlägt. Auf alle Fälle hält sich Papa für den ersten Edelmann Frankreichs, den bekanntesten und einflußreichsten Menschen, das Haupt seiner Partei. Was aber Mama betrifft, so ist sie Papas Seele, die Seele des Königthums und der Religion, der rechte Arm Gottes auf Erden und die Geißel aller Schlechtgesinnten. ... Also, man brachte uns einen Brief, als wir bei Tisch saßen. Papa las ihn, warf einen Blick auf Mama und sagte:

„Dein Bruder liegt im Sterben.“ Mama erblickte. In der Familie war fast nie von meinem Onkel die Rede gewesen. Ich persönlich kannte ihn gar nicht. Außer Hause hatte ich nur erfahren, daß er ein tolles Leben geführt hatte und noch führte. Nachdem er sein Vermögen mit unzähligen Frauenzimmern durchgebracht, befiel er nur noch zwei Maitressen, mit denen er in einer kleinen Wohnung der Rue des Martyrs lebte. Als ehemaliger Pair von Frankreich und Cavallerieoberst a. D. glaubte er, wie man sagte, weder an Gott noch an den Teufel. An einem himmlischen Leben zweifelnd, hatte er das irdische in jeder Hinsicht ausgekostet. Die Erinnerung an ihn blutete in Mamas Herzen wie eine allzeit offene Wunde.

„Gieb mir den Brief, Paul,“ sagte sie. Nachdem sie ihn gelesen, erbat ich ihn mir ebenfalls. Er lautete:

„Herr Graf, ich glaube Sie mittheilen zu müssen, daß ihr Schwager Marquis de Fumerol bald sterben wird. Vielleicht wollen Sie etwas thun und nicht vergessen, daß ich ihnen Bericht gegeben habe. Womit ich verbleibe
ihre Dinerin Melanie.“

„Es muß bei Zeiten etwas geschehen,“ brummte Papa. „Ich bin es meiner Stellung schuldig, Deinen Bruder in seinen letzten Stunden nicht zu verlassen.“

„Ich werde nach dem Abbé Poivron schicken,“ sagte Mama, „und dann mit ihm und Roger meinen Bruder aufsuchen. Du, Paul, bleibst hier. Du darfst Dich nicht compromittiren. In solchen Dingen kann und muß eine Frau handeln. Ein Mann in Deiner politischen Stellung hat Rücksichten zu nehmen. Deine Feinde könnten es sonst gegen Dich ausspielen.“

„Du hast Recht,“ sagte mein Vater. „Thue, meine Liebe, was Du für gut findest.“

Eine Viertelstunde später betrat Abbé Poivron den Salon, und die Angelegenheit wurde unter den verschiedensten Gesichtswinkeln klargelegt und erörtert. Wenn der Marquis de Fumerol, der Träger eines der ältesten und berühmtesten französischen Geschlechter, ohne die Tröstungen der Religion stürbe, so wäre dies ohne Zweifel eine Schande für den Adel im Allgemeinen und für den Grafen Tourneville im Besonderen. Die Freidenker würden triumphiren. Die schlechten Zeitungen würden ein halbes Jahr lang über den Sieg frohlocken; der Name meiner Mutter würde in dem Schmutz und der typische Kirchenvertreter eines vornehmen und reichen Stadtviertels war. Ein Wagen wurde angespannt und Mama, der Pfarrer und ich fuhrn davon, um dem Onkel die letzten Tröstungen der Religion zu bringen. Erst wollte man diese Melanie auffuchen, die Verfasserin des Briefes. Wahrscheinlich war sie Onkels Portierfrau oder Dienstmädchen. Der Wagen hielt vor einem siebenstöckigen Hause. Ich stieg aus, das Terrain zu recognosciren, und betrat einen dunklen Gang, wo ich mit Mühe das schwarze Loch fand, wo der Portier hauste. Dieser musterte mich mißtraulich vom Kopf bis zu den Füßen. Ich fragte: „Bitte, wo wohnt Frau Melanie?“

„Kenn' ich nicht.“

„Aber ich habe einen Brief von ihr bekommen.“

„Kann sein, aber kenn' ich nicht. Es ist wohl so ein Frauenzimmer, was Sie suchen?“

„Nein, eher ein Dienstmädchen. Sie hat an mich wegen einer Stelle geschrieben.“

„Ein Dienstmädchen? . . . Ein Dienstmädchen? . . . Wahrscheinlich vom Marquis. Fragen Sie 'mal nach. Fünf Treppen links.“

Sobald der Portier wußte, daß ich kein Abenteuer suchte, war er freundlicher und begleitete mich bis an das Ende des Hausgangs. Er war ein großer, magerer Mann, mit weißem Badenbart, der Miene eines Küsters und sehr würdigen Geberden. . . . In Eile sprang ich die schmutzige Treppe hinauf, deren Geländer ich nicht anzufassen wagte. Im fünften Stocke klopfte ich dreimal leise an die Thüre links. Diese sprang gleich auf, und ich sah mich einem schmutzigen, ungewöhnlich dicken Weibe gegenüber, das sich rechts und links an den Thürpfosten festhielt und mit ihren ausgebreiteten Armen mir den Eintritt versperrte.

„Was wünschen Sie?“ fuhr sie mich an.

„Sind Sie Frau Melanie?“

„Ja.“

„Ich bin der Vicomte Tourneville.“

„Gut, treten Sie herein.“

„Aber . . . Mama wartet unten mit einem Geistlichen.“

„Auch gut! Holen Sie sie. Aber hüten Sie sich vor dem Portier.“

Ich ging hinunter und kam mit Mama und dem Abbé wieder. Dabei schien mir, als ob ich Schritte hinter uns hörte. Sobald wir die Küche betreten, bot uns Melanie Stühle an, und wir setzten uns alle vier, um Kriegsrath zu halten.

„Steht es sehr schlimm mit ihm?“ fragte Mama.

„O ja, Madame, er wird es nicht lange mehr treiben.“

„Scheint er geneigt, den Besuch eines Geistlichen zu empfangen?“

„Oh . . . das glaub' ich nicht.“

„Kann ich ihn sehen?“

„Aber gewiß . . . Madame . . . nur . . . nur . . . die Fräuleins sind bei ihm.“

„Welche Fräulein?“

„Nun . . . seine guten Freundinnen natürlich.“

„Ah!“ Mama wurde über und über roth. Der Abbé Poivron schlug die Augen nieder. Die Sache fing an, mich zu amüsiren, und ich sagte:

„Wie wär's, wenn ich zuerst hineinginge? Ich würde sehen, wie er mich aufnimmt; auch könnte ich ihn vielleicht vorbereiten.“

Mama dachte sich bei meinem Vorschlage nichts Arges und antwortete: „Gewiß, mein Kind.“

In diesem Augenblicke wurde irgend eine Thür geöffnet und eine Frauenstimme rief: „Melanie!“ Das dicke Weib eilte hinaus und antwortete: „Was wünschen Sie, Fräuleinchen Klara?“

„Den Eierkuchen, aber schnell!“

„Den Augenblick, Fräuleinchen!“ Und zu uns zurückkehrend erkärte sie uns, es handle sich um einen Käsekuchen, den „Sie“ ihr aufgetragen hatten, um zwei Uhr zu serviren. Sie zerklug schnell die Eier in eine tiefe Schüssel und rührte drauf los. Ich ging hinaus und klingelte, um meine officielle Ankunft anzuzeigen. Melanie öffnete mir, ließ mich im Vorzimmer niederstigen, benachrichtigte meinen Onkel von meinem Besuch und kam wieder, um mich zu bitten, einzutreten. Der Abbé verbarg sich hinter der Thüre, um auf das erste Zeichen hin erscheinen zu können.

Der Anblick meines Onkels überraschte mich. Er war sehr schön, sehr würdig, sehr vornehm, dieser alte Lebemann. In einem großen Lehnstuhl sitzend oder mehr liegend, die Beine in einer Decke, die Arme auf die Seitenlehnen gestützt, so daß die schmalen, blutleeren, leblosen Hände herabhingen, erwartete er den Tod mit der Würde eines biblischen Patriarchen. Ein weißer Vollbart fiel auf seine Brust nieder, und die ebenfalls schneeweißen Haare reichten bis dorthin, wo der Bart begann. Hinter seinem Stuhl, wie um ihn gegen mich zu vertheidigen, standen zwei üppige Damen, die mich mit dreisten Dirnenblicken anblitzten. Im Schlafrock, die Arme nackt, das schwarze Haar hinten zusammengedreht, an den Füßen goldgestickte türkische Pantoffeln, welche die seidenen Strümpfe sehen ließen, standen sie neben dem Sterbenden, wie allegorische Figuren, die auf einem Gemälde die Sittenlosigkeit verkörpern sollten. Zwischen dem Lehnstuhl und dem Bette stand ein gedecktes Tischchen: zwei Teller, zwei Gläser, zwei Bestecke warteten auf den Käsekuchen, der bei Melanie bestellt worden war.

Mein Onkel sagte mit schwacher, tonloser, aber klarer Stimme: „Guten Tag, mein Junge. Dein Besuch kommt etwas spät. Unsere Bekanntschaft wird keine lange sein.“

„Es ist nicht meine Schuld, mein Onkel“, stammelte ich verlegen.

„Nein“, antwortete er. „Ich weiß. Es ist mehr die Schuld Deines Vaters und Deiner Mutter, als die Deine . . . Wie geht es ihnen?“

„Nicht schlecht, danke. Als sie hörten, Du seiest krank, haben sie mich hergeschickt, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen.“

„Und warum sind sie nicht selbst gekommen?“

Ich blickte nach den beiden Frauenzimmern und sagte leise: „Es ist nicht ihre Schuld, daß sie nicht kommen konnten. Es wäre doch für meinen Vater schwer und für meine Mutter unmöglich, dieses Zimmer zu betreten.“

Der Greis antwortete nichts. Er hob nur seine Hand vor und suchte die meinige. Ich ergriff die blutleere, farblose und kalte Hand und befiel sie in der meinigen. Da ging die Thür auf: Melanie kam mit dem Eierkuchen und stellte ihn auf den Tisch. Die beiden Damen legten sich sogleich vor ihre Teller und fingen an zu essen, ohne ihre Blicke auch nur einen Augenblick von mir abzuwenden.

„Onkel“, sagte ich, „es wäre für Mama eine große Freude, Dich umarmen zu können.“

„Ich auch . . . ich möchte sie gern . . .“ Er vollendete den Satz nicht.

Es fiel mir kein passender Vorschlag ein, und so hörte man nichts, als das Klappern der Gabeln und die kauenden Bewegungen der Esserinnen. Dem Abbé, der hinter der Thüre lauschte, war unjere Verlegenheit aber nicht entgangen. Er glaubte das Spiel gewonnen und den Moment günstig, um seinerseits einzugreifen. Er trat herein.

Mein Onkel war von seiner Erscheinung so verblüfft, daß er einen Augenblick reglos dasaß; dann öffnete er den Mund, als ob er den Geistlichen freisen wollte und rief mit starker, tiefer, zorniger Stimme: „Was wollen Sie hier?“

Der Abbé war an schwierige Situationen gewöhnt und flüsterte, indem er näher trat: „Ich komme Namens Ihrer Frau Schwester, Herr Marquis. Ja, sie schickt mich, und sie würde so glücklich sein, Herr Marquis, wenn . . .“

Aber der Marquis wollte ihn nicht anhören. Er erhob eine Hand, wies mit stolzer, tragischer Geberde nach der Thüre und sagte leidend, außer sich: „Hinaus! . . . Verlaß das Zimmer! . . . Seelenräuber! . . . Mach' daß Du fortkommst, Gewissensschänder! . . . Fort, Du Eindreher bei Sterbenden!“

Der Abbé wich zurück bis zur Thüre, und auch ich trat den Rückzug an. Die beiden Damen ließen ihren halb aufgeessenen Eierkuchen stehen und stellten sich zu beiden Seiten des Lehnstuhls. Sie legten ihre Hände auf seine Arme, um ihn zu beruhigen und zugleich gegen die verbrecherischen Attentate der Familie und Religion zu schützen.

Der Abbé ging mit mir in die Küche zu Mama. Melanie ließ

uns wieder niederstigen. „Ich wußte wohl, daß das nicht so ginge wie geschmiert,“ sagte sie. „Man muß was Anderes ausdenken, sonst stirbt er uns noch weg.“

Die Berathung fing also wieder von vorn an. Mama machte einen, der Abbé einen anderen, ich einen dritten Vorschlag. Wir mochten etwa eine halbe Stunde leise berathschlag haben, als ein heftiger Lärm sich in dem Zimmer erhob. Möbel wurden gerückt, und mein Onkel schrie noch heftiger als vorher, so daß wir alle emporstuhren. Durch die Thüren und Wände hindurch klang es an unser Ohr: „Hinaus! . . . hinaus! . . . ihr Schandbuben! . . . hinaus, ihr Schufte! . . . hinaus! . . . hinaus! . . .“

Melanie stürzte hinein und kam sogleich wieder, um mich zu Hülfe zu rufen. Ich eilte in's Zimmer. Mein Onkel war vor Zorn in die Höhe gefahren und stand wüthend erregt fast aufrecht da; ihm gegenüber sah man zwei Männer, die darauf zu warten schienen, daß er vor Wuth zusammenstürze. An dem langen Rock, der Miene eines Hauslehrers, am Stehkragen und weißen Halstuch, an den glattgeschittelten Haaren und dem salbungsvollen Gesicht erkannte ich in dem ersten gleich einen protestantischen Pfarrer. Der andere aber war der Portier, der der reformirten Kirche angehörte und uns gefolgt war, um Zeuge unserer Niederlage zu werden und eiligst seinen eigenen Geistlichen herbeizuholen. Mein Onkel schien vor Wuth den Verstand verloren zu haben. Wenn der Anblick des katholischen Priesters, des Geistlichen seiner Vorfahren, den zum Freidenker gewordenen Marquis erzürnt hatte, so brachte ihn der Anblick des Geistlichen seines Portiers ganz aus dem Häuschen. Ich ergriff die beiden Männer bei den Armen und führte sie so schnell wie möglich hinaus. Dann verschwand ich, kehrte in die Küche, unser Hauptquartier, zurück, um den Rath meiner Mutter und des Abbé's einzuholen. Da stürmte Melanie schluchzend herein zu uns.

„Er stirbt . . . er stirbt . . . kommen Sie schnell.“

Mama ging hinein. Mein Onkel war der Länge nach auf den Boden gefallen und rührte sich nicht mehr. Ich glaube, daß er schon todt war. Mama aber war großartig! Sie ging geraden Wegs auf die beiden Dirnen zu, die neben dem leblosen Körper knieten und ihn aufzuheben suchten, und wies gebieterisch, mit einer Würde und Hoheit, die keinen Widerspruch duldete, auf die Thüre: „Jetzt ist die Reihe an Ihnen, das Zimmer zu verlassen!“ Und sie gingen hinaus, ohne zu widersprechen, ohne ein Wort zu wagen.

Der Abbé Poivron ertheilte nun meinem Onkel unter den üblichen Gebeten die letzte Delung und vergab ihm seine Sünden.

Mama, die neben ihrem Bruder auf den Knien lag, schluchzte. Mählich rief sie aus: „Er hat mich erkannt! . . . Er hat mir die Hand gedrückt! . . . Ich bin sicher, daß er mich erkannt hat! . . . und daß er mir gedankt hat! . . . O mein Gott . . . welche Freude! . . .“ Arme Mama, sie wußte, daß sie log, aber es war ja für ihre Kirche, ihre Partei, ihre Familie!

Der Onkel wurde auf sein Bett gelegt. Er war längst todt.

„Madame,“ sagte Melanie, „wir haben keine Leintücher. Alle Wäsche gehört den beiden Damen.“ Ich betrachtete den Eierkuchen, den sie nicht aufgeessen hatten, und hätte weinen und lachen mögen. Im Leben giebt es oft sonderbare Augenblicke und sonderbare Empfindungen. Wir veranstalteten natürlich meinem Onkel ein prunkvolles Begräbniß, am Grabe wurden fünf Reden gehalten. Der Senator, Baron de Croisselles, bewies mit würdigen Worten, daß Gott stets in dem Herzen seiner Auserwählten triumphirt, auch wenn sie sich einen Augenblick verirrt haben. Alle Mitglieder der royalistischen und klerikalen Partei gingen mit Siegermienen im Reizenzug und schwärmten davon, daß ein reuiger Tod ein etwas bewegtes Leben abgeschlossen habe.

Der Vicomte Roger schwieg. Die Freunde lachten. Jemand sagte: „Ach was, das ist die Geschichte aller Befehrungen von Sterbenden.“

Aus der Hauptstadt.

Söldner und Soldaten.

Englische Blätter, namentlich auch die „Army and Navy Gazette“, bringen immer wieder gehässige oder sachliche Artikel, die den Deutschen als einen stets zu erhaltenden Miethsöldaten hinstellen. Man braucht sich in der Tagespresse gar nicht so sehr darüber zu ereifern, wie das geschehen ist, oder gar die ganze Sache als pure gehässige Erfindung hinzustellen, denn — leider — ist so ziemlich Alles Wahrheit, wenigstens so weit es das oben genannte Blatt angeht. Wahr ist, daß West- und Ost-Rom gern deutsche Söldner warben, daß im Mittelalter deutsche Söldner stets zu haben waren, und daß es bis auf den heutigen Tag leicht ist, Deutsche für jeden Kriegszug außerhalb Europas zu erhalten. Wenn am Schluß das englische Armeebblatt sagt: „Wir Engländer brauchten nur anzukündigen, daß wir eine deutsche Legion zu

errichten wünschen, und Tausende von Rekruten würden sich melden für 1 Schilling den Tag, freie Verpflegung, eine Ausrüstung und das Versprechen, ihnen 10 Mtr. zu zahlen, wenn man sie entläßt“, so klingt das sehr herbe, aber ein gut Theil Ernst liegt darin. Wenn es die Regierung und die Neutralität zuließen, würde England in Deutschland genug Leute finden, namentlich zur Formirung eines ganz deutschen Truppentheils. Und nicht nur Rekruten, sondern zahlreiche Officiere! In Berlin laufen Hunderte von Leutnants a. D. und ehemaligen Leutnants und Fähnrichen als Agenten, Annoncen-Sammler, Stadtreisende u. s. w. herum, die ganz gern unter obigen Anerbietungen bei höheren Geldbörsen in's Feld ziehen würden, allein schon deshalb, um eine ihnen zusagende Beschäftigung zu erlangen. Was kann ihnen denn groß passieren? Sie können verwundet werden. Vortrefflich, dann erhalten sie etwas Pension. Sie können heil zurückkommen. Schon ungünstiger, aber dann haben sie etwas erlebt, und hier war nichts zu versäumen für sie. Endlich können sie sterben. Das können sie hier auch haben, und auf welche Art, bleibt sich gleich, schließlich ist der Tod durch die Kugel dem des langsamen Verhungerns sogar vorzuziehen.

Unsere ehemaligen Leutnants und jetzigen Obersten u. in der Burenarmee sind heute große Thiere. Ist man wirklich so naiv, zu glauben, daß die Herren nur aus Sympathie für die Buren nach Transvaal gegangen sind? Wer dort herrschte, war ihnen ganz egal, und sie hätten ebensogut mitgemacht, wenn Transvaal englisch gewesen wäre. Giebt es doch in Natal eine deutsche Compagnie. Der Engländer findet die Sache auch ganz erklärlich durch das ausgesprochene kriegerische Gefühl der Nation, das dem Engländer gänzlich abgeht. Es ist nur das eine Traurige dabei, daß das Nationalgefühl bei dem Deutschen noch nicht mehr zum Durchbruch gekommen ist. Hierfür kann uns der Engländer zum Vorbild dienen. Der läßt sich nicht für fremde Nationen anwerben. In den französischen Fremdenregimentern, in der holländischen Colonialarmee, in denen die Deutschen den Kern bilden, findet man keine Engländer und Schotten. Gleiches gilt von den Freiwilligen der amerikanischen Armee. Nie werden Engländer gegen Engländer im Ausland kämpfen, und nimmt man die allbekannte Thatsache hinzu, daß es dem Engländer nicht einfällt, sich der Sprache und den Gewohnheiten anderer Nationen anzubequemen, während, wenn drei Deutsche und ein Engländer zusammen sind, unfehlbar englisch gesprochen wird, so muß man zugeben, daß noch unendlich viel geschehen muß, bis der Deutsche sich stolz als Deutscher fühlt. Das sind die Folgen der Kleinstaaterei.

Deutschland hat eine große Armee und sehr großen Abgang an Officieren. Frankreich und Rußland haben zwar ebenso große und größere Armeen, aber französische oder russische Officiere findet man selten als Condottieri. Das ist der richtige Ausdruck, und zahlreiche Beispiele sind vorhanden, ihn zu belegen. Da geht ein oft genannter Major der Artillerie Anfang der achtziger Jahre nach China als Tenchen-General — wird Leiter der Schule in Tientsin. Nach Ablauf seines Contractes kehrt er nach Deutschland zurück und gründet eine Handelsgesellschaft nach China. Die Chinesen nehmen ihm im Nu das widerwillig gezahlte Geld ab; er geht nach Chile, wo gerade Belmaceda geendet hat, macht einen Putz gegen die Regierung, und diese ist froh, ihn auf friedlichem Wege dahin zu bringen, daß er verspricht, Chile zu meiden. Er geht nach Peru, wo auch was los ist. Ein anderer Fall: Im Kriege Chinas gegen Japan wird bei der ersten Action, der Versenkung des chinesischen Transporters Chow Sing, ein ehemaliger deutscher Hauptmann der Feld des Tages. Es gelingt ihm, sich schwimmend zu retten, von China retten konnte er nichts. Nach dem Kriege sah man ihn im Gefolge von Li Hung Schang, die Presse nannte ihn „General“, bei Hofe wurden er und seine Gattin vorgestellt. Die Carrière des ehemaligen preussischen Leutnants Schiel ist bekannt. Man nennt ihn permanent „deutschen Oberst“, aber es giebt solche Charge seit 1849, nur einmal, nämlich, da ja ein „Deutsches“ Heer nicht existirt, in der Marine. Es ist der Inspecteur der Marine-Infanterie; allenfalls kann man auch noch den Commandeur einer Schutztruppe, wenn er Oberst ist, so bezeichnen.

Solche Carrièren müssen doch naturgemäß sehr verlockend sein, und wer will es denn einem in allen Ehren ohne Pension verabschiedeten Leutnant verdenken, wenn er keine Lust hat, hier im lieben Vaterlande mit 25 Jahren oder mehr da anzufangen, wo Andere mit 17 Jahren beginnen, sondern in die Welt geht und zwar dahin, wo die Kanonen schreien? Oder, Hand auf's Herz, welcher active Officier in der Fülle seiner Kraft und mit Leib und Seele Soldat, drückt lieber in Gumbinnen oder in Diedenhofen Jahr aus Jahr ein Rekruten, als daß er einen frischen fröhlichen Krieg mitmacht, ganz gleich wo? Bei uns hört er, wo er hinkommt, stets: Friede! Friede! Friede! Und wenn ihm dann noch versichert wird, daß dieser Friede noch unendlich lange dauern soll, da muß er sich als denkender Mann doch sagen, daß er den Stand nicht unter diesem Ausblick auf die Zukunft gewählt hat. Und wenn er den Abschied nimmt und hinausläuft, wo's knallt, auch gegen den Wunsch von oben, so kann man solch' Verfahren auch nicht zu hart beurtheilen. Freuen wir uns, daß dem so ist!

Das aber steht fest: wo auf der Erdenkugel außerhalb Europas die Kanonen ihren Mund aufthun, der Deutsche ist dabei. Er greift sofort zur Wehr. Das liegt ihm im Blut, und das ist wahrlich keine schlechte Eigenschaft, sondern eine, vor der man Respect haben muß. Gott sei Dank ist unser Nationalgefühl mächtig im Steigen, wenn auch noch nicht auf der Höhe. Das wissen die Engländer ganz genau. Gegen ihn kämpft der Deutsche, wie er knirschend gesteht, mit Wonne, für ihn vielleicht heute noch unter gewissen Umständen. Gegen Deutsche, wie früher so oft, schwerlich mehr. Den gewaltigen Factor haben aber die englischen Blätter vollkommen übersehen: das geeinte, mächtige Deutsche Reich. Gewiß kann man Deutsche noch zu Kriegen bekommen, weil eben die Lust am Waffenhandwerk fest im Deutschen eingewurzelt ist, aber Jeder, der es heute wagt, gegen das Reich die Hand zu erheben, der bekommt nicht mehr Deutsche gegen Deutsche für Sold, sondern er bekommt alle Deutschen als grimme Gegner auf den Hals. Das ist der waltige Unterschied zwischen Einst und Jetzt, zwischen Söldnern und Soldaten.

Nemo.

Ein einsamer Maler.

Es giebt noch immer Maler, die fernab vom Geräusch der großen Welt und dem Lärm des Markts ihr eigenes Leben, ein Leben nur des heißen Ringens um den Vollbesitz des Ausdrucks ihrer Kunstideale leben. Man spricht von ihnen nur, wenn sie einmal, man möchte fast sagen, zufällig auf einer Ausstellung auftauchen. Für sie giebt's keine Presse, keine Reclame, keine Kunsthändler, keine Mäcene. Sie suchen das Alles zum mindesten nicht und sie lassen sich selbst auffuchen. Mitunter ist diese Weltflucht in ihrem eigensten Wesen begründet, mitunter aber auch nur die Folge einer gewissen Kampfesmüdigkeit, mitunter auch eine Wirkung beider Momente. Ein solcher Maler ist der Landschafter Hagemeister, der dort um Werder herum im Röhricht lebt, zwischen Kridenten und Wasserroten und für den die ganze übrige Welt versunken zu sein scheint. Wer ihn so recht kennen lernen will, der muß ihn dort auffuchen. Von seinen decorativen Naturauschnitten aus jenem Röhrichtreich, das er bis in seine verborgensten Schönheiten und geheimsten Eigenheiten hinein kennt und liebt, bekommen wir nur gar selten etwas zu sehen. Ein solcher Maler auch ist Lesser Ury. In viel höherem Grade noch. Er ist ein Einsamer nicht bloß in seinem Leben, er ist's in seiner ganzen Kunst auch; ein Kämpfer und Ringler, der weit entfernt ist von jeder Beschaulichkeit, die nur eine Frucht des inneren Friedens ist. Ein Kämpfer und Ringler nicht nur um die Anerkennung der Mitwelt einst, sondern vor Allem Einer, der mit der eigenen Kunst kämpft. Trat er je zuweilen heraus an die Oeffentlichkeit, so hat's noch immer ein großes Falloch gegeben, einen Lärm, der den sein Empfindenden auf's Größtliche verletzen mußte, stimmten ihn nun seine wenigen, häufig übereifrigen Freunde an, oder aber die große Schaar seiner Gegner und Feinde. Man erinnere sich nur des Geschehens, das sein erstes großes Monumentalgemälde hervorrief — „Jerusalem“, das vor bald vier Jahren bei Gurlitt ausgestellt war und sofort an die Henneberg'sche Gallerie in Zürich verkauft wurde, oder an sein Triptychon, „Mensch“, sein erstes „Menschenpaar“.

Seine vom Naturalismus ausgegangene impressionistische Ideen- und Farbenverthmalerei rang vor Allem immer mit der Form. Die Meisten sahen daher nur die große zeichnerische Unfertigkeit in seinen

Figuren, die Häßlichkeit und Härte mancher Linien und auch Farben-
gegensätze und sie übersehen das tiefe Geistes- und reiche Empfindungs-
leben, das von dem Grunde seines Herzens und dem Boden seiner
Phantasie sich loslösend in jenen Bildern trotz Allem zu einer zwingen-
den Wirkung gelangten für Denjenigen, der — umgekehrt wie die Masse
— gerade das Unfertige und Häßliche über sah. Wer seine Bilder aus
der Zeit vor zehn bis zwölf Jahren noch kennt, der weiß, daß der
Künstler einst ganz anders, d. h. besser zeichnete, als heute. Es giebt
welche darunter, die jeder Dugend-Ausstellung willkommen wären. Aber
das befriedigte ihn nicht. Als Landschaftler immer mehr dem Farben-
impressionismus sich zuwendend, löste er sich von den Formen immer
mehr ab: er suchte bei diesem und jenem Landschaftsmotive schließlich
nur die Farbenaccorde wiederzugeben, die es in ihm weckte, und so die
Stimmungen beim Beschauer auszulösen, die in ihm selbst lebendig ge-
worden. Man hat ihn wohl hier und da als einen „visionären“ Maler
bezeichnet. Mir will das nicht recht zusetzen. Denn es ist klar, daß
auch ihm der herbstliche Buchenwaldgrund nicht tatsächlich orange-gelb
oder scharlachroth erschien, der Himmel jetzt nicht schwefelgelb und das
Laub hier nicht blau und silbern. Er dichtete eben in Farben, weil er
nur so das zum Ausdruck bringen zu können glaubte, was ihn be-
wegte und — man verstand ihn nicht, je weniger sein Geistesstreben
rastete und je größer sein Wagemuth wurde. All sein heißes Bemühen
war vergeblich und Jahr um Jahr verrann für ihn in der gleichen
harten Anerkennungslosigkeit. Dazu kam noch etwas Anderes: er ge-
nügte nie sich selbst: über die mangelnde Anerkennung der „Anderen“
konnte er als echter Künstler sich bald hinwegsetzen, aber nicht auch über
seine eigene Unzufriedenheit. Erst recht nicht, als er, der Ideenmaler,
seine landschaftlichen Motive naturgemäß immer monumentaler, und
gleichzeitig absoluter und abstrakter zu behandeln sich mühte. Ein Mar-
tyrium war's für ihn. Ähnliches ist mir nur bei dem 1894 verstor-
benen russischen Maler Nicolai Gay begegnet, dem langjährigen Freunde
und Gesinnungsgenossen Leo Tolstoi's, dem Schöpfer u. A. der Gemälde
„Was ist Wahrheit?“ (Christus und Pilatus) und die „Kreuzigung“,
die ja seiner Zeit auch in Berlin, Hamburg und anderen Städten
Deutschlands zu sehen gewesen sind — dasselbe Martyrium seelischen
Empfindungslebens, dieselbe Häßlichkeit, die uns doch so räthselhaft an-
zieht, dieselbe Brutalität neben großer Feinheit, dieselbe Wucht der
Wirkung und dasselbe Gefühl qualender Unbefriedigung. Aber nicht
das natürlich ist's, was Ury so welschüchtig gemacht, was ihn bewogen
hat, das was er gewissermaßen mit seinem Herzblut gemalt hat, nicht
mehr öffentlich auszustellen. Der Unverstand draußen ist's, der ihn es
vorziehen läßt, in seinem eigenen Atelier Ausstellungen zu veranstalten,
wie auch neulich wieder.

Doch ich möchte glauben — dieses Mal gerade hätte er die Masse
bezwungen: auch der Kritiker und Kritiker, auch der Denksaule und Em-
pfindungskumpfe würde sich der Wirkung nicht entziehen können, die von
seinem „Jeremias“ ausgeht. Denn es ist ein reifes und fertiges Werk
auch rein technisch, ganz abgesehen davon, daß der Künstler noch nie
seine Stimmung und Idee so klar und überzeugend zum Ausdruck ge-
bracht hat. Da ist nichts Nervöses, nichts Schwankendes, nichts Halbes
und nichts Uebertriebenes. . . Nacht ist's auf bergiger Höhe. Dahinten
aus grünlichem Dunst wächst der Himmel empor, tiefenhoch, immer
dunkler blauend, sternbesät; vorne auf der scharf vom Hintergrunde
sich abhebenden Halde die seltsam zackig gegen den lichterem Horizont
stehende, fast einem Felsblock gleichende Gestalt des gemaltigen Pro-
pheten, am Boden lagernd, das langbärtige Haupt auf den Arm gestützt.
Erst allmählig erkennt man die Gesichtszüge dieses einsamen Großen in
grandiojer Nachtensamkeit. Ein Symbol — denn nachtdunkel erschien
ihm die verderbte Menschheit ringsum und einsam fühlte er sich in ihrer
Nähe, fast erdrückt von dem Bewußtsein dieser Verderbtheit ringsum,
verzweifeln und doch in der einsamen Größe der Natur einen Halt
findend. Vielleicht dachte der Künstler an den Dichter des „Klagelieder“
Jeremiae, die aber, wie die theologischen Forscher nachgewiesen haben,
nicht von dem großen Propheten herrühren. Das macht nichts. Dieser
Seher und Weltphilosoph, der sich in nächtliche Höhengröße geflüchtet
hat, ist an und für sich von ergreifender Gewalt. Ich sähe das Gemälde
gern am Ende eines assyrischen Tempelsäulenganges, wenn der Mond
eben über der Wüste aufsteigt — es wäre der rechte Rahmen für diese
Malerei. . . Es ist nicht das Einzige, was diese Ausstellung brachte.
Außer dem machtvollen individuellen Stimmungsbekennniß hat Ury hier
auch eine große Anzahl kleiner seiner Landschaftsgebilde in jener farben-
funkelnden, halb elegisch träumenden, bald lebensfrohen jauchzenden Pastell-
technik, die er so bemeistert, Gedichte, zu denen ihm die Habelandschaft,
die sächsische Schweiz, der Grunewald u. s. w. die vielseitigsten Motive
liefernten. Vor solchen Stücken ließe sich schon am Flügel phantasieren
und improvisieren, wirken sie doch eigentlich musikalisch. . . Endlich gab's
auch noch etnige Bildnissarbeiten zu sehen, darunter das ältere einer
schwarz gekleideten Dame, deren edles Gesichtsoval so lebendig leuchtend
sich abhebt vom tiefrothen Hintergrunde. Ein Farbenaccord von großem
Reize. „Es ist wirklich gut!“ — sagte mir der Maler, sich nervös durch
die Haare fahrend — „es ist wirklich gut! Ich hatte es schon fast ganz
vergessen!“ Vergessen — in seinem heißen Kämpferleben. Aber heißt's
nicht erst Mensch sein, wenn man ein Kämpfer ist? J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

„Freilicht“. Schauspiel von Georg Reide (Berliner Theater). —
„Ein Ateliergeheimniß“. Lustspiel von Anton v. Perfall
(Neues Theater).

Mit einer jugendlichen Tapferkeit, die eines besseren Zieles und
Erfolges würdig wäre, kämpft Paul Lindau weiter, um das herunter-
gekommene Berliner Theater wieder in die Höhe zu bringen, ein gutes
Repertoire zu schaffen und den verödeten Saal von Freibilletteln zu
säubern. Nach einer schönen Aufführung von Grillparzer's herrlichem
Buchdrama „Libussa“, das auf der Bühne stets unwirksam bleibt, hat
Lindau nach dem Vorgange des Schillertheaters und einer unserer über-
zähligen Freien Bühnen die tiefinnigste deutsche Komödie „Amphitryon“
aufgeführt, leider mit unzulänglichen und stark nach Senjation schmecken-
den Mitteln. Er hat nämlich Kleist's Nach- und Umbichtung, die das
Genie von Plautus und Molière zugleich besiegt, den Molière'schen
Prolog und die burleske harangue des Sosie beigelegt:

Sur telles affaires toujours
Le meilleur est de ne rien dire.

Fritz Mauthner und andere Claquebrüder haben denn auch schon wie
auf Commando constatirt, daß erst mit diesem „glücklichen Griff“ das
Lustspiel dem Theater gewonnen sei. Uebrigens ist es bereits wieder
verschwunden. Kleist aber, dem man erst unlängst die Verfasser-
schaft zweier böden Lustspielchen, die Mauthner ebenfalls „entschieden
kleistlich“ fand, zuschob, mag ob dieser neuen Beleidigung sich in
seinem söhrendunklen Sandhügel am Bahnhof Wannsee unwirksam um-
gedreht haben. . . Verdienstvoller scheint uns beinahe die Aufführung
des neuen Stückes von Reide, dessen „Onkel Bönkosi“ vor Jahren im
verflohenen Goethe-theater zwar mit Schwung durchfiel, aber doch eine
gewisse realistische Begabung verrieth. Diesmal gilt es nicht den Be-
freiungskrieg gegen eine dämonische rothhaarige Kellnerin, sondern den
Widerstreit zwischen einem engherzigen, preußisch-correcten, nüchternen
Gehemrathsmilieu und dem „Freilicht“ emancipirten Künstlerthums.
Also eine Neuauflage der „Heimath“, nur daß die heimkehrende Malerin
in ihrem Widerwillen vor dem Elternhause so weit geht, den Berliner
Bräutigam trotz seiner schneidigen Oberleutnantuniform sitzen zu lassen
und ihrem norwegischen Malkameraden mit seinen nach Münchner Künstler-
und Christstimmern so schön gebrannten Locken zu folgen. Das Ende
ist aber „klaarig“, wie Goethe vom „Amphitryon“ meinte, den er doch
nicht einmal in Lindau's Bearbeitung kannte. Ohne Ceres und Bacchus
friert Venus. Die zerrüttete gemeinsame Wirtschaft wird zur Last,
und friedlich-schiedlich geht man auseinander, Beide nun wirklich freie
Künstler. „Er war ein Maler, und sie hatte auch nichts“, wie es in
einer Künstlernovelle heißt. Wenn der Verfasser sich seine Geschwäpzig-
keit abgewöhnt und bei der Stange bleiben lernt, so kann man von
seiner unleugbaren Gestaltungskraft noch etwas Gutes erwarten.

Das Neue Theater der Frau Kuscha Buze ist wohl die glücklichste
Berliner Bühne, denn sie hat ein großes, treues und anspruchloses
Publicum. In den ersten Vorstellungen vermißt man mit freudiger
Ueberraschung den gebildeten und eleganten Premierenpöbel, der den
Besuch anderer Bühnen nicht gerade sehr angenehm macht. Ein gut-
bürgerliches Publicum also, einfach und wohlwollend, viele junge Mäd-
chen, ein sekhäfter Abonnentenstamm, der nicht höher schwört, als zu
seiner Kuscha. Die Aufführung eines neuen Stückes ist hier wie ein
Familiensfest, man kennt sich gegenseitig, liebt die Darsteller, belächelt
die bescheidenen Witzergiekung, und wenn man sich einmal auch etwas
weniger gut unterhält, so schiebt man die Schuld lieber auf die eigene
Verständnislosigkeit oder üble Laune, denn ein Stück, das Kuscha an-
nimmt und auführt, kann doch unmöglich schlecht sein. Darum wehe
dem Eindringling, der nach schnobdriger Berliner Art seine Unzufrieden-
heit äußern oder gar zischen wollte; jeder Oppositionsversuch wird unter
Beifallstürmen erstickt. In Folge dessen sind hier entschiedene Durch-
fälle neuer Stücke unbekannt, im schlimmsten Falle giebt es noch einen
Achtungserfolg, der die viel mißbrauchten Epitheta „warm“, „freundlich“,
„ehrlich“ mit vollem Rechte verdient. Auch gefallen hier und gelangen zu
hohen Aufführungsziffern Stücke, die wie Krezer's „Sohn seiner Frau“
oder Wolzogen's „Unbeschränktes Blatt“ an jeder anderen Berliner
Bühne kaum zu Ende gespielt werden könnten. Ist nun gar ein Leut-
nant der Held oder überhaupt viel zweierlei Tuch zu sehen, so kennt die
Begeisterung keine Grenzen, und selbst ein Schwarzen wie Trotha's
„Hofgunst“ kann einige hundert Male gegeben werden. Kein Wunder,
daß die ebenso gewandte wie energische Frau Directorin es ruhig wagen
darf, die allmächtige Clique wie die „maßgebende“ Kritik geradezu heraus-
fordern. Weil sie einen Reporter des Berliner Tageblatts, der ihr ein
Stück eingereicht, etwas schönhe behandelte, wird seit Monaten das Neue
Theater von diesem „Weltblatt“ kritisch todtschwiegen und im Notizen-
und sogar Inzeratenthell boycottirt. Aber das Theater befindet sich
sehr wohl dabei und fährt allabendlich fort, bei den harmlosesten Stücken
ausverkauft zu sein.

Und das will etwas sagen, wenn die Nobilität z. B. „Unser ein-
ziges Kind“ heißt und mehr eine novellistische Frauenplauderei, als
ein Theaterstück ist. Aber wie verstand auch hier wieder dieses erstaun-
liche Reichshauptstadtpublicum sich auf die Kunst, aus der unberdaulichen
Wiener Wespenspeise die Rosinen herauszuklauben und sich wenigstens

daran zu ergötzen. Denn die Berliner kommen in diesem vom Standpunkte der Wienerin aufgefaßten Stück sehr übel weg; erst an der Wiege des Stammhalters verfühnen sich Nord und Süd, weil es ja nicht so böse gemeint war, wenn nur 's Herz am rechten Fleck sitzt. Da man noch obendrein Nuschka Buze als Wiener Köchin bewundern konnte, so wurde stürmisch nach dem Verfasser Hugo Holm verlangt, auf welchen Ruf ein Mitglied der Bühne, Herr Bahlan, mit einer sonst unbekannt gebliebenen Dame sich dankend verneigte. Viel größeren Erfolg hatte aber das Faschingsstück „Nackte Kunst“, das volle vier Wochen lang gegeben werden konnte. Und doch hat der Schwank nicht bloß im Titel etwas von dem Hautgout der Pariser Boulevardposse. Sogar das Meiste, denn wir kannten sie längst, die tollen Mißverständnisse und Situationen ohne jede Spur von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, den verrückten Componisten, den Pantoffelhelden, der selner heimlich verheirateten Schwiegertochter den Hof macht, den Modelle empfangenden Actmaler, der von seiner liebenden jungen Frau durchaus geschieden werden soll, das Schattenpiel eines küßenden Pärchens, die satirischen Ausfälle auf das prüde Philisterium, die pikanten nächtlichen Szenen bei verdunkelter Bühne und Negligétoiletten. Das Ganze zeugt von wenig wäherischer Handfertigkeit und geringer Erfindung, ist jedoch geschickt gemacht für ein nicht sehr kritisches Publikum. Man wird sich den Namen Georg Lehfeld merken müssen, hinter dem sich ein sicherer Herr Lehmann-Felskowski höchst unvollkommen verbirgt. Jedenfalls ist sein Schwank mehr werth, als das unglaubliche „Luftspiel“ des Freiherrn Anton v. Verfall (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Karl, dem Redacteur der Kölnischen Zeitung, der ebenfalls Romane schreibt und mehr Künstler, aber weniger Erzähler ist). Drei oder eigentlich vier Acte durch werden wir mit uralten Lustspielmotiven gelangweilt: einer ehemals gefeierten Schauspielerin, die einen ländlichen Aristokraten aus Liebe geheirathet hat und jetzt von ihm mißverstanden wird, einem lockeren Maler mit einer unmöglich unschuldigen Gans von Frau, einem lockeren Landjunker und einem Modell mit dem seligen Kind (o Nuschka!). Erst im letzten Act hebt das fürchterliche Ateilergeheimniß an. Die Baronin läßt sich insgeheim von dem Künstler malen, um ihrem Gemahl eine Geburtstagsfreude zu bereiten, geräth dadurch in schändlichen Verdacht und wird verflucht und auspionirt. Nach der in rechtlichaffenen Lustspielen längst nicht mehr erlaubten Verlauschungsszene klärt sich die Geschichte auf, und der eifersüchtige Ehemann muß die verbächtigte Gattin überdies reumüthig um Verzeihung bitten, weil er sich von dem Malergängschen schon für sein eheliches Mißgeschick trösten lassen wollte. Gespielt wurde wie immer ganz vorzüglich, und das gehört auch zu den Gründen für die Beliebtheit des Neuen Theaters.

Offene Briefe und Antworten.

Der „Uebermensch“ und das „Ewig-Weibliche“.

Sehr geehrter Herr!

Zu der „Gegenwart“ Nr. 8 sagt Heinrich Meyer in seinem Artikel über Nietzsche: „Für das sittliche Ideal hat Nietzsche einen Ausdruck von einziger, wunderbarer Macht und Größe geprägt: Uebermensch.“ — Dieser Ausdruck stammt aber von Goethe. Im ersten Theile des Faust gebraucht der Erdgeist Faust gegenüber die Worte:

„Welch' erbärmlich Grauen
Sagt Uebermenschen dich?“

Ebenso in der Zueignung zu den Gedichten:

„So glaubst du dich schon Uebermensch genug?“

Aber das Wort ist noch älter, denn als erster hat es schon Dante, allerdings im Verbum, gebraucht, indem er den Ausdruck prägt: trasumato. Wie denn überhaupt am Schluß des Faust Dante'sche Motive benutzt sind; auch die viel mißbrauchten, jaß letzten Worte Goethe's: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, klingen an in den ebenfalls fast letzten Worten Dante's bei dem Abschied von Beatrice: Tu m'hai di sorvo tratto a libertate. Oder in Karl Federn's allerdings stark empfundener Verdeutschung:

„Du bist es, die mich hoch hinangezogen
Zur ew'gen Freiheit aus der Knechtschaft Leide.“
Hochachtungsvoll

Prof. Paul Heim.

Notizen.

Zwei junge Berliner Buchhändler, die Herren Richard Schuster und Ludwig Vöffler in Firma Schuster & Vöffler, haben schon vor längerer Zeit Veranlassung genommen, die „Gegenwart“ wegen einer mit voller Absicht überaus scharf gehaltenen Kritik ihrer Verlagswerke auf Ehrenbeleidigung zu verklagen. Jeder Einsichtige hätte ihnen sagen können, daß sie, sobald unser Wahrheitsbeweis zugelassen würde, für eine ganz und gar verlorene Sache kämpfen. Nach mehreren aufgehobenen oder wieder angeordneten Terminen hat nun endlich das Berliner Schöffengericht jüngst beschloffen, in den angebotenen Wahrheitsbeweis einzutreten, der denn auch vollständig gelang. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurden einzelne Abschnitte aus Werken des Schuster & Vöffler'schen Verlages (Dehmel, Schur, Kabelitz, Lindner) vorgelesen, in Folge dessen der Gerichtshof zu einem freisprechenden Urtheil gelangte, das seither rechtskräftig geworden ist. Die Urtheilsbegründung erachtete unsere Kritik („strenge literarische Mystification von Publicum und Kritik“, „plumpe Speculationen auf die perverben Instincte gewisser Büchertäufel“, „für die Firma nachgerade charakteristische unsaubere Speculation“) für berechtigt und nicht beleidigend, billigte uns den Schutz des § 193 zu und wies die Kläger kostenpflichtig ab. Vielleicht in Folge unserer Angriffe bestrbt sich der Verlag neuerdings einer größeren Vorsicht und giebt nach dem Vorbild der „Gegenwart“ Autobiographien mehr oder minder berühmter Leute, sowie eine große Anthologie ihrer lyrischen Verlagswerke heraus, die zwar viel Mißlungenes, aber nichts Unzüchtiges enthält. Wir meinen Gemmel's „Perlen-schnur“. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, daß er auf Vollständigkeit keinen Anspruch mache. Jedenfalls sind die Autoren des Schuster & Vöffler'schen Verlages in erster Reihe berücksichtigt und nehmen in dem Buche den meisten Raum ein. In dieser Beziehung ist gewiß die weitestgehende Vollständigkeit erreicht. Die Symbolisten (da sie nicht bei Schuster verlegen) sind weggelassen, nicht aber (um eine gewisse Objectivität vorzupiegeln) einige wenige Outsiders. Zum Danke für journalistische Handreichungen haben Schuster & Vöffler auch unseren alten Freund Ferdinandus Avenarius, den profunden Dichter der „Näh-Riefe“ und Herausgeber der „Kunstschwarte“, zu Worte kommen lassen. Er ist mit ganzen zwei Gedichten vertreten, aber sie sind auch danach. Dann folgen Villanceros mit 18, Falke mit 15, Schur mit 4, Morgenstern und Bierbaum je mit 11 Gedichten — die Hälfte davon hätte vielleicht Appetit gemacht, diese Fülle aber macht übel. Und dabei kostet das Buch so einfach und bescheiden nur 6 Reichsmark. Der Hauptmatador des Schuster'schen Verlages, Dehmel, parodirt sogar mit 20 Proben. Wer davon nicht genug hat, „greife zu den Werken selber“, wie der Herausgeber dringend empfiehlt. Einen solchen Gemüthsmenschen möchten wir als Karität kennen lernen. Schmerzlich vermißt haben wir aber das berühmteste Gedicht Dehmel's — wir wissen nicht, ob es sein Prophet Prof. R. W. Werner in Lemberg auch so schön findet, wie alle übrigen —, die delirische „Ernte“, die wir um der lustigen Schlußtrophe von Schmidt-Cabanis willen hersehen wollen:

In diesem Jahr verlor ich einen Freund.
Hier unter'm Nußbaum sprachen wir uns aus.
Das Laub wird gelb; es wartet auf den Wind.
Ist das der Schluß?

Hier unter'm Nußbaum gab mir eine Frau
In diesem Jahr erröthend ihre Hand.
Still weht ein Blatt und tropft in's welke Gras.
Ist das der Schluß?

In diesem Jahr . . . Vor meine Füße fällt
Ein dumpfer Schlag zu Boden und zerplatzt
Und aus der Kapsel rollt die rauhe Frucht.
Das ist der Schluß.

Der „Ull“ fügt hinzu:

In diesem Lied, das keine Reime hat,
Beut uns das Ungereimte doch Genuß:
Ein Schlag zerplatzt, es tropft ein dürr's Blatt, —
Das ist der Stuß!

Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. (Leipzig, B. G. Teubner.) Das Hauptaugenmerk des Marburger Hochschulpfessors ist hier darauf gerichtet, die Lebensbeziehungen zwischen dem Dichter und seinen Werken und die langsame, ansteigende Entwidlung seiner Kunst zu enthüllen. Trefflich werden die einzelnen Werke erläutert, die Charaktere der Dichtungen psychologisch ergründet, der künstlerische Werth der Composition gewürdigt. Zugleich lernt man ihn aus der Darstellung seiner männlichen Kraft und seines herzlichen Humors kennen und lieben. Man lernt auch den alten Keller verstehen, wie ihn Stauffer-Bern im Bilde festgehalten hat, als den „trinkbaren“ und „igelborstigen“ Mann. Die Analyse zumal des Grünen Heinrich und der letzten Werke ist reich an feinen Bemerkungen.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von J. Unold. (Leipzig, B. G. Teubner.) Wie ordnen wir unser Dasein, das persönliche und das öffentliche; giebt es für die mündige Persönlichkeit überhaupt keinen Zweck, und kein Ziel des Einzel- und Gesamtlebens?

Giebt es keine bindenden Gesetze und Regeln des menschlichen Handelns? Die Beantwortung dieser Fragen, worin zugleich die Lebensfrage der modernen Culturvölker und somit auch unseres deutschen Volkes steckt, bejaht der Verfasser. Die Gesetze und Bedingungen, die Zwecke und Ziele des menschlichen Einzel- und Gesamtlebens aus zwei Quellen der Betrachtung ableitend, gewinnt er die Natur- und die Culturbedingungen, die nothwendigsten nächsten und die fernsten höchsten Zwecke und Ziele des menschlichen Einzel- und Gesamtlebens. Hieraus ergeben sich dann als unabweißliche Folgerungen die einzelnen Sittengesetze. Daß ein Volk mit der Abwendung von den alten Autoritäten nothwendig zu Grunde gehen müsse, ist darum nicht zu befürchten. Vielmehr tritt im Laufe der fortschreitenden Entwicklung neue Stützen, die man bei Zeiten erkennen und wirksam machen muß. Dazu will das vorliegende Büchlein jedem nachdenklichen Leser reiche Anregung geben.

Die Vision im Lichte der Culturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine culturgeschichtlich-psychiatrische Studie von Dr. Knauer, Nervenarzt. (Leipzig, W. Friedrich.) Der Verfasser mag ein guter Arzt und Psychopath sein, aber es fehlt ihm historische Schulung, Kritik und Stil, so daß er nicht viel mehr bietet als eine chaotische Compilation ohne wissenschaftlichen oder auch nur unterhaltenden Werth. Wir wissen lange vor Lombroso und du Prel, daß die Visionen Mohammed's oder des Mädchens von Orleans noch heute in tausend Kranken- und Klosterzellen geschaut werden, die Hegen wie die Pythien waren weiter nichts als somnambule Medien; und das „Dämonion“ des Sokrates ist vielleicht als Gehörshallucination aufzufassen. Heiligkeit und Genie grenzen an Irrsinn; psychopathische Zustände treten oft epidemisch und als Illusionen ganzer Menschenmassen auf, daher die enorme Wirkung der Geistesstörungen auf die Geschichte der Menschheit. Statt nun als Mediciner bestimmte neuere Krankheitsbilder mit solchen aus der Vorzeit zu parallelsiren, begnügt sich Knauer damit, eine Masse meist allgemein bekannter „Gesichte“ aus allen Jahrhunderten zu erzählen und als Hallucinationen hysterischer oder anderer Art hinzustellen. Seine Veleitenheit ist dabei größer als seine Gelehrsamkeit, besonders die griechischen Citate sind bedenklich voller „Druckfehler“. Wenn er Goethe's Polemik gegen den rationalistischen Wundergläubigen Nicolai nicht zu erklären vermag, so hätte ihm jede Goethe-Biographie Auskunft geben können, daß es sich um eine alte Segnerschaft und den komischen Spud in der Tegeleer Humboldt-Mühle handelt.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Von Prof. Dr. Paul Dertmann. (Frankfurt a. M., Sauerländer.) Der Verfasser giebt zunächst einen kurzen Ueberblick über die wirtschaftlichen Grundtendenzen der bisherigen Rechte und weist sodann unter Bekämpfung der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung nach, wie die Rechtsbildung keineswegs in einem einseitigen Abhängigkeitsverhältniß der Wirtschaft gegenüber stehe, sondern sie auch ihrerseits ständig beeinflusse. Alsdann legt er die Bedeutung dar, die die neue Gesetzgebung zunächst als solche, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, für das deutsche Wirtschaftsleben haben werde, um sich sodann den volkswirtschaftlichen Grundprincipien des Gesetzbuches zuzuwenden. An erster Stelle steht im Gesetzbuch die Sorge für Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs. Aber ihr gleichberechtigt finden wir darin die Idee der socialen Fürsorge, die sich einerseits erschwerend und hindernd gegen socialgefährliche oder schädliche Akte wendet, andererseits den wirtschaftlich Schwachen in ihrem Verhältniß zu den Stärkeren in zahlreichen Bestimmungen zu Hülfe kommt. Es folgt eine kurze Untersuchung über die Stellung des Gesetzes zu den drei Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Capital, von denen der mittlere sich einer besonderen Günst des Gesetzgebers erfreut; endlich eine kurze Uebersicht über die einzelnen Theile des Gesetzbuches, soweit sie noch nicht im Früheren behandelt waren; insbesondere finden sich hier Bemerkungen über die socialen Gedanken im Vereins-, Ehe- und Erbrecht. Die ganze Darstellung ist in einer jedem Gebildeten verständlichen Weise gehalten. Möge eine weite Verbreitung der Schrift dazu beitragen, die Absicht des Verfassers zu erfüllen: die Theilnahme der Gebildeten unseres Volkes an dem großen vaterländischen Werke des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu fördern und dessen reale Bedeutung für das gesammte Volksleben ihrem Verhältniß näher zu bringen.

Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Von W. Bede-kind. (Berlin, Bedekind's Verlag.) Der Verfasser wendet sich gegen die „grammatische Kannegießerei“ von Wulstmann, Heinke und anderer „Sprachretter“. Was von diesen als Sprachfehler verdammt werde, sei häufig ein gesunder Keim zur weiteren Sprachentwicklung. Unser Sprachgefühl müsse historisch geschult werden, um sicher urtheilen zu können über: des Bauern oder des Bauers, des Atlas oder des U-laffes, der Name oder der Namen, des Felsens oder des Felsen, des deutschen Michels oder des deutschen Michel zc. Desgleichen um Formen zu verstehen wie: des Nachts, im wege Redtens, Schmerzenskind, der zweite December, des Grund und Bodens, Werkstätt und Werkstätte zc. Den Stein des Anstoß bildet gegenwärtig meistens das Genetiv-s, oder vielmehr das Fortlassen desselben, was ja schon Altmüller Grimm als tadelnswürdig gerügt hat. Ganz andere Ansichten aber finden sich etwas später schon in einem Gymnasialprogramm (Lyl, 1843), wo der Verfasser (Gorßiga) schreibt: „Man hat freilich einen leichteren Ausweg, alle solche Formen für Nachlässigkeiten zu erklären. Es fragt sich nur, ob sich nicht doch vielleicht gerade in solchen Nachlässigkeiten ein geheimer Zug

der Sprache kundthut, und ob nicht auch in früheren Zeiten der Verfall des Formenreichtums der Sprache jedesmal mit solchen Nachlässigkeiten angefangen hat. Es ist möglich, daß unsere Sprache noch eine Entwicklungsstufe erlangt, auf welcher sie auch die heutigen Kasusendungen aufgegeben haben wird. Manche Erscheinungen deuten darauf hin; und es ist wenigstens nicht einzusehen, warum, nachdem sie so viele Endungen aufgegeben, gerade die jetzt noch gültigen für alle Zeiten unabänderliche Geltung behalten sollen.“ Und so meint auch Bedekind, daß für die weitere Ausbreitung unserer Sprache, nicht nur im Ausland, sondern auch in unseren Grenzgebieten, unsere heutige complicirte Declination sogar schädlich sei. „Wenn das Englische in der ganzen Welt verbreitet ist, dann liegt das auch mit am einfachen Bau desselben — eine Weltmacht muß eben auch eine Weltsprache haben, die auch von dem dümmsten Afrikaner und Polynesier leicht erlernt werden kann. Dieser Vorzug fehlt unserer Sprache aber noch ganz und gar. Man merkt ihr noch auf Schritt und Tritt an, daß sie nicht von unten aus dem Volk hervorgewachsen ist, sondern der Lüstelet der Herren Gelehrten ihren Ursprung verdankt. Der Eine hat dann immer noch mehr daran herumgedockert wie der Andere, so daß sie heute eigentlich nur von einer kleinen Minderheit ganz „richtig“ gehandhabt wird, die dann mit akademisch gebildeter Hochnichtigkeit herabsteht auf die große Masse aller derer, die nicht im Stande sind, jene grammatischen Kunststücke fehlerfrei nachzuahmen.“ Selbstverständlich plädiert dieses Büchlein nicht dafür, mit einemmal die völlige Abschaffung der Kasusendungen zu verlangen. Es will nur zeigen, wie die Grammatik nicht als etwas Unantastbares fix und fertig vom Himmel gefallen ist, sondern daß der heutige Zustand sich ganz allmählig herangebildet hat und so sich auch wieder weiter entwickeln muß. „Vorläufig wird ja der Endungsapparat noch lustig weiter baumeln, und es wird auch die Schulmeisterei der modernen „Sprachretter“ nicht so bald aufhören, ihre grammatische Kannegießerei über Sprachbuntheiten, Sprachverwilderung, rohes Zeitungsdeutsch zc. Aber Professoren-Deutsch ist ja nicht immer Gut-Deutsch, und so wird man auch darüber endlich doch mal zur Tagesordnung übergehen. Wenn wir uns nur erst einmal daran gewöhnt haben, alle Neuerungen nicht von vornherein als „Sprachfehler“ zu verdammen, sondern darin unter Umständen auch gesunde Keime zu sehen zu einer weiteren „Sprachentwicklung“, wenn endlich die Schulgrammatik sich auf den historischen Standpunkt stellen wird, dann kommt schließlich alles Andere ganz von selbst.“

Ein Werk, das nach Anlage, Durchführung und Werth Beachtung verdient, das im Verlage von Mittler & Sohn in Berlin herausgegebene „Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke“, quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler ist eben vollständig geworden. Es macht sich im Unterschiede von anderen ähnlichen Werken zur Aufgabe, die mannigfachen Begriffsbestimmungen, wie sie uns im Gesamtgebiete der Philosophie begegnen, in ihren wichtigeren Modifikationen vom Alterthume bis zur jüngsten Gegenwart, und zwar quellenmäßig und möglichst im Wortlaute der Originale (begw. ihrer Uebersetzung in's Deutsche) in einer gewissen Ordnung aufzuführen. Der Hauptfache nach ist das Werk also eine Geschichte der philosophischen Terminologie mit besonderer Berücksichtigung der Begriffe, wodurch die Beziehung zu den Theorien der Philosophen hergestellt wird, ohne daß diese hier den eigentlichen Gegenstand der Bearbeitung bilden. Der Verfasser verhält sich in seinen Darbietungen völlig objectiv, sein Wörterbuch bietet ein ausgewähltes und geordnetes Quellenmaterial für vergleichende und kritische Untersuchungen dar; es zeigt, in welcher glänzender Weise der Bearbeiter den riesigen Stoff beherrscht. Berücksichtigt sind die meisten erkenntniß-theoretischen, metaphysischen, logischen, psychologischen, ethischen, ästhetischen Begriffe und Termini, wie sie in der antiken, scholastischen, neueren und neuesten Philosophie in Gebrauch kamen. Bei jedem der dargestellten Begriffe ist auf die ihm verwandten verwiesen worden. Es kann nicht fehlen, daß ein solches Buch zu einem Handbuch, zu einem Sammelpunkte des Interesses für Jeden wird, der sich seiner bedient, daß kein Besitzer neue Belagstellen aus seinen eigenen Studien, seiner Lectüre darin vermerkt, den Text durch seine eigenen Wahrnehmungen, seine Lesefrüchte und Studienergebnisse bereichert und erweitert. Es bildet somit ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für philosophische Studien und wird den Philosophie Studierenden und Allen, die sich ernsthaft als Forscher und Gelehrte mit der Wissenschaft und ihrer Geschichte beschäftigen, als Hand- und Hülfsbuch für die Orientierung, als Fundstätte für die Literatur und als nächster Hinweis auf die am meisten charakteristischen Aussprüche der Autoren wesentliche Dienste leisten. Aber auch weiteren Kreisen wird das „Eisler'sche Wörterbuch“, da sich in der gebildeten Umgang- und Schriftsprache philosophische Termini in Menge finden, ohne daß die jeweilige Bedeutung doch eine eindeutige wäre, von hohem Werthe und Interesse sein; so wird es selbst für Unterrichtszwecke dem Philologen wie dem Mathematiker oder Naturwissenschaftler als Nachschlagebuch viel Nutzen bieten.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Abad. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Auspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Insttit. zc. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Im Verlage von Imberg u. Lesson in Berlin ist erschienen:

Der Dorfschulze.

Komödie in vier Akten

von

Karl Biltz.

Preis: elegant broschirt 2 M.

Von demselben Verfasser sind erschienen: **Dramatische Humoresken** (Berlin, Imberg u. Lesson), brosch. 2 M. Inhalt: Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther. — Publistus und seine Verwandten, Historico-Komödie.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Somorrha's Ende. Litterarische Komödie (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 1,50 M.

Ein toller Tag. Litterarische Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Anno Zweitausen. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Der Fürst von Kaiatea. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Die vorstehenden Biltz'schen Humoresken bilden einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Komödie, indem sie in gewandtester Sprache die vielfachen komischen Motive, welche unsre Zeit auf litterarischem, socialem und politischem Gebiete darbietet, glücklich verwerthen.



Bismarck
im
Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 M. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egidy Fontane Groth Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Vinbau Lombroso Meschtscheraki Nigra Nordau Ollivier Pettenlofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.



„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Hahn, Dr. Ed., Die Wirtschaft der Welt am Aus-

gange des XIX. Jahrhunderts. Eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst

einigen positiven Vorschlägen. Leg.-8°. brosch. 5 M. 50 Pf.; fein in Leinwand geb. 7 M.

... „Jede Zeile des Verfassers befaßt ihren Ursprung aus lebendiger, dem handelnden Leben zugewandter Empfindung und aus dem starken Drange, der Menschheit durch die Aufweisung des rechten wirtschaftlichen Weges praktischen Nutzen zu schaffen. Die Ziele des Verfassers beschränken sich nicht auf die Tagespolitik oder vereinzelte Maßnahmen, sie sind vielmehr umfassender Art und wollen der gesamten Zukunftsentwicklung des Menschengeschlechts die Bahn weisen. . . . Daß ein derartiges Buch das Interesse der weitesten Kreise zu fesseln imstande ist, liegt auf der Hand; es ist keine Gelehrtenchrift, sondern für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt. Der Verfasser hat schon manche wertvolle Gaben dargeboten und vielfach neuen leitenden Ideen Bahn gebrochen, so daß man auch von dem vorliegenden Werke hochgespannte Erwartungen hegen darf. Durch die Seltäre aber wird die Berechtigung solcher Erwartungen, wie wir uns zusehentlich zu behaupten getrauen, außer allen Zweifel gesetzt. . . .“

Vorstehende Ausführungen aus bekannter, berufener Feder, charakterisieren trefflich den Inhalt des Werkes und entheben uns jeder Empfehlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und bei vorheriger Einsendung des Betrags portofrei von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Vegas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stud, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Coffer-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaggi, Madensen, Starbina, Ceisilow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitoli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags portofrei Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt: Der Ausstellungsschwindel. Von Otto Freiherrn von Boenigk (Halberstadt). — Die Psychologie in der socialen Forschung. Von Karl Roepel. — **Literatur und Kunst.** Aubrey Beardsley, der Maler der Sünde. Von Rudolf Klein (Berlin). — Schleiernmacher und die moderne Religion. Von Heinrich Meyer-Benfey. — **Heute.** Uebereilung. Von Robby Jones. — **Aus der Hauptstadt.** Unsere liebe Frau von Milo. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Der Ausstellungsschwindel.

Von Otto Freiherrn von Boenigk (Halberstadt).

Es scheint in Handels- und Industriekreisen eine gewisse Einigkeit in der Beurtheilung des Unlauterkeitsgesetzes von 1896 zu bestehen: man hält diesen ersten Schritt auf dem sehr schwer zu bearbeitenden Gebiete als einen glücklichen und erfolgreichen, und auch der Fernstehende wird zugeben müssen, daß im Großen und Ganzen die Reclame zwar nicht in Bezug auf die Quantität wohl aber in Bezug auf die Qualität seit Erlaß jenes Gesetzes ein immerhin anderes Gesicht angenommen hat. Diese Erscheinung wird gewiß von allen Wohlmeinenden als erfreulich aufgefaßt werden, und sie mag uns die Grundlage weiteren Vorgehens gegen die Unlauterkeit im gewerblichen Leben bieten und die Hoffnung, daß der beschrittene Weg auch mit gutem Erfolge weiter verfolgt werden kann. Worauf ich heute die Aufmerksamkeit richten möchte, das ist aber nicht die Unlauterkeit, welche die Annoncen der Tagespresse und die Preislisten und Schaufenster vor Aller Augen führen, nicht das betrügerische Gebahren, das beim strahlenden Licht der elektrischen Birnen weithin sichtbar erscheint. Vielmehr will ich die Blicke lenken zu einem aus dem Boden der modernen gewerblichen Entwicklung emporkeimenden Pflänzlein, das im Verborgenen „blüht“: ich meine den Ausstellungsschwindel.

Ich bin keineswegs ein Feind der Ausstellungen und weiß die Bedeutung derselben aus meinem Berufsleben als Syndicus einer Handelskammer wohl zu schätzen. Es liegt mir also fern, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen. Die Berliner große Ausstellung, die nordische Ausstellung in Lübeck und die sächsisch-thüringische in Leipzig haben dazu beigetragen, den Werth solcher Veranstaltungen recht hervortreten zu lassen. Aber leider schießen in Deutschland fortgesetzt Ausstellungen wie Pilze aus der Erde, denen man wenig mehr als ihren schönen Namen nachrühmen kann. Es ist naturgemäß sehr schwer, die Fülle der vorhandenen Beispiele der Presse anzuvertrauen, weil gar zu leicht eine fatale Schadenersatz-Klage auf dem Fuße folgen würde, aber Einiges kann man doch gefahrlos verrathen.

Vor zwei Jahren wurde unter Pauken und Trompeten von einem wohl lediglich in der Phantasie des „geschäftsführenden Directors“ existierenden „internationalen Ausstellungs-Verbande“ eine „allgemeine Industrie- und Gewerbe-Ausstellung (International)“ angekündigt, und zwar nicht etwa in einer

dieser stolzen Bezeichnung entsprechenden Großstadt, sondern in einer kleineren, nach jener Ehre nicht geizenden Stadt am Harz, deren wohlwollender Magistrat so unvorsichtig gewesen war, einen Platz für die Veranstaltung des Unternehmens zur kostenfreien Verfügung zu stellen. In den Ankündigungen beging der Director eine Reihe von geographischen und statistischen — Versehen, die aber naturgemäß den entfernter wohnenden Interessenten nicht aufgefallen sein mögen. In der Ausstellungsstadt mietete der Director einen Laden auf der belebtesten Straße und betrieb von da aus seine Geschäfte, denen er durch Zurschaustellung einer Patentbadehose und einer irgendwie merkwürdigen Spirituslampe (!) das erforderliche Relief zu geben suchte. Da aber zu solcher Veranstaltung Geld gehört und der Director davon keines besaß, so ging er unter die Alchimisten und machte sich einfach welches, indem er „Antheile“ der Ausstellung à 10 Mk. mit einer Anzahlung von 50% vertrieb und den glücklichen Erwerbern dieser Effecten goldene Berge sicheren Ertrages versprach. Viele mögen auf den Leim gegangen sein, schließlich aber nach einigen Wochen waren die leichtgläubigen Kreise übersättigt, sodaß der arme Director, um leben zu können, zum Cautionschwindel seine Zuflucht nahm und die ganze Herrlichkeit ein Ende mit Schrecken nahm. — Wohl wußten oder ahnten Manche den wahren Stand der Dinge, wie aber sollte man dem doch offenbar äußerst gemeinschädlich wirkenden Treiben zu Leibe gehen, ohne selbst seine Haut zu Markt zu tragen? Die Veranstaltung von Ausstellungen ist an sich nicht verboten, der Magistrat hatte durch Ueberlassung des Geländes, wie Fernstehende glauben konnten, sein Placet erteilt, der Vertrieb von Antheilen zur Ermöglichung des Unternehmens war auch nicht zu fassen, und die officiellen Befundungen der Direction stellten die Betheiligung der Industrie als eine über Erwarten günstige dar. Schließlich brachte die zuständige Handelskammer den Stein dadurch in's Rollen, daß sie Einsicht in die Liste der Aussteller erbat und als ihr diese Einsicht verweigert wurde, in der Presse veröffentlichen ließ, daß sie dem Unternehmen fern stehe und bezügliche Auskünfte nicht erteilen könne. Damals war aber nicht mehr viel zu retten. Man war also dieser offenbaren Ausbeutung gegenüber eigentlich machtlos.

Krafter noch tritt der Mißstand in einem anderen Falle, oder vielmehr in einer Reihe zusammengehöriger Fälle hervor, die deutlich erweisen, daß einzelne Personen geradezu gewerbsmäßig Ausstellungen und zwar natürlich meist Winkelaus-

stellungen veranstalten, ohne daß ein anderes Bedürfnis für die meisten dieser Veranstaltungen, die in der Fachpresse mehrfach richtig als Jahrmärkte bezeichnet worden sind, vorlag, als das des Directionsportemonnais. In den letzten Jahren hat ein und dieselbe Person eine ganze Reihe von Ausstellungen in den verschiedensten Theilen Deutschlands veranstaltet und zwar ein — Koch. Diese Ausstellungen, bei denen eingehende gedruckte und mit vielen Annoncen der Aussteller (!) versehene Ausstellungscataloge zur Ausgabe gelangten, sind mit Recht angegriffen und als das Interesse des soliden Handels und der großen, wohlfundirten Ausstellungsunternehmungen gefährdend bezeichnet worden. Leider finden sich auch bei solchen Winkelausstellungen immer gesellschaftlich angesehene Männer, welche sich zum Eintritt in ein „Ehren-Comité“ oder dergl. bewegen lassen, ohne zu wissen, wie wenig sie damit der Nation dienen und wie sie nur die Taschen des Directors füllen helfen sollen. Wie in Wirklichkeit die Dinge liegen, ergibt sich aber aus der Zusammensetzung des „Vorstandes“. Bei einer im vorigen Jahre veranstalteten „Nahrungsmittelausstellung“ des vielgewandten Koch-Künstlers bestand der Vorstand aus einem Vertreter einer Weinfirma, zwei Gastwirthen, einem Fleischer- und einem Bäckermeister, bei einer anderen Nahrungsmittelausstellung aus einem Baumeister, einem Koch, einem Restaurateur und einem Dekonom. Und das vertheilt goldene Medaillen, sogar mit dem Bildniß eines ehrwürdigen und allbeliebten Königs! Das will ein Urtheil abgeben können über die Leistungen auf dem Gebiete der verschiedensten Industrien! Denn jene „Fach“-Ausstellungen beschränken sich keineswegs auf Erzeugnisse der Kochkunst, haben vielmehr auch beispielsweise Fahrräder, Gasmotore, gemalte Schilder, Holzwohle, Musikwerke, Farben angenommen und (zum Theil wenigstens) auch mit goldenen Medaillen prämiirt.

Doch genug der Details, die ich noch erheblich vermehren könnte. Die beiden angeführten Fälle genügen vollständig, um zu zeigen, wie der unlautere Wettbewerb auf dem Gebiete der „wilden“ Ausstellungen seine Zuflucht gesucht und gefunden hat, ohne daß es möglich ist, ihm an der Hand der bestehenden Gesetze wirksam entgegenzutreten. Es ist nicht leicht, immer sofort die Spreu von dem Weizen zu sondern und ohne Weiteres über die vielversprechenden und die Namen allgemein zu achtender Männer enthaltenden Prospective zur Tagesordnung überzugehen. „Die Ausstellung“, das Organ des Verbandes Deutscher Aussteller giebt zwar als Unterscheidungsmerkmal das Vorhandensein oder Fehlen eines Arbeitsausschusses an und weist mit Recht darauf hin, daß die „Directoren“ wilder Ausstellungen einen Arbeitsauschuss, da dieser ihm das Geschäft verderben würde, nicht dulden können — allein aus den Prospecten zc. läßt sich nicht immer ersehen, ob der dort namhaft gemachte Arbeitsauschuss (Comité oder dergl.) nur eine Decoration, eine Folie des Directors darstellt oder thatsächlich „als jene finanziell unparteiische Stelle anzusehen ist, welche nur auf das moralische Gelingen und Ergebniß der Ausstellung bedacht ist, welche nicht den alleinigen Erfolg in einer möglichst großen Einnahme erblickt, sondern vielmehr die wissenschaftlichen, volksbildlichen oder sonstigen ideellen Zwecke, gemeinnützige Ziele im Auge behält.“

Wie wird denn nun aber bei jenen Ausstellungen das Geld „verdient“? Wenn sich auch manche Industriellen ohne genauere Kenntniß der Sachlage und sogar in völliger Verkennung der Thatfachen zufällig als Aussteller betheiligen, so ist der deutsche Kaufmann doch durch üble Erfahrungen im Allgemeinen zu vorsichtig geworden, um in größerer Zahl seine Betheiligung ohne Weiteres zuzufügen. Manchen der Aussteller wird also die eigentliche Situation bei solchen Ausstellungen wohl bekannt sein, aber eben gerade deshalb betheiligen sie sich. Das geht schon aus der Thatfache hervor, daß auf derartigen Winkelausstellungen dieselben Firmen wieder und wieder vertreten sind. Bedenkt man nun, daß die fraglichen Ver-

anstaltungen nur wenige Tage dauern, einen verhältnißmäßig doch recht geringen, an einen Jahrmarkt erinnernden Umfang aufweisen, und nur von äußerst wenigen Personen besichtigt werden, so fragt man sich zunächst, wieso der Unternehmer auf seine Kosten kommt und wieso die Aussteller meinen, durch ihre Betheiligung ihrem Geschäftsbetriebe dienlich zu sein.

Alle Schliche sind freilich auch mir nicht bekannt, welche den Director nach der Goldader führen, aber immerhin lassen sich einige feststellen. Die Leitung einer „Fachausstellung für Händler und Exporteure“ versendete z. B. folgende Einladung zur Betheiligung: „Da wir erfahren, daß Sie ein gutes Bräuben, fragen wir höflich an, ob Sie sich bei der Special-Concurrenz von Bieren, wo Sie nur das kleinste Quantum herzusenden haben, betheiligen wollen. Die Kosten incl. Prämierung betragen 150 M. und wird Ihnen wohl sicher die goldene Medaille zuerkannt, da Sie ein gutes Bier brauen sollen. . . . Die Generalvertretung“.

Die Ausstellungen verdächtiger Art speculiren, wie dies Beispiel zeigt, auf die Medaillenjucht von Leuten, denen solche Auszeichnungen überhaupt nicht oder doch nicht so bequem und sicher zugänglich sind. Das ist aber bei Leibe kein Medaillenkau! Es geht nach außen hin Alles ordnungsmäßig zu, wie bei jeder großen Ausstellung und die urtheilslose Menge kann keinen Unterschied machen zwischen einer goldenen Medaille, die in ehrlichem Wettbewerb der Jury großer Exhibitions abgerungen ist und einer, die ein Koch in seiner Eigenschaft als Director einer Fachausstellung verliehen hat. Goldene Medaille ist goldene Medaille, gleichgiltig, woher sie kommt. Und wenn die Preislisten und Briefbogen einer Firma mit Cliches von goldenen Medaillen überladen sind, so würden Wenige in der Lage sein, einen richtigen Werthmesser anzulegen und wohl die Meisten werden jene Abbildungen als einen schlagenden Beweis der Vertrauenswürdigkeit der so häufig ausgezeichneten Firma aufnehmen. Für diese haben also die fragwürdigen goldenen Medaillen eine nicht unbeträchtliche Bedeutung. Sie sind sonach bereit, behufs ihrer Erlangung gewisse Opfer zu bringen, wenn sie nur in einer das moralische Selbstbewußtsein schonenden Form verlangt und gegeben werden. Nun finden sich bekanntlich leicht Wege, wenn man ernstlich seinem Ziele nachstrebt, und gewandte Ausstellungsdirectoren eben solche Wege auf das Liebenswürdigste. Man sendet seine Ausstellungsobjecte ein, zahlt dem Unternehmer 1) für die Besorgung der Ausstellung und Aufsicht, sowie Reinhaltung — 2) für den quadratmeterweise berechneten Platz — 3) für die in den Ausstellungs-Catalog aufzunehmenden Annoncen — und 4) für die Aushändigung der Medaillen seine „tarifmäßige Gebühr“. Für die Prämierung als solche wird also nichts berechnet und der gute Schein ist gewahrt, das Gewissen ist beruhigt, der Director mit dem „Erfolge“ seines Unternehmens zufrieden.

Solche Zustände dürfen nicht länger geduldet werden. Es bewährt sich in der Unlauterkeit das Sprichwort, daß man die kleinen Diebe, die in Krähwinkel einen baumwollenen Rock für einen wollenen ausgegeben haben, hängt, und die großen Diebe, die unter dem Deckmantel verdienstvoller Thätigkeit die Allgemeinheit betrügen, laufen und ihr Handwerk ruhig weiter treiben läßt. Die Gewerbeordnung stellt in den §§ 29 u. ff. einige Arten gewerblicher Thätigkeit zusammen, deren Eigenart ein erhöhtes öffentliches Interesse bedingt, z. B. das Gewerbe der Fußbeschlager, Lootsen, Schauspielunternehmer, Pfandleiher, Tanzlehrer, Drogenhändler. Diesen Betrieben ist mehr oder weniger die grundsätzliche Gewerbebefreiung beschränkt, weil eben die Gefahr mißbräuchlicher und allgemeingefährlicher Ausübung vorliegt. Ist das nicht in erhöhtem Maße bei den Ausstellungsunternehmungen der Fall? Die solide Kaufmannschaft, die sich nicht hat schröpfen lassen, wird durch die so häufig und prachtvoll decorirte Concurrenz entschieden geschädigt, der

deutsche Name im Auslande unter Umständen discreditirt, das ganze laienhafte Publicum in wirksamster Weise getäuscht, Es wird sich also empfehlen, das Ausstellungsgewerbe jenen Paragraphen der Gewerbeordnung einzuverleiben.

Die deutschen Handelskammern werden sich in Folge der Initiative der Handelskammer zu Halberstadt demnächst mit dieser Frage zu beschäftigen haben, es wird also hoffentlich bald jenen Industrierittern ein wirksames „Quos ego“ zugerufen werden.

Die Psychologie in der socialen Forschung.

Von Karl Noehel.

Es gilt für eine unumstößliche Thatsache, daß im Classenkampfe das wirthschaftliche Interesse das einzig bestimmende Moment sei. Nachgerade scheint es indessen an der Zeit, die Streitart moderner Kritik auch einmal an diesen unmodern gewordenen Grundpfeiler anzulegen. Sind denn die wirthschaftlich Streitenden wirklich so baar aller Individualität, daß sie sich einfach wie Zahlen betrachten lassen oder wie die einzelnen Elemente einer einzigen elektrischen Batterie? Angenommen selbst, daß sie in ihrer Gesamtheit einen einheitlichen Charakter tragen, läßt sich derselbe wie die Lösung eines Rechenexempels bestimmen nach der einen Formel: Wirthschaftliches Interesse? Das hieße die Menschen in ihrer Gesamtheit zu hoch einschätzen und zu niedrig. Zu hoch insofern, als nur Einzelne, nie aber die Masse, so klug und zielbewußt sind, daß sie wirklich in Allem nur ihr persönlichstes, wenn auch rein materielles, Interesse im Auge haben. Zu niedrig aber, weil doch auch nur Wenige so kalt und kleinlich sind, daß ihren materiellen Interessen gegenüber alle Rufe des Geistes und der Seele ungehört verhallen.

Nein! Eben so gewiß wie die Handlungen eines jeden einzelnen Individuums unablässig begleitet und in letzter Instanz mitbestimmt werden von Stimmungen und Gefühlen, so spielen auch im Leben der Masse, also auch im Classenkampfe, diese Imponderabilien eine große, noch viel zu wenig gewürdigte Rolle. Darum braucht man auch nicht allzu sehr erstaunt zu sein, daß in so vielen Fällen gerade das Gegentheil von dem eingetroffen ist, was große Socialpropheten voraus sagten. Sie haben eben vielfach den großen Rechenfehler begangen, die Masse als einen aus gleichartigen Kraftelementen bestehenden, einseitig wirkenden Mechanismus zu betrachten und völlig zu übersehen die Psyche, die in der Verborgenheit wirkende, allmächtige Zauberin. Unstreitig ist ja das Seelenleben der um ihre Existenz kämpfenden mehr oder minder bedingt durch ihre wirthschaftliche Lage. Es ist und bleibt daher die Hauptaufgabe der Socialwissenschaft, directen physischen Mangel unter der arbeitsfähigen und -willigen Masse mehr und mehr unmöglich zu machen und möglichste Hebung des allgemeinen Wohlstandes anzustreben. Aber nehmen wir selbst an, daß wir hiermit wirklich die letzte Ursache der kranken Volksseele kennen, genügt es dann, einseitig die letzte radicale Heilung im Auge zu behalten? Ist es nicht eine ebenso große Pflicht, die augenblicklichen Symptome eingehend zu studiren, um die Möglichkeit zu erlangen, den jedenfalls chronischen Krankheitszustand erträglich zu gestalten? Ganz gewiß; man hat dies auch längst eingesehen, wie z. B. dem Rufe der Volksseele nach Antheilnahme an Kunst und Wissenschaft mit vieler opferwilliger Energie begegnet wird durch die moderne große Bewegung für Popularisirung von Kunst und Wissenschaft. Nun setzt aber gerade diese Popularisirung eine durchdringende Kenntniß der Volksseele voraus, und daß es daran in so bedauerlichem Maße fehlt, beweist das so häufige Mißlingen oft der bestgemeinten diesbezüglichen Institutionen. So bitter rächt sich

auf Schritt und Tritt die Unkenntniß und Nichtbeachtung der Volkspsyche. Hohe Zeit ist es daher, daß gleich so vielen anderen Disciplinen auch unsere so hoch entwickelte Psychologie endlich einmal in den Dienst der großen socialen Sache tritt, den Classenkampf mit ihren Forschungen begleitet, die in ihm wirksamen Imponderabilien von Stimmungen und Gefühlen aufdeckt und analysirt und den Weg weist, durch weise Berücksichtigung derselben dem Wirthschaftskampfe die unlogische, unnütze und unserer heutigen Bildung durchaus unwürdige persönliche Animosität zu nehmen. Hierdurch müßte derselbe logisch reducirt werden auf den offenen, ehrlichen Streit der verschiedenen, klar verstandenen Interessen von Gesellschaftsclassen, deren Mitglieder einander persönlich mit Achtung und menschlichem Wohlwollen gegenüber stehen. Möglicher Weise würde es sich bei solcher Kampfweise zeigen, daß es bei gutem Willen wirksame Compromisse giebt, und daß die Interessen einzelner Classen bis zu einem gewissen Grade friedlich Hand in Hand nebeneinander herschreiten können.

Aus allen diesen Ursachen erweist sich die Begründung einer Socialpsychologie als dringend nothwendig. Dieselbe hätte die große Aufgabe, eine Psychologie des Wirthschaftslebens oder der productiven Classen zu liefern. Allerdings eine Riesearbeit! Nicht nur die verschiedenen Stände als solche wären der psychologischen Forschung zu unterwerfen, sondern in einer schier unabsehbaren Reihenfolge von Monographien auch alle die unendlich vielen Berufsarten mit ihren vielverzweigten Unterabtheilungen. In gewissem Sinne vorbildlich sein könnte hierbei die Gewerbehygiene, welche, allerdings von ihrem Standpunkte aus, eingehend die einzelnen Handwerke und verschiedenen Fabricationsbetriebe studirt hat und namentlich auf dem Gebiete der Fürsorge für arbeitende Frauen und Kinder eine Berufspsychologie vielfach vorbereitet hat. Am dringendsten nothwendig erweist sich eine Berufspsychologie der weiblichen Berufsarten, allein schon um ihrer gerechteren Beurtheilung willen. Denn bei der Frau sind bekanntlich die persönlichen, also psychischen Momente immer ausschlaggebend gegenüber den rein praktisch-materiellen. Wie wenig dem Rechnung getragen wird, begreift jeder feiner organisirte Mann, dessen Ohr und Empfinden täglich unzählige Mal beleidigt werden durch die unter den Herren der „besseren“ Stände üblichen unendlich banalen und ungerechten Urtheile über Kellnerinnen, Putzmakerinnen u. dgl. Aber der schlagendste Beweis für die hierin herrschende Unkenntniß bleibt doch die empörende, jeder Logik und Humanität in's Gesicht schlagende Thatsache, daß Verführer zu sein — es kommen doch hierbei meistens die Frauen und Mädchen der wirthschaftlich und an Bildung niedriger stehenden Classen in Betracht — nicht für eine verächtliche Feigheit und gemeine Niedertracht gilt, sondern für höchst flott und colossal schneidig. Hat aber auch nur einer der so urtheilenden Herren der gebildeten Gesellschaft eine Ahnung von dem, was in der Seele eines jungen Mädchens auch der niedersten Stände vorgeht?

Was wir bis jetzt von der Volksseele wissen, verdanken wir ausschließlich modernen Dichtern, wie Bala, Maupassant, Hauptmann, Tschschoff u. A. Auch haben große bildende Künstler wie Millet, Uhde, Meunier tief in das Leben des kleinen Mannes gegriffen und von den dort verborgenen Schönheitschätzen herrliche Proben gegeben. Sie Alle, Dichter und Künstler, lehrten uns, das Volk zu verstehen und Mitleid, Achtung, ja selbst vielfach Bewunderung da zu empfinden, wo man früher nichts Interessantes voraussetzte und meistens eine oberflächliche, billige Verachtung hegte. Mitthin kommt diesen Meistern eine hohe Bedeutung zu als Stimmungserreger und Werber zur socialen Thätigkeit. Aber wissenschaftlich ernst können ihre Beiträge zur Volkspsychologie nicht genommen werden. Denn auch die am meisten realistischen Dichter und Künstler bleiben ihrem innersten Wesen nach

immer subjectiv, also Phantasten. Doch die psychologische Wissenschaft braucht ein exactes Beobachtungsmaterial und muß dasselbe aus directester, zuverlässigster Quelle schöpfen. Jeder Gebildete, welchen sein Beruf mit dem Volke in unmittelbare Berührung bringt, also vor Allem Pfarrer, Lehrer, Aerzte, Richter, Beamte, Techniker, Fabrikangestellte, Kaufleute, Landwirthe, Landschaftsmaler, sie Alle müßten es als eine vornehme Pflicht erachten, mitzuwirken an der Sammlung des Thatfachenmaterials zu einer Volkspsychologie. Eingehend zu berücksichtigen wären natürlich auch die meist wirtschaftlichen oder hygienischen Zwecken dienenden, schon bestehenden Statistiken. Dem Psychologen von Fach bleibt die Sichtung und Bearbeitung des ungeheuren Materials vorbehalten. Sicherlich werden aber deren Viele dadurch zu selbstständigen praktischen, volkpsychologischen Studien veranlaßt, in der Art wie etwa Göhre als Fabrikarbeiter.

Denken wir uns nun unsere Volkswirtschaftslehrer ausgerüstet mit dem so gewonnenen socialpsychologischen Material und daher im Stande, auch auf psychologische Methode an die Wirtschaftsfragen heranzutreten, so dürfte hierbei das große, schon bis zur Erschöpfung bearbeitete sociale Problem plötzlich in ganz neuer Beleuchtung erscheinen, die schon ermattende Forschung sich neubeleben, und vielleicht der Schlüssel gefunden werden zur Lösung manches bisher für unlösbar gehaltenen Räthfels. Ferner wird aber auch sicherlich durch diese mehr menschliche Betrachtungsweise die sociale Forschung eine viel größere Popularität erlangen als bisher. Denn das weitere Publicum bringt ihr fast ausschließlich aus Mitleid Interesse entgegen und fühlt sich daher sehr häufig durch ihre falsche Objectivität und wissenschaftliche Exklusivität abgestoßen. Daß die Socialforschung dem bisher zu wenig Rechnung getragen hat, dürfte ebenfalls zu ihren Unterlassungssünden zu zählen sein. In dies Gebiet gehört auch die Thatsache, daß sie es bis jetzt unterlassen hat, in den Kreisen für sich Stimmung zu machen, welche besonders zur praktischen Mitarbeiterchaft berufen sind; sei es durch Reichthum und Muße, wie gewisse vorurtheilsfreie Capitalisten, sei es durch besondere Gemüthsanlagen, wie die Frauen im Allgemeinen, namentlich allein stehende und wirtschaftlich gesicherte. Vielleicht dürfte der Socialforschung ein Vorwurf auch daraus gemacht werden, daß sie zu wenig den herrschenden Scepticismus berücksichtigt und eine ethische Begründung der Berechtigung der Socialforschung bisher unterlassen hat.

Also überall Nichtbeachtung der Popularität. Dies Princip dürfte ja bei jeder anderen Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade angebracht sein. Die Socialwissenschaft aber nimmt eben eine durchaus exceptionelle Stellung ein. Da sie auf's Innigste mit dem pulsirenden Leben vereint ist, darf ihr keine der intimsten Aeußerungen der Volksseele entgehen, und da sie durchaus praktische Endziele hat, darf sie kein Moment außer Acht lassen, das ihre Popularität und ihren praktischen Einfluß erhöhen könnte.

Zum Schluß sei ein kurzer Rückblick gestattet. In der praktischen und theoretischen socialen Thätigkeit macht sich die Unkenntniß der Volksseele überall auf das Hemmendste und Störendste bemerkbar. Es erstreckt daher der Psychologie die Aufgabe, eine encyclopädische Psychologie der productiven Classen zu liefern und einzelne Berufspsychologien aller wirtschaftlichen Thätigkeiten. An der Sammlung des nöthigen Thatfachenmaterials haben sich alle Berufsarten, die in unmittelbarem Verkehr mit dem Volke stehen, zu betheiligen.

Mögen sich Berufener dieser Gedankens einer Socialpsychologie annehmen und somit eine tiefere, gerechtere Würdigung der Volksseele begründen, welche ihrerseits den fruchtbarsten Einfluß haben müßte auf die Erforschung aller derjenigen Wirtschafts- und Culturprobleme, welche wir als „Sociale Frage“ bezeichnen.

Literatur und Kunst.

Aubrey Beardsley, der Maler der Sünde.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Wie Deutschland politisch das 19. Jahrhundert beherrschte, so beherrschten es England und Frankreich künstlerisch. Englischer und französischer Geist waren die Triebfedern aller Kunst im 19. Jahrhundert. Doch hat England den Vorrang. Von England gingen die „Entwicklungsideen“ aus, die das gesammte Geistesleben beherrschten und nach England eben am längsten in Frankreich wirkten, allwo sie noch lebten und wirkten, als im Mutterlande England schon eine spiritualistische Parallelströmung sich Wege bahnte, eine spiritualistische Strömung, die, weil atavistisch, auch in der Kunst archaische Producte zeugen mußte und deshalb nicht sehr zukunftsträchtig sein konnte. Die naturwissenschaftliche Entwicklungs-idee war, wie auf allen Gebieten im 19. Jahrhundert, auch in der Kunst der treibende Factor, weshalb wir auch in England die ersten naturalistischen Künstler finden in Constable und Turner, die das Problem der Farbenanschauung in einer Weise aufgreifen, die erst fünfzig Jahre später in Frankreich bewegend wird. Doch der Engländer — sonst nüchtern und trocken vom Händlergeist regiert — hat in Folge seiner germanischen Abstammung auch eine religiös-poetische Ader, die jedoch nicht wie beim Deutschen gewissermaßen selbstzufrieden schlägt, sondern sich, dem Händlergeist entsprechend, fanatisch, programmatisch bethätigt. Puritanismus und Heilsarmee sind schlagende Beweise. Aus dieser Anlage ging nun auch im 19. Jahrhundert jene spiritualistische Strömung hervor, die nicht auf nationalem, theologischem Denken beruhte, — auf welche Weise sich nun zu bethätigen der deutsche Geist wieder ansieht —, sondern ein atavistisches Gebräu aus indischem Occultismus, modernem Spiritismus und christlicher Mythik. Eine solche Geistesrichtung mußte in der Kunst nothwendig in Archaismus verfallen, statt die neubetretenen naturalistisch-ästhetischen Bahnen durch neues Denken ethisch zu vertiefen und auszubauen. Während wir daher die Kunst in Frankreich größtentheils auf naturalistisch-ästhetischem Standpunkt beharren sehen, greift sie in England in Folge der atavistisch-spiritualistischen Geistesrichtung auf das italienische Mittelalter und die Frührenaissance zurück. Und so sehen wir denn die Künstler in der Schule der frühen Florentiner, wobei erwähnt sein mag, daß die englischen Künstler theilweise auf diese Richtung zurückgriffen, weil sie bei ihr die selbst gesuchte naturalistische Formbeobachtung fanden. Doch kann dies unmöglich, wie vielfach behauptet wird, allein der Grund gewesen sein, für welchen Fall die englische Kunst einfach die begonnenen naturalistischen Bahnen auf die Weise hätte ausbauen können, wie das rein naturalistisch-ästhetische Empfinden der Franzosen dies gethan. Das spiritualistische Bedürfniß ließ in erster Linie die englischen Künstler auf die primitiven Florentiner zurückgreifen, weil in deren Werken noch der ganze spiritualistische Gehalt der Gothik nachzitterte, wenn auch mit naturalistischem Ahnen vereint, weshalb wir auch die Häupter dieser Prärafaeliten, Rossetti und Burne Jones, bald nachher mit einigen Anderen als Neu-Prärafaeliten auftreten sehen. In deren ganzer Kunstproduction herrscht alsdann in ziemlich monotoner Weise, ein Empfindungsston vor: das inbrünstige Verlangen der Seele aus dem grauen Alltag nach neuen Schönheiten — verkörpert in der Figur des Weibes als Priesterin dieser Seelenwünsche. Bei Rossetti finden wir dieses Weib noch voll innerer Gluth in glühender Hoffnung, bei Burne Jones ist es schon eine anämische Asketin, deren Geist schon der schmalen Grenzscheide des Wahnsinns nahe. . . Bei epigonenhaften Nachfolgern dann finden wir diesen Typus immer wiederkehrend als leere Form decorativ verwendet. Nur ein Künstler macht eine Ausnahme, Beardsley: bei ihm hat dies Weib, durch den

bei Burne Jones angedeuteten Wahnsinn hindurch, die neuen Paradiese entdeckt, die Paradiese der Sünde, deren verlockendes Flüstern dämonischer Engel es wie festgebannt lauscht. Die ganze Entwicklungsphase, vom Rückgang auf das frühe Florenz an, findet sich noch einmal zusammengedrängt in der Production dieses letzten großen Engländers, nur mit dem ganz bestimmten Grundton: aus Allem, das er geschaffen, klingt als Grundton hervor das Lied von der Sünde, vom Bösen, vom Laster; ja noch mehr, das Lied vom Geschlecht als satanische, kosmische, schaffend-zerstörende Macht. Anfangs war er nur der Schönheitspriester der Sünde, dann vertiefte er sich geradezu zum Geschlechtsphilosophen.

Aubrey Beardsley, der schon mit 26 Jahren starb, im Herbst 1897 in Mentone, war eines jener frühreifen Genies, die einer inneren Mahnung zufolge, von einer fiebernden Gast befallen, ahnen, daß sie nicht lange zu leben haben. Mit zwanzig Jahren schuf er Meisterwerke, als er mit 26 Jahren starb, war er vielleicht auch künstlerisch so ausgebrannt wie förperlich. Doch liegt hierin nicht der geringste Tadel, noch eine Ursache es zu vertuschen, da er bei seinem frühen Tode ein Werk hinterließ, so reich wie Andere nach einem langen Leben. Diese ungeheuer concentrirte technische Begabung, wie dieses visionäre, wenn auch einseitige psychologische Sehen, konnte, rein physiologisch betrachtet, nur von kurzer Dauer sein. In dieser Art begnadet die Natur einen Künstler nur für wenige Jahre. Und so starb er vollauf zur rechten Zeit. Er hatte mit seinen wie im Fieber gesteigerten Schöpfungs- und Erkenntnisorganen in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu leben vergönnt, so viel geschaut und geschaffen, wie Menschen, deren Herzschlag in normaler Weise pulst, in einem langen Leben. Was seine einzelne Production betrifft, so mögen nachstehende Anmerkungen folgen; er illustrierte von Büchern: *Mort d'Arthur*; *Salome*; *The Rape of the Look*; *The Pierrot of the Minute* etc. Er zeichnete für die Zeitschriften: „*Yellow Book*“ und „*The Savoy*“. Als Sammelwerke erschienen: *A Book of Fifty drawings*, 1896. *A second Book of Fifty drawings*, 1898. Alsdann, „*Early Work*“. Endlich schrieb er — obgleich sein literarischer Ehrgeiz weit größer wie seine Fähigkeiten — eine Novelle „*Under the Hill*“ die er ebenfalls illustrierte. Ich sagte, daß Beardsley's Production zusammengedrängt noch einmal den ganzen Entwicklungsgang der englischen Kunst umschließe. In seiner frühesten Epoche sehen wir ihn, und das ist für seine Selbstständigkeit höchst bezeichnend, nicht etwa, gleich seinen jugendlichen Zeitgenossen, den schon berühmten Rossetti und Burne Jones folgen, sondern gleich diesen direct zurück zur Quelle, auf das frühe Florenz zurückgehen. Aus dieser Epoche seien zwei Zeichnungen erwähnt: „*The Procession of Joan of Arc*“ und „*The Litanies of Mary Magdalen*“. Das erste, gewissermaßen als Fries gedacht, muthet uns direct wie ein Mantegna an. Es ist ein langer Processionszug von Männern, Frauen und Kindern mit Fahnen, Standarten und Palmzweigen, in ihrer Mitte die siegreiche Jungfrau. Diese Zeichnung verräth ein großes technisches Können, doch würde Niemand in ihr den späteren Beardsley ahnen, da er nicht einmal versteckt zum Vorschein kommt. Dieses letzte, das heimliche Hervorblicken der eigenen Individualität, findet sich jedoch in der zweiten erwähnten Zeichnung dieser Epoche. Dieses Bild, das in seiner ganzen äußeren Art wie ein Orcagna wirkt, ist insofern schon ein echter Beardsley, indem ein Theil seiner Figuren schon geradezu vom Teufel befallen scheint. Links kniet, von innerer Verzweiflung verzehrt, Magdalena die Sünderin in inbrünstigem Gebet, im Hintergrunde stehen unglaublich lange, in Wurmlinien gezeichnete Figuren, deren Verbrechergesichter von höllischer Schadenfreude verzückt, während ein kleiner Bockliger, der der größten Figur nur bis zur Hüfte reicht, mit teuflischem Grinsen gegen die Bückende die Zunge heraussteckt. Wir sehen also schon in dieser Schaffensperiode, die den Künstler äußerlich vollständig

wie inhaltlich theilweise in epigonenhaftem Banne zeigt, einmal ein Hervorblicken der späteren psychischen Eigenart, jedoch noch nicht von der späteren sündhaft-erotischen Seite. Das Teuflische tritt hier hervor ganz in der Art, wie wir es auf vielen mittelalterlichen Bildern religiösen Inhalts finden.

Daß ein Künstler wie Beardsley nicht lange in solch' epigonenhaftem Banne befangen bleiben konnte, ist selbstverständlich, und so sehen wir denn, wie in der nächsten Phase das florentinische Gewand sich in's Rationale verwandelt, ganz wie bei Rossetti und Burne Jones. Er giebt Schilderungen, in deren Vordergrund das Weib steht, das Weib, mehr Engel als Mensch, das Weib als asketische Priesterin. Dieses Weib, — Blätter wie „*Adoramus Te*“; *A Christmas Carol*; „*A Head*“ seien genannt — tragen in ihren Gesichtszügen jedoch deutlich ein Etwas, das als die Fieberkrise bezeichnet werden muß, aus der das spätere Beardsley-Weib, das der Sünde verfallen, hervorging: wobei erwähnt sein mag, daß der spätere Typus, der ja immer und immer die Verkörperung der Sünde ist, deutlich die Spuren seelischer Gesundheit und Genußkraft trägt, welche Eigenschaften natürlich im Verwersen ihre Nahrung suchen und finden, ich meine die Spuren der Gesundheit im Gegensatz zu diesen müden, melancholischen Frauen, die sich Anfangs bei ihm mit allen andern Neu-Prärafaeliten finden. Das spätere Weib Beardsley's hat eben beim Teufel das gefunden, was es auf himmlischen Wegen vergebens gesucht: eine neue Gesundheit, eine neue Lebenskraft, es ist aus einem Engel des Himmels ein solcher der Hölle geworden, und zwar der Hölle, die zu tiefst in den bewegenden Mächten des Lebens steckt, der Hölle des Geschlechts. Aus dieser Periode stammt eine Zeichnung, die formell noch in der neu-prärafaelitischen Art gehalten, seelisch jedoch eine erschreckende Vorahnung des Kommenden ist: ich meine das Blatt „*incipit vita nova*“ . . . auf tief schwarzem Grund schauen wir einen dunklen Frauenskopf, im schwarzen, den Kopf völlig umrahmenden Haar, bleiche franke Rosen; die Augen des Kopfes sind geschlossen wie in hellsehendem Traume, der Mund vampyrhaft geschwollen, (wenn auch noch nicht so vergiftet wie später), unter dem Kinn dieses Kopfes ein aufgeschlagenes grell weißes Buch, der einzige lichte Fleck in dieser Finsterniß, auf der Seite dieses Buches die Worte „*incipit vita nova*“ — auf die eine furchtbare, ekelerregende Vision in der Gestalt eines dämonisch angeschwollenen Embryos deutet . . . Das ist eine Darstellung des werdenden Lebens aus dem Geschlecht als teuflische Macht im kosmischen Sinne, das Böse als Ursprung der Welt! Für die erste florentinische Epoche Beardsley's war die „*bückende Magdalena*“ so charakteristisch, weil, obgleich formell epigonenhaft, das Teuflische sich blickartig enthüllte; doch war das Satanische damals nur seelisch-religiöser Art, wie auf vielen mittelalterlichen Bildern. Hier, in dem Blatte „*incipit vita nova*“ ist es schon durchaus erotisch, ja schon, wie in Beardsley's letzter Epoche, sexuell-kosmisch. Hier, in seiner frühen Jugend, das Blatt ist 1892 entstanden, hat er seherhaft einen Griff auf den Grund gethan, wie sonst nur in seinen letzten Werken.

Ich sagte, daß Beardsley's späteren Frauen, obgleich sie die Verkörperung der Sünde, im Gegensatz zur Asketin seiner neu-prärafaelitischen Epoche, gewissermaßen eine neue Gesundheit, eine, eben im Bösen gefestigte, neue Lebenskraft eignet. Hierzu ist es höchst charakteristisch zu constatiren, daß der Künstler, bevor jene Gestalten entstanden, als Suchender, als Unfertiger auch reintechnisch und inhaltlich eine kurze Spanne Zeit noch einmal die Wege des realen Lebens geht. Denn, bevor er seinen eigenen Stil fand und bevor er jene Frauen schuf, die für ihn typisch, finden wir ihn eine Zeit lang als Zeichner im Sinne Gavarni's. Doch gleichzeitig, während er jene Wege einschlug, deren Production ich mit Gavarni verglich und für die seine Zeichnungen zu Balzac, Flaubert und zur *Manon Lescaut* die typischsten sind, hat er Blätter geschaffen (*Morte d'Arthur*, das erste von ihm illustrierte Buch

weist auch solche auf) die ein Gemisch des florentinischen und seines noch schlummernden, später so genial gehandhabten Linienstils sind. Aus dieser Epoche, deren Blätter für uns weniger in Betracht kommen, seien erwähnt „la comédie aux enfers“, und „Siegfried“, Blätter, deren Ueberladenheit in der Composition — während er später gerade in der Einfachheit seine höchste Genialität bewies — eine große Unklarheit zur Folge hat. Für seine innere Entwicklung sind hingegen jene Blätter im Stile Gavarni's sehr interessant, vor Allem, da sie das Erotische in einer eigenthümlichen, der Zeit von 1830 entsprechenden Art aufweisen. Die Blätter, in denen Beardsley das Erotische streifen konnte, sind selbstverständlich die interessantesten. So giebt er z. B. Manon Lescaut einmal in jener altmodischen Eleganz mit hoher Frisur, dem unvermeidlichen Schönheitspflasterchen, den Fächer in der graciösen Hand — hochschwanger. Dieser letzte Umstand ist gerade für die Interpretation einer Manon Lescaut sehr zutreffend, da jene unermüdblichen Liebespenderinnen mit in diesem Zustand früher cofettirten. Auf einem anderen Blatte dann sehen wir die Lescaut an reich besetzter Tafel, als einzige Dame im Kreise lusterner Herrn, geistreich plaudern. Gegen diese Lescaut, in der nur das Erotische der Zeit so ungemein entsprechend betont ist, wirkt Madame Bovary als die Giftmischerin und wie eine Vorahnung so mancher späteren Frauengestalt, denen das Böse Selbstzweck, während wir in jener Cameliendame vor dem Spiegel wieder mit meisterhaftem Geschick die Courtisane von 1830 gestaltet finden. Beardsley hat die Cameliendame oft gezeichnet und einen größeren Contrast zwischen dem erotischen Empfinden dieser ersten und jener aus seiner letzten Epoche kann man sich schlecht denken.

Es giebt ein Selbstportrait von Beardsley, das ist folgendermaßen componirt: im Hintergrunde eine jener Traumlandschaften, deren Bäume vor erotischem Verlangen zu zittern scheinen, im Vordergrund der Künstler bekleidet mit einem kurzen Spigenjäckchen, an den Knien dicke Spigenrüsche und unter dem Arm einen Zeichenstift so lang wie ein Hirtenstab. Und auf diesem zarten Körper ein Kopf, dessen Ausdruck ein Gemisch von Faun und Verbrecher, und hinter dem Künstler eine kleine Herme mit grinsendem Faunkopf, an die er gefesselt durch ein Band, das um die Fußgelenke geschlungen ist: Beardsley an den Faun gefesselt. Das ist der Schöpfer all jener Frauengestalten, die sich der Sünde verschrieben, ohne das Gesunde je ausgiebig genossen zu haben, weil es keinen Reiz für sie hatte. Die Sinnlichkeit der Griechen erfand in der Verfallzeit den Faun und im Rococo spukte in den Gärten der Faun, doch sowohl der Faun wie seine landschaftliche Umgebung war in diesen Zeiten von einer Lust und Luft umweht, die zu kräftigem Genuß einlud. Wie anders bei Beardsley. Diese Gärten brauchen nicht Luft und Wärme und das Sehnen der Wesen, die sie beleben, erfüllt nur der Wonneschauer der Worte „Sünde“ und „Laster“. Frühverdorbenen Kindern, die mit dem Laster spielen, ohne den Begriff zu fennen, gleichen diese Wesen, die aus einer Nervenkrankheit hervorgegangen, förmlich zur Sünde keusch gehalten, immun gegen ihre Gifte sind. Diese Wesen und diese Gärten sind die einer Wahnsinnsphantasie, deren glühende Ascese die franke Schönheit neuer Paradiese entdeckte, der Paradiese der Sünde, wo irr sinnige Heilige wohnen und vom Teufel besessene Engel, Wesen, die sich der Sünde verschrieben, weil das Leben sie betrogen, das Versprochene nicht gehalten hat. Und so sehen wir in diesen Landschaften Frauen, die andächtig lauschen, wenn Faune, deren Sinnlichkeit nur noch nach dem Geklechzt, zur eigenen Geißel für die unmögliche Befriedigungsfähigkeit, ihnen aus den Büchern der Sünde vorlesen. Bei der früheren Generation, bei Kops' Frauen mit ihrer noch starken sinnlichen Genußkraft, war die Sünde ein Endstadium, hier geht sie mit der Keuschheit Hand in Hand, wie bei mittelalterlichen Heiligen, hat geradezu etwas Märchenhaftes, ist unwiderstehlich gemacht durch eine seelische wie technische Formen-

schönheit, ja ist dem Göttlichen nahe, weil sie das Ende von Gottsuchern ist. Aus diesen Empfindungen hat Beardsley zahllose Frauengestalten geschaffen, deren Gesicht und Costüm das Lied von der Sünde durch alle Tonarten singt, er konnte nicht anders, seine Linie vibrierte von Sünde, selbst im rein Ornamentalen.

Dies sündhafte Weib, das das Leben nicht genießen konnte, haßt selbstverständlich den Mann, und so spielt der Mann, in Beardsley's ganzer Production diesem Weib gegenüber stets eine traurige Rolle. Ja, einmal sehen wir in einer Landschaft ein geradezu gewaltiges Weib mit einer Peitsche einen kleinen Castraten vor sich hin treiben, denn es ist des Betruges längst müde. Den Höhepunkt einer schwülen Sinnlichkeit, die der Hauch der Sünde unwiderstehlich macht, finden wir in einigen Rococo-Bildern. „The fruit Beares“ verkörpert in einem Maße den sinnlichen Genuß, so phantastisch, wie nur der ihm erträumen konnte, dem das materielle Genußvermögen vollends gebrochen war. Die Phantasie eines Sardanapal nur konnte von solchen Gärten träumen, die von Rosen und Früchten wie eine Urwaldwildniß überwuchert sind, während im Schatten der geradezu brünstigen Vegetation junge Mädchen sich dem Laster der Faune preisgeben. Wie Watteau, der brustfranke Schwärmer, Liebes- und Lenzesfreuden auf die Leinwand zauberte, an denen Theil zu nehmen die Natur ihm versagt, so hat hier die Phantasie eines Menschen, dessen zartem Nervensystem völlig die Fähigkeit zum materiellen Genuße fehlt, ein Bild geschaffen von geradezu sardanapalischer Ueppigkeit. Anlässlich dieses Bildes sei erwähnt, wie der Künstler hier und noch an vielen anderen Stellen ein geradezu krankhaftes Ueberwuchern der Gegenstände mit Rosen, als Symbol einer förmlich fieberhaften, ja fieberschlaffen Sinnengluth verwendet: während im modernen Leben die üppige volle Rose von so vielen andern todtten Blumen, wie Gardenia, Orchidee u. verdrängt worden ist. Aber Beardsley's Rose ist auch nicht die gesunde Rose, die dem Decadenten Des Esseintes viel zu bürgerlich ist, Beardsley's Rose wirkt in ihrer Ueppigkeit geradezu krank, wie wenn sie aus Gräbern erblühte, wie wenn ihre Wurzeln aus dem Verwesungsphosphor am Laster verfaulter Geschlechter ihre Nahrung saugten. Die Landschaft auf dem Blatte „Der Abbe“ ist von noch intensiverer Concentration. Die Vegetation auf diesem Bilde atmet eine geradezu tropische Ueppigkeit und Fruchtbarkeit — jeder Zweig, jede Blüthe scheint vor erotischem Verlangen zu beben — so daß man glaubt, ein Mensch von dieser Welt müsse einem einzigen Athemzug dieser beraushenden, sinnlich concentrirten Atmosphäre erliegen. Diese Landschaft scheint von jenem tropischen vorsündfluthlichen Fieberdrang erzeugt, in dem aus der erotischen Urgluth in einem Tage Wesen wurden, sich weiterzeugten und vergingen, da ihr erhöhtes Genußvermögen einem einzigen Zeugungsact erlag. Doch so scheint nur diese Landschaft. Der Geist, der sie erzeugt, ist von völlig erschlaffter Blasirtheit und der Anblick dieser Vegetation, in der Schmetterlinge mit Frauenleibern träge kriechen, erregt in ihrer heißen Sinnlichkeit, die berauscher wirkt als das herrlichste Weib, gerade darum solche Wirkung, weil sie vom blasirtesten modernen Geist, den die Figur dieses „Abbe“ symbolisirt, zugeschnitten und angeordnet ist, der ihr jede Natürlichkeit genommen und sie mit dem Pesthauch des Lasters vergiftet. In der Erinnerung solcher Bilder müssen wir sagen, daß wir Alles, was wir früher bei Kops zu sehen glaubten, heute bei ihm nicht mehr finden können, nachdem wir Beardsley kennen. Wie klein ist gegen ihn Kops' Sünde, Sinnlichkeit, wie klein seine Phantasie und sein Gestaltungsvermögen! Er, wie alle anderen Erotiker weideten sich noch an herrlicher Gliederpracht: Beardsley aber gestaltet selbst die ranzige, ekeltiefende Sinnlichkeit kranker Jugend, wie welken lusternen Alters — und in wie discreter Weise: nur der Psychologe entdeckt sie, während Kops jedes Kind entziffern könnte. Er gestaltet den sündhaften

Stel und die Widerwärtigkeit durch einen einzigen Kniff der Lippe, der Augenbraue, durch eine Linie des Kleides oder das Ringeln des Haupthaars. Die Linie that eben was er wollte, sein technisches Vermögen kannte keine Grenzen. Er ging oft vom rein decorativen Entwurf aus und gestaltete dann aus der Form einer Blume heraus, Blätter wie das berühmte Bild „The ascension of the rose of Lima“, diese Himmelfahrt der Sünde, auf der das Weib, der Sünde überdrüssig, sich an die gen Himmel fahrende Madonna klammert.

Daß der aus nervöser Ueberfeinerung unfruchtbare Mensch der Lust zum Bösen, die vom Erotischen abstrahirt, verfällt, beweisen Beispiele aller Decadenzeiten und daß auch Beardsley diese Regungen nicht unbekannt, davon sprechen manche seiner Blätter. „The Baron Verdigris“ könnte gewissermaßen, auf einsamem Schlosse hausend, der Herold all' jener Frauen mit den bösen Lippen sein, die eine andere Rubrik repräsentirt, im Gegensatz zu denen, die in den „Gärten Sünde“ lebten. Der „Baron Verdigris“ ist in Beardsley's phantastischem Varietéstil, die in's Moderne übertragene Verkörperung der Psyche eines Gilles de Rais und Marquis de Sade. Das Bild ist folgendermaßen componirt: Auf tief schwarzem Grunde, der einen Berg darstellt, auf dessen Spitze eine kleine Burg, sehen wir die weiße Gestalt des gefährlichen Mannes, der, die im Kettenpanzer steckende Hand auf das Schwert gestützt, über seiner Rüstung ein gigerhaftes Costüm mit aufgeschlagenen Hosen trägt und auf dem vollen Haar ein Clowncylinderchen mit mächtig wallender Straußenfeder, während das Gesicht tief finster vor sich hinblickt. Wohl noch nie sah man eine intensivere Verkörperung des Bösen. Nur wundert man sich, wenn man auf die Einzelheiten des Costüms eingeht, wie der Künstler bei den scheinbar lächerlichen Contrasten die Wirkung überhaupt erzielen konnte, bis man erkennt, daß die intensive Wirkung gerade in diesen Contrasten beruht, indem der furchtbare Ernst der Situation gerade die Summe der Lächerlichkeiten ist. Diese Figur ist die Verkörperung der Lust am Bösen, das, vom Erotischen abstrahirt, das Böse als Selbstzweck will und übt. Dieses Verlangen ist, wie schon angedeutet, die Folge eines psychischen Zusammenbruchs, aus dessen unfruchtbarer Melancholie die Lust zur Grausamkeit, zur Quälerei des Anderen, unter eigenen Thränen und Neue entspringt, um beim Anblick der Qualen des Anderen, die eigene erschlaffte Psyche noch einmal in die Lustschauer zu bringen, die der gesunden Psyche der Anblick des Tragischen gewährt. Es ist also wieder das Verlangen Trostloser, Unbefriedigter, im Bunde mit dem Teufel, das Göttliche, die Schönheit zu erreichen, die auf den Alltagswegen nicht zu finden ist. Und dieses Verlangen einer kranken Seele in's Moderne übertragen, in die moderne Zeit, die dem Individuum jede willkürliche Ausschreitung unterfagt und es dem Untergange, seiner Melancholie überläßt, das symbolisirt die Figur des Barons gerade in ihren scheinbar lächerlichen Contrasten, die einfach tragisch wirken: es ist, wie wenn ein Weinender in einen gellenden Lachkrampf ausbricht. Während der Baron Verdigris' gewissermaßen als symbolische Figur dieses ganzen Empfindungscomplexes gelten kann, giebt es viele Blätter Beardsley's, die Verkörperungen von Theilempfindungen dieser Gruppen sind, denen das Böse Selbstzweck ist. Ich will ein Blatt hervorheben, das zu den stärksten gehört: „The Wagnerians“. In einem Theatertraume, „Tristan und Isolde“ wird gespielt, sehen wir eine Gruppe von geradezu dämonischen, einfach erschreckenden Frauengestalten. Diese Weiber scheinen die „Furien der Finsterniß“, die anfangs war, die Furien, die heulend das werdende Chaos durchbrausen, brünstig voll schaffend-zerstörender Instincte; ihr Gesicht ist bleich, ihr Blick finster; ihre Lippen schwarz und geschwollen; ihr Körper geschwollen wie vom Leichengift und schillernd wie ein Nasbalg der Verwesung im Phosphorglanz; das Blut, das ihn durchkreist, scheint grün und faulend. Man glaubt, nur die Phantasie

eines an Sathriasis leidenden Todtengräbers hätte diese Ungeheuer erdenken können.

Vom Dämonischen war Beardsley ausgegangen (man erinnere sich, wie es durchblitzte auf einem Bilde seiner ersten Epoche „the litany of Marie Magdalen“, dann machte er das Gebiet des Erotischen, in seiner specifisch modernen, neuromantisch-decadenten Aeußerungsform, zu seinem Specialgebiet. Aber da zu tiefst im Grunde des Geschlechts, das er ja immer gestaltete, nicht nur das Dämonische seinen Sitz hat, sondern auch alle jene Urregungen, durch die mit dem Kosmos in Verbindung zu stehen wir nie aufgehört, so mußte der Künstler auch in einigen Blättern jene innere Größe erreichen, die das vom Kosmos gelöste, individualisirte Geschlecht, als eine geradezu kosmische, elementare Vernichtungsmacht offenbarten. In seiner frühen Jugend, im Blatte „incipit vita nova“ schuf er aus einer dumpfen Ahnung heraus das „Werdende“, in den beiden Messalina-Blättern hat es seinen Vernichtungszug angetreten. Diese beiden Blätter sind das Unerhörteste, das die bildende Kunst an Darstellung des Erotischen aufzuweisen hat. Auf dem einen Blatte, 1897, also kurz vor dem Tode des Künstlers entstanden, „Messalina returning from the Bath“ sehen wir die römische Kaiserin wie ein Ungeheuer die Marmorstufen ihres Bades hinanstiegen. Ein förmlicher Stierkopf, mit zähem Haar nach vorn gebeugt, sitzt auf dem kurzen dicken Rumpf, dessen eiserne Brüste das herabgleitende Hemd entblößt, während die rechte Hand neben dem altersdüden Leib zur Faust geballt ist. Einem Ungeheuer gleicht das Weib, das mit seinen Lüsten die Menschheit verwüftet, wie ein wüthender Eber über Nacht fruchtbare Gelände. Es ist die Verkörperung des Geschlechts als furchtbare Zerstörungsmacht, gesteigert durch die Wuth über die dem Genußvermögen gezogenen Grenzen. Auf dem anderen Blatte ist Messalina etwas jünger. Hier fehlen ihr die Günstlinge noch nicht. Ihr Körper hat noch Reize von so furchtbarer Art und Lüste von so gewaltiger Expansionskraft, daß sie im Genuße alle Hölle und Himmel zugleich zu verschlingen begehren. Diese zweite Messalina ist die Verkörperung der furchtbaren Baalspriesterin, zu dem in allen Verfallszeiten das Weib anschwillt und in dessen Schooß die Kraft des Mannes rettungslos verschwindet. Sie wirkt unwiderstehlich und ist unerfättlich. Geradezu bewundernsworth ist bei diesem Blatte wieder die Einfachheit der Mittel, womit der Künstler, der vom Nackten nur die Brust zeigt, die außerordentliche Wirkung erreicht. Auf ganz schwarzem Grunde sehen wir Messalina mit mächtigem Federhut; darunter ein kleines, dickes Gesicht mit kurzer breiter Nase und geschwollenen Lippen, dann die volle entblößte Brust, dann das Corsett, das sie über dem Rock trägt. Die außerordentliche Wirkung wird in diesem Blatte, abgesehen von der geradezu monumentalen Linie, durch die jähen Contrasten von Schwarz und Weiß gebildet. Das Blatt wirkt wie ein nächtlicher Alp. Wie in solchen Zeiten unter der Herrschaft solcher Messalina der Mann alsdann immer mehr zum verdummten Schlemmer herabsinkt, das hat uns der Künstler gezeigt in jenen beiden Blättern, die das männliche Gegenstück zu jenen beiden Messalinen bilden. Das eine heißt „Ali-Baba“, das andere ist eine männliche Figur, die er 1896 als Titelblatt für die Zeitschrift „The Savoy“ zeichnete. In der ganzen Production Beardsley's finden sich, neben der ewigen Schilderung des Weibes, kaum ein paar Männer, und diese wenigen sind entweder lüsterne slavische Faune oder directe Idioten. Es ist dies höchst charakteristisch, da unter der Herrschaft des Teufels das Weib aus seiner psychischen und physiologischen Anlage heraus sich zu einer ebenso üppig gedeihenden, wie gefährlichen und unwiderstehlichen Giftblüthe entwickelt und außerordentliche Energiekräfte entfaltet, während der Mann, dessen Kraft nicht wie beim Weibe im Geschlecht, sondern im Intellect des concentrirten Willens ruht, zu einem ohnmächtigen Schwächling herabsinkt. Zwei von Fett angeschwammte Bäuche,

die geradezu von einem Hauch selbstgefälligen Efels und Widerwärtigkeit umweht sind, springen uns daher bei diesen beiden Männerfiguren zuerst in die Augen; bei der einen durch die weibliche Coetterie der rosenüberhäuften Toilette und weibischen Grazie, bei der Ali-Baba-Figur durch die orientalische Schläfrigkeit zur Unerträglichkeit erhöht. Mit gleich schneidender Ironie ist der Mann, der Herr der Schöpfung, als verdummter Slave der weiblichen Teufelsmächte, die durch Sinnlichkeit entwürdigte und erschlafte Manneskraft noch nie dargestellt worden. Erwähnt sei an dieser Stelle noch, wie der Künstler heimliche Satire selbst da bietet, wo er anscheinend mit selbstvergessener Leidenschaft die Mächte des Bösen, die Herrschaft des vom Teufel besessenen Weibes gestaltet; so finden wir z. B. auf dem Blatte „The Wagnerians“, mitten unter diesen Ungeheuern von Frauen, als einzigen Mann einen kleinen fetten, glasköpfigen Juden und inmitten der Rosenpracht auf „the fruit beares“ im Ornament einen Schweinekopf . . . Er war der Sünde überdrüssig!

Mit diesen Schöpfungen beschloß der Künstler sein kurzes, schaffensreiches Leben, das er, fast noch ein Knabe, lassen mußte. Er hatte seine der Wirklichkeit entwurzelte Phantasie ausgeschickt, neue Paradiese zu suchen, und hatte in einer Schönheitstrunkenen Sünde eine Zeit lang die Schönheit gesucht, die das Leben ihm versagte, dann aber, angewidert, von ihr abgelassen. Er hatte sie gestaltet in einer Technik, deren Einfachheit und Vollendung beinahe unerhört, während seine erotische Phantasie so uner schöplich, als ob sich die Ausschweifungen von Jahrtausenden im Gehirne dieses Knaben concentrirt. Der reiche Schaffensproceß seines kurzen Lebens war wie das weithinleuchtende, aber ebenso rasch sich selbst verzehrende, lodrende Glühen einer Zauberkugel, die eine unsichtbare Hand vorstreckt, um geheimnißvolle Tiefen zu erschellen. Doch solche Offenbarungen gehen mit Blitzesschnelle, sind ebenso kurz wie von prunkender Pracht. Und so kann man sagen, der junge Künstler, der so früh starb, war das Opfer der Intensität seiner Begabung. Es giebt ein Blatt, das zu seinen letzten gehört und das man als die Verkörperung seines Lebens deuten könnte, dem ein früher Tod so bald ein Ziel gesetzt: „The Return of Tanehäuser to the Venusberg“, ein Blatt von ergreifender Trauer. In tief schwarzer Nachtlandschaft sehen wir die klagende Gestalt des völlig gebrochenen Liebespilgerers noch einmal die Hände sehnsüchtig dem Berge der Venus hilflos entgegenstrecken, während dorniges Geranke, in das er sich verirrt, ihn am Erreichen des Zieles hindert . . . So mögen die letzten Sehnsuchtsgrüße gewirkt haben, die der junge Venuspriester vom Sterbebett in Mentone an das Leben, das er so früh lassen mußte, gerichtet haben mag . . . als er bald darauf mit dem Crucifix in den Händen seinen Geist aufgab . . .

Sein ganzes reiches Werk war ein Hymnus an die Liebe und die Schönheit, wenn auch an die Liebe und Schönheit, der weder die classische Reinheit und Unschuld, noch die fleischfrohe Kraft späterer Zeiten eignet, wenn auch auf die Liebe und Schönheit, die die heiße Fieberphantasie eines kranken Träumers in sündhaften Paradiesen erdacht. Doch abgesehen davon, ein Werk an psychologischer Tiefe wie künstlerischer Vollendung über alle Zeiten unvergänglich.

Schleiermacher und die moderne Religion.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

Eine schier unabhärbare Fluth von Aufsätzen, Zeitungsartikeln, wie von historischen Darstellungen bis zu vielbändigen Sammelwerken hat uns die vorzeitige Feier der Jahrhundertwende bescheert, eine Fluth, vor der uns, wenn nicht Hören

und Sehen, so doch wenigstens Ueberschau und Kritik vergeht. Wie viel Werthvolles von ihr zurückbleiben wird, muß die Zukunft entscheiden; aber zweifeln darf man, ob Werke von ähnlichem Gewicht darunter sind, wie zwei, mit denen einst das jetzt verflossene Jahrhundert begrüßt wurde. Ich meine die „Monologen“ von Fr. Schleiermacher, erschienen im Anfang 1800, und das elf Jahre ältere Gedicht „Die Künstler“ von Schiller, worin dieser „an des Jahrhunderts Neige“, in eigenthümlichem Zusammentreffen mit der wirklichen Jahrhundertwende (1789!), den freien, stolzen Culturmenschen als den reifen Sohn des 18. Jahrhunderts feiert. Das erstgenannte Werk könnte also jetzt seinen 100. Geburtstag feiern. Aber nicht mit ihm sollen sich diese Zeilen beschäftigen, sondern mit einem anderen wichtigeren, das ihm vorausgeht und auf das sich der Blick von ihm unwillkürlich zurückwendet, die im Sommer 1799 erschienenen Reden „Ueber die Religion“. Die Centenarfeier dieses Buches ist in der That von den Theologen würdig begangen worden, am würdigsten durch die Neuauflage von Lic. Rudolf Otto, die in sauberer Ausstattung die ursprüngliche Fassung der Reden mit Inhaltsübersichten und Anmerkungen unter dem Text, sowie mit Vor- und Nachwort und zwei Bildnissen Schleiermacher's darbietet und, zumal bei dem niedrigen Preise, recht geeignet erscheint, dieses classische Denkmal in den weitesten Kreisen der Gebildeten einzubürgern.*) Jeder kennt Schleiermacher als den großen Reformator der protestantischen Theologie, an den alle freieren Richtungen des 19. Jahrhunderts anknüpfen, sei es auch polemisch. Daß diese seine erste und wichtigste Bekenntnißschrift daher für den Theologen ein ungewöhnliches Interesse hat, ist ohne Weiteres verständlich. Aber eigentlich war sie doch nicht für Theologen bestimmt, sondern an ein ganz anderes Publicum gerichtet, denn sie trägt den Nebentitel „Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Und wenn sie heute wieder vor die Deffentlichkeit tritt, so ist doch wohl die Meinung dabei die, daß sie auch heute noch ihre ursprüngliche Bestimmung erfüllen kann, daß sie auch den gebildeten „Verächtern“ der Religion von heute noch etwas zu sagen hat. Es ist daher gewiß berechtigt und wünschenswerth, daß nicht nur Theologen dem Buche Beachtung schenken, sondern daß auch die eigentlichen Adressaten desselben, wenigstens solche, die außerhalb der Grenzpfähle einer positiven Religion stehen, ohne darum der Religion überhaupt ganz entfremdet zu sein, seiner Verkündigung lauschen und sich mit ihm auseinandersetzen.

Es soll hier natürlich nicht eine historische Würdigung versucht werden; dazu würde weder der Raum noch die Kraft genügen. Nur eine Bemerkung sei gestattet. Die allgemeine Zeitlage beim Erscheinen der Schrift hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit der heutigen, so daß auch dadurch die Erneuerung derselben besonders zeitgemäß erscheint. Man kam damals aus einer Epoche der Aufklärung, deren höchster Gipfel und Ueberwindung zugleich Kant war, in eine andere, wo die bislang zu kurz gekommenen Seiten der menschlichen Seele, Phantasie und Gefühl, nun um so schrankenloser sich äußerten, namentlich in einer gewaltigen Neubelebung des religiösen Lebens, die freilich nicht in allen Erscheinungen erfreulich war. Aehnlich haben wir eine Zeit der Herrschaft des Materialismus hinter uns; der beherrschende Geist auf philosophischem Gebiete ist heute wiederum Kant; und schon stehen wir mitten in Strömungen und Strebungen, die theils direct religiöser Art, theils Seitentriebe und Schmarogerpflanzen

*) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Weniger empfehlenswerth erscheint mir die durch den gleichen Anlaß hervorgerufene Schrift von W. Fischer, Schleiermacher. (Berlin, Schweitsche.) Sie will eine Darstellung der Schleiermacher'schen Gedankenwelt geben durch Analysen der Hauptschriften, meist mit deren eigenen Worten, dürfte aber für den, der Schleiermacher sonst gar nicht kennt, kaum verständlich sein, für den Kenner dagegen nur wenig Neues enthalten.

am Baume der Religion sind: von der Flucht in die Kirche bis zur Mystik, zum Spiritismus, Occultismus und sonstigem Aberglauben.

Die Polemik gegen die Aufklärung und gegen Kant ist ein wesentlicher Zug im Charakter des Buches. Gegen jene wendet sich Schleiermacher, wenn er unermülich wiederholt, daß Religion nicht Metaphysik oder Moral oder auch ein Gemenge aus beiden sei, — Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ ist in der That kaum mehr als ein Anhang zur praktischen Philosophie, — sondern ein selbstständiger und gleichberechtigter, gleich ursprünglicher Factor neben ihnen. Denn „ihr Wesen ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl. Anschauen will sie das Universum (unter diesem Ausdruck faßt Schleiermacher Natur und Menschenwelt zusammen), in seinen eigenen Darstellungen und Handlungen will sie es andächtig be-lauschen, von seinen unmittelbaren Einflüssen will sie sich in kindlicher Passivität ergreifen und erfüllen lassen“. „Das Universum ist in einer ununterbrochenen Thätigkeit und offenbart sich uns jeden Augenblick. Jede Form, die es hervorbringt, jedes Wesen, dem es nach der Fülle des Lebens ein abgesondertes Dasein giebt, jede Begebenheit, die aus seinem reichen, immer fruchtbaren Schooße herausschüttet, ist ein Handeln desselben auf uns; und so alles Einzelne als einen Theil des Ganzen, alles Beschränkte als eine Darstellung des Unendlichen hinnehmen, das ist Religion.“ Anschauung und Gefühl, andächtiges Erleben des Alls im Gemüthe, — so läßt sich kurz Schleiermacher's Religion definiren. — Der Unterschied gegenüber der Metaphysik und der Moral liegt nicht im Stoff, sondern in der Behandlung desselben. „Stellet Euch auf den höchsten Standpunkt der Metaphysik und der Moral, so werdet Ihr finden, daß beide mit der Religion denselben Gegenstand haben, nämlich das Universum und das Verhältniß des Menschen zu ihm. — Soll sie sich also unterscheiden, so muß sie ihnen ungeachtet des gleichen Stoffes auf irgend eine Art entgegenge-
setzt sein; sie muß diesen Stoff ganz anders behandeln, ein anderes Verhältniß der Menschen zu demselben ausdrücken oder bearbeiten, eine andere Verfahrensart oder ein anderes Ziel haben.“ (Man denke etwa daran, mit wie verschiedenem Auge der Naturwissenschaftler, der Holzhändler und der Künstler denselben Baum betrachten: für Jenen ist er ein Product von Stoffen und Kräften, ein nach Gesetzen lebender Organismus, für den Zweiten eine bestimmte Masse von Nutz- oder Brennholz, für den Dritten ein Complex von Linien, Farben und Lichtreflexen.) Wenn das Gemüth bei irgend einer Erscheinung oder einem Erlebnis ein Wirken des Universums spürt oder ahnt, dann legt es dem einen religiösen Charakter bei, nennt es heilig oder göttlich. Eine Erkenntniß vom Wesen desselben ist darin eben so wenig enthalten, wie eine Bestimmung des Willens, also auch eine Collision mit diesen anderen Beurtheilungsweisen unmöglich. Auf dieser Grundlage ergeben sich überraschend tiefe und neue Definitionen der Grundbegriffe aller Religion: Wunder, Offenbarung, Eingebung zc. „Und so besagen alle jene Ausdrücke (wie ‚Wunder‘) nichts, als die unmittelbare Beziehung einer Erscheinung auf's Unendliche. — Wunder ist nur der religiöse Name für Begebenheit, jede, auch die allernatürlichste, sobald sie sich dazu eignet, daß die religiöse Ansicht von ihr die herrschende sein kann, ist ein Wunder“. Eben darum ist aber auch das Wunder als solches keineswegs der naturgesetzlichen Betrachtung entrückt.

Wollen wir uns das Wesen dieser Art Religion in unserer eigenen Sprache klar machen, so brauchen wir an Schleiermacher's Ausdruck nur eine leise Correctur im Kantischen Sinne vorzunehmen: wir fassen Religion nicht als das Handeln eines unbekanntes, unerkennbaren und unfassbaren Universums auf uns, sondern ganz schlicht und nüchtern als eine besondere Art von Seelenvorgängen. In unserm sittlichen Bewußtsein empfinden wir uns, wie unbedingt verant-

wortlich, so zugleich vollkommen frei und unabhängig in unserm Thun, aller Bedingtheit und Fremdherrschaft enthoben und einer absoluten Spontaneität fähig; wir selbst sind uns letzter Zweck und erste Ursache unseres Thuns, das Maß aller Dinge und der Quell aller Werthe. Aber neben diesem Gefühl liegt ein anderes, ihm entgegengesetzt, und doch mit ihm untrennbar verbunden, wie die Rehrseite eines Blattes, das Gefühl einer grenzenlosen Abhängigkeit und Bedingtheit. Es ist hier nicht die Rede von den so unendlich mannigfachen Abhängigkeiten im Einzelnen, denen wir unterliegen, den Einflüssen der umgebenden Natur, und der menschlichen Verhältnisse, der Schwachheit und Bedürftigkeit des Leibes und der Unvollkommenheit des Seelenorgans, durch die jeder Moment unseres Daseins, jede kleinste Regung tausendfältig bestimmt ist, und deren Aufhellung Sache der Wissenschaft ist. Sondern es handelt sich nur um die Bestimmung unseres Gefühls, daß wir uns nicht als selbständige, abgesonderte Existenzen empfinden, sondern als Theil eines Ganzen, als Glied in einem großen Zusammenhange, als ein Tropfen im unendlichen Meere des Seins. So ist es Religion, wenn wir im Anschauen der großen Allnatur versinken. Religion ist es, wenn wir uns in unserer historischen Bedingtheit als den Erben aller vergangenen Generationen, als das allseitig bestimmte und getragene Glied der Allmenschheit empfinden und Allen, die vor und neben uns an unserm Sein gebaut haben, den Zoll der Dankbarkeit und Pietät entrichten. Religion ist überhaupt jedes Gefühl, das uns aus uns selbst hinausführt, und die Schranken unseres Ichs erweitert, durchbricht, überfluthet, die Liebe im engsten und intensivsten Sinne, wie auch in jedem andern, die Liebe zum Einzelnen, zum Gemeinwesen, dem man angehört, zur ganzen Menschheit; oder besser, die gemeinsame Grundlage und Mutter all' dieser Gefühle ist Religion. Wo sie einseitig gesteigert wird und den Menschen ausschließlich beherrscht, da ist das Ende das völlige Auslöschen der Persönlichkeit, das Nirwana. — Aber auch innerhalb des Einzelnen hat die Religion ihre Bedeutung. Wie das sittliche Bewußtsein den Mittelpunkt all' unseres Handelns und Strebens abgiebt, so richtet es wiederum unseren Willen auf Einen Punkt; hierhin werden alle Kräfte concentrirt und vereinigt, er absorbiert den ganzen Menschen. Gegenüber dieser Anspannung bedeutet die religiöse Stimmung eine Abspannung und Lösung; die befreiten Kräfte fließen zurück und erfüllen die ganze Peripherie unseres Seins; nach der gewaltsamen Zuspitzung wird die volle, runde Menschlichkeit wieder hergestellt. Das Gefühl für die Totalität des Lebens in uns und um uns, das ist das eigentliche Wesen der Religion.

Niemand kann verkennen, daß Religion in diesem Sinne wirklich zur Uranlage des Menschen, zu seinem unverlierbaren Besitze gehört. Sie ist in der That von dem praktischen Vernunftglauben Kant's himmelweit verschieden; und ihre Entdeckung bedeutet einen werthvollen Gewinn über Kant hinaus. Aber wohlgemerkt, nur über Kant hinaus, nicht gegen ihn. Ausdrücklich werden die großen Ergebnisse seiner Kritik der praktischen Vernunft vorausgesetzt und anerkannt, namentlich die unbedingte Autonomie des Gewissens. Mit größter Entschiedenheit wird jedes Bündniß zwischen Religion und Sittlichkeit abgelehnt; „kein Tropfen Religion kann unter diese gemischt werden, ohne sie ihrer Reinigkeit zu berauben“. „Alles eigentliche Handeln soll moralisch sein, aber die religiösen Gefühle sollen wie eine heilige Musik alles Thun des Menschen begleiten, er soll alles mit Religion thun, nichts aus Religion.“ Ebenso wenig, wie zur Maxime des Handelns, wird andererseits die Gefühlreligion zum Erkenntnißgrund gemißbraucht, oder versucht, darauf eine Art Theologie oder Glauben zu begründen. Schleiermacher ist offen genug, in einem besonderen Abschnitt (S. 123—130) die Begriffe Gott und Unsterblichkeit vom Wesen der Religion auszuschließen. Wobei es ganz besonders erfreulich ist, daß die letztere nicht etwa als undenkbar oder absurd, sondern als irreligiös ver-

worfen wird: diese Sehnsucht, die Schranken seines Ichs zu verewigen, ist dem Geiste der Religion, der Erweiterung der Persönlichkeit und Aufgehen im Unendlichen verlangt, gerade entgegengesetzt und die Gottesvorstellung ist nur eine Form der religiösen Anschauung, die von der Richtung unserer Phantasie abhängt, und sich auf jeder Stufe der Religion einstellen kann, also nicht einmal zu einem Werthmesser taugt.

Aber wie geht es zu, daß nicht Kant diese Religion entdeckt hat? Doch nicht, weil er selbst ein irreligiöser Mensch war. Kam doch auch er aus einer frommen, pietistischen Familie, hatte doch auch er eine gottesfürchtige Erziehung hinter sich. Und daß diese ererbte Frömmigkeit ihn durch's Leben begleitet hat, daß in dem Schlußtheil der „Kritik der Urtheilskraft“ auch das gewaltige Ringen eines Gemüths mitschwingt, das sich seinen Gott nicht rauben lassen will, und, da er die Kreise der Erkenntniß nicht stören darf, ihm wenigstens eine Art Altentheil als Gegenstand des praktischen Glaubens sichern möchte, — wer, der jene Capitel einmal gelesen hat, könnte das verkennen? Religiös im landläufigen Sinne war Kant gewiß; wie ist es möglich, daß dem großen Entdecker aller ersten Anfänge und letzten Gründe, aller wahren Realität, das Wesen der Religion entgangen ist? Und wäre er irreligiös gewesen, — fehlte ihm nicht auch Geschmack, Kunstkenntniß und Kunstverständnis? Und doch hat dieser Mann, der im Leben kaum ein Werk der großen Kunst wirklich erfahren hat, er hat uns die Grundlegung der Aesthetik geschaffen, die durch Alles, was seitdem von Künstlern und Nichtkünstlern geschrieben wurde, durchaus nicht überholt oder ersetzt ist, zu der wir nach meiner festen Ueberszeugung auch heute noch zurückkehren müssen, wenn wir uns aus dem Chaos unbeholfen tastender, primitiver Versuche in die Bahn einer gesunden Entwicklung retten wollen. — Aber abgesehen davon, Kant giebt uns ein geschlossenes System der verschiedenen a priori, der ursprünglichen schöpferischen Anlagen unseres Geistes, die in eigenthümlicher Gesetzlichkeit eine eigene Welt erzeugen. Wollen wir die Religion diesen einreihen, so müssen wir doch, wollen wir nicht ganz von Neuem bauen, zuvor eine Lücke im System nachweisen. Nun stellt Schleiermacher die Religion als Drittes neben Metaphysik und Moral, von der Welt des Erkennens oder des Handelns sondert er sie als Reich des Gefühls. Aber besteht nicht bei Kant dieselbe Dreitheilung? Neben der Kritik der reinen (theoretischen) und der praktischen Vernunft steht die der Urtheilskraft, neben dem Erkenntniß- und dem Werthurtheil das ästhetische Urtheil. Der Platz, den Schleiermacher für die Religion erobern will, ist also schon besetzt: neben ihr erhebt die Schönheit darauf Anspruch; welcher von Beiden kommt er von Rechtswegen zu?

Oder hängen Beide vielleicht so enge zusammen, daß sie ihn gemeinsam einnehmen können? Sind sie gar im Grunde eins? Aehnliche Aeußerungen sind ja in der Zeit Schleiermacher's, im Kreise der Romantiker nicht ungewöhnlich. — Unzweifelhaft bestehen zahlreiche und wichtige Aehnlichkeiten zwischen dem, was Schleiermacher als Religion beschreibt, und dem, was wir sonst als Zustand des ästhetischen Verhaltens kennen. Man denke nur an die Definition der Religion als Anschauung und Gefühl, oder vielmehr den Zustand des Bewußtseins, wo Beides noch zusammen und eins ist. Die Religion will ruhige Seelen, sie ladet zu müßiger Beschauung, zum stillen hingeebenen Genuß. Sie rettet den Menschen vor Einseitigkeit, Enge und geistiger Armuth, sie giebt ihm Universalität, unbegrenzte Weite des Sinnes. „Nur der Trieb anzuschauen, wenn er auf's Unendliche gerichtet ist, setzt das Gemüth in unbeschränkte Freiheit, nur die Religion rettet es von den schimpflichen Fesseln der Meinung und der Begierde.“ Als Anschauung bleibt sie immer etwas Einzelnes, Abgesondertes, strebt nicht zum System; „bei den unmittelbaren Erfahrungen vom Dasein und Handeln des Univerfums, bei den einzelnen An-

schauungen und Gefühlen bleibt sie stehen“. Aber wenn sie nur Einzelnes sieht, sie sieht es nicht einzeln und für sich, sondern im großen Allzusammenhange. Sie kennt nur Individuen, aber jedes Individuum ist ihr werthvoll und heilig als eine eigenthümliche Darstellung der Gattung, der Menschheit: die unendliche Mannigfaltigkeit ist nothwendig, um die ganze Fülle der Idee zu erschöpfen. Auch den gemeinsten Formen der Menschheit wird sie gerecht, denn „jede hat etwas Eigenthümliches: keiner ist dem Andern gleich, und in dem Leben eines Jeden giebt es irgend ein Moment, wie der Silberblick unedlerer Metalle, wo er, sei es durch die innige Annäherung eines höhern Wesens oder durch irgend einen elektrischen Schlag, gleichsam aus sich heraus gehoben und auf den höchsten Gipfel Desjenigen gestellt wird, was er sein kann.“ Es ist ohne Weiteres klar, daß alle diese Bestimmungen ebenso gut von der ästhetischen, der künstlerischen Art zu sehen und zu erleben gelten. Wodurch unterscheidet sich nun diese von der Religion? Durch das Hinzukommen eines ganz neuen Factors, des künstlerischen Gestaltens. Schleiermacher selbst spricht dies aus, ohne doch den Unterschied selbst scharf zu erfassen: „Giebt Gott einem, der in dieser Laufbahn sich bewegt, zu seinem Streben nach Ausdehnung und Durchdringung auch jene mystische und schöpferische Sinnlichkeit, die allem Innern auch ein äußeres Dasein zu geben strebt, so muß er nach jedem Ausfluge seines Geistes in's Unendliche den Eindruck, den es ihm gegeben hat, hinstellen außer sich, als einen mittheilbaren Gegenstand in Bildern oder Worten; um ihn selbst auf's Neue in eine andere Gestalt und in eine endliche Größe verwandelt zu genießen, und er muß also auch unwillkürlich und gleichsam begeistert . . . das, was ihm begegnet ist, für Andere darstellen, als Dichter oder Seher, als Redner oder als Künstler.“

Religion ist also gleichsam die eine Seite des künstlerischen Lebens zu besonderer Stärke und Intensität entwickelt, nämlich die passive, receptive, das, was nicht Schaffen, Bilden, Formen, sondern nur Erleben, Empfangen ist; sie ist noch nicht Kunst, sondern das, was aller Kunst und Aesthetik zu Grunde liegt. So sind denn die Helden der Religion, die Seher und Propheten, den Künstlern eng verwandt; ja, zuweilen sind sie geradezu Beides zugleich, gewöhnlich mit unzulänglicher Gestaltungskraft (wie etwa Maeterlinck). Schleiermacher selbst bekennt von sich, daß ihm die Fähigkeit künstlerischen Schaffens fehle, und bedauert schmerzlich, daß er deßhalb die eine Form der Religion, die aus dem Kunstsinne hervorgehe, nur ahnen und glauben, nicht sehen und begreifen könne. Er ist uns daher der willkommenere, offenbare Beleg für die Annahme, daß das religiöse Genie gewissermaßen die Hälfte des Künstlers, die Receptivität ohne die schöpferische Gabe, sei. Aber nun können wir weiter sagen: Kunst im Allgemeinen ist nur Abstraction, thatsächlich vorhanden sind nur einzelne Künste. Ebenso giebt es nicht Kunstwerke schlechthin, sondern Gedichte, Gemälde, Musikwerke u. s. w. Sie Alle entnehmen ihren Unterschied und ihr Wesen aus der verschiedenen Art des Bildens. Das bloße Schauen und Empfinden bringt nichts hervor. Wenn daher Kant im Reiche der Principien a priori der Religion kein Gebiet angewiesen hat, so müssen wir ihm unbedingt Recht geben. Nur in der Kunst wird das Gefühl in eigenthümlicher Weise schöpferisch; nur ihr gebührt der Platz neben der Welt des Denkens und der Welt des sittlichen Handelns.

Dem scheint nun die einfachste Erfahrung zu widersprechen. Denn überall in der Geschichte und in der Gegenwart um uns her finden wir Religion in gewisse Formen gebannt, in eigenartigen Gebilden wirksam: wir sehen Dogmen, Culte, Kirchen. Indessen, der Schein, der uns hier täuscht, ist leicht zu zerstören und schon von Schleiermacher selbst widerlegt. Denn alle diese Dinge gehören gar nicht zur Religion; sie sind ihr nur äußerlich beigemischt. Denn die Religion, die Schleiermacher meint, finden wir in der Ge-

schichte nirgends rein; überall ist sie mit Metaphysik und Moral, — die mit ihr im Grunde gar nichts zu thun haben, — verunreinigt. Und immer wieder warnt Schleiermacher, der Religion doch nicht das zuzuschreiben, was nur diesen fremden Zusätzen zur Last falle. Was hat auch dieses große, reine Gefühl mit Lehrsätzen und Begriffssystemen zu thun? Und wie sollte ein Gemüth, das ganz in ruhende Betrachtung aufgelöst ist, auf stereotype symbolische Handlungen verfallen? Und wie ist eine Kirche ohne Beides denkbar?

In Bezug auf Dogmen hat Schleiermacher selbst die äußersten Consequenzen gezogen: er hat auch die letzten Trümmer derselben, die der Bildersturm der Aufklärung und der kritischen Philosophie noch verschont hatte, aus der Religion hinweggeräumt; er hat die Gottesvorstellung für unwesentlich, die Unsterblichkeits Hoffnung für unfromm erklärt. Indem wir gerade deswegen in Schleiermacher den großen Propheten der modernen Religion feiern, befinden wir uns in einem begreiflichen Gegensatz zu dem Urtheil der Theologen — der Herausgeber der „Neben“ mag hier für sie einstehen —, denen der Reformator der protestantischen Theologie hierin doch zu weit gegangen ist. Es seien daher über den ersteren Punkt wenige Worte gestattet. „In der Religion wird das Universum angeschaut, es wird gesetzt als ursprünglich handelnd auf den Menschen“. Ob wir diesen Geist des Universums personificiren, hängt von der Richtung unserer Phantasie ab, nämlich davon, ob sie sich ein ursprüngliches Handeln nur in der Form eines freien Wesens denken kann. Aber auch dieser frei handelnde Gott kann unsere Glückseligkeit nicht verbürgen (wie er nach Kant müßte); er kann nichts als sich uns zu erkennen geben. Das heißt doch in aller Form die Idee eines persönlichen Gottes als Anthropomorphismus proclamirt. Ganz gewiß, dieser Gott ist von dem eigenmächtigen Wunderthäter aller positiven Religionen, ja selbst von dem Bewirklicher des Endzwecks im Sinne Kant's himmelweit verschieden, dagegen von dem Gotte des Pantheisten kaum auseinander zu kennen. Und selbst dieser leise Unterschied schwindet, wenn wir aus der begrifflichen Formulierung der Religion den naiven Realismus hinauscorrigiren, der dies handelnde Universum als außer uns gegeben setzt. Auf dieser Höhe des religiösen Empfindens muß jede Vorstellung eines persönlichen Gottes, solange man mit dem Worte irgend einen Begriff verbindet, als grober Verstoß, als Athismus erscheinen; hier ist der Pantheismus die einzige angemessene und würdige Denkform, der Pantheismus in dem Sinne, wie er seit 130 Jahren die Grundstimmung aller wahrhaft großen Kunst bildet, wie er in dem Dichter des Ganymed und des großen Faust-Monologs („Erhabener Geist u. s. w.) seinen klassischen Ausdruck gefunden hat.

Hic. Otto rechnet es zu den besonderen Verdiensten dieser Schrift, daß Schleiermacher darin eine Brücke zu einem höheren Gottesglauben geschlagen hat, zwar einen sehr schwankenden Steg, aber er selbst ist ihn gegangen und ist auf ihm zurückgelangt — nicht nur zum persönlichen Gott, sondern sogar „zu dem Vater Jesu Christi.“ Sicherlich hat der spätere Hofprediger und Theologieprofessor mit dem Gotte des Glaubens und der Kirche seinen Frieden gemacht, so schwer man sich nach dieser Jugendschrift auch eine solche Wandlung vorstellen kann. Gewiß wäre es überaus interessant und lehrreich, diese Entwicklung zu verfolgen; indessen, das wäre eine rein psychologisch-historische Untersuchung und liegt hier, wo es sich um die religiöse Principienfrage handelt, außerhalb unseres Weges. Es ist im Grunde die alte Erfahrung:

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessere Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarrten in dem irdischen Gewühle.“

Alle großen und neuen Gedanken müssen, wenn sie nicht mit ihrem Schöpfer vergehen, sondern die Welt erobern wollen, ihre ursprüngliche Reinheit und Schönheit verlieren, sie müssen aus ihrer Himmelshöhe herabsteigen in diese niedrige und unreine Welt, um sie, zwar nicht zu sich emporzuziehen, aber doch ein kleines Stückerl höher zu bringen. Ist es dem Christenthum, ist es der Reformation, ist es irgend einer Wirkung des Genius jemals anders ergangen? Zuweilen, wenn den Schöpfer selbst ein gütiges Geschick im Anfange seiner Laufbahn dahintrafft, werden Andere Träger dieser absteigenden Entwicklung, und sein Bild bleibt den Späteren in reiner Jugendschöne erhalten. Wie bei Jesus. Häufiger vollzieht sich in Jenem selbst die Wandlung. Man braucht dabei nicht an Abfall, an feigen Compromiß oder an Heuchelei zu denken. Jeder Mensch ist voller Widersprüche und Inconsequenzen; auch der Größte ist nicht immer auf seiner höchsten Höhe, ist nicht in allen Winkeln und Ecken von seinem innersten Wesen erfüllt, und ist dem Kreislaufe alles Seins, dem Niedergange und dem Alter, nicht entnommen. Und noch mehr wirkt ein anderer Umstand: der Grundtrieb jedes starken, gesunden, productiven Menschen ist, zu wirken, zu handeln; daher muß der Gedanke ganz nothwendig, sobald er aus dem einsamen Innern des Gehirns in das Getriebe der Welt hinaustritt, nach den Bedürfnissen des Wirkens umgestaltet werden. Der Luther von 1520 und der von 1530 sind sehr verschieden. Uns ist der kühne, machtvolle Prophet, der Verfasser des Sendschreibens „An den christlichen Adel“ und des Tractats „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ unvergleichlich lieber und werthvoller, aber den Gang der Weltgeschichte hat der Andere, der Luther des kleinen Katechismus, der Bibelübersetzer, der Ordner des Gottesdienstes und Kirchenregiments, bestimmt. So wollen wir uns auch durch den späteren Schleiermacher nicht hindern lassen, uns an dem jungen von Herzen zu freuen und zu erbauen.

In Bezug auf Dogmen fanden wir uns mit Schleiermacher in Uebereinstimmung, nicht so in Hinsicht auf die Kirche. Hier versucht Schleiermacher eine sehr künstliche Construction, um nicht nur die Berechtigung, sondern sogar die Nothwendigkeit einer Kirche, die Pflicht eines Jeden, ihr anzugehören, nachzuweisen, — eine Construction, in der jeder einzelne Balken morsch ist. Nur in vollkommener Stille und Einsamkeit, nur wenn wir allem Lärm, aller Unruhe der Außenwelt, also auch allem Verkehr mit anderen Menschen entrückt sind, kann das Universum auf uns wirken, können wir den tiefinnersten Regungen unserer Seele lauschen. Daher sagt schon Jesus: „Wenn Du beten willst, so geh' in Dein Kämmerlein und schließ die Thür hinter Dir zu.“ Wozu also die religiöse Gemeinde? — „Im Menschen liegt der Drang nach Mittheilung; wie sollte er das größte und stärkste Erleben für sich behalten können?“ Aber das tiefste und gewaltigste Erlebnis des Einzelnen ist es ohne Frage, wenn Mann und Weib in Liebe in Eins zusammenfließen; wie es schon frühe als Bild der Vereinigung der Seele mit Gott gedient hat, so ist es in Wahrheit nicht nur das naturgegebene Symbol, sondern geradezu die intensivste concrete Form des religiösen Empfindens. Fühlen wir uns darum gedrungen, es auf offenem Markte auszuschreien? Hüthen wir es nicht vielmehr als köstlichsten Schatz im Allerheiligsten unseres Herzens? Also schon diese erste Voraussetzung ist hinfällig. Einen anderen Einwand macht Schleiermacher selbst: die Kirche ist gar nicht die „Gemeinschaft der Heiligen“, der wahrhaft Religiösen, dazu sind diese viel zu selten und zu vereinzelt; sie ist vielmehr für die, welche die Religion erst suchen, damit die Besitzer derselben ihnen den Weg dazu weisen. Als ob Religion lernbar und lehrbar wäre; als ob Gefühle sich übertragen ließen wie Vorstellungen oder Willensimpulse! Aber was Kirchen gebildet hat, ist niemals das religiöse Gefühl gewesen und kann es niemals sein; Dogma

und Cultus sind es, die sie zusammenhalten, also gerade jene fremden Elemente, die die Religion verunreinigen und die Schleiermacher von ihr absondern will. Wie soll man sich überhaupt eine Mittheilung dieses religiösen Gefühls in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit denken? Ich kenne nur eine Art, das innere Erleben des Universums aus sich herauszustellen und Anderen mitzutheilen: das Werk der großen Kunst. Sie allein kann uns Führerin zur Religion, Vermittlerin mit dem All sein. Der Wirkungskreis eines Kunstwerkes ist die einzige für uns mögliche Form der religiösen Gemeinde. — Dieser Weg war Schleiermacher versagt; darum ergreift er als Surrogat die althergebrachte Form der Predigt, die, ihrem Inhalte nach überwiegend moralisch, ihrer Ausdrucksweise nach rhetorisch, also halbkünstlerisch, dem gemischten Charakter der früheren Religion entsprach. Aus seinem eigenen Wirkungsdrange, aus dem Bedürfnisse seiner individuellen Natur heraus ist diese Theorie von der Kirche zu verstehen. Auch das Werk, das uns beschäftigt, ist ja nicht eigentlich religiös gerichtet, sondern es ist eine Tendenzschrift, es stammt aus dem Drange praktischen Wirkens. Zu diesem Zwecke wird die Frage nach Wesen und Bedeutung der Religion untersucht, — also Wissenschaft im Dienste der Praxis. Hier werden dann sehr werthvolle und bedeutende Erkenntnisse zu Tage gefördert, die sich, wie große Entdeckungen auf ethischem Gebiete gewöhnlich, unmittelbar in reformatorische Impulse, in pädagogische Energie umsetzen.

Schleiermacher wirft seinen Adressaten vor, daß sie die Religion verachteten, ohne sie zu kennen. Aber woher sollten sie sie kennen? Alles, was man bisher Religion nannte, war ja so sehr mit Anderem versetzt, von fremden Schmarozerpflanzen überwuchert, daß der eigentliche Stamm kaum zu erkennen war. In Wirklichkeit ist Religion in diesem Sinne erst von Schleiermacher entdeckt. Wir müssen in ihm ein religiöses Genie ehren, wie es in dieser Reinheit und Ursprünglichkeit nur ganz selten erschienen ist. Denn bei fast allen früheren Religionsstiftern waren die moralischen Tendenzen stark überwiegend. Warum hat Schleiermacher nun nicht eine neue, eigene Religion gestiftet? Die Möglichkeit dazu erkennt er unumwunden an, wie er ja auch alle anderen positiven Religionen neben dem Christenthum gelten läßt und für die Zukunft zwar Eine Kirche, aber nicht Eine Religion als Endziel hinstellt. Warum thut er lieber den salto mortale in's Christenthum, in die christliche Kirche hinein? Wir bemerken zunächst, daß bei fortschreitender Cultur Neugründungen auf religiösem Gebiete immer seltener und immer unvollkommener durchgeführt werden. Einmal, weil eben bei fortschreitender Cultur die Religion in ihrer relativen Bedeutung für das Gesamtleben immer mehr zurücktritt, einen immer geringeren Bruchtheil der vorhandenen Energie verbraucht. Sodann, weil das religiöse Genie, je reiner es sich zeigt, um so weniger auf äußeres Wirken, Einrichten, Umgestalten, Organisiren angelegt ist. Ihm genügt die unmittelbare Aeußerung. Erst wenn ihm diese versagt, wenn es von der bestehenden Gemeinschaft ausgestoßen und verfolgt wird, schafft es sich seinen eigenen Kreis. Schon Jesus hat das Band mit dem Judenthum nicht selbst zerrissen. Luther hat überhaupt keine neue Religion gegründet, und selbst die Secession aus der Pappkirche lag nicht ursprünglich in seinem Willen, sondern ist ihm durch den Gang der äußeren Geschichte aufgezwungen. Für Schleiermacher bestand ein derartiger Grund nicht. Er fühlte sich in lebendigem Contact mit seiner Umgebung, er fand nicht Verfolgung, sondern willige Aufnahme und ein weites Feld für fruchtbares Wirken, — was hätte er mehr wollen können? Und dann — mit Religion in Schleiermacher's Sinne läßt sich nun einmal weder „eine“ Religion noch eine Kirche gründen. Die reine Religion kennt nur den Einzelnen und das Universum, Auge in Auge einander gegenüberstehend, sie kann nur ganz private Angelegenheit des Individuums sein.

Erst durch Legirung mit Metaphysik und Moral erhält sie die Consistenz und Schwere, die sie braucht, um zu bleiben — den Gebilden verarbeitet zu werden. Religion ohne Gott und Unsterblichkeit, — das hat uns Schleiermacher gelehrt und das danken wir ihm; aber eine „positive“ Religion ohne Beides — das kann ich mir nicht denken, und ebenso wenig eine Religionsgemeinschaft ohne Dogma und Cult.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Uebereilung.

Von Robby Jones.

John Parkers liebte Cissy Kreen und war so verliebt, daß er zu Allem fähig war, sogar zur größten Dummheit. Er beschloß also eines schönen Tages, ihr seine Liebe zu gestehen und sie um ihre Hand zu bitten. „Mein lieber Parkers,“ sagte ihm jedoch Cissy, „wie gerne würde ich die Ihre werden, aber Sie kommen zu spät.“

„Zu spät?“

„Ja, Parkers, um anderthalb Stunde zu spät. Denn vor anderthalb Stunden habe ich mich mit Fred Wilkins verlobt.“

„O!“ rief Parkers aus, und in diesem „O!“ lag der ganze Schmerz, und den trug er nun drei Wochen lang mit sich herum.

Nach diesen drei Wochen erholte er sich so weit wieder, daß er sich ganz ohne sonderliche Mühe in Käthe Brinkmann verlieben konnte, die zu den entzückendsten Mädchen des ganzen Landes gehörte. Auch sie schien an Parkers Gefallen zu finden, und das war kein Wunder, denn ein hübscher Kerl war er, — Alles, was recht ist. Er wiederholte also, was er bei Cissy Kreen schon gethan. Er bat Käthe um ihre Hand.

„Um Gotteswillen, wie schade!“ klagte sie. „Parkers, warum sagen Sie mir das Alles zu spät! Hätte ich dies vor einer Stunde genützt, vor 58 Minuten sogar, dann hätt' ich ja mit Freuden Ja gesagt, so aber . . .“

„So . . . aber . . . ber?“

„So bin ich seit einer Stunde mit Bob Raleigh verlobt.“

„Donnerwetter!“ und in diesem Ausrufe lag — (siehe oben!) Das heißt nein; es lag nicht der Schmerz darin, den er dann drei Wochen mit sich herumtrug, sondern nur für zwei Wochen. Denn nach zwei Wochen kam sie. Sie — Eveline Smith. Sie, die alle anderen Mädchen des ganzen Landes in den Schatten stellte. Sie, die man lieben mußte, wenn man sie sah. Und da Parkers immer that, was er mußte, so that er's auch jetzt. Er verliebte sich sogleich in das schöne, herrliche Mädchen und beschloß sofort, aber ohne jede Verpätung, zu Miß Eveline zu gehen und sie um ihre Hand, um das entzückendste Händchen der Welt zu bitten.

Ihr Antrag, Mister Parkers ehrt mich sehr, und, unter uns, ich würde ihn von ganzem Herzen, wirklich vom ganzen Herzen, auch annehmen . . .“

„Wenn . . . Sie . . . nicht schon . . .?“ unterbrach sie Parkers, in trüber Ahnung.

„Ja, wenn ich nicht schon verlobt wäre.“

„Mit wem?“ fragte Parkers fast sprachlos.

„Mit Ben Holley.“

„Und . . . und seit wann, Miß Eveline? Seit wie viel Minuten?“ Sie sah ihn erstaunt an.

„Seit zwanzig Minuten.“

„O!“ und — nein, was der Leser vermuthet, kommt nicht. In diesem „O!“ lag kein Schmerz, sondern etwas wie eine Erleichterung. Denn daß er nur zwanzig Minuten zu spät gekommen war, das gab ihm seine Hoffnung wieder, die Hoffnung, das nächste Mal nicht mehr zu spät zu kommen. Sein Record besserte sich ja außerordentlich. Von 1.30 auf 0.58, von 0.58 jetzt auf 0.20, das war colossal, und er hatte alle Chancen, beim nächsten Rennen um eine Frau, als guter Erster zu landen.

Dieses nächste Rennen ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Leicht entzündlich, wie John Parkers war, entflammte er wenige Tage später in heißer Liebe zu Alice Montrose, dem unbestritten entzückendsten Mädchen, wie Jeder weiß.

„Jetzt gilt's,“ sagte John Parkers sich selbst und ging zu Miß Alice und bat sie, die Seine zu werden.

„Die Ihre? Mit tausend Freuden!“

So hatte John Parkers endlich sein Ziel doch erreicht. Hip! hip! hurrah!

Abends sagte ihm Alice: „Weißt Du auch, mein Lieber, daß um ein Haar jetzt ein Anderer an Deiner Stelle hier wäre?“

„Wieso?“ fragte John Parkers.

„Weil eine Minute nach Dir Bill Walker gekommen ist, um ebenfalls um meine Hand zu bitten.“

Und sie lachten Beide, und er drückte sie an sich und gab ihr einen herzhaften Kuß.
Eine Minute! Eine einzige Minute hatte sein Glück entschieden!

Drei Wochen später waren John Parkers und Alice Montrose ein Paar. Und das blieben sie lange, lange, lange. Drei Wochen mindestens, oder waren es gar vier? Dann . . . na, dann ging ja die Sache auch noch, aber auseinander. Und John Parkers fuhr sich durch die Haare und fluchte. „Eine Minute,“ sagte er, „nur eine Minute! Der Teufel hole diese verdamnte Uebereilung!“

Ans der Hauptstadt.

Unsere liebe Frau von Milo.

Pierre Loti, der allzu Subjective, hätte es uns gar nicht so deutlich unter die Nase zu reiben brauchen; wissen wir doch ohnehin, daß der Berliner Bürgermann kein Pariser ist und auch verzweifelt wenig Anlage hat, es je zu werden. Nun die lauen Lüfte mählich erwachen und ein Spaziergang durch die Straßen wieder lohnt, weil lodere Frühlingssgrazie die leucht-plumpen Winterleidersäcke zu verdrängen beginnt, nun pilgert über die Boulevards in's Louvre zur ersten Herrin von Melos, wer in Paris wohnt und Heinrich Heine heißt. Dem Berliner aber liegt die Nationalgalerie zu weit vom Wege ab; auch hält man sie ängstlich just in den Stunden verperrt, wo der Normalunterthan Zeit und Laune für Kunstgenüsse hat. Wir trösten uns def, glücklicher Weise. In der Friedrichstraße und der Passage wimmelt's von Kunstläden und Kunst-Schaukästen, und ein Blick in die Auslagefenster gewährt uns Kimmern, was die armlose Göttin dem siechen Heinrich gewährte. Alles mit Unterschied, natürlich. Da die brillant retouchirten Photographien halbnahter Damen, die merkwürdigen Actstudien mit den festsam verrenkten, progig paradirenden Gliedern in Läden zu sehen sind, über denen groß und deutlich Kunstgeschäft zu lesen steht, so erwächst uns selbstverständlich die Pflicht, in den Conterfeis entblößter Dtero-Schultern und praller Chimay-Beine Kunstwerke zu erblicken. Kommt dann Herr Roeren des Weges gezogen, so erschrickt er mit Zug vor den Verirrungen unserer Kunst und ist nach eingehender Beschichtigung aller erreichbaren Mikroskope vollaus berechtigt, der gröblichen Verletzung des Schamgefühl's von Seiten der Böcklin, Hofmann und Klinger ein Ende zu machen.

Drei oder vier Jahre ist es her, die Specialitäten-Theater fürchteten damals noch keinen Schuhmannshelm, und im Wintergarten gab's Dinge zu schauen, deren Zugkraft keine Roeren'sche Reclame zu erhöhen gebraucht hätte. Vor drei oder vier Jahren mimte eine Pariserin aus Tarnopol vor den Berliner Kunstfreunden die hinreichende Soloscene La Puce. Epree-Babel war entzünd über die tarnopolitanische Grazie der Dame, die geschlagene fünfundsanzig Minuten lang das unglückliche Insect hegte und kein Geheimniß ihrer spitzenüberrieselten, battisten Leibwäsche ungelüftet ließ. Damals tagte gerade der Reichstag, und wenn er auch nicht officieil zur Flohjadg eingeladen worden war, so ist doch anzunehmen, daß diejenigen seiner Mitglieder, die sich wie Herr Roeren für plastische Kunst interessieren, das erstaunliche Werk betrachteten. Vielleicht ließ sich Herr Roeren damals durch die Zeitungen täuschen, deren Referate über La Puce sämtlich in der Rubrik Kunstnachrichten erschienen, und so mußte er allerdings einen schönen Begriff von der moderneren Kunst bekommen. Er hätte am Ende mißtrauischer sein und bedenken sollen, daß sogar der „Eisenzahn“ von der oberflächlichen Presse mit Theater, Kunst und Wissenschaft in Verbindung gebracht worden ist. Indeß, wer in Berlin eine Hand voll Nidel für Mikroskopfreuden hingab, statt sie den Cigarren-Automaten zu opfern, und wer die Flohkünste des Apolltheaters theuer bezahlte, dem darf man es nicht verargen, wenn er durch Verstillung der deutschen Kunst sich und seine Kinder vor Deutelschneidereien ähnlicher Art hinfort zu bewahren trachtet.

Auch wenn man nicht über den kritischen Blick des Reichstags-
abgeordneten Roeren verfügt und nicht so viel Zeit wie er auf Kunststudien verwenden kann, fällt Einem unangenehm auf, daß die Begeisterung für picante Schaulust-Auslagen sich vornehmlich bei der reifen, will sagen, total unreifen Jugend und jenem schönen Alter findet, das gern über die Sittenverderbnis der Gegenwart schimpft, weil die eigene leider bereits der Vergangenheit angehört. Larochefoucauld meint ja, alle Greise gäben gern gute Lehren, um sich dafür zu rächen, daß sie keine bösen Beispiele mehr geben können. Der schwammigen Lüsternheit ist jedes Weithwarengeschäft schon sündiger Stachel und höllischer Greuel zugleich; ein bißchen Damenwäsche erregt ihr die peitschenden Begierden, die Friedrich Schiller in dem und jenem frechen Jugendgeblicke pietätlos verhöhn'te, und wird von ihr folgerichtig als schamverlehdend und Aergerniß erregend verdammt. Den gefunden, niemals ausgehungerten Mann dünken derlei Ansetzungen komisch oder widerwärtig, und doch liegt hier der Urgrund des gewissen Sittlichkeits-

Zelotenthums. Man sollte ihn nicht aus den Augen lassen. Das empörte Meer der Leidenschaft schleudert seine Bogen noch in die fernsten Bezirke, und wie alles Menschliche aus ihm, nur aus ihm hervorgeht, so giert alles Menschliche nach ihm. Unbefriedigte Sehnsucht aber schlägt in Haß und perverse Wuth um. Unsere liebe Frau von Milo und alle Kunst, die ihr jauchzend huldbigt, fand den einzigen unerbittlichen Gegner immer im Heerbann Derer, die den Mysterien nicht mehr bewohnen durften.

Sie liegen verwundet auf dem Schlachtfelde und spuden den Kössen der siegreich Vorüberbrausenden schimpfend nach den Hüfen. Menschenart und Menschenloos. Wir müssen sie gewähren lassen. Ein Anderes freilich ist es um die pflichtmäßige Sorge für das heranwachsende Geschlecht. Dem überfrühen Erwachen knabenhafter Sinnlichkeit mit ihren tausend Gefahren müssen wir wehren, wenn wir nicht unser Volk zu Grunde richten lassen wollen. Ohnehin stachelt das ungelunde Leben in den Großstadtpercken die sich regenden Instincte zu geilem Wachs-
thum, und die auf Gassen und Plätzen breit ausgestellte Schlüpfrigkeit erhitzt das junge Blut zur Raserei. Herr Roeren hat die Schaulustfenster, die er so eingehend betrachtete, von Schaaren halbwichziger Bengel und Mädel umlagert gesehen; Herr Roeren zeigte den schauernden Abgeordneten Collectionen schmutziger Bilder, die in den Gymnasien von Hand zu Hand wandern und die Träume unserer Jungen verpesten. Eine schmiegliche Fünfgroschen-Kunst hat sich aufgethan, und gewissenlose Speculanten haben eine Literatur geschaffen, die wir auströten müssen, wenn wir nicht die Brunnen vergiften lassen wollen, daraus deutsche Volkskraft und Volksgesundheit quillt. In Paris und Budapest existirt, es ist wahr, noch schlimmere, grellere Pornographie. Aber der Waller nimmt derlei knoige Scherze eben als Scherze auf und lacht darüber hin, während unsere Jugend mit brennenden Wangen ihren ersten Sinn zu ergründen sucht. Eines schickt sich nicht für Alle, und als Contagium fällt in's schwere Germanenblut, was der Franzos und der Halbasiat tändelnd in die Luft blasen. Diese Kunst und diese Literatur der ordinären Jote hat Herr Roeren, hat sicherlich die Mehrheit des Reichstages zunächst treffen wollen. Es war eine ehrenhafte, lobenswerthe Absicht, obgleich sie die Vernichtung einer großen und blühenden Industrie bedeutete, einer Industrie, die doch eigentlich so gut wie jede andere den Schutz wirtschaftlich aufgestärkter Männer verdient. Der lobenswerthen Absicht that es keinen Schaden, daß man ihretwegen ganz unnötig nach der durch vielen Gebrauch, durch sonst nichts, übermäßig glänzend gewordenen Klinik zur Gesetzgebung griff. Freilich hätte eine simple Polizeiverordnung durchschlagenderen Erfolg erzielt und gleichzeitig unseren Erwählten die erste europäische Blamage des Jahrhunderts erspart.

Wenn sich das hohe Haus trotz alledem diese Blamage zuzog, so lag die Schuld allein daran, daß es berechtigt ist, Gesetze über Dinge zu machen, von denen etwas zu verstehen seine Mitglieder nicht gefehlich verpflichtet sind. Herr Roeren und seine Anhänger sahen die Grenzlinie nicht, die die Sinnlichkeit der Gasse vom Reich ihrer abligen Schwester scheidet. Sie hatten ihren Kunstsin und ihr Kunsturtheil an den Photographien gebildet, die in den Gymnasien von Hand zu Hand wandern, und von moderner Literatur wußten sie nur das unerhört Schredliche, das gute Freunde ihnen über die jetzt so beliebten Entkleidungsscenen erzählt hatten. La Puce so im Apollo-Theater, wie auf der Bühne in der Charlottenstraße, wo die Frau des Directors durch ihre stramme Gestalt Daudet's Pleitemännchen bannen wollte; La Puce bei Lautenburg, und nun sogar bei Madame Buge! Herr Roeren war unklug genug, vor der ganzen Nation in Wausch und Bogen zu verfluchen, was er doch offenbar nur von Hörensagen kannte. Freund Groeber enthielte die Blößen des Centrums noch mehr, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen: er hielt in aller Gemüthlichkeit Gabriel Max, den verstiegenen Meister religiöser Malerei, für einen ä la Meißer frisirten Flachlands-Gelehrten. Empörende Unwissenheit rälte sich im gelben Saale; nicht einmal den Namen des Apolls von Belvedere wußte einer der mit Stimmenmehrheit gewählten Kunst-Blutrichter richtig auszusprechen. Statt seine Ignoranz, seine Kurzsichtigkeit zu verbergen, prahlte man mit ihr und verlangte, daß alle Welt sie als Normal-Schärfste betrachte. Ueber Sudermann's künstlerisches Schaffen mögen die Meinungen noch so weit auseinandergehen — die Beschimpfung, die ihm der Centrumsabgeordnete in's Gesicht schleuderte, fällt schwer auf den Beleidigten zurück und brandmarkt ihn wie das Gesetz, dem nun er, nicht der Nachwächtermörder Feinze den Namen geben wird. Die ergreifenden Worte des Berliner Criminalschutzmannes, der Böcklin's Spiel der Wellen andonnerte: „das Bild mit dem nackten Weib muß raus, das im Wasser liegt und die Brüste zeigt“ — diese Worte erwiesen sich als künstlerisches Glaubensbekenntniß des deutschen Reichstages. Unauslöschlicher Fluch der Lächerlichkeit wird nun auch den Paragraphen des Gesetzes anhaften, die nöthig und nützlich gewesen sind. Allerdings, seitdem man die Bestimmungen gegen die Paschagelüste der Arbeitgeber feige strich und die an Nothzucht freisende Unzucht in Fabriken und Waarenhäusern für sacrosanct erklärte, seitdem blieben nöthige und nützliche Paragraphen kaum noch übrig.

Die Künstlerschaft, die in den letzten Wochen mit etniger Energie gegen das Groeberthum zu Felde zog, hat ihren Widerfacher leider über-
schätzt und den ganzen Kampf um eine Octave zu hoch gestimmt. Sie hielt Herrn Roeren für einen in ihrem Sinne künstlerisch gebildeten Menschen und meinte, herostratischer Wahnsinn habe den gewaltigen

Streiter gepackt, es gelüste ihn nach dem Ruhme, die Frau von Milo neuerdings unter Schutt und Trümmern zu vergraben. So suchte sie denn ihm und seinem Gesolge gut zuzureden, in der Hoffnung, daß er Vernunft annehmen und die Kniee wieder vor der süßen Herrin beugen werde. Aber lange schon sitzt kein August Reichensperger mehr im Reichstage. Zwei Welten stehen sich gegenüber, die nichts voneinander wissen, und wenn auch in beiden Lagern von Kunst gesprochen wird, so verbinden doch Beide grundverschiedene Begriffe mit dem Worte. Herr Koeren und die Seinen sind gar nicht fähig, den Gedankengängen schaffender Kömner zu folgen. Nie hat sie Strupel oder Zweifel über die Entstehung eines Kunstwerkes geplagt, nie ist ihnen die Erleuchtung aufgegangen, daß alle lebendige Kunst aus den Sinnen kommt, unbefruchtete Phantasie aber Unfruchtbarkeit bedeutet. Sie glauben eben an die Schöpferkraft der Retorte. Darum ist es unrecht, den Koeren ihr hunnisches, doch keineswegs böswilliges Spießertum übel zu nehmen. Sie verbieten Verzeihung, denn sie wissen nicht, was sie thun. Man soll sie nicht schelten, so wenig wie man sie aufzuklären versuchen soll. Lieber einem Blinden die Farben des Regenbogens schildern oder einem tauben Papua in wohlgeordneter Rede Hamlet's räthselreichen Charakter und seine Beziehungen zu Ophelia darstellen. Von welchem Standpunkte aus Regierung und Reichstag die Kunst betrachten, und was sie unter Hebung der Sittlichkeit verstehen, das hat die erschütternde Komik des Compromisses gezeigt, welches Herr Nieberding mit den Vertretern der Wehrheit abschloß. Zum Dank für ihre bereitwillige Opferung des Arbeitgeber-Paragraphe brachte er ihnen den Theater-Paragraphe auf dem Präsidium entgegen. Sehen wir nun den allerdings sehr unwahrscheinlichen Fall, daß es einem künftigen Shakespeare, Hebbel oder Goethe gelingt, seine Stücke auf die Bühne zu bringen, so würde er erbarmungslos dem nächsten besten Koeren verfallen und mit Gefängniß gebüßt werden. Denn die dichterische Behandlung des erotischen Problems, des geheimnißvollsten und erhabensten zwar, ist geeignet, das Schamgefühl irgend einer zur Betschwester herangereiften Horizontale gröblich zu verletzen. Und das bedroht die von Rückenlateinern auf den Namen eines verkommenen Strolches getaufte Zubälterbill mit Kerkerhaft. Unbestraft läßt sie dafür den lieben Landesbrauch, weibliche Arbeiterinnen durch Bedrohung mit Entlassung, durch tausend Schikanen und Köderungen um ihre Ehre zu bringen. Die wehrlose Proletarierin gilt auch weiterhin als Freiwild, ist auch weiterhin den Gelüsten jedes Brodherrn preisgegeben, der die Vorzüge eines billigen Harems zu schätzen weiß. Und darin erblickt die neue lex keine Unsitlichkeit, wenigstens keine strafbare.

Solchem Scheusal gegenüber ist das Lachen die einzige Waffe. Man erweist ihm zu viel Ehre, wenn man es ernst nimmt. Schallende Heterkeit aller Zeitgenossen muß und wird diese in Paragraphe abgetheilte Narretei begraben. Sie mag Gespö werden, und ich halte es fast für wünschenswerth, daß sie Gespö wird. Kennzeichnet sie doch mit grausamer Schärfe die geistige Höhe der deutschen Staatsmänner und Politiker im offiziellen zwanzigsten Jahrhundert. Wirkliche Gespösmacht und Stiltigkeit aber wird sie nie gewinnen, sie wird vielmehr im Winkel vermodern wie andere juristische Stilübungen. Und zu bedauern bleibt im Interesse der Kunst nur, daß sich unter denen, die den barbarischen Angriff abwehren, so viele des Lachens unvermögende Männer fanden. Einige sahen beinahe so pedantisch verbugelt aus wie die Angreifer. Unsere liebe Frau von Milo, die, wie alle Göttinnen, den überlegenen Frohsinn liebt, hat gewiß ein bißchen spöttisch die Achseln gezuckt, als Herr Sudermann in Berlin freisinnige Bierbantphrasen in seine Sarkasmen mengte und Herr Bernstein in München die hübsche Gelegenheit benutzte, um auch gleich an der „lex“ Arons, dem Falle Weingart, der agrarischen Begehrlichkeit und was sonst noch wohlfeile Rechtsanwaltskritik zu üben. Wie darf man es den Philistern verargen, daß sie Lebensfragen der Kunst für politische Angelegenheiten ausgeben, wenn die Wortführer der Künstler ebenfalls in Votien geboren sind?

Der Haß gegen die Schönheit und die Reigung, neben anderen englischen Modeartikeln auch den cant nach Deutschland zu importiren, hat uns die lex Heinz-Koeren bescheert. Wie tugendhaft sie auch daherprogt — im letzten Grunde sind ihre Paragraphe nicht minder schmachvolle Pornographie als die Auslagen in den von Jung und Alt umlagerten Berliner Koeren-Kunstläden. Sie Beide sehen die Schönheit des Weibes und die heilige Mystik der Liebe mit unreinen Augen an, und sie Beide besudeln das weiße Bild der ersten Göttin. Sie Beide verletzen so die Würde der Kunst wie die der Frau. Im Körper des Weibes nicht wie Faust den Inbegriff von allen Himmeln, sondern ein Gefäß rasch verrauchender sinnlicher Lust zu sehen, ist orientalisches, nicht deutsches Empfinden. Ob man es durch Schmierliteratur und Schandphotographien unreifen Burischen beizubringen trachtet, oder ob man die Augen heuchlerisch vor der reinen Nacktheit niederschlägt und nach Leibbinde und Unterrock schreit, das bleibt sich gleich. Die Grundstimmung ist hier wie dort dieselbe, hier wie dort schändet man den Tempel. So weit man ihn zu schänden vermag. Unsere liebe Frau lächelt freilich immer mittheilsvoll bei solchen Versuchen.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Wenn wir Todten erwachen.“ Ein dramatischer Epilog in drei Acten von Henrik Ibsen. (Deutsches Theater.) — „Die Tochter des Erasmus.“ Schauspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch. (Kgl. Schauspielhaus.) — Ermete Novelli im Lessing-Theater.

Es hat lange gedauert, ehe die Berliner Apostel des nordischen Magus ihre doch schon seit Monaten fertig gestellten Commentare, Erläuterungen und Deutungen seines „Dramatischen Epilogs“ in Druck gehen lassen und der andachtvoll laufenden Welt verkünden konnten. Der geschäftskühle Herr Brahm versprach sich mit Recht wenig von der Theaterwirkung des Stückes, und da er es Schanden halber geben mußte, auch nicht gleich nach der zweiten Aufführung für alle Zeit vom Spielplan absetzen durfte — dergleichen ist nur gegenüber dem stillen und wehrlosen Halbe erlaubt — so verzögerte er die Premiere wenigstens bis Mitte März. Andere deutsche Städte, „Bumse“ in der verachteten Provinz, hatten die beschwerliche Dichtung „Wenn wir Todten erwachen“ längst überwunden und vergessen, als die Theaterhauptstadt der Premiere noch ängstlich entgegen harrte. Wäre nicht um Weihnachten das Buch (bei S. Fischer, Berlin) erschienen, so hätten wir uns vielleicht auf ungeahnte Genüsse gespitzt, und die Enttäuschung wäre vielleicht verhängnißvoll geworden. Andererseits trägt freilich diese gut ausgestattete Buchausgabe die Schuld daran, daß wir gleich am Morgen nach der Premiere mit ellenlangen Aufsatz-Ungeheuern beglückt wurden, die sämtliche Räthsel und Geheimnisse des angeblich an solchen Dingen so reichen Werkes spielend lösten. Bei allem Respekt vor der Schönerarbeit und dem Ueberscharfsinn unserer Mitternächtigen — hätten sie den dramatischen Epilog nicht schon drei Monate vorher schwarz auf weiß nach Hause getragen, so wäre ihnen dasselbe Mühlrad wie dem harmlosen und uneingeweihten Publicum im Kopfe herumgegangen.

Ibsen's letztes Werk leidet vom Drama nur noch die Form des Dialogs. Seine Menschen reden, reden unaufhörlich über sich selbst, ihre Eigenschaften, Wünsche und Gedanken, aber sie bleiben im Nebel stehen, ungreifbare Wesen. Da ist keine Entwicklung der Charaktere, und die äußeren Begebenheiten begleitet keine innere. Alle Langeweile eines Regentages am Fjord liegt auf der Arbeit. Von der Ibsen'schen Gestaltungskraft, die in engen Rahmen gespannte Konflikte rasch zu unverfälschter Bedeutung erweiterte und aus klein spießbürgerlichen Verhältnissen heraus Fernblicke von bezwingender Größe eröffnete, ebenso von seiner technischen Gewandtheit ist hier nur wenig noch zu spüren. Dieser blasse, blutlose Professor, dem die hohe Kunst alle Lebenskraft aus den Atern gesogen hat, spiegelt keine Wirklichkeit wieder, bleibt ein mühsam ausgegügeltes Abstractum bis zum Schlusse. In noch grauerem Dämmer und Dunst geht Irene dahin, die marmorschöne Genossin seiner Jugend, die nach dem Willen des Dichters mit ihm vom Tode erwacht, in Wahrheit aber kein lebendiges Wort sagt. Sie Beide sind Puppen, in deren Namen Ibsen spricht, ohne dabei auf die Bekleidung und Bestimmung seiner Puppen merkliche Rücksicht zu nehmen. Die Contrastfiguren, Frau Raja in ihrer jugendlichen Genussfreudigkeit und der bärenjagende Waldmensch, sind ebenso wenig sinnfällig wie das vergeistigte auserstandene Paar. Weder die Gescheide noch die Empfindungen dieser Schönen wecken irgend welche Theilnahme. Gleichgültig folgen wir ihrem phantastisch wirren Wege, und wenn uns bei dem Wortgeplätzchen nicht die Augen zufallen, dann verdanken wir das nur der Hoffnung, in dem wehenlosen, aller Lebensmöglichkeit baren Opus doch noch irgend einen verborgenen Sinn zu entdecken, jene köstliche tiefe Mystik, von der man uns seit einem halben Jahre erzählt hat. Schade, daß von hundert verzierte thuenenden Schwärmern auch nicht einer hinreichendes Verständniß für Ibsen zu besitzen scheint, daß man uns bisher weder die besonderen dichterischen Vorzüge und Reize dieser gebrechlichen Grottenkunst, noch die tiefinnige Pracht ihrer Gedanken-Mysterien zu weisen vermochte.

Herr Professor Arnold Rubel hat in jungen Jahren ein köstliches Modell besessen, nach deren Bilde er in lodernem Idealismus und Schaffensdrang sein berühmtes Bildwerk „Auserstehungstag“ geschaffen hat. Der Künstler in ihm tödtete den Mann, und so sah er nicht, wie Irene sich nach ihm verzehrte, wie heiß sie wünschte, daß er auch ihre Seele an seine Brust reihe, nachdem sie ihm die hüllenlose Schönheit ihre Leibes für sein Werk geschenkt hatte. Statt dessen erklärte er ihr in derselben Minute, wo er ihr für ihre selbstlose Hingabe dankte, daß sie ihm nur eine Episode gewesen sei. Irene verließ ihn darauf. Das Saitenspiel ihres Herzens war zersprungen, und ihren durch Arnold's Lieblosigkeit entweihten Leib stellte sie jetzt in Varietés tausend lusternen Männeraugen zur Schau. Später heirathete sie auch, ward Wittwe und heirathete wieder, machte aber in der Ehe ihre Männer und sich selbst tief unglücklich. Arnold Rubel erging es nicht viel besser als ihr. Sein „Auserstehungstag“, der ihn mit einem Schläge weltberühmt machte, war sein letztes großes Kunstwerk. Von da an boffete er nur noch Porträtbüsten, die er sich mit Gold aufwiegen ließ und in denen er sich zugleich über die Besteller lustig machte. Um das Dasein zu genießen, nahm er ein junges Weib — und wandte sich gelangweilt von ihr ab. Sein Können erlösch, und sein Leben war verpufft. In dieser Stimmung begegnet er Irenen, die mittlerweile zu allem Elend auch noch irrsinnig geworden ist. Während seine robuste Frau mit dem kuriofen Waldmensch, in dem Ibsen die brutale Lebenskraft verkörpert

will, auf die Berge steigt, um Vären zu jagen, ergehen sich Arnold und Irene in breit ausladenden Gesprächen. Aus der vollen Erkenntnis ihres Unglücks blüht ihnen neues Leben auf, aber dies Leben ist nicht mehr zeugungsfähig. Was sie vor Jahren verschmähten, erschließt ihnen seine Schönheiten nur in Gedanken. Auf der sonnigen Höhe, über den Nebeln wollen sie Hochzeit feiern — und das Brautbett ist doch ihr Sterbelager. Und so gehen sie denn erhobenen Hauptes dem Tode entgegen, sie, die zu leben nicht verstanden haben. Auf der Bergfahrt, die sie selbster anstreuen, begegnen sie Frau Maja und ihrem Värenjäger. Die beiden Fröhlichen und Gesunden ziehen zu Thal, und während oben eine nieder-donnernde Lawine den Künstler und sein Ideal begräbt, hört man von unten herauf Maja's jauchzenden Gesang: „Ich bin frei wie ein Vogel — bin frei!“

Ein seltsam starrer Stil leiht dem Werk zunächst geheimnisvollen Reiz; man fühlt sich an die Granitcolosse der alten Ägypter erinnert, deren steife, strenge und schlichte Linienführung durch die Härte des Materials bedingt war. Bald jedoch erweist sich bei Ibsen die ernste Bewegungslosigkeit als Leblosigkeit. Nicht der Stein ist so hart, sondern der Meißel des Bildners versagt. Schwerfällig erschließen sich die Szenen, ohne uns die Menschen zu erschließen, in breiten Wiederholungen wird die Idee nicht heller und vielgestaltiger. Manche Züge, so das Spiel Irenens mit ihrem Dolche, wirken wie humoristische Theaterei, wie Parodien. Was Ibsen sagen und predigen will, ist klar trotz des betäubenden Wortreichtums und trotz seiner leidigen Neigung, den Gedanken in immer neue Schleier einzuspinnen, immer neue Versteckspiele zu erfinden. Ruhe dein Leben, ruft er, vergeude dein Bestes nicht um eines noch so schimmernden Phantoms willen! Ob der dramatische Epilog gleichzeitig eine Selbstanlage und Selbstverhöhnung ist — wer weiß es und was hätte die Thatsache mit der Beurteilung des Werkes zu thun? Sein dichterischer Werth stiege um keinen Zoll, wenn das larmoyante Gejammer der Eingeweihten und Tiefgründigen berechtigt wäre. Was Ibsen auch für göttliche oder philiströse Wahrheiten in seiner Schöpfung offenbart, was immer er an Unverständlichkeiten hinein geheimnist hat — diese Wahrheiten, diese Geheimnisse und Unverständlichkeiten haben an sich mit der Kunst nichts zu thun. Der krampfhaft Grübler, den der Alte zuletzt selber schallend auslacht, mag, wenn er die tausendste Deutung gefunden hat, arme unweise Kunstfreunde bemitleiden, die gar keine mythische Auslegung fanden, weil sie gar keine suchten. Doch das Mitleid ist gegenseitig. Gibt es Erbarmungswürdigeres als die Strapazen des armen Thieres auf dürre Heide, das ein böser Geist im Kreise herumführt? —

Ein anderes Bild. Bei Ernst v. Wildenbruch vermuthet Niemand versteckten Gedankenballast, und die Gedärmebeschauer bleiben ihm naserümpfend fern. Trotzdem erhebt er, einen anderen Aufstieg benutzend und mit anderen Steigeisen ausgerüstet, die Phantasia zu denselben freien Höhen, auf denen Ibsen's sehnsüchtiger Blick ruht.

Der märkische Dichter ist nach allerlei nicht immer kurzweiligen Schwankungen zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt. Mit dem sicheren Blicke, der ihn bei der Wahl seiner Stoffe von jeher auszeichnete, hat er wieder in's volle Menschen- und Geistesleben der Vergangenheit hineingegriffen und ein historisches Drama auf die Beine gestellt, das an vielen Stellen packt und ergreift, fast immer interessiert und nur da, wo die Theatralik sich zu dreist hervordrängt oder die psychologische Begründung zu merkbar versagt, an den Urheber der bösen „Gewitternacht“ erinnert. Ulrich von Hutten, die Zeit, wo die Wissenschaften blühten, die Geister erwachten und es eine Lust war, zu leben — heißt es nicht, von vornherein die Schlacht gewonnen haben, wenn der Frühling auf die Bühne gebracht wird, noch dazu von Zemanem, der das Pathos des Frühlingssturmes hat? Dem jungfrönen Schlagetodt und Feuerkopf, den Wildenbruch da vor uns herumwettert ließ, flogen mit eins alle Herzen zu, und man über sah gern die leise, unfreiwillige Komik, die ihm zuweilen unter'm Wams hervorquackte. Hier war wieder einmal ein Held, ein ganzer Kerl, ein freier Mensch und eine vornehme Seele, hier hört man wieder einmal sonntägliche Gedanken in schöner, bilderreicher Sprache. Mag sein, manches klang wohl und über manche Risse half uns nur ein Hegenmeister-Kunststückchen hinweg — und dennoch erschütterte das Schauspiel wie ein wohlthätiges Bad im Bergsee. Also ist es noch möglich, ein wirkames Drama zu schreiben, das nicht nach Sauer- kohl riecht, und Bühnengestalten, die ein grammatisch richtiges Deutsch sprechen, gefallen uns noch! Im Schauspielhause schien es so. Obgleich der Dichter nicht zugegen sein konnte, dröhnte der Beifall nach jedem Acte los, einmal sogar mit elementarer Gewalt, und Beifallsstürme brausten wiederholt in die Scene hinein. Sogar sehr schwächliche und, wegen der Nähe des Actschlusses, gefährliche Stellen thaten keinen Schaden; auch der zwar in mancher Beziehung wunderfeine, aber allzu locker gefügte letzte Aufzug beeinträchtigte die vortreffliche Wirkung der vorhergegangenen ganz und gar nicht.

Dem wohlgenuthen Dichterjüngling Hutten, der nach Erkenntnis ringt, wie ein lodernder Brand nach neuer Nahrung, dem Verwegenen, der Leben und irdisches Glück in die Schanze schlägt der erkannten Wahrheit zu Liebe, ist effectvoll der bedachtam egoistische, geistreiche und feine Kopf Erasmus gegenübergestellt, dessen Gelehrten-Eitelkeit die neue Idee bekämpft um ihres Trägers willen. Mit eindringlicher Kraft hat Wildenbruch diese Gegensätze ausgemalt, und seine leuchtenden Farben ergeben ein Bild, das fast zu plastisch aus dem Rahmen heraustritt. Denn die Hauptfache soll ja eigentlich die Mär von Erasmus' Töchter-

lein sein, der stolzen Maid, die im jahrelangen vertrauten und ausschließlichen Umgange mit dem weltberühmten Vater kalt und herzlos, hochmüthig geworden ist wie er. Ulrich von Hutten aber sprengt den Ring, mit dem sie ihr junges Herz umgürtet hat, und ein Flammenstrom bricht unter'm Eise hervor. Leider fesselt Marias Herzergeschichte immer nur insofern, als sie unzertrennlich mit dem Schicksal ihres Vaters und ihres Geliebten verbunden ist. Für sich allein betrachtet, giebt uns die Heldin wenig. Wie Erasmus an der eigenen kühlen Härte scheitert, wie er sich knirschend dem siegreichen Mönche von Wittenberg beugen muß, er, die Leuchte seines Jahrhunderts, der König deutscher Wissenschaft, das nimmt das Hauptinteresse des Abends in Anspruch. Aber es muß anerkannt werden, daß die Bilder neben ihm nicht völlig im Dunst verschwimmen und in ihrer Gesamtheit die Farbenpracht des Werkes erhöhen. Nur einzelne Scenen, wo der Coulissen-donnerer Wildenbruch den Dichter über den Haufen rennt, stören und wirken kraft dilettantenhaft, so die zwecklos eingeschobene Nord-Tragödie, in deren Mittelpunkt der finstere Alba und Don Ignacio stehen, seiner Lücke unglückliches Opfer. Im übrigen aber sorgt schon der prachtvolle Hintergrund, die mit lebendiger Anschaulichkeit und Klarheit wiedergegebene frohlockende Luft des jungen Reformationsbrausches für eine höhere, künstlerische Einheit der Stimmung. Man vergißt allen Bombast, der sich in den Acten anhäuft, und alle gelegentliche Mädchenmacherei darüber; man achtet gar nicht auf die doch deutlichen Spuren mühevoller Klebearbeit, die sich häufig genug zeigen, sondern durchlebt die herrliche Bewegung mit erfrishten Sinnen an der Hand des Poeten. Und wer das über uns vermag, der vermag schon etwas.

Es ist dem nach Rossi's und Salvini's Tode größten italienischen Schauspieler Novelli in Berlin nicht viel besser ergangen, als vor Jahr und Tag dem Ibsenpieler Jacconi. Er hat, wie die Theaterleute sagen, „nichts gemacht“, wenigstens geschäftlich nicht. Das zahlende Publicum, das allerdings nur noch schwer in's Lessingtheater zu locken ist, blieb beinahe orientativ fern, und so mußte die nicht unbedeutliche italienische Colonie, die sich Abend für Abend in schönem landsmannschaftlichen Eifer einstellte, wenigstens einen äußeren Erfolg markiren, welcher Aufgabe sie mit südlischer Begeisterung und Lungenkraft gerecht wurde. Auch die Berliner Collegen, die gerade „nichts zu thun“ hatten, fanden sich ein, um dem berühmten Gast eine Nuance oder ein Mädchen abzugucken. Ob sie auf ihre Kosten gekommen sind? Schwerlich, denn das Beste von Novelli's Kunst läßt sich nicht nachmachen. Weder seine tiefe Innerlichkeit, noch seine Vielseitigkeit, noch seine phänomenale Technik. Besonders nicht das Proteushafte einer Kunst, die in allen Stilen zu Hause ist, im Tragischen wie im Komischen, als Charakterpieler, Bon-vivant und Komiker. Wir haben auf der deutschen Bühne kein verwandtes Talent. Haase's Shylock und Hamlet standen an künstlerischer Kraft doch hinter seinen Gedankenrollen zurück, noch weiter als etwa Sonnen-thal's Wallenstein hinter seinen Bauernfeld-Typen. Augustinzen's komischer Veruch im „Lumpazi Bagabundus“ konnte nur von einer interessirten Clique als eine humoristische Offenbarung ausposaunt werden. Höchstens Mitterwurzer schöpfte aus heterogenen Charakteren wie Richard III. und Volz das Tiefste und Letzte heraus, war aber mehr bloß interessant und virtuos, als eigentlich überzeugend. Nur Einer ist mit Novelli zu vergleichen und im Komischen und Tragischen ihm ebenbürtig: Coquelin. Beide sind geniale Realisten, wunderbar natürliche Sprecher, in jeder Rolle Andere, dabei im Aeußeren von der Natur gleich stiefmütterlich behandelt: Novelli mit seinem breiten, plumphen Sonntagskomikergesicht, Coquelin mit seiner impertinenten Stumpfnase. Und Beide steden schon bedenklich tief im Virtuosen- und Gastspielertum. Auch der Respekt vor dem Dichter und seinem Werk ist in Novelli nicht viel lebhafter, als in dem Franzosen. Er sieht zuerst und zuletzt nur seine Rolle, die er allerdings bis in's Kleinste sorgfältig anlegt und charakteristisch gestaltet. Welche Puppenkomödie — von seiner Haupt- und Glanzrolle abgesehen — wird aus dem „Kaufmann von Venedig!“ Und dabei ist seine Truppe wesentlich besser, als es die von Rossi, Salvini, Jacconi und der Duse jemals waren. Aber Alles wird doch nur auf seine Rolle zurecht geschnitten, der fünfte Act fällt aus, Porzia kommt fast nur in der Gerichtsscene zu Wort, — eine Barbarei, womit uns auch die rührende und packende Charakterdarstellung des Shylock nicht zu ver-söhnen vermag. Mit theatralischen Cadavern aber wie Michel Perrin und Ludwig XI. (von Delavigne) auf Reisen zu gehen, sollte den Wandervirtuosen extra verboten oder vereskt werden. Wie Coquelin giebt Novelli im Komischen sein Höchstes und Feinstes, und wie der Pariser, so excellirt der Römer auch im beredten Schweigen der Pantomime und im intimen Plauderhumor des monologues. Da ist er erfreulich, überwältigend und wirklich groß. Wie verjüngte er da den alten Plautus und seinen unter classischem Schulkraut haushoch verschütteten „Goldtopf!“ Da floß ein lebendiger Strom antiker Kunsttradition durch die ganze Darstellung, und unbändige altrömische vis comica sprach aus dem unsterblichen Charaktertypus des Weizigen. Noch mehr er selbst und unvergleichlich war Novelli als Goldoni'spieler. Il Burbero bene-fico, das dramatische Urbild zahlloser gutmüthiger Kaufleute und Haus-tyrannen mit dem berühmten goldenen Herzen, trat uns hier in nation-aler Ursprünglichkeit und ewigfrischer Komik entgegen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Gegenwart“.

Abad. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. Besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Im Verlage von Imberg u. Leffon in Berlin ist erschienen:

Der Dorfschulze.

Komödie in vier Akten

von

Karl Bilg.

Preis: elegant broschirt 2 M.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Dramatische Humoresken (Berlin, Imberg u. Leffon), brosch. 2 M. Inhalt: Mein Mann schreibt Tragödien. — Wer ist der Verräther. — Publikus und seine Verwandten, Historico-Komödie.

Der Intendant in tausend Nöthen. Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

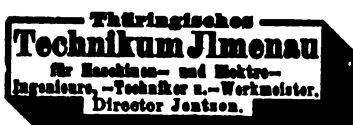
Gomorraha's Ende. Litterarische Komödie (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 1,50 M.

Ein toller Tag. Litterarische Posse (Berlin, J. A. Stargardt), brosch. 2 M.

Anno Zweitausend. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Der Fürst von Raiatea. Posse (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), brosch. 2 M.

Die vorstehenden Bilg'schen Humoresken bilden einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Komödie, indem sie in gewöhnlicher Sprache die vielfachen komischen Motive, welche unsre Zeit auf litterarischem, socialem und politischem Gebiete darbietet, glücklich verwerthen.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 M. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egiby Fontane Groß Haedel Hartmann Heyje Jordan Rippling Leoncapallo Lindau Lombroso Meschtscherstki Nigra Nordau Ollivier Petteuslöfer Saltzbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{1}{4}$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Hahn, Dr. Ed., Die Wirtschaft der Welt am Aus-

gange des XIX. Jahrhunderts. Eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen. Lex.-8°. brosch. 5 M. 50 Pf.; fein in Leinwand geb. 7 M.

„Jede Zeile des Verfassers bezeugt ihren Ursprung aus lebendiger, dem handelnden Leben zugewandter Empfindung und aus dem starken Drange, der Menschheit durch die Aufweisung des rechten wirtschaftlichen Weges praktische Tugenden zu schaffen. Die Ziele des Verfassers beschränken sich nicht auf die Tagespolitik oder vereinzelte Maßnahmen, sie sind vielmehr umfassender Art und wollen der gesamten zukünftigen Entwicklung des Menschengeschlechts die Bahn weisen. . . . Das ein derartiges Buch das Interesse der weitesten Kreise zu fesseln imstande ist, liegt auf der Hand; es ist keine Gelehrtenchrift, sondern für die Gesamtheit der Gebildeten bestimmt. Der Verfasser hat schon manche wertvolle Gaben dargeboten und vielfach neuen leitenden Ideen Bahn gebrochen, so daß man auch von dem vorliegenden Werke hochgespannte Erwartungen hegen darf. Durch die Klarheit aber wird die Berechtigung solcher Erwartungen, wie wir uns zuerst sichtlich zu behaupten getrauen, außer allen Zweifel gesetzt. . . .“

Vorstehende Ausführungen aus bekannter, berufener Feder, charakterisieren trefflich den Inhalt des Werkes und entheben uns jeder Empfehlung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und bei vorheriger Einsendung des Betrags portofrei von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.); Halbjahres-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Vagay, Böcklin, A. v. Werner, Knaut, Uhde, Studt, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Nag, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitzer, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Cesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Macdensen, Starbina, Teistlow, Gaulle, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Kummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags portofreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeile 80 Pf.

Inhalt: Unsere Volksvertreter und das Frauenstudium. Von Richard Wulfov. — Placat und Reclame. Von Emil Richter (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Kunst und Moral. Von A. v. H. — Gabriele d'Annunzio und sein neuestes Werk. Von Marcus Landau. — **Beuilleton.** Sammelwuth. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt.** Parlamentsdämmerung. Von Caliban. — **Opem und Concerte.** — **Offene Briefe und Antworten:** Nochmals die delirischen Dichter. Von Richard Schmidt-Cabanis. — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Unsere Volksvertreter und das Frauenstudium.

Von Richard Wulfov.

Der 7. März 1900 wird den Freunden der Frauenbewegung ein recht unliebfamer Gedenttag bleiben, da an diesem Datum über eine Petition, betreffend die Zulassung der Frauen zur Immatriculation auf den Universitäten und zu den Staatsprüfungen, von Seiten des Reichstages zur Tagesordnung übergegangen wurde, wie es die Commission beantragt hatte. Ein Antrag der Abgeordneten Schrader und Riekert wollte die Petition dem Reichskanzler mit dem Ersuchen überweisen, eine Vereinbarung mit den verbündeten Regierungen herbeizuführen, nach welcher diejenigen Frauen zum Besuche der sämtlichen Vorlesungen an deutschen Universitäten zugelassen sind, welche die in dem Beschlusse des Bundesrathes vom 24. April 1899 verlangte Vorbildung (Reifeprüfung) nachweisen. Der Abgeordnete Schrader machte in eindringlicher Weise auf die Hindernisse und Scherereien aufmerksam, welche den die Möglichkeit des Universitätsstudiums erstrebenden Damen auf Schritt und Tritt bei den seitherigen Bestimmungen entgegenstehen; er bezeichnete die bestehenden Zustände als der Würde des Reichstages und des Bundesrathes nicht entsprechend — Alles vergeblich! Und so bleiben denn diese unhaltbaren Zustände einstweilen in unserem vielgepriesenen Culturstaat bestehen und — die Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland ist um ein trauriges Capitel reicher. Bekanntlich wurde in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Juni 1897 die Petition der Damen Helene Lange und Marie Mellien um freie Zulassung der Frauen zum Besuch der Universitäten (bei entsprechender Vorbildung) abgelehnt, und das Wunderbare bei der Sache war, daß die Bedeutung dieses parlamentarischen Ereignisses von den Zeitungen kaum erwähnt, geschweige denn gebührend erörtert wurde. Und das wäre doch dringend nöthig gewesen, weil nun alle jene Schwierigkeiten, durch welche sich besonders die zu Anfang des Sommersemesters 1896 von der Berliner Universität erlassenen Bestimmungen für die Zulassung von Frauen zum Studium auszeichneten, mit allen ihren Erschwerungen und Vegetationen zu Recht bestehen blieben. Unter diesen wahrhaft drakonischen Vorschriften mußte besonders jener Paragraph auffallen, durch welchen „nach Prüfung der Zeugnisse und Ausstellung des Erlaubnißscheines durch den Herrn Rector die Einwilligung der Docenten und Professoren, deren Vorlesungen zu hören gewünscht wird, einzuholen ist“.

Man sollte doch meinen, daß die Einwilligung dieser Herren nach der erfolgten Genehmigung der oberen Instanzen eine ganz selbstverständliche wäre. Was geschieht nun, wenn dieser oder jener von den Herren Docenten die erbetene Erlaubniß verweigert, was ja damals bei der unter dem Rectorat des Professors Brunner herrschenden Stimmung keineswegs etwas Ungewöhnliches war und immer wiederkehren kann. Verschloß doch ein so hochstehender Gelehrter wie Hermann Grimm ohne Weiteres den Damen seine Vorlesungen, obwohl gerade seine Gegenstände (Literatur und Kunstgeschichte) ihnen besonders anziehend erscheinen mußten! Und diese Bestimmungen scheinen mit ihren gesuchten Schwierigkeiten und Hindernissen noch immer fortzuwirken, denn die soeben erlassene Verordnung des Hessischen Ministeriums, das sich endlich auch entschlossen hat, die Landesuniversität Gießen den Frauen zu öffnen, enthält in ihren acht Paragraphen ebenfalls Bestimmungen, die man nur als hinderlich und störend bezeichnen kann. Die sich meldenden Damen werden nur als Hospitantinnen zugelassen, müssen ein schriftliches Gesuch an den Rector einreichen, mit der Angabe, welchem Fache sie sich hauptsächlich widmen wollen, sie müssen ihre wissenschaftliche Vorbildung und sonstige Studiennachweise und ein Leumundszeugniß vorlegen, eine Aufnahmegebühr von 10 Mark entrichten, sich dann in ein besonderes Album einschreiben und empfangen endlich eine vom Rector unterzeichnete Bescheinigung über ihre Aufnahme als Hospitantin für das laufende Semester, die Satzungen und eine Legitimationskarte. Dann wird ihnen vom Quästor ein Collegienbuch eingehändigt; die Meldung für jede einzelne Vorlesung oder Uebung darf der Quästor aber nur dann annehmen, wenn die Hospitantin ihm die schriftliche Einwilligung des betreffenden Docenten vorlegt. — Es ist klar ersichtlich, daß diese Verordnung direct von jener soeben erwähnten Berliner abstammt, ja vielleicht die Schwierigkeiten derselben noch etwas verschärft.

Gegenüber den negativen parlamentarischen Erfolgen bezüglich des Frauenstudiums gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Frauenfrage für die Mehrheit unserer Volksvertreter noch nicht Gegenstand ersten Studiums geworden ist, wie sie es verdient. Das trat ganz besonders in der erwähnten Abgeordnetenhaus-Sitzung von 1897 hervor, wo die Debatte durchaus an der Oberfläche haften blieb, keineswegs aber die tiefere sittliche Bedeutung einer ernstern Bethätigung der Frauen mit unserem Geistesleben erkennen ließ. Außer dem Abgeordneten Riekert, der kurz und bündig die Zulassung der Frauen zum Studium

als ihr Recht fordert und die Befürchtung eines Wettbewerbes wegen der geringen Zahl der Bewerberinnen als durchaus überflüssig abwies, stand nicht ein Redner auf der Höhe der Situation, d. h. nicht einer wußte das nothwendige „kräftige Wörtlein“ für die Freigabe des Frauenstudiums auszusprechen, nicht einer die Ungerechtigkeit hervorzuheben, die offenbar darin liegt, wenn man die Willenstraft und den Eifer von geistig leistungsfähigen Mädchen durch einfache Negation lahm legt. Daß so etwas in unseren Parlamenten vorkommen kann, ist ein Beweis dafür, daß die neuen Rechtsanschauungen über die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben sehr langsam in die Massen dringen und zu ihrer Verwirklichung unermüdet, geduldiger und langer Arbeit bedürfen werden. Jeder Uebereifer, jede Hast, die sprungweise ihre Ziele erreichen will oder durch trotzigen Angriff das glaubt erringen zu können, was nur durch ruhige überzeugende Ueberredung gewonnen werden kann, ist hier unberechenbar schädlich. Am meisten müßten sich die Führerinnen und Vorkämpferinnen der Frauenbewegung davor hüten, durch unbesonnene und verletzende Attacken auf die „böse Männerwelt“ Verstimmung und Erbitterung zu erregen, oder durch Renommisterei und Hoffart in's Lächerliche zu verfallen. Eine junge, juristisch gebildete Rednerin, die gern ihr Licht leuchten läßt, rief vor einigen Jahren in einer großen Versammlung mit Emphase und unter jubelndem Beifall die folgenden Worte in's Auditorium hinein: „Der neue Reichstag wird eine andere Physiognomie zeigen, denn er wird unter dem Einfluß der Frauen gewählt werden. Eine junge Partei ist auf dem Kampfplatz erschienen, und es wäre nicht das erste Mal, daß eine solche Partei moralische Verkommenheit und Fäulniß hinwegsetzt.“ Neuerdings sind die Damen anscheinend vorsichtiger geworden und die einberufenden Damen befolgen die richtige Taktik, daß sie vor Eröffnung der Discussion durch den Mund der Vorsitzenden um Maß und Ruhe bitten. Diese Vorsicht verdient unbedingt Anerkennung, denn wenn man auch weit davon entfernt ist, anzunehmen, daß unsere Parlamentarier durch solche oder ähnliche Vorstöße, wie der eben erwähnte, sich in ihrer sachlichen Auffassung oder gar in ihrem Botum bestimmen lassen könnten, so sind derartige bittere Ausfälle in jedem Falle bedenklich und unzulässig, weil sie der guten Sache schaden. Wenn sie auch von der Menge mit „jubelndem Beifall“ aufgenommen werden, so ist das ironische Lächeln des besonnenen Hörers hiergegen doch stark in Anschlag zu bringen, denn es bedeutet den schlimmsten Erfolg, den eine solche Brandrede haben kann. Auch der Ton des Triumphes und der Siegesgewißheit, der so oft angeschlagen wird, müßte geslistentlich vermieden werden, denn dieser hätte nur dann Fug und Grund, wenn ein unerschütterlich sicheres Fundament für die Frauenbewegung im Volksbewußtsein der weitesten Kreise ein für alle Mal gewonnen wäre, wenn über alle wesentlichsten Ziele derselben unter allen Gebildeten ein Sinn und eine Meinung herrschte. Es wäre nun aber ein großes Bekennen der Situation oder schwere Selbsttäuschung, wenn die Führerinnen an eine solche Uebereinstimmung in der gebildeten Welt betreffs der von ihnen erstrebten Ziele ernstlich glauben sollten, oder wenn sie gar meinten, daß sie durch kühne und scharfe rednerische Vorstöße neuen Boden für ihre Bestrebungen finden könnten. Alle solche im Interesse einer gedeihlichen Fortentwicklung und Förderung der Frauenfrage angestellten Erwägungen können aber die unerfreuliche Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß unsere Parlamente die Frauenfrage und besonders das Frauenstudium bis jetzt recht oberflächlich und nebensächlich behandelt und kein ernstes Interesse für die aufstrebende Geistesarbeit der Frauen gezeigt haben. Daß es geistes- und willenskräftige Frauen giebt, die mit Erfolg an das Studium herantreten können, liegt wohl außerhalb jedes Zweifels, und was die Haltung und das Gebahren der „Studentinnen“ betrifft, so ist nirgends irgend welche Klage laut geworden, ja ihnen ist im Gegen-

theile von kompetenter Stelle wiederholt lebhaftere Anerkennung gezollt worden. Schon im Jahre 1896 erstattete auf dem Stuttgarter Congreß der Evangelisch-Socialen Professor Adolf Wagner, der damalige Rector der Berliner Universität, einen sehr erfreulichen Bericht über seine mit den Hörerinnen gemachten Erfahrungen. Er betonte, daß irgend welche formellen oder materiellen Mißstände sich seit der Theilnahme der Damen an den Vorlesungen in keiner Weise gezeigt hätten, „der Ton sei geradezu besser geworden“. Er würde es als eine Schande der deutschen Jugend bezeichnen, wenn die studirenden Damen irgenwie belästigt würden. Die Damen seien ganz besonders eifrig und fleißig. „Nach diesen Erfahrungen können wir sagen,“ so schloß Prof. Wagner seine bemerkenswerthen Ausführungen, „es wird den Frauen der Besuch der Hochschule erleichtert werden“. Diese erfreuliche Aussicht hat, wie man wohl annehmen darf, die oben genannten Antragstellerinnen zu ihrer Petition veranlaßt. Denn man durfte in der That annehmen, daß die Ausführungen Wagner's an den maßgebenden Stellen Beachtung finden würden, daß die noch bestehenden Erschwernisse nach solchem Zeugniß fallen, daß besonders Wagner's Nachfolger im Rectorat, Herr Prof. Brunner, sich freundlicher zu den berechtigten Ansprüchen der Damen stellen würde. Man durfte auch wohl annehmen, daß das Parlament sich nun etwas näher mit diesen Dingen beschäftigen und jener Petition ein geneigtes Gehör schenken werde. Aber nichts von alledem geschah. Prof. Brunner ging nicht auf die Anregung seines Vorgängers ein, ja er verweigerte sogar dem Fräulein Helene Lange einen Saal in der Universität zur Abhaltung eines Vortrags. Unter Brunner's Nachfolger im Rectorat, dem bekannten Nationalökonom Schmöller, gestalteten sich die Dinge ein wenig günstiger; von einer durchgreifenden Organisation, die die lästigen Hindernisse hinweggeräumt und das Studium der Frauen der Willkür Einzelner entrückt, ist aber leider bisher nichts zu merken gewesen.

Es ist hoch an der Zeit, daß unsere Parlamentarier sich mit mehr Wohlwollen und Unbefangenheit der Frauenfrage nähern und den „berechtigten Kern“ von der Forderung voller Gleichberechtigung mit den Männern unterscheiden, einer Forderung, die doch nur von einem kleinen Theil der Frauenrechtlerinnen geltend gemacht wird. Bei wirklich unbefangenem Verhalten könnten sie nicht dabei stehen bleiben, den geistestüchtigen und willensstarken Frauen, deren Sinn und Neigung geistiger ernster Arbeit zugewendet ist, ihren ohnehin schwierigen Weg durch künstliche Einschränkungen erschweren oder verlegen zu wollen. In einem Culturstaate muß die Frau dem Manne darin gleich stehen, daß sie sich in Allem bilden und fördern darf, wohin Neigung und Begabung sie treibt, und von diesem Standpunkt, den die würdige Altmeisterin der Frauenbewegung, Frau Fanny Lewald, schon vor mehr als 30 Jahren muthig und zugleich logisch zu vertreten wußte, müssen die erschwerenden und belästigenden Bestimmungen für das Frauenstudium nicht nur in Berlin, sondern an allen deutschen Hochschulen auf's Eifrigste bekämpft werden. Man darf doch nicht vergessen, daß jene Frauen, die sich aus innerstem Trieb dem Studium widmen und durch dies muthige Loslösen von allem Herkommen sich mit den Anschauungen weiter Kreise in Gegensatz stellen, doch thatsächlich mehr Wohlwollen und Anerkennung zu beanspruchen haben, als jene ungezählten Tausende, die in trügem Dahinträumen, decorirt durch allerlei wahllose Lectüre, Clavierpiel oder „Malen“ ihre Tage verschleudern oder „das Vergnügen um jeden Preis“ auf ihre Fahne geschrieben haben. Man begegnet überall häufig der Anschauung, daß eine ernste wissenschaftliche Ausbildung der Frauen heut zu Tage leichter erworben werden könne, als früher. Mir scheint das nur in dem Sinne richtig, daß man jetzt mehr als früher Einrichtungen trifft, die solche Ausbildung begünstigen; sonst aber halte ich die geistige Bildung der

Frauen in der Gegenwart für schwieriger, als zu irgend einer anderen Zeit. Das bunte moderne Leben erfährt unsere junge weibliche Welt mit unwiderstehlicher Gewalt; die Zunahme des bürgerlichen Wohlstandes lehrt mit jedem Tage neue Bedürfnisse kennen; der wachsende Luxus mit seinen unerfreulichen Begleiterscheinungen drängt den Sinn für geistige Bethätigung und geistigen Besitz immer mehr zurück. Unsere „im Zeichen des Verkehrs“ stehende Zeit weist mehr als je auf Reisen und Ausflüge hin; die Geselligkeit mit ihren vielseitigen Abziehungen und künstlerische Genüsse in früher nie dagewesener Fülle fordern zur Theilnahme auf. In solchem lockenden, zerstreuenen Tagestreiben ist ernste stille Arbeit und zurückgezogenes Versenken in die Welt des Geistes in ungeahnter Weise erschwert. Und auf der anderen Seite bieten populäre wissenschaftliche Anregungen verschiedenster Art eine leichte Gelegenheit, sich mit einem wenn auch trügerischen Schimmer von Kenntniß und Bildung zu umkleiden und auch dem geistig Trägen so viel Verständniß für Tageserscheinungen auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiete zu vermitteln, daß er sich mit leidlichen Ehren an unserer landläufigen Tagesconversatiön betheiligen kann. Die „übertünchte“ Halb- und Falschbildung ist eine hervorragende Eigenschaft unserer Zeit. Durch diese nicht wegzuleugnende Erscheinung begründete sich die Forderung ganz von selbst, daß für ernster strebende Frauen eine Möglichkeit geschaffen werde, sich durch eine straffere geistige Zucht und ernstere Schulung aus dem verflachenden Treiben der Gegenwart zu flüchten und ihrer nach geistiger Bethätigung ringenden Veranlagung ein Feld zu eröffnen, wo sie unter Gleichstrebenden sich unsere werthvollsten Bildungsschätze aneignen können, gleichviel, ob diese geistige Arbeit eine Vorbereitung zu einer Prüfung sein und praktische Zwecke verfolgen soll, oder ob sie als Selbstzweck angesehen wird.

Von diesem Gesichtspunkt scheint die Bestimmung der Berliner Universität ganz besonders hart, daß „Anmeldungsbücher nur denjenigen Frauen ausgehändigt werden sollen, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörten Vorlesungen zu führen haben“. Da drängt sich die Frage auf, warum denn die mit der nachgewiesenen genügenden Vorbildung versehene Dame nicht lediglich zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung und ihres geistigen Besitzes an der Berliner Hochschule Vorlesungen hören soll, die ein allgemeines Interesse für sie haben. Warum in aller Welt sollen ihr z. B. Vorträge über Literatur- und Kunstgeschichte, Geschichte, Nationalökonomie verschlossen bleiben? Eine Furcht vor übergroßem Andrang ist, wie ich bereits öfters darzulegen versucht habe, durchaus eitel — unsere deutschen Mädchen sind mit so festen Banden an Haus und Familie gebunden, daß nur willensstarke Naturen mit ausgesprochener Begabung für geistige Arbeit den Anspruch auf Zulassung zu den Studien erheben werden. Wenn Jemand einwendet, daß eine Zahl von etwa 200 Hörerinnen, die sich vor einem Jahre an der Berliner Universität zu den Vorlesungen zusammenfanden, doch eigentlich nicht mehr klein genannt werden dürfe, so muß daran erinnert werden, daß sich unter diesen Damen sehr viele Ausländerinnen aus Rußland, Schweden, Dänemark, den Balkanstaaten und aus außereuropäischen Ländern befanden. Die Zahl der deutschen studirenden Mädchen ist klein und wird kaum jemals wesentlich zunehmen. Diese wenigen Damen aber haben das Recht auf Rücksicht und Erleichterung ihres ehelichen Strebens. Denn ehe sie den endgiltigen Entschluß eines wissenschaftlichen Berufes oder freier ernster Geistesarbeit faßten, haben sie sich selbst sorgfältig geprüft und sich klar gemacht, daß diese Art von Thätigkeit von dem Wege der Weltfreude und des frohen Lebensgenusses etwas weit abführt und nicht nur ein bedeutendes Maß von seelischer und geistiger Kraft erfordert, sondern auch ernste Resignation, die darauf gefaßt ist, ihr Streben als Dünkel oder Eitelkeit

ausgelegt zu sehen oder mit den traditionellen Anschauungen der Menge über das wahre Wesen der Weiblichkeit in Gegensatz zu treten. Das Alles haben sie wohl überlegt und in sich verarbeitet, und nun, da der entscheidende Schritt geschehen soll, sehen sie sich plötzlich vor den Schranken solcher, von ödem bureaukratischen Geist dictirten und mit allen nur denkbaren Verlausulirungen gespickten Bestimmungen! Und die still genährte Hoffnung, daß diese Bestimmungen fallen, daß nach einer unbefangenen Auffassung der Sachlage im Parlament eine wohlwollende Stimmung Platz greifen würde — sie ist wiederum in Nichts versunken. Unsere denkenden Frauen und auch recht viele vorurtheilslose Männer werden den Beschluß vom 7. März ernstlich beklagen, wenn sie auch an der Thatsache nichts ändern können, einmüthig aber können sie protestiren gegen die von dem Centrumsvertreter geäußerte Bemerkung, daß die Aspiration auf das Studium der Frauen „ein schablonenhaftes Hineindrängen der Frauen und Mädchen in alle männlichen Berufe“ bedeute. Auch die von anderer Seite geäußerte Anschauung, daß die Meinungen über die Zulassung der Frauen zum Studium noch nicht geklärt seien, muß als unhaltbar bezeichnet werden. Wer die Sachen kennt und ein unbefangenes Urtheil hat, weiß das Gegentheil. — Unseren Frauen bleibt nichts Anderes übrig, als durch festes Zusammenschließen und gemeinsame Thätigkeit in Vereinen, Versammlungen und Presse die Freiegebung des Frauenstudiums in den maßvollsten Formen weiter vorzubereiten und sich durch die abermals gemachte trübe Erfahrung nicht entmuthigen oder gar in leicht verständlicher Verstimmung zu bitteren Demonstrationen hinreißen zu lassen. Sehr zweckmäßig erscheint es, wenn die Damen zu ihren bezüglichen Versammlungen eine Anzahl Parlamentarier der verschiedenen Parteien in aller Form einladen wollten und sie durch ruhige Darstellung des vorliegenden Bedürfnisses und durch überzeugende Discussion für die gute Sache zu gewinnen suchten.

Wie sich die Gymnasialcurse für Mädchen in Berlin, Leipzig, Breslau, Königsberg u. s. w. trotz allen Widerstandes eingeführt und als nützliche und nothwendige Einrichtung in der Meinung des Publicums festgesetzt haben, so ist auch die Freiegebung des Frauenstudiums an unsern Universitäten, wie die Zulassung der Frauen zu den Staatsprüfungen eine mit voller Sicherheit zu erhoffende Thatsache, — immer vorausgesetzt, daß die Damen sich vor dem oben erwähnten provocatorischen Verhalten und von sonstigen tactischen Fehlern frei zu halten wissen. Bisher waltete noch bei Vielen die durchaus irrige Meinung vor, daß diejenigen Männer die wahren Freunde der Frauenbewegung wären, die den extravagantesten Forderungen zustimmen und sich für völlige Gleichstellung mit den Männern erklären. Nur das aber sind wahre Freunde, die in maßvoller und überzeugender Weise die logisch und ethisch berechtigten Forderungen der Frauen durch Wort und Schrift zu stützen und für dieselben einzutreten Kraft und Reizung haben. Es wäre im höchsten Grade thöricht, sich der Illusion hinzugeben, als sei bereits Alles in's rechte Geleise gebracht, als werde die Bewegung in „naturgemäßer“, gesunder Entwicklung von selber fortschreiten und zu den gewünschten Zielen führen. Denn die große Schwierigkeit liegt eben in der sicheren Feststellung dieser Ziele, über die die Meinungen noch sehr auseinander gehen, so daß man von einem linken und rechten Flügel, von Moderados und Exaltados sprechen könnte. Unsere auf langjährige Beobachtung gegründete Ueberzeugung geht dahin, daß nur Mäßigung und fleißige unermüdete Arbeit die Frauenbewegung fördern kann, daß aber maßloses, unbesonnenes Vorgehen und schrankenlose, auf absolute Gleichstellung der Frauen mit den Männern im socialen, wirthschaftlichen und politischen Leben zielende Forderungen die Bewegung nur lähmen und schädigen können. Die Frauen müssen es sich angelegen sein lassen, durch die ihr zur Verfügung stehende

Presse, durch öffentliche Discussion und geeignete Schriften die Zielpunkte der Bewegung zu bezeichnen und ihre Forderungen zu begründen. Denn selbst gründlich gebildete, ja hochgelehrte Männer haben sich über Bedeutung und Tragweite derselben noch immer kein klares Urtheil gebildet und wandeln in völliger Dunkelheit. Dafür nur ein Beispiel.

Ich las vor einiger Zeit in der „Deutschen Rundschau“ einen kurzen, mit H. G. unterzeichneten Bericht über einige kleinere, auf die Frauenfrage bezügliche Schriften von Helene Lange. Nach der eigenartigen stilistischen Manier und bei seiner eifrigen Mitarbeiterschaft an der „Deutschen Rundschau“ werde ich wohl nicht fehlgehen, wenn ich H. G. mit Herrn Professor Hermann Grimm identifiziere. Da fiel mir zunächst die hingeworfene Bemerkung auf, „daß es noch immer leicht sei, sich die Bewegung (der Frauen) mit einem kräftigen Achselzucken vom Leibe zu halten“. Zwar erkennt er mit einigen vornehm-kühlen Worten der Bewegung eine gewisse Berechtigung zu, fügt aber, als ob diese großartige Concession ihm schon leid wäre, sogleich einschränkend hinzu: „daß diese sogenannte Frauenbewegung noch nicht zu der Stärke gebiehet sei, daß ein Mann gezwungen wäre, Stellung zu ihr zu nehmen“. Wäre das richtig, so müßte er zunächst die öffentliche Besprechung von Schriften unterlassen, die eine genaue Kenntniß der Entwicklung nur des gegenwärtigen Standes der Frauenfrage erfordern, seine Aeußerungen offenbaren aber völlige Unkenntniß. So meint er z. B., „daß es sich eigentlich nur um die Frage handle, wie weit Frauen als Aerzte und Lehrerinnen weiblicher Zöglinge ein Recht darauf haben, die Unterweisung höchster Art (Umschreibung für Universitätsstudien) für sich in Anspruch zu nehmen.“ Ja, wenn die Sache so einfach läge! Aber auch der flüchtigste Blick in die programmatischen Schriften der Reformerrinnen mußte ihn belehren, daß mit der Erschließung dieser beiden Berufsarten die Forderungen der Frauenrechtlerinnen par excellence keineswegs befriedigt sind, daß die Wünsche sehr viel weiter, d. h. auf eine bedingungslose Concurrenz mit dem Manne gerichtet sind. Auf dem Brüsseler Frauencongreß (1897) wurde ganz unumwunden der Zutritt zu den höchsten Staatsämtern gefordert, und was die beiden für den nächsten Sommer gelegentlich der großen Ausstellung in Paris geplanten Frauencongresse betrifft, so wird man sich auf ähnliche Aspirationen gefaßt zu machen haben. Wie sehr H. G. die weitgehenden Ansprüche verkennt, geht schon daraus hervor, daß er meint, „die Frauen arbeiten als Ärztinnen und Lehrerinnen am liebsten unter männlicher Direction“. Ja, so möchte man fragen, „von wannen kommt dir diese Wissenschaft?“ Er mag doch nur — der Vorschlag ist gewiß billig — die Dame, deren Schriften er beurtheilt, fragen, ob sie „am liebsten unter männlicher Direction arbeitet?“ Er wird ganz sicher von ihr erfahren, daß das nicht der Fall ist. Am Schlusse seines Referats sagt H. G. Folgendes: „Die Frauen werden nie aufhören, das schwächere Geschlecht zu sein. Auch nie den Wunsch haben, diese Stellung einzubüßen. Was sie fordern, läßt sich sehr wohl übersehen und, scheint uns, heute bereits ohne viel Bedenken erledigen.“ Jeder Satz ein Irrthum, die ganze Auffassung der Sachlage durchaus rückständig. Denn die Wortführerinnen und Lenkerinnen der Frauenbewegung wollen nun einmal von einer Inferiorität ihres Geschlechts nicht das Mindeste wissen und, worauf es hier am Meisten ankommt, die Forderungen sind keineswegs so leicht zu übersehen. Nehmen wir nur einen Punkt heraus: Die active Theilnahme am politischen Leben, das Wahlrecht. Gewiß giebt es viele einsichtsvolle Frauen, die zu ihrem eigenen Heil nichts davon wissen wollen, aber es giebt auch viele, welche das Wahlrecht als ein Hauptziel der Frauenbewegung ansehen, und Leben als ihren Feind betrachten, der es ihnen nicht einräumen will. Als ich vor einiger Zeit in der „Beilage“ zur „M. Allg. Ztg.“ jene politischen Aspirationen der Frauen in maßvollster Form besprach und darzulegen

juchte, daß sie für Haus, Familie und öffentliches Leben nur von unheilvoller Wirkung sein könnten, da bin ich mit polemischen Zuschriften „von zarter Hand“ überfluthet worden, die den Reiz und Adel echter Weiblichkeit bisweilen stark vermessen ließen.

Den besonnenen Freund der Frauenbewegung, der dieselbe nicht als ein willkürliches Product zufälliger Laune, sondern als eine im wirthschaftlichen Leben der Frauen begründete innere Nothwendigkeit ansieht, den werden solche Vorkommnisse nicht verstimmen; er nimmt sie geduldig hin als die nothwendigen, jedem organischen Werdeproceß anhaftenden Uebergangsercheinungen, und bleibt mit seinem Wort und Rath nicht zurück, wenn kritische Zeiten die gesunde Entwicklung zu hemmen scheinen. Die erwähnten Vorgänge in unseren Parlamenten bezeugen laut, daß für die weiteren Fortschritte der Frauenbewegung solche kritische Zeit gekommen ist, die alle besonnenen Frauen und wohlmeinenden Männer auffordert, fest zusammenzustehen und mit ruhiger Energie an der Weiterführung des Baues fortzuarbeiten. Flammende Worte und Proteste bringen ebenso wenig Förderung und Fortschritt, als weitausschauende Ansprüche und Forderungen, mit denen sich das Volksbewußtsein noch nicht befreundet hat und denen auch, wie die parlamentarischen Vorgänge zur Genüge bewiesen haben, die Gebildeten der Nation ganz fremd und theilnahmslos gegenüberstehen würden, wenn sie geltend gemacht würden. Arbeiten wir vorerst an der Festigung des Fundamentes und wirken wir nach besten Kräften für die Verwirklichung nothwendiger und erreichbarer Forderungen. Dazu rechnen wir zunächst die Freigabe des Studiums und die Zulassung zu den Staatsprüfungen ohne Erschwernisse und bureaukratische Schablone, ferner die Mündigkeit der Frau im bürgerlichen Recht und die Erweiterung der bürgerlichen Berufsarten der Frauen.

Placat und Reclame.

Von Emil Richter (Leipzig).

Mitten im großstädtischen Leben entwickelt sich die Placatkunst. Sie hat während der letzten Zeit einen so ausgebreiteten Umfang angenommen, daß sie in allen Kreisen die größte Beachtung erweckt. Dabei hat sich aber auch ihr Wesen und ihr Charakter dermaßen verändert, daß sie uns gewöhnlich nur noch als die anpreisende, marktschreierische Reclame erscheint. Unter diesem Gesichtspunkte betrachten und beurtheilen wir sie. Und schon haben wir uns daran gewöhnt, sie nur als das nothwendige Mittel zu irgend einem geschäftspolitischen Zwecke aufzufassen. In dieser ordinären Eigenart entfaltet sie sich vorwiegend an denjenigen Plätzen, wo das Verkehrsleben in breiten Strömen dahinausfließt. Denn sie will sich zeigen, will von aller Welt bewundert sein. Hier ist beßhalb ihre Heimath, hier treibt sie ihr Wesen. Namentlich in den öffentlichen Straßen der Weltstadt redet sie eine scharfe, zweideutige und bisweilen herausfordernde Sprache. Wohin wir auch gehen mögen, immer und überall tritt sie uns in dem schillernden Gewande der modernen Farbenpracht entgegen. Und kaum haben wir den Fuß auf das Pflaster der Großstadt gesetzt, da stehen wir auch schon unter dem überwältigenden Eindruck des Placatwesens. Große, dickeleibige Placatsäulen, die wie riesige Wachtposten paarweise vor den Straßeneingängen stehen, dienen hier zum ewig wechselnden Anschlag. Sie gehören zwar nicht zu den Sehenswürdigkeiten, aber wir betrachten sie doch — betrachten sie allerdings mehr aus Neugierde als aus ästhetischer Ueberzeugung und einem inneren Gefühle. Und doch haben wir vielleicht noch gar nicht darüber nachgedacht, ob sie den öffentlichen Plätzen

zur Zierde gereichen oder zur Unzierde. Dann und wann entrüstet sich wohl unser ästhetisches Gefühl, wir ärgern und empören uns, wenn die langen Fetzen losgeschlagenen Papierses wackelappelnähnlich herabhängen. Welch' ein häßlicher Anblick! Sonst aber vermögen sie uns weder zu erfreuen, noch zu stören. Regungslos und stumm stehen sie da, — und doch reden sie eine tiefernste, Allen verständliche Sprache! Da verkünden sie die letzte Siegesbotschaft des geschlagenen Records im tollen Wettspiel der Leidenschaften, — verkünden den neuesten Erfolg des rastlosen Erfindungsgeistes. Denn das neugeborene Kind der schöpferischen Idee, das einstmal in der Stubenluft der geistigen Werkstatt aufwuchs, bis es groß genug war, um auf eigenen Füßen zu stehen, überschreitet nicht mehr schüchtern die Schwelle in's öffentliche Leben, sondern ruhmredig wird es auf die Zinnen des Weltverkehrs gehoben, um dem neuerungsfüchtigen Publicum seine Visite abzustatten. Und dann wird der Act der geschäftlichen Taufe vor aller Welt vollzogen. Manchmal finden sich auch kaufende Interessenten als liebe Pathen, wenn die preisenden Einladungen in alle Winde hinausposaunt werden. Und wie manches Geheimniß des Geschäftslebens wird da nicht an das öffentliche Placat geschlagen! Vielleicht ist es hier der letzte Versuch, der versiehenden Pulsader des Geschäftsbetriebes noch einmal neues Leben einzuflöhen. Vielleicht verbreitet es auch die Trauerkunde eines unglücklichen Falliments, im Lockvögeltone die letzten Reste der Welt anbietend. Hier rühren alle politischen Parteien die große Trommel — die Musik der Leidenschaften stimmt einen vielstimmigen Accord an, und das ewige Weltconcert der Reclame erhält durch den Bildschmuck des Placates seine wirkungsvolle Weihe. Und wenn wir hinausflüchten in die freie, gottbegnadete Natur, um für uns allein zu sein in ländlicher Einsamkeit und friedlicher Stille, auch da tönen uns die Stimmen des lauten Marktes in einem vielfältigen Echo nach. Das ist die wunderfame Sprache des öffentlichen Placates.

Wahrlich! — auch ein sprechendes Spiegelbild des localen Geschäftslebens! Die Placatkunst redet von Allem, was uns interessirt. Und all' unsere Neugierde ist ihr gewidmet, sei es auch nur in flüchtigen Betrachtungen, wenn wir durch die lebensvollen Straßen und über die buntgeschmückten Plätze gehen. Ein unwiderstehlicher Reiz, der uns fesselt, unsern Blick und unsere Aufmerksamkeit bannt, liegt auf diesen blutrothen und grasgrünen, himmelblauen und tintenschwarzen Zetteln. Alles ist durcheinander gewürfelt, planlos und ohne künstlerische Absicht. Und die Figuren! Du lieber Gott — schlüpfrige, ordinäre Caricaturen mit dem ganzen Aufwande geschäftlichen Raffinements, in übermüthigen Phantastereien schwelgend. Und das soll Kunst sein? Dieses bunte Gemisch eines ordnungslosen Bilderreichtums, dieses häßlich prunkende Geflimmer greller Papierfarben mit ihren groben Reflexen, diese plumpen, ausdruckslosen und todtkalten Schriften, dieser gefühllose Zierrath an ornamentalen Geschmacklosigkeiten, all' diese Schnörkeleien und Finessen, diese launigen Schnurren und ungeschickten Verbrämungen — das Alles soll der plastische und reflectirende Ausdruck, das Resultat künstlerischen Schaffens sein? Und diese Summe von unästhetischen Einzelercheinungen bezeichnet man mit dem schmeichelhaften, schönklingenden und viel sagenden Namen der Placatkunst! Da scheint es, als ob nicht die Mittel, sondern der Name den Zweck heiligen solle.

Lüften wir nur einmal den Schleier der Placatkunst, dann täuschen wir uns vielleicht, wenn sie uns nur das hohlwangige, begierige Gesicht des Geschäftsgeistes zeigt. Dann sehen wir aber auch, wie sich in ihrem Antlitz der Geschäftscharakter der großen Handelsplätze deutlich widerspiegelt. Und in der That: Wer heute die Weltstädte bereist, um sich ein Bild von dem Stande des Geschäftslebens zu machen, sein Wesen und seine Besonderheiten zu erforschen, der studirt heute einfach bei seinem Rundgange durch das Stadttinnere das Placat-

wesen. So bietet sich überall Gelegenheit, ein charakteristisches Zeichen dafür zu beobachten, ob es hier oder dort auf einer mehr oder weniger hohen Entwicklungsstufe steht. Denn seine äußere Eigenart ist eben nichts Anderes als der bildliche oder figürliche Ausdruck der Tendenz des Geschäftsgeistes. Und wenn es sich in Wirklichkeit auch nur um einen untergeordneten Kunstzweig handelt, der sich zu entwickeln beginnt, so wird uns doch ein Rundgang durch die hervorragendsten Placatstätten die Thatfache vor Augen führen, daß beispielsweise die ganze künstlerische Auffassung der kunst sinnigen Hauptstadt München auch einen schwachen Schein auf das heimische Placatwesen wirft und mit künstlerischem Schwunge belebt. Das wird man schon gewahr, wenn man offenen Auges die großen, weiten Hallen seines architektonisch-stilvollen Bahnhofsbauwes durchschreitet. Aber auch weiterhin, im Herzen der Stadt, begegnet man Placatanschlägen, die einen imposanten Anblick gewähren. Wenn diese Anzeichen auch nicht überall scharf hervortreten, so ist doch ihr allgemeiner Zug unverkennbar. Und damit vergleiche man die alte Hansestadt Hamburg, den Hafenplatz des Auslandverkehrs, wo die Wogen des internationalen Seehandels ihren Abschäum bis hinein in die parquettirten Lummelplätze des Verkehrslebens, ja bis in die geräumigen Hallen der Geschäftshäuser spülen. Da erscheint uns das Placatwesen in jenen düstern, rauhen, unharmonischen Farben, auf denen sich jeder künstlerische, lebensvolle Glanz verwischt hat. Da übertönt die laute Stimme des Geschäftslebens die heisere Stimme des schöpferischen Künstlers. Der Gesamteindruck läßt eine reizlose Wirkung zurück, und ein herber Nachgeschmack verleidet die Lust zu näherer Betrachtung. Aehnlich ist das Verhältniß auch anderswo. So in Berlin — und im Gegensatz dazu in Dresden. Beides sind zwar Residenzen, aber doch beides Weltstädte von grundverschiedenem Charakter, jede von einer anderen künstlerischen Auffassung beherrscht. In beiden eine andere Tendenz des Geschäftslebens, ein anderer, verschiedenartiger Zug des Kunstschaffens. Einen solchen gegensätzlichen Unterschied läßt auch der Gesamteindruck des Placatwesens in die Erscheinung treten. Dort die nordische Ruhe des nüchternen Geschäftslebens, das trotz der breiten realpolitischen Strömungen eine gesunde, lebensvolle Ader der rein künstlerischen Auffassung durchzieht, einen stark ausgeprägten Geschmack für das Moderne und das praktisch Zweckmäßige verbindend. Die öde Einfachheit seiner näheren und weiteren Umgebung ist auch dem Berliner Leben angeboren, seinem großstädtischen Typus in Fleisch und Blut übergegangen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint das Placat nur als ein wohlfeiles Mittel zu einem geschäftlichen Zwecke. Und darum ist man gerade in Berlin in geschäftlicher Hinsicht neuerungsfüchtiger als anderswo. Man lauscht dem Echo des lauten Weltmarktes, um Alles für sich sogleich in Anspruch zu nehmen, was die Stimme des Weltverkehrs, der Wind aus dem Reiche des Westens herüberweht. Anders in Dresden. Hier durchzieht das Geschäftsleben der Landeshauptstadt noch eine warme Ader idealen Schaffens. Ein leiser Hauch weht aus der romantischen Umgebung, die jahraus — jahrein im Reichthum seltener Natur Schönheiten über seine Mauern herein. Dieser leise vibrirende Zug in der geschäftlichen und künstlerischen Atmosphäre ist unverkennbar. Aehnliches würde ein solcher Vergleich zwischen Leipzig und Frankfurt ergeben. Aufstrebend in ihrem localen Verkehrsleben, haben sie keinen Blick, vielleicht auch wenig Muße und Verständniß für derlei Nebensächlichkeiten. Andere Passionen lassen ihnen keine Zeit gewinnen, ihrem städtischen Gewande nähere Betrachtungen zu widmen. So bringt in jeder Stadt der Gesamtausdruck des Placatwesens einen anderen, verschiedenartigen Zug, einen Zug des localen Charakterbildes zur Geltung. Recht unerfreulich berührt aber das Placatwesen in den breiten schön geschmückten Alleen und auf den fortwährend belebten Parkplätzen, wo sich die fashionable Welt ihre Rendez-vous giebt. Da sehen wir die Damen

des Sonntagnachmittags-Publicums, das sonst über Alles, was ihm begegnet, seine kritischen Betrachtungen anzustellen pflegt, wie sie dann und wann schüchterne Blicke nach den Placatsäulen hinüberwerfen, sorgsam prüfend, ob nicht ein unästhetischer Anschlag sie in Aufregung versetzen könnte. Hier, inmitten künstlicher Parkanlagen, tritt der Gegensatz um so schärfer in die Erscheinung. Da fühlt man den unharmonischen Eindruck. Das Auge ergötzt sich an der Schönheit der Gärtnerkunst, der geradlinigen und formenschönen Lindenreihen und man findet ein Wohlbehagen an dieser kunstvoll ausgeschmückten Umgebung. Da bringt das Placat an den thurmrunder Säulen eine häßliche Abwechslung.

Bei solcher Betrachtung fährt einem unwillkürlich die Frage durch den Sinn, ob das sich nicht ändern, nach einem zweckmäßigeren, mehr künstlerischen Gesichtspunkte verbessern ließe. Nun warum nicht? Warum könnte das ganze Arrangement dieser Anschlagzettel nicht einheitlich, mehr gesichtet und geordnet sich gestalten? Zunächst wird nirgends eine Sichtung irgendwelcher Art befolgt. Wo gerade ein leerer Raum entsteht, wird das neue Placat seinen Platz finden. Aber nach einem bestimmten Grundsatz wird hierbei nicht verfahren. So kommen Kunst und Hauswirthschaft, Mode und Politik, Malzcoffee und Bismardwerke, Theaternachrichten und Leihhausversteigerungen — Alles in buntem Wirrwarr durcheinander. Diese Ankündigungen müßten nach den einzelnen Gebieten gesichtet werden, für jedes ein besonderes Feld reservirend. Dann würde wenigstens in dem äußeren Arrangement eine harmonische Einheitlichkeit der Placatwirkungen erzielt werden. Zusammengehöriges würde sich zu einer Gesamtwirkung verbinden — Gegensätzliches würde durch den Abstand in der äußeren Raumertheilung getrennt sein. Der Effect des einzelnen Placates könnte auf diese Weise keine contrastirende Störung erleiden. Das wäre der Anfang zu einer harmonischen, gleichmäßig wirkenden Planmäßigkeit. Aber auch die Placate selbst müßten eine ästhetische Neubelebung erfahren. Nur wenn die Ausführung an den Grundsatz der künstlerischen Schönheit sich anlehnt, kann das Placat eine allgemeine beifallfindende Beachtung erwecken. Das ist schon bei dem einfachen Druckplacat möglich, wenn die Schrift so arrangirt wird, daß sie durchsichtig, klar und weithin erkenntlich ist. Denn hier soll der Effect durch die Einfachheit und Uebersichtlichkeit des Textes zum Ausdruck kommen. So ist eine geschmackvolle Ausführung um so vortheilhafter, weil die zweckmäßige Auswahl der Farben leicht ein verschwommenes Bild, ohne Ausdruck und ohne Lebensfähigkeit ergibt und so der Lichteffect der Zwischenraum-Contraste verloren geht. Solche Placate zu entwerfen, ist eigentlich Sache des Fachkünstlers. Und es erscheint daher schon aus rein geschäftlichen Gründen geboten, diese mit der Anfertigung solcher Placat-Gewürfe zu betrauen. Die Mehrkosten werden immer durch den Mehrerfolg aufgewogen werden. Wo es sich namentlich um Beifügung großer, charaktervoller Illustrationsfiguren handelt, wird nur die künstlerische Arbeit den Reiz der Wirklichkeit erzielen. Ist doch die moderne Placatkunst ohnehin mit einer so reichen Fülle technischer Mittel ausgerüstet, daß sie die Herstellung farbiger Placate mit kraftvollen, schönheitsfatten Figuren schon auf billigem Wege besorgen kann. Namentlich den modernen Caricaturenzeichnern — den Vertretern des Realismus und der Seceffion gebührt unjtreitig der Vorzug — bietet sich hier ein weites Feld künstlerischer Bethätigung. Solche Placate, angeschlagen in den Kunststraßen oder Parkanlagen der Großstadt, inmitten architektonischer Prachtbauten stehend, werden durch ihren wohlgefälligen Eindruck, durch das schön kleidende Gewand das faulustige Publicum erfreuen, zum Betrachten und — Kaufen anregen. Würde dadurch aus geschäftlichen Gründen eine geringe Vertheuerung eintreten müssen, so würden diese Ankündigungen als Vorzugsplacat zu betrachten sein. So wäre der zweckmäßigste Ausgleich geschaffen. Aber auch der

örtlichen Umgebung gereichen sie offenbar zur Bierde. Darüber kann kein Zweifel bestehen: — auf diese Weise würde der Reclameufel aus dem Placatwesen vertrieben werden und an seine Stelle die Reclamekunst treten.

Literatur und Kunst.

Kunst und Moral.

Wenn das praktische Geltungsbereich der Kunst auf irgend einem Gebiet angegriffen wird, und die Vertreter der Kunst dazu Stellung zu nehmen haben, so können sie gar nicht umhin, sich nach theoretischen Stützen umzusehen, schon weil die Gegner selbst ihren Angriff durch theoretische Gründe zu unterstützen pflegen. Von Alters her sind die schärfsten Angriffe gegen die Kunst in allen Gestalten von Seiten der Vertreter der Moral oder vielmehr Derjenigen, die sich als Hüter der Moral geberdeten, ausgegangen. Robert Hameling hat uns in seinem schönen, nur leider viel zu wenig bekannten Roman „Aspasia“ die Feindschaft des Erechtispriesters gegen die siegreich vordringende, schönheitsfreundige Kunst des Phidias in anschaulichen Farben geschildert. Die christliche Kirche der ersten Jahrhunderte duldet die Kunst nur, wenn sie sich vollständig in den Dienst kirchlicher Zwecke stellte, und hat auf diesem Gebiete, wie die herrlichen Denkmäler der gothischen und romanischen Architektur beweisen, Großes geleistet. Die eigentlich freie Kunst, die keinen anderen Zweck als den Schönheitszweck verwirklichen will, unbekümmert darum, ob sie dadurch einen praktischen Nutzen fördert oder nicht, kam in jenen Zeiten weder als Augen- sowohl wie als Ohrenschein nur ganz selten zum Ausdruck. Die damalige Kunst war entweder Architektur, wo sie jene Gotteshäuser schuf, die uns noch heute entzücken, oder sie diente den profanen praktischen Bedürfnissen der Menschen in der weltlichen Baukunst und im Kunsthandwerk. Selbst die freie Kunst der Plastik und Malerei ordnete sich ganz den religiösen Zwecken unter und fand ihr Genüge darin, die Kirchen auszuschnüden und mit schönem Geräth für den Gottesdienst auszustatten, begab sich also ihrer Freiheit, ebenso wie die Dichtkunst, welche auch meistens religiösen Zwecken diente. Erst unter den Hohenstaufen begann die Dichtkunst, selbstständige Wege einzuschlagen. Die kraftvollen Herrscher dieses Geschlechts nahmen der Kirche gegenüber nicht selten eine feindselige Stellung ein, und Friedrich II. galt nicht allein als ein Bekämpfer des Papstthums, sondern auch der christlichen Lehren. Die Kunst, welche bisher im Anschluß an das Christenthum und im Schutz der Kirche das alleinige Mittel gefunden hatte, im wilden Sturm der Zeiten ein ehrenvolles, wenn auch bescheidenes Dasein zu fristen, entwich der Nöthigung dieses Schutzes je länger je mehr und fing an, die starken Schwingen erst leise, dann immer mächtiger zu entfalten. Aber in demselben Maße, als das geschah, verwandelte sich auch das bisherige Wohlwollen ihrer Gönnerin, der Kirche, in Mißtrauen und schließlich in Feindschaft. Die Kirche, welche von jeher die Gottesliebe höher gestellt hatte als die Weltliebe, die Gottesliebe aber in ihrer Weise dahin interpretirte, daß sie ihren höchsten Ausdruck in der Hingabe an die Vorschriften der Kirche fand, konnte unmöglich mit einer Kunst sich befreunden, welche der Weltliebe zu dienen anfing und sich in der Ausschmückung des irdischen Daseins wohlfühlte. Das verstieß gegen die kirchlichen Morallehren, welche den freien Individualismus noch nicht gelten lassen wollten. Die Vertreter der Kirche betrachteten sich als die Hüter der Moral, und es war auch vom moralischen Standpunkt aus, daß sie die zur Freiheit erwachende Kunst befehdeten. Herrschaft

und innerliche Ueberzeugung von dem Primat der Kirche auch auf ästhetischem Gebiet, sowie die Jahrhunderte lange Gewöhnung an unbedingten Gehorsam auf dem Gebiet des praktischen Lebens wie der theoretischen Gesinnung verbanden sich, um der weltlichen Kunst das Leben schwer zu machen. Da kam die Eroberung Constantinopels und die Verbreitung griechischer Bildung der Kunst segensreich zur Hülfe. Je mehr das Auge sich an den schönen Formen griechischer Kunst satt sah, um so klarer erkannte das fortschreitende ästhetische Bewußtsein, daß die Schönheit und die Sittlichkeit verschiedene Geltungssphären darstellten, und daß von einer bedingungslosen Unterordnung der Schönheit unter die Sittlichkeit, welche letztere man nur unter dem Gesichtswinkel der christlichen Religion anzusehen gewohnt war, nicht länger die Rede sein konnte.

Natürlich brachte sich die Renaissance diesen Gegensatz zwischen Schönheit und Sittlichkeit, oder vielmehr die Unabhängigkeit des einen Gebietes vom anderen noch gar nicht so deutlich zum Bewußtsein, wie wir das jetzt zu thun vermögen. Sie hatte es auch gar nicht nötig, denn die Wucht der Thatfachen sprach deutlicher als jede Beweisführung. Die Schönheitsideale des classischen Alterthums wurden von der Menschheit mit Jubel begrüßt, und der Einfluß der Antike erzeugte jene Periode des hohen künstlerischen Schaffens vor Allem in den freien Künsten der Plastik und der Malerei, die um so bewunderungswürdiger ist, je weniger lange die Vorbereitungszeit gedauert hatte. Was für ein Unterschied zwischen Raphael und Perugino! Zum Glück für die Ausbreitung des Schönen wurden selbst die Vertreter des Kirchentums von dem allgemeinen Zuge der Zeit erfaßt und standen in der Beförderung der schönen Künste den weltlichen Mäcenaten nicht nach. Das Spiel hatte sich umgekehrt: nicht mehr beanspruchte die Sittlichkeit, auch nicht in der Form der kirchlichen Moral, das Höhere gegenüber der Kunst zu sein, sondern die Schönheit gewann einen so sieghaften Einfluß, daß man ihren Dienern gern ein Manco an kirchlicher Gesinnung nachsah, wenn nur das Kunstwerk, welches sie schufen, in sich selbst hohen Werth besaß. Die Profanmalerei blühte in einem nie dagewesenem Maaße, und die Schönheit triumpvirte über ihre fanatischsten Gegner. Die Weltflucht des Mittelalters hatte einer Weltlust Platz gemacht, die in höchster Sinnenfreudigkeit ausgeartet wäre, wenn die Kunst nicht hemmend eingegriffen hätte. Denn der echten Kunst ist es eigen, Maaß zu halten und die erregten Triebe zur künstlerischen Objectivität zu verklären. Das „uninteressirte Wohlgefallen“, wie Kant das ästhetische Verhalten einem Kunstwerk gegenüber nennt, schließt eine stürmische Erregung der Sinne schlechtthin aus. Die Kunst hat es nur mit dem Schein zu thun, und die Betrachtung des schönen Scheines löst bei dem ästhetisch Genießenden ganz von selbst jene harmonische Stimmung aus, bei der man die Sinnenwelt mit ihren Leidenschaften vergißt, um ganz in der idealen Welt der Schönheit aufzugehen.

Wenn Diejenigen, welche sich als Hüter der Sittlichkeit berufen glauben, etwas mehr von der Aesthetik verstünden, so würden sie wissen, daß die Sittlichkeit einen um so dankbareren Boden findet, je mehr die Menschheit von ästhetischen Idealen durchdrungen ist. Daß das Schöne auf dem Schein beruht, während es der Sittlichkeit um die Gesinnung zu thun ist, darf den Moralisten nicht abschrecken. Wenn sich hinter dem Sittengesetz keine Beziehung auf den überseienden — und wir können getrost hinzuzufügen, auf den übersittlichen — Grund alles Daseins findet, so ist es nicht im Stande, verbindliche Geltung zu beanspruchen; und ebenso bleibt der schöne Schein, wenn er keinen idealen Gehalt in sich birgt, nur ein leeres Formenspiel, welches dem Menschen gelegentlich wohl angenehme Empfindungen erwecken kann, aber nicht jene Schauer der Ehrfurcht und des Entzückens auslöst, die erst dem Schönen seine erhabene Stellung im Weltganzen

anweisen. Das Formalische gefällt selbst auf der Stufe des mathematisch Gefälligen nur deshalb, weil die Form die scheinhafte Versinnlichung eines immanenten Formgesetzes ist. Ein Gesetz ist aber immer ideal, d. h. es ist die Idee, welche die Form bestimmt. Wir können diese logische Determination nur im Begriff und in der Anschauung erfassen. Die Erkenntnißlehre hat es mit dem Begriff zu thun, die Schönheitslehre mit der concreten Anschauung; Beide aber können den idealen Gehalt nicht entbehren, weil es dem Menschengeist eigenthümlich ist, bei jedem Begriff und bei jeder Anschauung auf die logische Determination, der auch sein eigenes Denken unterworfen ist, zu reflectiren. Die ästhetische Befriedigung beim Anschauen einer mathematisch gefälligen Form z. B. rührt daher, daß das Spiel der Formen kein zufälliges, sondern durch und durch ideebestimmt ist, wenn der Beschauer sich auch über den Grund seiner Befriedigung nicht klar ist. In der Schönheit, das sollten sich die strengen Moralisten nur immer wieder vorhalten, ist es nicht der ihnen so verhaßte concrete Schein an sich, der das Kriterium der Schönheit ausmacht, sondern die in demselben sich enthüllende Idee, und die Idee ist ebenso göttlichen Ursprungs, wie das Sittengesetz, ja ist im Grunde ein und dasselbe. Auch im Sittengesetz entfaltet sich die Idee nicht unmittelbar, sondern sie schlägt sich nieder in den sittlichen Einzelzwecken, wie wir sie in der Ehe, der Familie, dem Staat vor uns sehen, und ebenso ist es im Gebiet der Schönheit, wo wir die Idee im ästhetischen Schein erfassen.

Neben diesem gemeinsamen Berührungspunkt giebt es freilich noch eine ganz bedeutende Sphäre, in der die Schönheit mit der Sittlichkeit nichts zu thun hat. Wenn das Schöne dann aber auch sittlich indifferent ist, braucht es darum doch nicht dem Sittengesetz feindlich zu sein. Wer die Schönheit freilich nur als Mittel, die sittliche Gesinnung zu fördern, ansieht, muß der Schönheit so enge Grenzen ziehen, daß sie dabei verkümmert. In der Geschichte begegnen wir ja immer wieder solchen Fanatikern der Moral, denen jedes ästhetische Genießen fremd und unsympathisch ist, weil es sie von der Arbeit an dem Heil ihrer Seele abzieht; sie gehen in der Verwerfung des Schönen so weit, daß sie jede Form desselben, auch die sittlich ganz indifferente wie die Landschaftsmalerei, verwerfen und selbst der im Dienst der Religion stehenden Kunst feindlich gesinnt sind, weil ihr auf die abstracte Gottesverehrung gerichteter Sinn des ästhetischen Organs gänzlich entbehrt. Die Befähigung zum ästhetischen Genuß setzt noch mehr wie die intellectuelle Befähigung, wenigstens bei den nordischen Völkern, eine Generationen andauernde Erziehung voraus, wenn sie in Fleisch und Blut übergehen, nichts conventionell Angelerntes bleiben soll. Das vergessen jene Volksbeglucker immer wieder, die von der nächsten Zukunft, sobald der Privatbesitz Collectiveigenthum geworden ist, eine Ausdehnung des Kunstverständnisses auf die breitesten Schichten annehmen. Trotzdem die Schönheit sich auf den concreten Schein stützt, die Moral auf abstracte Lehren, ist es leichter, einen gänzlich Ungebildeten von der Erfüllung einer naheliegenden Pflicht, von dem Unrecht einer begangenen Handlung zu überzeugen, als ihm die Schönheiten Mozart'scher Musik oder der Sixtinischen Madonna klar zu machen. Jene Puritaner, welche der Schönheit den Garaus machen wollten, legten eben durch die Heftigkeit ihres Angriffs Zeugniß ab von der Macht der Schönheit, denn nur ein Gegner, den man fürchtet, wird so energisch bekämpft.

Das sittliche Bewußtsein, welches sich seit der Renaissance und Reformation mehr und mehr von der Heteronomie der Kirche frei gemacht hat, hat sich trotz der gelegentlichen Auswüchse puritanischer Strenge unter den theologischen Eiferern zu einer immer milderen Auffassung dem Gebiet der Schönheit gegenüber durchgedrungen. Vor allen Dingen hat es sich darin bescheiden gelernt, daß es nicht mehr den Anspruch erhebt, den moralischen Maaßstab an das Schöne zu

legen, sondern die beiden Sphären reinlich und scharf trennt. Auch die Ansicht, daß das Schöne um so höher zu werthen sei, je directer es erzieherisch sei, gehört zu den überwundenen Standpunkten. Schiller konnte noch ernsthaft die Frage aufwerfen: „Ist die Schaubühne eine moralische Anstalt?“ seitdem aber hat man in der Aesthetik als der Lehre vom Schönen die pädagogischen Rücksichten ebenso wie die moralischen zum alten Eisen gelegt und der Schönheit als Selbstzweck gehuldigt. Wenn man aber auch zugeben muß, daß ein directer pädagogischer Einfluß dem Schönen nicht zugestanden werden kann, so ist doch daran festzuhalten, daß es einen indirecten Einfluß auf die Erziehung ausübt. Das Schöne rückt dadurch aus der Stellung eines dienenden Gliedes in Pädagogik und Moral zur Helferin in beiden Gebieten auf, ohne dadurch seine Selbständigkeit einzubüßen.

Aus dieser Stellung des Schönen entspringt eine ganze Reihe neuer Pflichten. Weit entfernt davon, durch das Abwerfen der pädagogischen und moralischen Bevormundung freier geworden zu sein, erwächst für den Künstler aus dieser Freiheit die Nothigung zu einer strengen Selbstzucht. Wenn früher die Autorität der Kirche das Kunstwerk vor der Kritik geschützt, und die moralische Genugthuung, ein heiliges Werk geschaffen zu haben, ausreichen mochte, um etwa sich regende künstlerische Zweifel zu bannen, so sieht sich bei fortschreitender Reife das ästhetische Bewußtsein allein auf sich selbst angewiesen und kommt nun auch dazu, die Grenzen der Künste, die Stilgesetze, den Werth des idealen Gehalts, das Verhältniß von Form und Inhalt u. s. w. zu bestimmen. Wie nicht anders möglich, verliert sich der künstlerisch veranlagte Menschengeist dabei manchmal auf den wunderlichsten Abwegen. Es fehlte so lange an der philosophischen Zusammenfassung der Specialgebiete, denn die Aesthetik als Wissenschaft ist erst sehr neueren Datums, daß die Anläufe zur Reflexion über das Kunstschöne nothwendig die widersprechendsten Theorien zu Tage fördern mußten. Der producirende Künstler ist in den wenigsten Fällen geneigt, sich selbst Rechenschaft über seine Kunst abzulegen, er verhält sich nicht selten feindlich gegen alles Theoretisiren, weil er dadurch seine Productionskraft, die, wie er gefühlsmäßig weiß, aus dem Unbewußten stammt, geschwächt zu sehen fürchtet. Aber der grubelnde Menschengeist konnte bei diesem ablehnenden Verhalten gegen eine begriffliche Gliederung sich auf die Dauer nicht beruhigen, sondern wandte auf das in der Welt vorhandene Schöne dieselben Denkformen an, die er auf das Vorhandensein der Wirklichkeit überhaupt anwandte; er überschaute das Schöne in der bildenden Kunst, in der Natur, in der Poesie, in der Musik, in den unfreien Künsten der Architektur und des Kunsthandwerks, abstrahirte daraus erst Stilgesetze, dann allgemeine Sätze über das Schöne und gelangte so dazu, eine ganz unabhängige Wissenschaft, die Aesthetik, heran zu bilden, die das Schöne in seiner Stellung im Weltganzen erfaßte und damit den Schlüsselstein zu einem Gebäude fügte, das seine ersten Bausteine weit zerstreut in den Werken der alten griechischen Philosophen findet. Denn die Philosophen sind es vor allem gewesen, nicht die Künstler selbst, die das Meiste zur gedanklichen Verarbeitung des daseienden Schönen beigetragen haben. Zwar haben wir auch von einzelnen Künstlern werthvolle Aufschlüsse über ihre eigene Kunst erhalten, aber der begriffliche Zusammenhang der einzelnen Künste untereinander ist von einem Specialgebiet aus nicht zu erwarten. Um die synthetische Thätigkeit, welche alle Künste zu einem System der Künste zusammenschließt, auszuüben, bedarf es des Philosophen, dem die Aufgabe zufiel, die Daseinsberechtigung der Künste aus dem Wesen des Schönen selbst zu erklären, und diese rein philosophische Aufgabe ist im 19. Jahrhundert auf die mannigfachste Weise von deutschen Denkern der Lösung näher geführt worden.

Daß von diesen feinen Untersuchungen der Philosophie des Schönen noch so wenig in das Bewußtsein auch der ge-

bildeten Kreise übergegangen ist, beweisen deutlich die Reichstagsverhandlungen über die sogenannten Kunst- und Theaterparagraphe der lex Heinze. Wieder hat sich eine Partei angemaakt, der Kunst nach allen Richtungen hin Vorschriften zu machen, nicht nach ästhetischen, sondern nach moralischen Gesichtspunkten, während man doch an die Kunst nur einen ästhetischen Maßstab anlegen darf. So gerne man alle Bemühungen der Regierung unterstützen möchte, die unreife Jugend und das Volk vor den Ausschreitungen einer sich als Kunst gebärdenden Ausbeutung in Form von unzüchtigen Bildern, unflätigen Zoten, der Tinsel-Tangal und der nur auf die Sinnlichkeit berechneten körperlichen Schaustellungen vieler Ausstattungsstücke und Variété-Theater zu bewahren, weil das ästhetische Empfinden davon ebenso abgestoßen wird wie das ethische — die Gefahr einer Reglementirung der Kunst durch Organe, die die echte Kunst des idee-erfüllten Scheins nicht von der unechten Kunst des Sinnenreizes zu unterscheiden vermögen, ist so bedenklich, daß man sich gegen Gesetze verwahren muß, die uns mit einer staatlich concessionirten ästhetischen Beaufsichtigung beglücken wollen.

Denn jene Beaufsichtigung ist eben nicht von ästhetischen Gesichtspunkten geleitet. Wäre sie das, so würde sie wissen, daß man zwischen ästhetischen Scheingefühlen und realen Gefühlen unterscheiden muß. Jede Kunst, die nur Scheingefühle auslösen will, bei denen das genießende Subject sich ganz im Object verliert, ist rein und echt; jede Kunst, die es auf die Erregung sinnlicher, wohl gar geschlechtlicher Triebe abgesehen hat, auf reale Gefühle, die den Menschen auf sich selbst zurückwerfen, anstatt ihn der Realität zu entheben und in's Ideale zu versenken, ist unwahr und unecht, weil ihm das Criterium des ästhetisch Schönen, die Scheinhaftigkeit fehlt. Nun giebt es zwar immer Menschen, die so wenig ästhetisch verlangt sind, daß ihnen z. B. ein anschaulich gemaltes Stillleben ekbarere Gegenstände nur Appetit erregt, und die Masse Derer, denen eine gemalte Venus — der reine Formenschein der Plastik wirkt meistens ästhetischer — sexuelle Reize auslöst, mag auch nicht klein sein, wenigstens nicht in den untersten Volksschichten, aber das beweist nichts gegen die Verwerflichkeit der Kunst, sondern nur den Mangel ästhetischer Erziehung. Die ästhetische Betrachtung löst überall den Schein von der Realität ab. Die Unterlage des Scheins, die zur Vermittelung desselben für die Sinne nothwendig ist, bleibt für den ästhetisch Genießenden ganz gleichgiltig, kann also auch niemals seine Sinne aufregen, selbst wenn lebendiges Fleisch und Blut, wie bei der schönen Tanzkunst, die Vermittelung des Scheins abgiebt. Die ästhetische Gemüßfähigkeit ist aber keine angeborene, sondern kann nur durch eine sorgfältige Erziehung und eine lange Schulung an Denkmälern echter Kunst erworben werden; sie ist also recht eigentlich ein Eigenthum der Gebildeten, und man kann von dem Volk nicht erwarten, daß es, etwa durch instinctive Erfassung, sich beim Anblick echter Kunst sofort auf die Stufe der Gebildeten erhebt.

Nun entsteht die Frage, ob es für die Erziehung des Volkes thunlich sei, ihm den Anblick von Kunstwerken zu bieten, die seiner Robheit oft nur den Anlaß zu unreinen Reizen geben. Die Ansichten über diese Frage gehen auseinander. Beschränkt man sich auf die bildende Kunst, könnte man das Verbot der Ausstellung von Nacktheiten den Schaufenstern sehr wohl damit rechtfertigen, daß die wahre Kunst dieser Schaustellung nicht bedürfe, und daß diese in den Kunstausstellungen und Museen ihren Zweck das Schöne zu versinnlichen, noch vollauf verwirklichen könne. Böcklin z. B. ist wirklich kein Maler, für den man auf Verständnis bei dem größten Theil der Bevölkerungsschichten rechnen könnte, die an den Schaufenstern vorbeiziehen. Auch seine wunderschöne, vom moralisch-clericalen Standpunkt gewiß ganz ungefährliche Todteninsel würde auf keine begeisterte Zustimmung, sondern höchstens auf Gleichgiltigkeit stoßen.

Demnach könnte man es billigen, wenn man für die Schau-
stellung im Ladenfenster eine Auswahl dahin träte, daß man
diejenigen Kunstgegenstände, für die das Volk noch nicht ge-
reift genug ist, von der öffentlichen Schau-
stellung ausschliesse und nur im Innern des Ladens selbst zum Kauf anböte.
So sehr im Allgemeinen daran festzuhalten ist, daß der
Kunst die größte Freiheit zu lassen ist, so sehr muß man
doch auch darauf hinweisen, daß die Kunst nicht der Aus-
beutung durch gewissenlose Speculanten verfallt. Die ge-
schäftliche Speculation kehrt sich nicht an die Reinheit der
Kunst; wenn sie bessere Gewinne erzielt durch Begünstigung
eines rohen, theils entarteten, theils noch nicht genugsam ge-
bildeten Geschmacks und durch Speculation auf außerästhetische
Gefühlsreize, so wird sie keinen Anstand nehmen, darnach zu
handeln. Eine Abwehr gegen diese Handlungsweise aus
volkspädagogischen Rücksichten bedeutet nichts weniger als
eine Bevormundung der Kunst, und der von den Gegnern
dieses Verbots so oft angeführte Hinweis auf frühere Zeiten,
in denen naivere Sitten und Gebräuche manches anstandslos
hinnahmen, was heute auch bei den Gebildeten für anstößig
gilt, beweist nichts für die Gegenwart.

Noch wichtiger als das Verbot der Schau-
stellung von gewissen Gegenständen der bildenden Künste in den Laden-
fenstern wäre eine gesetzliche Einschränkung des Geltungs-
bereichs der niederen Bühnen. Aber die Kritik, was erlaubt,
was unerlaubt ist, setzt wiederum eine so feine ästhetische
Bildung voraus, daß man billig zweifeln kann, ob die Re-
gierung im Stande ist, eine in Sachen der ernsten Theater-
kunst maßgebende Behörde zu schaffen. Der vorliegende
Theaterparagraph trifft formell die ernsten Theater wie die
niederen Schaubühnen ganz gleichmäßig, und das Belieben
eines ästhetisch ganz ungebildeten Beamten kann eine straf-
rechtliche Verfolgung des ernstesten Schauspielers wie des
„arbeitenden“ Jongleurs herbeiführen, sobald ihm eine Ge-
berde anstößig erscheint.

Die für die Volkserziehung nachtheiligen Folgen liegen
auf dem Gebiet der niederen Bühnen noch weit mehr zu
Tage als auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Was die
ernsten Theater gelegentlich einmal an Geschmackslosigkeiten
verbrechen, wird nur einem kleinen Bruchtheil Gebildeter zu-
gänglich und von der Presse meistens genügend charakterisirt;
die Specialitätenbühnen aber ziehen eine so große Masse des
Volkes an und bleiben sich in ihrer Tendenz, auf außer-
ästhetische Gefühlsreize zu wirken, so treu, daß dadurch aller-
dings eine Verrohung des ästhetischen Geschmacks herbeigeführt
wird. Wie aber soll man es machen, die eine Richtung zu
treffen, die andere zu schonen? Darin liegt die große
Schwierigkeit für jeden Betrachter, der in der ästhetischen
Cultur einen der wichtigsten Factoren zur Milderung der
Sitten und in der Bühne das werthvollste Mittel zu ästheti-
schen Bildung gerade des Volkes sieht. Die Vergnügungs-
sucht ist mit der steigenden Wohlhabenheit gewachsen; die
Tanzböden befriedigen nur die jüngeren Leute, die älteren
und der Mittelstand, zu denen sich die große Schaar der
unverheiratheten Kaufleute gesellt, sehen sich nach anderen
Anregungen ihrer Schaulust um, und diesem Verlangen
kommen die Varietés-Theater bereitwillig entgegen. Zweimal
in der Woche, an den Sonnabenden und Sonntagen, sind
die Varietés-Theater — wir haben dafür kein deutsches Wort
— dichtgedrängt voll von Leuten, die einer besseren ästheti-
schen Erziehung würdig wären. Wieviel ist über Volks-
bühnen geschrieben worden, und wie wenig ist auf diesem
Gebiet geleistet worden, weil die Theaterunternehmer alle-
samt Geschäftsleute sind, die Kenntniß des bisherigen Ge-
schäfts sie aber gelehrt hat, daß die größten Gelderfolge bei
der Speculation auf Sinnenreize zu erreichen sind.

Wenn die Vertreter der Moral sich damit begnügen
wollten, ihren moralischen Hemmschuh jenem leichtgebauten
Gefährt anzulegen, das sich ganz mit Unrecht Theatrisiren

nennt und mit der Kunst des schönen ideerfüllten Scheins
gar nichts zu thun hat, obgleich zuzugeben ist, daß diese
Schaubühnen auch Vieles bieten, was ästhetisch wie sittlich
unanstößig ist, so würden sie sich gerade für die Kunst ein
doppeltes Verdienst erwerben, ein positives, indem sie die
Kunst selber von einem schädlichen Ballast befreien, ein
negatives, indem sie durch diese Befreiung der wahren
ästhetischen Erziehung erst Thür und Thor öffnen. Die
gelegentlichen ästhetischen Verirrungen der ernsten Bühnen
kommen gegenüber diesen Massenwirkungen gar nicht in Be-
tracht vom Standpunkt der Volkspädagogik, in der das
ästhetische Gebiet eine so große Rolle spielt. Bei der Kürze
der Schulzeit und dem nicht hinwegzuleugnenden Indifferen-
tismus gegenüber der Kirche ist die Bühne neben der Presse
das einzige Mittel, das Volk in eine ideale Sphäre zu er-
heben, aber von diesem Streben ist bei denjenigen, welche
dem an und für sich ganz berechtigtem Vergnügungstrieb der
großen Masse dienen, nichts zu merken. Wollte die Gesetz-
gebung sich um die Volkspädagogik ein wichtiges Verdienst
erweisen, so wäre hier der Punkt des Einsetzens. Freilich
wäre bei unserer jetzigen individualistisch gerichteten Zeit der
Erfolg eines solchen Gesetzesvorschlages sehr zweifelhaft. Die
Socialdemokratie würde sich wie ein Mann gegen diese staat-
liche Bevormundung auflehnen, und die liberalen Parteien
würden darin wahrscheinlich ebenfalls einen Eingriff in die
persönlichen Rechte des Einzelnen, sich nach seinem Behagen
zu amüsiren, erblicken. Auch würde es schwer halten, dem
Volk sofort eine andere Kost zu bieten, vorausgesetzt, daß es
dazu käme, alle niederen Schaubühnen auf einmal zu
schließen. Die jetzige Gesetzesvorlage ist in Bezug auf den
Theaterparagraphen gänzlich unbrauchbar, aus ästhetischen,
wie aus moralischen Gründen. Aus ästhetischen, weil die
ernsten Bühnen volle Freiheit haben müssen, das Schöne
in dramatischer Form ungehindert von den Fesseln clericaler
Moral darzubieten, aus moralischen, weil es das Geltungs-
bereich der Moral selbst einengen hieße, wenn man es durch
kirchliche Rücksichten beeinflusste. Das verfeinerte moderne
sittliche Gefühl schließt wahre ästhetische Gefühle nicht aus,
sondern weiß sie als Unterlage für ein größeres Streben
nach Maß und Harmonie wohl zu schätzen, während es sich
ganz von selbst ablehnend gegen solche Darbietungen verhält,
die das ästhetische wie das moralische Gefühl verletzen. Die
kirchliche Autorität, sei es katholische, sei es protestantische,
setzt noch in Sachen der Moral anerkennen sollen, das kann
dem fortgeschrittenen sittlichen Bewußtsein selbst nicht mehr
auf dem Gebiet der Moral zugemuthet werden, viel weniger
denn auf dem Gebiet des Schönen. Die Hüter der Moral
schädigen ihr Ansehen durch nichts mehr, als wenn sie durch
eine solche Verwirrung beweisen, daß sie über den mittelalter-
lichen Standpunkt noch nicht hinausgekommen sind. Soll
eine Befreiung der Kunst von dem gefährlichen Ballast der
auf ganz unästhetische Ziele gerichteten Ksterkunst durch-
geführt werden, so kann sie vielleicht nur durch einmüthigen
Zusammenschluß der Künstler selbst geschehen, wie wir ihn
jetzt in der Abwehr gegen das ihnen gefährlich dünkende Gesetz
gesehen haben. Hätten sie ihre Negation durch positive Vor-
schläge zur Beseitigung der auch von ihnen oft drückend em-
pfundenen Mißstände auf dem Gebiete einer sich als Kunst
gebärdenden Geschäfts-speculation ergänzt, so wären sie der
ihnen zugefallenen Aufgabe erst vollkommen gerecht geworden.
Eine Läuterung der Kunst nach rein ästhetischen Gesicht-
punkten von den unsauberen Anhängeln der Ksterkunst ist
eine nothwendige Bedingung für den Culturfortschritt; ist
jetzt die Abwehr gegen kirchlich-staatliche Bevormundung ge-
lungen, so wird hoffentlich die Zeit nicht ferne sein, wo der
Kampf gegen den unlauteren Wettbewerb auf dem ästhetischen
Gebiet auch siegreich zu Ende geführt wird. A. v. H.

Gabriele d'Annunzio und sein neuestes Werk.

Von Marcus Landau.

Im vorigen Jahre sind drei Dramen von d'Annunzio erschienen und gleich im Beginn des neuen Jahres überrascht er uns wieder mit einem „Das Feuer“ betitelten Werke*) von sechsthundert Seiten, das sich als erster Theil einer „Die Romane des Granatapfels“ betitelten Trilogie ankündigt. Es gehört zu den Eigenheiten dieses hervorragenden, vielbewunderten italienischen Dichters, stets drei seiner Romane unter einem gemeinsamen Titel zusammenzufassen, obwohl zwischen den Personen der einzelnen Romane kein Zusammenhang besteht und auch eine geistige Einheit kaum wahrzunehmen ist. Es gilt dies freilich nur vom ersten Viertelbuche, den „Rosenromanen“, welches vollständig erschienen ist. Vom zweiten Viertelbuche, den „Lilienromanen“, ist nur der erste „Die Felsenjungfrauen“ (oder Burgfräulein) im Jahre 1896 erschienen, und jetzt schickt er wieder, anstatt der vor vier Jahren versprochenen „Gnade“ und „Verkündigung“, das „Feuer“ als ersten der „Granatapfel-Romane“ in die Welt, dem „Der Sieg des Menschen“ und „Der Triumph des Lebens“ folgen soll.

Granatapfel-Romane nennt er diese Trilogie, weil diese Frucht das Emblem Stelio Effrena's, der Hauptperson des „Feuers“ ist, das er „mit mehr Bedeutungen, als sie Körner enthält, überladen hat.“ Was aber diese Bedeutungen sind, das wird, sagt er, „vielleicht irgend ein beweglicher und farbiger Geist (spirito agile e colorito) ganz begreifen und genießen.“ Ich gehöre leider nicht zu diesen auserwählten Geistern und muß daher auf das volle Verständniß verzichten. Auch der Titel „Feuer“ ist nicht ganz klar und hat jedenfalls keinen Bezug auf den Inhalt des Buches, beinahe hätte ich gesagt, des Romans, obwohl es die Schilderung eines in Venedig abgebrannten Feuerwerks enthält. Vielmehr würde dieser Titel dem „tragisches Poem“ betitelten Sogno d'un tramonto d'autunno (Traum eines Herbstsonnenuntergangs) gebühren, das mit einem großen Brande schließt.

Eines der vier Mottos von „Feuer“ ist: „fa come natura face in foco“ und der Sinn dieses und der folgenden Verse aus dem vierten Gesange von Dante's „Paradies“ ist, daß der feste Wille sich darin zeige, daß er stets wieder seinen eigenen Weg einschlägt, sobald der äußere Zwang aufhört, wie das Feuer, das stets nach oben strebe. Demnach soll also der Titel des Werkes den stets unentwegt seinem hohen Ziele zustrebenden Helden oder vielmehr den Dichter selbst symbolisieren. Denn dieser selbst, Gabriele d'Annunzio, ist unter dem Namen Stelio der Held, was er geleistet hat und was er noch schaffen wird oder vielmehr schaffen will, das legt er uns hier offen und ausführlich dar. Wir haben demnach das Recht, seine früheren Werke sowohl als dieses sein neuestes auf Grund seines Programms zu beurtheilen, aus dem, was er geleistet hat, zu ermessen, was wir von ihm noch zu erwarten berechtigt sind.

Schon in seinen früheren Werken hat er sich als Verehrer Nietzsche's und Richard Wagner's gezeigt. Im „Triumph des Todes“ findet sich eine zwanzig Seiten lange Rhapsodie über „Tristan und Isolde“, und ein echter König mit wahrhaft königlichem Geiste ist für ihn (in Vergini delle rocce) nur König Ludwig von Baiern, der kunstsinigige Protector Wagner's. In „Fuoco“, das in Venedig spielt, erscheint nun Wagner selbst, freilich nicht handelnd, sondern leidend. Das eine Mal läßt ihn d'Annunzio auf dem Dampfschiffe, das vom Lido zur Piazzetta fährt, in Ohnmacht fallen und von Stelio und seinem Freunde Daniele Glauco an's Land getragen werden, das zweite Mal zeigt er ihn uns als Leichnam im Palazzo Vendramin und läßt von Stelio und seinen fünf

Freunden den Sarg in die Barke tragen. Ob es wirklich nur Italiener waren, die dem deutschen Meister den letzten Liebesdienst erwiesen, weiß ich nicht. Aber mit seinem Tode (13. Februar 1883) schließt d'Annunzio's Buch, und der Schluß ist vom 13. Februar 1900 datirt.

Mit der Nachfolge Nietzsche's ist es dem italienischen Dichter nicht besonders gut gegangen. Sein Giorgio Aurispa (im „Triumph des Todes“) folgt wohl der egoistischen Herrenmoral, ist aber kein Uebermensch, sondern geistig und körperlich ein Schwächling. In den „Burgfräulein“ wollte er uns mit Claudio Cantelmo einen wirklichen Kraftmenschen vorführen, aber er zeigt uns nur große Thaten in Worten. Er spricht gar viel von dem, was zur Befiegung der Demokratie, für den Triumph der Schönheit zu thun ist, aber irgend eine große oder auch nur kleine That verrichtet er nicht. Vielleicht sollte er seine Stärke erst in den anderen zwei „Lilienromanen“ zeigen, und die ist uns d'Annunzio schuldig geblieben. Dagegen hat er uns in den Dramen „Sogno d'un tramonto d'autunno“ und „La Gloria“ zwei gräßliche Ueberweiber vorgeführt. Aber Nietzsche ist bei ihm jetzt schon ziemlich abgethan und Wagner sein einziges Ideal geblieben. Dem großen Barbaren, wie er ihn nennt, nach-eifernd, will er der Wagner der Lateiner werden. „Wagner's Werk“, sagt er, „beruht durchaus auf dem germanischen Geist, er ist die Quintessenz des Nordischen. Seine Reform hat einige Aehnlichkeit mit der Luther's. Sein Drama ist nichts als die feinste Blume des Geistes einer Nation... Aber stellt man sich sein Werk an den Ufern des Mittelmeeres vor, zwischen unseren Olivenhainen, unseren schlanken Lorbeerbäumen, unter dem Glanze des südlichen Himmels, da verblaßt es und löst sich auf... Ich aber bin stolz darauf, ein Lateiner zu sein und betrachte jeden Menschen eines anderen Blutes als Barbaren.“ Dann setzt er auseinander, daß das Wagner'sche Drama nicht als Fortbildung des Griechischen zu betrachten sei, dem das Musikdrama der Italiener der Renaissance- und Barockzeit viel näher stehe; in seiner Verbindung von Musik, Poesie und Ausstattung sei es das Vorbild Wagner's gewesen.*) Es ist also nicht so sehr die Kunst des Deutschen, die der Italiener nachahmen will, als seine Methode der Propaganda, sein Geschick sich geltend zu machen: „Stelio hatte einen instinctiven Haß, eine dunkel gefühlte Feindschaft gegen diesen hartnäckigen Germanen, dem es gelungen war, die ganze Welt zu entusiasmiren. Um sich Menschen und Dinge zu unterwerfen, hat er stets sich selbst auf ein Piedestal gestellt, stets seinen Traum der Schönheit verherrlicht. Er wendete sich an die Menge als die wünschenswertheste Beute.“ Aber mit dem Willen allein ist es nicht gethan, und Energie und Ausdauer mußten auch angeboren sein. Ob d'Annunzio, dessen Sprachrohr hier Stelio ist, sie besitzt, weiß ich nicht. Was man von der von ihm im Verein mit Frau Duse geplanten Nachahmung des Bayreuther Theaters, von dem auch in Fuoco wiederholt die Rede ist, hört, klingt eben nicht erfolgversprechend. Und daß mit der Schauspielerin Foscarina des Romans die Duse gemeint sei, wie ein Kritiker sagte, wollen wir lieber nicht glauben. Es wäre gar zu arg.

In dem Verhältniß Stelio's zu Foscarina zeigen sich noch die Reste seines Nietzscheanismus. Gewiß, er liebt die von ihm um einige Jahre ältere, schon durch mehrere Hände gegangene, aber noch immer schöne und begehrenswerthe Frau, aber er bedarf ihrer auch. Sie soll ihm als Mittel zur Erreichung seines Zieles dienen, ihn in die Schaffensstimmung versetzen, als Modell dienen, und dann die Gebilde seiner Phantasie auf der Bühne verkörpern. Im Gegensatz zur Gioconda des gleichnamigen Dramas, welche den Bildhauer

*) I romanzi del Melagrano. Il fuoco. Milano, Fratelli Treves, 1900.

*) Ungefähr dasselbe habe ich vor mehr als zwanzig Jahren in meiner Schrift „Die italienische Literatur am österreichischen Hofe“ gesagt, und die Theorie des „Kunstwerks der Zukunft“ hat schon Giuseppe Parini im dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt.

Settala beherrscht, bleibt Foscarina stets die Dienende, das willfährige Werkzeug. Rücksichtslos, nur seinem Egoismus folgend, genießt und benützt Stelio Körper, Geist und Gefühl Foscarinas; aber diese sieht in der noch im Hintergrunde stehenden jungfräulichen Sängerin Donatella Arvale ihre Rivalin, noch bevor Stelio selbst recht zum Bewußtsein gekommen ist, daß er sie liebt, und macht ihr Platz, indem sie eine Kunstreise nach Amerika antritt. D'Annunzio hat da vielleicht an Wagner und seine erste Frau gedacht, deren Briefe die „Gegenwart“ unlängst veröffentlichte, aber er hat das Verhältnis in's Illegitime und Sinnliche gezogen. Dabei drängen sich uns nun einige Fragen auf: Bedarf der Dichter oder Künstler stets einer ihn zum Schaffen ermunternden, in die rechte Stimmung versetzenden Geliebten? Kann die Frauenliebe diesen ihren hohen Zweck nur erfüllen, wenn sie keine platonische, sondern eine mit reichem sinnlichen Genuß verbundene ist? Und drittens: ist es durchaus nothwendig, erhöht es den Werth der Dichtung, wenn dieser Genuß mit all seiner Brunst in so detaillirter Weise geschildert wird, wie es in „Fuoco“ geschieht? In Gioconda Dianti, in der Gradeniga (Sogno d'un tramonto d'autunno), in der Comnena (Gloria) konnte man noch Symbole vermuthen, aber die Foscarina ist kein Symbol, sondern ein lebendes wirklich existirendes Wesen. Das Bischen Handlung des Romans spielt nicht wie der „Herbsttraum“ in unbestimmter Vergangenheit oder wie „Der Ruhm“ in nebelhafter Zukunft, sondern im modernen Venedig mit Dampfbooten und Panzerschiffen, und der Foscarina tritt die mit ihrem Namen genannte Königin Margherita von Italien gegenüber!

Der Roman beginnt mit einem Vortrag Stelio's (ohne Conference thut es jetzt fast kein italienischer Roman) im Dogenpalast vor der Königin und der Elite der Gesellschaft Venedigs. Der Vortragende erntet selbstverständlich donnernden Applaus, nur die Königin hat einmal verneinend das Haupt geschüttelt. Aber mehr als der Beifall freut den Vortragenden, was ihn noch als Lohn erwartet — die Foscarina hat ihm für die Nacht ein nach dem Vortrag das erste intime Rendezvous versprochen. Noch größeres Lob als für den über vierzig Seiten des Buches füllenden Vortrag, spendet d'Annunzio an mehreren Stellen seines Werkes dem Dichter und Künstler Stelio. Er schildert uns dessen Vorzüge, die Eigenheiten seines glühenden Naturells, seine souveräne Beherrschung der Sprache — „er wollte einmal zeigen, daß um den Sieg über Menschen und Dinge zu erringen, nichts geeigneter sei, als das beständige Erheben seiner selbst, das Verherrlichen seines Traumes von Schönheit und Herrschaft.“ Ausführlich schildert uns Stelio die Eigenart seines Empfindens und Schaffens und am ausführlichsten, wie in ihm der Gedanke zu einem in Mykenae spielenden Drama entstanden ist. Er erzählt dessen ganzen Inhalt, charakterisirt die Personen, giebt ein fast vollständiges Scenarium und Anweisungen, wie Foscarina die Hauptrolle — die Blinde — spielen soll. Dieses Drama, dessen Entstehen uns so geschildert wird, ist aber nichts Anderes, als d'Annunzio's vor zwei Jahren erschienene Tragödie „La città morta“ (Die todte Stadt), deren Handlung, wenn da von Handlung die Rede sein kann, auf den Ruinen von Mykenae spielt. Ich habe mich damals in einer Kritik des Dramas darüber beklagt, daß der Dichter den glücklichen Finder des Schatzes der Atriden, den Deutschen Schliemann aller seinen archäologischen Ehren zu Gunsten zweier von ihm erjundenen Italienern beraubte. Gewißermaßen wie eine Antwort darauf klingt es, wenn er jetzt sagt oder seinen Stelio sagen läßt: „Hast Du je an diesen barbarischen Ausgraber gedacht, der, nachdem er einen großen Theil seines Lebens zwischen Colonialwaaren und im Comptoir verbracht hat, sich aufmachte, um die Gräber der Atriden zu suchen und der größten, wunderbarsten Erscheinung gewürdigt wurde, die je einem Menschen zu Theil ward? Hast du dir je diesen massiven Schliemann

vorge stellt, wie er den glänzendsten seit Jahrtausenden im Dunkel der Erde verborgenen Todenschatz entdeckte? Hast du je gedacht, welchen Eindruck diese schreckliche, übermenschliche Erscheinung auf einen jugendlich feurigen Geist, auf einen Dichter, einen Aneiferer*, auf dich, auf mich gemacht hätte? Dieses Fieber, diese Begeisterung, dieser Wahnsinn!“ — Schliemann war für das griechische Alterthum beinahe so begeistert wie d'Annunzio, wenn nicht mehr, aber er war kein Dichter und hat es dem Italiener überlassen seinen Fund zu dramatisiren. Ob aber dessen Drama, wie Stelio sagt, „die Zuschauer erschütterte und berauschte, wie die Schauspiele des Himmels und des Meeres, die Sonnenaufgänge und Stürme“, das mag man billig bezweifeln. Aber jedenfalls ist durch diese Episode des Romans die Identität von Stelio Effrena mit Gabriele d'Annunzio bewiesen, und dies macht sie uns besonders wichtig. Dagegen scheinen die Episoden von der vor aller Welt abgeschlossenen Gräfin Glanegg und von der Lady Myrta und ihren Hunden mit den höchst sonderbaren Namen ziemlich überflüssig. Aber, wer weiß, vielleicht haben wir es auch hier mit Symbolen zu thun,

„Die ganz und gar sich unserer Kunst entziehen?“**)

Anderer Episoden sind wieder von entzückender Schönheit und tragen auch viel zur Charakterisirung der zwei Hauptpersonen bei. So z. B. die Fahrt nach Stra und das muthwillige Treiben Stelio's, dort, Foscarina's rührende Schilderung ihrer Kindheit und Jugend, der Besuch der Glasfabrik in Murano. Zola hätte uns bei einer solchen Schilderung kein Detail der Arbeit geschenkt, d'Annunzio geht weniger in das Technische ein, für ihn ist die Schönheit des Fabricirten und die altvenetianische Kunst-Tradition das Wichtigste, seine Darstellung daher auch für den Leser genutzreicher.

Wie die anderen Italiener sein neuestes Werk aufnehmen werden, weiß ich nicht, aber die Venetianer wären die undankbarsten Menschen, wenn sie ihm nicht den Lorbeer reichten. D'Annunzio ist ein Meister in der landschaftlichen Schilderung, ja sie ist ihm so wichtig, daß er selbst in seinen Dramen mitunter in Schilderung der Gegend verfällt. In seiner Schilderung Venedigs mit all seinen wunderbaren Farben und Tönen hat er sich aber diesmal selbst übertroffen. Venedig und der Herbst sind ja auch der Inhalt von Stelio's Vorlesung. Und nicht bloß die Natur, auch die Kunst und die Menschen Venedigs sind liebevoll geschildert, anheimelnd wird auch manchmal der venetianische Dialect gebraucht. Im Uebrigen ist die Sprache in Fuoco von ebenso großer Schönheit und eben solchem Wohlklang wie in seinen anderen Werken. Aber diese Meisterschaft, diese souveräne Beherrschung seiner ohnehin so wohlklingenden Muttersprache verlockt ihn manchmal auf Irrwege, macht ihn in Drama und Roman zum Lyriker. Er berauscht sich mitunter an seinen eigenen Worten und läßt seine Personen zu lange Reden halten. Dafür handeln sie um so weniger, ein Mangel, der freilich in seinen Dramen noch fühlbarer ist als im Roman.

Englische Kritiker haben die Gewohnheit, bei Besprechung eines Romans die eigentliche Handlung nicht wiederzu erzählen, um den Leser nicht der Spannung auf den Ausgang zu berauben. Es gehört manchmal eine gewisse Selbstentzagung zu solchem Verschweigen. Bei d'Annunzio's Fuoco wird uns diese Enthalttsamkeit sehr leicht gemacht. Es giebt so wenig nachzuerzählen, man ist auf den Ausgang nicht gespannt und findet sich nicht enttäuscht wie bei einem Roman, der einen unbefriedigenden Ausgang hat, denn das Buch ist kein Roman. Was denn ist es? Ein an schönen Schilderungen reicher Hymnus auf die Kunst und die Schönheit, besonders auf die schöne Kunst und Natur Venedigs.

*) Animatore nennt er sich wiederholt.

***) In tutto dall' accorgor nostro scisso. (Dante.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sammelwuth.

Von Mark Twain.

Der arme, schwermüthig blickende Fremde! In seiner demüthigen Miene, seinem müden Blicke, seinen abgeschabten, ehemals feinen Kleidern lag etwas, das mein Mitleid erregte. Ich bemerkte unter seinem Arm eine Mappe, wie sie Stadtreisende, Colporteur und Hausierer zu tragen pflegen, und diese Leute stöhnten mir stets Interesse ein. Unversehens war ich denn auch ganz Ohr und Theilnahme, als er mir seine Lebensgeschichte erzählte. Sie lautete ungefähr wie folgt:

„Meine Eltern starben, als ich noch ein unschuldiges kleines Kind war. Mein Onkel Jthuriel liebte mich und nahm mich an Kindesstatt an. Er war mein einziger Verwandter in der weiten Welt, gut und großmüthig und dabei reich. Er erzog mich im Schooß des Ueberflusses. Alle Wünsche, die mit Geld zu befriedigen waren, wurden mir erfüllt. Nachdem ich auf der Hochschule studirt, ging ich mit meinem Kammerdiener und einem Curter auf Reisen. Vier Jahre lang slog ich sorglos durch die Gegend der Fremde, — wenn Sie diese Sprache ihrem ergebenen Diener gestatten wollen, dessen Zunge stets poetisch gestimmt war. Aber ich darf ja so zu Ihnen sprechen, denn Ihre Augen sagen mir, daß auch in Ihren Adern das heilige Feuer der Poesie glüht. In jenen fernen Landen also schmiegte ich in der ambrosischen Speise, die der Seele, dem Geiste, dem Herzen zuträglich ist. Was aber vor Allem meinem angebornen ästhetischen Geschmac befugte, das war der dort unter den Reichen herrschende Brauch, Sammlungen von schönen und kostbaren Seltenheiten oder wunderlichen Liebhabereien anzulegen. In einer verhängnißvollen Stunde versuchte ich es, in meinem Onkel Jthuriel ebenfalls Gefallen an solcher Beschäftigung zu wecken. Ich schrieb ihm von der großen Muschelsammlung eines Herrn, von eines Andern berühmter Sammlung von Meerschaumpfeifen, von eines Dritten herrlicher Sammlung von unleserlichen Autographen, von eines Vierten unschätzbaren Sammlung von chinesischem Porzellan, von eines Fünften entzückender Briefmarkensammlung — und so weiter und so weiter. Bald trugen meine Mittheilungen Früchte: mein Onkel begann sich nach dem Gegenstand für eine Sammlung umzusehen. Sie wissen wohl, wie bald die Pflege einer Liebhaberei zur Leidenschaft wird; die seine wurde bald zum rajenden Fieber. Er begann seine Schweinezüchterei zu vernachlässigen und zog sich bald darauf ganz von den Geschäften zurück, um aus einem bequemen Lebemann ein toller Karitätenjäger zu werden. Sein Reichthum war ungeheuer, und er getzte nicht. Zuerst versuchte er es mit einer Sammlung von Kugeln, die bald fünf große Säle füllte und alle Wimmel von der Urzeit bis zur Gegenwart in sich schloß — bis auf eine Kugel. Es war das einzige noch vorhandene Exemplar einer antiken Kugel, aber leider im Besitz eines anderen Sammlers, dem mein Onkel colossale Summen dafür bot — vergebens! Sie können sich denken, was daraus folgen mußte. Ein wahrer Sammler legt bekanntlich einer Sammlung, die nicht vollständig ist, gar keinen Werth bei, er verkauft seinen Schatz und wendet sein Herz einem anderen Gebiete zu, das noch nicht ausgebeutet zu sein scheint. So machte es auch mein Onkel. Er versuchte es zuerst mit Ziegelsteinen. Nachdem er eine große und äußerst interessante Sammlung davon angelegt hatte, stellte sich die alte Unzulänglichkeit ein. Blutenden Herzens verkaufte er seine geliebte Sammlung an einen früheren Bierbrauer, der den fehlenden Ziegel besaß. Dann sammelte er feinere Aerte und andere Geräthe des urweltlichen Menschen, entdeckte aber bald, daß die Fabrik, wo sie hergestellt wurden, andere Sammler gerade so gut versorgte, wie ihn selbst. Er sammelte dann aztekische Inschriften und ausgestopfte Wal-fische — nach vergeblichen Mühen und Kosten wieder ein Mißerfolg. Denn als endlich seine Sammlung vollständig schien, kamen ein ausgestopfter Wal-fisch aus Grönland und eine aztekische Inschrift aus Mittelamerika an, die alle seine Exemplare in den Schatten stellten. Mein Onkel beehrte sich, diese edlen Karitäten zu erwerben, er bekam aber bloß den ausgestopften Wal-fisch und ein anderer Sammler die Inschrift. Eine echte aztekische Inschrift aber ist ein Besitz von so hohem Werthe, daß ein Sammler sich eher von seiner Familie, als von ihr trennen würde. So verkaufte also mein Onkel seine unvollständige Sammlung, und er sah seine Lieblinge scheiden auf Nimmerniedersehen. Kein Wunder, daß sein kohlschwarzes Haar in einer einzigen Nacht weiß wie Schnee wurde. Nun wartete er und überlegte, denn er wußte, daß eine abermalige Enttäuschung ihm das Leben kosten könnte. Er war entschlossen, das nächste Mal eine Karität zu wählen, bei der ein Wettbewerb weniger zu fürchten war. Er überlegte also lange und reiflich; dann machte er sich noch einmal auf die Suche — diesmal um eine Echo-Sammlung anzulegen.“

„Von was?“ rief ich erstaunt.

„Von Echo, mein Herr. Sein erster Kauf war ein Echo in Georgia, das vier Mal wiederholte, sein nächster ein sechsaches Echo in Maryland, sein nächster ein dreizehnaches in Maine, sein nächster ein neunaches in Kansas, sein nächster ein zwölfaches in Tennessee, das er billig bekam, weil es sozusagen haufällig war, denn ein Theil des Felsens, der es zurückwarf, war herunter gerutscht. Er glaubte mit einem Aufwand von einigen Tausend Dollars es repariren lassen und

durch Aufmauerung des Felsens die Reperirfähigkeit verdreifachen zu können, aber der Architekt, der die Arbeit übernahm, hatte noch nie zuvor ein Echo gebaut, und so verpfuschte er es denn gründlich. Vorher hatte es wie ein leidendes Marktweib geantwortet; nachher taugte es höchstens noch für eine Taubstummenanstalt. Sodann kaufte er eine Partie kleiner doppelter Echos in verschiedenen Staaten; man gewährte ihm 20 Procent Rabatt, weil er die ganze Partie nahm. Endlich kaufte er ein Echo, das wie eine Krupp'sche Kanone knallte; es kostete ein Sündengeld, das kann ich Ihnen versichern. Sie müssen nämlich wissen, daß auf dem Echomarkt die Preisscala steigt, wie die Karatscala bei den Diamanten; im Handel gelten sogar dieselben Ausdrücke für das Eine wie das Andere. Ein einkarätiges Echo notirt nur zehn Dollars über den Preis des Grundes und Bodens, auf dem es ruht; ein zweikarätiges oder doppeltes Echo ist dreißig Dollars darüber werth, ein fünfkarätiges über neunhundert, ein zehnkarätiges dreizehntausend Dollars. Onkels Echo in Oregon, welches er das „Echo des großen Pitt“ taufte, war ein Kleinod von zweiundzwanzig Karat und kostete zweihundertsechzigtausend Dollars — man gab ihm das Land gratis, denn es war zweihundert Stunden von einer Niederlassung entfernt. Ach ja, mein Herr, während dieser Zeit war mein Lebensweg ein Rosenpfad. Ich freite um die einzige Tochter eines englischen Grafen und wurde von dem Engel geliebt bis zur Raserei. In ihrer Nähe schwamm ich in einem Meer von Wonne. Da man wußte, ich sei der alleinige Erbe meines Onkels, den man auf fünf Millionen Dollars schätzte, gaben die Eltern um so bereitwilliger ihre Zustimmung. Sowohl ihnen, wie mir, war es unbekannt geblieben, daß mein Onkel unter die Sammler gegangen war — wenigstens dachten wir, daß er nur so nebenbei sammelte. Aber die Wolken zogen sich über meinem unschuldigen Haupt zusammen. Jenes berühmte Echo, das seither in der ganzen Welt als der große Kohinoor oder Berg der Wiederholungen bekannt wurde, war entdeckt worden: es war ein fünfundsechzigkarätiger Edelstein. Rief man nur ein Wort, so antwortete es einem bei Windstille fünfzehn Minuten lang. Aber siehe da! zu gleicher Zeit machte mein Onkel die unliebliche Entdeckung, daß es einen zweiten Echosammler gab. Die beiden beeilten sich, den unergleichlichen Kauf abzuschließen. Das Grundstück bestand aus zwei kleinen Hügeln mit einem leichten Thale dazwischen. Beide Sammler kamen zugleich an Ort und Stelle an, doch wußte keiner, daß der andere auch da war. Das Grundstück mit dem Echo gehörte nicht einem Besitzer allein; ein gewisser Williamson besaß den einen Hügel, den anderen ein gewisser Darbison; das Thal bildete die Grenzlinie. Während nun mein Onkel Williamson's Hügel für drei Millionen zweihundertundfünfundachtzigtausend Dollars kaufte, erwarb sein Concurrent Darbison's Hügel für etwas über drei Millionen. Keiner der beiden Käufer war freilich mit diesem getheilten Eigenthumsrecht zufrieden, doch wollte auch keiner seinen Antheil dem anderen verkaufen, und schließlich verlor der zweite Sammler die Freude daran und mit einer Bosheit, wie sie nur ein Sammler gegen einen Concurrenten aufbieten kann, machte er sich an's Werk, seinen Hügel abzutragen! Denn da er das Echo nicht allein haben konnte, wollte er es auch keinem Andern gönnen. Alle Vorstellungen meines Onkels waren vergeblich. Zwar gelang es ihm, ein Aufschuberkennniß gegen seinen Concurrenten zu erwirken, jedoch der brachte die Sache vor eine höhere Instanz. Sie führten den Prozeß weiter bis zum obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Es entstand ein heilloser Wirrwarr. Zwei von den Richtern waren der Ansicht, ein Echo sei persönliches Eigenthum und obwohl nicht greifbar, doch käuflich und verkäuflich und daher ein steuerbarer Gegenstand; zwei andere Richter meinten, ein Echo sei ein Liegenschaftsobject, weil es am Grund und Boden haften und unbeweglich sei; andere Richter behaupteten, ein Echo sei überhaupt kein Eigenthum. Schließlich wurde entschieden, daß ein Echo ein Eigenthumsobject sei; daß die beiden Parteien zwar getrennte und unabhängige Eigenthümer der beiden Hügel, aber gemeinsame Inhaber des Echos seien; es stehe deshalb dem Beklagten vollkommen frei, seinen Hügel abzutragen, da er ihm allein gehöre, aber er müsse eine Entschädigung von drei Millionen Dollars zahlen als Ersatz für den Schaden, den Onkels halber Antheil an dem Echo erleiden könnte. Im Weiteren verbot das Urtheil meinem Onkel, ohne die Erlaubnis des Gegners dessen Hügel zur Bedeckung des Echos zu benutzen; er dürfe sich zu diesem Zwecke nur seines eigenen Hügels bedienen; könne er dies unter solchen Umständen nicht erreichen, so sei das sehr bedauerlich, aber der hohe Gerichtshof könne daran nichts ändern. In gleicher Weise wurde der Gegner in diesem Punkte beschieden. Sie können sich denken, was nun geschah. Keiner von Beiden wollte dem Andern die Einwilligung zur Benutzung seines Eigenthums geben, und so mußte das berühmte Echo auf seine Bethätigung verzichten; seit jenem Tage gleicht das werthvolle Besitztum bis heute einer verzauberten Prinzessin, die auf Erlösung harret. Eine Woche vor meinem Hochzeitstag, während ich noch in einem Meer von Wonne schwamm und der hohe Adel von fern und nah zur Verherrlichung des Festes sich versammelte, empfing ich die Nachricht von dem Tode meines Onkels und zugleich eine Abschrift seines Testaments, das mich zu seinem einzigen Erben einsetzte. Ach, er war dahin, mein theurer Wohlthäter! Dieser Gedanke belastet mein Herz noch heute, nach so langer Zeit. Ich übergab also das Testament dem Grafen, meinem Schwiegerpapa, da ich es meiner Thränen wegen nicht lesen konnte. Der Graf las es und sagte dann zornig: „Nennen Sie das Reichthum, Herr? Derlei ist nur in Ihrem schwindelhaften Amerika möglich. Sie sind weiter nichts, als der einzige Erbe einer umjange-

reichen Echoammlung, wenn man das eine Sammlung nennen kann, was da und dort über das ganze amerikanische Festland zerstreut ist. Aber das ist nicht alles, Herr. Sie stehen bis über die Ohren in Schulden; nicht ein einziges Echo, auf dem keine Hypothek ruht. Ich bin nicht hartherzig, aber ich muß das Interesse meines Kindes vertreten. Wenn Sie nur ein Echo hätten, das Sie mit Recht Ihr Eigenthum nennen könnten, das frei wäre von Lasten, so daß Sie sich mit meiner Tochter dorthin zurückziehen und es durch unverdrossenen Fleiß cultiviren und verbessern könnten, so würde ich nicht Nein sagen; aber ich kann mein Kind nicht mit einem Bettler verheirathen. Sieb ihn auf, mein Liebling! Und Sie, Herr, nehmen Sie Ihre hypothektenbelasteten Echos und gehen Sie mir für immer aus den Augen. Meine edle Braut klammerte sich weinend an mich und schwor, sie wolle mit tausend Freuden die Meine werden, auch wenn ich nicht ein Echo in der Welt besäße. Aber es durfte nicht sein; wir wurden aus einander gerissen — sie, um ein Jahr hindurch sich langsam zu Tode zu härmen; ich, um allein auf des Lebens steilem Pfade weiter zu leuchten und stündlich zu beten um die Erlösung und Wiedervereinigung mit ihr in einem himmlischen Reich. Und nun, mein Herr, wollen Sie so freundlich sein, die Karten und Pläne in meiner Mappe anzusehen; ich kann Ihnen ein Echo billiger ablassen, als irgend jemand. Dieses hier zum Beispiel, das meinem Onkel vor dreißig Jahren zehn Dollars kostete und eines der berühmtesten in Texas ist, will ich Ihnen für —

„Halt, einen Augenblick!“ sagte ich. „Mein Freund, ich habe heute vor lauter Hausiren noch keine Minute Ruhe gehabt. Ich habe eine Nähmaschine gekauft, die ich nicht brauchte; ich habe eine Landkarte gekauft, die nichts taugt; ich habe eine Uhr gekauft, die nicht gehen will; ich habe Mottengift gekauft, das den Motten lieber ist als andere Nahrung; ich habe eine ganze Menge unnützer Erfindungen gekauft. Aber jetzt bin ich dieser Plage satt. Ich möchte keines von Ihren Echos haben, nicht mal geschenkt. Ich bin auf jeden wütend, der mir Echos oder sonst was zum Verkauf anbietet. Sehen Sie diesen Neholber? Also packen Sie schnell Ihre Sammlung zusammen, und lassen Sie es nicht zum Blutvergießen kommen.“

Aber er lächelte nur — ein schwermüthiges, sanftes Lächeln — und zog noch andere Pläne heraus. Man kennt die Geschichte; hat man einem Hausirer einmal die Thür geöffnet, so zieht man immer den Kürzeren. Nach Verlauf einer unerträglich langen Stunde waren wir denn auch Handels einig. Ich kaufte richtig zwei doppelte Echos in gutem Zustand, ein drittes bekam ich als unverkäuflich zur Zugabe, weil es nur Deutsch sprach. „Es war einmal mehrsprachig,“ sagte er, „hat aber irgendwie den größten Theil seiner Sprachfertigkeit eingebüßt.“

Aus der Hauptstadt.

Parlamentsdämmerung.

Seltener immer wird das brünstige Verlangen der Ganzloyalen nach einem frischen und frühlichen Staatsstreich, und fast verstummt ist der heiße Wunsch, der den Iden des März von 1890 entsproß, wie die Wurke dem Mistbeet: der Wunsch, eine eiserne Hand möge alle sich thürmenden inneren Schwierigkeiten und Nörgeleien dadurch beenden, daß sie den Reichstag zum Teufel jage und die Verfassung, das elende Stück Papier, raschen Rudes zerreiße. Heute wagt sich solches Sehnen nur noch an's Licht, wenn augenblickliche Wallungen mit dem bischen Verstande durchgehen. Die Blätter, deren Eigenthümer durch Nidestahl-, Kanonen- und Eisenlieferungen lebhaft am Gelingen des Flottenplanes interessiert sind, können es zuweilen nicht erwarten, daß ihre gestrengen Brotherren die 176-Millionengewinne einsacken, und sie raten dann dem Kaiser, sich nicht länger hinzugeben zu lassen und ohne Zustimmung der Beschlußunfähigen vom Königsplatze die neuen Schiffe auf die Helling zu legen. Die Folge ist dann zwar nie die sofortige Entlassung des Leitartiklers, denn man kann nicht wissen, ob sein Amtserbe nicht noch dümmere als er ist, aber der derbe Küffel bleibt doch in keinem Fall aus. Jeder, der es von Herzen unehrlich meint mit dem neudeutschen Verfassungsleben, wird alle heftigen Worte oder gar Gewaltthaten gegen das Parlament zornvoll verdammern. Denn gerade unser Reichstag und gerade die radicalen Oppositionsparteien, die sich scheinbar so fürchterlich erdreusten, sind drauf und dran, die Verfassung zu Grunde zu richten. Der beste Bundesgenosse des kommenden Absolutismus sind die modernen Kammern. Kein Fürst mit cäsarischen Neigungen wird es sich befallen lassen, die Entwicklung zu stören, die der Parlamentarismus seit einigen Jahren genommen hat. Es ist, als säßen in den Volksvertretungen unserer Tage lauter verlappte Anhänger der aufgekärten oder auch gar nicht aufgekärten Despotie, und als halte Jeder es für seine Pflicht, die constitutionellen Einrichtungen nach bester Geisteskraft lächerlich und zum Ekel der Nation zu machen.

Als im Wiener Reichsrathe die Obstruktion tobte, als Tintenfüßer an weiße Säulen flogen, Pultdeckel in Trümmer gingen und der Präsesident dadurch zum gründlichen Studium der vorliegenden Gesepentwürfe aufgefordert wurde, daß man sie ihm in's Gesicht schleuderte, damals

wurden an dieser Stelle grundsätzliche Bedenken gegen eine solche Minoritätspolitik erhoben. Daß Organe der katholischen Volkspartei in Oesterreich sie mit eckigem Behagen nachdruckten, war nicht eben angenehm, vernichtete aber die Beweisraft unserer guten Gründe nur zum Theil. Der Parlamentarismus schneidet sich selbst die Kehle durch, wenn er das Mehrheitsprincip antastet. Man steht entweder zum Prinzipien Siephä, oder man unterwirft sich bedingungslos dem Votum der Abstimmungsmaschine. Ein drittes giebt es nicht. Diese klare und reibliche Auffassung herrschte überall so lange, als die Menschen an die Heilkraft der parlamentarischen Regierung glaubten und in ihr gläubig den Gipfel aller Hochkultur bestaunten. Wir sind die Majorität, wir führen die Geschäfte!“ brüllte Herr v. Minnigerode vor zwanzig Jahren der stürmenden Linken entgegen, und „Maul halten!“ schrie neulich sein Fraktionsgenosse Kropatschek. Aber die Grobheit Minnigerodes wirkte, angstvoll verdroß sich damals die Opposition, während Kropatschek's vornehm ernster Mahnruf im Getümmel unterging. Das macht, in den achtziger Jahren beteten die Liberalen den Parlamentarismus noch an und schwooren auf seine Dogmen. Heute haben auch sie ihn überwunden. Und darum scheuen sie sich nicht, ihn mit tödtlichem Streiche zu treffen, mit dem Staatsstreich, der vom Reichstage selber inscenirt wird. Man sieht, der Glaube an den aufsteigenden Fortschritt der Menschheit ist nicht nur dem immateriellen Fürstlichen Hofenlose, sondern auch seinem arg zusammengeschrumpften Gefolge verloren gegangen.

Die Obstruktion, die das Fußfalter-, Kuppel- und Kunstgesetz zu Boden warf, fand einen Vorwand und scheinbare Entschuldigung allerdings in dem bemerkenswerthen thörichten Verhalten der Compromißparteien. Aber doch nur einen Vorwand. Die Kooren und Genossen glaubten Wunder wie klug zu handeln, als sie den Wortlaut ihrer Vereinbarungen wochenlang geheim hielten und als sie der rebeulstigen Linken eines schönen Abends das Wort abschnitten. Diese läppiße Tactik, die, did genug unterstrichen, ungefähr nach Vergewaltigung aussah, brachte der Opposition das ersehnte Wasser auf die schon recht schläfrige klappernde Mühle. Jetzt konnte ihre Presse jenes höllische Geheul für Freiheit und Recht anstimmen, das auch ungeschickten Komödianten noch immer so prächtig steht. Jetzt erst nahm die erhabene öffentliche Meinung, die sich nur bei Mordspectakel und Gassencaudal den Schlummer aus den Augen reibt, Partei für Kunst, Schönheit, Tricot's, Sudermann's Zwielficht-Hilfförden und was sonst noch alles bedroht war. Als selbstlose Helden erschienen ihr und reckten sich auf die doch nur parteipolitisch interessirten Männer der Linken, und so elende Feuilletonredner wie der sechste Müller nahmen sich in der bengalischen Beleuchtung wie gepanzerte Sanct George aus. Der Erbe des obstruktionistischen Paradestücks steht außer Zweifel; jeder Theaterdirector muß mit ihm zufrieden sein. Aber leider ebenso die halben und ganzen Feinde der Verfassung, die Unverantwortlichen, deren Obrist unserm Kaiser einmal sagte, er werde mit jedem Tage dem großen Friedrich ähnlicher und unterscheide sich nur noch in zweierlei Dingen von ihm: er habe die Fehler des alten Fritz nicht, und er sei mit einem Parlament belastet.

Durch die Obstruktion wird der constitutionelle Mechanismus nicht minder lahm gelegt, nicht minder schwer beschädigt, als durch den Staatsstreich irgend eines Decembermannes. Mißachtet eine kleine Minderheit das verbrieft und gesiegelte heilige Recht der Majorität, so ermächtigt sie jeden andern Factor im Staate zu gleichem Vorgehen. Die Idee des Parlamentarismus ist tödtlich getroffen, und es hängt nun bloß noch von seinen Widersachern ab, wie lange sie ihn leben lassen wollen. Wäre die Linke klüger als die Heitzelmannlein es waren, die im ungeklärten Eifer alle Besinnung verloren, dann böte sie alles auf, recht bald jede Erinnerung an den gefährlichen Sieg zu verlöschen, den sie durch eine grobe Gewaltthat errungen hat. Statt dessen sieht man die Gottverlassenen weiter mit dem Rasirmesser spielen. Herr Dr. Hermes kündigte neulich in einer Berliner Protestversammlung „unter wiederholten Beifallsstürmen“ an, daß die Obstruktion auch bei der dritten Lesung des Fleischbeschaugesetzes rücksichtslos zur Anwendung kommen würde. Es sind liberale Männer, die systematisch auf den Bankrott des Parlamentarismus hinarbeiten! Es sind liberale Männer, die der erdrückenden Mehrheit des Reichstages alle im Verfassungspergament vorgezeichnete Achtung versagen, die sich auskennen gegen den in allgemeiner, gleicher und gehetmer Abstimmung feierlich kund gethanen Willen der Wähler, des souveränen Volkes! Sie selber zerstören die Grundlagen aller bürgerlichen Macht, schmettern in den Straßenkoth alle Errungenschaften, für die die Begeisterten von 1848 jauchzend auf die Barricaden gestiegen sind! Parlamentsdämmerung . . .

Der billige Triumph im Heinz-Kummel, der doch Niemandem nützt, nicht einmal den Dirnenphotographen und den Unflathdichtern, — denn nun gerade wird die Postzeit Befehl erhalten, mit rauher Faust in ihr Jhnl hineinzugreifen — der Sieg bedeutet eine schwere Niederlage. Eins fügt sich zum Andern. Man könnte die Obstruktion ein zufälliges, unwesentliches Ereigniß nennen, brauchte diese Nothzuchtigung des Parlamentarismus nicht durchaus für ein Zeichen des Verfalls zu halten, wenn nicht noch ganz andere Menetekel an der Wand stammten. So aber ergänzen sich die phosphorischen Zeichen des Niederganges. Man ist im liberalen Lager drauf und dran, die Krone mit Befugnissen auszustatten, die dem Sinn der Verfassung schroff widersprechen; man erniedrigt den Parlamentarismus zur Attrappe, befiehlt ihm im Monarchen einen Oberaufseher. In der constitutionellen Urkunde ist die gesetzgebende

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Heg. geb. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egidy Fontane Groth Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meißnerer Nigra Nordau Ollivier Pettenlofer Saltzbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.



Abd. geb. Schriftsteller, biß. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliche Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 Mk.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10.000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonym und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W 57.



Bad Reinerz,

klimatischer, walddreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prosp. gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Deffentliche Handelslehreanstalt zu Bauzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingschule unter städtischem Patronat. Prospekte durch Director Professor Sellbach.

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unserer grossen Tonschöpfer besitzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitoli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einzahlung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Abonnement

auf das

II. Quartal 1900.



Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das I. Quartal der „Gegenwart“. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um sofortige Erneuerung, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Handelspolitik und Weltmacht. Von Dr. jur. et phil. A. Human. — Das Zahlenverhältniß der Geschlechter. Von Eduard von Hartmann. — Krupp und Stumm. Von Franz Eifenhardt. — Literatur und Kunst. Zur Reform der Bildhauerei. Von Reinhold Weges, Gustav Eberlein, Max Klinger. — Aus Fanny Lewald's Tagebuch. Von Theophil Zolling. — Gegen das Mäcenatenthum. Von Eduard von Mayer (Florenz). — Feuilleton. Beim Professor der Staphylogie. Von Karl Pauli. — Aus der Hauptstadt. Die absteigende Linie. Von Caliban. — Neue Operetten. — Notizen. — Anzeigen.

Handelspolitik und Weltmacht.

Von Dr. jur. et phil. A. Human.

Die Grundlage aller weitsehenden Politik ist von jeher Handelspolitik gewesen. Aus Gründen der Handelspolitik haben sich die verschiedensten Staaten bekämpft; dadurch sind mächtige Reiche entstanden, aus handelspolitischem Neid der anderen Nationen sind aber auch mächtige Staaten zu Grunde gegangen. Es sind sich so die Portugiesen, die Spanier, die Holländer, die Franzosen in der Handelshegemonie gefolgt. Sie Alle sind zuletzt von England, das jetzt als weitaus erste Handelsmacht der Welt dasteht, handelspolitisch vernichtet worden. Ein Blick auf Englands wunderbares Emporblühen zeigt uns, wie sehr dort auch in diesem Jahrhundert die Politik im Dienste der Handelspolitik thätig gewesen ist. Nachdem England die spanischen und holländischen Flotten bezwungen hatte, begann der erbitterte Kampf gegen Frankreich, der durch die napoleonischen Kriege endlich zum Nachtheile Frankreichs beendet wurde. Damals verlor dieser Staat seine besten Colonien an England und damit auch die Welt-handelshegemonie. Den erbitterten Kampf gegen Napoleon I. hatte England außerdem dazu benutzt, möglichst alle Kriegs- und Handelsflotten des europäischen Festlandes zu vernichten. Auf Grund der Continentsperre wurde so auch die ganze preußische Kauffahrteiflotte, ungefähr 400 Handelsschiffe, von England weggenommen, obgleich Preußen, Englands bisheriger Freund, nur gezwungen der Continentsperre beigetreten war. Geschwächt waren sämtliche Festlandsstaaten aus den napoleonischen Kriegen hervorgegangen! England dagegen hatte während dieser Kriegsjahre ausgezeichnete Colonien an sich gerissen und verstand es nun meisterhaft, in den nächsten Jahrzehnten seine handelspolitische Macht zu vergrößern. England hatte noch unter der Gewalttherrschaft des Mercantilismus, der lehrte, man müsse sich gegen alle übrigen Staaten möglichst hermetisch abschließen, man müsse möglichst viele Abzugsgebiete und Colonien erwerben, und im internationalen Handel müsse stets der Eine verlieren, was der Andere gewinne, einen großen Theil seiner colonialen Eroberungen gemacht. — Dann folgten humanere Anschauungen. Da alle Menschen und alle Staaten sich an Macht gleich seien, so würden auch alle Menschen gleichen Nutzen aus dem Handel ziehen, und die von der Natur mit verschiedenen Produkten ausgestatteten Staaten würden sich so gegenseitig ergänzen. Aus diesen Gründen müßten alle Zollschranken fallen; Frei-

handel müßte im weitesten Sinne durchgeführt werden. Langsam, aber sicher siegten diese von England ausgehenden Lehren in den meisten Staaten Europas. Für England mit seinen großen und reichen Colonien war diese Lehre sehr am Platze, für die Festlandsstaaten zeigte sie sich bald verderblich. England, „die industrielle Werkstatt“, das übrige Europa, hauptsächlich auch Deutschland, „die Kornkammer Englands“, das war das englische Ideal. In den Jahren 1860—1875 schien dieses Ideal seiner Verwirklichung nahe; alle Welt dachte und handelte damals freihändlerisch. Da kamen die mächtig aufblühenden Vereinigten Staaten von Amerika zunächst mit ihrer überwältigenden Getreideconcurrentz. Deutschland mußte, um seine schwer bedrohte Landwirthschaft zu retten, Getreidezölle einführen. Es folgten die übrigen Festlandsstaaten Europas. Auch Industriezölle stellte man auf, um sich gegen Englands gefährliche Concurrentz zu schützen. Das gegenseitige Tauschverhältniß hatte ja aufgehört. England bezog jetzt billiger und besser sein Getreide aus Amerika; so wollte auch das Festland sich von Englands Industrieerzeugnissen emancipiren.

Durch den Erwerb von mehr und mehr Colonien und durch eine gewaltige Vergrößerung seiner Kriegsflotte sicherte sich England allmählig eine fast unbestrittene Welthegemonie. In schönen Reden versicherte man allerdings, England begehre keine neuen Länder und keine Colonien mehr. Der Premierminister Disraeli sprach das feierlich im Jahre 1876 aus — und Englands Regierung steckte nacheinander ein: Kreta in Beludschistan, Transvaal gegen den Willen der Bevölkerung, Cypern, das Basutoland, Egypten mit dem Suezcanal, Birma, Sansibar, Uganda, Matabeleland u. s. w. Trotz solcher Erwerbungen erklärte der Schatzkanzler Goschen 1889 im Unterhause: „Es giebt keinen Winkel auf der Erde, welchen wir begehren“, wozu die „Pall Mall Gazette“ sich die schöne Bemerkung gestattete: „Diejenigen Ausländer, die uns Heuchelei vorwerfen, thun uns Unrecht. Gerade so wie die Ausdehnung des britischen Reiches, wie Professor Seeley sich ausdrückte, in einem Anfall von Geistesabwesenheit begann, so fährt sie fort, in Folge von Bewegungen, die so unvermeidlich sind, daß sie nicht zum Bewußtsein gelangen.“ Eine recht praktische Philosophie des Unbewußten! Den Gipfel solcher englischer „Selbsttäuschung“ erreichte aber Lord Salisbury damit, daß er 1899 in seiner Guildhall-Rede versicherte: „Wir suchen keine Goldfelder, wir suchen keinen Landbesitz. Wir wünschen nichts

weiter als gleiche Rechte für alle Männer aller Racen." So hat sich denn das britische Reich in „fortgesetzten Anfällen von Geistesabwesenheit“ in den letzten Jahrzehnten zu einem Weltreich ausgestattet, wie es noch nie zuvor in der Weltgeschichte existirt hat. Vielleicht fällt ihm auch noch unbewußt die Herrschaft über ganz Afrika zu.

Nur die Rührigkeit und gleichzeitige Ausdehnung anderer Staaten hat der britischen Weltherrschaft noch gewisse Schranken zu ziehen gewußt. So ist die russische Politik meisterhaft im Sinne russischen Handels thätig gewesen. Rußland hat seinen Länderbesitz stetig erweitert und durch verbotsartige Zölle möglichst schnell eine blühende Industrie großzuziehen versucht. Nicht mehr allzu lange wird es dauern, bis Rußland, das jetzt schon über den siebenten Theil des ganzen Getreides der Welt produziert, auch mit einer Anzahl von Industrieartikeln als ernstest Concurrent auf dem Weltmarkt erscheinen wird. Riesig ist der russische Einfluß in allen Theilen des asiatischen Festlandes gestiegen. Dort müssen Rußland und England in absehbarer Zeit ernstlich aufeinander stoßen. Durch den Bau der über 10 000 Kilometer langen sibirischen Bahn von Petersburg bis Wladiwostok, einem handelspolitischen Schritt ersten Ranges, können des Zaren starke Armeen leicht an das Stille Meer gebracht werden. Noch mehr ernste Concurrenten haben sich aber an den Küsten Chinas eingefunden. Wir nennen zunächst die Vereinigten Staaten von Amerika. Aus „Motiven reinsten Menschlichkeit“, um die armen Cubaner und Philippiner vom drückenden Joch der Spanier zu befreien, hat Amerika den letzten kümmerlichen Rest spanischer Seemacht vernichtet. Das befreite Cuba und die Philippinen sind, ob sie wollten oder nicht, zu amerikanischen Colonien geworden, und damit haben sich mit einem Schlage die Vereinigten Staaten zu einem mächtigen Colonialreich entwickelt. Die so durch Mac Kinley inaugurierte imperialistische Politik findet mehr und mehr die Billigung des Volkes. Sind es doch hauptsächlich Handelsinteressen, die durch eine solche Politik kräftig vertreten werden, und festigt doch der Erwerb der Philippinen Amerikas Stellung am Stillen Meere! Durch unmäßig hohe Schutzzölle hat man die heimische Industrie wirksam zu fördern vermocht, durch gute Colonien und eine mächtige Flotte will man sich jetzt den Weltmächten England und Rußland ebenbürtig an die Seite stellen.

Auch Deutschland und Frankreich haben ihre Positionen am Stillen Meere. Werden sie aber im Stande sein, dieselben den Weltmächten England, Rußland und den Vereinigten Staaten gegenüber wirksam zur Geltung zu bringen? Deutschland hat ja nach dem Verblühen der Hanja lange Zeit handelspolitisch nichts mehr geleistet. Erst das Zustandekommen des Deutschen Zollvereins am 22. März 1833 bedeutete hier einen Schritt vorwärts. Damit war wenigstens etwas zur Herstellung eines einheitlichen inneren Marktes gethan. Nach außen wurde Deutschlands Macht erst wieder gehoben durch den glorreich beendeten deutsch-französischen Krieg, durch Deutschlands politische Einigung und dann durch Fürst Bismarcks und unseres jetzigen Kaisers Colonial- und Flottenpolitik. Frankreich hat zwar die ihm von England abgenommenen Colonien nicht wieder zurückerobert, es ist ihm aber gelungen, bei den letzten Theilungen der Welt noch einige sehr werthvolle Stücke zu erlangen. Aber weder Deutschland noch Frankreich haben sich zu Weltreichen zu entwickeln vermocht. Englands Colonialminister Mr. Chamberlain hat es offen ausgesprochen: „Die großen Staaten müssen immer größer, die kleinen müssen aber immer kleiner werden.“ Soll Chamberlain nicht recht behalten, so müssen die sogenannten kleinen Staaten ihre Politik mehr in den Dienst einer berechnenden Handelspolitik stellen. Frankreich hauptsächlich muß seinen alten Haß gegen Deutschland vergessen und mit den Dreibundstaaten sowie Holland, Belgien und der Schweiz zusammengehen, um etwaigen Uebergriffen der Weltreiche ein

wirkungsvolles „Halt!“ entgegenzusetzen zu können. Auf die militärische Stärke kommt es hier zunächst weniger an, als auf die wirtschaftliche Stärke. Militärisch ist ja Deutschland sowohl den Vereinigten Staaten wie Rußland sicher gewachsen. Was will es aber gegen die übertriebene Schutzollpolitik dieser Staaten thun? Da kommt es nur darauf an, wirtschaftliche Macht gegen wirtschaftliche Macht auszuspielen. Sowohl der Mac Kinley- wie der Dingley-Tarif hätten durch ein energisches Frontmachen Deutschlands und Frankreichs z. B. verhindert werden können. Durch Einigkeit könnten so die vereinigten mitteleuropäischen Staaten die hochschutzzöllnerischen Weltreiche Rußland und Amerika zur Gewährung günstiger Handelsvertragsbedingungen zwingen. Auch Englands bisher noch liberale Handelspolitik hat ja durch die Einführung des Markenschutzgesetzes und die verschiedenen Viehsperren schon einen bedenklichen Stoß erlitten und die imperialistische Politik hat dort in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Was will England im Verein mit seinen Colonien, was will diese festgefügte „Greater Britain“ Anderes, als ein handelspolitisch geeinigtes Weltreich schaffen, das sich selbst genügend der übrigen Welt Zollgesetze vorschreiben kann? Daß diese Gesetze rückichtslos sein werden, wird wohl Niemandem zweifelhaft sein, der nur einigermaßen den im internationalen Verkehr sehr wenig sentimentalen englischen Nationalcharakter kennt. Ein fester handelspolitischer Zusammenschluß der kleineren europäischen Staaten, mögen sie auch Großmächte genannt werden, wäre also sehr zu wünschen. Ueber einen solchen mitteleuropäischen Zollbund ist vornehmlich im letzten Jahre viel geschrieben und geredet worden, aber die der Verwirklichung dieser Idee sich entgegenstellenden Schwierigkeiten dürften allerdings noch Legion sein.

Wie es nun stets das Beste ist, sich auf sich selbst verlassen zu können, so dürfte das bei der gegenwärtigen politischen und handelspolitischen Lage hauptsächlich auch für Deutschland angebracht sein. Vermögen wir wirklich unsere Kriegsflotte in geplanter Weise auszugestalten und dadurch zum beachtenswerthen Machtfactor auf der See und zum erwünschten Verbündeten für jeden Staat zu werden, so ist damit ein großer Schritt vorwärts gethan. Schon oft ist die Welt getheilt worden! Wer zur rechten Zeit kräftig zuzugreifen verstanden hat, hat immer das Beste bekommen.

Die Weltreiche England, Rußland und Amerika haben sich da am schnellsten ausgedehnt, wo sie wenig oder gar keinen Widerstand fanden. Die jetzigen Riesenreiche sind aber durchaus nicht unverwundbar. England hat viele Monate lang im Kampf mit dem kleinen, undisciplinirten Burenvolf sehr negativen Ruhm geerntet. Rußlands Macht ist im Krimkrieg bei Sebastopol ungeahnt schnell gebrochen worden, auch ließen die Erfolge im Türkenkriege sehr lange auf sich warten und — die Vereinigten Staaten von Amerika! Sie haben bis jetzt noch keine ernsthafte Kraftprobe zu bestehen gehabt. Gegen Spaniens verblähte Macht war ja der Kampf sicherlich nicht allzu schwer. Ist überhaupt ein Volk, das sich durch höchsten Luxus verwöhnt hat und ausgesprochenenmaßen zum Handelsvolf geworden ist, noch recht zu ernster Kriegsführung brauchbar? Im Sinne einer weitsehenden Handelspolitik sind Deutschlands Herrscher in den letzten Jahrzehnten thätig gewesen. Unsere Landmacht ist eine vollkommene, unsere Seemacht befindet sich in fortjreitender Entwicklung, möge Deutschland im gegebenen Moment beide gut zu benutzen verstehen und zur — Weltmacht werden. Unser blühender Handel und unsere kräftige Industrie bedingen das mehr und mehr.

Das Zahlenverhältniß der Geschlechter.

Von Eduard von Hartmann.

Wie bei den meisten Dingen so richtet sich auch bei den Geschlechtern die Werthschätzung nach Nachfrage und Angebot. Die Werthschätzung des weiblichen Geschlechtes ist gegenwärtig zu gering, weil das Angebot von demselben größer ist als die Nachfrage. Das kommt daher, weil in dem Alter der socialen Heirathsfähigkeit der Männer ein Ueberschuß von weiblichen Personen besteht, während das Gleichgewicht beider Geschlechter auf eine frühere Altersstufe fällt, auf welcher die Männer zwar biologisch, aber nicht social heirathsfähig sind. Bei barbarischen und halbbarbarischen Völkern ist dies anders; dort entspricht dem starken Verbrauch an Männern ein noch stärkerer an Weibern, weil die Männer roh genug sind, den Weibern die schwersten Arbeiten und Lasten aufzubürden. In den Culturvölkern erlangt das Weib mehr und mehr Schonung, während der Verbrauch an Männern fortbesteht. Der dadurch entstehende Weiberüberschuß findet bei den polygamischen Culturvölkern in den Harems der Begüterten, bei den katholischen Völkern in den Klöstern Unterkunft. Bei den protestantischen Völkern fand er sie bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in den Familien der nächsten Verwandten, wofür häusliche Dienste die selbstverständliche Gegenleistung bildeten. Die fortschreitende individualistische Auflösung der Familiensolidarität und der Uebergang der meisten gewerblichen Leistungen aus der Familie auf die fabrikmäßige Herstellung haben diese Zuflucht verschlossen oder doch sehr erschwert. Die wachsende Zahl unverheiratheter Weiber vermindert den Verbrauch des weiblichen Geschlechtes, indem er sie den Gefahren des Fortpflanzungsgeschäfts entzieht. Zugleich wurden diese Gefahren durch verbesserte Geburtshülfe verringert und zwar in rascherer Progression als die Gefahren des männlichen Berufslebens.

Der weibliche Ueberschuß, dem alle bisherigen Zufluchtswege verschlossen sind, ist genöthigt, sich dem Erwerbsleben außerhalb der Familie zuzuwenden, und soweit er hierzu nicht fähig oder gewillt ist, verfällt er dem geistigen und leiblichen Elend und der Prostitution. Sowohl die Frauenerwerbsfrage wie die Prostitutionsfrage sind nur Folgen des weiblichen Ueberschusses im socialen Heirathsalter der Männer; ohne diesen Ueberschuß gäbe es beide Fragen gar nicht, weil die Männer dem weiblichen Geschlecht bei vermindertem Angebot höheren Werth zuerkennen, willig heirathen und keine problematischen weiblichen Existenzen übrig lassen würden. Was bisher versucht worden ist, um die Frauenerwerbsfrage und die Prostitutionsfrage zu lösen, hat nicht nur nicht zum Ziele geführt, sondern auf Umwegen die Zustände verschlimmert, die es bessern sollte. Was man thun könnte, um beide Uebelstände wenigstens erheblich einzudämmen, besteht in so einschneidenden Maßregeln, daß auf eine Willfährigkeit zu denselben bei den gesetzgebenden Factoren und bei der öffentlichen Meinung in absehbarer Zeit kaum zu rechnen ist.

Da erscheint es als eine höchst wichtige Angelegenheit, zu untersuchen, ob denn der weibliche Ueberschuß der Culturvölker etwas Nothwendiges und Unabänderliches sei, und ob nicht vielleicht eine Hoffnung vorhanden ist, ihn als bloße Uebergangserscheinung von dem männlichen Ueberschuß der barbarischen Völker zu dem männlichen Ueberschuß eines höheren Culturzustandes ansehen zu dürfen. Wenn dem so wäre, so würde sowohl die Frauenerwerbsfrage als auch die Prostitutionsfrage auf diesem höheren Culturniveau von selbst verschwinden. Ein geringer männlicher Ueberschuß würde den für die Ehe körperlich oder geistig ungeeigneten Männern geiaten, Junggesellen zu bleiben, ohne daß schon deshalb allein ein Weib von der Ehe ausgeschlossen zu werden brauchte. Die Mädchen wüßten dann ganz genau, daß sie sich auf keinen anderen Beruf als den der Hausfrau und Mutter vorzubereiten brauchten, und würden in der Gewißheit, rechtzeitig in

den Hafen der Ehe einzulaufen, vor jeder Versuchung hinreichend gewahrt sein. Die jungen Männer würden keine Weiber mehr finden, die sich ihren sexuellen Gelüsten um Geldeswerth preisgaben und würden dadurch nicht nur die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht zurückgewinnen, sondern auch gesünder an Leib und Seele in die Ehe treten und eine gesündere Nachkommenschaft erzielen.

Nun giebt es bereits eine sehr umfassende Literatur über das zahlenmäßige Verhältniß der Geschlechter und seiner Ursachen theils aus statistischem, theils aus biologischem Gesichtspunkte. Aber die Statistiker pflegen die gegebenen Verhältnisse als eine unabänderliche, gefezmäßige Nothwendigkeit zu behandeln, während die Biologen und Thierzüchter großentheils das Interesse haben, einseitige Erklärungsurfachen oder Theorien zu verfechten, die oft auf recht schwachen Füßen stehen, aus zu beschränktem Beobachtungsmaterial entnommen sind und großentheils einander widersprechen. Es war deshalb bis jetzt sehr schwierig und erforderte umfangreiche Studien, sich ein Bild von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse über den Gegenstand zu verschaffen. Diesem Uebelstande ist nun durch eine kürzlich erschienene ausgezeichnete Arbeit Rauber's*) abgeholfen, welche zunächst eine ausführliche kritische Uebersicht über die einschlägige Litteratur (36 Autoren) und dann eine gründliche eigene Behandlung des Problems bietet. Der in Fachkreisen durch seine Lehrbücher und durch kystallographische und biologische Specialforschungen bekannte Verfasser ist auch dem weiteren Publicum kein Fremder; denn er hat eine Reihe literarhistorischer und ästhetischer Studien und einige Reden über die Frauenfrage veröffentlicht. In allen sucht er die Uebereinstimmung der ethischen und biologischen Forderungen darzutun und eine streng monogamische Gesellschaftsverfassung als Consequenz der biologischen Thatsachen zu erweisen. Wenn in seinen Studien über die Medea- und Don Juan-Sage die Verquickung literarhistorisch-ästhetischer und biologisch-sociologischer Gesichtspunkte vielleicht nicht dem Geschmacke jedes Lesers entsprechen möchte, so behandelt die neue Schrift des Verfassers den Gegenstand rein fachwissenschaftlich, aber doch in einer gemeinverständlichen Darstellungsweise. Das Ergebnis ist von größter Wichtigkeit für die künftige Entwicklung der Menschheit und bringt einen neuen Baustein zum evolutionistischen Optimismus hinzu.

Der Ueberschuß der Knabengeburt beträgt etwa 5% unter den heutigen Culturvölkern; den Ueberschuß der Conceptionen männlichen Geschlechtes berechnet Rauber nach allerdings nur schmalen, medicinal-statistischen Grundlagen auf 15%. Es geht ein größerer Theil männlicher als weiblicher Früchte vor der Geburt und bei der Geburt zu Grunde; ebenso ist die Sterblichkeit der männlichen Säuglinge größer als die der weiblichen. Das männliche Geschlecht ist eben vor, bei und nach der Geburt anspruchsvoller als das weibliche und geht leichter zu Grunde, wo diesen höheren Ansprüchen nicht genügt wird. Der Strom des männlichen Geschlechtes geht also von einer breiteren Basis aus als der des weiblichen, verengt sich aber schneller als dieser. Bringt man beide Ströme graphisch zur Deckung, so schneiden sie sich im Jünglingsalter, während weiterhin der weibliche immer mehr überwiegt.

Rauber's Ansicht geht nun dahin: Erstens muß jede Verbesserung der hygienischen Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechtes während der Schwangerschaftsdauer dahin wirken, die Fehlgeburten und Todtgeburten überhaupt zu vermindern, dadurch den Verlust an concipirten Knaben bis zur Geburt und bei der Geburt zu verringern und den Ueberschuß der Knabengeburt zu erhöhen. Zweitens muß jede Verbesserung

*) Der Ueberschuß an Knabengeburt und seine biologische Bedeutung. Von Dr. A. Rauber, Professor der Anatomie in Dorpat. Mit 16 Figuren. Leipzig, Verlag von A. Georgi, 1900. 14 Bogen.

der Lebenshaltung, der hygienischen Einrichtungen und der Säuglingspflege die Säuglingssterblichkeit und mit ihr den Ueberschuß der Knabensterblichkeit über die Mädchensterblichkeit verringern. Drittens muß jede hygienische Verbesserung des männlichen Berufslebens die Sterblichkeit der berufstätigen Jünglinge und Männer verringern. Auf diesem Wege muß das Lebensalter, in welchem die Zahlgleichheit beider Geschlechter erreicht wird, immer weiter in die Höhe gerückt werden. Daraus folgt dann wieder eine Verbesserung der Heirathsaussichten für das weibliche Geschlecht, eine Verminderung der ledig bleibenden Frauen, eine stärkere Heranziehung des weiblichen Geschlechts im Ganzen zu den mit dem Fortpflanzungsgeßäft für dasselbe verknüpften Gefahren und ein schnellerer Verbrauch desselben. Auf diesem Wege glaubt Rauber, daß ein Jahrhundert genügen werde, um die Zahlgleichheit der Geschlechter von dem Jünglingsalter auf das der socialen Heirathsfähigkeit hinaufzurücken, und daß von da an sich ein wachsender Männerüberschuß entwickeln werde.

Die Schlussfolgerungen Rauber's sind so unbestreitbar wie seine Voraussetzungen; ob aber eine Wandelung in merklichem Maße so bald eintreten wird, wie er annimmt, das ist vorläufig nur Sache der Vermuthung. Wir wissen nicht, in welchem Zeitmaß die hygienischen Verbesserungen fortschreiten werden, und wie tief ihre Wirkungen auf die Verringerung der Fehlgeburten, Todtgeburten, Säuglingssterblichkeit und Berufsgefahren gehen werden. Wir vermögen nicht zu sagen, ob diese socialethische Fortschritte durch entsprechende individuelle Fortschritte unterstützt, oder durch Rückschritte in persönlicher Pflichttreue, Selbstverleugnung und Hingebung aufgewogen werden mögen. Wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß der Ueberschuß an männlichen Conceptionen erheblich größer ist als der an männlichen Geburten, so wird es doch noch langer Arbeit bedürfen, um genügende statistische Unterlagen für eine einigermaßen sichere Zahlenfeststellung des ersteren zu gewinnen.

Alles dies vermindert aber nicht das Verdienst der Rauber'schen Arbeit. Sie hat einen Weg gewiesen, der wissenschaftlich und praktisch weiter gepflegt werden muß, und der bei sorgsamem und ungestörtem Ausbau zwar langsam, viel zu langsam für die Ungeduld unseres raschlebigen Geschlechts, aber dafür auch sicher einem so erstrebenswerthen Ziele näher führt, und der dabei den Vortheil bietet, keine Zumuthungen zu stellen, die nicht ohnehin schon von dem Zeitgeist gebilligt werden. Deshalb sei die Rauber'sche Schrift allen Biologen, Sociologen, Ethikern, Politikern und Menschenfreunden auf das Dringendste zur Beachtung empfohlen, da sie einen neuen und starken Antrieb zu den schon bestehenden hinzufügt, um bei den hygienischen Verbesserungen den Hebel des Fortschritts mit möglichstem Eifer und Eile anzusetzen.

Krupp und Stumm.

Von Franz Eifenhardt.

Gegen das deutsche Weltetablisement Friedrich Krupp, zu welchem auch die Gruson-Werke Budau bei Magdeburg und die Germania-Werft Gaarden bei Kiel gehören, sind in neuester Zeit heftige Angriffe in der Tagespresse gerichtet worden — es soll zu viel verdienen! Der Ausgang dieser Angriffe und ihr Zweck liegen, wie sich zeigen wird, klar vor den Augen eines jeden gesund Denkenden, und damit könnte die ganze Angelegenheit als begraben angesehen werden, wenn einmal es nicht große Blätter gewesen wären, welche auf weite Kreise einen gewissen Einfluß ausüben, und die ohne jegliche Prüfung, die sie sich bei ihren Mitteln wohl leisten könnten, derartige Artike! gebracht haben, und ferner, weil

die Etablisements von Krupp als ein Beweis nationaler Industrie-Entwicklung anzusehen sind, und man in ihnen die deutsche Stahlindustrie treffen will. Endlich aber darf man deshalb die Angelegenheit nicht todt-schweigen, weil jene Beschuldiger, die sich natürlich nicht direct nennen, die Unverfrorenheit haben, den Commissionen, welche über die Aufträge für Lieferungen entscheiden, Unkenntniß der Preisverhältnisse der zu liefernden Gegenstände vorzuwerfen, sie also geradezu verdächtigen, ihr Fach nicht zu kennen, oder aber sich absichtlich hintergehen zu lassen. Es erschien zunächst ein Artikel „Krupp und Stumm“ (Freisinnige Ztg.), in welchem eine angeblich in diesem Felde sehr beschlagene Persönlichkeit gegen die beiden Firmen vorgeht, sich aber schon nach den ersten Zeilen als eine Concurrnz entpuppt. „Vor einiger Zeit lieferte Krupp Rohre für Feldgeschütze à 4800 Mark. Die Concurrnz erhielt Auftrag auf die gleiche Sorte zu 1950 Mark. Darauf setzte Krupp den Preis von 4800 Mark auf 1900 Mark herab. Granaten liefert Krupp für 8,50 Mark, die Concurrnz hat sie für 5 Mark geliefert. Es ist ein Irrthum, daß Krupp allein Nickelstahl für die Flotte liefern könne. Wenn nur eine Concurrnz geschaffen würde, so könnte der Bedarf um die Hälfte billiger gedeckt werden. Stumm macht selbst wenig Nickelstahl, aber er wird von Krupp für die Unterlassung mit großen Summen abgefunden. Würde die Regierung Geld der Concurrnz geben und sie mit Aufträgen versehen, so könnten den Steuerzahlern viele Duzende von Millionen erspart werden, die jetzt in Krupp's Taschen fließen.“ Ein zweiter Artikel sagt dann, daß Krupp bei Annahme des vorgeschlagenen neuen Flottengesetzes 176 Millionen Mark (!) verdienen würde, und ein angesehenes Centrumsblatt, sich voll bewußt, daß diese Partei ausschlaggebend für das Gesetz ist, bemerkt, daß nicht ein einziges Schiff eher zu bewilligen sei, bevor darüber völlige Klarheit geschaffen werde. Diese Klarheit zu schaffen, wird aber dem Regierungsvertreter ein Leichtes sein, wenn wirklich ein Parlamentsmitglied mit Fragen nach dieser Richtung auftreten sollte, aber es wird dann die Aufklärung derartig erfolgen, daß es auf den oder die Frager beschämend wirken muß, an solche Enten zu glauben und sie noch dazu im Reichstag fliegen zu lassen.

Zunächst ist der Urheber also ein sogenannter Concurrent, oder „die“ Concurrnz. Diese Concurrnz hat kein oder nicht genügend Geld, und das soll ihr nun die Regierung geben nebst recht vielen Aufträgen, damit diese famose Concurrnz die beiden Weltetablisements Krupp und Stumm todtmachen kann. Dafür verspricht diese Concurrnz dem Steuerzahler eine Ersparniß von vielen Duzend Millionen. Leider ist nicht gesagt, wie viele Millionen eigentlich für nothwendig erachtet werden, um Krupp und Stumm todt zu machen, aber eine ganz hübsche Anzahl von Duzenden müßten es doch wohl sein, und wenn diese von der Regierung wirklich gegeben werden sollten, so giebt sie doch im Grunde — der Steuerzahler! Aber soll sie doch sparen? Wenn nun aber die Concurrnz nach Beseitigung von Krupp und Stumm Alleinherrscherin geworden ist und dann die Preise ganz nach ihrem Willen macht? Da wird der „Steuerzahler“ seine ersparten vielen Duzende von Millionen lange suchen können. Und was heißt überhaupt „Concurrnz“ von Krupp? Ist schon das Manöver nach Geld recht plump angelegt und wahrlich leicht genug zu durchschauen, so muß doch in Deutschland Jedermann bekannt sein, daß eine Concurrnz deutscher Werke in Bezug auf Geschütze und Panzerplatten gänzlich ausgeschlossen ist. Krupp hat sehr wohl Concurrenten, auf die wir noch zurückkommen, aber die sind nicht im Deutschen Reich.

Was die Lieferung der Feldgeschütze angeht, so handelt es sich um die neuere Construction 96. Die hat durchweg Krupp geliefert, und das wird man doch wohl auch dem dümmsten Landsmann nicht einreden wollen, daß in einer Batterie drei

Rohre 4800 Mark, die andern drei, natürlich ganz gleichen, 1900 Mark gefostet haben. Von der Annahme von Rohren andern Fabrikates hat man nichts vernommen, daß aber eine andere Fabrik gleiche Rohre geliefert oder in Auftrag bekommen hat, geht einfach nicht, weil die gleiche Güte erst durch Proben festzustellen ist, und weil Krupp bei den neuen Geschützen Patente sowohl für Verschluss als für Laffetten-construction besitzt, die er natürlich nicht im Inlande, am allerwichtigsten seiner Concurrerz verkauft, die somit gleiche Constructionen gar nicht herstellen darf. Was den Preisunterschied der Granaten angeht, so genügt es zu bemerken, daß es Granaten verschiedener Güte und verschiedener Constructionen giebt, und daß bei gleicher Güte die billigeren bezogen werden. Sind also die Granaten der Concurrerz ebenso gut wie die von Krupp, so mag sie sich freuen, dann kauft man von ihr, und der erste Schritt zum Ruin von Krupp und Stumm ist gethan. Uebrigens dürfte doch bekannt sein, daß Krupp nicht nur Feldgeschütze fabricirt, mit denen beispielsweise die Flotte und die Küstenartillerie nicht wohl armirt werden können. Daß aber eine Concurrerz Stahlgeschütze schwerer Kaliber in Deutschland überhaupt herstellen kann, davon ist bisher nichts bekannt geworden; Spandau arbeitet nur mit Bronze. Die Concurrerz-fabrik für diese Geschütze dürfte wohl in der Phantasie eines Gründers bestehen, der, weil es ihm nicht zu gelingen scheint, auf andere Weise die gewünschten Gelder zu erlangen, sie von der Regierung haben will und dazu die Presse als Hilfsmacht anruft. Das ist eben nicht mehr neu, und die Regierung ist in solchen Dingen erfahren. Schneider Dome mit seinem Panzer wollte sogar das ganze Landheer kugelfest machen, und die Presse half ihm kräftig, aber weder die Regierung noch Siram Maxim rückten die Millionen heraus.

Nickelstahl kann allerdings Jeder machen, das ist ganz richtig. Als die Amerikaner Ende der achtziger Jahre beschlossen, sich eine starke Kriegsslotte zu bauen, sandten sie eine Commission durch alle Staats- und Privatetablissemens Europas, um sich gehörig zu informiren. Krupp öffnete dieser Commission klugerweise die Thore nicht, was die Herrn von jenseits des großen Wassers sehr verschmuspste, sich aber bald als sehr weise erwies. Es wurde dann in Sandy Hook bei New-York ein Concurrerzschießen gegen Panzerplatten abgehalten, an welchem sich Krupp nebst zwei englischen und einem französischen Werke beteiligten. Letzteres, Schneider-Creusot, ging zum Jubel der Franzosen als Sieger hervor, und es wurde angegeben, daß diese Platten einen Zusatz von ca. 4 bis 5 Procent Nickel enthielten. Die Freude der Schneider-Werke dauerte nicht lange. Man hatte selbstverständlich auf Bestellungen gerechnet; die aber erfolgten nicht, denn die Amerikaner wußten ja nun, was sie wissen wollten, und machten ihre Panzerplatten selbst. Wenn aber auch Nickelstahl nicht von Krupp allein hergestellt wird, so ist er doch der Einzige in Deutschland, der die für den Schiffbau nöthigen großen Baustücke herstellen kann, und namentlich derjenige, welcher die gehärteten Nickelstahl-Panzerplatten fabriciren darf. Es liegt nämlich auf diesem Härteverfahren ebenfalls ein Patent von Krupp, und wie werthvoll diese Erfindung ist, davon erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß Rußland und Amerika der Firma Krupp dieses Patent abgekauft haben. So erhalten die drei neuesten amerikanischen Schlachtschiffe Typ „Maine“ solchen Schutz.

Es giebt nun auf diesem Gebiete sehr wohl eine Concurrerz für Krupp. Das sind in England Vickers Son and Maxim, Barrow in Furness, Brown und Cammell in Sheffield, in Frankreich Schneider-Canet in Creusot, in den Vereinigten Staaten die Bethlehem Iron-Works und die Carnegie-Werke. Da sowohl in England, wie in Amerika, Frankreich und bei uns, fremde Regierungen Panzerschiffe bauen lassen, so machen sich selbstverständlich alle diese Werke untereinander Concurrerz, denn so thöricht sind doch beispielsweise die Japaner nicht, einen Panzerkreuzer bei Krupp auf der Germaniawerft oder

beim Vulkan-Stettin bauen zu lassen, wenn sie ihn die Hälfte billiger anderswo — wie bei der famosen Concurrerz! — haben können. Unsere Marine-Baubehörden kennen also ganz genau die Preise aller Lieferanten in dem Artikel, und es fällt ihnen gar nicht ein, Krupp mehr zu zahlen, als Besteller anderer Nationen. Es ist dies ein Anzweifeln der Tüchtigkeit unseres Schiffbau-Personals, das nur unter Anonymität ungestraft erfolgen kann. Auf die Summe von 176 Millionen, die Krupp verdienen soll, wenn der Flottenplan genehmigt wird, genauer einzugehen, scheint überflüssig; solche Aufstellungen sind einfach kindlich! Erstens ist der Flottenplan nicht genehmigt, zweitens steht die Construction der Schiffe, an denen zwei Jahrzehnte gebaut werden soll, nicht fest, also auch nicht die Masse des benötigten Materials, drittens fragt es sich, in welchem Umfange Krupp Aufträge erhalten wird — vielleicht glückt es der „Concurrerz“, ihm recht viel wegzuschnappen. Viertens aber: wie will man heute Gewinne berechnen, die erst nach zwanzig Jahren berechenbar sein können, da sich, abgesehen von politischen Ereignissen, die Bergwerk-, Betriebs- und namentlich die Lohnverhältnisse gänzlich ändern?

Damit dürfte genug gesagt sein; aber ein Punkt könnte noch in Frage kommen. Die Concurrerz sitzt möglicherweise gar nicht im Deutschen Reiche, sondern steht, zum größten Theil wenigstens, außerhalb! Da heißt es hübsch aufpassen, daß deutsches Geld im Lande bleibt und nicht statt in Krupp's und Stumm's Taschen in die von nicht recht zu ermittelnden Dunkelmännern jenseits schmalerer oder breiterer Gewässer fließt. Das Krupp-Etablissement hat sein Material seit Jahrzehnten an alle Nationen der Erde, mit Ausnahme Frankreichs, stets zur Zufriedenheit geliefert. „La Marine Française“ liefert wieder eine solche Anerkennung ihrer Leistungsfähigkeit, daß wir stolz auf sie blicken und sie nicht, unter dem Schutz der Anonymität, mit Schmutz bewerfen lassen. In einem Aufsatz „Les cuirassées de 15000 tonnes et l'artillerie de la marine“ von M. A. Gaël werden 30,5er verschiedener Staaten in ihren Schießleistungen auf 4000 Meter miteinander verglichen: „Canon anglais Vickers 1898 ergiebt 2280 Meter Tonns Totalenergie, canon anglais modèle précédent 1823 mt. canon français 1893—96 1:18 mt. und: Canon allemand 1899: 2317 Meter Tonns. Diese Geschütze aber sind von Krupp.“

Literatur und Kunst.

Der Reform der Bildhauerei.

Von Reinhold Begas, Gustav Eberlein, Max Klinger.

Vorbemerkung der Redaction. Wiederholt wurde in der „Gegenwart“ die Frage aufgeworfen, warum die Plastik so sehr im Argen liege, beim Volke so wenig Verständniß finde und im Gegensatz zur Musik, Dichtkunst, Malerei im Großen und Ganzen fast lasse. Die Antwort lautete, weil in der Bildhauerei von heute nichts geschaffen wird, das bis in die letzte Ausgestaltung individuell durchgebildet erscheint und als Ausdruck der Zeit, in der wir leben, freudig erkannt wird. Kurz, weil die Bildhauerei von heute keine Kunst unserer Zeit ist. Zu diesem Urtheil gelangte ebenfalls ein hervorragender Bildhauer, der Wiener Akademieprofessor Edmund Hellmer, in einer Brochure „Lehrjahre in der Plastik“, die in der „Gegenwart“ Nr. 9 einer Besprechung unterzogen wurde. Hellmer schlägt eine Reform der plastischen Lehrjahre vor und fordert eine ganz neue Kunstschule. „Die Bildhauerschule muß vor Allem in eine „Werkstatt“ umgewandelt werden. Der eintretende Schüler muß in erster Linie das Handwerk erlernen, denn Kunst und Handwerk

haben einen gemeinsamen Nährboden: die Technik. Darum darf der junge Bildhauer nicht auf Zeichnen und Modelliren gedrillt werden, er muß von Jugend auf meißeln, für Bronze bosseln, in Metall gießen, eiseliren, schnitzen. „Vormittags modelliren, Nachmittags meißeln!“ In den ersten Jahren dürfte diese Generaleintheilung genügen, weil erfahrungsgemäß bei formgewandten Leuten nur einige Jahre erforderlich sind, um in die Anfangsgründe der Marmortechnik eingeführt zu werden. Die weiteren Jahre müßte der Nachmittag abwechselnd zur Erlernung der Bronzetechnik verwendet werden. Ist der Schüler so weit vorgeschritten, daß er an eigene Compositionen gehen kann, so muß er dieselben auch in dem betreffenden Material selbst ausführen. Vorträge über die Technik der Alten müßten mit den praktischen Versuchen Hand in Hand gehen. Sohin wird der Kunstjünger schon bei der Conception, ja schon in den ersten Phantasien daran denken, wie und in welchem Material sinngemäß sein Gedanke Verwirklichung finden soll.“ Und Hellmer entwirft uns eine solche zeitgemäße Bildnerschule: Modellirsäle in größerem Ausmaße, Marmorateliers, Versuchsbronzegießerei, Eiselirabtheilung, chemisches Laboratorium sind absolut erforderlich. Ein Künstler, der selbstverständlich in den verschiedenen Disciplinen zu Hause sein muß, steht der Schule vor, Assistenten, die speciellen Fächer in ausgezeichnete Weise innehabend, könnten ihn unterstützen. „Was die Beschaffung des Marmors anbelangt, so würden die Besitzer großer Steinbrüche sehr gerne die Abfälle gegen mäßiges Entgelt zur Verfügung stellen, und die Einrichtung einer Versuchsbronzegießerei zählt ja auch nicht zu den Unmöglichkeiten“ u. s. w.

Da wir begierig waren, welche Aufnahme diese Reformvorschläge bei unseren Künstlern finden würden, so wandten wir uns mit einer Anfrage an unsere hervorragenden Bildhauer. Wir bringen heute die Gutachten, mit denen uns die Meister Vegas, Eberlein, Klinger erfreuten. Professor Hellmer behält sich das resümirende Schlußwort vor.

* * *

Ich kann nur allen in Ihrem Artikel ausgesprochenen Gedanken bedingungslos beistimmen. Es sind darin Bemerkungen, die auf tiefes Verständniß in Bezug auf das Wesen der Plastik schließen lassen. Es ist vollständig richtig, daß wir nahezu gar keine Bildhauer mehr kennen, es giebt eben fast nur noch Modelleure.

Begabte Künstler haben sich zu allen Zeiten mit der persönlichen Ausführung ihrer Werke in Marmor beschäftigt. Wenn es heute nicht geschieht, so liegt vielleicht der Grund darin, daß es weniger Begabte giebt, als früher.

Die Erziehung der Bildhauer in den Akademien ist nicht dazu angethan, ihnen das Wesen ihres Berufes klar zu machen. Der thätendurstige Jünger von heute, der nicht im Stande ist, irgend welche Form zu beherrschen und durchzubilden, sucht nach geistreichen, originellen Gedanken und versucht dieselben mit seinem unzureichenden Können zum Ausdruck zu bringen; er weiß nicht, daß in einem griechischen Torso mehr künstlerischer Werth stecken kann, als oft in den größten, complicirtesten Compositionen.

Was nun die praktische Gestaltung der Vorschläge zur Verbesserung dieser Zustände betrifft, so glaube ich nicht an den Erfolg, der in unserer heutigen Zeit daraus erwachsen könnte.

Leider ist die Zeit vorüber, wo Künstler bei den bescheidensten Ansprüchen an das Leben sich rücksichtslos idealen Bestrebungen hingeben wollen. Alljährlich werden große Ausstellungen gemacht, und jeder Künstler will darin vertreten sein, oberflächliche Massenproduction ist die Folge davon, und da ist es nicht möglich, den edlen Stein ohne fremde Hülfe zu einem Kunstwerk zu gestalten, wozu Zeit, Ausdauer und vor Allem die Ueberzeugung nothwendig ist, daß nur in der Vollendung der Form die höchste Höhe der

Bildhauerei zu suchen ist. Diese Vollendung der Form wird nur bei intemem Studium des Nackten und zwar in Stein übertragen, zu erreichen sein.

Die Behandlung der Bronze ist mit der des Marmors nicht zu vergleichen, da es möglich ist, eine fast mathematische Wiedergabe eines in Thon oder Wachs modellirten Werkes herzustellen. Es würde daher nur die Eiselirung in Frage kommen, bei der aber die Bronze wegen ihrer sehr schwierigen Behandlung nie die weiche Ueberführung einer Form zur anderen so vollkommen gestattet, wie es bei Marmor der Fall ist. Aber auch hier stoßen wir auf die sich überhastende schnelllebige Zeitströmung, die es nicht gestattet, in bescheidener Stille zu schaffen und alles Materielle dem Geistigen zu opfern.

Reinhold Vegas.

Viele Wege führen nach Rom. Ich kann mich nicht ganz für den Handwerksweg des Herrn Hellmer begeistern, trotzdem ich ihn selbst gegangen bin. Auf der Schule, die mir den ersten künstlerischen Unterricht gegeben, wurden diese von Herrn Hellmer vorgeschlagenen Dinge gelehrt.

Eigentlich muß man die Kunst die souveräne Bezwingerin des Materials nennen, da sie dem Stein, dem Metall, dem Holz Formen aufdrängt, die gegen die Natur dieser Stoffe gehen. Seit Jahrtausenden wandern die Marmorberge Griechenlands und Italiens, zu Menschen-, Thier- und Pflanzengestalten umgeschaffen, in phantastische Architekturformen gezwängt und so ihrer natürlichen Felsgestalt beraubt, in alle Länder des Erdballs. Es hieße nun Eulen nach Athen tragen, wollte man mit Hintanziehung moderner Technik und moderner Geistes, ausgerüstet mit all' den Erfahrungen vergangener Kunstepochen, zu den primitiven Mitteln erster Kunstübung zurückkehren. Wäre es nicht das Gleiche, wie wenn man heute eine Pyramide baute, ohne die grandiosen modernen Hebe- und Bewegungsmittel der Ingenieurwissenschaften zu benutzen, dagegen das für uns jetzt unzulängliche Verfahren der Egyptianer in Anwendung brächte?

Rings um uns hastet die Welt in tausend sich von der Materie lösringenden Gestalten. Man will pfeilschnell den Aether durchfliegen und bohrt sich tief in das Erdinnere, ihm seine Schätze entziehend. Ja, der kämpfende Gedanke will das Eudliche enträthseln! Fiebernd, ruhelos wälzt sich der alle großen Fragen in Nüchliches umwerthende Menschenstrom durch die Zeiten. Verständnißlos würde er durch das Atelierfenster auf den Wahnsinnigen starren, der seine ihm von einem gütigen Schöpfer gegebenen, mit dem feinsten Nerven- und Tastgefühl ausgestatteten Finger um den gefühllosen Holzstiel eines Steinklopfers, um den Eisenmeißel jahrein, jahraus krampft, da doch ein weicher Druck einer Fingerspitze genügt, Wunderwerke an Schönheit, gleich dem Altvater, aus dem Thon zu zaubern. Wieviel Schläge müssen geist- und phantasielöbend auf den Meißel, der den Marmor gräbt, fallen, ohne daß sie den Nagel auf den Kopf treffen! Unfähig ermüdend und trostlos schleichen Tage, Wochen, Monate, ja Jahre hin, ehe auch nur die rohe Gestalt sich aus dem Marmor schält. In welcher Tretnühle des öden Marmor-klopfens, in welcher Verzweiflungssphäre des rein nur technischen Bronceform- und Gußverfahrens schwänden dem jungen Bildner die besten frischesten Stunden jugendlicher Begeisterung! Wieviel Mißerfolge im Behauen des Steines, im Verjagen des Gusses würden ihn niederdrücken! Wenn Michel Angelo und Benvenuto Cellini das oft passirte, wieviel mehr uns!

Wie dürfen wir nordischen Künstler, die wir von einer verständnißlosen und kunstfeindlichen Mehrheit erdrückt werden, uns messen mit der auf tausendjähriger directer Ueberlieferung aufgebauten Schönheitswelt der Alten! Wir, die wir auf der magern Dase unserer stillen Werkstatt, umlugt von den Späheraugen Derjenigen, welche die ewige Schönheit des

Nacken an's Kreuz schlagen wollen, hungern umsonst nach solcher Blüthe unserer Kunst. Und trotzdem haben sich auch in unserer Zeit einige Hochbegabte, Freigeborene und Freigebliebene mit dem feinen Vorbeerreis des Griechenthums geschmückt. Aber ihr intimes Schaffen, ihr geheimes Ringen können sie Niemand lehren. Schulen sind Schablonen, Lehren ist für die Massen. Aber allerdings ohne Lehren kein Lernen. Ohne Lernen keine Fähigkeit. Da liegt der Zwiespalt, der die feinsten Künstlernaturen davon absehen läßt, anders als durch ihre Werke die Welt belehren zu wollen. Das Beste des genialen Künstlers ist unübertragbar und kann nicht verallgemeinert werden. Höchstens wie er sich räuspert, wie er spuckt, hat man ihm im besten Falle abgeguckt.

Was und wie in der Bildnerei gelehrt, wie das unermessliche Material gesichtet und ausgewählt werden soll im Sinne modernen Empfindens, muß wohl jeder künstlerischen Individualität überlassen bleiben. Wenn die guten Samenkörner, welche Herr Hellmer austreut, befruchtend wirken sollen, muß meiner Ansicht nach dieser Künstler sie persönlich in brauchbares Erdreich säen.

Gustav Eberlein.

Der erste Theil der Ausführung in der „Gegenwart“ mag heute noch größtentheils zutreffen, wenn auch oft mehr Künstler, als Hellmer es annimmt, sich persönlich mit dem Material befassen. Aber seine Ausführungen, kleine künstlerische Eigenart betreffende Dinge und Auffassungen bei Seite gesetzt, unterschreibe ich gern.

Anderes verhält es sich mit dem zweiten Theil, den Neuwünschen über Schulung. Eine stärkere „Durchsiebung“ konnte man schon von den jetzigen Akademien erwarten. Sie ist auch wohl schon je nach den Persönlichkeiten der Lehrer in Kraft.

Hellmer sagt: „Darum darf der junge Bildhauer nicht auf Zeichnen und Modelliren gedrückt werden.“

Hier fangen meine Bedenken an. Im Gegentheil, auf „Zeichnen“ muß streng gearbeitet werden. Allerdings nicht nach Gyps und allerhand todtem Zeug. Die Zeichnung enthält Alles condensirt, was Maler, Bildhauer, Zeichner brauchen: Farbe, Form, Raum.

Aber davon abgesehen, die Liebe zum Material, die Erkenntniß der Poesie des Materials, gleichgültig ob Farbe, Holz, Erz oder Marmor, lassen sich nicht anziehen durch Schule, noch weniger eindringen — und von letzterem ist ein kleiner unangenehmer Beigeschmack in Hellmer's Ausführungen enthalten.

Ich stehe zweifelnd solchen principiellen Anschauungen gegenüber; dergleichen hängt von Personen und Umständen ab, die sich nicht decretiren noch schematisiren lassen, wenigstens nicht vorher oder zu Lebzeiten. Nachher geschieht es stets an den „dépouilles“.

Aber das ist etwas Anderes. In keinem Lande hat die secessionistische Kunstbewegung so schnell und überraschend befruchtend nach allen Seiten gewirkt, wie in Oesterreich. Es hat eine Berührung zwischen Publicum und Künstlern, vor Allem zwischen Künstlern und Architekten stattgefunden, wie wir sie bei uns nicht kennen. In dieser dreifachen Praxis des gegenseitigen Wollens und Verstehens liegt die Schule. Man mag noch so viel im Einzelnen aussetzen haben, Großes ist in Oesterreich erreicht worden, und nach beneidenswerten Resultaten ist dort einzusetzen und fortzufahren.

Wir in Deutschland haben die lex Heinze. Und mir erscheint dieselbe mißverstanden. Nach Socialistengesetz, Dictaturparagraphen soll diese lex mit ihren Undeutlichkeiten und ihren Interpretations-Spielen wohl eine Vorbereitung zu Kirchen- und Glaubensgesetzen abgeben. —

Brauchen wir dann Bildhauerschulen?

Max Klinger.

Aus Fanny Lewald's Tagebuch.

Von Theophil Tolling.

Ein stilles Haus in der stillen Matthäikirchstraße, damals noch stiller als heute. Drei Treppen hoch, aber auf jedem Abjaz ein Stuhl zum Ruhen und freundliche Blattpflanzen. Und die alte Dienerin führt uns hinein zur alten Herrin, einer kleinen, behäbigen Dame mit ausgesprochen semitischem Typus, großen, glänzenden Augen, und zu beiden Seiten des schwarzen Häubchens die sorgfältig toupirten weißen Schillerlocken nach der Haartracht von 1830. Und wer das Glück hatte, mit der scharfgeistigen, hochsinnigen Frau zu plaudern, konnte sicher sein, etwas Praktisches, Gutes und Kluges zu hören. Einmal in der Woche war Empfangsabend. Dann kam wohl Marie Seebach, um auf die Bitte der Hausfrau irgend ein hübsches Gedicht aufzusagen, auch junge Künstler und Dichter und alte Freunde. Es war eine feine, rein geistige Geselligkeit, keine „Abfütterung“, wie die heutigen Berliner Salons. Ein Täschchen dünnen Thees, ein belegtes Bismchen, dünn gestrichen, aber wohlgeschmeckend, — unvergeßliche Abende für Jeden, der unter dem Zauber der für alles Gute, Schöne, Wahre noch immer glühenden und kämpfenden Frau stand. Und wie ein Abglanz ihrer harmonisch abgeschlossenen, verstandesklaren, gemüthstiefen Individualität und zugleich ein Nachklang aus ihrem gastlichen Heim gemahnt uns heute ihr Tagebuch, das Ludwig Geiger unter dem Titel „Gefühltes und Gedachtes“ herausgibt und ihr Nefte, der Dresdener Buchhändler Heinrich Minden, verlegt. Es sind gelegentliche Aufzeichnungen, die von 1838 bis zu ihrem Tode, also über fünfzig Jahre sich hinziehen. Manche Jahre hat die bis zuletzt Schreibselige diese Blätter nicht beschrieben; erst nach dem Tode ihres Gatten, des Historikers und Aesthetikers Prof. Adolf Stahr, als ihr die mündliche Aussprache mit ihm so sehr fehlte, empfand sie das Bedürfnis, ihre Gedanken niederzuschreiben.

„Nichts Menschliches war dieser Frau fremd,“ schreibt Ludwig Geiger. „Ueber Religion, besonders Christenthum und Gottesglaube, Politik und Revolution, die Ereignisse von 1866 und 1870, die Frauenfrage, Nationalökonomie, Philosophie und Naturwissenschaft, Wagner'sche Musik, Familienleben finden sich Erörterungen. Das Gesellschaftsleben wird kritisch: auf Berlin und Italien fallen starke Streiflichter. Die Schriftstellerin giebt Rechenschaft über das Wesen dichterischer Arbeit. Sie sucht ihr Wesen zu analysiren, begreiflich zu machen, nicht zu glorificiren; sie bemüht sich, Andere zu verstehen, nicht herabzusetzen. Es sind keine Declamationen und keine rühmlichen Empfindeleien, keine methodischen, nach bestimmtem Schema oder absichtlicher Disposition geordneten Darlegungen, sondern Niederschriften, wie sie sich aus dem Leben eines starkgeistigen Weibes ergaben. Sie grübelt nicht, sondern beobachtet sich und die Welt; sie bleibt nicht hartnäckig bei vorgefaßten Meinungen, sondern sie läßt sich umstimmen durch die Wucht der Thatfachen und das Reifen ihres Geistes. Aber sie hat immer den Muth ihrer Meinung. Sie ist nicht hinterhältig und nicht verlogen: Klarheit und Wahrheit leiten sie. Ein Zeugniß kühnen und unerschütterlichen Muthes, ein Resultat scharfen, vielseitigen, rücksichtslosen Denkens, ein Buch des Kampfes gegen Unsitte und Vorrurtheil, Halbheit und Unlauterkeit, ein kühner Protest gegen müßiges Hindämmern und ungefunde, unredliche Gefühlsduselei, so soll das Buch zu allen Denen sprechen, die Fanny Lewald liebten und die es verstehen oder lernen wollen, mit Kraft und Gesundheit in sich und um sich zu blicken.“ Der Herausgeber jagt nicht zu viel. Fanny Lewald's Tagebuch ist ein schönes, nützliches, bleibendes Buch. In trüben Stunden der Entmuthigung stimmte wohl auch diese unermüdete Frau in den Ausruf ihres Gatten ein: „Alles Schaffen ist Plunder!“ Und man ist versucht, ihr Recht zu geben, wenn man bemerkt, wie schon zehn Jahre nach ihrem

Tod ihr Bild für die Nachwelt verblaßt ist. Vergessen sind all' ihre Romane und Novellen, die Reise- und Lebensschilderungen sind nur noch für Culturhistoriker schätzbares Material geblieben, sogar als Vorkämpferin der Frauenrechte wird die besonnene, nüchterne, logische Vorkämpferin der Emancipation zur — Arbeit von den undankbaren Frauenrechtlerinnen zum alten Eisen geworfen, aber als Charakterweib und Idealistin bleibt ihr eine schöne Stellung in der Geschichte der Persönlichkeiten, der Vollmenschen gewiß — schon auf Grund ihres herrlichen Tagebuches.

Welch' aufrichtige, fesselnde Herzensbeichte! Ihr ganzes Herz, ihre Phantasie, ihren — noch stärker als Beide — fast männlichen und doch wieder so echt weiblichen Verstand legte sie in diese Blätter, neben denen Alles verblaßt, was sogar eine Rahel Varnhagen oder Caroline Schelling in ihren Briefe Eigenes, Schönes und Bedeutsames ausgeplaudert haben. Hier gleich ein paar von den unzähligen Genieblitzen und Selbstbekenntnissen auf Gerathewohl herausgegriffen! „Wer die Wahrheit ernstlich sucht, kann sie auf jedem Wege finden. — Gesundheit ist Glück, so sagt der Kranke — Reichthum ist Glück, sagt der Arme — Weisheit ist Glück, sagt der Philosoph — und sie haben Alle recht. Unglück aber ist gewiß, das nicht erreichen zu können, was man bedarf. — Selbstlos sein, in einer Welt voll Egoisten, heißt sich der Mittel berauben, das zu leisten, was man leisten könnte. — Wer die Liebe nicht versteht, begreift weder den Haß, noch den Zorn.“ Vieles ist nur halb wahr, paradox, nüchtern, aber es trägt den Stempel des Eigenen, Selbsterlebten, oft des Genies. Sogar ihr Herausgeber sagt: „Es fällt nicht schwer, bei mancher Stelle auf den Widerspruch hinzuweisen, zwischen dem von Fanny Lenald Verkündeten und den wirklich eingetretenen Thatfachen; eine Kritikerin ist eben keine Prophetin.“ So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, ihr Widerwille gegen die Wagner'sche Musik nicht, wie sie hoffte, von Allen getheilt worden, so wenig wie ihre in einer ausgestrichenen Stelle ausgesprochene Ansicht, daß es zum Bau eines Bayreuther Theaters nicht kommen könne, durch die Wirklichkeit bestätigt worden ist. Auch ihre Anschauung über Kraft und Macht der socialdemokratischen Bewegung war irrig. Merkwürdig ist aber auch in dieser Beziehung wieder, wie sie sich dann mit dem Gedanken des Zukunftsstaates versöhnte und sogar für den „ästhetischen Menschen“ darin Manches erwartete: „Adolf ist der Meinung, daß bei den gesteigerten Ansprüchen der Handarbeitenden eine, auf fremde Handarbeit begründete ästhetische Bildung, wie er und ich und unseres Gleichen sie erworben haben, künftig eine Unmöglichkeit sein wird. Ich bin aber sicher, daß er darin völlig irrt. Es wird nur zu der anderen Organisation kommen, die ich für die Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse längst vorausgesehen und als wünschenswerth erkannt habe; und daß mit dem größeren Wohlstand der Arbeitenden auch das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, also auch unser Arbeitslohn sich steigert, ist ohne Frage. Bisher hat man gelernt: wie man den Gesamt-Reichthum vermehrt; jetzt wird man lernen, wie man ihn gleichmäßiger vertheilt, und wenn der Grundsatz wahr ist — und er ist es — daß meines Nachbars Vortheil mein Vortheil ist, so kann bei der Erhebung der großen Massen die vollendete Ausbildung der hervorragenden Fähigkeiten, der hervorragenden Menschen, nicht zu einer Unmöglichkeit werden.“ Gewiß ansehnlich. Aber das ist ja eben das Bedeutsame an der nach Wahrheit ringenden und für ihre Ueberzeugung kämpfenden Frau, daß sie „den Muth des Fehlens“ hatte, und daß sie sich daher auch nicht im Geringssten scheute, ihren Irrthum einzugestehen. Ein besonders wichtiges Zeugniß dafür ist die Art, wie sie, die Demokratin, die Gegnerin der preussischen Machthaber, im Jahre 1866 bekannte, sich in ihrer Auffassung der ganzen Lage geirrt zu haben, und aus ihrer nunmehrigen Verehrung für Bismarck

kein Fehl machte. Bei Anlaß von Bismarck's Herausforderung Virchow's, schreibt sie zornbebenden Herzens in ihr Tagebuch: „Und das soll nicht die reine Anarchie sein? Was würde der Staatsanwalt thun, wenn das ein paar Andere thäten? Ja, das Duell ist ein flagranter Einbruch in die bestehenden Landesgesetze! Es wäre sehr bequemer, wenn die Junker so die ganze ihnen unbequeme Legislatur wegschießen dürften — obgleich an der Mehrzahl der Fortschrittspartei, als Männer der Freiheit nicht viel verloren wäre. Gelehrt sind sie, bürgerlich unbescholten auch — von Mannescharakter keine Spur. Entweder das Gesetz ist bindend oder nicht. Haltet Ihr es nicht für bindend, wie könnt Ihr Euch denn dazu hergeben, neue Gesetze machen zu helfen. Ihr hängt ja mit Eurem ganzen Thun und Treiben als Seiltänzer in der Luft, sobald ihr die Möglichkeit eines Handelns gegen das Gesetz — auf Forderung eines Vorurtheiles — zugebt. Der Oberbürgermeister Ziegler hat recht: Sie haben das Denken verlernt!“

Noch auf einen anderen Widerstreit ihres Wesens weist Ludwig Geiger hin. Ihr klarer Verstand, der sie so Vieles begreifen ließ, und ihr Idealismus, der gerade rein geistiges Thun schätzte und empfahl, hätten, so sollte man meinen, sie zur vollen Anerkennung, ja zur Bewunderung der nicht auf unmittelbaren praktischen Erfolg gerichteten wissenschaftlichen Thätigkeit führen müssen. Aber gerade hier zog ihr praktischer Sinn, vielleicht auch die Anschauungsweise, die seit Generationen in ihrem elterlichen Hause üblich gewesen war, ihrer geistigen Auffassung Grenzen: Sie verwunderte sich, statt es zu bewundern, über solches Thun, das keine bestimmten praktischen Resultate ergäbe, und obwohl sie die Wahrheit liebte und förberte, begriff sie nicht die bloß auf Erforschung der Wahrheit gerichtete wissenschaftliche Arbeit. Ein besonderer Grenel waren ihr, die mit Goethe's Geist aufgewachsen und gesättigt war, die Goethe-Pfaffen. Es ist begreiflich, daß ihre scharfen Worte gegen die Goethe-Philologen und -Kleinräumer Ludwig Geiger, dem Herausgeber des Goethe-Jahrbuches, vielleicht recht fatal sind. Umso mehr Dank verdient er, daß er sie — zwar mit leisen Einschränkungen in seinem erläuternden Nachtrag — unverändert aufgenommen hat. Aber wie trifft diese geradezu unheimlich verständige Frau auch hier wieder den Nagel auf den Kopf, wenn sie einmal zu einer gelegentlichen Lectüre bemerkt: „Grimm's Vorlesungen über Goethe und seine Werke sind, wie mir scheint, das Beste, was Grimm gemacht, obgleich sie gar nichts Neues bringen; indeß, wie jeder Porträt-Maler einen Theil seiner Wesenheit auf das Bild überträgt, so geht es auch Grimm mit dem vollsaftigen, heißblütigen Goethe. Er verblaßt ihn und macht ihn bleichsüchtig. Er beweist der Nachwelt, daß Goethe weder Friedrike, noch Lotte leidenschaftlich geliebt hat, weil — — ja doch eigentlich nur, weil er diese Lieben nicht dauernd festgehalten, diese Geliebten nicht geheirathet hat. Als ob ein Gefühl lange währen müßte, um als Leidenschaft von einem Dichter empfunden zu werden? Der heiße Sonnenblick, der einmal vor unseren Augen eine Gegend überstrahlte und verklärte, lebt immer mit dieser Gegend in uns als ein Einziges und Dauerndes, als ein Unwandelbares fort; und wie ein Leid nicht lange zu dauern braucht, um als ein Martyrium empfunden zu werden, so braucht eine Leidenschaft nur in dem Dichter aufzuzucken, nur wenig Stunden und Tage in ihm lebendig gewesen zu sein, um von ihm ewig als große und schöne Leidenschaft empfunden und festgehalten und verklärt zu werden. Mich mahnten diese Beweis-Versuche, daß Goethe jene Frauen nicht geliebt, an eine Anekdote, die mir Heinrich Kruse einmal in Bezug auf einen Goetheerklärer erzählt hat. Eckermann berichtet in seinen Gesprächen mit Goethe, daß ihm dieser auf die Frage: „Welche Frau er am meisten geliebt habe?“ mit Entschiedenheit geantwortet: Lilli! — und der Erklärer setzt hinzu: „Darin irrt sich Goethe!“ — wenn das wahr und

richtig ist, ist es das Komischste, was sich denken läßt. Auch von der Art und Weise, wie ein Dichter schafft, macht Grimm in seinen Erklärungen seinen Zuhörern wunderbare Vorstellungen. Er denkt sich den Dichter wie einen Mosaikarbeiter. Im Mephisto soll ein Stückchen von Herder, ein Stückchen von Merck, ein Stückchen von Goethe und von Dem und Jenen sein, und nichts von dem großen, errathenden, zusammenfassenden Schauer und Erkennen, das ja gerade den großen Dichter, den Schöpfer macht? Nichts von dem Herausheben des Individuellen aus dem richtigen, fast unwillkürlichen Erfassen des Allgemeinen? Nichts von dem plötzlichen Erscheinen im Geiste des Dichters? Welch eine Vorstellung hat Grimm vom Dichter? Und welche Vorstellung von dem Verhältniß Goethe's zu der Stein? — Statt sich zu fragen: Ist es möglich, daß ein liebender Mann und ein liebendes Weib zehn Jahre nebeneinander schmachten? Ist dies möglich, wenn sie in voller Freiheit Tag und Nacht miteinander allein verkehren? Wenn der Liebende das Strumpfsband der Geliebten mit sich nimmt — das sie sicherlich nicht sich im Nebenzimmer abbinden gegangen ist, um es dem Platoniker nach Hause mitzugeben — statt sich diese Fragen vorzulegen, fragt Grimm sich und uns: Ist es wahrscheinlich, daß ein Ehrenmann, wie Herr von Stein, dergleichen, wie den Ehebruch seiner Frau mit Goethe geduldet haben würde? Ja! Es ist möglich! Denn die Herzogin Luise duldete unter ihren Augen das Verhältniß ihres Mannes zur Jagemann — Frau v. Heygendorf. Die Zeit dachte leicht, sehr leicht in jenen Kreisen über die eheliche Treue, und Herr von Stein war genöthigt, nicht nur ein Auge, sondern beide zuzubräuten. Er konnte dem ersten Minister des Landes, dem Vertrauten und Freunde seines Herzogs, den Stuhl nicht vor die Thüre setzen, ohne selbst vor die Thüre gesetzt zu werden. Er durfte nicht anzweifeln, was die „Herrschaften“ nicht anzweifeln wollten; Frau v. Stein war keine Frau, die sich auf das Wort ihres Gemahls in die Einsamkeit nach Kochberg verpflanzen ließ — und Beide fanden ihren materiellen Vortheil in der Verbindung der Frau mit Goethe. Für unser einen lautet über dieses Verhältniß die Frage immer nur: „Wie war Goethe's Festhalten an der Stein durch so viel Jahre möglich?“ Der Großherzog von Weimar, Karl Alexander, sagte mir, er sei in der Lage gewesen, ganze Convolute ungedruckter Briefe von Frau von Stein zu lesen und sei immer aus einem Erstaunen in das andere gefallen über die gänzliche Unbedeutendheit des Inhaltes und der Frau.“

Und dann später bei Anlaß von Frau von Stein's Leben von Dünker: „Es kommt mir wieder recht in den Sinn, wie sich förmlich eine Theorie des Sichliebenlassens in den aristokratischen Frauen gegenüber berühmten Männern ausgebildet hat, die nie und nirgends etwas Anderes gewesen ist, als das eitle Verlangen, sich von den großen Genien mit möglichst wenig persönlicher Leistung und oft ohne jedes wirkliche Verständniß für deren Bedeutung einen Namen zu machen und sich eine Fortdauer in der Zukunft zu sichern. Die Stein und Goethe — Charlotte Kalb und Schiller — die Gallizin und Hemsterhuis — Elise von der Recke und Tiedge — die Gräfin Zink und Tied — die Ahlefeld und Zimmermann — die d'Agoult und Liszt — dann die Wittgenstein und Liszt — das war immer dasselbe Stück und derselbe Grundton — und keinem von all' den Männern ist es zum Heile, fast Allen mehr oder weniger zum Unheil geworden. Mit Ausnahme der d'Agoult und Wittgenstein waren die sämtlichen Frauen sehr unbedeutend: schmeichelnde Anempfinnderinnen, bis sie Tyranninnen wurden; und dazu war in den Frauen, die sich um Schiller und Goethe bewegten — mit Ausnahme der Herzogin Luise und der Prinzess Caroline — ein innerer Stock von Gemeinheit, die überall durchbricht, wo sie in das Fahrwasser des Klatsches kommen, in dem sie selbst die gemeinsten Ausdrücke nicht scheuen — wie die Minna Stock, die Stein und selbst Lotte Schiller sie von der Vulpis

brauchen. Es waren Schaumgold-Bildungen — und unglaublich viel erlernte Phrase und allgemeine landläufig gewordene Ausschminkungen mit Sentimentalität.“ Derlei messerscharfe Analysen, die man mit beiden Händen unterschreiben möchte, sind natürlich nicht nach dem Herzen der privilegirten Goetheforscher. Geiger erklärt und — entschuldigt sie mit Fanny's eigenen Herzenserfahrungen: „Zwar der Standpunkt, den sie in der Frauenfrage einnahm, wird heute vielfach gebilligt: Ihr Wunsch, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu steigern, ihren Geschlechtsgenossinnen größere Bildung zuzuführen, den Niedrigstehenden eine menschenwürdige Behandlung zu verschaffen, nebst vielen kleinen Einzelvorschlägen dürfte schwerlich auf Widerspruch stoßen. Aber in sittlicher Beziehung werden manche ihre Ansicht nicht theilen. Fanny Lewald war keine sinnliche, nicht einmal eine leidenschaftliche Natur. Die starke Leidenschaft, die sie zu ihrer Jugendzeit für ihren Vetter Heinrich Simon empfand, den scharfsinnigen Juristen, den entschiedenen Politiker, den starken Mann, war bald vorüber, da der Angeschwärmte, der wenige Jahre später zu ihrer Nebenbuhlerin, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine große Hingebung spürte, diese Liebe seiner Cousine nicht in gleichem Maße erwiderte. Das Band, das sie an Adolf Stahr dauernd fesselte, entsprang nicht bloß der Leidenschaft. Wohl ward sie auch durch den schönen Mann bestochen, aber in die Neigung zu ihm mischte sich eine Art von Mitleid mit dem kränklichen, durch feste Bande, die seinen geistigen Aufschwung niederhielten, gefesselten Mann, etwas von Mütterlichkeit, das ihr eigen war und blieb, obgleich oder weil sie nie Kinder gehabt hatte. Hauptsächlich jedoch war „die große Liebe“, die sie mit ihrem Gatten verband, hervorgegangen aus der Erkenntniß, daß sie für ihr geistiges Weiterleben und ihre Fortentwicklung gerade diesen Mann besitzen müsse. Er hatte, wie Karl Frenzel sehr fein ausgeführt hat, Alles, was ihr abging: Eine ungewöhnliche Belesenheit, ein geübtes Auge und ein meist sicheres Urtheil. Aus diesem Bewußtsein, Stahr für ihr Leben nöthig zu haben, gewann sie die Kraft, ihn zu erringen. Nach langjährigen Kämpfen erreichte sie ihr Ziel. Der Hinblick auf diesen Sieg und die Empfindung des vollen und reinen Glückes, daß sie in einer reich-gesegneten Ehe genoß, flößten ihr den Glauben ein, stärker und reiner geliebt zu haben, als Andere. Sie sah auf die gewöhnlichen Ehen, denen kein Kampf vorausgegangen, kein Widerstand entgegengesetzt worden war, mit einer gewissen Verachtung hin, lehnte es aber andererseits stolz ab, unregelmäßige Verhältnisse mit dem ihrigen vergleichen zu lassen. Was sie von Zärtlichkeit und Hingebung besaß, widmete sie ihrem Gatten. In der Zeit, da sie mit ihm vereint war, in den Tagen seiner schweren Krankheit, in den Jahren ihrer Wittwenhaft sprach sie mit Rührung von ihm.“

Sie scheute sich nicht, über Dinge zu reden, die wohlthätige Frauen zu beschweigen pflegen, vielleicht in der Meinung oder gar in der Hoffnung, sie dadurch aus der Welt zu schaffen. Sie sprach offen von Kinder-Ueberproduction, von Prostitution und vertrat, wie in manchen Briefen und Schriften, so auch in diesen Aufzeichnungen den Grundsatz, daß es widerrechtlich sei, daß die Gesetzgebung, ebenso wie die öffentliche Moral die schuldige Frau bestrafe, während sie den Mann frei laufen lasse. Auch sonst ließ sie weiche Empfindungen vermischen: Mitleid mit Unglücklichen war ihr ebenso fremd wie zarte Verfühlichkeit. Man lese folgende Bemerkung: „Das Wort „Weiblichkeit“, das die germanischen Völkerstämme vor den Anderen voraus haben, ist kein Zeichen der höheren Ausbildung der germanischen Frauen, sondern vielmehr ein Beweis, daß es im Wesen des Germanismus lag, die Frau von der allgemein menschlichen Bildung, von der freien, menschlichen Entwicklung zu sondern, indem es sie von der Allgemeinheit schied. So wenig die goldenen Gitterstäbe, welche die Frauen absperrten in dem Harem des Orien-

talen, ein Beweis sind für die Hochschätzung der Frau im Orient, so wenig ist die Verbannung in den mystischen Bereich der Weiblichkeit eine Apotheose der Frau." Oder die spätere Eintragung: „Heute noch, wie vor 40 Jahren, ist in meinen Augen eine im Kreise von so und so viel Menschen begangene Hochzeitsfeier ein Act der Unkeuschheit! (ich komme eben von einer solchen heim). Die Sittlichkeit der Ehe beruht nicht darauf, daß der Staat sie anerkennt und der Priester sie eingegnet hat, sondern darauf, daß die volle geistige und leibliche Verbindung eben dieser beiden Menschen, die sich vereinen, für ihr ganzes Wesen eine innerste Nothwendigkeit und eben dadurch auch keinem Schwanken oder Abirren ausgesetzt — ein sich selber Treubleiben ist. Hätte Stahr's Scheidung nicht zu Stande kommen können, so hätte ich mich mit derselben Freiheit berechtigt gehalten, sein zu sein und zu bleiben, als wenn zehn Priester Ja und Amen dazu gesagt. Insofern ist Paul Heyse's „Im Paradiese“ mir aus der Seele geschrieben — unkeusch finde ich es nur, die Gesellschaft mit einem Feste davon eigens zu benachrichtigen, daß man — wo die Verhältnisse absolut hindernd in den Weg treten — sich selbst sein Recht nimmt, daß man sich selber Gesetz und Richter ist, eben weil man nicht anders kann, und weil man seiner selbst und seiner Treue völlig sicher ist. Ein Mysterium, das höchste Mysterium der Liebe, das Mysterium, das den Menschen zum Schöpfer gemacht, muß als ein Geheimniß vollzogen werden — und alt wie ich bin, widert es mich an, wenn ich ein Brautpaar unter zehenden Gästen am beladenen Tische sitzen sehe. Daß diese, solche Hochzeitsfeier mir erspart worden ist, rechne ich zu dem Glück, das mir zu Theil geworden.“

Ludwig Geiger gesteht, daß er die überreichlichen Gefühls-ergüsse der noch 13 Jahre immer mit ganzer Gluth an dem geliebten Manne hängenden Wittwe, die leicht mißverstanden oder bespöttelt werden konnten, für den Druck weggelassen habe. Einige schöne und rührende Stellen, die für die Schreiberin charakteristisch, sind aber doch stehen geblieben, wie die folgende Bemerkung: „Manchmal überwältigt es mich heiß wie ein großes Glück, daß ich so sehr geliebt habe und so sehr geliebt worden bin, und ich meine, davon müsse etwas zurückbleiben, wie von dem geistigen Schaffen eines Dichters oder Künstlers. Es müsse zu jeßen sein, zu vernehmen sein, nachklingen — weil es so sehr schön war und wir so unaussprechlich glücklich, so glücklich, daß die Entbehrung zu einem ewigen Schmerz wird. Platen sagt:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode leben!“

Und dann kam er endlich zu der Greisin, der unwillkommene Freund Hain, vor dem sie allzeit ein ästhetisches Grauen empfand. Niemand wird ohne Rührung die Aufzeichnung ihrer letzten Tage lesen: „Am 17. September muthiger als seit lange heimgekehrt — am achtundzwanzigsten in der Frühe ein neuer Anfall des Herzübels. Ihn noch einmal überwunden. — Es heißt sich „zu Tode siegen!“ — Und mir ist zu Muth, wie Einem, dem seine Wohnung gekündigt wird. Es lohnt Alles nicht mehr. Unnütze Arbeit, falsche Lebenshoffnung mehr — und die Lügen der Schonung, mit denen man mich liebevoll umgiebt, sind mir quälend wie Sticlucht. Ich kann in der Lüge nicht leben, — bin dieses Halbleben satt und habe doch nicht den Muth, mit dem jeder Rekrut im Felde gegen den Tod angeht. — Heute Vormittag war Eduard Simson — der Reichsgerichtspräsident — mein ältester Lebensgenosse — mein Spielkamerad von der Geburt an — bei mir. Er wird 78 Jahre am 10. November. Unangemeldet kam er die drei Treppen hinauf — frisch, muthig, zuversichtlich wie ein Jüngling — und herzlich wie ein Bruder. Unsere Kinderfrauen

hatten uns zu einander getragen, als wir noch nicht konnten — unsere Jugend hatten wir miteinander ge- Mein Stieffohn Adolf und seine Frau waren bei mir Goethe's Bild hing uns gegenüber an der Wand. Es unserem Leben das Gepräge gegeben. Eine Stunde vor uns im tiefsten Gespräch. Vielleicht — ein letztes Bege Wie weit, wie ehrlich blickten wir zurück! wie freuten uns des Erstrebten, des Gethanen, des Errungenen! dazwischen klangen mir im Herzen Adolfs hingestumme am Tage vor seinem Tode: „All' mein Schaffen war Blü Alles Schaffen ist Blunder!“ — Sei dem edeln Manne, Jugendfreunde, das Leben lang noch hold — und kan sein, uns noch ein Stück Leben gegönnt. Ich hoffe e mich nicht! und wünsche: nur kein Siechthum!! sondern und gut!! Ich habe geliebt und Liebe genossen — ich mein Theil gehabt — und muß es lernen, zu begreifen ich sterben muß! — so jung und frisch ich mich fühle! — — Damit ein Mensch geboren wird, muß ein Anderer ihn leiden! Damit er stirbt, muß er leiden, und meist Andere mit ihm! So ist das fröhliche Dasein zwischen Sch gestellt — und doch oft so unerfaßbar groß, schön, lich! — Mit voller Geisteskraft unter Leiden und Sch auf seinen letzten Herzschlag warten und sich dabei dann ist Alles vorbei, all' das Lieben, all' das Glück — ist ein trauriges Stück Arbeit — und ich betreibe diese schon so lange. Jeder erlebt den Weltuntergang in sich

Das sind die letzten Worte der hochbedeutenden und tapferen Greisin, die am 5. August 1889 sanft entfiel. Es ist, als ob ihr starker Wille sich auch dem Tode über durchgesetzt hätte.

Gegen das Mäcenatenthum.

Von Eduard von Mayer (Florenz).

Neulich gab Ermete Zacconi im florentinischen Teatro Niccolini den „Lorenzaccio“ Alfreds de Musset, dasselbe Stück, in dem Sarah Bernhardt ihre erste Hosenrolle versuchte. Zacconi spielte diesen tragischen Buffo in der ganzen Scala der Empfindungen, vom bewußten Hänkespieler und Fallsteller an bis zum cynisch verzweifelnden Idealisten, der seine Narrenmaske mit seinem Leibe endgiltig verwachsen fühlt und den alle Menschenverachtung nicht mehr von seiner fixen Idee des Tyrannenmordes abzuhalten vermag. Und er gab in diesem einen Gliede der Familie das Wesen der „Medici“.

Es giebt Namen, die ein Heiligenschein historischer oder cultureller Größe so blendend umgiebt, daß die Kritik sich nur scheu an sie heranwagt. Und solch' ein Name ist der der Medici. Die Geschichte der Renaissance scheint ihren Stempel zu tragen, besonders Florenz ist nur im Zeichen der Sieben Kugeln, der „Palle“, zu denken. Ob der erste Medici, der Medicus, dessen Willen kein Wappen zieren, nicht ein arger Giftmischer war? Die Kunst ist jedenfalls unter der Medici gütigem Beistande mit Arsenik schön glatt gefüttert worden. Sie haben die Kunst nicht wahrhaft gefördert, nicht frei und selbstständig gemacht, sondern unter dem Vorwande, den Künstlern Brod zu geben, sie zu Decorateuren ihrer intimen Gemächer herabgewürdigt. Wo sollte diesen Leuten auch bei ihrer realpolitischen Vergangenheit der Sinn für freie Kunst hergekommen sein: ihnen hat ja immer nur die Herrschaft über Florenz und Toskana vor der Seele geschwebt und nur daher sind sie auf Volksthümlichkeit bedacht gewesen. Eine sprechende Chronik dieses Geschlechts bieten die Porträts, die so überaus zahlreich in Florenz vorhanden sind. Nur wenige jugendliche Köpfe (im Bargello und der Galerie Corsini) sprechen einen halbwegs an — oder ver-

mögen einen zu bestechen, wie jener Ippolito im Palazzo Pitti. Die weitaus große Mehrzahl offenbart als wesentlichsten Charakterzug Starrsinn und eine gewisse Unfreiheit, die bei den letzten Gliedern der Familie zu beschränktester, hohlsteter Unnahbarkeit wird (in dem Vorraum der Uffizien, im Verbindungsgange zwischen Pitti und Uffizien); Alle haben sie einen zähen Unterkiefer, eine flache vortretende Stirn, einen rechten Siernacken — Alles Merkmale eines bedeutenden Willens, einer in allen Winkelzügen unverlierbaren Zielsicherheit, aber auch eines Geistes, dem wahrer Aufschlag, dem alles Genie fehlt.

Pedantisch und prozig sieht Cosimo aus, der Vater des Vaterlandes (in San Marco und der Uffizienhalle); kleinlich und mißmuthig der hochgebenedeite Lorenzo il Magnifico (in den Uffizien); plump, ohne freundigen Sinn am Leben der fleischige Papst Leo X. (auf dem bekannten Raphael'schen Gemälde im Pitti); am bedeutendsten der finstere Menschenverächter Clemens VII. (auf dem eben erwähnten Gemälde und von Sebastian del Piombo in der Galerie Corsini). Und als ob die Herrschaft über Florenz sie verderben oder — ausreifen würde, verliert auch die später großherzogliche Seitenlinie bald nach ihrem Emporkommen den Zug eines zwar eigenwilligen, doch merklichen Wohlwollens. Schon der Condottiere Giovanni delle bande nere, Cosimo's I. Vater, hat den rechten bornirten Medicäerkopf. Cosimo selbst sieht am gütigsten aus. Aber auch hier tritt bald der beschränkteste Absolutismus hervor und Allen ermangelt der freie, große, menschliche Zug, den echtes Kunstempfinden dem Antlitz aufzuprägen pflegt. Nicht einmal die verfeinerten, ein wenig decadenten Nasenköpfe der letzten Prinzen zeigen ein solches Verständniß; und das beweist, daß nicht ihre hochstrebenden Machtpläne ihren Kunstsinne zurückgedrängt hatten, sondern daß er überhaupt nicht da war, also auch beim Erlöschen der cäsaristischen Triebe nicht die Oberhand gewinnen konnte. Ich muß gestehen, ich habe diese Büsten und Bilder nicht ohne Entsetzen betrachten können. So erging es mir vor fünf Jahren, als ich das erste Mal voll Enthusiasmus die Stadt der Medicäer betrat; so habe ich es wieder und wieder gefunden und vielleicht empfinde ich noch einmal das für mein liebes Florenz, was Michelangelo empfand, als die Medici wieder und immer wieder seine Vaterstadt heimsuchten, um schließlich endgiltig Wurzeln zu schlagen. Was ist denn nun eigentlich das Verdienst der Medici um Kunst und Kultur? Daß sie die Michelozzo und Brunelleschi und Bramante, die Donatello und Michelangelo, die Lippi und Botticelli und Raphael in Lohn und Brod nahmen? Gewiß bedarf der Künstler des Käufers; gewiß kann ein Architekt seine gestaltende Kraft nicht auf seine eigene Hütte beschränken, nicht der Bildhauer bloß sein eigenes Grabmal und der Maler nicht sein eigenes Bildniß und seinen Hausaltar schaffen. Gewiß: denn aus dem Kunstgewerbe ist die hohe Kunst hervorgegangen und wurzelt materiell in ihm.

Aber tausend Mal besser ist es für die Kunst, wenn sich das reiche Bedürfniß einer fatten Cultur nicht in verzehrenden Brennpunkte einer allmächtigen Familie verdichtet, sondern wenn das gesammte Volk mit leidlich verfeinerten Sinnen eine zugleich buntere und einheitlichere Umgebung zu verlangen und zu bewerthen beginnt. Nicht weil die Medici in Florenz obenauf waren, ist Florenz das Athen der neuen Zeit geworden, sondern weil die Medici nur die eine unter vielen andern reichen Familien waren, weil neben ihnen die Strozzi, Albizzi, Pazzi standen und neben und unter diesen unzählige andere Geschlechter und Männer, die ähnlich empfanden, Aehnliches wollten und mit ihren bescheidenen Mitteln zwar nicht prunken konnten, aber doch ein Kunstgewerbe hervorufen und fördern, ohne es in launischem Uebermuth zu knebeln und zu nothzüchtigen.

Ich muß diesen harten Ausdruck stehen lassen, denn er ist der Treffendste, wenn ich an die Beziehungen dieser Mäcene zur Kunst denke. Was hat Michelangelo nicht von ihnen zu

leiden gehabt und vom großen Barbaren auf dem Stuhl Petri, dem kunstunsinnigen Julius II. Wer kann ohne Empörung und — Nackenschmerzen die herrlichen Deckengemälde der Sixtinischen Capelle betrachten! Er hätte ohne die Päpste Julius II., Leo X. und Clemens VII. vielleicht nicht die Riesentorsi des Moses und der Medicäercapelle hinterlassen und nicht sein Leben selbst als gigantisches Fragment in die Geschichte der Persönlichkeiten hineingestellt: denn zwischen überquellender Schaffenskraft und vergeudeten großen Anläufen, gehindert an der Entwicklung seines harmonischen Selbst, die ihm schon von Natur schwerer gemacht worden war, als vielen Anderen, verzehrte er sich ohne Frieden, ohne Ruh. Er wäre aber vielleicht mit kleineren Leuten besser gefahren; er hätte vielleicht häufiger die dem Künstler unentbehrliche Freude gehabt, Vollendetes und Endgiltiges zu schaffen; er hätte nicht sein convulsivisches Gemüth in den anatomischen Bewegungskunststücken zu erleichtern gehabt, die so viele seiner Werke doch sind; vielleicht wäre seine Art nicht zur Manier und zum Barock entartet, vielleicht . . .

Aber was sollen diese Vielleicht neben den harten Thatfachen der medicäischen Kunstgeschichte! Die Deckengemälde in ganz Italien wölben sich noch immer zum Zeichen des allmächtigen Goldes, das es sich leisten konnte, mit den tiefstinnigsten Ideen und aus dem Herzblute geschaffenen Gestalten der Künstler seine Wände zu tapezieren, damit das Auge des Grandseigneurs ein ergötzliches Farbenspiel vorfände, wenn Dero Durchlaucht nach des Mittagmahles Last und Mühe sich auf den rothseidenen Pfühlen zur Siesta niederlegte. Ich möchte den eingeschworenen Renaissancechwärmer fragen, ob ihm die Raphael'schen Amor- und Psyche-Bilder, ob ihm Michelangelo's großartige Kosmogonie, ob ihm Guido Reni's Helios und Aurora nicht unendlich viel mehr Genuß bereiten würden, wenn sie an senkrechten Wänden hingen, statt, wie jetzt, zu Häupten der Beschauer, die sie nun in kleinen Handspiegeln mühsam betrachten müssen.

Aber die Renaissance ist nun einmal die Zeit des hohen Kunstverständnisses! Nein, mit Verlaub, das ist sie nicht, trotz der Ueberfülle künstlerischer Kräfte, die dem Boden Italiens entsproß. Die Renaissance war eine Zeit großer Persönlichkeiten, leuchtendster Lebensfreude, gewaltigen Willens und Wagens — das Alles — ja! Und das war die Luft, die die Kunst braucht, und darum gedieh sie. Aber die Medici und mit ihnen die della Rovere und Farneze und wie sie Alle hießen, sind nur die Versucher und Dämonen der Kunst gewesen. Und Friedrich der Große hat sich doch um die deutsche Dichtkunst verdient gemacht und er hatte wahrlich Recht, als er sagte: „Konnte ich was Besseres für die deutsche Literatur thun, als daß ich sie ihrer Wege gehen ließ.“ Kein Kunstmäcen hat noch eine Kunst erzeugt; aber wenn die Kunst aus innersten Kulturtrieben zur Reife gelangt und Herr ihres Könnens wird, dann treten die realpolitischen Macher an sie heran, um das göttliche Gefäß zu gemeinen Waffen ihrer Zwecke zu entweihen und bilden sich wunder was für Verdienste ein. Wie jener Zaunkönig den Adler überflog, unter dessen Fittichen er sich hatte hinauftragen lassen, oder die Fliege in der russischen Fabel, die auf dem Horne des heimkehrenden Pflugthieres sitzend, erklärte: „Wir haben das Feld bestellt.“ Schon jenem „Sproß der alten Königfamilie“, dem ersten Mäcenas, hat sein Günstling Horaz es sagen müssen, daß er nicht zu allen Hüflingsleistungen zu haben sei; aber es ist eben der Grundzug dieses Kunstbeschüßerthums, daß die großen Herren sich nicht auf ein feinsinniges Sammeln beschränken, sondern daß sie für ihr baares Geld und wohl auch Wohlwollen die unbeschränkte Dienstfertigkeit ihrer Gnadenopfer erwarten; es mischt sich wohl auch der besserwissentliche Dilettantismus darein, der dem unbewußt zielsicheren Schaffen des Künstlers mit kritischen Mäzchen und niedlichen Anregungen aufzuhelfen glaubt. Ich denke eben an den Grafen in „Wilhelm Meister“. Ob nicht

Goethe da eigene Erlebnisse verwerthet: denn auch er konnte oder wollte sich nicht all' den verzetteln den Kleinigkeiten eines vergnügungssüchtigen Hofes entziehen, jedenfalls nicht zu seinem Nutzen, und Schopenhauer's hartes Wort, Goethe habe sein halbes Leben verschranzt, ist vielleicht nicht so unbillig.

Schließlich ist der Künstler doch ein Mensch mit Herz und Magen und kann sich weder der Dankbarkeit noch den Bedürfnissen des Lebens entziehen; er muß und wird sich bereit finden, wider sein künstlerisches Gewissen zu handeln, um nicht den Zorn seiner Brodgeber auf sich zu laden; er wird unfrei; er verliert allmählig selbst den Maßstab des künstlerisch Echten: — oder aber er fügt sich nur zähneknirschend der Nothwendigkeit — und was für Werke das sein werden, liegt auf der Hand und so wird er zur Selbstverachtung getrieben. Kann ein Künstler sich denn mit seiner Seele, seinem Blut, seinem innersten Wesen an ein Werk hingeben, das nur dem vorübergehenden Vergnügen dient und vielleicht nach kurzem Dasein brutal vernichtet wird? So ließ ja der große Alexander, um seinen todtten Liebling Hephästion zu ehren, für den riesigen Scheiterhaufen marmorne Bildwerke herstellen, die dann allesammt verbrannt wurden. So ging es bei den höfischen Festen der Ptolemäer und der römischen Imperatoren her. Gewiß, die hohe Kunst verliert sich in ihrer Ueberreife wieder in das Kunstgewerbe, aus dem sie hervorgegangen, das ist ein natürlicher, wohl nicht aufzuhaltender Vorgang, aber die huldvolle Bevormundung durch mächtige Kunstfreunde beschleunigt diesen Niedergang, indem sie das volle, freie Auswachsen der einzelnen künstlerischen Persönlichkeit hemmen oder übersehen, d. h. in jedem Falle den natürlichen, stetigen, einheitlichen Verlauf unmöglich machen. Wenn der Reichthum eine Culturaufgabe hat, so ist es zweifellos die, den kraustraubenden Kampf um's tägliche Brod denjenigen Persönlichkeiten zu ersparen, an deren innerem Ausreifen und Gedeihen die lebendige Umgestaltung, das Leben der Cultur hängt. Aber diese Grundidee des Mäcenatenthums ist nicht zu verwirklichen, da die Menschen nun einmal Menschen sind, die mindestens den Ruhm ihrer Handlungen und die Quittung ihrer Wildthätigkeit wollen. Und daher ist's wie für den einzelnen Künstler, so für die Kunst als Ganzes, besser, sie darbt, als sie läßt sich in kunstgewerblichen Suppenanstalten zum gefügigen Schooßhündchen herausfüttern. Von zwei Uebeln ist hier das kleinere zu wählen, das zwar das Schaffen erschwert, aber nicht zu Boden drückt, das ihm den Stolz der Selbsttheiligkeit erhält und damit die Ehrlichkeit, die Naivetät, die Einfalt ermöglicht, durch die allein die Kunst ein Zeugniß für das Leben und die Erde ablegen kann. Und das ist ja ihr Daseinszweck.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Beim Professor der Graphologie.

Von Karl Pauli.

Wenn es eine Wissenschaft giebt, der ich von jeher das größte Interesse entgegengebracht, so war es die Graphologie, — jene geheimnißvolle Kunst, aus den Schriftzügen eines Menschen dessen Charakter zu erkennen. Der Stein der Weisen erschien mir nur eine kleine Entdeckung gegen die Errungenschaft, welche man durch die Graphologie gewonnen hatte, und mein einziger Schmerz war, daß ich selbst nichts davon verstand und daß der Staat noch so wenig für diese Kunst that. Konnte einem Regenten an etwas mehr gelegen sein, als sich vollen Aufschluß über die Charaktereigenschaften seiner Unterthanen zu verschaffen? und wie leicht war das Problem mit Hilfe der Graphologie gelöst! Er ließ sie einfach Alle etwas aufschreiben und übergab das dem Staatsgraphologen zur Beurtheilung. So konnte man den Verbrecher, den Staatsverräther, den Attentäter von vornherein erkennen und unschädlich machen.

Um den beiden Uebelständen, ich meine meinem fehlenden Verständniß und der ebenso mangelhaften Staatsraison, abzuhelfen, beschloß ich eines Tages, mich ganz dem Studium der Graphologie zu widmen, und verschaffte mir zunächst alle Lehrbücher, die darüber erschienen waren. Aber das nützte mir wenig, ja es verwirrte mich nur, denn ich mochte diese Bücher noch so oft lesen, ich mochte von vorne, von hinten, von der Mitte anfangen, ich wurde nicht klug daraus; was der Eine behauptete, verwarf der Andere. Bei dem Einen sollte das Tüpfel auf dem „i“, wenn es fehlte, Geiz bedeuten, bei dem Andern Verschwendungssucht. Der Andere behauptete, ein lang heruntergezogenes „h“ bedeute künstlerisches Talent, der „Eine“ hielt dies für Sinn für Landwirtschaft. Und so kam es denn, daß ich aus all' den Lehrbüchern nichts lernte, als die Einsicht auf diese Weise nichts zu lernen. Ich beschloß also, mir einen Lehrmeister zu suchen. Das war aber gar nicht so leicht. Bei so vielen Graphologen ich auch anpöchte, jeder sagte dasselbe, jeder behauptete, sein eigenes System zu haben, das er nicht preisgebe. Nach langem Suchen gelang es mir aber doch, einen Lehrer zu finden. Es war dies der Professor der Graphologie Erasmus Zangel, ein ebenso gelehrter wie praktischer Mann, wie ich sehr bald Gelegenheit fand mich zu überzeugen. Er war sofort einverstanden, mich gegen ein Honorar von zwei Mark pro Stunde, bei jedesmaliger Honorirung vor Beginn des Unterrichts, in die Geheimnisse der Graphologie einzuweihen. Auf meine Frage, wann der Unterricht beginnen könne, antwortete er mir, mit der Hand nach einer Anzahl auf dem Tisch liegender Briefe zeigend: „Sofort, geben Sie mir zwei Mark, setzen Sie sich dahin und lesen Sie mir vor!“

Ich gab ihm zwei Mark, setzte mich hin und las vor. Er legte sich auf das neben dem Tisch stehende Sopha und rauchte sich eine Cigarre an. Der erste Brief, den ich öffnete, enthielt ein kurzes Schreiben, dem ein Fünfmarschein beigelegt war. Es lautete:

„Sehr geehrter Herr Professor! Ich bitte mir für beigelegte fünf Mark meinen Charakter zu schildern. Sollten diese Zeilen nicht ausreichen, so bin ich bereit mehr zu senden, d. h. nur Schrift kein Geld.“

Hochachtungsvoll

Ernst Rarger.“

Der Professor steckte den Fünfmarschein ein, zeigte auf einen Stoß Briefbogen und sagte: „Schreiben Sie, ich werde dictiren.“ Ich nahm einen Briefbogen und schrieb. Er dictirte:

„Geehrter Herr! Sie sind ein entschlossener Charakter. Wenig entwickeltes Formtalent. Das Bedürfniß, sich kurz und prägnant auszudrücken. Großer Hang, unnötige Ausgaben zu vermeiden, oft aber an falscher Stelle sparsam. Sie lieben die Zerstreuung, ohne vergnügungssüchtig zu sein. Ihr Bestreben geht dahin, ohne große Mühe reich zu werden. Im Ganzen sind Sie, was man einen rechtschaffenen Mann nennt! Punkt! — Für fünf Mark genug!“ fügte er in geänderterem Tone bei. „Weiter!“

Ich nahm den zweiten Brief und las: „Sehr geehrter Herr! Obgleich ich auf solche Schoßen wie Graphologie und dergleichen nicht viel gebe, möchte ich doch wissen, ob sich das Urtheil derselben mit dem meiner Freunde deckt, die mich für einen intelligenten, äußerst geistreichen Mann halten, einen brillanten Gesellschafter und aufrichtigen Freund; meine Bescheidenheit verbietet mir mehr zu sagen, nur möchte ich noch hinzufügen, daß mir mein stark entwickeltes Ehrgefühl zuweilen —“

„Wieviel?“ unterbrach mich hier der Professor.

„Eine Mark in Briefmarken!“ erwiderte ich.

Er schwieg einen Augenblick, dann dictirte er mit vor Erregung zitternder Stimme: „Geehrter Herr! Fürchten Sie nichts, Ihr Ehrgefühl wird Ihnen niemals einen Streich spielen, wohl aber Ihr Vertrauen. Ihre Freunde machen sich über Sie lustig, Sie sind ein einfüßiger Mensch, ein unangenehmer Schwäher. Zur Bildung neigen Sie allerdings, aber zur Gewitterbildung. Ehrgefühl besitzen Sie zwar, aber falsches, dagegen sind Sie einer der geizreichsten Menschen, die mir vorgekommen!“

Der nächste Brief kam von einem jungen Mädchen und lautete: „Ich kann zwar nicht selbst schreiben, da ich mich beim Kartoffelschälen in den Finger geschnitten habe, doch hoffe ich, es genügt, wenn meine Freundin Anna, die ich von der Nählschule aus kenne, mir diese Mühe abnimmt. Meine Lebensgeschichte ist —“

„Halt!“ rief der Professor, „wieviel?“

„Fünf Mark!“ erwiderte ich.

„Gut!“ rief er, „schreiben Sie!“

„Aber wenn sie den Brief doch nicht selbst geschrieben hat — —“, warf ich schlichtern ein.

Der Professor gab keine Antwort, sondern wiederholte: „Schreiben Sie! — — Sehr vertrauensvolles Gemüth mit Neigung zur Unübersichtlichkeit. Starke Neigung für Häuslichkeit, sehr wirtschaftlich. Bedeutend ausgeprägtes Freundschaftsgefühl. Wenig Sinn für Poesie, aber doch ein prächtiges junges Mädchen.“

Das nächste Schreiben enthielt eine Erkundigung nach der genauen Adresse des Professors und der Höhe des Honorars für eine Schriftbeurtheilung. Mein Lehrer dictirte: „Die Kunst läßt sich nur belohnen, nicht bezahlen. Ich fordere nie ein Honorar, dessen Höhe zu bestimmen ich Ihnen überlasse. Meine genaue Adresse ist: „Inliegend fünfundzwanzig Mark Herrn Professor Erasmus Zangel.“

Das nächste, etwas umfangreiche Schriftstück rührte von einer Dame her. Diese schickte zur Beurtheilung ihres Charakters eine Abschrift von Schiller's Glocke und avisirte zehn Mark per Postanweisung. Der Brief wurde bis zum Erscheinen des Geldbriefträgers zurückgelegt. — Ein junger Mann schrieb: „Name: Ernst A. Schneider. Alter: 21 Jahre. Größe: 1,57. Geburtsort: Danabrid. Religion: Evgl. Stand oder Gewerbe: Kaufmann. Können Sie hieraus was ersehen?“ Beigefügt waren dem Schreiben drei Wechselstempelmarken à 50 Pfg., 15 Pfennigmarken, für eine Mark Fünfpennig- und für eine Mark Dreipennigmarken.

Er erhielt folgende Antwort: „Daraus ersehe ich, daß Sie wahrscheinlich die Portofasse verwalten, ob immer richtig, geht aus Ihrer Schrift nicht hervor, doch steht es zu hoffen, da Sie ein Bedant ersten Ranges sind, der einen stark ausgeprägten Zug für Selbstüberhebung besitzt, was Sie jedoch meisterlich zu verbergen verstehen. Sie neigen zur Sparfameit ohne geizig zu sein und — —“

Hier unterbrach der Eintritt des Dienstmädchens den Redefluß des Diktirenden; sie brachte ein kleines Paket und überreichte es dem Professor. „Ach entschuldigen Sie nur, Herr Professor, ein Herr hat das gestern Abend schon abgegeben, ich hatte nur vergessen, — er will sich heute Bescheid holen!“

Mein Lehrer öffnete schweigend das Paket. Es enthielt eine große Anzahl Briefe, welche der Graphologe einer flüchtigen Durchsicht unterzog, was mich umso mehr in Erstaunen setzte, als er bis jetzt keinen von den Briefen, die ich ihm vorgelesen, und die von ihm beantwortet worden waren, auch nur eines Blickes gewürdigt hatte, so daß mir beinahe, wäre nicht der Verdacht zu freventlich gewesen, der Gedanke gekommen wäre, der Professor der Schriftkunde könne nicht lesen. Es sah auch jetzt jaft so aus, denn er überflog die Briefe mit solcher Geschwindigkeit, daß er sie unmöglich lesen konnte. Aber nein, doch nicht alle, jetzt blieb sein Auge auf einem Briefe haften, den er mit der größten Aufmerksamkeit nicht nur einmal, sondern zweimal durchlas. Zu meiner Verwunderung allerdings, denn dieser Brief war mit der Schreibmaschine geschrieben. Was ging ein mit einer Schreibmaschine geschriebener Brief einen Professor der Graphologie an! Dennoch mußte ihn sehr aufregen, denn er sprang plötzlich auf und durchmaß das Zimmer mit hastigen Schritten. Diese Gelegenheit benutzte ich, um einen Blick in die Briefe zu werfen, aber ich konnte absolut nichts Gefährliches oder Aufregendes finden. Die Briefe enthielten Offerten auf ein Heirathsgejud und waren eher komisch, als daß angethan, Jemanden das Blut in Wallung zu bringen. In meiner Lectüre störte mich plötzlich ein Klopfen an der Thür. „Herein!“ rief ich, da der Professor nicht darauf zu achten schien.

Die Thür öffnete sich, und ein Mann trat ein. „Habe ich die Ehre, Herrn Professor Zangel?“ fragte er mit dem Versuch, uns Beide zugleich anzusehen.

„Der bin ich!“ sagte mein Lehrer, indem er einen Schritt auf den Fragenden zutrat.

„Mein Name ist Feldmann!“ sagte der Fremde mit einer leichten Verbeugung, „ich war schon gestern hier — —“

„Ach Sie sind das!“ unterbrach der Graphologe.

„Zanohl, ja!“ antwortete Feldmann, „ich wollte nämlich, sehen Sie, ich möchte mich trotz meiner achtundvierzig Jahre wieder verheirathen und habe zu diesem Zweck ein Heirathsgejud in eine Zeitung setzen lassen. Es sind auch eine Anzahl Offerten eingegangen, von denen einige einen recht angenehmen Eindruck auf mich gemacht haben. Allein was besagt das? Papier ist geduldig. Ich will gern sicher gehen, und deshalb komme ich zu Ihnen, um Sie zu bitten, mir aus den Schriftzügen über den Charakter der Schreiberinnen den nöthigen Aufschluß zu verschaffen.“

„Ich dachte es mir!“ entgegnete der Professor. „Weßhalb suchen Anjeren die Leute auf? Doch nur zu diesem Zweck! Ich habe deshalb eine genaue Prüfung der Schriftstücke vorgenommen, welche Sie gestern Abend hier gelassen. Leider ist das Resultat kein sehr günstiges, nur einer von all den Briefen ist von einer Frau geschrieben, der ich mein Lebensglück anvertrauen würde, wenn ich in Ihrer Lage wäre. Die Briefe der übrigen Bewerberinnen beweisen so schlechte Charaktereigenschaften der Schreiberinnen, daß ich Sie nur auf's Dringendste vor ihnen warnen kann.“

Herr Feldmann machte ein verdühtes Gesicht. Er war offenbar erschreckt, daß so viel Niedertracht ihre Fassen nach ihm ausstellte. „Und der eine?“ fragte er dann mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung.

„Dieser allerdings,“ sagte der Professor ernst, „stellt dem Charakter seiner Verfasserin ein glänzendes Zeugniß aus. Ich glaube, der Mann, der dieses Weib sein eigen nennen darf, muß wahrhaft glücklich werden. Ja, wäre ich nicht schon verheirathet, wahrhaftig dieses Schreiben könnte mich veranlassen — —“

„Wo ist der Brief?“ unterbrach Feldmann den Redenden hastig.

„Hier!“ antwortete der Professor ruhig und überreichte dem Fragenden das Schreiben, welches er vorhin mit solchem Interesse durchstudirt.

Herr Feldmann machte ein noch verdühteres Gesicht als vorhin, als ihn die Unsumme von schlechten Eigenschaften der Bewerberinnen erschreckt. Er drehte den Brief in der Hand hin und her und sagte dann, nachdem er wiederholt rathlose Blicke auf das Schriftstück und auf den Professor geworfen hatte: „Aber der Brief ist ja mit der Schreibmaschine geschrieben!“

Der Professor zog die Brauen hoch und sah den Frager mit einem Blick an, als begriffe er von seinen Worten auch nicht die kleinste Silbe. „Nun ja,“ erwiderte er, „er ist mit der Schreibmaschine geschrieben!“

„Aber!“ rief Feldmann, „dann können Sie doch aus der Schrift nicht den Charakter des Schreibers erkennen!“

Der Professor riß die Augen noch erstaunter auf als vorhin. „Das ist es?“ sagte er, „was Sie in Verwunderung setzt? Aber lieber Freund, da thäte ich mir mitammt meiner Wissenschaft leid, wenn wir diese kleine Schwierigkeit nicht längst überwunden! Im Gegentheil, viel mehr als die Schreibschrift, wo nur eine Hand, ein Finger beschäftigt ist, verräth die Maschinenschrift, bei der beide Hände und häufig alle zehn Finger in Thätigkeit treten, begreifen Sie? Ich jedenfalls kann Ihnen versichern, daß ich gerade mit Beurtheilungen der Maschinenschrift die glänzendsten Resultate erzielt habe. Zwar ist die Methode noch nicht allen Graphologen bekannt, das liegt aber nicht an dem System, sondern daran, daß die Wissenden die Methode geheim halten. Trotzdem kennt sie heute fast schon jeder Graphologe, wenn er eben kein Stümper ist, wie ja leider so viele der lieben Kollegen!“ Er nahm dem immer verdühten dreinschauenden Feldmann den Brief aus der Hand und fuhr fort: „Passen Sie einmal auf, ich werde Ihnen nur eine kurze Erläuterung geben, und Sie werden sofort von der Unüber-trefflichkeit meines Systems überzeugt sein!“ Er breitete den Brief auf dem Tisch aus, zog Feldmann am Ärmel näher und sagte, mit seinen Fingern auf den Brief deutend: „Da sehen Sie mal, wie kräftig schon in der Ueberschrift die beiden ‚r‘ in ‚Herr‘ ange schlagen sind, das ist die unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen, das lautet mit klaren Worten: er soll mein Herr sein! und hier das Ausrufungszeichen hinter der Ueberschrift! es steht nicht dicht hinter dem letzten Buchstaben, nein, eine, ja zwei Pausen trennen es von dem Sehr geehrten Herrn! das zeigt die unendliche Bescheidenheit der Schreiberin: nur von ferne verbeugt sie sich, im Hintergrunde bleibt sie mit dem Ausdruck grenzenloser Verehrung stehen. Gehen wir weiter! Hier dieses ‚i‘ im ‚ich‘ nur wie hingehaucht, dagegen wie ausgeprägt das ‚t‘ in Vertrauen ‚trauen‘. Vertrauen ist ihr Alles — und hier in Liebe das ‚L‘, und das letzte ‚e‘ wird stark, wie kräftig! für sie ist die Liebe allumfassend, das Erste und das Letzte! in ihm liegt Alles, was dazwischen ist — Liebe und Vertrauen! Vertrauen. Liebe ist ihr Leben, ihr Dasein, ihr Glück, ihre Aufgabe!“ Der Professor sprach mit Feuer und Leidenschaft, sein Vortrag riß ihn hin; er merkte es wohl selbst, denn er strich sich heftig athmend die Haare aus der Stirn und fuhr dann ruhiger fort: „Hier das ‚b‘, welches augenscheinlich mit dem falschen Finger angeschlagen, deutet auf Edelmut. Das wiederholte Fehlen des zweiten ‚m‘ in ‚immer‘ beweist einen stark ausgeprägten Sinn für Sparfameit, die jedoch nie in Geiz ausartet, wie Ihnen das zweite überflüssige ‚l‘ in ‚vieler‘ beweist! Sie sehen, es steht ‚vieler‘ da. Die drei kräftig ausgeprägten Anfangsbuchstaben bei ‚Art‘, ‚Anfang‘ und ‚Schönheit‘ sprechen von großem Fleiß, das ‚ö‘ in ‚Schönheit‘ zugleich von Häuslichkeit. Die Schreiberin scheint nicht schön zu sein, wie hier aus dem ‚z‘ und dort aus dem ‚it‘ hervorgeht, allein bei so glänzenden Charaktereigenschaften will das wenig sagen!“

„Gar nichts! gar nichts!“ rief Feldmann begeistert, und sein Antlitz glänzte vor Freude. Er riß dem Professor den Brief aus der Hand und rief: „Sofort schreibe ich an die Dame, und nimmt sie mich, dann soll Sie ein königliches Honorar lohnen!“ Mit diesen Worten rannte er eilig davon.

Der Professor stand sinnend in der Mitte des Zimmers. Meine Seele schwindelte während dieser Zeit an dem Nickenwerke seines Geistes empor. „D,“ rief ich hingerissen, „ist die göttliche Wissenschaft wirklich schon so weit, aus der Maschinenschrift sogar die Seele eines Menschen zu zergliedern?“

„Machen Sie doch keinen Klump!“ antwortete der Professor rauh. „Maschinenschrift deuten — Unsinn! Ich kannte ja den Brief sofort wieder, denn ich hatte ihn ja selbst aufgesetzt und dreifigmal mit der Maschine copiren lassen, damit ich ihn nicht jedesmal zu schreiben brauchte. Und wissen Sie, von wem der Brief ist? Der ist von meiner Schwiegermutter, die meldet sich auf jedes Heirathsgejud! Mensch, Mensch! Wenn er sie nimmt, wahrhaftig, ich bilde Sie gratis zum Graphologen aus.“

Ich dankte höflich und ging. Von der Graphologie hatte ich einseitigen genug, wenigstens von dem System des Herrn Professors Erasmus Zangel.

Aus der Hauptstadt.

Die absteigende Linie.

Im Thale der Doo wird es frühlingsgrün. Das Gebüsch hat sich mit allerliebsten Puppenblättern behängt, die so zierlich ausschauen, als seien sie für die Pariser Weltausstellung bestimmt, Abtheilung: Gespinnenes Glas. An die Herrichtung der Lawtennis-Plätze ist die letzte Hand gelegt worden, und auf dem frühlichen Nußbaumwege nach Lichtenthal steht Alles parat für die männlichen und weiblichen Belos.

Die großen Hotels haben dem letzten Comfort der Neuzeit abermals weit die Thore geöffnet; man sieht jetzt in den Bureaux sogar Additionsmaschinen, an deren Adresse sich hinfort die Grobheiten angeblich überbordender Gäfte zu richten haben. Dadurch werden die Oberkellner nicht unwesentlich entlastet, und Chlodwig Hohenlohe-Schillingfürst hat bei seinem nächsten Besuche nicht mehr nöthig, sich die Ferienlaune mit Studien über die bedrängte sociale Lage dieser Finanztalente zu verderben. Bei seinem nächsten Besuche . . .

Der greise Staatsmann blickt auf einen ereignisvollen, an Bitternissen reichen Winter zurück. Höhere Ansprüche als je zuvor haben innere und äußere Politik an ihn gestellt. Immer schwerer wurde es ihm gemacht, den Parteien seine Meinung zu sagen; konnte er doch beim besten Willen nur selten rechtzeitig erfahren, welche Meinung er eigentlich hatte. Wohl lag etwas wie eine Erleichterung für ihn darin, daß der Reichstag heuer so wenig wie früher eingehende Vorlesungen über die politischen Wissenschaften von ihm verlangte. Daß aber dem Einundachtzigjährigen dauernd schwindlig ward bei dem rasend schnellen Umlauf, den das Minister-Caroussell während des letzten Winters um seine gekrönte Majestät ausübte, das wird nur bezweifeln, wer gleich unseren jüngeren Excellenzen gegen jede Anwandlung von Seekrankheit im Zickzackstürme gefest ist. Fürst Hohenlohe's melancholische Züge sind von Monat zu Monat gramvoller und trüblicher geworden. Die Regierung, an deren Spitze er steht, deren Geschäfte er leitet und die er mit seinem Geiste erfüllt, geriet auf Hand und Band, lehnte sich immer fester gegen ihn und seine innersten Ueberzeugungen auf. Sie legte der Volksvertretung eine Lex vor, die der paragaphenfluge Urheber bescheiden nicht auf seinen Namen, sondern auf den des waderen Zuchthäuslers Heinze taufte, eine Lex, deren gesinnungstüchtige, aber widerwärtig nach Humenischweiff riechende Kunstfeindlichkeit Herrn Singer wunderhübsche Gelegenheiten zum billigen Erwerb von Lorbeerkränzen bot. Man braucht die universelle Bildung, welche ein reiches und internationales Adelsgeschlecht seinen Sprößlingen angeeignet läßt, wahrhaftig nicht zu überschätzen. Dennoch ist es sicher, daß Nefel Chlodwig schon in sehr jungen Jahren gelernt hat, an einem Kunstwerke nicht das Stoffliche für die Hauptsache zu halten und daß er keineswegs zu der compacten Majorität der Gevatter Schneider und Handschuhmacher gehört, deren Kunst-Ideal eine mehr oder weniger gut sitzende Bekleidung ist. Trotzdem hat er dem Entwurfe Niederding's und wohl auch den gottverlassenen Nebenbuhlerungen, womit dieser Staatsmann die Menzel und Mommsen abfertigen zu dürfen glaubte, seine Zustimmung ertheilen müssen. Er, der liberale Fürst! Und seine liberale Vergangenheit; auf deren Hochaltar Richard Cobden stand und deren Bibel die heiligen Lehren des dreimal raffinierten Manchesterturns waren, hinderte ihn nicht daran, sich an dem furchtbaren Schlage Miquel's gegen die Waarenhäuser zu betheiligen. Hier zum ersten Male erhebt in aller Form der Staat die Hand wider eine an sich notwendige, naturnothwendige Consequenz des capitalistischen Wirtschaftsbetriebes; hier zum ersten Mal will er ernsthaft die Ganzgroßen daran hindern, mit ihrer Geldübermacht und ihrer berlinischen Gerissenheit die Kleinen zu verderben. Der Staat greift in's freie Spiel der Kräfte ein, zerrümmert das eherner Dogma der liberalistischen Nationalökonomie wie einen irdenen Topf — und Fürst Chlodwig Hohenlohe ist der Präsesident des Ministeriums, das diese That wagt! Was hilft es, daß der Gemartete sich nachher in die Akademie der Wissenschaften flüchtete und den gelehrten Herren jammernd seine Ueberzeugung ausdrückte, der Fortschritt bewege sich jetzt in absteigender Linie, die Hochfluth der materiellen Interessen überflutete alle Dämme, und immer häufiger fühle er, der rathlose Trinkpuchredner, sich an gewisse Vorgänge in der Thierwelt erinnert! So herbe Worte das sind, so herb sie sonderlich im Munde eines abgekürzten, mit seinem Urtheil nie vorrückenden selbst zurück. Wenn ihn die mühseligen Versuche der Schwachen, sich gegen die modernen Capitalismächte zu halten, purer Atavismus dünken; wenn er, der Befürworter von Werk und vielfache Millionär, den erbitterten wirtschaftlichen Kampf unserer Tage naserümpfend verdammt und dadurch an weiter nichts als an Vorgänge in der Thierwelt gemahnt wird — wie darf er dann der königlich preussischen und der Reichsregierung angehören? Einer Regierung, welche seit Jahren die doch von allen großen freisinnigen Zeitungen genugsam gebrandmarkten agrarischen Leute, Raub- und Interessenpolitiker unterstützt — zum Mindesten mit hübschen Worten und Versprechungen unterstützt?

Erbarmswürdiger noch ist der Zwiespalt, darin unsere auswärtige Politik den Fürsten Chlodwig gebracht hat. Daraus, daß er sich in diesem chaotischen Gewimmel längst nicht mehr zurechtfindet, darf ihm billigerweise kein Vorwurf gemacht werden; geht es doch dem Grafen Bülow, dem verantwortlichen Redacteur des Lohwobohus, um keinen Strich besser. Niemand sieht den Weg mehr, Niemand hat auch nur eine dunkle Vorstellung, wie die Maschine über den todtten Punkt hinweggebracht werden kann. Nichtsdestoweniger scheint Graf Bülow sich vergleichsweise immer noch in der angenehmeren Lage zu befinden. Er ist heruntergekommen, freilich, und weiß doch selber nicht wie; hilflos sitzt er vor dem hilflos verworrenen Knäuel. Hätte man ihn in Ruhe arbeiten lassen, wie er's sich so artig ausgemalt hatte, vielleicht wäre seiner niedlichen Begabung dann doch ein niedlicher Erfolg zu Theil geworden. Bismard's Reiterstiefel standen für ihn parat, und dem Auslaube damit zu imponiren, konnte so übermäßig schwer nicht sein. Und was das Inland anbelangt — paß, dem genügt in Zeitalter der Rede-

kunst etliche Feuilletonspäße und aufpolirte Citate bismardischen Klangees. Zum Unglück ließ sich Bülow, schwach wie andere Männer mehr, sein reinliches Concept verwirren. Er schwankte nach rechts und links, immer der foros majours gehorsam, immer einem Höheren die Laterne hinterdrein tragend. Nun hält er verblüfft vor'm Sumpfe. Und doch dient ihm der liebe Zufall als Entschuldigung, daß er wenigstens das Krügertelegramm von 1896 nicht visirt hat. Damals war wohl Fürst Hohenlohe, nicht aber er im Amte; den allerjüngsten Contrast hat Herr v. Marichall in's verpfuschte Gemälde hineingepaßt, Herr v. Marichall, der im Reichskanzler seinen Vorgesetzten ehrte. Auf dem Grafen Bülow lasten nur die Fehlschlüsse der letzten drei Jahre, Hohenlohe's kahles Haupt beugt sich unter dem endlosen Pech eines ganzen verjäherten Jahrzehntes. Deutschland hat es heute mit England verborben, trotz der Reise nach Windsor, trotz dem Geheimvertrag und dem Bündniß, davon Herr Chamberlain abschließend vorlaut schwatzte. Deutschland ist aber durch seine wankelmüthige Haltung auch den Russen unheimlich und den Franzosen verdächtig geworden. In Petersburg sorgt Frau Alix dafür, daß man sich der Queen näher attachirt als dem Imperator, und seit in Paris Herr Deschanel, der Ruhigsten und Kältesten einer aus dem Palais Bourbon, in dramatischem Tenor die gambettistische Revanchehymne sang und Droulede's eingefrorene Trompete aufstauen ließ, seitdem weiß man sogar in der Wilhelmstraße, daß sowohl Jachoda und Moscat, wie der Besuch an Bord der Iphigenie und die folgenden tausend und eine Höflichkeit vergessen sind. Man wird Deutschland, wenn es die Umstände durchaus erheischen, ein Trinkgeld nicht verweigern, glaubt man doch seit Helgoland und Samoa, daß Deutschland für dergleichen empfänglich sei, aber man wird uns nicht mehr beim Schachspiel um Rath fragen oder gar in den eigenen Spielplan einweisen. Das neue Reich gilt seit den Tagen des März von 1890 für unzuverlässig und wankelmüthig. Wie gefährlich solcher Ruf ist, hat selbst der erste Kanzler erfahren müssen, als es ihm nur mit dem Aufgebot der letzten Kraft und der äußersten Mittel gelang, den Jaren von der unbedingten, festen Ehrlichkeit seiner Politik zu überzeugen. Und damals war nur das verdüsterte Gemüth des russischen Autokraten von Mißtrauen erfüllt, während uns heute die ganze Welt mißtraut. So gewaltig kommt in dieser Thatfache liegt, so bedrohlich ist sie doch. Das Ausland kennt den Gang, kennt das Unerwartete unserer Politik nicht. Es wähnt, Graf Bülow sei beim Tintenstich in die Schule gegangen und trübe das Gewässer um sich her aus arger List, wolle durch seine sich unaufhörlich kreuzenden Maßnahmen die Gegner verwirren und setzen Raub unbemerkt davontragen. Graf Bülow ist ja erhaben über solchen Verdacht. Er verwirrt nicht die Gegner, sondern allein sich. Wenn Europa erst mit seiner Art, Politik zu machen, vertraut ist, wird es ihn lächelnd gewähren lassen und uns keine Secunde länger beargwöhnen. Einstweilen jedoch sieht es in seinen nervösen Träumen immer noch Bismard's Geist durch Deutschland spuken. Und das ist eben die Gefahr für uns. Denn dieser Geist liegt im Mausoleum unter den Büchern des Sackhenwaldes begraben.

Fürst Chlodwig hat wohl Grund zu tiefer Wehmuth. Er versteht diese Welt nicht mehr, wie sie ihn nicht versteht. In elegischen Trinksprüchen klagt er verständnißlosen Seelen sein Leid; fast erschreckende Verstimmung durchweht die knappen Sätze. Der greise Kanzler ist keiner von den Ganzmodernen, denen die Worte reichlich fließen. Er baut seine Reden langsam und sorgsam, memorirt sie eifrig und verläßt sich mit keiner Silbe auf den Stern der Stunde. Er sagt zwischen den Zeiten mehr, als er in ihnen sagt. Das Bild von der absteigenden Linie des Fortschrittes mag so wenig originell wie irgend ein gräßlich Bülow'sches sein. Doch in diesem Munde ist es bedeutsam. Bedeutsam für die angeklagte Zeit wie für den Anklagter. Wenn der alte Herr das lastende Bündel der Geschäfte demnächst entschlossen abschleudert und die würzige Brägluft von Baden-Baden für immer dem feuchten Anhauch des Berliner Reichskanzler-Gartens vorzieht, vielleicht erhebt dann dem neuen Kurse ein grimmigerer Kritiker als der Mann von Friedrichsruh war, der sich nicht verlegen konnte wie ein Hund. Nur daß Fürst Chlodwig Hohenlohe-Schillingfürst seine Gedanken und Erinnerungen über den von ihm mit erhabener Ruhe geförderten Fortschritt in absteigender Linie nicht der lauschenden Oeffentlichkeit preisgeben, sondern höchstens auf Spazierfahrten nach Lichtenthal und in den Bergwald verschwiegenen Freundesohren zuwispeln wird. Und das wäre ein rechter Jammer. Denn die politische Welt soll nicht allein von erfolgreichen Staatsmännern lernen, wie's gemacht werden muß, sondern viel wichtiger und interessanter für sie sind die Confessionen der Mißerfolgumlaubten darüber, wie's nicht gemacht werden muß. Caliban.

Neue Operetten.

Der so oft todt gefagten Operette geht es wie der Bierleiche im Studentenliede: „Lebe noch! spricht Bierlala, comme ça!“ Die abgetasteten Operetten und Vaudevilles von Offenbach, Strauss, Suppé, Willäder werden immer wieder gern gegeben; die „Fledermaus“ unlängst sogar an die hundert Male im kgl. Neuen Operntheater (Stoll), und so füllen auch Zigeunerbaron, Fatinitza und Bettelstudent das sonst an chronischer Leere leidende Theater des Westens. Daneben haben wir zur Zeit nicht

weniger als zwei ständige Operettenbühnen, ohne das Budapest Theater zu rechnen, wo die „urkomischen“ Gebrüder Herrnsfeld das hausgemachte „In flagranti“ aufführen, ein judäo-magyarisches Brett-Bauville, das von der Operette nur den Namen usurpiert. Etwas ernster zu nehmen ist das Centraltheater des Directors Ferenczy, wo Wiener Operetten in der Regel gut, alle andern aber herzlich schlecht gegeben werden, und das Victoriatheater alias Alexanderplatztheater, wo erst neulich Suppé's Jugendwerk „Dichter und Bauer“ wiederbelebt wurde, welcher Versuch freilich nur von der allbekanntesten wunderhübschen Duvertüre genügend unterstützt wurde, nicht aber von dem possenhafsten Text und den stark verbläuten Gesangsstücken. Als Curiosum und nur der Vollständigkeit halber sei der Versuch des Wiener Opernensembles im Belle-Alliance-theater erwähnt, wo der ehemalige Kapellmeister von Laube's Stadttheater Gothow-Grüneke die „Bühne ohne Männer“ schuf, aber die feischen Soubretten in Hosenrollen zeigten alles Mögliche, nur keine Stimme, und das ist doch das Wesentliche sogar für die Caricatur-Operette. Dieser Ausdruck soll übrigens keine Geringschätzung der sehr wohl berechtigten komischen Oper leichtester Art enthalten, denn wir sagen mit Goethe: „Keine Gattung ist gering zu achten; jede ist erfreulich, sobald ein großes Talent darin den Gipfel erreicht.“ Das Unglück ist nur, daß der Componisten-Nachwuchs nicht viel taugt. Zwar werden uns von Wien jeden Augenblick große Erfolge gemeldet. Was es damit auf sich hat, wissen wir ja. Es werden dort Operetten aufgeführt, deren Componisten nicht nur auf die Tantiemen verzichten, sondern auch noch die Ausstattung und Claque bezahlen und die Theaterplätze für eine Reihe von Abenden aufkaufen. Unsere norddeutschen Directoren sind nachgerade durch Schaden klug und diesen künstlichen „Erfolgen“ gegenüber mißtrauisch geworden. Nur selten kommt noch eine solche Operette über die schwarzgelben Grenzpfähle, und das wäre ganz gut, wenn nur unsere reichsdeutschen Eigengewächse bessere Ergebnisse erzielten. Aber auch jetzt wieder war Erik Meyer-Hellmund's dreiactiges Bauville „Die Heirathslustigen“ der erwartete Treffer nicht.

Meyer-Hellmund, ein geborener Petersburger und nunmehriger Hamburger Bürger, ist so etwas wie ein minder talentvoller Franz Abt oder höherer Rudolf Waldmann. Mit dem letzteren hat er gemein, daß er ein geschägter Sänger ist oder war und daß er, mit Scheffel zu sprechen, seinen Hausbedarf an Liedern selber dichtet. Er darf freilich mit dem trivialen und unselbständigen Urheber weltberühmter Berliner Gassenhauer nicht verglichen werden, der z. B. die ersten Tacte der „Keinen Fischerin“ einfach Paladilhe's Mandolinata entlehnte. Componirt auch Meyer-Hellmund sogenannte dankbare Vortragslieder, heiterer wie sentimentaler Art, so wendet er sich an etwas anspruchsvollere breite Schichten des musiklebenden Publicums. Seine Operntexte schreibt er sich ebenfalls selbst, gerade wie der Dichtecomponist von „Incognito“. So hat er sich denn das Libretto der „Heirathslustigen“ selbst gekniffelt, doch scheint das Veder zumelst französischer Herkunft. Dieses Heirathsvermittlungsbureau erinnern wir uns dunkel aus eintigen Duzend Pariser Poffen; besonders deutlich schimmert das „Cabinet Poperlin“ durch, doch auch die „Mosa Dominos“ werden nicht verschmäht. Meyer-Hellmund nennt seine Quellen auf dem Theaterzettel nicht; er hätte besser gethan, sie zu nennen und dann dafür mehr zu benutzen, denn was er aus eigener Dichterkraft verändert oder hinzusetzt, macht dem Kenner der Originale selten Freude. Der erste Act geht noch an, dann wird die anfänglich übermüthig tolle Sache abgeschmackt und geradezu langweilig. Die Cyprienne-Szene im cabinet particulier wurde sogar ausgehöhlt, und das mit Recht: sobald die pitante Ellen tragisch zur Pistole greift, um ihre Frauenehre zu verteidigen, ist die Operettenstimmung zertrübert.

Viel besser ist die Musik, leichte, einfache, melodiose Bauvillemusik, nicht ohne specifisch dramatische Begabung, oft fein und piquant in der Instrumentierung und reich an harmonischen und rhythmischen Wiken. Nur schade, daß der Componist nach üblem Wiener Vorbild im Allegro sich stets in hüpfenden Tanzrhythmen bewegt und noch nicht den Widerspruch dieser en masse und mit oft uncorrecter Textdeclamation gesungenen Walzer und Polkas begriffen hat. Das Quartett durch die halbgeöffneten Thüren ist hübsch erjunden und wohlklingend. Mit Recht wurde diese beste Nummer durch lebhaften Beifall ausgezeichnet. Allerliebste ist ferner der (dem alten Haydn entlehnte) Einsall, die sich auflösende Gesellschaft, welche die angeblich Entführte sucht, im Orchester zu charakterisiren; wenn die Bühne leer ist, hört man zuletzt nur noch das brummende Jagott. Dann aber besinnt sich Meyer-Hellmund plötzlich, daß er der Schöpfer des berühmten Hauberliedes ist und erfindet flugs ein sentimentales Liebesduo, das an Trivialität seinesgleichen sucht. Für die brutale Scene mit der Pistole fehlt es ihm an dramatischer Kraft und wenn er auch später den Uebergang aus der großen Oper wieder zum Bauville findet, so verjagt ihm der Hörer gleichwohl Glauben und Nachfolge. Doch wer weiß, ob die Operette, weniger miserabel gegeben, an einer anderen Bühne nicht Erfolg gehabt hätte. Es ist jedenfalls Zeit, daß unsere Componisten leichten Genres bessere Berliner Stätten finden, als die Kunsttempel der Herren Hoppauer, Ferenczy und Kaufmann. Wie wir hören, soll Director Fritsche im Herbst mit der angestammten Operette wieder in sein Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater einziehen. Das ist eine gute Verheißung für unsere jetzt in Grund und Boden geipelten scherzhaften Componisten von der leichtgeschürzten Muse.

Notizen.

Dante. Von Karl Federn. (Leipzig, E. A. Seemann.) Von der bekannten Seemann'schen Sammlung „Dichter und Darsteller“ ist dieser dritte Band wohl der werthvollste. Er zeigt deutlich, wie Unrecht man thäte, wenn man diese reich illustrierten Bände bloß oder vornehmlich als Bilderbücher gelten ließe, denn schon der Name des Wiener Danteforschers ist uns Gewähr genug, daß es sich nicht um einen Vorwand zu „Buchschmuck“, wie der Modeausdruck lautet, um keine Compilation handelt, sondern um ein Werk von wissenschaftlicher Selbstständigkeit und Bedeutung. Der erste Theil schildert uns anschaulich die Zeit, die Cultur, des Dichters Vorläufer, die Maler, Poeten und Philosophen, die Dante anregten und beeinflussten, denn auch dieses Werk wuchs aus seiner Zeit heraus, aus der Frührenaissance und ihrer Kunst, der Scholastik und dem großen Hohenstaufenkampf. Im zweiten Theil erzählt Federn die Lebensgeschichte Dante's, von der wir so wenig Tatsächliches wissen, wie von der eines Shakespeare, dessen Existenz man ja schon anzuzweifeln magt. Die meisten sogenannten Dantebiographien sind Dantetomane, die auf unwahrscheinlichen und willkürlichen Conjecturen beruhen, hat der beste lebende Dantekenner, Pfarrer Scartazzini, geschrieben. Erst in unserem Jahrhundert und eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten haben kritische Forscher aus den sorgfältigst controlirten Mittheilungen der Zeitgenossen, die voller Widersprüche sind, und aus den wichtigsten Andeutungen in den Schriften des Dichters selbst einen recht ärmlichen Faden herauspräparirt, an dem wir die Entwicklung seiner Werke verfolgen können. Es ist bewundernswürth, was Federn aus dem spröden Material zu machen weiß: eine lebendige Charakterstudie und ein farbiges Zeitbild. Ueber einige strittige Punkte haben wir uns hier bereits mit ihm auseinandergesetzt. Uebrigens hat er seinen ansehbaren Standpunkt in der Beatricefrage bereits aufgegeben und scheint einzusehen, daß sie mehr ist, als eine bloße Allegorie, denn Dante würde ihr kaum den vertraulichen Kosenamen „Vice“ in den Sonetten geben. Die zahlreichen Illustrationen sind eine wahre danteske Ikonographie mit Porträts, Landschaften, berühmten Dantebildern, zum Theil nach Passermann und Volkmann, und zeigen uns, wie sehr der Dichter die Kunst aller Zeiten und Völker befruchtet hat: von Zuccaro und Botticelli bis Delacroix, Schaffer, Preller, Genelli und Otto Greiner. Nur Doré haben wir vermisst.

Emile Zola's Kriegsroman „Der Zusammenbruch“, jene wahrhaft erschütternd zu nennende Schilderung der zwischen Deutschland und Frankreich sich abspielenden Ereignisse der Jahre 1870 und 1871, erscheint gegenwärtig in einer neuen, volksthümlichen Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Dem Vorzug einer trefflichen Uebersetzung wird der weitere einer bildlichen Ausschmückung durch berufene Künstlerhände hinzugefügt. Adolf Wald, Fritz Bergen und Ehr. Speyer haben in den das Buch, zum Theil in flotter Farbenwiedergabe, begleitenden Illustrationen keine Kunstwerke geschaffen, die das Interesse an dem spannend und fesselnd gehaltenen Werke wesentlich erhöhen werden. Wir stehen nicht an zu erklären, daß wir seit lange kein so flott und künstlerisch illustriertes deutsches Buch gesehen haben. Die Kriegsszenen, die Soldatentypen sind größtentheils meisterlich entworfen und ausgeführt und dabei frei von Chauvinismus, der vom Feinde nur zu gerne Zerrbilder giebt, — eine Klippe, an der die französischen Kriegsmaler durch die Hank scheitern, oft sogar ein Detail und Neuville. Das Werk kann sich den berühmten Zigar- und Guillaume-Ausgaben ebenbürtig an die Seite stellen.

Der bekannte bayerische Erzähler Maximilian Schmidt läßt bei Enklin & Laiblin in Neutlingen seine Gesammelten Schriften in acht Bänden erscheinen. Von den Einzelausgaben erwähnen wir den hübschen Band „Hochlandsbilder“, der zum Schönsten und Wirkfamsten gehört, was Maximilian Schmidt geschrieben hat. Die „Schwanjungfrau“ hat zum Schauplatz die Gegend um Berchtesgaden, die düstere Fracht des Königslees, den malerischen Watzmann mit seinem Schneefeld in der Scharte. Obwohl die Haupthandlung der Erzählung mit den wechselnden Schicksalen zweier Liebespaare verknüpft ist, so löst das meiste Interesse die prächtig gezeichnete Figur des alten, stiechen Holzschneiders Franziskus Weyer ein, des ersten Bauernkünstlers in Berchtesgaden. Die Schilderung, die von dem einsamen, menschenfeindlichen Künstlerleben entworfen wird, ist von hoher poetischer Kraft. Daß auch der Humor nicht zu kurz kommt, versteht sich bei Maximilian Schmidt von selbst. Dieses ist besonders in der zweiten Erzählung „'s Anstummerl“ der Fall, wo der Autor einen köstlichen Humor entfaltet, daneben aber hochdramatische Scenen mit starker Gestaltungskraft zu schildern versteht. In dem zweiten Bande „Erzählungen aus dem Berchtesgadener Lande“ spielt die Geschichte von der Blinden von Kunterweg in der grünen Ramsau und schildert das Leben und Treiben der Holzschläger in den Ramsauer Forsten. Ein Bauernball schürzt den Knoten der spannenden Handlung, die endlich zum Heile aller Beteiligten schließt. Auch in „Dorfabale“ zeichnet Maximilian Schmidt die Bauern mit photogra-phischer Treue. Nichts liegt ihm fern, als sie zu idealisiren, aber wo es angeht, hebt er gerade so gern ihre Tugenden, wie ihre Fehler hervor. Sehr interessant und von culturhistorischem Werthe sind die Notizen über „Haberer und Haberfeldtreiben“. Nachdem Ganhofser ganz im Gartenlaubenroman unterzugehen droht, ist Maximilian Schmidt wohl der berufenste Dorfgeschichtschreiber unserer deutschen Alpen.

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die
„Gegenwart“.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schätzwissenschaftlicher u. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

Bismarck

im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Bismarck Brandes Büchner Crispien Dahn Daubet Gayly Fontane Groß Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherstki Nigra Nordau Olivier Pettenlofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Sueder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

**Thüringisches
Technikum Jena**
für Maschinen- und Elektro-
Ingenieur-, Techniker u. -Arbeiter.
Director Jantzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenblatt für Literatur, Kunst und Wissenschaft.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 Mk.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagewerk für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonym und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder
Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procuduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prosp. gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{3}{4}$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Öffentliche Handelslehranstalt zu Bauen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor Sellbach.

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinn sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Vollausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-
sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1900.



Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Mit dieser Nummer beginnt das II. Quartal der „Gegenwart“. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um so-
fortige Erneuerung, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro gespaltene Zeitspalte 80 Pf.

Inhalt:

Rußland in Asien. Von P. Asmussen. — Von der Südpolar-Expedition. Von Georg von Posch. — Literatur und Kunst. Die Ix Heinz und die bildenden Künste. Von Gustav Eberlein. — Zuckaus auf allen Kirchweihen. Von Robert Waldmüller-Duboc. — Fenilleton. Der Wurm. Eine englische Garnisonsgeschichte. Von Rudyard Kipling. — Aus der Hauptstadt. Die Intervention. Nach Mittheilungen meines Leibblattes. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Schlusswort zur Reform der Bildhauerei. Von E. Hellmer. — Notizen. — Anzeigen.

Rußland in Asien.

Von P. Asmussen.

Nicht mit Unrecht bezeichnet man immer wieder Rußland als die Macht, die noch einmal der europäischen und der Weltpolitik etwas zu raten aufgeben wird. Seit den Tagen Peters des Großen hat es seine Macht nach Osten, Süden und Westen ausgebehnt. Neben den Ostseeprovinzen und dem größten Theil Polens hat es die Länder an der Nordküste des schwarzen Meeres und am Kaukasus, hat es Turkestan und die Amurmündung gewonnen. Bis um die Mitte unseres Jahrhunderts und auch noch später redete man in Rußland am liebsten von dem Testament Peters des Großen und von der Unterwerfung der Türkei. Hier setzten aber die Bemühungen der übrigen europäischen Staaten den Russen und ihren Gelüsten ein Ziel. Darauf erwärmte man sich namentlich in den panslawistischen Kreisen Rußlands für einen Kampf mit Deutschland und dem Germanenthum überhaupt. Auch heute noch giebt es in Rußland eine starke deutschfeindliche Strömung, und Deutschland thut gut, immer mit dieser zu rechnen. Das officiöse Rußland fürchtet die Macht Deutschlands, während der Panslawismus, sobald er in Rußland zur Herrschaft kommt, das Bündniß mit Frankreich zu einem Kriege mit Deutschland benutzen wird. Es sollte denn sein, daß auch diese Kreise erst die Pläne Rußlands in Asien verwirklichen wollen.

Das russische Reich in Asien ist ein großes, aber nach der bei uns landläufigen Meinung ein wenig werthvolles. Wir sind gewohnt, Sibirien mit Jubel als eine Schnee- und Eiswüste, Turan aber als eine Sandwüste anzusehen. Gewiß giebt es sowohl in Sibirien als auch in Turan Gebiete, die keiner Besiedelung fähig und thatsächlich werthlos sind, namentlich ist der nördliche Theil Sibiriens ein solches Gebiet. Dagegen giebt es im südlichen Sibirien nicht nur Gegenden, die reich an Metallen und Wäldern sind, sondern die auch angebaut werden können und die, wenn sie erst einmal bebaut sind, reiche Erträge liefern und eine zahlreiche Bevölkerung aufnehmen werden. Turan ist freilich nur durch eine ausgebehnte künstliche Bewässerung zu befruchten, aber eine solche hat man auch früher gehabt, und Rußland braucht sie nicht neu herzustellen, sondern nur zu erneuen. Noch wird dafür freilich nichts gethan, im Gegentheil, die Anlagen verfallen mehr und mehr, aber Rußland steht auch erst am Anfang seiner dortigen Herrschaft und hat sich bis heute

mehr mit anderen Dingen beschäftigt. Jedenfalls gewährt das russische Asien den Russen weiten und geeigneten Raum für Ansiedelungen, und thatsächlich wandern schon heute nicht wenig Russen aus freien Stücken nach Sibirien aus. Es muß sich nur zeigen, wie viel Geschick sie als Colonisten haben. An Fleiß und Genügsamkeit fehlt es ihnen ja nicht. An Kälte sind sie besser gewöhnt als wir und finden auch solche Gegenden erträglich, die dem Deutschen als zu rauh und unwirthlich erscheinen.

Nun ist Rußland weit davon entfernt, mit seinem ungeheuren Colonialreich in Asien zufrieden zu sein. Es trachtet nach mehr, und wenn nicht alle Zeichen trügen, erstrebt es eine Ausdehnung seiner Herrschaft über ganz Asien. Ob es den anderen Mächten dabei etwas, vielleicht bescheidene Ecken, ablassen will, darüber ist man sich wohl vorläufig in Rußland noch nicht einig. Auch wird man kaum nach einem festen Plane arbeiten. Dazu ist erst dann die Zeit gekommen, wenn die große transsibirische Bahn vollendet ist. Ohne Zweifel hat Rußland in seiner transkaspischen und transsibirischen Bahn Hülfsmittel von der größten strategischen Wichtigkeit, von einer größeren Wichtigkeit als die englische Kriegsstotte, wie es denn überhaupt Rußland sehr zu statten kommt, daß sein Colonialreich nicht in der ganzen Welt zerstreut liegt, sondern hübsch beisammen ist und mit dem Mutterland räumlich zusammenhängt. Mittelfst der transkaspischen Bahn kann Rußland, ohne von einer anderen Macht beobachtet zu werden, eine große Truppenmacht bis nahe vor die Thore von Indien bringen, und wenn erst die transsibirische Bahn fertig ist, kann es seine Truppen an die chinesische Grenze werfen und zu jeder Kriegsthat gerüstet sein, bevor man in Europa so recht darum gewahr wird. Der Eifer, mit dem an dieser Bahn gebaut wird, ist also ganz erklärlich.

Trotzdem macht Rußland schon jetzt allerlei Anstalten, seine Macht in Asien zu befestigen. Was es mit den Truppenverschiebungen nach Centralasien auf sich hatte, ist noch keineswegs ganz aufgeklärt. Ob Rußland dauernd seine Truppenmacht an den Grenzen von Persien und Afghanistan und damit an den Thoren von Indien vermehren will, oder ob nur eine Probe-Mobilmachung vorliegt, ist auch ziemlich einerlei. In jedem Fall will Rußland gerüstet und kriegsfertig sein, wenn in dieser Gegend irgend etwas sich ereignen sollte. Daß Persien bei einem russischen Institut eine Anleihe machte, um sich die anderen Gläubiger vom Halse zu

schaffen, giebt um so mehr zu denken, als persische Zölle in Pfand gegeben sind und das officiöse Rußland das Recht hat, die Interessen der Bank zu schützen. Bedenkt man dabei, daß Rußland Sehnsucht nach einem Hafen am indischen Ocean hat, so wird man auch ausrechnen können, daß Rußland nicht lange mehr auf diesen zu warten braucht. Eine Gelegenheit, ihn sich abtreten zu lassen, wird Rußland finden; einstweilen kann es zufrieden sein, daß es Persien fast ganz unter seine Botmäßigkeit gebracht hat. Aber auch in China stehen die Dinge für Rußland recht günstig. Auch in Peking spielen sich von Zeit zu Zeit geheimnißvolle Dinge ab, über welche die Welt durch Sensationsdepeschen Kunde erhält. Hinterher stellen sich dann die Berichte angeblich als erfunden oder stark übertrieben heraus, bis man dann so allmählig erfährt, daß ein mehr oder minder bedeutender Systemwechsel stattgefunden hat. Und da ist es nun merkwürdig, daß Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener von den Chinesen als Fremde gehaßt werden, daß man von ihnen Angriffe auf chinesisches Gebiet befürchtet und sie am liebsten alle zum Lande hinaus jagte. Dagegen weiß Rußland, obgleich es unmittelbarer Grenznachbar des chinesischen Reiches ist und für den Besitzstand desselben eine immer größere Gefahr bedeutet, sich die Gunst der chinesischen Regierung immer fester zu gewinnen. Man weiß nicht recht, sind die Chinesen gegen die ihnen von Rußland drohende Gefahr, eben weil sie täglich droht, abgestumpft oder haben sie das Gefühl, daß Rußland als der mächtigere Nachbar angesehen werden müsse, mit dem man sich gut stehen müsse, weil er sonst ungemüthlich werden könne, oder aber sieht die regierende Dynastie vielleicht auf Grund von Verträgen oder wie sonst in Rußland einen Bundesgenossen gegen die Feinde der Dynastie in China selber? Erst eine weitere Entwicklung der Dinge wird es uns ermöglichen, auf diese Fragen richtig zu antworten.

Häufig redet man in der Presse und auf der Bierbank von einem angeblich bevorstehenden Kampf zwischen Rußland und England um Indien und stellt sich dann die Sache meistens so vor, als ob Rußland einen Eroberungszug nach Indien zu unternehmen willens ist. Rußland wird aber einen solchen Krieg schwerlich vom Zaune brechen, sondern wird einstweilen versuchen, der Grenze Indiens so nahe wie möglich zu kommen; vorläufig handelt es sich für Rußland darum, den englischen Einfluß in Afghanistan zu brechen, wenn es sein muß, mit Waffengewalt. An einem Vorwande wird es nicht fehlen. Vorwände zu irgend welcher Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten geben halbcivilisirte Staaten dem, der darauf wartet, fast alle Tage. Macht England daraus einen Kriegsfall, so kann ja immer der Krieg um Indien losgehen. Sonst wird Rußland warten, bis in Indien der längst vorhandene Haß gegen England die eingeborene Bevölkerung zum Aufstande treibt und bis dann entweder der Hindu Rußland als Befreier herbeiruft oder bis sonst eine Gelegenheit zur Einmischung sich findet. Daß aber gerade in diesem Augenblick die Unzufriedenheit der eingeborenen Bevölkerung eine große ist, kann England gar nicht in Abrede stellen. Die vielen Niederlagen, welche die Engländer in Südafrika erlitten haben, haben dem Respect der indischen Bevölkerung vor der englischen Kriegstüchtigkeit einen gewaltigen Stoß gegeben. Mit einer Offenherzigkeit, die allein schon zu denken giebt, erörtert man in Indien die Aussichten einer Schilderhebung gegen England und kommt dabei meist zu Resultaten, die England wohl zu denken geben könnten. Dazu wird die wirtschaftliche Lage der ärmeren Eingeborenen eine immer schlechtere. Indien ist von einer Hungersnoth heimgesucht worden, gegen welche frühere nur ein Kinderspiel sind, und die Unterstützung von England aus ist völlig unzureichend. Aber auch in Zeiten, wo man officiell eine Hungersnoth nicht anerkennt, ist die Lage der ärmeren Bevölkerung in einigen Districten eine so schlechte, daß das Sattenessen auch dem bedürfnislosen Inder nicht immer

möglich ist. Zu der Hungersnoth kommen nun noch ansteckende Seuchen, die bereits Viele hingerafft haben und in den von Hungersnoth heimgesuchten Districten noch gräßlich wüthen werden. Unzufriedenheit herrscht allenthalben, und wenn nun erst einmal der Aufruhr in einer Provinz ausbricht, ist die Verbreitung desselben über das ganze Land ein Umstand, mit dem gerechnet werden muß. Ob dann aber Rußland den müßigen Zuschauer spielen oder ob es selber Ansprüche auf Indien erheben wird, das ist die Frage. Giebt es doch Leute, welche in vollem Ernste behaupten, daß die Unzufriedenheit von russischen Emissären genährt wird und daß Rußland mit den Unzufriedenen Fühlung hat.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls muß man einräumen, daß Rußland die Macht und jedenfalls auch den Willen hat, bei allen Ereignissen in Asien ein gewichtiges Wort mitzureden. Offenbar trachtet Rußland nach einer Vorherrschaft in Asien und ist auf dem besten Wege, sie anzutreten. England hat freilich ein gewaltiges Weltreich an sich gebracht, aber wenn nicht alle Zeichen trügen, geht es mit Englands Macht abwärts. Der Burenkrieg hat selbst dann, wenn er mit einem völligen Siege Englands endet, bewiesen, daß das englische Landheer einem einigermäßen mächtigen Feinde nicht gewachsen ist. Noch beherrscht es mit seiner Flotte die Meere, aber die Flotte hat längere Zeit hindurch keine Gelegenheit gehabt, ihre Schlagfertigkeit im Ernstfall zu beweisen. Man weiß also nicht, ob sie in Wirklichkeit mächtig genug ist, um im Kriege zu leisten, was man von ihr erwartet. Dazu kommt, daß die Continentalmächte ihre Flotten verstärken, während England nicht in's Ungemessene hinein verstärken kann, da die Kriegsmarine sonst der Handelsmarine zu viel Leute wegnimmt. Eine Macht wird freilich nie in der Lage sein, eine der englischen überlegenen Kriegsflotte zu schaffen, aber wenn mehrere sich gegen England verbünden, so kann mit der Zeit England zu kurz kommen. Auch die weltbeherrschende Stellung, die England eine Zeit lang durch Handel und Industrie inne hatte, ist im Niedergang. Man macht ihm immer mehr Concurrenz. Ohne ein genügendes Absatzgebiet für seine Industrie aber ist England dem wirtschaftlichen Zusammenbruch verfallen, da Ackerbau und Viehzucht stark zurückgegangen sind. In denjenigen Colonien Englands aber, in denen die weiße Bevölkerung es bereits zu einer Art Selbstverwaltung gebracht hat, machen sich Anzeichen dafür geltend, daß man nach Selbstständigkeit strebt. So mehren sich die Anzeichen von einem Zusammenbruch der englischen Weltmacht.

Ebenso aber mehren sich die Anzeichen dafür, daß Rußland mit vollem Bewußtsein bemüht ist, die Welt Herrschaft anzutreten. Seine Bestrebungen, seine Macht in Asien auszu dehnen, tragen ganz den Charakter eines zielbewußten Vorgehens. Nicht so, als ob Rußland einen Plan vor sich hätte, nach dem es arbeitet, aber es rüstet sich, allenthalben in Asien eingreifen zu können, wo die Gelegenheit günstig ist und ein glückliches Gelingen gehofft werden kann, und daß es eingreifen kann, sobald es will. Es irrlichtert nicht hier und da in der Welt herum, sucht nicht hier und da einen Ländersegen zu erhaschen, sondern setzt seinen Fuß Schritt vor Schritt weiter vorwärts, schiebt bald hier, bald dort seine Grenzen etwas weiter vor, aber was es erwirbt, bleibt immer im festen Zusammenhang mit seinem seitherigen Besitz und erweitert den Kreis seiner Interessen. Auf demselben Wege sind die Weltreiche der alten Geschichte entstanden.

Daß man aber in Rußland den Gedanken an eine Welt Herrschaft wenigstens in einigen Kreisen gefaßt hat, geht deutlich genug daraus hervor, daß man von Russen es immer wieder zu hören bekommt, die jugendfrische russische Cultur sei dazu bestimmt, die alternde Cultur des Westens zu beleben, ja sich an ihre Stelle zu setzen. Politisch zieht Rußland es einstweilen vor, das Germanenthum und Romanenthum im westlichen Europa unbehelligt zu lassen. Offenbar freut man sich an der *Newa all'* der kleinen Reibereien, die bald zwischen

Deutschland und England, bald zwischen Deutschland und Frankreich, bald zwischen Frankreich und England zum Ausbruch kommen und mischt sich in diese Streitigkeiten gar nicht ein, nicht einmal zu Gunsten des befreundeten Frankreich und wenn dieses auch Unrecht leidet. Frankreichs Freundschaft ist aber den Russen deshalb werthvoll, weil es mitten im europäischen Getriebe steht und Rußland jederzeit in die Lage versetzt, für seinen Bundesgenossen gegen eine beliebige andere Macht einzutreten, und weil Frankreich jederzeit bereit ist, sein nicht unbedeutendes Heer und seine gute Flotte um der schönen Augen Rußlands willen kriegsfertig zu machen. Und es mag ja für die Leiter der russischen Politik ganz angenehm sein, die Rolle der Macht zu spielen, um deren Freundschaft sich Alle bemühen, trotzdem sie eigentlich Niemand Ursache giebt, sich mit ihrer besondern Freundschaft zu brüsten. Und dabei schmiedet Rußland unentwegt sein Eisen in Asien, wohl wissend, daß jeder Erfolg dort auch seine Stellung in Europa kräftigt und die russische Weltherrschaft begründet hilft. Uns aber hilft es nichts, daß wir ausrechnen, welche Macht und wessen Interessen von Rußland in erster Linie bedroht werden, und daß z. B. unser Deutschland noch nichts von Rußland zu befürchten hat. Erstrebt Rußland die Weltherrschaft, so muß mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes einmal der Tag kommen, an dem an Deutschland die Frage gerichtet wird, wie es sich mit der russischen Weltmacht abzufinden gedenkt. Wir meinen nicht, daß die Leiter unserer Politik sich in vor-eilige antirussische Bestrebungen hineinziehen lassen sollen, sie sollen nur die Augen offen halten und Schachzüge Rußlands mit richtigen Gegenzügen beantworten und sich nicht über-raschen lassen.

Gegenwärtig steht Rußland auch nicht am Ende, sondern erst am Anfang seiner Bestrebungen. Gewaltige Reformen im Innern müssen zur Durchführung gelangen, wenn Rußland auf der beschrittenen Bahn weitergehen will, sonst fehlen der russischen Weltmacht die Grundfesten, und es kann bereits mitten im Aufbau zusammenstürzen. Noch sind die russischen Politiker des eigenen Volkes nicht sicher, und die Zustände im Innern sind auf die Dauer unhaltbar. Bei solchen Zuständen kann nun freilich ein Staat nach außen hin eine bedeutende Macht entfalten und siegreiche Kriege führen, während derer das Volk sein Elend vergißt, aber es kann nichts Dauerndes von einem Volke mit solchen Zuständen geschaffen werden, und der Zusammenbruch muß beginnen, wenn zum Weitererobern die Kraft zu fehlen beginnt. Sodann aber muß es sich noch zeigen, ob die russische Cultur zunächst den Asiaten etwas zu bringen vermag, ob sie mächtig genug ist, nicht allein zu zerstören, sondern auch aufzubauen. Die dauernde Herrschaft über fremde Völker gewinnt ein Volk am sichersten dadurch, daß es ihnen etwas bringt, was sie bis dahin nicht hatten, was sie aber nach kurzem Besitz als eine Wohlthat empfinden und nicht mehr entbehren mögen. Und so ist auch bei der Ausdehnung des russischen Reiches über Asien eine der brennendsten Frage die: Was kann Rußland den Asiaten dafür geben, daß sie seine Unterthanen werden?

Don der Südpolar-Expedition.

Von Georg von Posch.

Ein jüngerer Naturforscher hat unlängst das große Wort ausgesprochen, daß das zwanzigste Jahrhundert das der Polarforschung und der Lösung der antarktischen Probleme sein werde. Man wäre versucht, hier Molière's Wort an Monsieur Joffe zu wiederholen, aber das „fachsimpelnde“ Paradoxon hat sehr viel innere Berechtigung, denn gar wichtigste Menschheitsfragen, auf die wir bisher vergeblich Antwort ge-

sucht, werden ganz gewiß im ewigen Eise der jungfräulichen Antarktis ihrer Lösung näher gebracht werden. Diese Erkenntniß hat der Südpolarforschung im abgelaufenen letzten Jahrzehnt neue Impulse gegeben. Zwar der Ausgangspunkt war rein praktisch und geschäftlich-speculativ. Es handelte sich 1892 sowohl der englischen Dundee-Company, wie der Hamburger Reederei Oceana nur darum, am Südpol dem Walfang neue Jagdgründe zu eröffnen, aber schließlich wurden die geringen Fangergebnisse der sieben Dampfer durch die dabei gemachten geographischen Entdeckungen tief in den Schatten gestellt. Die Capitäne Larsen und Eversen gelangten bis 69° 10' südl. Br. und entdeckten König Oscar II.-Land, sowie zwei thätige Inselvulcane daselbst. Noch wichtiger waren die wissenschaftlichen Ergebnisse des norwegischen Fangschiffes Antarktit: der Naturforscher Borchgrevink, der die Fahrt als einfacher Matrose mitmachte, als erster an zwei verschiedenen Stellen Victorialand betrat, bereicherte nicht allein unsere Kenntniß der Flora und Fauna, sondern entdeckte auch ausgedehnte Guanolager. Kein Wunder, daß der Handelsgeist abermals an Stelle des wissenschaftlichen die Führung übernahm. Die mit einem Actiencapital von 100 000 Pfd. Sterl. gebildete British Antarctic Company soll zwar unter Borchgrevink's Leitung auch wissenschaftliche Forschungen anstellen*), doch der Hauptzweck ist die Ausbeutung der neu entdeckten Guanolager am Kap Adare, und das fogar im Eismeer ländergierige Frankreich, das 1892 die Kergueleninseln annectirte, will sich auf eigene Faust ebenfalls an der Ausbeutung der dortigen Naturschätze beteiligen. Von ganz idealen Zwecken geht nur die deutsche Südpolar-Expedition aus, die der 11. Deutsche Geographentag 1895 in Bremen auszusenden beschlossen hat. Die Commission unter dem Voritze des Geh. Admiralitätsrathes Neumayer ist rüstig und mit Erfolg am Werk, die auf 950 000 Mark veranschlagten Kosten der Expedition aufzubringen und das heute gesicherte Unternehmen wissenschaftlich zu organisiren. Zwei Denkschriften informiren uns über die Ziele und den gegenwärtigen Stand des idealen Unternehmens.

Nachdem durch den Nachtrag zum Reichshaushalts-Stat für das Rechnungsjahr 1899 die Geldmittel zur Ausrüstung einer Südpolar-Expedition bewilligt worden waren, erschien als die dringlichste Aufgabe der Bau des Expeditionschiffes. Mit der Erledigung der hierzu erforderlichen Vorarbeiten wurde von den Staatssecretairen des Innern und des Reichs-Marine-Amtes im Benehmen mit dem königlich preussischen Minister der geistlichen u. Angelegenheiten eine ständige Commission betraut, der auch die für die Oberleitung des Schiffbaues bestimmten höheren Techniker des Reichs-Marine-Amtes angehören. Auf Grund der von dieser Commission ausgearbeiteten Bedingungen ist der Bau des Expeditionschiffes nach engerer Ausschreibung Ende vorigen Jahres den Howaldtswerken in Kiel übertragen worden. Das Schiff wird ein Holzbau sein, weil nur ein solcher die genügende Festigkeit und die Elasticität für die Eisschiffahrt erhalten

*) Als Führer des Dampfers Southern Cross soll Kapitän Borchgrevink die Auffindung des magnetischen Südpols gelungen sein, wie neuerliche Meldungen versichern, doch muß es sich erst zeigen, ob diese hochinteressante Entdeckung mit der berechneten Lage des magnetischen Südpoles übereinstimmt. Bekanntlich fallen die magnetischen Pole keineswegs mit den geographischen zusammen. Die Letzteren sind die Endpunkte der geometrischen Aze des Erdkörpers und liegen unter dem 90. Breitengrad. Der magnetische Nordpol aber, nach dem die Magnetnadeln zeigen, liegt unter etwa 70 Grad nördlicher Breite und 98 Grad westlicher Länge Greenwich. Wie Roß 1831 fand, fällt er auf die Halbinsel Boothia Felix, und hier stehen demnach die Magnetnadeln senkrecht. Nach der Stellung der Magnetnadeln auf der südlichen Halbkugel hat man den südlichen Magnetpol auf etwa 74 Grad südlicher Breite und 146 östlicher Länge Greenwich berechnet. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß beide Pole wandern, und zwar sehr erheblich, der Südpol stärker als der Nordpol. Borchgrevink hat seine Forschungen schon im Jahre 1894 nach dieser Richtung erstreckt, er ist aber offenbar über die damals erreichte Breite weit hinaus und tief in die als Wilkes Land bezeichneten Inselgruppen hineingekommen.

kann. Die Form des Schiffes wird etwas voller und nicht in der Weise abgeschragt sein, wie es bei Nansen's „Fram“ der Fall war, weil deren Form für die schweren Stürme und den hohen Seegang der südlichen Meere ungeeignet erscheint, wie es Nansen selbst auf dem internationalen Geographencongresse zu Berlin aussprach. Daß das Schiff so stark wie nur möglich gebaut wird, ist selbstverständlich. Innere Abstützungen mit gewachsenem Eichenkrummholze, sowie die Verlegung des Zwischendecks nahezu in die Wasserlinie werden dem etwa zu erwartenden Eisdruck einen starken und hinreichenden Widerstand leisten. Die Länge des Schiffes wird etwa 46 m, die Breite zwischen 10 und 11 m und der Tiefgang unter der Wasserlinie etwa 4 m betragen. Das Schiff wird zur Aufnahme eines Kohlenvorraths und der gesammten Ausrüstung für 3 Jahre eingerichtet werden und behagliche Wohn- und Arbeitsräume für 5 Gelehrte, 5 Officiere und etwa 20 Mann Besatzung erhalten. Für jeden Gelehrten und Officier ist eine eigene Koje bestimmt. Maschine und Kessel, durch welche das Schiff eine Geschwindigkeit von 7 Knoten erhalten soll, liegen im Hinterschiffe zwischen den Wohnräumen. Im Mittelschiffe sind die Räume für die wissenschaftlichen Arbeiten vorgesehen. Die Beleuchtung wird elektrisch. Ein Modell des Schiffes wird noch für die Weltausstellung in Paris fertiggestellt.

Gleichzeitig mit der Vorbereitung des Schiffsbaues wurde die wissenschaftliche Organisation des Unternehmens durch Bildung eines Beiraths aus namhaften Gelehrten aus allen Theilen des Reichs in die Wege geleitet. Die bisherige Thätigkeit dieses wissenschaftlichen Beiraths hat zur Aufstellung des nachstehenden vorläufigen Programms geführt. Die Expedition wird fünf wissenschaftliche Theilnehmer haben, und zwar einen physischen Geographen als Leiter der Expedition, einen Zoologen und Botaniker, einen Arzt und Bacteriologen, einen Geologen und Chemiker, einen Erdmagnetiker und Meteorologen. Ferner ist grundsätzlich angenommen, daß die Schiffsofficiere, die während der Fahrt auf dem Schiffe vorzugsweise mit dessen Navigirung beschäftigt sein werden, während des einjährigen Aufenthalts an der einzurichtenden Winterstation für die wissenschaftlichen Arbeiten zur Verfügung stehen. Sie sollen dann — vorbehaltlich der Arbeitstheilung an Ort und Stelle durch den Leiter der Expedition — in die astronomischen Beobachtungen am Orte der Station, in die topographischen und hydrographischen Aufnahmen in deren Umgebung, sowie in die Pendelbestimmungen und magnetischen Beobachtungen bei den Landreisen sich theilen und auch bei dem magnetisch-meteorologischen Stationsdienste mitwirken. Auch die Mannschaft, deren Hülfe bei den wissenschaftlichen Arbeiten während der Fahrt durch den Schiffsdienst geregelt sein wird, soll auf der Station an verschiedenen Arbeitsgebiete vertheilt werden, so daß sie deren Vertretern mit wachsender Uebung wird zur Hand gehen können.

Die Kergueleninsel soll der Ausgangspunkt der deutschen Expedition für ihr Vordringen in die Antarktis sein. Die Einzelheiten der geplanten Route, insbesondere ihre Krümmungen, wie sie theilweise bereits die der Denkschrift vom Mai 1899 beigefügte Karte ausdrückt, sind aus oceanographischen, geologischen und magnetischen Gründen gewählt worden. Es geschah aus oceanographischen Gründen, um wesentliche Lücken in der Kenntniß der Meerestiefen zu beseitigen; aus geologischen Gründen, um durch Berührung mit verschiedenen Inselgruppen Vergleichsmaterial für das Studium des antarktischen Landes und Meeresbodens zu gewinnen; aus magnetischen Gründen, um die einzelnen Linien gleicher Werthe der magnetischen Elemente an möglichst vielen Punkten zu schneiden. Von den Kerguelen soll zuerst östlich, etwa bis zum 90. Grad östlicher Länge, und dann erst nach Süden gegangen werden, weil es längs dieser Route noch an Lothungen fehlt. Aus demselben Grunde wird der Weg

zwischen Kapstadt und den Kerguelen vielleicht noch eine südliche Ausbuchtung zwischen den Prinz Eduard- und den Krozetinseln erhalten, während andererseits auf der Rückreise der Weg zwischen Süd-Georgien und Tristan da Cunha gradliniger gewählt werden dürfte, als es die der ersten Denkschrift beigefügte Karte angiebt, weil es dort vornehmlich darauf ankommt, die südliche Fortsetzung der atlantischen Schwelle zu untersuchen. Als Ausgangspunkt für die Fahrt in der Antarktis selbst wäre für die deutsche Expedition das noch hypothetische Termination Island in Aussicht zu nehmen. Es wird geplant, von dort nach Süden vorzubringen, um die Westseite des Victorialandes zu finden, seinen etwaigen Zusammenhang mit Kemp's- und Enderby-Land zu klären und die Antarktis sodann auf der atlantischen Seite zu umfahren, um womöglich die Fortsetzung des atlantischen Oceans durch das Weddelmeer zu erforschen.

Den zweiten Hauptpunkt des deutschen Programms bildet die Anlage einer wissenschaftlichen Station im Südpolargebiet, auf der ein volles Jahr geophysische und biologische Arbeiten auszuführen sein werden und die als Basis für die von dort aus auf längeren und kürzeren Landreisen vorzunehmenden Beobachtungen dienen soll. Wo die Station liegen wird, läßt sich naturgemäß nicht vorher bestimmen, weil das von den Resultaten abhängt, welche die Expedition vorher mit dem Schiffe erreicht hat. Anzustreben ist für die Gründung der Station die Westseite des Victorialandes, weil man in diesem ein ausgedehnteres Land vermuthen darf, das für die verschiedenartigen Forschungen eine günstige Gelegenheit bietet. Dort läßt z. B. die Nähe des magnetischen Südpols das Studium der magnetischen Erscheinungen besonders wünschenswerth erscheinen. Ferner läßt sich das Inlandeis der Antarktis von einem ausgedehnteren Lande her am besten ersteigen, untersuchen und vielleicht auch gegen den Erdpol hin bereisen. Auch bietet ein größeres Land viel reichere Gelegenheit zum Studium des etwa vorhandenen Thier- und Pflanzenlebens, sowie der geologischen Erscheinungen, als isolirte Inseln. Endlich haben auch Beobachtungen über die Schwerkraft auf einem größeren Lande einen erhöhten Werth.

Als Grundsatz gilt, daß die wissenschaftliche Vorbereitung so vollkommen sein soll, daß Alles ausgeführt werden kann, was der heutige Stand der Wissenschaft erfordert und wozu sich Zeit und Gelegenheit bieten. Was davon ausgeführt wird, läßt sich erst an Ort und Stelle entscheiden. In erster Linie sollen geographische Zwecke verfolgt werden, weil diese die nothwendige Grundlage für alle anderen Forschungen sind. Es wird sich darum handeln, für das Land nicht allein die äußeren Umrisse festzulegen, sondern wenigstens in einigen Gebieten auch die Einzelheiten der Conturen zu verfolgen und vor Allem es möglichst oft zu betreten, um seine Formen zu studiren; für das Eis, welches den Polargebieten den eigentlichen Charakter giebt, Art und Structur, Temperatur, Schuttführung und Bewegung zu untersuchen, woraus sich Schlüsse auf die von ihm bedeckten Gebiete ableiten lassen; für das Meer vornehmlich Lothungen zu gewinnen, wo es noch daran fehlt, was für das ganze Gebiet südlich von 40 Grad südlicher Breite und stellenweise auch nördlich davon längs der projectirten Route der Fall ist. Daß die physische Erforschung des Meeres nach Temperatur, Dichte, Beschaffenheit des Wassers und des Bodens, Farbe, Gasgehalt und Bewegung damit Hand in Hand gehen muß, versteht sich von selbst. Von großem Werthe wäre es auch, wenn sich schon während der Seefahrt Pendelbeobachtungen ausführen ließen, wie sie für das Land in möglichst großer Anzahl geplant sind und besonders in systematischer Anordnung in der Umgebung der Station.

Mit den geographischen Arbeiten wird sich die Thätigkeit des Geologen am nächsten berühren. Ihm wird das Studium der Bodenproben zufallen, die bei den Lothungen heraufkommen, sowie die chemische Untersuchung des Meeres-

wassers, dessen Größenverhältnisse und physikalische Eigenschaften der Geograph messend verfolgt hat. Bei Landungen ist die Thätigkeit des Geologen von selbst gegeben. Von der Station aus wird er an den Schlittenreisen theilnehmen, die in der Umgebung der Station, längs den Küsten, sowie bei gegebener Zeit in das Innere unternommen werden. Besondere Aufmerksamkeit würde das Studium fossiler Pflanzen erfordern, wenn sich solche Lager im Süden ebenso finden sollten, wie es im Norden der Fall ist, sowie alle anderen paläontologischen und petrographischen Funde, da diese über die Beziehungen des Südpolargebietes zu anderen Erdräumen Aufschlüsse bringen.

Dem Zoologen und Botaniker der Expedition fällt ein besonders großes Arbeitsfeld zu. Seine planmäßigen Sammlungen werden sich auf alle Formen erstrecken, die auf dem Schiffe conservirt und verfrachtet werden können, und werden demgemäß in gleicher Weise die Fauna und Flora des Landes und der Süßwasserseen wie die der Litoralzonen und auch der Tiefsee umfassen. Besonderes Gewicht wird auf die zeitlichen Unterschiede in dem Auftreten der verschiedenen Tierformen, sowie auf deren Entwicklung zu legen sein. Naturgemäß müssen diese biologischen Forschungen in stetem Zusammenhange mit den physischen stehen, um beispielsweise die Abhängigkeit des Tier- und Pflanzenlebens von der Beschaffenheit des Meeresswassers und von der Verteilung der Strömungen erkennen zu können. Deshalb werden Vertical- und Schließnetzjüge für die verschiedenen Gebiete und von der Station aus für die verschiedenen Jahreszeiten geplant, um mit den Oberflächensängen zusammen Material für die Erkenntniß der Strömungen zu erhalten. Biologische Tiefseeforschungen werden nur bis zu Tiefen von etwa 1000 m angestellt werden, weil die Expedition diese Forschungen nicht in erster Linie bezweckt und das Schiff aus verschiedenen Gründen nicht eine solche Größe erhält, daß Dredge-Züge auch für große Tiefen ohne allzu große Belastung vorgehen werden könnten. Diese Beschränkung ist um so eher zulässig, als die Tiefseefauna in warmen Gebieten bis auf 700 m, in kalten noch weit höher hinaufreicht.

Die Zwecke der Seefischerei können bei der Expedition eine wichtige Förderung erfahren, indem während der Fahrt des Schiffes, insbesondere in der Nähe der zu passirenden Inseln, Beobachtungen und Erfundungen über das Vorkommen und die Menge der Wale und Nußfische gesammelt werden. Vielleicht werden sich auch kleinere Wale und größere Fische mit der Wurfschärpe erlegen lassen. Naturgemäß können hier nur einleitende und nicht schon systematisch organisierte Forschungen in Betracht kommen, weil über das Vorkommen von Nußfischen im Südpolargebiet überhaupt noch nichts bekannt ist.

Der Arzt der Expedition wird neben dem etwaigen Krankendienst, der hoffentlich nur geringe Zeit erfordern wird, durch eine sorgfältige Ueberwachung des Gesundheitszustandes wichtige Beiträge zur Polarhygiene zu liefern vermögen. Die bezüglichlichen Beobachtungen berufen ihn zum Berater des Leiters in den Fragen, die den Haushalt der Expedition und ihre Lebensweise betreffen. Auch weitere physiologische Studien können von hohem Interesse sein. Er wird außerdem an den Arbeiten des Biologen theilnehmen und sie durch Untersuchungen über die Entwicklung der Organismen und über den Keimgehalt an Bacterien erweitern.

Wie jeder andere Theil der Expeditionsarbeiten soll auch der meteorologisch-magnetische der Verantwortung nur eines Gelehrten obliegen, dem aber zur Ausführung der Ablesungen und sonstiger mechanischer Arbeiten genügende Hilfskräfte aus der Schiffsbesatzung und für die Durchführung der weiteren geophysikalischen Arbeiten auf der Station einer der Schiffs-officiere ständig zur Seite stehen werden.

Die meteorologischen Terminbeobachtungen sollen während der Reise, wie üblich, alle vier Stunden, während des Auf-

enthaltens auf der Station drei Mal täglich nach dem Muster einer Station II. Ordnung angestellt werden. Für Wind, Bewölkung und Anderes ist die Organisation einer ständigen Himmelschau wünschenswerth. Registrirapparate sollen für Luftdruck, Wind, Temperatur, Feuchtigkeit und Sonnenscheindauer Verwendung finden und, falls sie in der Kälte versagen, durch eingelegte Terminbeobachtungen nach Möglichkeit ersetzt werden. Von besonderen Beobachtungen während der Fahrt sind solche über die Lage des Tagesmaximums auf dem Meere, über die beste Aufstellung der Regenmesser an Bord des Schiffes, über Dämmerungserscheinungen auf offenem Meere und über Windhosen angeregt worden. Für die Station sind Untersuchungen über die Genauigkeit hygrometrischer Messungen bei tiefen Temperaturen, sowie solche in den höheren Theilen der Atmosphäre in Vorschlag gebracht. Auf welche Weise und wie weit diese Letzteren ausgeführt werden können, wird festzustellen sein, wenn die Ballonausrüstung der Expedition endgiltig geregelt sein wird. Sicher ist, daß zu geographischen Reconoscirungszwecken ein Fesselballon mitgeführt wird, für den eine etwa zehnmalige Füllung und eine Tragkraft, welche es ermöglicht, einen Beobachter etwa 500 m zu heben, vorgesehen werden soll. Für die Benutzung des Ballons wird die Mitnahme von condensirtem Wasserstoffgas der Methode der Selbsterzeugung des Gases an Ort und Stelle vorzuziehen sein, falls das comprimirt Gas mit genügender Sicherheit verfrachtet werden kann, worüber noch Erfahrungen abgewartet werden.

Das magnetische Arbeitsprogramm ist noch nicht endgiltig festgestellt, weil es hierbei wesentlich noch auf eine Verständigung mit der gleichzeitig zur Ausführung gelangenden englischen Südpolar-Expedition ankommen wird. Vorbehaltlich dieser Verständigung und der Beachtung anderweitiger Rathschläge ist für die Seefahrt möglichst eine täglich einmalige Bestimmung der magnetischen Elemente mit dem Normalcompaß, beziehungsweise dem Forapparat und auch mit dem Deviations-Magnetometer in Aussicht zu nehmen. Magnetische Messungen während der Landreisen sind ebenfalls vorgesehen. Desgleichen soll ein besonderes Gewicht auf das Studium des Südlichtes gelegt werden, namentlich seiner Form und Höhe und vielleicht auch seines Spectrums, während Erdstrommessungen über den Rahmen der Expedition hinausgehen würden. In Verbindungen mit den Einrichtungen für die magnetischen Arbeiten auf der Station sind geeignete Vorkehrungen für Erdbebenbeobachtungen zu treffen. Zu diesen Arbeiten treten naturgemäß astronomische Ortsbestimmungen und geodätische Messungen hinzu. Dauernde Zeitbestimmungen sind selbstverständlich; sie müssen in Verbindung mit absoluten Längenbestimmungen und Pendelmessungen besonders häufig ausgeführt werden. Die Frage, ob die Expedition mit Polarhunden ausgerüstet werden soll, darf durch die auf dem Internationalen Geographencongreß in Berlin geführten Verhandlungen als dahin entschieden bezeichnet werden, daß eine Beschaffung von etwa 50 Hunden, die eine vollgiltige Bepannung für drei Schlitten abgeben würden, nothwendig erscheint. Zwar ist es richtig, daß die Hunde für das Expeditionschiff und seine Besatzung eine große Belastung bedeuten, die unter ungünstigen Umständen mit den zu erzielenden Ergebnissen vielleicht nicht im Einklang stehen würde. Demgegenüber ist jedoch von autoritativer Seite mit Recht darauf hingewiesen worden, daß man sich durch Nichtbeschaffung von Hunden von vornherein eines Betriebsmittels begeben würde, das zu Zeiten schwerwiegend, ja entscheidend in Betracht kommen kann.

Eine fernere Erweiterung und Hervollständigung der von der deutschen Expedition zu erhoffenden Ergebnisse ist von der internationalen Cooperation zu erwarten, deren Organisation durch die Verhandlungen des vom 28. September bis 4. October 1899 zu Berlin abgehaltenen Internationalen Geographencongresses eine sichere Gestalt angenommen hat.

Der Congreß hat den — von dem Präsidenten der Londoner Royal Geographical Society für die geplante englische und von dem Leiter der deutschen Expedition für diese — vorgeschlagenen Routen und Organisationen seine Billigung ausgesprochen und nur noch hinsichtlich der magnetisch-meteorologischen Arbeiten nähere Vereinbarungen durch eine internationale Commission gewünscht. Die Arbeitsteilung zwischen der deutschen und der englischen Expedition schien dem Congresse sowohl hinsichtlich der vom Schiffe aus vorzunehmenden Forschungen als auch hinsichtlich der auf festen Stationen auszuführenden Beobachtungen durch die beiderseitig vorgeschlagene Routen auf's Beste gegeben, indem darnach der deutschen Expedition die indisch-atlantische, der englischen die pacifische Seite des Südpolargebiets zur Bearbeitung zufällt und für die Anlage der Hauptstationen die beiden entsprechenden Seiten des Victorialandes in's Auge gefaßt sind. Die Stationen würden dann zu beiden Seiten und vielleicht auch in ungefähr gleichen Abständen von dem magnetischen Südpol zu liegen kommen. Zu der englischen Expedition soll neuerdings noch eine zweite kommen, die ausschließlich von Schottland ausgeht. Die Kgl. Schottische Geographische Gesellschaft in Edinburgh hat die Leitung des Planes übernommen. Es wird ein Zusammenwirken mit der britischen und der deutschen Expedition in der Weise beabsichtigt, daß die schottische gerade die Lücken zwischen den Routen jener beiden ausfüllen soll. Während die deutsche Südpolarexpedition im Süden des Indischen Oceans und die britische im Süden des Stillen Oceans vorgehen wird, soll die schottische in die Weddell-See südlich des Atlantischen Oceans vorordnen. Die Weddell-Seeroute ist früher von Weddell, Bellingshausen und Koz mit Segelschiffen befahren worden, noch nie aber ist ein Dampfer in dieser Richtung nach Süden gegangen. Die Führung der Expedition hat William Bruce übernommen, der 1892 und 1893 im südlichen Eismeer und seitdem schon fünf Mal im nördlichen Polarmeer gewesen ist. Die Ausfahrt der wissenschaftlichen Unternehmung wird mit der der englischen etwa gleichzeitig erfolgen, die Rückkehr ist auf das Jahr 1903 festgesetzt worden, wenn nicht die Mittel noch ein weiteres Jahr der Forschung gestatten.

Es ist zu wünschen und nach der während der Verhandlungen des Congresses verschiedentlich gezeigten Geneigtheit auch zu hoffen, daß sich noch andere Nationen an der nunmehr schon feststehenden Cooperation von Deutschland und England entweder dadurch beteiligen, daß sie ihrerseits fernere Basisstationen in der Umgebung des Südpolargebiets oder auch im Nordpolargebiete für die gleiche Zeit einrichten und in Thätigkeit halten, oder vielleicht auch dadurch, daß sie gleichzeitige Expeditionen in die Antarktis selbst entsenden. So planen die Vereinigten Staaten von Amerika die Errichtung von magnetischen Observatorien bei Washington, auf Hawaii und in Alaska, die durch gleichzeitige Beobachtungen eine werthvolle Ergänzung der Südpolarforschungen zu geben vermöchten. Von dieser Seite her würde die deutsche Zweigstation auf den Kerguelen wiederum eine besondere Bedeutung gewinnen, zumal England von der Errichtung einer gleichen Station auf Neuseeland gesprochen und auch die thätigste Neuorganisation der magnetisch-meteorologischen Observatorien in Kapstadt und Melbourne in's Auge gefaßt hat. Hoffen wir, daß deutscher Wissenschaft und deutscher Thatkraft ein voller Erfolg zu Theil werde.

Literatur und Kunst.

Die lex Heinze und die bildenden Künste

Von Gustav Eberlein.*

Die bildende Kunst hat zu allen Zeiten bei den Völkern der Erde die höchsten Aufgaben erfüllt. Sie ist die Menschheit seit ihrer Kindheit. Das erste Stammeswissen, die ersten Gebete hat sie gehört. Alle Völker blicken aus Schleiern. Sitte und Glaube mit verschlossener Geberde. Die Kunst allein erschließt der Menschheit den tieferen Sinn der Vergangenheit. Sie ist das wahre Gesicht der Völker. Ihre Hieroglyphen-Bilder, ihre Zeichen und Runen, ihre Bildwerke und Bauten erzählen uns die Geschichte, Religionen und die Machtstellung der Völker in redenden Steinen überliefert, und nur diese sind die unantastbaren Documente aller Geschichte.

Unsere deutsche Cultur, die sich auf den zusammengefallenen Trümmern griechischer und römischer Civilisation wie ein gesunder Eichbaum entwickelt hat, formte die Kunst dieser schönen vorweltlichen Welt zu einer eigenartigen Germanischen. Der kaltere Norden macht unser Wesen herb und kühl; unser Empfinden ist innen gefehrt. Doch aus reiner Seele quellen unsere Tiefgründig sind unsere Forscher und formenknapp Bildhauer. Seit es deutsche Kunst giebt, spiegelt sie die Eigenschaften des Volkscharakters wahr und schminkt wieder. Lauter und rein wie dieser ist sie geblieben und wird sie bleiben, trotz mancher und immer wiederholter Versuche, sie herabzusetzen und zu verdächtigen.

Schon viele ähnliche Reactionen, wie die ihr jetzt drohende — die, milde gesagt, dem Mangel an Verständnis entspricht — hat sie siegreich überdauert. Unsere Pflanzstätten der Kunst, die Schulen und Akademien sind friedvolle, ernste Bildungsträger. Die kräftigen Sprossen und wunderbaren Blüten, die der durch unsere kriegerischen und friedlichen Siege entfesselte Lebensstrom der Gegenwart getrieben, ein frohes Ahnen in unserer Brust aufsteigen, daß die deutsche Kunst vor hohen erreichbaren Zielen steht. Ist es nur ein bitterer Hohn auf unser Kämpfen und Ringen, daß jetzt dieser giftige Wurm uns anhaucht, da das Deutsche die deutsche Ausstellung in Paris die Früchte unseres Strebens und ehrlichen Strebens auf allen Gebieten vor der Welt ausbreiten? Wir Künstler im weiten Reiche, jeder Gebildete, der im Geistesleben der Zeit steht, sehen einem geheimnißvoll-unheimlichen Vorgang gegenüber. Die Mehrheit der Volksvertretung hat bei Gelegenheit der Berathung in ihren Aeußerungen bewiesen, daß wir durchaus fremd sind. Sollte es möglich sein, daß in diesem Verhältniß ein ähnlich großer Theil des ganzen Volkes unserem idealen und reinen Willen verschlossen gegenüberstände? Dann möchte ich im Hinweis auf das, was den wenigen uns Wohlgefinnten im Reichstag Gutes uns gesagt wurde, die eindringliche Forderung an das deutsche Volk stellen, von nun auch noch mehr, noch in als es bisher geschehen, unsere deutsche Kunst auf sich zu lassen mit ihrer großen Bildungskraft, die die Krise des Kampfes um das tägliche Brod weniger empfinden läßt als das Geistes-, Gefühls- und Sinnenleben erhöht und befähigt in die jugendlichen Herzen den Samen alles Edlen zu sät.

Wer wie ich als junger Mann an dem unvergeßlichen Tage des Einzuges des siegreichen Heeres am Brandenburger Thor gestanden hat, die Seele gefüllt bis zum Ueberfließen mit dem unbeschreiblichen Bilde des Machtglanzes und

* Unser verehrter Mitarbeiter, der Bildhauer Prof. Eberlein, hielt als Wortführer der bildenden Künstler diese Rede in der Versammlung gegen die auch heute noch drohende lex Heinze am 25. März im Berliner Rathhause. Die Redaction

Größe, welche nun um unser Kaiserhaus, um das deutsche Volk sich gewoben, — wer erlebt hat, wie die siegenden Deutschen weiter sich das innere Vaterland neu eroberten, es ausbauten und ihm die ragende Gestalt gaben, in der es jetzt an der Spitze der Nationen steht, — wer den Reichthum an kirchlichen und profanen Bauten, an Monumenten und Bildern sieht, womit deutsche Kunst ihre Städte und sagenumwobenen historischen Stätten schmückte, — der muß trauernd sein Haupt verhüllen, schaut er im Geiste die Folgen der lex Heinze. Ein Zug gebeugter, verhüllter Gestalten, — die Künste, der unerhörtesten geistigen Bevormundung, verständnißloser Polizei- und Rechtsorgane schutzlos ausgeliefert, fliehend jene Stadt, die ihnen eigentlich im Glanze einer Gralsburg leuchten sollte und nun dem freien Künstlergeiste eine Zwingburg wurde, wo die lichtscheuen Gestalten des Denunciantenthums ungehemmt ihr Haupt erheben dürfen. Und fürwahr! Ich glaube, wenn wir versuchen, in das geheimnißvolle Dunkel des Entstehens dieser Gesetze Licht zu werfen, zeigt sich der versteckte Sinn derselben in der Knebelung des ganzen modernen Lebens und Geistes der Nation. Erst wenn Friedhoffstille da lastet, wo einst reichgebarendes Leben sproßte, werden die unseligen Gewalten ruhen, kalt über die Gräber unserer Hoffnungen blickend.

Mit den Elementen, welche diesen wie Gummi nach allen Richtungen hin dehnbaren Paragraphen beantragt haben, verbindet uns kein Band. Die Welt, welche wir uns, von der Poesie und Kunst des Alterthums erfüllt, in der Gegenwart in unserem Innern aufgebaut, aus welcher unsere Werke emporblühen, des Staatschutzes und des Beifalls der Nation bedürftig, ist Jenen unverständlich und ein Greuel. Ihre Waffe ist das Gesetz, das mit Donner und Blitzen zu demüthigen getödteten Sinnen redet. Unsere Macht aber ist die Schönheit, die auf leisen Sohlen den Weg in vornehme und starke Seelen findet. Jene Männer sind nicht im Stande, Gesetze über unsere Kunst zu formuliren, und ich spreche ihnen jede Fähigkeit dazu ab.

Wenn nach § 184a, welcher das christliche Gefühl der an den Schaufenstern Vorübergehenden geschont wissen will, Gegenstände confiscirt werden können, welche angeblich das Schamgefühl verletzen, so sind diese Werke in den Innenräumen doch auch als den Sittengesetzen widersprechend anzusehen. Und der Künstler, der mit vollem Bewußtsein ihrer Sinnenwirkung seine Werke schafft, wäre nach den Ausführungen des Staatssecretärs Nieberding strafbar, sobald ihm bewiesen würde, daß er die Sinnenwirkung beabsichtigte. Und doch muß das gerade die Absicht jedes echten Kunstwerkes sein; denn nur durch die Sinne geht der Weg zum Herzen und zur Seele. Irdisches und Himmlisches hat sich im vollendeten Kunstwerk zur Harmonie verschmolzen.

Es giebt nun ein fundamentales Recht der Kunst, welches den Herren des Centrums besonders ein Dorn im Auge ist: Dem höchsten Vorbilde folgend formte die bildende Kunst zu allen Zeiten den nackten Menschen als die Krone der Schöpfung, aber da sie ihm nicht wie Gott das Leben einhauchen kann, umgiebt sie ihn mit dem Gewande der Schönheit, die Hülle und Geist zugleich ist. Auch die Wissenschaft sucht nach der nackten Wahrheit der Naturgesetze. Was thut der Dramatiker, der Dichter Anderes, als die Seele zu durchforschen, sie entschleiern aller entstellenden Hüllen zu entkleiden; die Musik rüttelt ihre tiefsten Empfindungen wach. Und der Maler belauscht die Natur vor Allem dort, wo sie sich ihm in unverhüllter Wahrheit und Größe zeigt.

Wollte man überhaupt das Volk mehr erziehen, gerade das Nackte als das Göttliche und daher als das Reinste und Keuscheste zu sehen, so würde sich die ungesunde, über-sublime Schamhaftigkeit in natürliche Sittlichkeit verwandeln. Aber wieder einmal will man den göttlichen Funken des Prometheus dem Volke löschen und die, welche das heilige Feuer der Kunst schüren, an den Felsen polizeilicher Gewalt schmieden.

Der Reichstag hat die Pandorabüchse der lex Heinze geöffnet, und es entstiegen ihr die übelsten Gerüche. Wir waren bisher der Ansicht, in einem Zeitalter verfeinerter Sitten und unter Menschen zu leben, die eine erhöhte Achtung vor den Sittengesetzen als Frucht moderner Bildung empfanden. Deren Leben durch die großen Gedanken unserer Dichter und Philosophen und den Einfluß unserer reinen Kunst in eine höhere Sphäre gerückt sei: und nun sollen wir eines Anderen belehrt werden? Der Abgeordnete Koeren sagte wörtlich: „Was haben denn eigentlich die verbündeten Regierungen unseres Deutschen Reiches, mit der Kunstgeschichte, den Kunstschätzen und dem Kunstgeschmack des Vaticans zu thun?“ Sollte er nicht wissen, daß Windelmann und Carstens, Lessing und Goethe der Welt durch das Studium dieser Sammlungen eine neue, geläuterte Kunstanschauung geschenkt haben? Daß durch sie allein Goethe uns die „Iphigenie“ und andere unsterbliche Werke geben konnte? Ohne die Decke der Sixtina und die Stenzen Rafael's kein Cornelius, kein Kethel, kein Gesellschaft, — ohne diese klassischen Muster unsere Ruhmeshalle mit leeren Wänden. Ein etwas tieferes Studium der Kunstgeschichte könnte den Herren Abgeordneten nichts schaden! — denn ein anderes, mündiges Geschlecht von Künstlern ist erstanden; dies beweist die große heutige Bewegung, die wie eine Brandung zürnender Wogen an ihre Sitze schlägt. Wenn Luther sagt: „Die Welt wird von Gott durch Helden und wenige fürtreffliche Leute regieret,“ so sind die lex Heinze-Fabrikanten nicht darunter.

Die Wissenschaft, die sich eins mit uns fühlt, hat den Elementen hundert mechanische Reproductionsverfahren abgerungen, die den reinen Glanz der Schönheit in unzähligen Drucken und Photographien selbst in die ärmste Hütte senden. Und nun werden die Urheber dieses unheilvollen Gesetzes, indem sie es auf die Beseitigung gewisser Arten von Reproduktionen abgesehen haben, deren Verständniß sich aber den confiscirenden Beamten entzieht, damit unmittelbar in das Herz des Volkes treffen. Denn gerade für die Hunderttausende im weiten Lande und in den Städten, wo weder Museen noch Sammlungen dem Bildungsbedürfniß entgegenkommen, sind Reproduktionen echter Kunstwerke oft das einzige und werthvollste Material.

Es ist nicht meine Aufgabe, juristisch auf die Gesichtspunkte einzugehen, unter welchen diese Paragraphen anzusehen sind. Ich glaube, weder von Künstlern noch Juristen sind sie in ihren bedenklichen Folgen zu ergründen und zu ermessen. Die Abschwächungstheorie, welche unter dem Eindruck des Protestes ganz Deutschlands vom Reichstag beliebt wurde, — das allerdings verständnißvolle Entgegenkommen des Staatssecretärs Nieberding, der Hinweis auf den Normal-schutzmann, die Versprechungen, hinter den Gesetzen Erläuterungen an die Richter zu erlassen, — alles dieses hat uns Künstler doch nicht überzeugen können, daß diese in Rede stehenden Paragraphen die Kunst nicht treffen würden. Denn der Staatssecretär konnte so wenig wie wir selbst eine Definition eines echten Kunstwerkes geben. Wenn nun auch, wie ich höre, ein Consistorium von fünf Richtern derartige Fälle in Zukunft aburtheilen sollte, so wird selbst bei dem besten Willen der Herren die für sie bestehende Schwierigkeit, ein wahres Kunstwerk von einem unsittlichen Nachwerk zu unterscheiden, unter Umständen schwere Folgen für uns haben; noch unberechenbarer werden die Gefahren für uns, wenn ein Fanatiker etwa als Oberlandesgerichtsrath den Vorsitz hätte. Dies Basiliskenei ist allerdings ohne Bedenken gelegt, zum Ausbrüten wird es hoffentlich nicht kommen.

Meiner Ansicht nach müßten Gesetzesmaßnahmen, welche eine Gesundung sowohl der Sitten wie des Körpers, nicht allein des deutschen Volkes, sondern aller Völker der Erde bis in die höchsten Gesellschaftsschichten bewirken wollen, auf einem ganz anderen Gebiete eingreifen: dem medicinischen. Dort liegt die Aufgabe, mit deren Lösung die Staatsregierung

sich ein ewiges Denkmal setzen würde: durch unerbittliche gesetzliche Maßregeln die furchtbare Krankheit an den Wurzeln zu fassen, welche seit dem 15. Jahrhundert die deutsche Jugend wahrhaft vernichtet.

Die Kunstparagraphen der lex Heinze aber sind gänzlich überflüssig und müssen fallen. Das schon bestehende Gesetz genügt vollkommen. Also fort mit Hemmschuh und Knüttel, freie Bahn unserer Kunst, freie Luft und Licht im neuen Jahrhundert! Unsere volle Kraft wollen wir einsetzen, um unserer Zeit und Cultur den vornehmsten Stempel aufzudrücken, den einer hohen Blüthe moderner Kunst.

Bachäus auf allen Kirchweihen.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

Männer, die es wissen können, versichern, daß die Chinesen fast ausschließlich von Reis leben, die Gauchos von Ochsenfleisch, die Südsee-Insulaner von Fischen. Es wäre für die Psychologie wohl endlich einmal eine Statistik über die geistigen Nährstoffe, in Bezug auf ihre Consumtionsgebiete, in's Leben zu rufen. Wie dann Einfluß auf eine rationellere Vertheilung dieser Nährstoffe, in Bezug auf ihre Consumtionsgebiete, in's Leben zu rufen sein wird, wäre eine weitere Frage. Jeder Bauer weiß, daß sein Acker nicht jahraus, jahrein mit derselben Fruchtfaat bestellt sein darf, soll er nicht den Dienst verjagen. In einigen Gegenden verpflichtet sich der Pächter sogar zum Einhalten einer fest geregelten, auf bestimmte Jahre sich erstreckenden Wechsel-Wirtschaft. Man blicke sich dagegen auf geistigem Gebiete um. Wo ist da, so weit es sich um Massen handelt, eine Ahnung von der Wichtigkeit eines geistigen Frucht- und Erneuerungs-Wechsels? Gewiß, das Verlangen nach Neuem, nach Veränderung, wohnt der Menschheit inne, neben ihrem entgegengesetzten Drange, dem Gewohnheitshange; und jenem Verlangen entgegen zu kommen, ist die Hauptforge der großen Mehrzahl geistig Producirender. Aber die Geister dennoch in einer bestimmten, ziemlich eng begrenzten Richtung festzuhalten, ist ebenfalls die Hauptforge dieser nämlichen Mehrzahl, und wird es aus guten Gründen immer bleiben.

Was sich an solchen Richtungen auch ohne statistische Orientirungskarte am Unverkennbarsten dem Auge aufdrängt, ist einerseits die der socialistischen, andererseits die der ultramontanen Literatur. Nur von der Letzteren soll hier die Rede sein, und zwar nur von einem einzigen Geistes-Product, das jedoch recht füglich den nämlichen Einblick in eine ganze Bodenschicht eröffnet wie der Erdklumpen, dessen chemische Analyse dem Klurabschäfer Aufschluß giebt über die Beschaffenheit einer ganzen Ackerhufe. Denn das ist ja vor Allem, was den Ultramontanismus auszeichnet: daß er sich zwar bald so, bald so mischt, daß die Mischung selbst aber durchweg aus den nämlichen Stoffen besteht, wie auch die ganze Hufe nur eine Multiplication der Gramme und Centigramme dessen bildet, was der Chemiker auf seiner Wage vor sich liegen hat.

Es hat sich ein Buch auf meinen Schreibtisch verirrt, das einen Elsässer zum Verfasser hat: Gedichte aus dem Elsaß von A. Hämmerlin.

Wir haben Dänen und Polen unter unserer Reichshoheit und verlangen nicht, daß sie uns dafür Dank wissen. Unvergeßlich bleiben mir in dieser Hinsicht zwei Schildwachen aus dem Jahre 1870. Die am Straßburger Nordthor aufgepflanzte, mit der ich einige Worte wechselte, war von der jüdischen Grenze und sprach nur dänisch. Die beim Eingange in die zerschossene Citabelle postirte konnte nur in polnischer Redemünze herausgeben. Sie kamen mir Beide mißmuthig vor, und ich verargte es ihnen nicht. Aber im „Rebhuhn“, wo man deutsch sprach und mich, weil ich deutsch

redete, doch so schlecht wie möglich logirte, hätte ich schier Lust gehabt, die zweihundertjährige Eingewöhnung der Elsässer in französische Verhältnisse zu ignoriren und auch für nichts gelten zu lassen, daß die noch rauchenden Trümmer der Stadt von deutschen Kanoniren und deutschen Granaten gar Uebles erzählten. Wir hatten uns eben in den Kopf gesetzt, die Sprache und die ehemalige Zugehörigkeit der Elsässer zum heiligen deutschen Reiche habe dafür gesorgt, daß man sich auch diesseits der Vogesen immer noch als Deutsche empfinde. Nun, ganz ist dieser schöne Traum nicht in Erfüllung gegangen. Wir werden uns in Geduld fassen müssen, aber immerhin sieht uns ein Buch, das zu uns aus Straßburg herüber weht, mit Augen an, denen wir freundlich zulächeln möchten.

Die etwas wortreiche Einleitung, mit der ich begonnen habe, ließ wohl schon vermuthen, daß von solchem Willkommgruße diesmal nicht die Rede sein sollte, daß ich vielmehr von einer Art geistigen Nährstoffs sprechen würde, die besser ungenossen bleibt. Dies ist dennoch nur theilweise meine Ansicht, ich würde sonst ganz davon schweigen. So mangelhaft die poetische Form ist, über welche der Verfasser verfügt, und so abgestanden die meisten seiner Gehässigkeiten gegen Kezer, Freigeister, Freimaurer und Juden sind, der Umstand, daß er augenscheinlich der poetische Chorführer der Elsässer Centrumsmänner ist, macht sein Buch doch beachtenswerth, wenn damit für den Verfasser auch nichts Verbindliches gesagt sein soll. Man hat dem Centrum häufig den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit gemacht. Es wäre unbillig, wenn man einem alten Elsässer aus seiner Vaterlandslosigkeit einen Vorwurf machen wollte. Ist er so glücklich gewesen, seine französischen Sympathien zu überwinden, desto besser für ihn; beim langen Froniren kommt doch nichts heraus. Aber uns Andern ist es nicht möglich, uns in seine Stelle zu versetzen. Hat er vor der Hand das Gefühl, weder nach Paris noch nach Berlin hin zu gehören, so ist er schon auf gutem Wege. Darauf speculirt ja auch die Politik Derjenigen, welche im Elsaß vor Allem die sonst mißliebige Pflanze, den Particularismus, in Zucht genommen haben. Frankreichs Republik hat nun dafür gesorgt, daß, selbst in poetischen Ergüssen, die Elsässer Ultramontanen sich nicht in Wehklagen über den Verlust der belle France ergehen, und so konnte der Sänger des Elsässer Centrum, als die falsche Nachricht von Victor Hugo's Tode durch die Blätter ging, der französischen Empfindlichkeit zum Trost, seinen etwas plumpen Pegasus zu folgender Kraft-Apostrophe spornen:

Todt! So schallet es: Todt —!
Ein riesig Ungeheuer
Schied aus dieser Welt:
Hugo, der Dichter, ist todt.
Schmühdend Himmel und Erd' —
Ihr Sonnen, Sterne und Blumen —
Jubelt in hellerem Glanz:
Hugo, der Dichter, ist todt!
Wolken, Nebel und Roth,
Und was hienieden bejudelet —
Laßt den Thränen den Lauf:
Hugo, der Dichter, ist todt!
Du schönblühender Knab',
Und Du, o reizende Jungfrau,
Jubelt im schnelleren Tanz:
— Hugo, der Dichter, ist todt!

Man wird vielleicht der Ansicht sein, ein Seelsorger dürfe selbst nicht einem Feinde so harte Worte in's Grab nachrufen; doch theilt sich der Verfasser selber schon in einer aus dem Jahre 1868 stammenden Dichtung die Rolle eines „Grob-schmieds“ zu, und es wäre auch Unrecht, zu verkennen, daß sein eigentlicher Beruf, wenn auch nur im bildlichen Sinne, nach dieser Seite hin neigt. Wie gut weiß er bei derartigen Hantirungen den volkstümlichen Ton zu treffen. Man höre die ersten Strophen des Gedichtes: „Des Grob-schmieds Traum“ (von ihm selbst erzählt):

„Ruhend saß ich vor der Schmiede
Nach genoss'ner Abendbrüh';
Ruh' war Balsam jedem Gliede
Nach des Tagwerk's harter Müß':
Einen schweren Güterwagen
Hatt' ich heute neu beschlagen; . . .
— Doch zum Schlaf war's noch zu früh.
Sonne war noch nicht gegangen
Aus des Dorfes Häuserreih'n,
Wart, wie glüh'nde Eisenstangen,
Ihre Strahlen noch herein;
Durch des Apfelbaumes Aeste,
Spielten sich als freie Gäste
Auf der Schmiede Fensterlein.“

Und nun kommt „eine hohe Weibsgestalt, nicht mehr jung, und doch nicht alt“, die Vernunft und bestellt bei dem Grobschmiede „einen festen Hammer“, und charakterisirt sich, wie folgt:

„Geistig ist mein Thun und Wesen,
Wirkt nicht bei des Hirsches Brunst;
Nur für Menschen auszerlesen,
Leb' ich ganz in ihrer Günst.“

Sie schildert darauf in mehr als zwanzig Strophen alles Ungemach, welches Demagogen, Sectirer, Rätthe und Fürsten, um das Volk zu verdummen, ihr schon angethan haben und immer noch anthun, und da während dieser langen Schilderung der „feste“ Hammer fertig geworden ist, so bedeutet sie dem Grobschmiede:

„Hämmern ist nicht meine Sache;
Schmied, dies Werkzeug paßt für Dich!
Geh', zerklappe Du die Lehren,
Die das Volk und mich entehren:
Schwing' den Hammer Du für mich.“

Der Name Hemmerlin scheint mit dieser Steinklopfer-Mission schon so ziemlich zu harmoniren. Wie der Grobschmied sich in Prosa ausdrückt, wenn er in den sogenannten Hexcaplan-Zeitungen den Hammer schwingt, verräth er uns in der Einleitung zu dem oben citirten Gedicht. Er hält sich da einerseits als Abraham a Sancta Clara und redet von den Gegnern der Vernunft, d. i. des Papstes, als hold- und soldselige Lehrer“, ergraute Doctoren, und „flaumige Stockthoren“ u. s. w., andrerseits befolgt er die gut bewährte Tactik, dem Volke etwas Unerhörtes, durch das es angeblich bedroht wird, metaphorisch vorzutragen, und dann durch den Zusatz „das ist kein Märchen, das ist Tagesgeschichte“, das erschrockene Volk glauben zu machen, es müsse sich thatsächlich bei Strafe, die hier ausgeführt wird, künftig „die Vernunft, zur Intelligenz zerpulvert, päckchenweise mit Gebrauchsanweisung um ein Apothekergeld kaufen“.

Ich habe den Verfasser als Seelsorger bezeichnet, womit freilich nicht gesagt sein will, daß die angeführten Proben seiner literarischen Thätigkeit jener Bezeichnung sonderlich entsprechen. Er selbst verschweigt auch auf dem Titel sein geistliches Amt. Vielleicht hat er, wegen seiner poetischen und polemischen Begabung für die Bearbeitung der niederen Volksclassen sich seiner amtlichen Thätigkeit begeben dürfen, oder die Mai-Gesetze verlegten ihm die Kanzel. Ein von 1859 datirendes Gedicht an den hochwürdigsten Vater Freyh in Rom gerichtet, läßt jedenfalls klar erkennen, daß er damals Priester war, und zwar ein schon stark im Kämpfen begriffener Priester. Es scheint aus der Jesuiten-Mission zu Bona in Afrika an den Vater Freyh gerichtet, denn es beginnt mit den Worten:

„Ich, auf Augustin's entweihem Boden . . .
Du, o Freund, im ewig heil'gen Rom! —
Ich umrungen von Koran-Zeloten — —
Du im Schatten von St. Peter's Dom!“

Und nach einigen Versen, welche die heilige Stadt und ihre „mit Nieseln-Lettern eingemeißelten Glaubenspunkte“ feiern, seufzt der Missionar so: in Afrika dagegen sei „Alles abgetragen, was vordem das Kreuz geschrieben“, und der

Irrthum entreiße ihm manches Schäflein, worauf er traurig fortfährt:

„Du lustwandelst im gebauten Garten
Und erquickst Dich an der Blumen Pier;
Disteln nur seh ich von allen Arten,
Jeder Schritt führt mich auf Dornen hier!“

Daß er auch im Deutschen Reiche offenbar lediglich Disteln und Dornen sieht, ist ein Verhängniß, das ihn wie eine schwarze Wolke begleitet. Ja, diese Wolke kann im „dunklen Welttheil“ kaum so schwarz gewesen sein wie das Riesengewölk, das ihm jetzt die Galle in's Blut treibt, denn in dem Gedicht „Die Sonne und die Wolke“ erblickt er in der Wolke, welche den Glanz der Sonne vernichten will, nicht nur die ihm verächtlichen Kezer, Freigeister, Freimaurer und Juden, sondern vielmehr das Staatsoberhaupt selbst; schließt der Dichter doch wie folgt: „Unsere Kirche ist die Sonne — und die Wolke — Ein Regent“. Dem Gedicht ist zwar die Jahreszahl 1854 beigelegt, aber P. Hemmerlin hat im Texte einen ganz anderen Zusatz, nämlich die Parantese „eine zeitgemäße Allegorie“ gemacht, und wer es in seiner „O 81“ erschienenen ersten Sammlung liest, wird wissen, woran er ist. Da der Mensch übrigens mit seinen höheren Zwecken wächst, so erfreut sich dieses Gedicht in einigen seiner zahlreichen Strophen eines größeren Schwunges, als ihn viele der übrigen haben, und namentlich die Freude an dem kläglichen Untergange der Wolke hat die Muse des Grobschmieds offenbar über ihr gewöhnliches Kraftmaß hinausgehoben. So schildert P. Hemmerlin diesen ja schon häufig in Prosa geweisssagten Vorgang:

Und nun schießt auf dreistem Flügel,
— Jörn und Groll im dunklen Schooß, —
Wie ein Rabenschwarm die Wolke
Auf die hehre Sonne los,
Hascht im tolen Uebermuthe
Strahl um Strahl dem Lichte weg,
Läßt der Willkür freies Walten —
Und geberdet sich gar frech.

Sieh — da braust von weiten Meeren
Bald ein mächt'ger Sturm heran,
Peitscht die Wolke auseinander,
Feget rein die Himmelsbahn;
Pfeift dazu ein lustig Liedchen,
Dem zerfliechten Dunst zum Hochn.
Und die Sonne? Nicht ein Strahlchen
Ist verlegt an ihrer Kron!“

Wir haben mit dem Bedauern angefangen, daß die Natur der Dinge ganze große Kategorien der Menschheit Jahr aus Jahr ein auf die nämliche geistige Kost verweist. Es war nicht durchaus nöthig, dabei einzig an die Leser socialistischer und Ultramontaner Lectüre zu erinnern. Jeder weiß, daß alle Bevormundeten mehr oder weniger der gleichen Monotonie überantwortet sind, und sie machen ja die große Mehrzahl aus, einerlei, was man sich unter Bevormundung denken mag. Hier haben wir uns nur mit der großen Gemeinde der Römlinge, welche so zahlreiche Abgeordnete in den Reichstag sendet, zu beschäftigen gehabt, oder vielmehr mit einem der Nährstoffe, die Jahr aus Jahr ein ihre vorwiegende geistige Kost ausmachen. Kein Wort vom Vaterlande in diesem 340 Seiten enthaltenden Buche, kein Hauch der Freude über den Friedenseinfluß, der sich seit 1871 in Europa geltend gemacht hat, kein Schimmer von Theilnahme, selbst nur für die verworrenen Lebensfäden der französischen Nation, mit welcher der Elsaß doch so lange eng zusammen gehalten hat, kein Epitheton der Ehrfurcht vor anderen Sterblichen als vor dem römischen Papste und seiner tonsurirten Armee! Und dennoch hat dieser geschmacklos gebliebene Reimschmidt mehr als nur poetischen Drang. Zwischen der Masse von, so zu sagen bestellter Arbeit, blickt es zuweilen dichterisch auf, und zu dem Verdruß, den ihm offenbar sein Berufsgeschäft des Distelköpfens und des Grobschmiedthämmerns bereitet, müssen wir den weiteren fügen, ihn jenen Beklagenswerthen zuzuzählen, „die ihren Beruf verfehlten“, die das Zeug zu etwas Besserem hatten. Es wäre

in seinem Dorfe, wenn er denn durchaus Grobschmidt werden mußte, gewiß auch in Wirklichkeit als solcher für ihn ein Schurzfell und ein Ambos zu beschaffen gewesen. Warum steckte man ihn in's Priesterseminar?

„Ach, wo ist mein Heimathland,
Dem mein Herz gewogen,
Wo mich treue Mutterhand
Sorglich aufgezogen!
O, wo ist mein Dorf!

Sei's auch lustig, sei's auch schön
Hier im Stadtgetümmel;
Meine Heimath möcht' ich sehn
Dort nur ist mein Himmel,
Nur in meinem Dorf!

So hat er einst in jungen Jahren geklagt. Jetzt macht er Späße über Rüdert's „indischen Rüheschwanz“, über Goethe's „seidenen Schlafrock von Damast (!)“ und heißt Schiller einen „edlen Thoren!“ Welche Kost für unsere mit Strömen theuren Bluts wieder erkaufte Brüder!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Wurm.

Eine englische Garnisonsgeschichte.

Von Rudyard Kipling.

Shakespeare sagt irgendwo, auch der kleinste Wurm — es könnten ebenso gut Mäusen wie Insecten sein — winde sich, wenn er getreten werde. Das Beste ist es also, einen Wurm nicht zu treten, nicht einmal den jüngsten Subaltern-Officier, der eben erst aus England angelangt ist, dessen Uniformknöpfe noch blank sind, dessen Wangen noch das Roth des saftigen englischen Rindfleisches haben.

Hier die Geschichte eines Wurms, der sich gekrümmt hat. Der Kürze halber sei nämlich Henry Ramsay Fairpaur einfach „der Wurm“ genannt, obwohl er ein recht hübscher Junge war, ohne ein Härchen im Gesicht, der die Füße eines Mädchens aufwies, als er zu den zweiten Schiffkarriés kam, wo er so mancherlei Vergernisse erlebte. Die Schiffkarriés sind ein außerlesenes Regiment, und wer da was gelten will, muß schon etwas Besonderes leisten können, im Banjospielen, im Reiten, Singen oder Komödienpiel. Leider verstand der Wurm gar nichts, als vom Pferd zu fallen und beim Fahren die Thorpfosten zu demoliren. Doch das wurde mit der Zeit einformig. Er verachtete Whist, durchlöchte das Billardtuch, sang falsch, hielt wenig auf sich und schrieb Briefe an Mama und Schwestern. Vier von diesen fünf Dingen gelten bei den Schiffkarriés als Laster, die ausgerottet werden müssen. Darum ächteten sie den Wurm nicht wenig, aber der nahm Alles geduldig hin. Er war so gut, so ängstlich zu lernen bemüht, er konnte so heftig erröthen, daß seine Erziehung bald aufgegeben war, und er von Allen sich selbst überlassen wurde, ausgenommen vom Hauptmann, der fortfuhr, dem Wurm das Leben schwer zu machen. Er meinte es nicht schlimm, aber er war etwas grob und wußte nicht zu rechter Zeit einzuhalten. Er hatte zu lange auf sein Advancement warten müssen und das versauert immer; auch war er verliebt, und das machte ihn bösarlig.

Nachdem er eines Tages dem Wurm wieder einen Streich gespielt hatte, gab er den Bericht darüber in der Messe zum Besten. Da stand der Wurm auf und sprach mit seiner ruhigen Damenstimme:

„Das ist Alles recht schön, aber ich wette eine Monatsgage, ich zahle es Ihnen in einer Weise heim, daß Sie Ihr Leben lang daran gedenken werden, das Regiment aber auch noch, wenn Sie längst todt sind.“

Er sprach dies ohne Bohn, und die Messe lachte. Der Hauptmann sah ihn von unten nach oben und wieder zurück an und antwortete:

„Gilt, Baby!“

Der Wurm rief die übrigen Kameraden als Zeugen an und zog sich mit süßlichem Lächeln zu einem Buche zurück.

Zwei Monate vergingen; der Hauptmann setzte sein Erziehungswert bei dem Wurm fort. Ich habe bereits bemerkt, daß er verliebt war. Das Erstaunlichste dabei ist, daß ein junges Mädchen ihn liebte. Obwohl der Oberst unangenehme Bemerkungen machte, die Majore brummten, die verheiratheten Hauptleute altflug lächelten, und die jungen Officiere spöttelten, waren Beide verlobt. Und so eifrig war er mit seiner Compagnie und seiner Braut beschäftigt, daß er darüber vergaß, sich weiter mit dem Wurm zu beschäftigen. Das Mädchen war hübsch und hatte Geld. Sie kommt übrigens in dieser Geschichte nicht weiter vor.

Bei Beginn der Sommerhize saßen eines Abends alle Officiere vor der Messe auf der Plattform der Cantine, ausgenommen der Wurm, der auf seiner Stube saß, um nach der Heimath zu schreiben. Die Musikcapelle hatte ihr Programm abgespielt, doch Keiner dachte daran, sich zu entfernen. Auch die Hauptmannsfrauen waren anwesend. Die Thorheit eines verliebten Mannes ist unbegrenzt. Der Hauptmann wurde nicht müde, die Vorzüge seiner Verlobten zu preisen, wobei die Damen zustimmend nickten, die Männer aber gähnten. Plötzlich wurde im Dunkel das Rauschen von Frauengewändern vernehmbar und eine müde, schwache Stimme fragte: „Wo ist mein Gatte?“

Ich will gegen die Sittlichkeit der Schiffkarriés nicht das Geringste gesagt haben, aber es ist Thatsache, daß bei dieser Frage alle Mann in die Höhe schossen, als wären sie getroffen worden. Drei von diesen waren verheirathet. Vielleicht erschrakten sie, weil sie ihre Frauen so plötzlich von der Heimath angelangt glaubten. Der Vierte meinte später, er sei nur dem Impuls des Augenblicks gefolgt.

Dann rief jene Stimme wieder: „O Lionel!“

Lionel war der Name unseres Hauptmanns. Eine Frau trat näher, streckte die Arme nach der dunkeln Stelle aus, wo er stand, und seufzte. Wir Alle erhoben uns und fühlten, daß jetzt sich etwas ereignen müsse, und waren bereit, das Schlimmste zu erwarten. In der kleinen Welt, wie die unserige, weiß man so wenig vom Leben seines Nächsten, daß man keineswegs überrascht ist, wenn plötzlich ein Zusammenbruch erfolgt. Vielleicht war der Hauptmann in seiner Jugend in die Falle gegangen; Männer werden ja oft in dieser Weise gefangen. Wir wußten es nicht, wir wollten es aber erfahren, und die Officiersdamen waren so begierig wie wir. Ging er wirklich in die Falle, so war er zu entschuldigen, denn das aus der Ferne gekommene Frauchen in staubigen Schuhen und grauem Reisfelleid sah mit ihrem schwarzen Haar und großen thränenvollen Augen sehr lieblich aus. Sie war schlank, hatte ein schönes Gesicht, und ihre schluchzende Stimme war rührend. Als der Hauptmann aufstand, schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und nannte ihn „mein Liebling“; sie hätte es nicht länger allein in England aushalten können, seine Briefe wären so kurz und kalt gewesen, sie wäre sein bis an's Ende der Welt, und ob er ihr verzeihen wolle. Das klang just nicht so, wie eine Lady zu sprechen pflegt; es war zu leidenschaftlich. Jedenfalls schienen die Dinge sehr arg. Die Officiersfrauen blickten den Hauptmann sehr streng an, und das Gesicht des Majors glich dem jüngsten Tag. Keiner sprach zunächst ein Wort. Endlich sagte der Oberst kurz: „Nun, Herr?“

Die Dame schluchzte auf's Neue. Der Hauptmann, halb erdrückt von dem Arm, der ihn umschlang, keuchte fast tonlos: „Verdammte Lüge! War in meinem Leben nicht verheirathet!“

„Schwören Sie nicht!“ mahnte der Oberst. „Gehen wir hinein, die Sache in's Klare zu bringen.“

Und er seufzte dabei, denn er hielt etwas auf die Moral seiner Schiffkarriés. Wir begaben uns Alle in das besser beleuchtete vordere Zimmer, und hier erst sahen wir, wie schön diese Frau war. Sie stand in der Mitte, zuweilen erschüttert vom Weinen, dann wieder stolz die Arme nach dem Hauptmann ausstreckend. Es war wie der vierte Act einer Tragödie. Sie erzählte uns, daß der Hauptmann sie geheirathet hatte, als er vor achtzehn Monaten mit Urlaub zu Hause war; auch

schien sie von seiner Familie und seiner Vergangenheit Alles das zu wissen, was wir wußten, und noch viel mehr. Er sah weiß und sah aus und versuchte hie und da in einen Sturm von Worten auszubrechen. Wir Andern sahen nur, wie lieblich sie war und wie verbrecherisch er aussah, und hielten ihn für eine Bestie schlimmster Art; aber er that uns dennoch leid.

Ich werde nie das plötzliche Erscheinen der Gattin unseres Hauptmanns vergessen. Auch er gewiß nicht. Es brach so jäh, so unangekündigt aus dem Dunkel hervor in unser übes Leben. Die Officierfrauen standen im Hintergrund; ihre Augen leuchteten, und man erkannte, daß sie bereits überzeugt waren und über den Hauptmann das Urtheil gefällt hatten. Der Oberst schien um fünf Jahre gealtert. Einer der Majore beschattete seine Augen mit der Hand und betrachtete prüfend die Frau. Ein zweiter laute an seinem Schnurrbart und lächelte ruhig, als ob er einem Schauspiel beiwohnte. Weiter oben bei den Whisttischen war der Eckel damit beschäftigt, nach Fliegen zu schnappen. Ich erinnere mich an Alles so deutlich, als ob ich eine Photographie davon in der Hand hätte. Ich erinnere mich auch an den Schredensausdruck auf des Hauptmanns Gesicht. Er sah aus wie ein Gehängter, nur viel interessanter. Schließlich erklärte die Dame, der Hauptmann habe auf seiner linken Schulter ein F. M. tätowirt. Das war uns Allen auch bekannt, und unsere unschuldigen Gemüther schienen nun völlig überzeugt. Doch einer der lebigen Majore bemerkte sehr höflich:

„Ich glaube, meine Gnädige, Ihr Trauschein würde dem Zwecke besser dienen.“

Sie fuhr empor, sah den Hauptmann wüthend, den Oberst, den Major und alle Andern ärgerlich an. Dann weinte sie wieder, zog aus ihrer Bluse ein Papier und sprach großartig: „Hier, nehmen Sie! Und lassen Sie es meinen Gatten, meinen gesetzlich angetrauten Gatten laut vorlesen, wenn er es vermag!“ Allgemeines Staunen, Einer sah den Andern an, als der Hauptmann das Papier nahm. Er schwankte, seine Kehle war trocken; doch als sein Blick auf die Schrift fiel, brach er in ein rauhes Stottern aus. Dann sagte er zu der Dame: „Sie junger Schelm!“

Und die Dame eilte zur Thür hinaus.

Auf dem Papiere aber stand geschrieben:

„Hiermit wird bestätigt, daß ich, der Wurm, dem Herrn Hauptmann meine Schulden alle bezahlt habe, ferner, daß der Herr Hauptmann, laut Bestimmung vom 23. Februar, wie die Kameraden bezeugen, mir eine volle Monatsgage in gesetzlicher Währung des Indischen Reiches schuldet . . .“

Eine Deputation wurde nach der Wohnung des Wurms entsandt und fand ihn im Umkleiden begriffen. Aber so wie er war, mußte er hinüber kommen, und die Schillkarris jubelten ihm so laut zu, daß die Artillerie-Messe herüberschickte, um auch was von dem Späße zu haben. Ich glaube, wir Alle, der Oberst und der Hauptmann ausgenommen, waren ein wenig enttäuscht, daß der Scandal in Nichts zerronnen war. Doch das ist nun einmal menschlich. Es gab nur eine Meinung über des Wurms Darstellungskunst. Als er mit uns nachher auf dem Sopha saß und wir ihn fragten, warum er nie was davon gesagt habe, daß Komödienpielen seine starke Seite sei, antwortete er ruhig:

„Ich möchte auch gar nicht, daß Ihr mich darum befragt hättet: ich pflegte zu Hause mit meinen Schwestern Theater zu spielen.“

Doch das Alles erklärt noch nicht des Wurms Virtuosität. Persönlich finde ich die Sache ja nicht sehr geschmackvoll, überdies auch gefährlich. Man soll nicht mit dem Feuer spielen, auch nicht zum Scherz.

Die Schillkarris machten ihn zum Vorsitzenden des dramatischen Regiments-Klubs. Und als der Hauptmann seine Schuld bezahlte — was auf einmal geschah — stiftete der Wurm das Geld für Decorationen und Costume. Er war ein guter Wurm, und die Schillkarris sind stolz auf ihn. Das Einzige, was hängen blieb, war, daß er von nun an „Frau Hauptmann“ genannt wurde, und weil es jetzt deren zwei in unserer Compagnie giebt, so entsteht leicht eine Verwechslung.

Aus der Hauptstadt.

Die Intervention.

Nach Mittheilungen meines Lieblingsblattes.

I.

Man lasse sich doch nicht von den alldeutschen Schreibern betören, den blutrünstigen Narren, die unser Vaterland in tausend Abenteuer stürzen und mit aller Welt verfeinden wollen! Um ihren, oft recht selbstsüchtigen Haß gegen England büßen zu können, machen sie in Buren-Freundschaft und beschimpfen einen Staat, mit dem uns ein Geheimvertrag, ja, wie Mr. Chamberlain neulich andeutete, sogar eine Allianz verbindet; einen Staat, dessen Herrscherhaus dem geliebten unsrigen nahe verwandt ist und dessen ehrwürdiger Königin unser Kaiser erst vor kurzem einen längeren Besuch abstattete. Unsere Leser wissen, daß wir Bismarck's verfehlte und verderbliche Inland-Politik Zeit Lebens mit Aufopferung und ohne Scheu vor autographirten Strafanträgen bekämpft haben. Aber das hält uns nicht davon ab, sein Werk, soweit es unsterblich ist, gegen die Angriffe politischer Einsaltspinsel in Schutz zu nehmen, zumal wenn diese Tröpfe mit seinem erlauchtem Namen treiben. Bismarck war ein erbitterter Feind der sentimentalen Phrase, er lehrte uns Realpolitik treiben, und er münzte das Wort von den Knochen des pommerischen Grenadiers. Wenn aber nicht einmal die Lösung der orientalischen Frage diese Knochen werth war, um wie viel weniger dürfen sie dann in Südafrika auf's Spiel gesetzt werden! Befreien wir uns also mit bismarckischer Kraft von dem faulen Zauberbann der Phrase, von der sentimentalen Bewunderung und Bemitleidung der corrupten Burenrepubliken! England trägt die Kultur und die Civilisation nach Südafrika, England will dies Gebiet der ehrlichen Arbeit und dem Fortschritte erschließen, ihm die Bildung des Jahrhunderts bringen — soll es da wirklich vor dem selbstsüchtigen Einspruch roher und verderbter, bestechlicher Sklavenhalter zurückschrecken, die sich in ihren Kleidern zu Bett legen, sich wochenlang nicht waschen und weder schreiben noch lesen können? Die Buren empfangen nur den wohlverdienten Lohn für ihre kleingeistige Absonderungspolitik; je eher sie unter englische Herrschaft kommen, desto besser für sie. Wenn nichtsdestoweniger in kleinen deutschen Hefblättern der Ruf nach Intervention laut wird, so genügt es, diese Hinverbranntheit zu belächeln. Die englischen und die deutschen Interessen fließen, wie überall auf der Welt, so auch in Südafrika zusammen.

II.

Gewiß, nicht theilnahmslos kann und darf Europa dem Heldenkampfe des tapferen kleinen Völkchens zusehen. Es ist ganz unnötig, uns dies in groben Briefen mit Abonnementskündigungen klar machen zu wollen; wir kennen unsere Pflicht ohnehin, und unsere Leser sollten eines kleinen Mißverständnisses halber das Blatt nicht gleich massenweise abbestellen. Noch haben Recht und Gerechtigkeit eine Stätte in der Welt; noch empört sich in den alten Culturnationen jede Faser gegen den Gedanken, daß schändliche Raffsucht, daß der versuchte Hunger nach Gold ein harmlos Volk von Hirten um Freiheit, Ehre und Vaterland bringen soll. Unsere Leser wissen, daß wir bei Ausbruch des Krieges dieselbe streng unparteiische Haltung wie heute eingenommen haben, und man wird diese Haltung in London wohl zu schätzen wissen. Aber gerade, weil wir nicht zu den wahnsinnigen Engländeressern gehören — obwohl wir Chamberlain's Raubzug ebenso erbittert verdammen, wie irgend eine, in angeschminelter Burenliebe schwimmende Concurrrenz-Zeitung, die uns vergebens Abonnenten abzurufen sucht — gerade deshalb hoffen wir, bei den vornehm gesinnten Britten Gehör zu finden. Dieser Krieg ist eine Schande für das hochherzige Albion, und je eher es die Anstifter zum Teufel jagt, desto besser für seinen Welttruf.

Europas Sympathien, wir wiederholen es, gehören den Buren. Von diesen lobenswerthen Empfindungen aber bis zu einer Intervention, wie sie in manchen, zweifellos gutmeinenden, jedoch politisch wenig ver-

sirten Kreisen verlangt wird, ist naturgemäß ein weiter Schritt. Wer England nicht ohne Noth tödtlich beleidigen will, der darf jetzt nicht von Einmischung sprechen. Die Buren sind in unbefrittenem Fortschritt, die englischen Heere liegen ihnen allerorten gelähmt gegenüber, noch immer hat sich der Sieg an den Blerkeur geheftet — wäre es nicht eine Unfreundlichkeit sondergleichen, wenn Europa oder gar Deutschland auf das gedemüthigte England nun noch irgend welchen Druck ausübte? Außerdem bedürfen die triumphirenden Buren zur Zeit unserer thätigen Hilfe gar nicht. Sie werden ohnedies mit dem Widersacher fertig. Erst in dem Augenblick, wo England seinen Waffenruhm wieder hergestellt hat und Ojm Pauls Schaaren im Nachtheil sind, wo der eventuellen Einmischung also kein gehässiger Stachel mehr anhaftet, erst dann hat Europa das Recht, einzuschreiten. Dann braucht es aber auch nicht mehr zu befürchten, des großmüthigen Englands seines Ehrgefühls und Nationalstolz zu kränken. Allerdings, sobald dieser Augenblick gekommen ist, hat die Intervention auch unverzüglich zu erfolgen. Pflicht und Gewissen, Civiltisation und Friedensliebe gebieten es uns.

III.

Cronje gefangen, die Belagerung von Ladysmith aufgehoben, Bloemfontein eingenommen und Joubert gestorben — die Burenfahnen sinken zur Erde, der englische Leopard hat seine Beute in ehernen Pfanken. Ist es nicht unbegreiflich, daß das blöde Interventionsgeschrei auch jetzt noch nicht aufhört? In ehrlichem Mingen hat Großbritannien seinem Gegner niedergeworfen, das Blut seiner besten Söhne rieselte über die steinigten Hänge Natal's und des Oranjesfreistaates — und nun fordern gewisse Heppolitiker unsere Regierung allen Ernstes auf, die Neutralität zu brechen und England um die Früchte des mühevollen, schönen Sieges zu bringen? Wäre nicht ein Aufschrei der Entrüstung durch unsere heimischen Gaue gegangen, wenn England 1871 auf seiner Einmischung bestanden hätte? Die Londoner Staatsmänner dachten damals weise und freundschaftlich genug, um Bismarck gewähren zu lassen; sie wußten, daß sie sich sonst den unauslöschlichen Haß eines ganzen Volkes zuziehen würden. Wir aber sollten uns des guten alten Spruchs erinnern: Was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg auch keinem Andern zu.

Aus unserer Sympathie für die tapferen Buren haben wir im Einverständnis mit unseren lieben Abonnenten nie ein Hehl gemacht, und wenn sie kämpfend untergehen, so werden wir ihr hartes Schicksal von Herzen betauern. Aber ein Anderes ist es, als unverantwortlicher Unterthan seiner Abneigung gegen gewisse Praktiken Cecil Rhodes' kräftigen Ausdruck zu verleihen, oder als verantwortlicher Staatsmann zu handeln. Graf Bülow, dem das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn voll und ganz gehört, weicht keinen Zoll breit von dem erprobten Pfade bismarckischer Gepflogenheiten ab. Wahrlich, es bedarf der boshaften Einweise auf die Fahrt nach Windsor nicht, und ebenso wenig der unselbstigen Redensarten von neudeutscher Tringelber-Politik, um Graf Bülow an seine Pflicht zu erinnern. Er steht der kritiklosen Bewunderung englischen Wesens ebenso fern wie dem fanatischen Engländerhass; kühl und nüchtern verfolgt er die Ereignisse und trifft bei Zeiten seine Maßnahmen. Wir erinnern nur an die Flottenvorlage und die Torpedofahrt nach Köln. Sein staatsmännischer Sinn hat klar erkannt, daß eine Intervention zur Zeit zwecklos ist, weil das siegreiche England hochmüthig jeden unerbetenen Vermittelungsvorschlag zurückweisen würde. Eine solche Zurückweisung aber bedeutete eine schwere diplomatische Niederlage Deutschlands, die erste, die wir seit dem März 1890 erleiden würden.

Deutschland ist, so versteht Graf Bülow seine Aufgabe, auch heute noch der ehrliche Matler Europas. In Deutschland verkörpert sich das Neutralitätsprincip. Deutschland läßt die Kämpfer auf dem südafrikanischen Boden gewähren und wacht darüber, daß Transvaal nicht das Bündelhölzchen werde, an dem sich ein Weltkrieg entzünden kann. Darum hält es mit Strenge nicht nur auf seine Neutralität, sondern ist auch um diejenige anderer Nationen besorgt. Herr Krupp erhielt nicht die Erlaubniß zum Versand der ihm von England bestellten, für Südafrika

bestimmten Geschosse. Und wir glauben kein Geheimniß auszulauern, wenn wir mittheilen, daß Portugals fester Entschluß, die Delagoabai nicht zu verkaufen, den Durchzug englischer Truppen also unter keiner Bedingung zu gestatten, größtentheils auf deutsche Einflüsse zurückzuführen ist. Unser Auswärtiges Amt hat an den in Frage kommenden Stellen darüber keinen Zweifel gelassen, daß es sich zur unbedingten Neutralität nur so lange verpflichtet fühle, als andere Staaten diese Neutralität gleichfalls beobachten. Der kalte Wasserstrahl hat trefflich gewirkt. Wir unsererseits halten es für ein Meisterstück Bülow's, daß er die Buren vor einem heimtückischen Ueberfall schützte, ohne doch aus seiner Reserve herauszutreten und den Engländern Anlaß zur Klage über einen unfreundlichen Act zu geben. Erinnerung diese Kunst, staatsmännische Neutralität zu wahren, den Weltfrieden zu sichern und doch gleichzeitig dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes, seinen innigsten Wünschen zu genügen, nicht an Bismarck's glänzendste Thaten?

IV.

Wozu der Lärm? Wir wußten alle seit Jahren, daß der Staatsvertrag Portugals mit England den Briten jederzeit freistellte, Truppen über Beira nach Rhodessien zu schicken. Daß England von dieser ausdrücklichen Durchmarsch-Erlaubniß Gebrauch macht, kann Niemanden Wunder nehmen, der da glaubt, Staatsverträge würden abgeschlossen, um ausgeführt zu werden.

Nun wollen wir nicht in Abrede stellen, daß Frankreich, als Befitzer Madagaskars, allerdings guten Grund hat, die letzten Vorgänge in Delagoa mit Mißtrauen zu betrachten. Wird die Delagoabai englisch, so verliert das mit so großen Geld- und Menschenopfern eroberte Königreich der Hovas ganz bedeutend an Werth für unseren westlichen Nachbar, ja, wird zu einer Gefahr für ihn. Doch das ist, wie gesagt, seine Sache. Wären wir ein Pariser Blatt, so hätten wir das Recht, von einer Verletzung der Neutralität zu sprechen und Interventionspläne zu erörtern; uns Deutsche aber geht der Vorfall durchaus nichts an. So thöricht, anderen Nationen die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sind wir schon längst nicht mehr, und auch die Rolle des Hausknechtes von Europa sagt uns verzweifelt wenig zu.

V.

Inwieweit Rußland aus den englischen Verlegenheiten Nutzen ziehen will, und ob sich Herr Murawiew wirklich mit Interventionsideen trägt, darüber ist heute nichts Bestimmtes zu melden. Es liegt ja auf der Hand, daß eine so günstige Gelegenheit, sich einzumischen, für das Zarenreich in hundert Jahren nicht wiederkehren wird, und man ist wohl berechtigt zu der erstaunten Frage: Brutus, schläfst Du? Die Petersburger Regierung hat nur nöthig, zuzufassen, und die reife Goldfrucht Persien fällt ihr in den Schooß. Sie braucht ihre Generale nur niedersteigen zu lassen in die indische Ebene, denn das sonnige Land der Hindus ist von britischen Truppen entblüht. Nicht lange mehr, und sie werden zurückgekehrt sein. Die Gunst der Stunde ist dann veräußert. Leider macht sich auch am russischen Hofe, wie wir schon so oft mit Bedauern festgestellt haben, englischer Einfluß geltend; Kaiserin Alexandere contrairt die Entwürfe Murawiew's und verhöndert die Intervention gerade des europäischen Staates, der durch seine Lage und seine Machtentfaltung am ehesten dazu berufen wäre. — Abonnements für das neue Quartal nehmen alle Postanstalten entgegen.

VI.

Daß dem Blutvergießen ein Ende gemacht werden muß, diese Ueberzeugung bricht sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika immer mehr Bahn. Die burenfreundliche Agitation macht täglich große Fortschritte, und wenn Mc. Kinley sich seinen Präsidentensitz erhalten will, dann wird er dem Begehren des amerikanischen Volkes Gehör schenken und eine Intervention vorbereiten müssen. Und in der That — keiner Nation liegt in dem Maße die Pflicht ob, zu Gunsten der Buren ein-

zuschreiten, wie der amerikanischen, und keiner wird es durch ihre herzliche Freundschaft mit England so leicht gemacht. Die Buren stehen in dem selben, schweren Freiheitskampfe, wie vor hundert Jahren die Nordamerikaner. Möge sich das Sternenbanner bei Zeiten auf seine ruhmreiche Vergangenheit besinnen und seine hohe Aufgabe erfüllen! Möge im nächsten Quartal die amerikanische Intervention erfreuliche Thatsache geworden sein! Wer das Abonnement nicht sofort erneuert, läuft Gefahr, unsere Zeitung am 1. April nicht rechtzeitig zu empfangen.

VII.

Gerade ein gemeinschaftlicher Schritt der mittleren Mächte, an ihrer Spitze die den Buren stammverwandten Staaten Holland und Belgien, würde seinen Eindruck nicht verfehlen und die Idee der Intervention populär machen. Schweden, Dänemark, die Schweiz, Spanien und die Türkei, in ihrem Gefolge vielleicht Kreta, Neuz Ältere Linie, der Kongostaat und Monaco, könnten den Großmächten einen Schritt erleichtern, der gethan werden muß und wird, wenn anders Europa sich nicht ewigen Gewissensbissen aussetzen will. — Unsere Leser erfahren auch aus dieser Darlegung, wie ernst es uns um unsere Burenfreundschaft ist. Wir bitten deshalb, das Abonnement vertrauensvoll sofort zu erneuern und uns die trüben Erfahrungen des letzten Quartals zu ersparen.

VIII.

Dieser grauige Mordanschlag, der das neue Quartal so erschütternd einleitet, vernichtet wie Hagelwetter jede Hoffnung auf baldigen Friedensschluß in Südafrika. England dankt mit uns in Kirchen und Kapellen dem himmlischen Herrn, der das theure Leben des geliebten Prinzen und Thronfolgers so sichtbarlich beschützt und dem Mörder die Idee eingegeben hat, seine Waffe nur mit durchaus unschädlichen Platzpatronen zu laden — aber sind die Vorwürfe der Times gegen die überreizte Burenschwärmerei, die dem fünfzehnjährigen Herosrat den Revolver in die Hand gedrückt hat, nicht berechtigt? Wahrhaftig, die europäischen Regierungen und besonders die mit England in so vertrautem Verhältnis stehende deutsche sollten nicht länger zögern, der Frage eines Ausnahmegesetzes gegen die Engländer näher zu treten. Sie wären des Beifalles aller verständigen Elemente und aufrichtigen Patrioten sicher. Cipido's verabscheuenswerthes Attentat gegen das geheiligte Haupt eines der liebenswürdigsten Menschen und vornehmsten Prinzen ist ja, Dank dem Eingreifen höherer Mächte, Gottlob mißlungen. Wer aber bürgt uns dafür, daß die Tonart einer gewissen Presse nicht neue Cipido's schafft? Und möge die Buren-Regierung an dem schmachvollen Verbrechen nun schuldig oder schuldlos sein: nach dieser Schandthat darf sie auf die Intervention des mit Recht entriüsten Europas nicht mehr rechnen. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Gevatter Tod“. Ein Märchen von der Menschheit. Drama in fünf Aufzügen von Eberhard König. (Bgl. Schauspielhaus.)

Mit den jüngeren Dichtern, die sich in bewußten Gegensatz zu der Sauerlohl- und Wagenbittern-Dramatik stellen und über sie hinaus streben, hat Eberhard König nichts gemein. Er bringt dunkle Symbole auf die Bühne, personifiziert den Tod und weicht alltäglicher Lebenswirklichkeit aus, nicht, weil er die Kleintunst der letzten zehn Jahre durch eine Kunst der großen Linien verdrängen will, sondern weil er noch völlig in der eigentlich überwundenen, trivialen Romantik von anno Tobad steckt. Es ist noch wenig Originelles in ihm, trotzdem er sich bedenkliche Mühe giebt, eigenartig zu scheinen, und das Beste an seiner Arbeit sind die Anlehen, die er allenthalben macht. „Gevatter Tod“ präsentiert sich als eine umfangreiche Lesefrucht, über deren Zweck und Inhalt Eberhard König selbst nicht recht klar geworden ist. Uns wäre die frische Unreife der Jugend, die den Gedankenballast verschmäht und über der Freude am sinnlichen Ausdruck den heiligen Geist vernachlässigt, lieber als diese sorgenvolle, ausgeklügelte, zerfahrene Fausttade. König wünscht mehr zu geben, als er hat, wenigstens einzuweisen hat, und seine

hübsche Versbegabung zerreibt sich an Aufgaben, denen sie bei Weitem nicht gewachsen ist. So vermengt man hinter dem wirren Phrasengellingel, das unerhörte, tiefgründige Wahrheiten einläuten zu wollen scheint, immer wieder den Gedankenkern, ärgert sich, wenn der Autor die selbstverständlichsten Selbstverständlichkeiten zehnmal pomphaft umhüllt, wie eine Füllkapp-Deberwurft, und andererseits vor lauter Redensarten den Faden verliert und es seinen Hörern überläßt, sich beim Wort-Geklapper etwas zu denken. Das Drama erinnert dadurch verzweifelt an stilllose Schwindelbauten, die der Buzanwurf reiten soll, oder an die Programm-Musik gewisser moderner Nachsymphoniker. Durch die unfehlliche Gespreiztheit der Verssprache verliert man das Interesse sogar an König's hübschen lyrischen Talente, das bei einer einfacheren, ehrlicheren Behandlung des Stoffes sichere Wirkungen ausgeübt hätte.

Der Tod, ein interessanter, gutmüthiger Herr, hat bei der Taufe des Häuersohnes Hänschen Pathe gestanden und ihn, der weder die Furcht noch das Weib kennt, später zu einem der mit Recht beliebten Verträge überredet. Hänschen muß geloben, dem Tode ein williger Diener zu sein:

„Wenn ich das Haupt versagend schütteln muß,
Erschwerge jeder Wunsch und jedes Flehen,
Und jeder Trost vor meinem stummen Nein.
Doch wenn der schwachen Selbstsucht Du verfallst
Und ihrem kindischen Empörerrwahn,
Und rüttelst mit der schwachen Knabensauft,
Dem Ohnmachtskrampf des lahmen Erdenwillens,
Am Unabänderlichen — wehe Dir!“

Hans versteht den von Nothadjectiven und Füllwörtern wimmelnden Schwulst. Er empfängt vom Gebatter einen Heiltrank, der nur dann hilft, wenn der Tod nichts dagegen hat. Mit dem Wundermittel bewehrt, zieht er als gefeierter Arzt durch die Lande und überläßt dem Senfmanne Anfangs gehorsam jedes Opfer, das er zeichnet. Aber natürlich bleibt die Rebellion nicht aus. An's Sterbebett einer hohen Prinzessin berufen, ringt Hans mit seinem Meister um sie — und der merkwürdig entgegenkommende Tod überläßt die Schöne dem sich verzweiflungsvoll gebendenden Jüngling. Allerdings nicht ohne ihn zum Lohn für seinen Ungehorsam einen grausen Fluch in's Gesicht zu schleudern. Bis hierher ist König's Ideengang begrifflich, obgleich die Fülle der Gesichte und Symbole sich gegenseitig erschlägt und verbunkelt. Was nun aber folgt, ist spielerische leblose Theatererei. Hans heirathet die Prinzessin, zeugt sogar ein Kind mit ihr, verliert sie dann im Meeressturm und kehrt schließlich als gebrochener Greis in den heimathlichen Wald zurück, wo ihm sozusagen ein Wiedersehen mit seinen Lieben, allerhand Spaß mit einer netten Fee und schließlich der Tod bescheert wird. Es ist schlechterdings nicht erkennbar, was König mit all' dem Hin und Her bezweckt. Man merkt wohl, daß er uns auf sämtliche Höhen und Tiefen des Daseins führen will, da er jedoch die einzelnen Phasen der Handlung nicht miteinander zu verknüpfen versteht, sondern die Bilder unvermittelt nebeneinander setzt, so erzeugt er in uns nur die triste Empfindung, die allzu langes Caroussellfahren hervorruft. Niemals kommt dazu auch nur vorübergehend eine erwärmende und fesselnde Einheitlichkeit der Stimmung auf. Statt des froh lebendigen Märchens sehen wir eine blutlose, dürre Abstraction, die mit Lobtentanz-Motiven aus allen möglichen Dichtungen aller möglichen Dichter ausgeschmückt ist. Kein Zweifel, Herr König liest zu viel und stellt seinen Fuß auf Millionen Soden. Er sollte einmal versuchen, das zu scheinen, was er ist, und es wird ihm dann vielleicht gelingen, zu unsern Herzen zu sprechen, statt wie jetzt zu unserm Erinnerungsvermögen.

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort zur Reform der Bildhauerei.

Sehr geehrter Herr!

Um der guten künstlerischen Sache, die ich in meiner Schrift „Vehrsjahre in der Plastik“ zu vertreten glaube, darf ich mich wohl mit Ihnen freuen über das liebevolle Verständnis, mit dem in der vortigen Nummer der „Gegenwart“ so hervorragende Künstler wie Wegas, Eberlein und Klinger auf die von mir gehegten Ideen, unsere Plastik wieder zu einer zeitgerechten, großen Kunst zu erheben, eingegangen sind und öffentlich ihr Gutachten über dieselben abgegeben haben. Mir selbst ist überdies eine große Anzahl von Zustimmungsbriefen bedeutender Künstler aus Deutschland, Oesterreich und Frankreich zugekommen, aus deren stattlicher Reihe ich nur die Namen der engeren Fachcollegen Professor Myslibet (Prag), Hermann Hahn (München), H. Witterlich (Wien), Professor A. Scharff (Wien) und R. Carabin (Paris)

hervorheben will, die in seltener Uebereinstimmung die Verwirklichung der vorgeschlagenen Reformen wünschen und ihre Dringlichkeit anerkennen. Ich könnte insbesondere kein klareres, eindringlicheres Wort an den Schluß der schönen Diskussion, die Sie angeregt haben, stellen, als die Worte des oben erwähnten ausgezeichneten französischen Bildhauers R. Carabin, der das Wesentlichste der Gedanken, die mich bei der Niederschrift meines Büchleins bewegt haben, in der schönen, prägnanten Stelle seines Briefes zusammenfaßt, die ich ohne Zwischenrede hierherzusetzen will:

„Ich habe eben Ihre Broschüre gelesen und beileide mich, Ihnen die ganze volle Freude, welche mir Ihre Ausführungen bereitet haben, auszudrücken; die Freude, zu wissen, daß ich einen Kollegen habe, welcher die Ideen mit mir theilt, die ich auf eigene Faust seit einem Jahre in's Praktische umzusetzen suche. Ich habe Ihren Gedankengang in einen einfachen, schlichten Satz gebracht, der da heißt: *donner une forme à la matière et non donner de la matière à une forme*. Und ist es nicht die letztere Art künstlerischen Vorgehens, welche ungeliebterweise in öffentlicher Kunstschule angewandt wird; und ist dies nicht der Grund, daß wir heute nur mehr Modelleure in Thon haben, die nur um ihr Werk „dauerhaft“ zu machen, es in Stein, Marmor, Bronze, Holz übertragen lassen, ohne sich Rechenschaft abzulegen über das Material, dessen Eigenheiten sie gar nicht kennen! Und deshalb haben wir keine Genies, oder selbst nur originelle, persönliche Künstler mehr; deshalb gleichen alle Marmorwerke Bronzen und alle Bronzen dem Marmorwerk.“

Hochachtungsvoll

Wien, 5. April 1900.

E. Hellmer.

Notizen.

Der Dorfschulze. Komödie in vier Acten von Karl Bilz. (Berlin, Imberg und Lessing.) Wie in einem neueren Theaterstücke Servilität und Bedanterie, welche sich hie und da in Lehrerkreisen zeigen sollen, gegeißelt werden, wie schon der große französische Komödiendichter sich über die Unwissenheit und den Fachdünkel, welchem die Mediciner seiner Zeit überall zeigten, lustig gemacht, so hat nun Bilz versucht, die allzugroße Schneidigkeit zu geißeln, welche sich besonders bei jüngeren Mitgliedern zeitgenössischer Richtercollegien zuweilen zeigt. Der Held der Komödie, der bulgarische Dorfrichter, hat freilich Ursache zu dieser Schneidigkeit. Ein gutmüthiger, allenthalben nachsichtiger und zum Verzeihen geneigter Mann, hat er es als Dank für diese Mißherzigkeit erlebt, daß er von seinen Bauern bei jeder Gelegenheit genarrt und gehänselt wird. Das ist der Grund, weshalb ihn die hübsche Wirthstochter, die er, ein stattlicher Wittwer, umfreit, zurückweist. Sehr begreiflicher Weise schlägt nach solchen Erfahrungen die Gutmüthigkeit unseres Dorfschulzen in das gerade Gegentheil um. Er giebt in den folgenden Gerichtssitzungen nun Beweise größter Härte und Rücksichtslosigkeit. „Ich will das Volk zusammenschmeißen, Waschlappen sollen sie mich nicht mehr heißen!“ Zuletzt empört sich die Gemeinde geradezu, bis der Schulze, gerührt von einer Rede seines Töchterchens, seinen Fehler einsieht und Alles mit der Hochzeit des Paares in Frieden schließt. Die Komik der sich aus diesem Verlauf der Handlung ergebenden Scenen ist von dem Verfasser sehr glücklich ausgenutzt und in gewandter poetischer Diction behandelt. In der „Gegenwart“ wurde unlängst bei einer Besprechung der Weimaraner Jahrhundertwende eine verschollene satirische Komödie *fin de siècle* ausgegraben und dabei das Bedauern darüber ausgesprochen, daß 1900 eine ähnliche Dichtung noch nicht hervorgerufen habe, obwohl es in Literatur, Kunst und öffentlichem Leben noch viel weniger an zu geißelnden Thorheiten fehle, als zu

Schiller's Zeit. Karl Bilz, dem wir schon ein paar hübsche arithmetische Komödien verdanken, sollte sich den dankbaren Stoff nicht entgehen lassen.

Wir haben unlängst an dieser Stelle dem holländischen Dichters, Satiriker und Pamphletisten Multatuli (Pseudonym für einen längeren Essay) gewidmet. Seither fährt sein begeistertes Lesers, Wilhelm Spohr, in seinem Unternehmen fort, uns die Werke seines „Abgottes“ zu vermitteln oder, wie er sich ausdrückt, „den Dichtern zu schenken. Ein neuer Band enthält den Roman „Max Havelaar“ (Minden, Bruns.) Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Autor selbst ist, der die hohe Beamtenstellung eines Assistenten von Lebak auf Java einnahm und nach seinem in feierlicher Pension verlangten Abschied aus Landesdiensten seine sehr merkwürdigen Erfahrungen in den Niederländisch-Indischen Besitzungen in ganz künstlerischer Einkleidung in diesem Buche niederlegte. Es ist ein sehr reichhaltiger, rithisch-tragischer Colonialroman, in welchem Multatuli Wahrheit und Fiktion zusammenmischt und so ein Kunstwerk vor uns hinstellt. Die Originalität und Frische des Werkes sind von großem Zauber, in dem weiteren Bande „Liebesbriefe“, Ein Seelendrama in Versen, Prosas und Versdichtungen. Max, in dem der prometheische Charakter lebendig ist, Schönheit und Freiheit zu ertrogen, wird von Fanny, das ist der Weltgeist, gedacht in der Form einer activen und zum Glück inspirirenden Person — durch alle Wechselstellungen des Menschlichen durch großes Leid hindurch seiner höchsten Bestimmung zugeführt, alles das fesselt mit seiner Tragik, mit seinem Humor, mit seiner Kraft und Siegestimmung den Leser ungemein. Es entsteht eine Spannung wie im Roman, im Drama; man fühlt, wie Max übermannt wird, wie Unrecht und Schmerz, sonderbar wird, müde, krank. Und dann erst Fanny, und sie schenkt Max, was sie verheißt: „Erst den Willen, dann die Kraft . . . und am Ende den Sieg!“ Die eingestreuten moralisirenden Fabeln, das große Gedicht von der „Kreuzigung“ und die Strafpredigt an die Wähler sind durchaus bedeutend. Die Uebersetzung von Wilhelm Spohr ist meisterhaft, und wir sind begierig, die „deutschen“ seine für unseren Geschmack etwas verstiegene Begabung theilen werden. Jedenfalls war Multatuli ein Dichter und verdient unsere Bewunderung und unsere Liebe.

Des asketischen, weltverleugnenden russischen Moralisten Tolstoj's ergreifendes Seelengemälde „Auferstehung“ erscheint gleichzeitig in mehreren deutschen Ausgaben, von denen die von Ad. Heß übersetzte und ebenso geschmackvoll ausgestattete der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart wohl den Preis verdient. Dagegen scheint die Hendel'sche Ausgabe ganz besonders berufen, das hervorragende Buch den breiten Schichten des gebildeten Lesepublicums zugänglich zu machen, denn sie ist bis jetzt die billigste. Bei bekannter vorzüglicher Ausstattung ist sie in vollständiger, ungekürzter Ausgabe geboten. Beigegeben ist ein Bild Tolstoj's und ein über den Autor und sein Schaffen orientirendes Vorwort von Franz Kwest. Die Uebersetzung ist vorzüglich; sie vermittelt das fesselnde Werk in sehr getreuer Weise.

Mehr Goethe! Von Rudolf Huch. (Berlin, G. F. Meyer.) Der den Lesern unseres Feuilletons wohlbekannte Humorist und Satiriker will unsere Zeit und zumal die Literatur und Kunst wieder Goethe zurückführen. Damit man ihn aber nicht mit den landläufigen Goetheaposteln und berufsmäßigen Goethephilologen verwechselt, beginnt er mit einer köstlichen Verspottung der Commentatoren und Biographen, die „mit der Gründung Frankfurts durch die Römer anfangen, um Ende des 20. Bandes glücklich bei der Geburt von Goethe's Großvater Textor anzulangen“. Goethe ist ihm also das All-Heilmittel für alle Schäden der Zeit, alle Schwächen und Auswüchse unserer Wissenschaft, alle Krankheiten und Narrenheiten der Literatur und Kunst. Und Sündenregister ist von der ansehnlichen Größe einer Leporello-Liste. Erst kriegt Berlin sein Theil ab, die „treue Hüterin der wahren, einfachen und keuschen Kunst“. Seine Philippica ist nicht frei von protzigen Boreingenommenheit und Rückständigkeit — nennt er sich

selber einen altmodischen Menschen —, aber in den Hauptpunkten trifft er den Nagel auf den Kopf. Freilich das Kind beim rechten Namen zu nennen, hinderte ihn seine philosemitische Richtung, die er in seinen früheren Aufzeichnungen eines Hühnenmolchs bekundet hat. Er fühlt sich also bei der Charakterisirung unserer Kritik und Zeitungsmache nicht ganz frei, sonst würden seine Diatriben gegen Berlin weniger allgemein und unbestimmt sein. Um so ungenirter spricht er sich über andere Modegötzen und Götzendiener aus. Zuerst greift er Meißner an, dann Ibsen mit seinem ewigen Raisonniren und Dictiren idealer Forderungen, doch glauben wir, daß der alte Pöhlendreher aus dem Norden doch etwas mehr ist, als nur ein Wupprediger. Ungerecht ist auch ferner, wo es sich um Humor und Humoristen handelt, so wenn er dem realistischen und „illusionlosen“ Fontane den Titel eines Humoristen abspricht. Viel höher, ja gleich nach Goethe stellt er Gottfried Keller, der „uns gezeigt hat, daß ein Weg zur höchsten Blüthe deutscher Cultur, zu Goethe zurückführt“. Daß auch den nach unserer Ansicht weit über Keller zu stellenden Humoristen Wilhelm Raabe mit keinem Wort erwähnt, scheint auf einer Idiosynkrasie zu beruhen; verdankt doch auch er selbst als Erzähler dem Alten von Braunschweig das beste Theil seiner Kunst. Feine Bemerkungen und gute Worte fallen über Bismarck, Luther, Wagner; dagegen würdigt er die schöpferische Gestaltungskraft eines Zola, das Talent von Bourget nicht genügend. Prächtig ist sein Born über den Mißbrauch, der heute mit dem Worte „groß“ getrieben wird; er hätte auch „genial“ hinzufügen können, womit schon jeder Komödiant besetzt wird. Maeterlinck's Dramen sind ihm nur Spulgeschichten und Schicksalstragödien im Sinne von Müllner's Schuld und der — dichterisch doch bedeutenden — „Anfrau“, wobei eben die Kunst der Stimmungsmauererei übersehen wird. Auch Wildenbruch, der so lange überschätzte, kommt als nur patriotischer Hohenzollerndichter übel weg, und die vernichtende Kritik über Hauptmann ist seither durch die bloß aus geschäftlicher Speculation entstandene Wichtigkeit „Schluck und Sau“ bestätigt worden. Sogar die „Weber“ werden nur ein „Dilettantenkunststück“ genannt. Hübsch ist auch, wie auch mit unseren Allerjüngsten, den Großen wie den Vernegroßen, umspringt; nur schade, daß er dabei manchen Lebendig-Todten noch einmal todtschlägt, was ein überflüssiges Geschäft ist. Auch lebt gewiß weit abseits vom literarischen Treiben, und was ihm wie eine Entdeckung scheint, ist es für den Kundigen längst nicht mehr. So widmet er volle drei Seiten dem angeblich realistischen, aber in Wirklichkeit stumpfsinnigen Gewächs des Romanschreibers Wilhelm Wolters, des „Dresdner Zola“, als welches ihn sein Freund und Prophet Eugen Iolan (recte Isaacsohn) in allen Blättern ausposaunen pflegt. Die „Gegenwart“ hat einmal das barbarische Deutsch des „Dresdner Zola“ an seinem im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichten Roman „Rache“ aufgezeigt, und sein eigener Mitarbeiter, der hochbegabte Däne Gjellerup in Dresden, hat sich dem Anathem angeschlossen, indem er Wolters der Verballhornung eines seiner Stücke und anderer Unthaten zieh. Es ist daher zu viel der Ehre, sich in einem Goethe gewidmeten Buche mit solchen Gesellen zu beschäftigen, wenn auch nur polemisch, doch geben wir zu, daß die von Wolters und Hans v. Kahlenberg angeführten Stilblüthen sehr belustigend wirken. Man lese und staune: „Durch die strenge Wölle ihres blauen Kodes fühlte er ihre Weine, diese feinen, langen, weichen und so stahlfesten Weichen, die er anbetete“ (Die Sembrißhs). Kein Wunder, daß der streitbare auch den schriftstellenden Frauen ein paar besonders zornige Capitel widmet. Wenn eine dieser Damen „die wissende, bewußt gewordene kommende Frau“ verherrlicht, „die Diagonale von Messalina und der Doctorin der Medicin, die siegen wird und die schrecklich sein wird“, dann seufzt auch vor dieser am Horizont drohenden Diagonale in resignirtem Born: Ja, schrecklich wird sie sein! Auf die von Ernst v. Wolzogen und anderen Freunden hochgepriesene Helene Böhlau giebt auch die volle Schaale seines Spottes aus. Er nennt sie die Türlegattin, und die Claquebrüder haben denn auch bereits darum den Vorwurf der Klatschsucht gegen auch erhoben. Wie uns scheint mit Unrecht, denn die Liebes-

und Ehegeschickale der Weimarer Buchhändlerstochter, die als Gattin II einen zum Islam übergetretenen deutschen Juden heirathete, nachdem auch sie Mohammedanerin geworden, ist so allgemein bekannt, daß von Indiscretion nicht mehr die Rede sein kann. Hat doch die Dame selbst die Irrungen-Wirrungen ihres Herzens literarisch emsig verwerthet und an die große Glocke gehängt. Und dann mußte es auch viel daran gelegen sein, an einem eclatanten Beispiel unsere schreibenden Amazonen zu kennzeichnen. Sind wir nun also im Einzelnen auch meist mit dem Verfasser einverstanden, so stellt er doch für unseren Geschmack etwas zu viel die Nordau'sche Entartungsdiagnose. Gewiß ist Manches entartet und krank, aber es fehlt doch auch nicht an gesunden Erleben und erfreulichen Talenten. Und gerade um diese wäre es schade, sie mit dem Popanz Goethe zu schrecken und in einer vielfach veralteten Aesthetik einzuengen. Immer nur auf Goethe zurückgehen, heißt nicht immer vorwärtsgehen. Sind wir auch vielleicht nirgend über ihn hinausgekommen, so haben wir doch Leistungen, die sich neben ihm sehen lassen können, im Drama, im Roman, zum Theil auch in der Lyrik. Jede Zeit hat ein Recht, eine eigene Kunst anzustreben und neue Wege zu suchen. Und was will denn auch an die Stelle der verhassten „officiellen“ Literatur setzen? Er sagt es selbst nicht deutlich, denn seine romantische Sehnsucht „in's Ungewisse“ ist schwer vereinbar mit seiner Vorliebe für Goethe und den gereinigten und berengerten Naturalismus einer sogenannten Heimathkunst. Daß es sich auch da nur um ein neues leeres Schlagwort, eine wahre Wimpelfalle, eine schlaue Verlegermache handelt, scheint der so scharfsinnige auch nicht zu merken. Aber er weiß doch, daß die angeblich nach seinen Principien geleitete Heimathkunstzeitschrift sammt ihrem Verleger nach — Berlin übergesiebelt ist, das nun also doch die Heimath der Heimathkunst werden soll! Die Verhältnisse sind eben stärker und spotten aller Theorie.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt drei zierliche Gedichtbändchen heraus, die sich einer zweiten Auflage erfreuen, was heutzutage schon sehr zu den Seltenheiten gehört, zugleich aber für den Werth dieser Dichtungen zu sprechen scheint. Jedenfalls verdient „Unkraut“, ein Lieberbüchlein von Hermann Freise die freundliche Aufnahme. Diese Gedichte sind einem wirklichen Dichtergemüth entsprossen. Ganz reizend trifft es oft den Volkston; fein und reizvoll ist Sommeridylle, der behagliche Humor in den Trinkliedern spricht gleichfalls an. Nach all' den zum Theil blödsinnigen oder perversen, aber immer anspruchsvollen Reimerien unserer Baudelaire- und Verlaine-Imitatoren, thut dieser gesunde Naturburschenton doppelt wohl. Feierlicher singt der mehr episch veranlagte Jakob Schiff in seinen „Gedichten“, die zum ersten Mal in einer geschlossenen Sammlung an die Oeffentlichkeit treten. Mit lebhaftem Beifall ist bereits der größere Theil der poetischen Erzählungen in Vortragssälen aufgenommen worden. In meisterlicher Form und tadellosem sprachlichen Gewande behandeln sie jedesmal ein seltsames Motiv, das fesselnd und nicht selten tief ergreifend zur Entfaltung gebracht wird. Aber auch die rein lyrischen Stücke der Sammlung zeichnen sich durch ihren Stimmungsgehalt und ihre vornehme dichterische Form aus. Als Epiker giebt sich diesmal auch Reinhold Fuchs in seinen Erzählungen in Versen: „Herzenskämpfe“. Es sind Dichtungen voll poetischer Kraft, und sie zeichnen sich ebenso sehr durch Reinheit und flüssigen Wohlklang in der Form, wie durch edle Vornehmheit, packende Innerlichkeit und plastische Gegenständlichkeit im Inhalt aus. Die in Schetland spielende Dichtung „Helga“ ist bereits in's Englische übertragen worden. Reinhold Fuchs' Gedichtband „Strandgut“, der vom Augsburger Schillerverein 1890 mit einem Jahrespreise gekrönt wurde, hat innerhalb weniger Jahre vier Auflagen erlebt. Wir glauben, dem vorliegenden neuen Bande ein gleich günstiges Schicksal vorherzusagen zu dürfen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher zc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von Richard Sattler, Braunschweig. (Gegründet 1883).



Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Blücher Erläy Dahn Daubet Egiby Fontane Groth Haedel Hartmann Heise Jordan Kibling Keenecavallo Kuhnau Lombroso ReichsfischerSti Riga Rordau Ostbier Petteuhofer Saltsbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Berner Pola u. v. A.

Eleg. geb. 2 M. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenchrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Gründungsredakteur: Adolf Tietze

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche zc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Mad. geb. Schriftsteller, bis h. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), perfekter Stenograph, Maschinenschreiber (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theaterssekretariat, Verl.-Buchhdlg., literar. Instit. zc. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procuduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Anzeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Prosp. gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.



Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.



Deffentliche Handelslehranstalt zu Baugen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingschule unter städtischem Patronat. Prospeete durch Director Professor Sellbach.

Soeben erschien im Verlage von Adolf Tietze in Leipzig:

Heinrich Heine Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichten Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Facsimiles von Handschriften.

Gr. 8°. Gehftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von La Mara.

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—,

in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unserer grossen Tonschöpfer besitzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprioli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Sie bestechen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Pettzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Bodenreform in den Colonien. Von Gustav Awerdonck. — Aus dem Arbeiterleben in Rußland. Von Fabrikbesitzer Dr. phil. Karl Koenig (Moskau). — Literatur und Kunst. Die Secession in Wien. Von Otto Stoekl. — Das Ewig-Weibliche. Von Dr. med. W. Eychmann (Wien). — Feuilleton. Die Uniform. Von Anton Tschekow. — Aus der Hauptstadt. Flotten-Agitation. Von Prinz Bogelfrei. — Anzeigen.

Die Bodenreform in den Colonien.

Von Gustav Awerdonck.

Die geradezu ungeheuerlichen Landconcessionen in Kamerun an zwei Privatgesellschaften haben unleugbar eine große Mißstimmung im Reich hervorgerufen, die auch im Parlament zum Wort gelangte. Jedenfalls ist es dem Director des Colonialamts Herrn Dr. v. Buchta nicht leicht geworden, sich der meist nur zu berechtigten Angriffe zu erwehren, und auch heute noch wird es ihm im Gedanken an seinen übrigens recht schwach vertheidigten „vorbildlichen Typus für künftige Concessionen“ nicht ganz geheuer sein. Ohne Zweifel bildet sein Vorgehen früher oder später die Klippe, an der er scheitern wird. Huldigt man doch schon jetzt maßgebenden Orts dem Gedanken einer Bodenreform. Für das verschenkte Kamerun ist es damit wohl zu spät, aber in anderen Colonien läßt sich Henry George's großer Gedanke von der Verstaatlichung von Grund und Boden noch sehr wohl ausführen. Ja, er ist bereits in's Leben und in die Praxis übergetreten: in Kiautschau.

Es handelt sich nach Ab. Damaschke's scharfer Formulierung um den bestimmenden Grundsatz: Soll der Boden unserer Colonien, dieses Gut, das sich in seinem Wesen von allen Producten menschlicher Thätigkeit unterscheidet, dessen uneingeschränkter Besitz Monopolrechte einräumt, dessen Beherrschung Alle, die ihn als Wohn- oder Arbeitsstätte nicht entbehren können, tributär macht, dessen Werth allein durch Opfer des ganzen deutschen Volkes in die Höhe gebracht wird — soll dieser Boden unserer Colonien endgiltig einzelnen Speculantengruppen ausgeliefert werden, oder soll er in irgend einer Form dem deutschen Volksganzen erhalten bleiben? Der Gedanke der Bodenreform wird in werdenden Handelsstätten, wie in Kiautschau, in anderer Form und Gestaltung zur Durchführung gelangen als etwa in Kamerun oder in Südwest-Afrika. Das versteht sich am Ende von selbst. Es ist eben nicht die Form, auf die es hier ankommt, sondern das Wesen.

Der beste Kenner auf diesem Gebiet ist unzweifelhaft Major v. Wissmann. Wie denkt dieser, unser bester Afrikaner, über die Bodenfrage in den afrikanischen Colonien? Es ist ein sehr ernstes, in allen Einzelheiten bisher noch nicht völlig geklärtes Capitel der deutschen Colonialgeschichte, das hier berührt wird. Im Jahre 1896 führte Wissmann bodenreformerijsche Grundsätze auf eigene Verantwortung in

Deutsch-Ostafrika durch. Er erklärte alles Land, das nicht nachweisbar in festem Privateigenthum war, als Kronland und bestimmte, daß von diesem kein Schritt mehr der Privat-speculation auszuliefern sei, sondern daß Grund und Boden nur noch in Erbpacht auf 100 Jahre abgegeben werde. Die Pacht sollte von 1 ha unbebauten Landes jährlich 2 Rupien, etwa 3,85 Mk., betragen. Auch wurde vorgeschrieben, daß in je fünf Jahren ein gewisser Theil des gepachteten Landes wirklich in Cultur zu nehmen sei. Es erhob sich gegen diese Verfügung ein ungeheurer Sturm der Entrüstung. Wie die Boffische Zeitung, die sich ganz auf Seite Wissmann's in dieser Frage stellte, mittheilte, ging dieser Sturm zum großen Theil von der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“ aus. Wissmann wurde zu mündlicher Verhandlung nach Deutschland berufen. Wie sehr er sich der Größe seines Vorgehens bewußt war, davon giebt eine Aeußerung Zeugniß, die er im Juli 1896 that, als er sich bei seinen Verwandten in Lauterburg i. S. aufhielt: „Man greift mich an, weil ich das Princip verfolge, Land nur zu Pacht und nicht als freies Eigenthum abzugeben. Ich thue das aus guten Gründen. Ich will der Grundstücks-speculation den Eingang verwehren. Die Pachtbedingungen sind die idealsten und denkbar günstigsten; für die ersten fünf Jahre wird überhaupt kein Pachtzins verlangt. Nun beklagen sich die Leute darüber, daß sie keine Hypotheken auf ihr Land aufnehmen können; aber das will ich ja gerade verhindern. Woher kommt denn die Noth unserer Landwirtschaft in Deutschland? Doch auch davon, daß jeder Grundbesitz mit Hypotheken, d. h. mit Schulden, überlastet ist. Da kommen Leute nach Ostafrika mit ein paar Tausend Rupien in der Hand und wollen 3-, 10-, 20-, ja 50 000 ha kaufen. Da liegt doch auf der Hand, daß sie keine ehrlichen Absichten haben, sondern lediglich Speculationszwecke verfolgen. Oder aber sie meinen es wirklich ehrlich, dann sind sie außer Stande, sich auf die Dauer zu halten. Sie haben alle nicht genügend Geld — und die Folge davon ist, daß das Land dann brach liegt. Damit kann der Regierung nicht genügt sein.“

Die Landverordnung Wissmann's wurde aufgehoben, und er selbst nahm seinen Abschied aus dem Reichsdienst. Weßhalb das so kommen mußte, weiß man nicht genau. Der preußische Minister, dem wohl auch seine Gegner das Zeugniß nicht verweigern werden, daß er alle Männer des neuen Kurzes thurmhoch an Wissen und Erfahrung überragt, Herr v. Miquel, sandte in dieser Zeit seinen Sohn zu Herrn

v. Wiffmann, um ihm seine volle Zustimmung aussprechen zu lassen . . . Es wäre übrigens nicht schwer, auch andere Afrikaner gegen den „Typus“ des Herrn v. Buchta als Zeugen aufzurufen. Es sei nur noch der frühere Landeshauptmann von Südwest-Afrika, Major v. François, genannt, der sich entschieden gegen große Landconcessionen ausspricht. So zu lesen in der empfehlenswerthen Broschüre „Kamerun oder Kiautschau“, die Adolf Damaschke, der unermüdlige Leiter des Bundes der Deutschen Bodenreformer, soeben bei S. Harrwitz Nachfolger in Berlin erscheinen läßt.

Unser ostasiatisches Pachtgebiet ist nicht dem Colonialamt, sondern dem Marineamt unterstellt. Hier hat Herr Dr. v. Buchta also keinerlei Einfluß. Hier hat der Staatssecretär des Reichsmarineamts, Viceadmiral Tirpitz, die Verantwortung zu tragen. Wie haben nun unsere Marineofficiere die Grund- und Bodenfrage aufgefaßt und gelöst? In dem Augenblick der deutschen Besitzergreifung begann die Speculation einzusetzen. Die Chinesen selbst machten den Anfang. Sie schlossen einen Ring und verlangten von den deutschen Beamten für ihren Grund und Boden fast genau zehnmal so hohe Preise, als die, die vor der deutschen Besitzergreifung üblich waren. Die deutsche Verwaltung beugte sich diesem Ringe nicht. Sie gab jedem chinesischen Grundbesitzer, gleichsam als Antrittsgeschenk, eine Baarsumme, die ungefähr das Doppelte von dem Jahresbetrag der bisherigen Grundsteuer ausmachte. Dafür aber mußte sich ein Jeder verpflichten, künftighin seinen Grund und Boden nur noch an das deutsche Gouvernement zu verkaufen, und zwar zu dem Preise, der vor der deutschen Besitzergreifung landesüblich war. In den großen Handelsplätzen Ostasiens fanden sich bald unternehmende Leute, denen der Boden des neuen deutschen Pachtgebiets ein vielverheißendes Speculationsobject zu sein schien. Man schloß Cartelle, zum Theil nach denselben Grundätzen, wie sie die Trödler unserer Städte zu befolgen pflegen, d. h. man kam überein, sich gegenseitig die Preise nicht zu verderben und vertheilte vorher die einzelnen Blöcke auf den Bauplänen. Man ging so weit, diese schon mit den Namen ihrer zukünftigen Besitzer zu bezeichnen. Als diese Herren aber nach Kiautschau kamen, erklärte ihnen das Gouvernement ruhig und bestimmt, daß es den Verkauf der Grundstücke gar nicht so eilig habe. Man werde warten, bis alle nöthig scheinenden Vorarbeiten ordentlich erledigt, und vor allem, bis aus Deutschland selbst Vertreter des Handels und der Industrie gekommen wären. Die geldkräftigen Speculantenkreise waren natürlich in hellem Zorn; Klagen über Bureaokratismus und Schlimmeres wurden selbst in die deutsche Tagespresse lancirt. Aber unsere Marineverwaltung blieb fest. Sie ließ sich auch nicht beirren, als die bekannteren Geldleute etwas in den Hintergrund traten und allerlei Strohmänner vorgeschoben wurden, die unter jedem nur möglichen Vorwand gerade jetzt große Terrains erwerben wollten. Am 3. October 1898 begann die Landauktion in Kiautschau. Mit diesem Termin aber machte die deutsche Verwaltung auch die Steuergrundsätze bekannt, die künftighin im deutschen Schutzgebiet Geltung haben sollten. Als Grundlage des Steuer-systems diente die Grundsteuer, die 6% des Werths betragen sollte, den die Bewerber in den Landauktionen für den Boden bezahlen würden. Alle drei Jahre sollte der Bodenwerth neu abgeschätzt werden, damit die Grundsteuer mit dem Bodenwerth in gleichem Verhältniß steigen könnte. Dieses Steigen der Bodenwerthe aber, so wurde weiter ausgeführt, sei zweifellos nicht der Arbeit der einzelnen Besitzer zu danken, sondern werde allein durch die Arbeit des ganzen deutschen Volkes hervorgerufen: Jedes Schiff, das das Deutsche Reich dorthin sende, jede Hafenanlage, die es unternehme, jede Verbesserung der Verkehrswege, jede Kirche, jede Schule, jede Caserne, die es errichte, jeden Beamten, den es dort besolde — alles würde dazu beitragen, den Boden Kiautschaus werthvoller zu machen. Dieser unverdiente

Werthzuwachs, das unearned increment, „die Zuwachsrente“ der Bodenreformer, gehöre deshalb seinem Wesen nach unzweifelhaft der Gesamtheit. Bei jedem Verkauf von Grund und Boden werde dem Verkäufer deshalb jede Verbesserung, die seine eigene Arbeit hervorgerufen hat, zwar voll angerechnet werden, von dem Gewinn aber, der darüber hinausgeht, werde eine Abgabe von $33\frac{1}{3}\%$ für das Gouvernement als Steuer erhoben. Damit Niemand in Versuchung komme, den Verkaufspreis vor Gericht zu niedrig anzugeben und sich dabei die Zuwachsrente in irgend einer anderen Form hinterher sichern zu wollen, sei ein Vorkaufsrecht des Gouvernements bei jedem Verkauf vorgesehen. Bei den Grundstücken, die ihren Besitzer nicht wechseln, solle die Zuwachssteuer von $33\frac{1}{3}\%$ alle 25 Jahre einmal erhoben werden. Eine Umsatzsteuer von 2% (1% für den Käufer, 1% für den Verkäufer) vervollständigte das System der Landordnung von Kiautschau. Jede Form von Handel und Wandel, Gewerbe und Arbeit aber sollte von jeder Steuer verschont bleiben, jeder ehrlichen Thätigkeit sollte freie Bahn gegeben sein.

Der Staatssecretär des Marineamts, Tirpitz, faßte in seiner Etatsrede vom 31. Januar 1899 im Reichstag die Grundgedanken seines Vorgehens wie folgt zusammen: „In wirtschaftlicher Beziehung ist die größte Handelsfreiheit und die größte Gewerbefreiheit für Kiautschau gesichert worden, die nur irgend jemals eine Colonie gehabt hat. Das ganze Gebiet von Kiautschau bis an die Grenze, wo unsere neutrale Zone anfängt, ist Freihafengebiet, und die Gewerbefreiheit, die angeordnet ist, wird nur begrenzt durch die nothwendigen hygienischen Anforderungen und die Anforderungen der allgemeinen Ordnung und Sicherheit. Die Marineverwaltung hat auch in Bezug auf die Steuern sich die größte Zurückhaltung auferlegt. Das war nothwendig, weil nichts verkehrter gewesen wäre, als den Proceß der Erstarkung dieser Colonie durch ein zu eiliges Herausziehenwollen von Erträgen in Gefahr zu bringen. Eine Ueberlastung mit Steuern in der Anfangsperiode würde den ganzen Zweck der Besetzung in Frage gestellt haben, und die Mittel, die nach Kiautschau vom Reiche hätten hineingesteckt werden müssen, würden ins Wasser geworfen sein. Wie die Herren indessen aus der Denkschrift entnehmen werden, ist auf der anderen Seite von der Marineverwaltung die Möglichkeit, gewisse Einnahmen in Zukunft zu erzielen, nicht außer Augen gelassen worden. Die Landpolitik, die wir hier verfolgt haben, dürfte den Beweis dafür abgeben. Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß bei der von uns befolgten Landpolitik keineswegs das finanzielle Interesse in den Vordergrund geschoben worden ist, sondern daß das in zweiter Reihe gestanden hat. Die Steuer auf den Grund und Boden in Kiautschau ist, wie Sie sehen, die einzige wesentliche Steuer, die den Europäer trifft. Es ist nur zu wünschen, daß die deutschen Ansiedler, die deutschen Kaufleute, ein ähnliches Einsehen für die Nothwendigkeit eines derartigen Ertrages für das Gouvernement haben mögen, wie seiner Zeit die englischen Kaufleute in Hongkong, an deren Spitze Herr A. Matthiesen der englischen Regierung den Vorschlag machte, den völligen Verzicht auf Zolleinnahmen zu ersetzen durch eine Belastung des Grund und Bodens, welche ja hier die Kaufleute trifft. — Wir haben bei der Verwaltung des Landes von dem englischen Verfahren der Verpachtung, der sogenannten lease abgesehen, wir haben eine Art Verkauf eingerichtet, bei welchem dem Reich ein Antheil an dem steigenden Werth des Grund und Bodens gesichert ist. Wir haben mit diesem Verkaufsmodus dem eingewurzelten Gefühl des deutschen Volkes Rechnung getragen, das gern auf eigener Scholle sitzen will.“

Wo man immer einen Kenntniß hat von der Bedeutung der Grund- und Bodenfrage für die gesammte wirtschaftliche Entwicklung, gilt die „Landordnung von Kiautschau“ als eine That ersten Ranges. Wenn Vieles überwunden und vergessen sein wird, was jetzt lärmend im Vordergrund

öffentlichen Kampfes steht, wird diese „Landordnung“ noch als ein Ruhmesblatt deutscher Socialpolitik gefeiert werden. Auf dem 7. Internationalen Geographen-Congress zu Berlin legte der Vertreter der Vereinigten Staaten, Boulton Bigelow, am 3. October 1899 die Bedeutung dieses Vorgehens wie folgt dar: „Ruatschau verdient in ganz besonders hohem Maße die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise. Hier sind zum ersten Mal die Grundsätze Henry George's, d. h. also der Bodenreform, in die Praxis übersezt. Und zwar sind diese viel bekämpften Lehren unter dem Schutze, unter der Autorität des Deutschen Reiches in's Leben eingeführt. Das hat eine Bedeutung, deren Tragweite noch gar nicht zu übersehen ist. In der ganzen Welt, in Amerika, in Australien, in England und wo immer man den Lehren George's Verständniß entgegenbringt, sieht man mit größter Spannung auf die Entwicklung dieser Colonie.“ Das Bild Ruatschaws wäre unvollständig, wenn wir nicht an die Erklärung erinnern würden, die der deutsche Botschafter in Washington, Dr. v. Holleben, dem Correspondenten des „Chicago Times Herald“ gegeben hat. Der deutsche Botschafter führte darin den Ursprung dieser bodenreformerischen Maßregel direkt auf den Willen des Kaisers zurück. Er sezte ausdrücklich hinzu, daß die in Aussicht genommene Selbstverwaltung möglichst weit gehen solle, daß sie aber die Grenzen nicht überschreiten dürfe, „welche die Fortdauer der Ideen des Schöpfers der Colonie, Sr. K. Majestät, sichern werde“.

Auch im Reichstag fand die Colonialpolitik des Marineamts meistens Zustimmung. Am 31. Januar 1899 stand der Etat von Ruatschau zur Beratung. Der Redner der Conservativen, Dr. Dertel, sagte: „Ich billige vollkommen den Grundsatz bei den Landverkäufen, der hier meines Wissens mit zum ersten Male in Deutschland durchgeführt ist, der auch vielleicht in Ostafrika hätte durchgeführt werden können, daß nämlich der Staat theilnimmt an der Werthsteigerung der Grundstücke. Diese Werthsteigerung soll zu einem Drittel dem Staat zukommen, abzüglich aller eigenen Aufwendungen, die der Eigentümer in das Grundstück zur Verbesserung gemacht hat. Ich möchte nur zur Erwägung anheimgeben, ob die Bestimmungen von einem Drittel genügen; ich bin der Anschauung, daß man hierin weiter gehen könnte, besonders deshalb, weil alle eigenen Aufwendungen, die der betreffende Eigentümer nachweisen kann, schon abgezogen werden von dem Mehrwerth. Ich glaube, man könnte gut und gern bis zur Hälfte aufwärts gehen.“ Der nationalliberale Graf Oriola stimmte ebenso freudig zu, und selbst der geborene Reinsager Eugen Richter fand hier beim besten Willen nichts zu tadeln: „Was die Besteuerung in Ruatschau betrifft, so muß ich sagen: ich finde diese Art sehr sachgemäß, wie die Verwaltung zu verhindern sucht, daß dasjenige, was das Reich dort an Anlagen schafft, nun einzelnen Privatpersonen lediglich gereicht zur Wertherhöhung ihres Grundbesizes, daß sie also eine sinnreiche Vorbereitung getroffen hat, um im Wege der Besteuerung sich an dieser Wertherhöhung zu beteiligen.“

Vor Kurzem hat nun der Reichskanzler die zweite „Denkschrift, betreffend die Entwicklung des Ruatschaugebietes in der Zeit vom 1. October 1898 bis 1. October 1899“ dem Reichstag zugehen lassen: Wie hat sich denn nun die Bodenreform in der Praxis bewährt? Es heißt im Anfang der Denkschrift: „Es war vorauszu sehen, daß diese in Ruatschau zum ersten Male praktisch durchgeführten Grundsätze neben vielfacher Zustimmung zunächst auch einigen Widerspruch aus Interessentenkreisen hervorrufen würden; es kann jedoch bereits jetzt festgestellt werden, daß letzterer innerhalb und außerhalb des Schutzgebietes mehr und mehr verstummt ist und einem lebhaften Einverständnis Platz gemacht hat.“ — Ich denke, unsere Bodenreformer können mit diesen Erfolgen zufrieden sein. Henry George's Gedanke wird von uns hoffentlich auch in andern Colonien auf seine praktische Verwendbarkeit geprüft werden und gewiß mit schönstem Gelingen.

Aus dem Arbeiterleben in Rußland.

Von Fabrikbesitzer Dr. phil. Karl Zoegel (Moskau).

Einen eigentlichen Arbeiterstand giebt es bis jetzt noch nicht in Rußland. Die überwiegende Mehrzahl aller Arbeiter gehört dem Bauernstande an. Als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, war bekanntlich das den Gutbesitzern abgekaufte Land unter die einzelnen Bauern als unveräußerliche Habe vertheilt worden. Zur Bewirthschaftung dieses Landes, das sich indessen seit jener Zeit in Folge von Erbtheilung bedeutend verkleinert hat, bleiben Frau und Kinder auf dem Lande zurück, wenn der Mann sich auswärts auf einer Fabrik verdingt. Je zwei Mal im Jahre, zu Weihnachten und zu Ostern, stehen die großen Fabriken auf 2—6 Wochen still, und die Arbeiter eilen auf's Land zu ihren Familien. Um diese Zeiten sieht man die Bahnhöfe in der Nähe von Fabriksorten belagert von Arbeitermassen, die ruhig und geduldig, auf ihre großen Reisefäcke gekauert, warten, bis sie befördert werden, was namentlich in der Provinz aus Mangel an rollendem Material oft mehrere Tage dauert. Aber geduldig zu warten versteht man hier zu Lande.

Auch im Sommer, zur Zeit der Ernte, verläßt ein großer Theil der Arbeiter die Fabriken, da er in Folge des auf dem Lande herrschenden Leutemangels dort höheren Lohn erzielt oder auch bei der eigenen Ernte thätig sein will.

Dann beschränken viele Fabriken mehr oder minder ihren Betrieb; aber auch Diejenigen, die mit voller Kraft weiter arbeiten, leiden darunter, indem der zurückgebliebene Arbeiter bei jeder Gelegenheit mit seinem Weggange droht und auf diese Weise oft eine Gehaltszulage erzwingt. Allerdings rächt sich das bitter an ihm im Spätherbste. Dann kommen schaarenweise die Arbeiter vom Lande zurück; ihren Sommerlohn haben sie meistens völlig durchgebracht und betteln nun, man möge sie wieder aufnehmen. Das geschieht meistens, aber vielfach in Anbetracht des großen Angebots zu einem viel niedrigeren Lohnsaze. Jetzt werden auch diejenigen Arbeiter, welche sich im Sommer eine Gehaltszulage erzwingen, vor die Alternative gestellt, entweder wieder zu einem niedrigeren Lohne zu arbeiten oder die Fabrik zu verlassen. Selbst sehr bedeutende Fabriken sollen ihre Sommer- und Winterlohntarife haben. Denn wenn irgendwo, so gilt noch in Rußland das bei uns längst in Mißcredit gerathene eiserne Lohngesetz. Der erwachsene Arbeiter, der kein bestimmtes Fach erlernt hat, der sogenannte Schwarzarbeiter (weiß und schwarz bezeichnen in der sehr biblischen Volkssprache hoch und niedrig), erhält nur 14—16 Rubel monatlich, wenn er auf eigene Kosten wohnt, oder freies Logis und 9—12 Rubel. Damit muß er seinen ganzen Lebensunterhalt bestreiten. Das ist also weniger als ein Drittel von dem, was durchschnittlich ein westeuropäischer Arbeiter bekommt. Indessen ist es einerseits richtig, daß der russische Arbeiter einseitigen noch viel weniger leistet als der erstere, und dann ist ja der russische Bauer von Hause aus an die bescheidenste Lebensführung gewöhnt, womit natürlich die aufstrebende Industrie gerechnet hat. Das Bedenkliche dieser niederen Löhnung liegt aber darin, daß es dem Arbeiter in Folge derselben nicht möglich ist, Frau und Kinder bei sich zu halten. Somit wird bei der heutigen Sachlage das Familienleben, die Stütze und das Fundament jeden gesunden Volksthum, untergraben. Welche bedauernswerthen, aber nur zu verständlichen Folgen dieses lange Getrenntsein von Mann und Frau hat, liegt auf der Hand. Unleugbar sind das moralische Schäden der schlimmsten Art. Ihnen gegenüber kann meines Erachtens auch nicht die vielfach vertretene politische Auffassung bestehen, daß, wenn der Bauer Frau und Kind mit zur Fabrik nehmen könnte, das Land veröden und Rußland, im eminentesten Sinne ein Ackerbaustaat, so künstlich zu einem Industriestaate gemacht werden würde. Nun damit hat es ja bis jetzt noch gute Wege. Im Principe ist das derselbe Kampf

zwischen Ackerbau und Industrie wie bei uns. Hier wie dort wird man mit Gewalt- oder Kunstmitteln nichts ausrichten. Der gewissenhafte Realpolitiker wird sich darauf beschränken müssen, den Einzelnen über seine wirklichen Interessen möglichst aufzuklären und den Weg zu begünstigen, auf welchem die moralischen Güter des Volkes am wenigsten leiden. Denn auf ihnen allein beruht die Gesundheit des Staates. Von diesem Gesichtspunkte aus kann es nun nicht verhehlt werden, daß das getrennte Familienleben des russischen Arbeiters, wie es die Entwicklung der russischen Industrie in ihrer jetzigen Uebergangsperiode mit sich gebracht hat, die moralische Gesundheit des Volkes großen Gefahren aussetzt. Dies hat man schon längst in Regierungs- und in Fabrikantenkreisen eingesehen. Die Regierung, welche die Interessen aller Stände vertritt, sucht durch Hebung der Landwirtschaft den Bauern widerstandsfähiger zu machen gegen die Verführung der Städte und gleichzeitig durch eine ausgedehnte Fabrikgesetzgebung die physische und moralische Gesundheit des Arbeiters zu schützen. Der Industrielle seinerseits hat auch schon längst erkannt, wie unsicher es ist, mit Arbeitern zu arbeiten, welche durch Grundbesitz und Familie an das Land gefesselt sind und jeder Zeit gewärtig sein müssen, aus Familiengründen dahin zurückberufen zu werden. Sein Bestreben geht deshalb darauf, den Arbeiter zu bestimmen, freiwillig seinen Landsitz aufzugeben und seine Familie zu sich kommen zu lassen. Auf diese Weise hofft man allmählich einen Arbeiterstamm heranzuziehen. Indessen darf bei dieser ganzen Frage nicht übersehen werden, daß der russische Arbeiter gerade in Folge seines Landbesitzes seinem Unternehmer gegenüber unabhängiger dasteht, da er bei eventueller Kündigung nicht auf die Straße geworfen ist, sondern, falls er keine andere Stellung findet, zur Familie aufs Land zurückkehren kann. Hat er aber einmal seinen Grundbesitz aufgegeben und gehört er zum Stamme der Arbeiter, so steht er natürlich ganz in der Hand des Unternehmers, und darauf zielt auch dessen ganze Politik. Aber trotz dieses nicht zu unterschätzenden Vortheils des grundbesitzenden Arbeiters ist doch der jetzige Dualismus weder haltbar, noch liegt er im Interesse einer gesunden Wirtschaftspolitik. Denn da jetzt jeder Arbeiter Bauer ist, leiden beide Theile, der Arbeiterstand und der Bauernstand. Daher ist es dringend zu wünschen, und sicherlich wird auch die weitere Entwicklung der so riesenhaft fortschreitenden russischen Industrie dahin führen, daß es einen gesonderten Arbeiter- und Bauernstand giebt, deren jeder nur seine eigenen Interessen zu vertreten haben wird. Indessen auf Jahrzehnte hinaus wird der Volksfreund noch mit Kummer zusehen müssen, wie durch die Beschäftigung als Fabrikarbeiter der Bauer von seiner Familie getrennt lebt und den oben erwähnten schweren moralischen Schäden ausgesetzt ist.

Werfen wir nunmehr einen eingehenderen Blick auf die Lebensführung des russischen Arbeiters. In fast allen größeren Fabriken erhält derselbe Wohnung in großen Kasernen, die, den Bestimmungen des Fabrikgesetzes folgend, den Anforderungen der Hygiene meist durchaus entsprechen. Außer dieser freien Wohnung bekommt, wie schon erwähnt, der Schwarzarbeiter im Durchschnitt 8—12 Rubel monatlich. Verpflegen muß er sich selbst. Früher übernahm die Fabrikleitung auch die Verpflegung; aber das erwies sich auf die Dauer bei dem angeborenen Mißtrauen und der Intriguensucht des russischen Bauern als undurchführbar. Sicherlich hat auch mehr als eine Fabrikverwaltung ihre Arbeiter dabei übervothteilt; aber die Verpflegung könnte die beste sein, stets würde der Arbeiter glauben, übervothteilt zu werden. Daher überläßt man nunmehr durchgängig die Verpflegung den Arbeitern selbst, die zu diesem Zwecke aus ihrer Mitte eine Executivbehörde erwählen, die „Aeltesten“. Dieses System, der sogenannte „Arbeiterartel“, giebt zunächst durch das hierbei geltende allgemeine Wahl- und Berathungsrecht dem Einzelnen

Gelegenheit, sich daran zu gewöhnen an allgemeine Interessen zu denken, und das fällt dem russischen Bauern in Folge der Nachwirkungen der Leibeigenschaft noch ungemein schwer. Es wird ihm also hier bis zu einem gewissen Grade eine politische Erziehung geboten, andererseits wird es ihm aber auch dadurch ermöglicht, seinen angeborenen Hang zu Parteiungen, Intriguen, Phrasendrescherei zu befriedigen, ohne daß die Fabrikleitung dabei zu leiden hätte. Schließlich bietet der Artel seinen Mitgliedern alle Vortheile eines Consumvereines und beköstigt sie in einer Weise, wie sie es sich sonst durchaus nicht leisten könnten und auch von Hause gar nicht gewöhnt sind. Dabei kostet die monatliche Verpflegung dem Einzelnen 4—6 Rubel. Der Arbeiterartel bildet somit an sich eine sehr glückliche Lösung der Arbeiterverpflegungsfrage. Hierbei wie bei so vielen anderen neuen Institutionen ist das mächtig aufstrebende Rußland in der Lage, sich die schwer gemachten Erfahrungen der alten Culturländer anzueignen, ohne selbst dabei erhebliches Lehrgeld zahlen zu müssen. So kam man von dem in der Fabrik arbeitenden Bauern auf den im Consumverein verpflegten Arbeiter, von der Postkutsche zur elektrischen Bahn. Leider haben aber solche Cultursprünge auch ihre großen Nachteile und Gefahren. Doch kehren wir zum Arbeiter zurück. Von seinem Gehalte bleiben ihm also abzüglich Kost und Logis noch 4—6 Rubel übrig. Für Kleidung giebt er nicht allzu viel aus, höchstens für schöne hohe, blanke Stiefel, der Gegenstand der Nationalleittheit. Immerhin wäre er bei seiner so bescheidenen Lebensführung durchaus in der Lage, seiner Familie auf dem Lande einen Zuschuß zu senden, und das wäre seine Pflicht. Leider geschieht dies in den seltensten Fällen. Wie sollte auch der russische Bauer auf einmal zu wirtschaften verstehen, nachdem er Jahrhunderte lang in völliger wirtschaftlicher Abhängigkeit lebte? Dazu kommt noch, daß nur die sehr geringe Minderzahl lesen und schreiben kann. Die Anderen langweilen sich natürlich in ihren Mußestunden, deren sie bei der großen Zahl der Feiertage genügend haben. Das treibt sie zur Schänke, vielleicht mehr noch als der ererbte Hang zum Trunke, der aus einer Zeit stammt, wo dies ihr einziges Vergnügen war. Mit Freuden sind daher die zahlreichen Veranstaltungen von Seiten der Fabrikdirectoren und privater Volksbildungsvereine zu begrüßen, welche darauf hinzielen, den Arbeiter an nützliche oder wenigstens harmlose Vergnügungen zu gewöhnen und ihn so vor dem jedem Ungebildeten so nahe liegenden Laster des Trunkes zu bewahren. Die populärsten Unterhaltungen sind die Vorlesungen unter Vorzeigung von Nebelbildern mittelst der Laterna magica. Diese spielt überhaupt in den Volksbildungsbestrebungen Rußlands eine so große Rolle, daß einzelne volkfreundliche Vereine sie in eigenen Werkstätten auf das Billigste herstellen lassen, ebenso die dazu gehörigen Bilder in reichster Auswahl. Die Popularität der Nebelbilder erklärt sich zunächst aus dem kindlichen Sinne des russischen Bauern, der an allen Bildern große Freude hat, und dann wäre es ihm ohne dieselben auch wohl kaum möglich, einem längeren Vortrage mit Aufmerksamkeit zu folgen, da er eben keine Schulung besitzt. Jeder, der einmal einer solchen Vorlesung beigewohnt hat, wird die rührende Freude des so überaus dankbaren Publicums ebenso wenig vergessen, wie die oft frappanten Bemerkungen, welche tiefe Streiflichter in die Volksseele werfen. Kaum Jemand wird sich hierbei der schmerzlichen Wahrnehmung erwehren können, wie kostliche Seelenstücke hier ungehoben bleiben, weil Niemand sich ihrer annimmt. Als einen großen Vorzug dieser Veranstaltungen betrachte ich auch den Umstand, daß die Thematik durchaus nicht immer pedantisch auf Belehrung hinzielen, was ermüden und auf die Dauer abschrecken würde. Vielmehr kommen neben vaterländischer Geschichte und Reisebeschreibungen, welche letztere immer der dankbarste Stoff für Volksbelehrung bleiben werden, auch Legenden und einfache

russische Volksmärchen vor. Selbst deutsche Märchen, wie Schneewittchen und Dornröschen, sah ich mit großem Beifalle aufgenommen. Bei großen Fabriken werden in allerneuester Zeit auch schon Arbeitertheater errichtet. Daß hierbei mit wenig Mitteln ganz Vorzügliches geleistet wird, konnte jeder Besucher der allrussischen Ausstellung 1896 in der sehr reichhaltigen Abtheilung für Volksbildung mit aufrichtiger Freude wahrnehmen. Ueberhaupt ist höchst bedauerlicher Weise diese Abtheilung, meines Wissens, von der deutschen Presse viel zu wenig gewürdigt worden, wiewohl auch wir dort mancherlei hätten lernen können. Geschickt ist nun einmal der russische Bauer, und dann hat er einen auffallenden Sinn für alles den Augen Gefällige. So sah man dort ganze Scenerien und Kostüm-Ausstattungen zur Aufführung historischer Dramen an Volkstheatern, sie bestanden aus einigen bemalten Brettern, Kattunlappen und bunter Pappe, waren aber von ganz prächtiger Bühnenwirkung. In den Arbeitertheatern spielen die Arbeiter selbst und zwar oft mit erstaunlichem angeborenem Talente. Das sehr aufmerksame Publicum begleitet die Handlung mit prägnanten und vielfach äußerst originellen Kundgebungen seiner Sympathie und Antipathie und ist außer sich vor Freude, wenn am Ende der Bösewicht seine wohlverdiente, meist sehr handgreifliche Strafe bekommt. Damit endigen übrigens ganz berechtigter Weise fast alle russischen Volkstheater-Stücke. Wohl mag dies unseren Hyperästhetikern unästhetisch erscheinen, aber hier hat die Kunst doch vor Allem den Zweck, eine geschmackvolle Unterhaltung zu bieten. Außerdem lebt im russischen Volke ein großer Gerechtigkeitsinn, den auf jede Weise zu pflegen und zu hüten das Bestreben jedes Wohlmeinenden sein muß.

Arbeiterbibliotheken sind vielfach vorhanden. Ihre Bücherverzeichnisse müssen jedes Mal erst polizeilich bestätigt werden. Wie mir Fabrikbibliothekare, meistens Söhne des Besitzers oder Hauslehrer, mittheilten, werden diese Bibliotheken eifrig benutzt, und wußten die meisten Entleiher, nach dem Inhalte des Gelesenen befragt, recht gut Bescheid zu geben, hatten also mit Aufmerksamkeit gelesen. Interessant ist es, daß die Dichter im Allgemeinen den Prosakern vorgezogen werden, was auf einen angeborenen Kunstinn des Volkes schließen ließe, sich vielleicht aber noch eher aus seiner weichen, lyrischen Gesinnungsart erklären läßt. Leider kann ich nicht weiter auf die Arbeiterunterhaltungen eingehen. Wie schon aus dem Gesagten erkenntlich, geben sie bei der so großen Natürlichkeit des russischen Volkes die interessantesten Einblicke in die Volksseele und verdienen darum auch von Seiten der deutschen Wissenschaft ein eingehendes Studium. Unser Stolz ist es ja immer gewesen, von allen Nationen zu lernen und das Vorzügliche bei allen vorurtheilsfrei anzuerkennen. Ein so naives Volk aber wie das russische bietet gewiß das beste Beobachtungsfeld für eine bis jetzt so vernachlässigte allgemeine Volkspsychologie, deren Kenntniß für den praktischen Politiker, namentlich in der Socialpolitik, die segensreichsten Folgen haben müßte.

Doch kehren wir zurück zu denjenigen Arbeitern, die nicht von der Fabrik Logis erhalten, sondern privatim wohnen und sich selbst verpflegen. Der russische Arbeiter zieht diese Bedingungen in der Regel den Kasernenwohnungen und der Artelbeföstigung vor, wiewohl er dort sicher viel besser lebt. Aber hier ist er freier und hat über sein ganzes Gehalt selbst zu verfügen. Unsere Arbeiter würden ebenso urtheilen. Solche Arbeiter erhalten 14—17 Rubel monatlich. Ihrer Mehrere bewohnen eine Stube, wofür jeder etwa 1—4 Rubel monatlich zu zahlen hat. Für Betten müssen sie selbst sorgen. Viel Mühe macht ihnen das allerdings nicht. Das Bett besteht nämlich aus 2—4 Brettern, die auf zwei Kisten liegen, darauf ein undefinirbares Gemisch von Mänteln und sonstigen Kleidungsstücken und die genügende Anzahl Ungeziefer, ohne das der Arbeiter, glaube ich, nicht schlafen kann, und das Bett ist fertig. Zur Verpflegung

thun sich ebenfalls mehrere zusammen. Dieselbe kostet pro Mann kaum mehr als 3—5 Rubel monatlich. Wie gesagt, ist diese Beföstigung eine viel schlechtere als die der im Artel verpflegten Arbeiter, aber dafür kann der Einzelne nach seinem Geschmack auswählen, und das schätzt er sehr. In der Regel besteht das Mittagmahl dieser anspruchslosen Bur-schen aus Schwarzbrot — sehr schmackhaft in der Art unser Pumpernickel, nebenbei gesagt auch die Ursache der ausgezeichneten Zähne des russischen Volkes, da es seiner Härte und Grobkörnigkeit wegen zahnreinigender wirkt, als das beste Zahnpulver — dazu viel Salz und nicht immer gekochte Kartoffeln. Das ist das Substanzielle der täglichen Mahlzeit: indessen fehlt selten irgend eine besondere Delicatesse höchst zweifelhafter Art; denn der Arbeiter ist naschhaft wie ein Kind. Von dieser Naschhaftigkeit existiren übrigens ganze Heere fliegender Händler, meistens arme Bauernknaben, die von Unternehmern auf dem Lande duzendweise angeworben werden.

Mithin wäre also der privatim logirende Arbeiter noch eher in der Lage, seine auf dem Lande wohnende Familie regelmäßig zu unterstützen. Aber auch er thut das nur ausnahmsweise. Zu staunen braucht man eigentlich nicht darüber, denn der märchenhaft naive Bauer wird natürlich von dem märchenhaft verdorbenen Stadtproletariat oder von seinen schon „erzogenen“ Kameraden auf jede Art zu verführen respective zu exploitiren gesucht. Wie sollte er bei seiner völligen Unkenntniß des Lebens widerstehen können? Es thut einem oft in der Seele weh, wenn man zusehen muß, wie so ein frisch vom Lande importirter, rothbäckiger und meist hübscher Bursche, — nebenbei gesagt fast immer mehrfacher Familienvater — naiv bis zur Unmöglichkeit, aber ehrlich und bieder und von der jedem Russen angeborenen Gefälligkeit der Umgangsformen, in kurzer Zeit so wird, wie alle die Anderen, seine blühende Gesichtsfarbe verliert, in zerrissenen Kleidern herumläuft, trinkt und krank wird. Indessen giebt es auch Ausnahmen: brave, stille Jungen, die sich abseits halten vom Schwarme, Sonntags auf den Feldern umherstreifen und Abends ihre endlosen, traurigen Volkslieder singen in weichen, langgezogenen, klagenden Tönen. Aber solche halten es meist nicht lange aus, und es ist mir mehr als einmal vorgekommen, daß ein solcher Bursche einfach um seine Entlassung bat, weil ihm das Stadt- oder Fabrikleben nicht „gefalle“. —

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Secession in Wien.

Von Otto Stoepfl.

Zu einer Zeit, da überall die neue Kunst mit ihren neuen Männern und Werken in voller Arbeit fast schon den ersten kämpfenden Frühling überwunden hatte, begannen einige begeisterte und muthige Maler, ein lang verkannter, Theodor von Hörmann, an ihrer Spitze, auch in Wien für die neuen Bestrebungen sich einzusetzen. Hier wie überall war eine friedliche Verständigung mit den „Alten“ unmöglich. Geschmack, Ziele und Mittel waren so entgegengesetzt, wie die Gesinnung einer alten und neuen Generation. Merkwürdig rasch hat der Wiener Kunstfrühling gesiegt. Heute achtet die ganze Stadt fast nur mehr auf die Parole, die von der Secession ausgeht. Die Ursachen dieses raschen Umschwunges sind bald zu erkennen. In anderen Städten kamen die Neuerer früher und ohne Bundesgenossen, vor ein unvorbereitetes, in der gewohnten dogmatischen Aesthetik und Schöngesterei eingeschlafenes Publicum, und was immer sie sagten, erregte

durch die von allem Gewohnten so abweichende Art Fremden, Feindschaft, ja Wuth. Jeder mußte bekehrt, jeder Einzelne für jedes einzelne Werk gewonnen werden. Und erst zu dem Zeitpunkte, als längst überall diese neue Kunst in sich vollendet war und von einzelnen kritischen Geistern bereits sichtlich und umfassend dargestellt, als überall geerntet wurde, begann man in Wien zu säen. Da war freilich die Arbeit leichter, lohnender und rascheren Erfolges gewiß, wenn auch nicht minder verdienstlich. Auch war der beste Theil des Publicums: die reichen Käufer und die kunstverständigen und in der Welt herumgekommenen oder wenigstens die belehnten Betrachter auf Alles, was man bringen konnte, vorbereitet. Die Menge aber, sonst störrig und feindselig, ist in Wien von überaus gutmüthigem Phlegma. Aesthetische Wuthanfalle sind so selten, als ästhetisches Gewissen. Rasch kann Jeder bewegt werden und vergiftet in seiner heiteren und lebhaften Empfindung alle „Grundsätze“, die er eben nie besaß. Selbst die geschätzten Kritiker, welche in Wien stets eher folgten, als führten, waren gleich bereit, zu hulbigen, wo sie gestern noch fluchten. Da man noch in Wien nichts Anderes kannte, als die „Schwarzmalerei“, waren sie die Propheten dieser „Schwarzmalerei“, gleich darauf, als Alles in's Licht drang, jubelten sie über das Licht. Die Secession brauchte nicht einmal eigene Genies — die hätte sie freilich unter den jungen Wiener Künstlern vergeblich gesucht, — sie mußte nur mit geschicktem Geschmaek unter den Wundern der fremden Länder, aus dem Vielen das Beste wählen, mit Tact, Geschick und ziervoll es auf- und ausstellen, um Alles zu gewinnen. Das that sie. So brach keine ästhetische Revolution aus, sondern das Neue zog durch offene Thüren, bereitwillig, ja festlich empfangen in die Stadt ein. Was gefiel, wurde gleich zum Ueberdruß in allen Moden, Gesprächen, Möbeln, Geberden abgewerkelt, was befremdlich blieb, mit einem leichtbereiten Witz weggeschoben, ohne Haß, ja, mit einer gewissen Dankbarkeit. Das österreichische Museum, vom Staate unterhalten und inspirirt, schloß sich hilfreich an und so haben wir jetzt seit drei Jahren eine moderne Kunst, ein allzu modernes Kunstpublicum und eine moderne Kunstpflege und -politik in Wien.

Zu den lehrreichsten und gelungensten Ausstellungsjahren darf dieses letzte gezählt werden. Im Ganzen und Einzelnen war alle Darbietung am reifsten, ruhigsten und sichersten. Selbst die Gegner waren bezwungen. Und die Ausstellungen der „Künstlergenossenschaft“ übertrumpften mehr aus Angst und Neid, als aus Ueberzeugung in manchen Stücken ihre feindliche Brüderschaft. Die „Secession“ veranstaltete drei Ausstellungen, von denen die erste der graphischen Kunst, die zweite den Japanern, die dritte der Malerei und Plastik gewidmet war. Die erste und zweite waren so recht belehrend, retrospectiv und konnten dem aufmerksamen Betrachter gleichsam das Entstehen des neuen malerischen Geistes vor Augen führen. Und darin liegt, glaube ich, der über Wien hinausgehende Werth und die größere Bedeutung der Wiener Secession, ihr Fehler ist ihr Vorzug. Sie kam zu spät. Dieser künstlerischen Nachhut der Moderne könnten die Wiener die beste Art von Kunstszierung verdanken. Was hier nothwendig geschehen mußte, könnte anderwärts planmäßig nachgehakt werden. Die Wiener Ausstellung war gar nicht mehr subjectives Sichdurchsetzen unerhörter Kunstneuerungen, sondern Aufstellung und Anreihung des Besten, dessen Ruhm längst feststeht. So können allein Ausstellungen statt zu verblüffen belehren. Das eben Entstandene, das um den Erfolg kämpft, muß immer das Maas an dem wahrhaften Großen, dem es nachstrebt, vor sich haben. Das Publicum muß vergleichen können und zu solchen Vergleichen erzogen werden. Das Centrum von Ausstellungen sollte immer ein ganzer Kreis von Schöpfungen sein, welche das Höchste der gleichzeitigen Bestrebungen darstellen, darum wäre in der vorzichtigen Auswahl das Neuentstandene zu sammeln. Man rette nur das

Publicum vor der Masse. Hat man viel zu sagen, so mag man es öfter thun: ist eine große Menge von Bildern der Ausstellung werth, so schaffe man eben mehr Ausstellungen. Dann könnten sie statt ein bloßer Kunstmarkt und Modeort als Culturfactor Kunstpolitik in höherem Sinne treiben und vielfach die Arbeit der Museen ergänzen. Ja, es darf mit Recht Richard Muther's Vorschlag hier von Neuem vorgebracht werden, die Ausstellungen eine bisher nicht versuchte Arbeitstheilung vornehmen zu lassen, nach Stoffkreisen, kleinen Ländergebieten, welche eine geschlossene Kunststimmung ausdrücken. Oder man gruppire nach der historischen Entwicklung der Motive. Die Museen haben einen fixirten, nothwendig lückenhaften Bestand. Nun soll aber die heutige Kunst in ihrer organischen Entwicklung aus der vergangenen gezeigt werden; das Publicum wird das Neue besser begreifen, wenn es weiß, wie es werden mußte. So müßten historische Ausstellungen in allen Städten an die Seite der Museen treten, Privatsammlungen, Schätze der Kunsthändler würden Material genug liefern, das ja nicht vollständig zu sein brauchte, nur gleichsam die Obertöne anzuschlagen hätte. Denke man sich dazu eine wirklich wichtige ästhetische Führung, nicht durch ein Bilderverzeichnis, sondern durch einen mit Verständniß und Stil geschriebenen Catalog, durch Vorträge und Unterweisung in der richtigen Betrachtung, so wird sich erst der wahre Erfolg einer solchen bisher freilich nur etwa in Hamburg unter Lichtwart versuchten Ausstellung zeigen. Gerade die Wiener Ausstellungen dieses Jahres mußten solche verwandte Gedankengänge erregen, denn sie verfolgten zum Theil didactische Zwecke bewußt und mit Geschick, wenn auch nicht in weitem Plan. So diese graphische Ausstellung. Ueberall sonst läßt sich das Neue an's Alte angliedern. Hier hat das Jahrhundert aus neuen Quellen getrunken. Gewiß mag auch die neue Phantastik der modernen Technik und das starke sociale Bewußtsein der Zeit gerade die graphischen Künste lebhaft angeeifert haben, welche ja am meisten von allen technische Bedingungen stellen und sociale Wirkungen erreichen sollen. Ebenso wie man sich Dürer, Holbein und Goya nur in einer von starken gesellschaftlichen Bewegungen, Fragen, Sehnsüchten erfüllten und durch neue Erfindungen und Weltgedanken in Gährung gebrachten Zeit vorstellen kann, mag man auch Klinger und die anderen Meister des Griffels von den Triumphen der technischen Werke und Wissenschaften, von dem Auftrieb großer neuer Menschenklassen und der Wirkung neuer Gedanken auf's Unumgänglichste sich bestimmt denken. Früher gab es einzelne Meister, aber keine Meisterschaft der Zeit in dieser Graphik. Es gab große Radirer, aber man darf wohl nicht sagen, die Radirung sei in der Halbvergangenheit groß gewesen. Bezeichnend haben sich die bedeutendsten Radirer auf die Reproduction beschränkt und dadurch das Publicum gewöhnt, ihre Kunst als zweitclassig, fast als Handwerk anzusehen. Erst Klinger und die um ihn haben wieder und wieder gesagt und gezeigt, daß der Stich ebenso für gewisse malerische Intentionen, Stimmungen, für eine bestimmte Art zu sehen und zu sinnen die einzig adäquate Form sei, wie etwa der Vers in der Poesie. Und dann greift die Griffelkunst in ihren Wirkungen am Weitesten aus, und jeder Künstler dient durch sie, ohne es zu wollen, der Bildung seiner ganzen Zeit. Auch hier war die Wiener Ausstellung retrospectiv, durfte Manches als bekannt voraussetzen. Es erschien indeß genug Neues und Großes, namentlich von den Franzosen Boutet de Monvel mit seinen französischen Sagen und Schwänken, Léandre, Roll, Seanniot, Maurin, und den besten Deutschen. Die japanische Ausstellung, aus den Schätzen des bekannten Reisenden Adolf Fischer zusammengebracht, catalogisirt und angeordnet, konnte wieder gerade im Anschluß an die graphische Ausstellung über die Anregungen unterrichten, von welchen die gesammte europäische, moderne Kunst, insbesondere jedoch die graphische, im technischen, in der neuen discreten Anwendung der Linie, in der

Verwendung der gut abgewogenen Asymmetrie und einer sozusagen schematischen Perspective sowohl, als auch in der Art des Sehens und Empfindens, der Wirkungen der sanft getönten Fläche, der decorativen Motive u. dgl. erfüllt und belebt wurde. Es giebt ein seltsames Spiel der Geschichte, daß Japan jetzt ebenso sehr sich selbst aufzugeben und unsere Kunst bedingungslos aufzunehmen sich anschickt, wie wir die feinige vor Jahren aufnahmen. Indes braucht man diesen Einfluß nicht zu fürchten. Die fremde Rasse wird immer nur assimiliren, niemals sich selbst an das Fremde völlig ausliefern und sich ganz vergessen.

Dann kamen die letzten großen Ausstellungen im Künstlerhaus (Genossenschaft) und im Gebäude der Seceffion. Die Erste hat sich unter dem Einfluß der modernen Triumphe, namentlich dem ihrer jungen Feindin, der Seceffion, wesentlich verändert. Das Gute soll der Seceffion weggesperrt werden. An eine innere Befehrung der Ungläubigen wird man wohl nicht dabei denken dürfen, denn neben sehr Gutem, das aus der Fremde zusammengetragen worden, hängt Empörendes von heimischen Talentlosigkeit. Auch in der Wahl der modernen Trümpe zeigt die Genossenschaft ziemliche Urtheilslosigkeit. Immer scheint sie eher bedacht, einen materiellen Sensationserfolg zu erzwingen, als künstlerisch durch einen nothwendigen, feinen Conservatismus zu wirken. So mit der Ausstellung von Jef Lambeau's Colossalrelief „Die menschlichen Leidenschaften“, das zwar voll Temperament, aber auch ohne künstlerische Zucht die Grenzen des Plastischen überschreitet, ohne Gewissenhaftigkeit in bildnerische Großsprecherei und Gemeinpläßigkeit verfällt. Bei diesem Lauf nach der Monumentalität verliert der Künstler einige Beine, Schultern, Arme seiner Figuren, und beim Streben in's Große vergißt er Manches, so daß etwa der Bauch dieser, der Kopf jener Figur auf Kosten der übrigen Glieder wachsen und gigantische Caricaturen entstehen. In der Jahresausstellung selbst war viel Gutes. Die Oesterreicher selbst sind tüchtig, wenn auch nicht hervorragend in der Landschaft. Konopa, Kasparides, Slavicek und Hudecek, Ribarz und Ditscheiner machen feine und reizende Sachen. Aus der Fremde hat man wahllos acceptirt. Der Münchener Luitpold-Gruppe war ein ganzer Hauptsaal gewidmet. Sie hat ungefähr den ästhetischen Charakter, um nicht zu sagen: die ästhetische Charakterlosigkeit der Wiener Genossenschaft selbst. Sie folgt neuen Anregungen, ohne sich's mit dem Publicum zu verderben, was sie weder mag noch kann, da ihr beim besten Willen nichts Himmeltürmendes einfällt. Groß bewähren sich die Karlsruher und Worpssweder Künstler, welche nun die Stützen der Genossenschaftsausstellungen geworden sind. In der Geschichte der deutschen Malerei werden die Worpssweder mit ihrer Schlichtheit und Heimathliebe unvergessen bleiben. So viel Namen, so viel Grundcharaktere deutschen Wesens stellen sie dar. Vogeler setzt Schwind's süße Märchen vergeistigt und mit größerer malerischer Vollendung fort. Diesem Zarten steht Binnens gigantische Kraft gegenüber, die doch wieder von der innigsten Zärtlichkeit und Treue gegen die Natur ist, die sie gleichsam mit Heldenarmen umfaßt. Großzügig und wuchtig im Ganzen, ist Alles zugleich voll Milde. Modersohn und Mackensen sind so wie ihre Genossen in Landschaft und Märchen, in das Leben der Bewohner dieser alten Gegend verjunkt, bescheiden, schlicht, nie mit romantischem Pathos, stets innerlich ergriffen und ergreifend. Man denkt an die Ballade vom Archibald Douglas: „Wer seine Heimath liebt, wie Du“ . . . Ihrer Kunstauffassung nach gehören die Worpssweder wohl zu den Leuten von der Seceffion, übrigens ist es ja so gleichgiltig, wo echte Kunstwerke gerade zufällig hängen.

Die Seceffion hat heuer wieder auch in der Ausstellung von Gemälden und Plastiken eine bedeutende Rückschau auf das moderne Kunstschaffen gegeben, indessen sich doch bedeutender mit eigenen Werken eingestellt, als bisher. So konnte

man Karl Haider's Landschaften, in denen der deutsche Maler zuerst wieder mit der Natur handgemein wurde, sehen, Leibl's und Cotta's große ruhige, reife Kunst, auch Uhde's gewohntes Bild — es ist immer das Gleiche unter wechselnden Namen, Schnopff sandte längst Verühmtes, jedes seiner kleinen Bilder zeigt einen seltsam kühlen Geist, die Sachen haben alle eine stählerne Kraft, Schmiegsamkeit und sind so wunderbar gearbeitet, wie die kostbarste Klinge. Schnopff stellt auf das Vollendetste jene Gattung von Künstlern dar, welche — wie etwa Stephan George, Hofmannsthal u. A. — ihr eigenes Empfinden nicht unvermittelt geben, sondern durch das Medium romantischer Stoffe strahlen lassen. Schnopff's Page, im Costüm der Renaissancezeit, etwa wie Giorgione solche Porträts gemalt hätte, zeigt doch im Gesicht diesen räthselhaften Ausdruck, mit welchem Schnopff alle Gesichter darstellt, einen Typus von vergeistigter Schönheit, die Grausamkeit, Sartasmus, Ironie enthält; diese Schöpfung eines großartigen und ungemeynen Typus gelingt nur den größten Meistern. Ludwig von Hofmann der eigentlich Anlaß zu dem hohlen Schlagwort der „rothen Bäume“ gegeben hat, über die sich nun ja wohl Niemand mehr wundert, ist mit großen und reifen Bildern vertreten, von denen sein Gottvater und Adam und Eva im Paradiese das schönste. Seine Malweise hat sich seit jenen berauschend zarten, jünglingshaften und wie geträumten Idyllen aus einem unerhörten Arkadien merkwürdig geändert, sie ist lebendiger, kräftiger, härter geworden. Das Gehauchte und Geflüsterte fehlt, Alles ist bewußter, männlicher, größer. Aber man empfindet doch einiges Bedauern an die unsägliche Zartheit von damals. Das Porträt ist vertreten durch Lavery, Alexander, Pepino, Habermann, Kempff. Lavery ist der eleganteste Classifier einer Kunst, welche die höchste Noblesse der Technik mit der höchsten Vergeistigung des Gegenstandes vereint, wunderbar den Menschen in seiner individuellen Tracht und Haltung faßt und doch, jede crude Festigkeit vermeidend, das Bildniß selbst auf den zartesten und bedeutendsten Ton abstimmt, ein Ziel, nach welchem die Bildnißmaler seit jeher auf's Begierigste gestrebt hatten; man denke an Tizian's zweite Periode! Unter den Modernen dieser Ausstellung stellt Lavery wohl den Gipfel dieser Kunst vor, Alexander ist von dem rastlosen Ehrgeiz von Farbenexperimenten gehegt, Gandara vergißt über der allerdings unübertrefflichen Grazie und Eleganz seiner Technik und seiner Besteller oft genug den Seeleninhalt, so daß manche seiner Köpfe puppenhaft wirken, indes Habermann wieder in psychologische Schrullen, Spitzfindigkeiten und Perversitäten geräth. Whistler und Carrière, die wohl noch tiefer in das Außerordentliche von Seelen eindringen, fehlten heuer.

Nun zu dem großen Räthsel der Ausstellung. Davor sieht man immer verdunkelte Gesichter und hört immer rathlose Bemerkungen. Jan Toorop's Bilder „Sphinx“, „Die drei Bräute“, „Die neue Generation“. Verständen die Menschen Bilder so anzusehen, wie sie gesehen werden sollen, mit aufmerksamem Blick und bereiter Empfindung, so müßten sie, wenn es auch manche giebt, die vermöge ihrer Natur fremd bleiben müssen, von diesen Werken im Innersten ergriffen werden. Toorop ist Malaye. Eine fremde Rasse, ein fremder Reichtum tropischer Phantasie ist in seinen Bildern, eine seltsame Fieberstimmung und Urwaldsgrausen; die Menschen auf seinen Bildern wachsen wie Blumen schonungslos und wieder unsäglich angstvoll blickend aus einem Boden, der noch Wunder trägt. Man hat ihn vom Standpunkte kritisch-sittsamer Europäer raffiniert genannt, weil man einen solchen Grad von Naivetät bei keinem Menschen vermuthen zu dürfen glaubte. Naiv ist die Wunder- und Gleichnißwelt dieser Bilder, naiv ihre Farbenblässe, ihre verschlungenen und krausen Linien und dann wieder die Orgie ihrer Farben auf einem anderen Bild. Die fremde Kunst entlegener Rassen wird in ihren Einzelheiten immer etwas Fremdes haben, aber in ihrem tiefsten Gehalt wird sie unser Tiefstes treffen. Freilich wird

dem, dem diese außerordentlichen Blicke, diese einfachsten Geberden, diese sehnenenden Hunderte von Armen auf Toorop's Bildern nichts von menschlicher Sehnsucht, Trauer des Erkennens und Ahnung des Unergründlichen zu verrathen scheinen, jedes dieser Bilder räthselhaft bleiben oder gar lächerlich; der Andere wird indessen über die fremde Rasse hinübersehen und das Menschlichste mit unerhörter Gewalt, weil mit ganz neuen, ureinfachen, erhaben-simpeln Ausdrucksmitteln gesagt fühlen.

Durch ebenso heftigen Streit der Meinungen wurde Klimt's für die Decke der Wiener Universität bestimmte „Philosophie“ unverdient den Toorop'schen Bildern nahegerückt. Wo dort Tiefe ist, ist hier raffinirter Eklekticismus, wo dort die Natur selbst zu sprechen scheint, ist hier Künstlei. Die Professoren der Universität weigern sich in einem Protest, das Bild aufzunehmen, die Seceſſion antwortet damit, Laien hätten bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes nichts mitzureden. Der Protest wäre begreiflich, wenn die Professoren Hausherrn in ihrer Universität wären, das sind sie jedoch leider nicht, sondern das Unterrichtsministerium, das durch eine Commission, in der auch einige der Protestler saßen, von Klimt dieses Bild bestellte. Man mag zu Denen gehören, welche Klimt für einen mittelmäßigen Nachahmer fremder Größe halten, aber man kann deshalb doch in dem Verfahren seiner Feinde eine gewisse Respectlosigkeit vor der Kunst und Hochmuth gegen den Künstler nur bedauern. Ein Kunstwerk ist keine Schneiderarbeit, die man zurückschickt, wenn sie nicht paßt. Wer ein Bild von einem Künstler bestellt, weiß, zu wem er geht, oder muß es wissen; gerade Klimt hat seine Eigenart eher übertrieben, als verheimlicht; eine Skizze legte er auch vor, die gebilligt wurde. Dann, auf einmal gegen das Werk empört, es auf eine entschlossene Art hinausweisen, entspricht nicht der Gerechtigkeit. Man hat gesagt, das Bild werde ja bezahlt, aber Niemand könne den Hausherrn zwingen, es auch aufzuhängen. Das ist sehr roh und ohne Achtung vor dem künstlerischen Schaffen gesprochen, das sich immerhin nach seiner Begabung und Artung mit Eifer und Ehrlichkeit um einen bestimmten Auftrag bemühte, der übrigens auch durch allerhand Winte der Professoren kaum genießbarer geworden wäre. Derlei Allegorien sind immer eine Noth des Künstlers. Die Entgegnung der Seceſſion ist ebenso falsch. Stellt sie Kunstwerke aus, so sucht sie Verständniß bei der Menge und unterwirft sich dem Urtheil Aller. Erkennt sie es an, wenn es Beifall giebt, so muß es ihr auch recht sein, wenn es verneint. Und schließlich sind selbst die seceſſionistischsten Snobs ein unangenehmeres kritisches Publicum, als Gelehrte von immerhin achtbarer Bildung. Was das Bild selbst betrifft, fehlt mir allerdings auch der Sinn für den geistigen und malerischen Inhalt. Man rühmte als Vorzug, daß es alle alte Symbolik vermeide und eine neue darstelle. Dies wohl, aber die neue Symbolik besteht aus einer Phrasologie von Motiven, die man Rhnopff u. A. verdankt, und die Art, wie Klimt die Philosophie auffaßt, ist doch allzu kindlich. Größe der Auffassung und des Gedankens fehlen dem äußerlich sehr großen Bilde völlig. Malerisch ist es trübsinnig und wirr, Alles ineinander chaotisch oder, wie Klimt meint, philosophisch verquollen, aber immerhin von starker Stimmung und großem Geschick. Man wird sich hüten müssen, über Klimt absolut abzuurtheilen, vielleicht ist Alles dies ein Uebergang zu eigenartigem Schaffen, vielleicht überwindet er auch diese Experimente alle und findet eine bedeutende Eigenart selbst in sich und drückt sich mit seinen Ausdrucksmitteln aus, ohne sich in den Gedanken, Farben, Formen aller anderen bewunderten Meister zu suchen. Jedenfalls sagt sein energischer Kampf um die Kunst seinen Künstlerfreunden viel, und sie stellen sein Schaffen neidlos über das ihre. Das giebt zu denken. Schließlich sind gegen eigenartige Naturen die Menschen spröde genug. Man denke an die langsame Erkenntniß von Böcklin's Größe. So mag man mit Recht auf dieses Malers Entwicklung begierig sein.

Jedenfalls ist er der einzige Wiener Seceſſionist, der aus einem heftigen künstlerischen Eigensinn mit Festigkeit sich durchringt; die Anderen sind feine, elegante Eklektiker, mit allen technischen Salben gerieben, oft modern bloß in ihren Mitteln, „alt“ in ihrem ganzen Stoffkreis und Gebiet — wie etwa Moll. So verräth Engelhardt die gute Durchschmittsbegehung, welche Alles ganz trefflich zusammenbringt, was ein Anderer vorgemacht hat und in allen Richtungen emsig um das Gelingen sich müht. Zwei aber darf man als Meister und echte Künstler, ebenbürtig jedem Fremden, nennen: Friedrich König und Ferdinand Andri. Dieser malt Märchenstimmungen wie Vogeler und doch wieder anders, wie durch wienerisches Medium durchgegangen; seine Blätter zu Schubert's Winterreise sind dem so rasch berühmt gewordenen Vogler'schen Frühling ebenbürtig. Seine Landschaften sind so hell, frisch und entzückt gesehen, daß sie wunderbar erscheinen, wie am ersten Tage. Andri ist ein starker, gesunder, vollblütiger Realist. Er malt grobknochige Bauern auf dem Felde, starrhufige Ackerhäule mit blankem Gefchirr, polnische Märkte u. dgl. Alles mit einer steten heimathlichen Grundstimmung, so reif, sicher, stark in jedem Strich und jeder Farbe gewiß und Alles von einem solchen künstlerischen Behagen durchleuchtet, daß man beim Anblick seiner Bilder an den köstlichsten deutschen Erzähler denkt: an Gottfried Keller.

So hat die Seceſſion gewiß ihre Aufgabe erfüllt und darf zufrieden sein. Sie hat sich in den Dienst der großen Kunst gestellt, nichts von ihren Ueberzeugungen geopfert, vielmehr in richtigem Plan nach einer künstlerischen Wandlung und Erziehung des Publicums gestrebt, sie hat heimischen Künstlern wenigstens die Möglichkeit gegeben, an fremder Kraft die eigene zu messen, und hat endlich das Glück, auch zwei echte Meister zu Ruhm und Erfolg zu führen.

Das Ewig-Weibliche.

Von Dr. med. M. Treymann (Riga).

Goethe's „Faust“ schließt mit den Worten: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“ Es wäre interessant zu wissen, wie oft dieser tief-ernste, aus der gereiften Weltanschauung des großen Dichters fließende Gedanke in oberflächlicher, ironisirender Weise in Gesprächen und Journalartikeln citirt worden ist. Wir hätten damit einen gewissen Maasstab für die flüchtigen Urtheile Derjenigen gewonnen, die nicht nur den „Faust“, sondern auch den Dichter und Naturphilosophen Goethe mißverstanden haben. Aber Dunkles zu erhellen, Streitende zu versöhnen oder zu besänftigen — dazu diene die Betrachtung des „Ewig-Weiblichen“ im Sinne Goethe's. Indem ich dies Eine aus der Fülle der Dichtung hervorhebe, sei es mir gestattet, in aller Kürze auf das Wesentliche des Goethe'schen „Faust“ einzugehen.

Wir sehen und hören den großen Denker in seiner einsamen Stube. Er sucht die Wahrheit mit der Anspannung seines ganzen Intellects, aber er findet sie nicht: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen.“ Verzweifeln erkennt er den Abgrund, dem er entgrentreibt: die Askese und die Magie. Der Idealismus hat ihn in die Verzweiflung, fast in den Tod gestürzt. Der Sensualismus, verkörpert durch Mephisto, soll Rettung bringen. Statt der Wahrheit, die ihn bankerott gemacht an Leib und Seele, sucht Faust die Schönheit. Aber im wilden Leben, im Sinnenrausch, wo er sie sucht, findet er sie nur um den Preis von Glend und Schande, in die er nicht nur sich, sondern auch die Heißgeliebte stürzt, in der er nicht nur sein besseres Selbst einbüßt, sondern auch das seinem Herzen Theuerste verliert. Endlich, nach langem Trauern, und Ber-

zweiflung im Herzen, glaubt er die Schönheit in der Kunst zu erfassen. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“, kann er seine heißen Träume nur verwirklicht sehen, so lange Mephisto ihm seine Kräfte, den Zauberschlüssel und den Zaubermantel, leihet und der Homunculus, das unvollkommene, nur unter Mephisto's Mithilfe in's Leben gerufene Zwerg-Menslein der Pseudo-Wissenschaft, ihm als Leitstern voran leuchtet. Angesichts der strahlenden, „schaumgeborenen“ Galatee erlischt freilich sein spärlich glühendes, in gläserne, zerbrechliche Hülle gefaßtes kleines Leben, aber Faust's unstillbarer Sehnsucht und Kraft gelingt es, das Ideal aller Frauen, die schöne Helena, am Fuße des Olymp aus der Unterwelt für sich an's Tageslicht emporzuheben. Chiron, „der große Mann, der edle Pädagog, der, sich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog“ und die weise Manto, die Tochter Aesculap's — d. h. die Weltweisheit und die Naturkunde in Gemeinschaft — leiten den Faust. „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.“ Mit diesen Worten führt Manto den Faust in die Unterwelt. Und nun erringt er die wirkliche Helena, nicht nur wie einst ihr Phantom, als er sie mit dem Zauberschlüssel des Mephisto sammt Paris am Kaiserhof herausbeschwor. In glücklicher Ehe wird ihm der himmelstürmende Euphorion geboren. Aber mit heißem Temperament, voll hohen Ehrgeizes zur Höhe emporsteigend, stürzt der vielverheißende Sprößling Faust's zur Erde herab. In tiefem Schmerz verläßt Helena den Faust, der sich mit ihrem herrlichen Gewande zu den Wolken emporhebt, und kehrt selbst zur Unterwelt heim mit den Worten:

„Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
Herrissen ist des Lebens, wie der Liebe Band;
Bekammernd beide, sag' ich schmerzlich Lebewohl!“

Mephisto*) hat sich unterdessen, auf der Wanderung durch das Land der Schönheit mit den Phorkyaden verschmolzen — er hat sich aus dem brutal Bösen in die personifizierte Häßlichkeit umgewandelt, die sich mit den zurückgelassenen Attributen Euphorion's, mit Kleid, Mantel und Lyra, begnügt:

„Hier bleibt genug Poeten einzuweißen,
Zu stiften Gild' und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verleih' ich wenigstens das Kleid.“

Im Hochgebirge dem Wolfenschleier Helena's als ein Verjüngter und Erstarkter entsteigend, und immer wieder von Mephisto begleitet, tritt Faust in die letzte Phase seines Erdenlebens!

„Herrschaft gewinn ich, Eigentum:
Die That ist Alles, nichts der Ruhm!“

Er will das Gute, das Sittlich-Gute im Thatendrang verwirklichen. Und was erreicht er? Das Höchste, was der Mensch erreichen kann, der als solcher dem unzertrennlichen Begleiter, seinem Gefährten Mephisto, täglichen Tribut entrichten muß. Das Land, das dem stolzen Meere abgerungen worden, das als freier Grund einem freien Volke dienen soll, es wird durch Mephisto und die drei gewaltigen Gestalten: „Haltefest, Habebald, Eilebeute“ mit Krieg überzogen, friedliche, gute Menschen (Philemon und Baucis) ihrer Habe und ihres Lebens beraubt, die Schifffahrt durch Gewalt und Raub geschädigt. Und ist am Ende nun doch wieder alles Niedrige, Kleine, Häßliche das Große geschaffen, das Gute erhalten, das Schöne gewahrt worden unter harten Kämpfen, dann treten die „vier grauen Weiber“ auf: „der Mangel, die Schuld, die Noth und die Sorge“. Nachdem Faust unter dem erschütternden, in unvergleichlicher Weise geschilderten Kampf mit der Sorge, das Augenlicht eingebüßt und trotz

Allem tapfer gekämpft und ausgehalten hat bis an's Ende, bis zum letzten Augenblick, stirbt er mit den Worten:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
— — Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick?“

Also Kampf und Tod? Weiter nichts? Nein — Faust findet endlich das Gute, Wahre und Schöne nach der Loslösung vom Sensualismus, von Mephisto. Sein „Unsterbliches“ wird in den Himmel gehoben. Er wird empfangen von der Mater gloriosa „der höchsten Herrscherin der Welt“, im Geleit der drei großen Hüterinnen und von dem durch den Schmerz geläuterten Gretchen: „Das Ewig-Weibliche“ zieht ihn hinan — bis in den seligen Frieden himmlischer Regionen.

Was ist nun eigentlich dies „Ewig-Weibliche“ in dem feierlich-erhabenen Ernst Goethe's? Eine moderne Schriftstellerin hat die echte Weiblichkeit als „Mütterlichkeit“ definiert. Sie offenbart sich tatsächlich in der Mutterliebe und die Mutterliebe geht auf in das Mitleid mit dem hilflosen Kinde. Ist dieses Mitleid aber das Wesentliche und Charakteristische der Mutterliebe?

Schopenhauer versuchte in seiner Schrift: „Die Grundlage der Moral“ den Nachweis zu liefern, daß die Moral ihren Ursprung habe in dem Mitleid, welches durch das Anschauen der Leiden unserer Mitmenschen erweckt werde. Eine Begründung, die trotz der geistreichen Ausführung vielfach angefochten worden ist. Der Dichter tauchte tiefer hinab, als der Philosoph, wie wir sehen werden. Er läßt das Schöne von Faust aus dem Erden Schoß, von den „Müttern“ herausholen und läßt das Sittlich-Gute, welches Faust im Himmel erreicht und schaut, durch die Mutter Maria und Gretchen verwirklicht werden — durch weibliche Liebe und weiblichen Schmerz, der durch Schuldgefühl und Sühne hindurchgegangen ist.

In der bekannten feierlichen Scene ruft Faust:

Die Mütter! Mütter! 's Klingt so wunderbar!
— — Den Müttern! Triffi's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?

Hierauf Mephisto:

Entfliehe dem Entstand'nen,
In der Gebilde losgebund'ne Räume,
Ergöße Dich am längst nicht mehr Vorhand'nen! — —
Ein glüh'nder Dreifuß thut Dir endlich kund,
Du bist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirft Du die Mütter sehn:
Die einen sitzen, andere stehen und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur.
Sie sehn Dich nicht, denn Schemen sind sie nur.
Da saß ein Herz, denn die Gefahr ist groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel.“

Faust versinkt und beschwört mit dem glühenden Schlüssel „das Musterbild der Männer so der Frauen“, Paris und Helena, heraus. Beide Zaubergestalten stellen dann den „Raub der Helena“ vor der versammelten Hofgesellschaft dar — das Drama der Liebe zwischen Mann und Weib, als wollten sie auf 1. Mos. 2, 18 anspielen. Ein alter, geläufiger Spruch, zu welchem ich hier, nach Prof. Hilthy, eine israelitische, also competente Auslegung dieser viel citirten Stellen des Pentateuchs anführen will: „Es heißt nicht (im hebräischen Urtext): es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, sondern: so lange er allein steht, ist es überhaupt noch nicht gut; das Ziel der Vollkommenheit, das die Erdenwelt durch ihn erreichen soll, wird nicht vollkommen erreicht, so lange er allein

*) Wer noch zweifeln sollte, daß Goethe in der That in Mephisto den Sensualismus verkörpert hat, der lese die interessante Unterredung Mephisto's mit der Sphinx.

steht. Die Vollendung des Guten war nicht der Mann, sondern das Weib und ward erst durch das Weib den Menschen und der Welt zugebracht . . . Auch nicht die leiseste Andeutung auf eine geschlechtliche Beziehung ist darin enthalten, nur in das Gebiet des Wirkens des Mannes wird das Weib gesetzt. Und ebensowenig spricht sich eine Unterordnung aus, vielmehr ist damit eine völlige Gleichheit und paritätische Selbständigkeit ausgesprochen. Das Weib steht dem Manne parallel, auf einer Linie, zur Seite." In der That, auch wir Naturforscher müssen unter der Führung des Altmeisters Goethe tief hinabtauchen mit dem Schlüssel des Sensualismus bis in die Vergangenheit des Erdenreiches, bis zu dem Entwicklungspunkt der zweigeschlechtlichen Wesen, um aus deren Liebe die Mutterliebe entspringen zu sehen: die mitleidreiche, selbstlose, im Laufe des Menschheits-Lebens sich ewig erneuernde Mutterliebe.

Es ist lange her und doch bis heute mir unvergänglich geblieben, als ich in meiner Jugendzeit einst mit einem alten naturkundigen Landpastor einen Ritt durch Feld und Wald machte. Als wir durch dichtes Buschwerk plötzlich an das Ufer eines Flüsschens hinausgelangten, überraschten wir eine Wildente mit vier Jungen. Die letzteren schwammen erschreckt und eiligt in eine kleine Bucht. Es dauerte eine Zeit lang, bis sie sich ganz versteckt hatten. Unterdessen suchte die Mutter, dicht über dem Wasser sich haltend und in unmittelbarer Nähe vor uns, durch laute Flügelschläge unsere Aufmerksamkeit in die entgegengesetzte Richtung zu lenken. Sie bewegte sich eigenthümlich, wie ein krankes, mattes Thier, um in demselben Augenblick, da sie ihre Kleinen in Sicherheit sah, im raschesten Fluge unseren Augen zu entschwinden. „Sahen Sie wohl?“ sagte der alte Pastor, „sie gab sich uns preis, sie war bereit, für ihre Jungen zu sterben, um sie zu retten! — Mutterliebe!“ Und wir ritten, beide in Nachdenken versunken, durch die Furth. Mutterliebe! sagte ich mir, in diesem kleinen wilden Vogel! Wessen muß der Mensch fähig sein!

Goethe läßt Faust sprechen:

„In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein.
Und ihr vertheilt es, allgewalt'ge Mächte,
Zum Belt des Tages, zum Gewölb der Nächte.“

Intuitiv versenkt sich der Dichter in das geheimnißvolle Princip des Wahrenden und Erhaltenden in der Natur, in die Mütterlichkeit. Ihr Wesen ist die Selbstaufopferung zu Gunsten der Erhaltung des neuen jungen Geschlechts. Ihr Wesen ist die selbstlose Liebe im Gegensatz zum egoistischen Selbsterhaltungstrieb. In ihr ist die höchste Lust und der tiefste Schmerz, in ihr das Pflichtgefühl und das Schuldgefühl (der psychische Schmerz) erstanden. Der Wille zum Leben, der sinnliche Wille erhält das eine Individuum auf Kosten des anderen — die Mutterliebe erhält die Art, das Menschengeschlecht. Sie ist die unverjüngbare Quelle des „Ewig-Weiblichen“, das wie ein Strahl der Gottheit alle Menschen in gleicher Weise durchdringt.

Es ist eine weitverbreitete falsche Meinung, daß der Egoismus die fruchtbare Triebfeder alles Guten und Großen im Menschenleben sei. Um mit den Titeln der bedeutenden Werke zweier modernen Dichter — eines Deutschen und eines Russen — zu reden: der „Lebenshunger“ vernichtet in der „Werkstätte des Lebens“ so viel Keime des Lebens, er ruft so viel Widerstände der vergewaltigten, enterbten Genossen hervor, daß eine stetige Entwicklung, ein Fortschritt der Menschheit nicht denkbar ist allein unter der Hegide des Egoismus. Es muß daneben eine zweite ausgleichende Kraft geben. „Denn wo wären“ — fragt mit Recht Heinrich v. Schöler (Kritik der wissenschaftlichen Erkenntniß, pag. 201) — „wo wären

ohne die von Nietzsche verachtete Menschenliebe all' unsere Wohlthätigkeitsanstalten? Wo bliebe der Kampf gegen Sklaverei und Barbarei, wie ihn die amerikanischen Nordstaaten kämpften und gegenwärtig die vordringende europäische Civilisation in Afrika und Asien führt? Wo die Institution des Genfer „Rothten Kreuzes“ und die freiwillige Krankenpflege und Feuerwehr in allen Landen? Wo die heldenmüthigen Thaten zur Rettung Schiffbrüchiger, wo die des ärztlichen Opfermuthes zu den Zeiten ansteckender Epidemien? Wo die unerschrockenen Bemühungen der Bergführer bei der oft halbsbrecherischen Auffindung und Bergung Abgestürzter? Wo die tollkühnen Expeditionen zur Errettung verschollener Afrikaforscher und Nordpolfahrer? Wo die mit eigener Lebensgefahr ausgeführten todesmüthigen Rettungsversuche Verunglückter bei Brandunfällen, Wassernoth und Verschüttungen? Wo wären alle diese Heldenthaten der Menschenliebe im Nietzsche'schen Egoistenstaate?“

Und wie stellt sich die Wechselwirkung zwischen den Thaten des Egoismus und Altruismus in der Geschichte der Völker dar? Welch' eine Macht war das römische Weltreich, als es in seinem schrankenlosen Egoismus die „Ausrottung der Besten“ (Seef) betrieb, die Selbständigkeit der unterworfenen Völker vernichtete und Alle in Sklaverei stürzte! Die Religion der Liebe, das Christenthum, hat die Religion der Feindschaft (Spencer) überwunden. Und die spanische Weltmonarchie? Sie hat die überseeischen Völker enterbt und vernichtet, mit Feuer und Schwert die Niederländer zu Grunde gerichtet und selbst England mit seiner Armada bedroht. Doch die kleinen Gruppen der Verfolgten und Schwachen, die als Geächtete die amerikanischen Gestade aufsuchten, die kleinen Häuflein der von den Unduldsamen und Mächtigen Vertriebenen sind im Laufe von ca. 300 Jahren zu einer Großmacht herangewachsen, die vor unseren Augen, in unseren Tagen die einstige spanische Weltmonarchie zu einem Kleinstaat herabgedrückt hat, um selbst die halbe Erde zu beherrschen. Wir werden denselben Sieg der aufopferungsvollen Schwäche und Zähigkeit wider die egoistische Stärke in dem Eroberungslauf Napoleon's I. und der allendlichen Katastrophe finden. Aber das Deutsche Reich, wird Mancher meinen, steht es nicht machtvoll gegründet durch die Eisenpolitik des Egoisten Bismarck da? Gewiß, doch war diese provocirte kriegerische Politik wirklich etwas Anderes, als die erzwungene Wiedervergeltung für alte große Unbill? In der That, wenn das deutsche Volk heute sicher, groß und mächtig dasteht, so hat es dies vor Allem der weisen Friedenspolitik des großen Staatsmannes zu danken, der, wie wunderbar es Manchen auch klingen mag, das Goethe'sche Wort vom „Ewig-Weiblichen“ — seinem eigenen Genie entsprechend — tiefenst aufgefakt und charakterisirt hat. Im Jahre 1895 schloß er seine Ansprache an eine Deputation schlesischer Damen mit folgenden Worten: „ . . . ich setze mein ganzes Vertrauen auf unsere deutsche Zukunft auf den Bestand dessen, was Goethe das Ewig-Weibliche im Leben nannte, daß heißt das Wahrende, das Pflegende, was in der Liebe der Vereinigung der Familie auch dem Manne zu Gute kommt; in der Hauptsache möchte ich sagen, das, was den Unfug verhindert, zu dem die Männer geneigt sein könnten: das ist hauptsächlich die Aufgabe der Frauen etc.“ Es giebt also einen, von den größten Männern empfundenen Strom im Menschheitsleben, der dem egoistischen Princip die Waage hält: es ist das „Ewig-Weibliche“. Das altruistische Princip, welches den schrankenlosen Selbsterhaltungstrieb hemmt und seiner zerstörenden Gewalt entgegenwirkt. Es tritt in innigster Wechselwirkung mit dem Intellect sowohl im Völkerleben, wie in den Individuen mehr oder weniger zu Tage und offenbart sich ebenso im Manne, wie im Weibe.

Wir müssen uns jedes menschliche Einzelwesen als eine Einheit von Empfindung und Bewußtsein, von „Blut und Urtheil“ (wisdom and blood, wie Shakespeare sich ausdrückt) vorstellen. Alle aus der Außenwelt herandrängenden Reize

erregen Empfindungen, die im Innern als Erinnerungsbilder fixirt werden. Aus ihnen setzt sich der Gedankencomplex zusammen. Feuerbach sagt mit Recht: „Jeder Gedanke ist eine gewesene Empfindung. Empfinden und Denken ist eins.“ Der Gedankencomplex ist das concentrirte Abbild aller stattgehabten Empfindungen — der geordnete, bewußt gewordene Empfindungscomplex. Während auf einer früheren Stufe der Entwicklung die Lebewesen auf einen empfundenen Reiz unmittelbar mit einer Bewegung reagiren (Reflexbewegung), wird der „sinnliche Wille“ d. h. der eingeborene Lebenstrieb der höheren Lebewesen durch den Instinct (Ribot's „Gedächtniß“) und durch den Intellect gehemmt, verlangsamt, vielmehr geregelt und beherrscht (Aloys Riehl). Je vollkommener diese Wechselwirkung zwischen treibender und hemmender Kraft, zwischen Empfindung und Bewußtsein in einem Individuum sich vollzieht, je mehr die Gedanken die Handlungen beherrschen, desto größer wird der Vorsprung sein, den es vor einem Anderen gewinnt, desto mehr wird es seinen Willen zur Macht, seinen Egoismus geltend machen, aber desto mehr wird auch der Selbsterhaltungstrieb des Einen mit dem des Andern in Conflict gerathen. Darwin hat uns gezeigt, wie im Kampfe um's Dasein, auf dem Wege der Anpassung und Vererbung, durch natürliche Züchtung die Entstehung höherer Arten zu Stande gekommen ist — „dies wunderbare Resultat eines Vernichtungskampfes der Natur, der sich durch Hungersnoth und Tod äußert“ (Entstehung der Arten). In der That, in dem großen Leiden und Sterben des gewaltigen Naturprocesses ist jedes Einzelleben nur eine flüchtige Episode, aber innerhalb dieser erfreuen sich zu gleicher Zeit die stärksten und schwächsten, die höchsten und niedrigsten Lebewesen unter der pflegenden Hand der Natur der Ernährung, des Wachstums, der Fortpflanzung, und die höchststehenden Arten einer geistigen und ethischen Entwicklung, welche sie selbstbewußt in gegenseitigem Austausch genießen.

Erst durch die Entwicklung der Zweigeschlechtlichkeit, der männlichen und weiblichen Wesen und deren Vereinigung hat die Natur den zügellosen Selbsterhaltungstrieb, der die erste Grundlage alles Lebens ist und sein muß, in eine festgefügte Bahn gezwungen, wo schließlich die Ideale der Menschheit die Herrschaft ausüben. Und was kein Intellect erreicht, das erkämpft mit unwiderstehlicher Gewalt das „Ewig-Weibliche“. Es ist identisch mit dem Altruismus und geht aus dem Blut, aus der Empfindung hervor, der Ursprungsstätte des Intellects; denn „Gefühl ist eine Art Einsicht“ (G. Elliot). Bei jeder Geburt wird die Mutterliebe neu erzeugt, d. h. es entsteht unter den größten Gemüthsbewegungen und Schmerzen die tiefste Zuneigung und das tiefste Mitleid für das hilflose Kind, dessen physisch-psychische Naturanlage die eigenen mütterlichen und die väterlichen Eigenschaften, weibliche und männliche zugleich in sich birgt, gleichviel welches physische Geschlecht es haben mag. Und doch ist dieser Abkömmling der Eltern ein selbständiges, anderes Wesen. Ihr eigenes und doch ein anderes. So erzeugt sich aus dem Egoismus, naturgemäß und zwingend der Altruismus, der als „Ewig-Weibliches“ mit der Mütterlichkeit eng und unzertrennlich verknüpft ist und ebenso auf die männlichen wie auf die weiblichen Nachkommen vererbt wird. Bei jeder Geburt eines Lebewesens gefellt sich also zu dem von Anbeginn der Welt bestehenden Ruf der Natur: „Lebe für dich selbst“ eine zweite innere Stimme: „Lebe für Andere.“ Bei jeder Geburt erneuert sich dieser eindringliche, nicht abzuweisende „kategorische Imperativ“ und wird lauter und stärker in dem Maße, als die zweigeschlechtlichen Arten der Lebewesen sich höher entwickeln. Und sobald in dem Gemeinschaftsleben der Menschheit durch die Sprache der Intellect sich zu immer höheren Stufen erhebt, muß zuletzt aus der Summe aller mütterlichen, durch Vererbung weitergegebenen Empfindungen das menschliche Gemüth emporschwimmen, in welchem die altruistische Erkenntniß gleichsam herauscrystallisirt, d. h. die Gewißheit

dessen, was die Andern, nicht nur die eigenen Kinder, sondern alle anderen Mitmenschen vom einzelnen Individuum zu fordern ein Recht haben. So entsteht das, was die deutsche Sprache Gewissen nennt; der Inbegriff des Pflichtgefühls und Schuldgefühls, des Gefühls der Verantwortlichkeit gegenüber jedem „Nächsten“, sei derselbe auch egoistisch und feindlich gesinnt.

Daß das Gemüth der Menschheit, der Urquell aller Ethik, erst 2600 Jahre alt ist und sich nur langsam entwickelt, ist aus der Culturgeschichte zu erweisen, nicht minder, wie Gemüth und Vernunft in gemeinsamer Entwicklung den Willen im engeren Sinne, den sittlichen Willen hervorbringen, den Inbegriff der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten der Menschheit. (Aloys Riehl.) Während der sinnliche Wille, der Wille zum Leben, der Selbsterhaltungstrieb unter der Führung der allmächtigen Natur einen Vernichtungskampf führt, der durch Hungersnoth und Tod die höheren Arten hervorbringt, entwickelt sich unter derselben souveränen Macht, deren schöpferisch-zerstörendes, Leben im Tode spendendes Wesen kein sterbliches Individuum mit Bewußtsein nachzuahmen sich erlauben dürfte — der sittliche Wille. Aus der altruistischen Erkenntniß geboren, beherrscht er als pflegendes und wahrendes Princip das Gemeinschaftsleben der Menschheit und giebt dem kurzlebigen Dasein des Individuums den eigentlichen Werth. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß der Genuß des Lebens in dem ewigen Kampfe der Empfindung mit dem Bewußtsein, der Sinneswelt mit der Ideenwelt besteht, wenn auch die ganze Menschheit zwischen dem Sensualismus und Idealismus ewig hin und her schwankt, so giebt es doch einen unverrückbaren Ruhepunkt. Er liegt im menschlichen Gemüth, im Reiche des Ewig-Weiblichen. Hier begegnen und versöhnen sich die Sinne und Gedanken, hier ist die schöpferische Stätte der Kunst und Ethik. Jede Mutter vererbt also ihre individuellen Eigenschaften mit den Regungen der Mutterliebe naturgemäß sowohl auf ihre Söhne, wie auf ihre Töchter. Gleichwie oft die männliche Psyche des Vaters auf die Töchter übergeht, so die weibliche Psyche der Mutter auf die Söhne. Ja, das Letztere scheint viel häufiger der Fall zu sein, als das Erstere. Diese Kreuzung der psychischen Eigenschaften wird vom Volksglauben, der hierbei eine tiefe Weisheit offenbart, als glückverfündend angesehen. Es heißt, daß die Töchter, die dem Vater ähneln, und die Söhne, die nach der Mutter arten, Glückskinder seien. Jedenfalls giebt es viele bedeutende Männer, von denen entweder behauptet wird, daß ihre Naturanlage im Allgemeinen der weiblichen Eigenart im Empfinden und Denken sich zuneige, wie z. B. Mozart, Canova, Raffael oder daß sie geradezu nach ihren Müttern geartet seien. Letzteres wird mit großer Sicherheit von Goethe und mit Wahrscheinlichkeit von Shakespeare behauptet, den der Engländer Lemes als eine „zart organisirte“ Natur charakterisirt. Auch Sophokles scheint hierher zu gehören (Antigone). Shakespeare scheint selbst das Bewußtsein gehabt zu haben, daß er vorzugsweise die Eigenschaften seiner Mutter geerbt habe. In seinem „Coriolan“, den er unmittelbar nach dem Tode seiner Mutter (1608) geschrieben, ist die Volunna höchst wahrscheinlich nach dem Modell seiner Mutter geschaffen worden. Diese stolze, große und rührende Mutter sagt ihrem Sohne an einer Stelle, daß sein unbändiger Ehrgeiz und Stolz von ihr stamme. Neuerdings hat wunderbarer Weise eine englische Schriftstellerin behauptet, daß Shakespeare Eins nicht gekannt zu haben scheine — die Mutterliebe. Hat sie den „Coriolan“ vergessen, hat sie nie an die starke, kluge, aufopferungsfähige Volunna gedacht? Der einzig geartete größte Dramatiker aller Zeiten, Shakespeare, kannte nicht nur die Mutterliebe, er hat sie auch auf der Bühne in lebensvoller Gestalt verkörpert. Was eben für uns am meisten Interesse hat, ist der Umstand, daß Shakespeare nicht nur die verschiedenartigsten männlichen Charaktere in vollendeter Form dramatisch gestaltet hat. Man denke

zunächst an die wunderbare Reihe derselben, an Falstaff, Othello, Macbeth, Lear, Richard III., an Jaques und Hamlet, an Prinz Heinz und Percy Heißsporn, an Romeo, Mercutio und Andere, man vergegenwärtige sich die Charaktere, die Gespräche und Situationen — und Viele werden es vielleicht verständlich finden, daß so manches zarte weibliche Gemüth vor der echten, oft rauhen und derben Männlichkeit zusammenschrumpft. Nun — derselbe Shakespeare, dieser männliche Geist, der mit den verschieden gestalteten Geschöpfen seiner Phantasie sich in solcher Weise eins fühlt, daß sie wie lebendige Menschen auf der Schaubühne uns entgegentreten, derselbe Shakespeare hat Frauen- und Kindergestalten in's Leben gerufen, deren Seele seine eigene zu sein scheint. Er mag Modelle gehabt haben, so viel er wolle: für Arthur (in „König Johann“) und Mamilius (im „Wintermärchen“), seinen eigenen frühverstorbenen Sohn, für die zahlreichen Frauen, die er geschaffen, Mädchen aus dem Volk und Bürgerfrauen bis zu den Hofdamen und der Königin hinauf — es ist trotz Allem erstaunlich, wie die Seele der Kinder und Frauen in seinem Gemüth anklingt, als träfe sie auf gleichgestimmte Saiten. Es giebt nur eine Erklärung dafür: das Ewig-Weibliche war in Shakespeare's Persönlichkeit gleichwerthig dem Ewig-Männlichen zugesellt. Es giebt Denker und Schriftsteller, die behaupten, daß diese enge Verschmelzung der männlichen und weiblichen Psyche im normalen Menschen gerade das darstelle, was wir Genie nennen. Bei Shakespeare würde dies zutreffen. Man lese die rührende Scene, wo der arme Arthur geblendet wird, die Gespräche des Mamilius mit Leontes und den Hofdamen, und man wird auf's Tiefste gerührt oder erstaunt sein. Auf der Schaubühne wirkt jede einigermaßen gute Darstellung hinreißend. Wie natürlich, wie kindlich diese Shakespeare'schen Kinder reden, das ist wohl schwerlich von einem Anderen erreicht worden! Und was soll man zu der großen Reihe seiner Frauen sagen? Alle Temperamente, alle Charaktere, alle hohen und niederen Geister sind vertreten, Alle bis in's Einzelne charakterisirt, die Eigenart des Geistes und Gemüths (in Uebereinstimmung mit der körperlichen Anlage, mit Augen- und Haarfarbe) so sicher gezeichnet und in's Leben gestellt, als wären sie ein Theil seines eigenen Innenlebens.

Georg Brandes, der Verfasser der Shakespeare-Biographie, sagt dazu: „Shakespeare hatte in seiner frühesten Jugend nicht wenige unliebenswürdige, mannhafte Frauen in seinen Lustspielen geschildert und nicht wenige herrschsüchtige, blutdürstige oder verdorbene Frauen in seinen ernsthaften Dramen, auf der einen Seite Gestalten wie Adriane und die widerspenstige Katharina, auf der anderen Seite Gestalten, wie Tamara und Margaretha von Anjou, die Alle einen hartnäckigen Willen und eine gewisse Gewaltthätigkeit in ihrem Betragen haben. In den mehr vorgerückten Jahren seines reifen Mannesalters stellt er mit Vorliebe junge weibliche Wesen dar, die lauter Seele und lauter Zärtlichkeit sind, schweigsame Naturen ohne Geist und Wiß — Ophelia, Desdemona, Cordelia. Mitten zwischen diesen scharf getrennten Gruppen steht eine Gruppe von schönen, jungen Frauen, die Alle das Herz am rechten Fleck haben, die aber besonders dadurch eigenthümlich sind, daß sie vor Genialität förmlich sprühen. Sie sind nicht selten lebenswürdig wie die treueste Freundin und mit einer besonderen Art echt weiblichen Wißes begabt. Man fühlt es, daß Shakespeare die Modelle zu diesen Gestalten von ganzem Herzen und mit dem Entzücken eines außerordentlich guten Kopfes über einen andern außerordentlich guten Kopf bewundert hat.“ Ueber Rosalinde in „Wie es euch gefällt“ sagt der Autor: „Es gilt von Rosalinde, was sie von der Frau im Allgemeinen sagt: „Ihr werdet sie nie ohne Antwort ertappen, Ihr mühtet sie denn ohne Zunge antreffen.“ Und es liegt immer eine helle und heitere Phantasie in ihren Antworten. Sie strahlt förmlich vor Jugend, vor Einbildungskraft und Freude darüber, daß sie so feurig ge-

liebt wird und so feurig wiederliebt. Und ihr Wiß ist bewundernswürdig feminin. Zu viele, von Männern geschilderte, geistig begabte Frauen, besitzen die Intelligenz des Mannes. Rosalinden's Wiß ist durch Gefühl gemildert.“ „Beatrice in „Viel Lärm um Nichts“ ist die große Dame der Renaissancezeit als junges Mädchen, überströmend von Lebenskraft, munter, streitbar in der Rede, neßsüchtig und herausfordernd in ihrem Reichthum an kühnen Einfällen, für moderne Begriffe oft derb bis zur Anstößigkeit. Aber ihre Sprache ist wunderbar, funkelnd vor übermüthiger Phantasie.“ Sie ist eine „Emancipirte“, sie hat einen männlichen Wiß, erscheint aber doch als „Perle von einem Mädchen“ mit einem festen und edlen weiblichen Charakter. Viola in „Was Ihr wollt“ ist ein vollkommenes Gegenstück. „Nie entschlüpft ihr ein derbes, ausgelassenes Wort, wie der Rosalinde oder der Beatrice. Sie ist klug, durch und durch seelenvoll, mit der feinführendsten Weiblichkeit ausgestattet. Trotz ihrer humoristischen Beredsamkeit, schwebt ein Schatten von Behmuth über ihre anmuthige Gestalt.“ In der „Verlorenen Liebesmüh“ taucht eine „dunkle Schönheit“ (identisch mit the dark lady der Sonette) vor uns auf: Genial, treulos und tyrannisch, offenbar von größter Anziehungskraft für Shakespeare, der das Modell für diese Gestalt wahrscheinlich in den Hofkreisen der Königin fand (Mary Fitton). Ganz verändert taucht dies Modell noch einmal in seiner Kleopatra auf: „die Zigeunerin, die schwarze Schönheit, Engel und Teufel zu gleicher Zeit, die gefährliche, betrickende „Schlange am alten Nil“, die den Antonius zu Grunde richtet. Und nun vergleiche man die grauenvolle Lady Macbeth, das ehrgeizige, entseßliche Weib, mit den Lichtgestalten einer Hermione und Perdita (im Wintermärchen), einer Imogen (in Perikles) und Miranda (im Sturm) und wir erstaunen über die Fülle der weiblichen, zarten Seelenregungen, deren Shakespeare's Gemüth fähig war. Vor Allem Imogen. „Hier ist das Vollendete erreicht. Sie ist das lebenswürdigste, werthvollste weibliche Wesen geworden, das Shakespeare geschaffen hat, und zugleich das reichste . . . Sie ist die Unvergleichliche unter den Frauen, sie ist allen, auch den verschiedensten Verhältnissen gewachsen. Sie überwindet alle, auch die härtesten Prüfungen mit den höchsten, echt weiblichen Anlagen ihres Charakters. Bei ihr begegnen wir der vollsten, tiefsten Liebe, die Shakespeare jemals in die Brust eines Weibes niedergelegt hat.“ Doch genug! Nur ein liebevolles Stadium aller Shakespeare'schen Frauencharaktere, das Jedem unübertrefflichen Genuß gewährt, kann dieses Gebiet des großen Genies umfassen.

Es scheint kein Zweifel möglich zu sein an der Doppelströmung des Ewig-Männlichen und Ewig-Weiblichen in der menschlichen Natur, die wie ein Strahl des Göttlichen in den Völkern und Individuen zu Tage tritt. Und wenn wir weite Zeiträume der Geschichte mit unserem geistigen Auge überschauen, so scheint das Ewig-Weibliche als das Fruchtbringende, Wahrende und Pflgende, als das Erlösende immer siegreich zu sein, so daß man sagen darf: „die Milde sei scharf“; wie es in einem indischen Spruch heißt.

Läßt sich das wirklich erweisen? Setzen wir den Fall, daß dies nicht möglich sei, so ist es doch schwer zu bestreiten, daß die Größten, die es je unter Menschen gegeben hat, die Liebe über die Gewalt, d. h. das Ewig-Weibliche über das Ewig-Männliche stellten. „Unrecht leiden ist besser als Unrecht thun.“ Ein wunderbares, aber ein großes und wahres Wort! Daß diese Weltanschauung klärend und verführend in den meisten Streitfragen wirkt, die uns in der Neuzeit beschäftigen, ist kaum zu widerlegen. Wenn wir die Erziehungsfrage, die Friedensfrage, wenn wir die vielumstrittene Frauenfrage in Betracht ziehen — ist es besser, in dauern dem Streit die neuauftauchenden Gedanken und Empfindungen der Menschen zurückdrängen zu wollen oder sie in ihrer Entwicklung gewähren zu lassen? Warum nicht das Letztere, wenn die Milde in der That stärker ist als die Gewalt? Und

wenn es eine natürliche Entwicklung aller Dinge, aller Völker und Menschen giebt unter der Leitung einer göttlichen Kraft, die der Aufopferung, der selbstlosen Liebe den Sieg verheißt und verleiht, warum sollen wir nicht willig dieser weißen Siegesfahne folgen? Ist es nicht denkbar, daß z. B. in der an allen Enden der Welt sich mächtig regenden „Frauenfrage“ der nie versiegende Strom des Ewig-Weiblichen machtvoll emporsteigt, um dem Culturleben der Menschheit ein anderes, vollkommenes Gepräge zu geben?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Uniform.

Von Anton Tschekow.

Die Sonne war kaum aufgegangen und schaute auf die Kreisstadt trübe herunter, die Gähne erwachten und krächten, in Klytkin's Branntweinkneipe saßen aber schon Gäste: der Schneider Merkulow, der Polizist Schratwa und der Cassenbote Smedunow. Alle Drei waren schon stark benebelt.

„Ach halte doch nur Dein Maul!“ rief Merkulow und hielt den Polizisten am Knopfe fest. „Wer im Civildienst steht und natürlich dabei zu den obersten Rangstufen gehört, hat für Unsereinen, der sich für die Uniform interessirt, viel mehr Bedeutung, als alle Eure Obersten und Generale. Da haben wir z. B. einen Kammerherrn. Was ist das für ein Mensch? Was hat er für einen Rang? Wer nicht wenigstens tausend Rubel für seine Uniform ausgeben kann, darf sich neben ihm gar nicht sehen lassen. Rechne doch selbst mal nach: vier Utschin Tuch von der allerfeinsten Sorte, die Knöpfe, der goldgestickte Kragen, die weißen Beinkleider mit den breiten Goldstreifen, — aber das Alles ist noch gar nichts, denn das könnte auch Euer Chauffeefahrer, wenn er Lust hat, allenfalls noch bestreiten. . . . Aber das ist noch gar nichts! Es wird erst was, wenn die ganze Brust von Goldstickeri glänzt! Nicht nur Kragen und Aermel, nein, auch die Achselklappen, Alles muß glänzen! Ja, wenn man für die Herren Oberhofmeister, Stallmeister, Ceremonienmeister und sonstigen Minister arbeitet, das ist eine Sache! Verstehst Du mich? Aber das ist es ja, davon kannst Du gar keinen Hochschein haben! . . . Ich erinnere mich, daß wir für den Oberhofmeister Grafen Andrej Semjonowitsch Wonsjarenowitsch arbeiteten. Eine Uniform, sag' ich Dir! . . . nicht anrühren! Wenn Du nur leise daran tippst, so klopfst Dir schon vor Hochachtung das Herz! Und dann, was die richtigen hohen Herrschaften sind, wenn die was bestellen, so untersteh' Dich ja nicht, sie zu belästigen. Sobald Du Maas genommen, drücke Dich, und denke ja nicht an's Probieren, rede nicht von Fracon und dergleichen, — o das darf Dir gar nicht einfallen, denn das giebt's einfach nicht. Bist Du ein richtiger Schneider, so mußt Du ohne Weiteres Alles tadellos nach dem Maas fertigen. Es muß Alles so passen, wie wenn Einer vom Kirchturm herunterspringt und gerade in seine Stiefel hinein. In unserer Nähe war die Gendarmen-Kaserne. . . . und weißt Du, Brüderchen, was unser Meister Ossip Jalkitsch da that? Er suchte sich unter den Gendarmen solche Leute aus, deren Wuchs dem der Besteller gleich; ihnen wurden dann die Uniformen anprobirt. Verstehst Du das? Nun also, da kam es oft vor, daß wir einen solchen passenden Gendarmen holten, ihm die Uniform eines Grafen anzuprobieren. „Zieh' sie an, Kerl, und danke für die hohe Ehre!“ Und wenn er nun die Uniform mit der goldgestickten Brust sah, dann fing er an zu zittern und wurde fast ohnmächtig!“

„Habt Ihr aber auch für Postzeleutnants gearbeitet?“ fragte Smedunow.

„Ach, Du glaubst wohl, das sind wichtige Kunden? In Petersburg giebt es so viele, wie herrenlose Hunde. . . . Nur hier bei Euch in der Provinz zieht man ehrfürchtig die Mütze vor ihnen; dort aber heißt es: „mir aus dem Wege!“ Wir arbeiteten hauptsächlich für's Militär und die ersten vier Rangklassen. Ja, das sind ganz andere Kunden! . . . Wenn Du z. B. zur fünften Classe gehörst, so ist das eine Lumperei. Komm in einer Woche wieder und Alles ist fertig; denn außer Kragen und Aermelaufschlägen giebt's da nichts von Bedeutung. Wenn aber Einer zur vierten oder gar zur dritten und zweiten Rangklasse gehört, da solltest Du mal unsern Meister sehen! Rechts und links gab es Büsse, und man mußte gleich in die Gendarmen-Kaserne rennen. Einmal arbeiteten wir auch für den persischen Consul. Wir nähten ihm für anderthalbtausend Rubel Goldstickerien auf Brust und Rücken und fürchteten schon, er würde das nicht bezahlen können. Aber nein, Alles wurde bezahlt! „Sind wir auch gottlose Ungläubige, so haben wir dennoch Ehrgefühl; lieber Freund, da nimm Dein Geld!“ Jawohl, in Petersburg sind sogar die Tataren nobel!“

Lange noch erzählte Merkulow aus seiner Vergangenheit. Als es Neun schlug, begann er unter der Wucht seiner Erinnerungen zu weinen

und über sein trauriges Loos zu klagen, das ihn in dieses Nest verbannt, wo es nur Krämer und Handwerker giebt. Unterdessen hatte der Polizist schon zwei Personen in Gewahrsam gebracht, und der Cassenbote war schon zwei Mal zur Post gegangen und wieder gekommen; Merkulow aber saß noch immer da und trank Branntwein. Als es Mittag schlug, unterhielt er sich mit dem Küster Antifonow, schlug sich mit den Fäusten auf die Brust und rief: „Nein, ich mag nicht länger für Krämerseelen arbeiten! Ich will nicht! Gott soll mich bewahren! Ich bin nicht gewohnt, mit solchen Lumpen wie Ihr zu verkehren; ich habe mit Euch nichts zu schaffen! In Petersburg arbeitete ich für den Baron Spuzel und für die Herren Officiere! Drücke Dich, langschüssige Kirchenratte, daß Dich meine Augen nicht mehr sehen! Mach', daß Du fortkommst!“

„Sie haben eine zu große Meinung von sich!“ erwiderte ihm der Küster. „Sind Sie auch ein Künstler in Ihrer Kunst, so dürfen Sie doch nicht Gott und die Religion vergessen. Artus war gerade so hochmüthig wie Sie und mußte eines schimpflichen Todes sterben. Jawohl, auch Sie werden sterben!“

„Nun, was kann da sein? Lieber sterbe ich, als immer nur Bauernmittel machen. Während der fünfzehn Jahre habe ich hier noch keinen einzigen Edelmann gesehen bei mir! Keinen einzigen! . . .“

„Ist mein Lump hier?“ ertönte jetzt draußen eine Weiberstimme. Aginja, Merkulow's Frau, erschien in der Thür, ein altes Weib mit aufgetrempelten Aermeln und einer straff über den Bauch gezogenen Küchenschürze. „Wo ist der wüthige Kerl?“ Ihr verachtender Blick flog über die Anwesenden. „Aha, da sitzt er ja, der Zuchthäusler! Bist Du noch nicht geplagt, elender Süßel! Wenn Du doch krepirtest, Saufaus! Komm schnell nach Hause, ein Officier ist da, der Dich sprechen will.“

„Was, ein Officier?“ fragte Merkulow und starrte sie an.

„Ja, ein Officier; er sagt, er wolle was bestellen.“

Merkulow's trübe Augen blinzelten die um ihn Sitzenden gedankenlos an; er kratzte die Nase mit allen fünf Fingern, was bei ihm ein Zeichen höchsten Erstaunens war. „Hat das Weib etwa Tollkraut gefressen?“ brummte er endlich. „Fünfzehn Jahre sah ich keinen Edelmann bei mir, und nun soll plötzlich heute, an einem Fasttag, ein Officier mit einer Bestellung da sein! Na, ich will doch mal nachsehen.“

Er verließ die Branntweinkneipe und taumelte nach Hause. Sein Weib hatte nicht gelogen. An der Schwelle seiner Wohnung traf er Herrn Urtschajew, den Hauptmann der Stadtgarnison.

„Wo treibt Er sich herum, Er Lump?“ fuhr ihn der Hauptmann an. „Eine Stunde schon warte ich auf Ihn! Kann mir der Efel eine Uniform machen?“

„Hochwohlgeboren. . . lieber Gott! . . .“ stammelte Merkulow, verschluckte sich, hustete und riß seine Mütze herunter, wobei ein Büschel Haare ihm in der Hand blieb. „Hochwohlgeboren. . . es wäre doch nicht das erste Mal. . . Du lieber Gott! Habe auch schon für Eduard Karlytsch, den Herrn Baron Spuzel gearbeitet. . . . Der Herr Unterleutnant Sembulaw ist mir noch jetzt zehn Rubel schuldig! . . . He, Frau, schieb doch einen Stuhl her für Hochwohlgeboren — wie Du doch ungebildet bist, Weib! Befehlen Sie, daß ich Maas nehme? Oder soll ich nach Augenmaas arbeiten?“

„Das Tuch lieferst Du, und die Uniform muß in einer Woche fertig sein. . . . Was verlangst Du dafür?“

„Ach, erbarmen sich Euer Hochwohlgeboren. . . fragen Sie doch nicht!“ erwiderte Merkulow süßlich. „Bin ich denn eine Krämerseele? Wir wissen doch, wie man mit hohen Herrschaften umgeht. Habe sogar für den persischen Consul gearbeitet und kein Wort verloren!“

Nachdem er das Maas genommen und den Hauptmann hinaus begleitet, stand Merkulow mitten im Zimmer eine ganze Stunde stumpsinnig da und starrte seine Frau an. Er konnte die hohe Ehre noch immer nicht fassen. „Das ist ein merkwürdiges Ereigniß!“ rief er endlich. „Wo soll ich aber das Tuch hernehmen? Aginja, nicht wahr, Du borgst mir das Geld, das Du für Deine Kuh gelöst hast?“

Aginja hielt ihm spottend den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt entgegen und spuckte. Dann wirtschaftete sie mit dem Feuerhaken, schlug Töpfe entzwei, riß ihm den Bart aus und lief schreiend auf die Straße: „Helft mir, Rechtgläubige! Er mordet mich!“ Aber das half ihr Alles gar nichts. Am folgenden Morgen lag sie im Bett und kühlte ihre blauen Flecken mit Bleiwasser. Merkulow aber ging in die Kaufläden und suchte passendes Tuch aus.

Eine neue Zeit begann nun für ihn. Wenn er Morgens erwachte und mit schlaftrigen Augen sich umsah, erstickte er nicht mehr, wie sonst, vor Galle und Schleim. Noch wunderbarer war es, daß er nicht mehr in die Branntweinkneipe ging, sondern fleißig bei der Arbeit saß. Erst betete er still vor sich hin, setzte dann seine große Stille auf, breitete das Tuch auf dem Tisch aus, feierlich, als ob er einen Gottesdienst verrichtete. Nach einer Woche war die Uniform auch schon fertig. Er plättete sie, trug sie auf den Bretterzaun hinaus und bürstete sie aus. Ab und zu nahm er ein Häserchen weg, trat einige Schritte zurück, betrachtete sein Kunstwerk mit Vaterstolz, wuschte dann wieder ein Hädchen weg und das so mehrere Stunden.

„Ein wahres Elend mit diesen hohen Herren!“ rief er Vorübergehenden zu. „Eine Quälerei, — ich bin ganz erschöpft! Diese gebildeten Leute befriedigen, ist fast unmöglich!“ Als er mit dem Putzen und Bürsten fertig war, fettete er sich die Haare mit Del und kämte

sich; dann schlug er die Uniform in ein sauberes Baumwolltuch und ging zum Hauptmann. „Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit Dir abzugeben, Du Tölpel!“ so fuhr er Jeden an, der ihm begegnete. „Seht Ihr denn nicht, daß ich dem Herrn Hauptmann seine Uniform hintrage? Ist das ein ungebildetes Volk!“

Nach einer halben Stunde kehrte er heim. „Gratulire zur Geldeinnahme!“ mit diesen Worten begrüßte ihn Arinja lächelnd.

„Du dummes Weib!“ entgegnete er. „Du glaubst wohl, daß hohe Herrschaften gleich zahlen? Bilde Dir doch solche Schwachheiten nicht ein! Höchstens Krämerseelen und gemeines Volk legt Dir das Geld gleich auf den Tisch, Du Gans!“

Zwei Tage lag Merkulow auf dem Ofen, aß nicht und trank nicht, sondern gab sich ausschließlich dem Wohlgefühl befriedigten Ehrgeizes hin, wie etwa Herkules, der seine Heldenthaten vollbracht. Am dritten Tage ging er zum Hauptmann, sein Geld zu holen.

„Sind Seine Wohlgebaren schon aufgestanden?“ flüsterte er im Vorzimmer dem Diener zu. Als er eine verneinende Antwort erhielt, blieb er vor der Thür stehen und wartete.

„Hinaus mit ihm! Er soll am Sonnabend kommen!“ hörte man des Hauptmanns Stimme aus dem Schlafzimmer.

Das Gleiche bekam er am folgenden und am dritten Sonnabend zu hören. Einen Monat lang ging er zum Hauptmann, saß und stand stundenlang im Vorzimmer, und jedesmal hieß es, er solle sich zum Teufel scheeren und nächsten Sonnabend wiederkommen. Aber er verlor nicht den Muth und murrte auch nicht. Im Gegentheil, er schmunzelte sogar, denn ihm gefiel das lange Warten, und das „hinaus mit ihm!“ klang ihm wie eine liebevolle Weisung.

„Daran erkennt man doch gleich die Vornehmheit!“ rief er entzückt aus, wenn er nach Hause kam. „Bei uns in Petersburg machen es Alle so.“

Merkulow wäre wohl bis an's Ende seiner Tage zum Hauptmann gegangen, um im Vorzimmer vergeblich zu warten, wenn Arinja ihr aus dem Verkauf der Kuh gelöstes Geld nicht zurückverlangt hätte. „Hast Du das Geld gekriegt?“ Mit diesen Worten empfing sie ihn jedesmal. „Wieder nicht, Du Schafskopf! Willst Du mich noch rasend machen? He, wo ist der Feuerhaken?“

Einst kehrte Merkulow Abends vom Markte nach Haus; er trug einen Sad Kohlen auf dem Rücken; sein Weib folgte ihm. „Warte nur, bis wir heimkommen, dann besorg' ich's Dir ordentlich, warte nur!“ knurrte sie vor sich hin und dachte dabei an ihr Geld für die Kuh. „Der Hauptmann ist mir auch der Rechte! Läßt bei uns arbeiten, und mein Mann thut, als ob man ihm eine Gefälligkeit erweise. Alles Geld weggeworfen!“

Blöthlich blieb Merkulow stehen und stieß einen Freudenschrei aus. Aus einem Gasthaus, an dem sie vorüberfamen, stürzte ein Herr im Cylinder heraus. Er hatte ein rothes Gesicht und schien betrunken. Ihm nach lief der Hauptmann Urtschajew mit einem Billardqueue in der Hand, barhaupt, zerzaust, die Uniform mit Kreide beschmückt und aufgerissen; eine Afsellappe hing herab, hinten fehlten drei Knöpfe.

„Ich werde Dich lehren falsch spielen, Du Hallunke!“ rief der Hauptmann schweißtriefend und schwang das Queue. „Ich werde Dir zeigen, wie man mit anständigen Leuten spielt!“

„Da sieh'!“ flüsterte Merkulow seinem Weibe zu und grinste. „Daran erkennt man doch gleich den vornehmen Herrn. Bei einem Krämer, der sich einen neuen Anzug machen läßt, dauert es ewig lange, bis er vertragen ist; dieser aber hat jetzt schon seine neue Uniform rüchirt und könnte wieder eine neue brauchen!“

„Geh' und bitte ihn, Dich zu bezahlen!“ flüsterte ihm Arinja zu. „Bist Du verrückt, Weib? Hier auf der Straße? Gott bewahre mich!“

Aber das Weigern half nichts; sein Weib zwang ihn dazu.

„March fort!“ schrie ihn der wüthende Hauptmann an. „Du langweilst mich!“

„Ich begreife das ja vollkommen, Euer Wohlgeboren, . . . würde es auch nie gewagt haben . . . Aber mein Weib ist so unvernünftig . . . Sie wissen ja, wie einsächtig solch' ein Frauenzimmer ist . . .“

„Pack' Dich, Du ärgerst mich, sag' ich Dir!“ schrie ihn der Hauptmann an und seine Augen glühten. Er war betrunken.

„Ich begreife es, Euer Wohlgeboren! Aber ich meine ja nur, des bösen alten Weibes wegen . . . denn wissen Sie, das Geld gehört ihr . . . wir haben dem Fuden die Kuh verkauft . . .“

„Ah, Du schimpfst noch, Hallunke!“

Der Hauptmann holte aus und es gab einen Krach. Von Merkulows Rücken fielen die Kohlen in den Roth, und seine Mütze folgte ihm. Arinja war erstarrt. Eine Minute lang stand sie fassungslos da, wie Roth's Weib, als es zur Salzsäule wurde. Dann wandte sie sich zu ihrem Mann und bemerkte zu ihrem größten Erstaunen, wie sein Gesicht von einem seligen Lächeln verklärt war und helle Freudenthränen in seinen Augen standen . . .

„Daran erkennt man doch gleich die wahre Vornehmheit!“ flüsterte er. „Das sind wirklich adelige, gebildete Manieren! . . . Gerade so war es . . . als ich dem Baron Spübel seinen Pelz brachte . . . Auch er schlug zu. Ebenso der Herr Leutnant Sembulatow . . . Wie ich zu ihm kam, sprang er auf und haute mir eine . . . Ach ja, Weib, jene schönen Tage sind vorbei . . . aber das verstehst Du nicht! Das waren noch goldene Zeiten!“ Und er suchte wehmüthig seine Kohlen zusammen und schlich nach Hause. Er wartet heute noch höchst zufrieden auf sein Geld.

Aus der Hauptstadt.

Flotten-Agitation.

Arbeitszimmer Sr. Excellenz. Der Schreibtisch würde bei eventueller Versteigerung als „sehr wenig gebraucht“ sicher eine hohe Summe erzielen. Bequeme Sessel. Auf der Chaiselongue liegt statt des Kelims eine stillvolle Varenhaut ausgebreitet.

Die Excellenz (erhebt sich von ihr): Das freut mich, das haben Sie gut gemacht, lieber Rath. Seine Majestät wird die fleißigen Arbeiter zu finden und zu belohnen wissen. Und was die letzte Denkschrift des Flottenvereins anbelangt, nicht wahr —

Der Geheime Rath: Auch in dieser Beziehung dürfen Excellenz beruhigt sein. Wir haben die Denkschrift im Fluge durch ganz Deutschland verbreitet.

Die Excellenz: Mit geringen Kosten, hoffentlich? Denn das ist bei jedem Erfolg die Hauptsache. Je mehr wir an solchen Nebendingen sparen, desto eher können wir uns wieder eine hübsche kleine Insel kaufen. Und kleine Inseln — Sie wissen —

Der Geheime Rath: Ich weiß, Ew. Excellenz. Aus diesem Grunde beschränkte ich mich darauf, die volkstümliche Denkschrift für die Flotte auf den größeren Fernbahnhöfen vertheilen zu lassen. Eine halbe Stunde später war alles Land längs der Eisenbahngelise mit diesen Denkschriften übersät, so daß ich wohl behaupten kann, sie seien im Fluge durch ganz Deutschland verbreitet worden.

Die Excellenz: Vortrefflich. Und was ich noch sagen wollte, lieber Rath. Erfahren Sie denn, daß auf besonderen Befehl Sr. Majestät im Mai eine Torpedoflotte den Rhein hinauffahren soll. Die Anregung dazu, ich wiederhole es, verdanken wir ausschließlich der Initiative Sr. Majestät. Ich bin überzeugt, daß diese glänzende Maßnahme einen solchen Sturm der Begeisterung für die Flottenvorlage hervorrufen wird, daß es von jetzt an unserer Nachhülfe kaum noch bedarf. Ja, ich möchte sagen, eine angespannte, vielleicht gar lärmende Fortführung der Agitation unsererseits könnte möglicherweise den Eindruck erwecken, als wollten wir uns vordrängen und den Ruhm des unausbleiblichen Triumphes für uns in Anspruch nehmen. Es liegt auf der Hand, daß wir einen derartigen Verdacht durchaus vermeiden müssen. Sie verstehen mich?

Der Geheime Rath: Voll und ganz, Ew. Excellenz. Ich werde den Flotten-Declamatoren und -Gesangskünstlern hinfort beim Dreschen das Maul verbinden — pardon, ihnen gebührende Zurückhaltung empfehlen. Ebenso werde ich den Plan eines allgemeinen deutschen Flottenscates nicht weiter verfolgen.

Die Excellenz: Thun Sie das. Einstweilen danke ich Ihnen.

*

Die Excellenz: Sie sind mit uns zufrieden, Herr Admiral? Ich hoffe, Ihre Ideen hinsichtlich der Flottenagitation errathen zu haben —

Der Marinegewaltige (melancholisch lächelnd): Meine Ideen? Da wäre ich wirklich gespannt. Sie machen mich eitel. Doch lassen Sie uns zur Sache kommen. Ich habe in den letzten Tagen über die ganze Geschichte gründlich nachgedacht —

Die Excellenz: Ich merkte es gleich. Sie sehen sehr angegriffen aus.

Der Marinegewaltige: Und da wollte es mir denn scheinen, als würde für die Flotte noch immer mehr agitirt, als gut ist. Ich finde, man reizt die Gegner unnütz und veranlaßt die öffentliche Meinung, sich allzu eingehend mit der Vorlage zu beschäftigen. Bei den vielen schwachen Seiten und Fehlern, die der Entwurf zweifellos hat —

Die Excellenz: Zweifellos. Aber wir müssen uns trösten. Wir können nicht Alles selber machen.

Der Marinegewaltige: Sehen Sie, da halte ich es für rathsam, das Interesse der Nation etwas von dem Gegenstande abzulenken. Was wir erreichen wollten, haben wir erreicht. Das Gros der Gebildeten ist für die Flotte. Die Landwirtschaft ist für die Flotte. Industrie und Handel ebenfalls — na, und die Liebe des Centrums versteht sich

am Rande von selbst. Daß wir die Socialdemokraten für die neuen Kühne gewinnen können, wage ich dagegen nicht anzunehmen.

Die Excellenz (mit wehmüthigem Stolz): Die Socialdemokraten waren nur ein einziges Mal für die Regierung — bei den Handelsverträgen von 1893. Solche Gesetze aber macht uns im heutigen Deutschland der Epigonen kein Mensch mehr nach.

Der Marinegewaltige: Hoffen wir das Beste. Jedenfalls müssen wir es jetzt ängstlich vermeiden, die Kritik ohne Noth herauszufordern und durch kostspielige Agitation, die uns doch keine neuen Anhänger mehr zu bringen vermag, den Mörglern tagtäglich Gelegenheit zum Einhaken zu geben. Wenn ich ein Bülowisches Bild anwenden darf: der Same ist gelegt, der Baum schießt auf — lassen wir ihn jetzt gewähren. Wir stören nur sein fröhliches Wachsthum, wenn wir ihn übereifrig betrauen.

Die Excellenz: Sie nehmen mir die berebten Worte aus dem Munde. Und Se. Majestät...?

Der Marinegewaltige: Seine Majestät wünscht vor Allem den Erfolg. Aber es darf kein Erfolg der Aufdringlichkeit sein. Er muß, meine ich, scheinbar von selber kommen. Wie das zu machen ist — ja, lieber Herr Colleague, sind denn unsere Geheimräthe so unselbstständig, daß wir auch in dieser Frage von der Krone informiert werden müssen, statt von ihnen?

Die Excellenz: Verlassen Sie sich auf mich. Ich sehe den Weg schon.

*

Koeren, M. d. N.: Es liegt uns natürlich daran, die lex Heinze Hand in Hand mit Ew. Excellenz und der Gesamtregierung zu Stande zu bringen. Wir bestehen deshalb auf der Verschärfung nur, wenn Sie sie für wünschenswerth und annehmbar halten. Ich will ohne Weiteres zugeben, daß die von uns vorgeschlagenen, neuen Paragraphen den gebildeten Pöbel und die Unzuchtünstler in Wuth versetzen, daß sie den üblichen Sturm der Entrüstung entfachen werden —

Die Excellenz (plötzlich aufmerksam): Das wäre! Aber welche Garantie leisten Sie mir dafür?

Koeren (ein wenig betreten): Als stellvertretender Führer des Centrums kann ich grundsätzlich für nichts garantiren.

Die Excellenz: Und Sie meinen, daß die lex ohne Ihre Zusatzanträge unbeachtet bleiben, Niemanden interessiren, keine andere politische Frage von Bedeutung in den Hintergrund schieben würde?

Koeren: Das meine ich allerdings.

Die Excellenz: Dann ist die Regierung entschieden für Ihre Zusatzanträge. Verlassen Sie sich auf uns, bleiben Sie hart und geben Sie keinen Zoll breit nach. Man wird Sie erbittert angreifen, wird einen Tumult ohne Gleichen vollführen, Deutschland wird Wochen lang voll von dem Geschrei über die lex Heinze sein und alles Andere darüber vergessen — glauben Sie nicht auch?

Koeren: Ich hege dieselbe Befürchtung wie Ew. Excellenz. Aber einen Kämpfer für Wahrheit und Sittlichkeit darf das nicht ansprechen.

Die Excellenz (sich die Hände reibend): Unter keinen Umständen darf es das thun. Ich irre mich doch nicht in Ihnen, wenn ich annehme, daß Sie jeden Schlag doppelt heimzahlen und auf diese Weise den allgemeinen Aufruhr, die Besinnungslosigkeit unserer politischen Welt noch vergrößern werden?

Koeren (verlegen): Was mir die Pflicht gebietet, muß ich freilich schweren Herzens thun — doch brauchen Ew. Excellenz keineswegs zu besorgen —

Die Excellenz (in prächtiger Laune): Sie sind mein Mann! Also vorwärts mit Gott! Ich danke Ihnen! (Er läutet. Zum eintretenden Diener.) Ich lasse die Deputation des Bundes der Landwirthe bitten! (Koeren ab. Die Deputation tritt ein. Sehr gütig.) Sagen Sie getrost, was Sie auf dem Herzen haben, und seien Sie gewiß, daß wir Ihnen gern entgegen kommen.

Der Sprecher der Deputation: Das Fleischbeschau-Gesetz in der Regierungsfassung ist für die deutsche Landwirtschaft unannehmbar. Sollte wirklich dem amerikanischen Fleische erlaubt sein, was dem ein-

heimischen verboten ist; sollte es ohne jede Rücksicht auf sanitäre Vorschriften, sozusagen ohne Untersuchung eingeführt werden dürfen, während unser Schlachtvieh deren zwei durchzumachen hat, so würde durch alle ländlichen Bezirke Deutschlands ein dröhnender Schrei der Entrüstung gehen —

Die Excellenz (entzückt auffahrend): Ein Schrei der Entrüstung! Ein dröhnender sogar!

Der Sprecher: Und wir würden dafür sorgen, daß Reichstag und Regierung zunächst einmal unsere gerechten Forderungen berücksichtigen, ehe sie Zeit und Kraft und Geld an allerhand Nebensächlichkeiten verschwenden. Ja, wir würden es erzwingen! Schreien würden wir, Herr Minister —

Die Excellenz (streckt dem Sprecher beide Hände entgegen): Thun Sie das ja, bitte, thun Sie es! Zeigen Sie, daß Sie deutsche Männer sind! Zwingen Sie das Land, sich mit dem Fleischbeschau-Gesetz zu befassen, Wochen lang, Monate lang; gestatten Sie nicht, daß es sich mit irgend etwas Anderem beschäftigt, ehe Ihnen Ihr Recht geworden ist! Und meine wärmsten Sympathien, meine heißesten Wünsche mit auf den Weg! (Die Deputation entfernt sich verdußt.) Wundervolle Kerle! Und nun kann ich beruhigt sein — hinter der lex Heinze und dem Fleischbeschau-Gesetz verschwindet die Flottenvorlage bis auf Weiteres spurlos! Das nenn' ich Agitation!

*

Ein parlamentarischer Abend im Reichskanzler-Palais. Gewaltige, bis zu drei Vierteln leer gegessene Büffets. Parlamentarier, Minister, Reporter und andere satte Tugenden.

Chefredacteur Pfotenhauer (lauend): Also das neue Gesetz zum Schutze der Singvögel ist in der Commission angenommen?

Professor Butsch (Schinken schluckend): Gott, bin ich froh, daß das Schwein kein Singvogel ist!... Diener, liebster Colleague — man hat Sie ja den ganzen Winter über nicht gesehen... Sie scheinen krank?

Dr. Trinkulo, politischer Redacteur (mit der dritten Flasche Mumm extra dry beschäftigt): Influenza — ich kann die heutige Feuchtigkeit nicht vertragen!

Nimmersatt (mit einem neidischen Blick auf den Mumm): Das sieht man Ihnen aber wirklich nicht an!

Pfotenhauer: Verzeihung, Herr Doctor — aber daß Sie hier sind, den ich als so eifrigen Socialisten kennen lernte...

Dr. Trinkulo: Na, ja — das war doch aber vor anderthalb Jahren! Ich ging nachher mit zwanzig Mark Gehaltsverhöhung zum Centrum über, und jetzt bin ich freiconservativ mit dreißig Mark mehr. (Geht zum Mouton Rothschild über.) Heut' steh' ich in eifrigem Vernichtungskampf gegen die Rothhen!

Nimmersatt: Ach — daher auch die intensiv gefärbte Nase!

Die Excellenz (kommt des Weges): In so liebenswürdig collegialer Unterhaltung, meine verehrten Herren? Und was sagen die weisen Auguren heut' Abend zur inneren Politik?

Die Journalisten (sehen sich verlegen schweigend an).

Die Excellenz: Ich meine, mit Bezug auf die Flottenfrage! Wie finden Sie das gedeckelt, he?

Pfotenhauer: Ach ja — es ist wirklich zu schade! Alles war so schön im Gange, Begeisterung und Opermuth reichlich vorhanden — und da kommt diese Balgerei um die lex Heinze, dies alle ehrliche Reactionsgespenst, und nimmt auf der einen Seite den Gebildeten im Lande alle Freude an der Flotte, macht sie argwöhnisch und reichsverdrossen, während auf der anderen Seite das Centrum störrisch zu werden droht, wenn ihm der fette Happen entrisfen wird. Ich begreife gar nicht, daß unsere Minister, die doch so gute Büffets zu errichten wissen —

Die Excellenz (lächelt nur): Und unser Trick mit dem Fleischbeschau-Gesetze?

Dr. Trinkulo: Vortrefflich — denn wenn die deutsche Landwirtschaft jetzt noch für die Flotte ist, dann verdiente sie gehängt zu werden!

Die Excellenz: Und nun sagen Sie selber, meine Herren — verstehe ich mich auf die Flotten-Agitation oder nicht?

Prinz Vogelfrei.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck

im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mt. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Erläsi Dahn Daubet Egiby Fontane Groth Haedel Hartmann Heffe Jordan Rippling Roncavallo Sindau Lombroso Melchiorer Nigra Nordau Olivier Pettenlofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Svoeder Strindberg Suttner Wilbenbruch Werner Botta u. v. A.



Thüringisches Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-
ingenieur-, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenchrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
Herausgegeben von Theophil Bolling.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W. 57.

Akad. geb. Schriftsteller, bish. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Insttit. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher u. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“
Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenwasserreichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procuduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prosp. gratis.

Öeffentliche Handelstehranstalt zu Bautzen.
Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter käditlichem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Selbach.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Tike** in Leipzig:

Heinrich Heine Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.
Von **Gustav Karpeles.**

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichten Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Facsimiles von Handschriften.
Gr. 8°. Gehftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe
an die
Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.
Gesammelt und herausg. von **La Mara.**
(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittlere Zeugnisse vor. Von ebenso grossen künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unser grossen Tonschöpfer besitzen.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Bolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprixi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einzahlung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Anzerate jeder Art pro 3 gefaltene Pettzelle 80 Pf.

Inhalt:

Allerlei Socialreformen. Von C. N. Ebell. — Aus dem Arbeiterleben in Rußland. Von Fabrikbesitzer Dr. phil. Karl Koesel (Moskau). (Schluß.) — Literatur und Kunst. Zur Schopenhauer-Literatur. Von J. M. von Jednik. — Das Geheimniß der großen Pyramide von Gizeh. Von Ludwig Deinhard (München). — Feuilleton. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. — Aus der Hauptstadt. Die Zukunft auf dem Wasser. Von Caliban. — Anzeigen.

Allerlei Socialreformen.

Von C. N. Ebell.

Die Einigung der deutschen Stämme zu einem starken Staatenbunde hat unserem Volke die ihm längst gebührende erste Stelle unter den Nationen der Welt gegeben, politisch wie wirtschaftlich, und ein Rückblick auf die drei Jahrzehnte des Deutschen Reiches zeigt uns trotz vieler Schattenseiten und dunklen Punkte im Großen und Ganzen eine erfreuliche und glänzende Entwicklung. Politisch steht das Reich nach Außen und Innen gefestigt und machtvoll da, und der wirtschaftliche Aufschwung sucht in der Weltgeschichte seinesgleichen. Steht unser Nationalreichtum auch noch demjenigen Englands und Frankreichs nach, so haben wir doch in Handel und Industrie das Letztere längst überflügelt. Unsere Expansivkraft, die in Europa unsere Grenzen nur unter Alles verheerenden Kriegen erweitern könnte, sucht über den Meeren sich auszudehnen. Unsere Politik wird zur Welt- und Welt-handelspolitik, gerade wie in der innerpolitischen Entwicklung die wirtschaftlichen Interessen alle anderen zurückgedrängt haben. Wir glauben nicht, daß es zu beklagen ist, wenn auch unsere politischen Vertretungen mehr und mehr „zu Interessenvertretungen“ geworden sind. Nun ist es ja sicher, das beweist Panama auf das Schauerhafteste, daß eine rein politische, rein parlamentarische Volksvertretung zwar ein ganz ausgezeichnetes, ganz nach Wunsch arbeitendes Werkzeug der Speculation ist, der es sehr leicht wird, eine solche parlamentarische Regierung und solch' ein Parlament dazu genügend zu corrumpiren; aber für alle wirklichen und lebendigen, d. h. zumeist alle wirtschaftlichen Interessen des werththätigen und arbeitenden Volkes ist eine rein politische Vertretung nahezu ganz unbrauchbar! Der Niedergang des Liberalismus bezeugt es. An eine wirklich arbeitsfähige wirtschaftliche Organisation hat der Liberalismus nur an einer einzigen Stelle gedacht, wo ihn die allerbitterste Nothwendigkeit, der absolute Unsinn der Zustände, die er durch seine Principien schuf, dazu gezwungen hatte, — beim Handel in den Handelskammern. Auch hier verhinderten dann freilich die herrschenden Anschauungen über die wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen das Aufkommen einer geschlossenen großen Organisation, die nach großen Zielen hätte streben können. Die Handelskammern blieben das bescheidene Organ des Einzelhandels in den einzelnen Städten mit recht bescheidenen Wünschen und Zielen und mit recht bescheidenen Leistungen.

Von einer Organisation der übrigen wirtschaftlichen Stände wollte der Liberalismus nirgends etwas wissen! Ganz im Gegentheil, er glaubte sich durch seine Principien berechtigt — und wenn die Theorie nicht ausgesprochen wurde, kam jedenfalls die Praxis durchaus auf das Resultat hinaus — das, was er seine politische Organisation nannte, auch auf das Feld zu übertragen, wo er doch sonst die anerkanntwerthesten Leistungen aufzuweisen hatte, auf die Selbstverwaltung der Gemeinden, besonders der Städte. Natürlich ist das Unsinn! Was haben Abfuhrwesen, Baupolizei, Straßenreinigung und dergleichen für die Stadt wichtigen Dinge mit der nationalliberalen oder freisinnigen Partei zu thun? Aber nicht die Reichstagswahlen, sondern die Stadtverordnetenwahlen und Alles, was an dem ganzen städtischen Wesen drum und dran hängt, was nach der heutzutage hier zumeist noch giltigen liberalen Anschauung ja den rechtlichen Besitz der herrschenden, also regierenden Partei bildet, das bietet jetzt für unsere politischen Parteien den realen Boden, aus dem sie ihr kümmerliches bißchen Nahrungstoff saugen.

Wären nicht die Politiker und die Politik mit einseitiger Verblendung falschen Idealen nachgelaufen, so hätte man schon längst für deutsche Verhältnisse die richtige Consequenz ziehen müssen und hätte die Thätigkeit unserer parlamentarischen Körperschaften längst ganz bedeutend beschränkt. Eine Volksvertretung, die wirklich, wie es sein sollte und sein wird, beratend, anregend und mahnend auf die Regierung wirken will, wird ihre nützliche Thätigkeit in wenigen Wochen ausüben können und dabei wirklich aus Vertretern des Volkes bestehen können. Einige wichtige Commissionen, die mit den Vorarbeiten zu größeren Vorlagen, besonders wirtschaftlicher Natur betraut sind, werden sich ja allerdings auf Wochen und Monate ausdehnen. „Zustände wie heute, wo unsere Parlamentarier Berufsparlamentarier geworden sind und unsere Parlamente sich zu Nebenregierungen entwickelt haben, in denen die Oppositionellen Alles zu verhindern suchen, was geschehen soll, die Gouvernemente alle Maßregel jeder Regierung zu vertheidigen suchen, in denen dabei gewöhnlich irgend eine an Zahl schwache, mitunter eine dem ganzen Staatswesen direct feindlich gesonnene Partei, wie die Polen gelegentlich bei uns, die Socialdemokraten und die katholische Minorität in vielen Kammern z. B. auch in Holland, die Entscheidung in Händen hat, die müssen jede vernünftige Regierung lähmen und jede nützliche Initiative unterbinden und naturgemäß um so mehr, je schwieriger die Verhältnisse

überhaupt sind, je nothwendiger also eigentlich ein straffes und starkes Vorgehen der Regierung wäre. Hier wird das Vorhandensein einer starken wirthschaftlichen Organisation wahrhaft erlösend wirken. Gewiß, auch auf wirthschaftlichem Boden giebt es starke Gegensätze — in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, wie der alte Hansemann sagte, und die wirthschaftlichen Anforderungen gehen ja zumeist an den Geldbeutel —, aber gerade dadurch wird auch die Gemüthsruhe verschwinden, mit der wir uns es jetzt gefallen lassen, wenn Monate auf Monate das Abgeordnetenhaus unter erheblichen Kosten tagt, nur damit, wenn Herr v. Kardorff seine bewährte Rede für das Silber gehalten hat, Rüdert seine bewährte Rede gegen das Silber hält, Eugen Richter, wie alle Jahre, auch den diesjährigen Etat zerflückt und mittlerweile das Centrum als ausschlaggebende Partei hinter den Coulissen seinen Ruhhandel treibt. Unsere Kreise und Provinzialverbände sind wesentlich wirthschaftlicher Art, und wenn sie auch hier und da von der Unart des Parlamentsspiels angesteckt sind, so regulirt sich die Sache wahrscheinlich immer recht bald wieder von selbst.“

So schreibt ein neuer Socialreformer, Dr. Ed. Hahn, in seinem nicht warm genug zu empfehlenden Buche „Die Wirthschaft der Welt am Ausgange des 19. Jahrhunderts“ (Heidelberg, Carl Winter). Das ganze wirthschaftliche Gebiet wird von ihm im Zusammenhange mit den übrigen Lebensgebieten aufgefaßt und historisch-kritisch beleuchtet, aber er ist dabei kein unfruchtbarer Theoretiker, wie so viele neuere Propheten, die uns mit ihren unpraktischen Reformvorschlägen beglücken wollen. Als Gelehrter kommt er von den Naturwissenschaften her, und der Darwinismus, zu dem er sich bekennt, giebt ihm auch manche Erklärung und Lösung der Tagesfragen an die Hand. Aber sonst steht er mitten im praktischen wirthschaftlichen Leben, ohne Parteibrillen und sociale Scheuklappen, unabhängig und ohne Vorurtheile, nur von seinem gesunden Menschenverstand, seiner reichen Erfahrung und seinem Patriotismus geleitet. Darum sind denn auch seine positiven Reformvorschläge, auch dort wo sie zu radical eingreifen, der allgemeinsten Beachtung werth. So will er auf Grund der Wehrpflicht und des allgemeinen Reichstagswahlrechts eine neue, bessere politische Organisation schaffen. Natürlich liegt hierin schon ein praktisches Programm. Müßten wir die Wehrpflicht von Allen ohne Unterschied fordern, so kommen doch selbstverständlich nicht Alle zur Ausübung der Wehrpflicht, noch viel weniger zur praktischen Bethätigung der Wehrpflicht in Kampf und Tod. Schon darin liegt ein wesentlicher Unterschied, der bisher bei dem allgemeinen Reichstagswahlrecht ganz ungenügend zum Ausdruck kam. Nicht allein — es ist das ja eine bekannte Schwäche unseres heutigen bureaukratischen Staates — daß unsere Invaliden ganz ungenügend versorgt und behandelt werden, nein, unser „vom Liberalismus durchtränkter Juristenstaat“ hat sich da eine recht wirkungsvolle Phrase geschaffen, die ihn gegenüber der klaffenden Ungerechtigkeit gegen die Minorität vollkommen beruhigte. Wir haben noch vor einiger Zeit zu hören bekommen, als von einer so sehr vernünftigen Steuer, wie der Wehrsteuer, die Rede war: aus der Ableistung der Wehrpflicht und aus den materiellen Nachtheilen, die diese Ableistung unleugbar mit sich bringt, könnten die Betroffenen keine Berechtigung herleiten, weil die Anderen ja ebenso verpflichtet wären und vielleicht ebenso gern oder ungern dieser Verpflichtung genügen würden, wenn die Reihe an sie gekommen wäre. „Man sieht,“ schreibt Hahn, „es ist eigentlich nur Herzensgüte Seitens unseres modernen Staates, wenn er die Invaliden und die Wittwen und Waisen der Gefallenen unterstützt, die ja eigentlich so etwas gar nicht verlangen können. Naturgemäß würde ich von der Ableistung der Wehrpflicht ein größeres Recht auf Stimmen ableiten, von der Ableistung einer Wehrpflicht während eines Krieges natürlich ein noch größeres. Ich würde es für durchaus

nothwendig halten, den Kriegerverbänden, die ja auch schon da sind, bei der Entscheidung über Krieg und Frieden eine entscheidende Stimme zu geben, da ihnen ja ein recht sachverständiges Urtheil zusteht. Ich würde auf der anderen Seite bei einer Abstimmung über Krieg und Frieden im Reichstag mir die Abgeordneten recht genau darauf ansehen, ob sie selber mit müssen, ob sie Eöhne haben, die mit müssen, ob sie der Krieg, für den sie stimmen, irgendwie persönlich belastet. Ich würde ferner im ganzen politischen Leben mit die Leute stets daraufhin ansehen, welches Maaß von Pflichten sie für die Allgemeinheit übernommen haben. Mag Eugen Richter auch darüber erstaunen, ich würde ihn als Junggesellen ohne Kind und Regel an sich geringer einschätzen als einen Familienvater.“ Naturgemäß würde diese Pluralität der Stimmen unser politisches Leben von Grund aus umformen. Es würde mit dem wichtigen und zum Theil ja auch an sich richtigen Reichstagswahlrecht eine Veränderung vorgehen, die beim weiteren Ausbau so große Veränderungen mit sich bringen würde, daß in absehbarer Zeit an einen praktischen Versuch damit nicht zu denken ist.

Aussichtsvoller scheinen uns Hahn's Vorschläge zur Reform unseres Hypothekencredits, wobei er sich scharf gegen die „Unsterblichkeit des Capitals“ wendet. „Es ist an und für sich ganz klar, daß Jemand, der Geld erwirbt, es entweder für sich oder für seine Familie, also zumeist seine Kinder und vielleicht für seine Enkel erwirbt. Darüber hinaus wird seine Voraussicht nur in den seltensten Fällen gehen. Nur für diese, an Zahl ungleich geringeren Fälle, ferner für die Fundirung gemeinnütziger Institute, wie wohlthätiger, wissenschaftlicher und anderer Anstalten, wäre eine gewisse längere Lebensdauer des Capitals erwünscht. Die läßt sich auch ganz normal und bequem bewerkstelligen. Für alle übrigen Capitalserwerbungen aber ist die Unsterblichkeit des Capitals ungemein überflüssig, und ganz besonders schädlich, ja absurd ist diese Unsterblichkeit des Capitals für unseren modernen Staat geworden. Eine ganze Reihe deutscher Städte bezahlt noch heutzutage an den Zwangsanleihen, die während der französischen Herrschaft bis 1813 gemacht sind. In Wirklichkeit sind die Verluste der damaligen Zeit zum größten Theile verschmerzt, und der jezige Ertrag wird nur in den allerwenigsten Fällen den richtigen Nachfolgern derer zu Gute kommen, die damals die Verluste zu tragen hatten! Theoretisch muß auch der englische Staat immer noch Zinsen bezahlen für die zu der erfolglosen Bekämpfung der amerikanischen Revolution von 1775 erhobenen Capitalien. Hat nun aber in Wirklichkeit der Staat das Recht, seine zukünftigen Angehörigen derart auf Ewigkeiten hinaus zu belasten? Der Staat giebt sein Geld aus, entweder für augenblickliche Bedürfnisse oder für Anlagen, die später erst rentiren sollen. Nur die Letzteren rechtfertigen eine gewisse Belastung künftiger Geschlechter! Ist es aber nicht unsinnig, daß späte Nachfahren die Kosten für eine Brücke, eine Festung oder etwas derart bezahlen sollen, während in Wirklichkeit die Anlage, für die das Geld vor langer Zeit einmal beschafft und ausgegeben wurde, längst verschwunden oder überflüssig ist. Jetzt steht es mit unseren europäischen Staatspapieren, aus denen ich wirkliche und wahrhafte Renten machen möchte, so, daß sie deshalb mit Anderen nicht concurriren können, weil sie dazu viel zu geringe Procente geben. Alle möglichen exotischen Staaten, ganz abgesehen von den Privatunternehmungen, versprechen viel höhere Zinsen, als sie unsere Staaten jemals geben können; das Halten ist freilich eine ganz andere Sache, aber ehrlich und gewissenhaft könnten sie auch gar nicht so viel versprechen.“ Dr. Hahn schlägt also vor, Staatsrenten einzuführen, die sich von selbst amortisiren, so daß wir also auf diese kurze Zeit einen höheren Zins geben können! Er will drei Generationen, also rund 100 Jahre, als eine genügende Zeit für das Erlöschen der Rente ansehen. Aber schon vorher soll die Rente sinken, so daß für die erste Generation oder etwa 33

Jahre eine höhere Rente gewährt würde, für die zweite und wiederum für die dritte sich der Betrag, natürlich gesetzmäßig vorausbestimmt, verringerte. Wir glauben allerdings, eine solche Rente würde viel weniger Härten bieten, als nicht allein Staatsbankerotte sie herbeiführen, sondern auch die Zinsreduktionen, die in der letzten Zeit, z. B. in Preußen, auf Grund rein finanzieller Erwägungen ohne erhebliche Opposition durchgeführt worden sind und doch manche achtungswerthe Existenz auf's Schwerste geschädigt haben. Wir denken an die vielen Wittwen und Waisen, denen durch einen Federstrich ihr nothdürftiger Unterhalt durch den Staat unvorhergesehen weiter geschmälert wurde. Durch eine solche Rentenbildung sichert sich dasjenige der Staat, worauf es allein ankommt, nämlich Generationen, die zwar möglichst im Besitz gesichert sind, die sich aber doch vom Kampf um's Dasein nicht ausschließen können, da der Besitz, wenn nichts hinzukommt, allmählig wieder verschwindet. Familien und Staaten bekommt es nicht gut, wenn sie nur auf das Verbrauchen angewiesen sind und nicht auf das Erwerben. Man braucht dafür kaum Beispiele zu nennen. Lübeck im 17., Venedig im 18., Holland im 18. Jahrhundert sind Beweise dafür, daß es für Handelsstaaten nicht zuträglich ist, wenn sie sich vom Erwerben auf's Genießen legen, und für menschliche Verhältnisse kann jede Handelsstadt genug als Beispiele derselben Art geben.

Wir müssen die Nothwendigkeit anerkennen, daß wir stets den landwirtschaftlichen Betrieb lebensfähig erhalten müssen, und daß daher der Bauer gegen die anderen Erben sehr benachtheiligt ist, wenn er ihnen zwar das gleiche Capital ausleihen soll, ihm selbst aber sein eigenes Capital nur als Besitztheil am Boden zugewiesen wird und ihm zugleich die Pflicht bleibt, zuerst für die Anderen und erst weiterhin für sich und seine Kinder die Zinsen aus dem Boden herauszuwirtschaften. „Man wird,“ schreibt Hahn, „in der Praxis nur dann zu günstigen Resultaten kommen, wenn man die Art und Weise recht eingehend zu Rathe zieht, wie sich die Bauern selbst, zum Theil in schwierigen Verhältnissen, geholfen haben. Ich möchte dafür z. B. ausdrücklich darauf hinweisen, daß sehr viele norddeutsche Bauernhöfe sich nicht im Majorat vererben, sondern im Minorat, während ich für diese in der bäuerlichen Praxis recht bewährte Einrichtung aus dem abligen Grundbesitz nur ein einziges Beispiel aus verhältnismäßig neuerer Zeit kenne. Zum anderen Theile wird es nothwendig sein, den Kleinbetrieb sehr viel mehr auszudehnen und ihn vor der Gefahr zu schützen, in Zwergwirtschaft überzugehen und zu verkommen. Zwergwirtschaft ist ein Betrieb, der auf ungenügender Bodenfläche und mit ungenügenden Mitteln den Großbetrieb nachzuahmen sucht; naturgemäß müssen auch große Anstrengungen hier oft von vornherein erfolglos bleiben. Die Gebiete der Zwergwirtschaft sind daher gefährdete Gebiete der Verklumpung.“ Das rationelle Gegenmittel sieht Hahn im intensiven Kleinbetrieb, der auf der höchsten Stufe in jene Form übergeht, die er in seinem Werke über die Hausthiere als Gartenbau bezeichnet hat. Er hat für diese Unterscheidung hier und da bereits Billigung und Zustimmung gefunden. Der Gartenbau liefert mit Zuhülfenahme der Bewässerung und mit reicher Düngung ganz enorme Erträge, die eine ausgiebige Existenz auf winzigem Terrain ermöglichen. Dieser Gartenbau wird, wenn erst die Wohnungsreform, besonders durch eine starke Bauplagsteuer, die Umgegend unserer großen Städte den Klauen der Speculation wieder entrispen hat, in passendster Weise sich um die Großstadt mit ihren Vororten legen und so den einzig vernünftigen Austausch zwischen Stadt und Land schaffen. Freilich bedürfen wir, ehe wir zu solchem erfreulichen Resultat kommen können, noch einer gründlichen Reform unserer Rieselanlagen. Die Canalisation, wie zuerst Berlin sie geschaffen hat, und wie sie jetzt so vielfach nachgeahmt wird, ist musterergültig nach der hygienischen und der städtischen Seite hin und die passendste und bequemste Form

für alle Luxusstädte; sie ist äußerst unpassend für die ärmeren Theile der Bevölkerung, da sie durch die Kostspieligkeit der Anlagen die Wohnung schon ungemein vertheuert, ehe nur ein einziger Stein zum Fundament in den Grund gefest ist. Sie zwingt daher den Besitzer der Grundstücke, viel zu hohe Wohnhäuser zu bauen, und die Wohnungen werden trotz ihrer Kleinheit so theuer, daß sie zu eng belegt werden müssen.

Naturgemäß wird man Gartenbau und Gärtner nur da einführen dürfen, wo sie von vornherein durch Verkaufsgenossenschaften, ferner durch Conservenfabriken und ähnliche Einrichtungen gegen solche Krisen geschützt sind; und wie es überhaupt beim landwirtschaftlichen Betrieb gut sein wird, den Betrieb nicht allzu einseitig aufzufassen und alle seine Hoffnung nur an einen einzigen Nagel zu hängen, so wird es sich auch hier empfehlen, den Gartenbau möglichst vielseitig zu machen, ein Verfahren, dem seine Natur eigentlich ganz von selbst entgegenkommt. Die Leute in Werder, die wegen des nahen Berlins eigentlich nur Kirichen zu züchten pflegen, werden bei der vorjährigen (1899) Mißernte den Winter über wohl Gelegenheit haben nachzudenken, ob diese Einseitigkeit ganz richtig war. Hahn meint aber, wie überall im wirtschaftlichen Leben, so sei auch hier beim Gartenbau und hier ganz besonders der genossenschaftliche Betrieb der einzig rationelle. Die Früchte und das Gemüse gehen vom Erzeuger an Sammelstellen, so daß auch kleinere Erträge, z. B. ein paar Stangen Spargel, verwerthet werden können, und sie vertheilen sich von der Centrale wieder an Verkaufsstellen. Als Producte dieses Gartenbaues denkt er sich alle unsere Gemüse, z. B. auch das Frühgemüse, das jetzt so sehr aufkommt, den Rhabarber. Als wirtschaftliches Rückgrat des Ganzen möchte er aber unsere Hülsenfrüchte ansehen. Erbsen und Bohnen sind leider an unserer heutigen Massenernährung noch lange nicht in dem Umfange betheiligt, wie es gut wäre. Glücklicherweise kommen aber grüne Bohnen, besonders durch die Conservenfabriken, in den breitesten Kreisen immer mehr und mehr in Anwendung. Schließlich ist ja jeder Weg zu loben, auf dem die „als ausschließliche Volksernährung entlegliche“ Kartoffel ein wenig zurückgedrängt wird. Auch Obstgenossenschaften und dergleichen gehören zu Hahn's wirtschaftlichen Programm.

An schöpferischen Ideen und zielweisenden Gesichtspunkten ist Hahn's Socialkritik besonders in jenen Abschnitten reich, die sich mit der Socialdemokratie beschäftigen. Prächtig ist hier zumal, wie er ihre wissenschaftlichen Ansprüche zerpflückt und sie „von jedem Zusammenhang mit der geschichtlichen Erkenntniß und mit den naturgeschichtlichen Thatsachen“ völlig freispricht. Und nachdem er das länder- und völkerverderbende Treiben der Börse schonungslos an den Pranger stellt, zeigt er sich als warmherziger Freund der productiven Stände und unserer Arbeiter im Besonderen. Nichts sei an ihrem Verfall in so hohem Maße aber betheiligt, wie unser ungeheuerliches Wohnungselend, führt er aus. „Berlin wächst jetzt auf die zweite Million zu, London ist seit langer Zeit eine Millionenstadt und hat die fünfte Million hinter sich! Es ist ohne Zweifel nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die Zustände Londons als Fünfmillionenstadt seien vollkommen unhaltbar! Dabei weiß ich sehr wohl, daß gerade in letzter Zeit auch in London Bauspeculation und Baumucher eine große Rolle spielen. Daß es auch in London Brutstätten des Elends und des Lasters giebt, wissen wir ja Alle aus Boz-Dicens. Aber in London ist die ganz überwiegende Majorität aller Häuser von Einzelfamilien bewohnt, während Bremen die einzige Großstadt ist, in der auf deutschem Boden das Einzelhaus noch überwiegt. Wir sind gewohnt, diese Besitzverhältnisse in England als ganz zurückgebliebene Zustände anzusehen, es widerspricht der liberalen Anschauung zu sehr, daß einige englische Aristokraten einen Theil ihrer horrenden Einnahmen aus dergleichen Besitz ziehen, und nur aus diesem Grunde sah man das ganze System für veraltet an. Man übersah natürlich gleich, daß

manche der größten wohlthätigen und wissenschaftlichen Institute auf denselben Besitz fundirt waren. Nun werde ich sicher nicht vorschlagen, Ländereien, welche der städtischen Bebauung in kürzerer oder längerer Zeit verfallen werden, an hochgeborene Familien als feudales Lehen zu vertheilen, aber die wunderbaren Blüthen, die andere Leute von unserer heutigen Grund- und Hausbesitzer-Aristokratie erwarten, kann ich auch immer noch nicht entdecken. Ich sollte aber denken, unsere Gemeindeverwaltungen hätten alle Ursache, mit der Politik des Gehenslassens und des Schlendrians, die hier bisher überall und in den allergrößten Städten, so in Berlin und Leipzig zumeist, geherrscht hat, zu brechen. Ich erwarte namentlich von der rührigen Verwaltung irgend eines Berliner Villenvororts, daß sie recht bald ein Villenterrain verschungsweise zur 100 jährigen Pacht stellt. 100 Jahre, die auch in England vielfach gebräuchlich sind, schließen drei Generationen ein, in denen eine Familie zumeist aufkommt und erlischt oder auch ihre Glücksumstände so ganz geändert hat, daß der frühere Besitz des Grundstücks für die späteren Mitglieder der Familie doch bedeutungslos geworden ist." Aber auch dann, wenn wir in dieser Beziehung Reformen eingeführt haben, wird der Uebelstand immer noch bleiben, daß die Wohnungen der kleinen Leute einen unverhältnißmäßig viel größeren Theil ihrer Einnahmen verschlingen als die der reichen Leute. Hier will nun Dr. Hahn den Steuerapparat spielen lassen, weil ja doch diese ganze Angelegenheit der allererschärfsten Aufmerksamkeit Seitens der Behörden bedarf. „Die Wohnungen, zumal die Miethswohnungen, sind in ungeheuer viel größerem Maßstabe eine öffentliche Angelegenheit, als die Herren Hausbesitzer meinen und sich gefallen lassen würden, wenn man sie allein fragen wollte. Ich würde es daher für angebracht halten, gerade in einer Miethsteuer eine der beträchtlichsten Quellen der städtischen Einnahmen zu suchen, um diese Verhältnisse möglichst in die Hand zu bekommen. Aber meiner Meinung nach genügt es durchaus noch nicht, wenn wir eine solche Miethsteuer bloß progressiv machen, also um etwa Zahlen zu erwähnen, an die ich mich nicht gebunden erachte, bei 500 Mark 2%, etwa bei 1000 Mark vielleicht schon 5%, bei 5000 10% und bei über 10000 20%; das würde mir noch nicht die nöthige Schärfe der Bestimmungen geben. Ich würde es vielmehr als der Gerechtigkeit durchaus entsprechend und für alle Verhältnisse durchaus treffend ansehen, wenn man in zweiter Linie dazu die factischen Raumverhältnisse der Wohnung berücksichtigte und daneben endlich die Anzahl der Bewohner als Divisor einführte. So würden wir es erreichen, was doch recht wünschenswerth ist, daß der Herr Ausschichtsrath und Dr. jur. in der Beletage für seine 7 Zimmer, die er nur mit seiner Bedienung theilt, im Verhältniß denn doch ganz erheblich viel mehr bezahlen muß, als der Oberlehrer mit den 6 Töchtern im 4. Stock, und ich würde durchaus nicht unglücklich sein, wenn beim Fleischschneider im Hinterhof mit Stube und Küche und 4 Kindern das Resultat unter Null fiel! Ich würde aber auch diese Miethsteuer noch nicht als vollwertig ansehen, wenn die Gemeinde sie nicht noch mit einer recht scharfen Ladenmiethsteuer verbände. Diese Ladenmiethsteuer müßte nicht der Miether zu tragen haben, sondern der Vermiether, und auf diesem Wege allein, glaube ich, können wir der unseligen Sucht der Grundstückspeculanten, die ganze Straßenflucht auch in den Seitenstraßen unserer Großstädte mit Läden und Restaurationen zu garniren, die ja natürlich auch unter diese Miethsteuer fielen, abhelfen. Die Speculation hat nirgends eine so schlimme Seite aufzuweisen, wie diesen Ueberfluß an kleinen Läden für kleine Leute. Man braucht nur irgend einen Brauereibesitzer zu fragen, welch' gräßliche Misere im Flaschenbierhandel, der geradezu eine Domäne der Ausichtslosen und Besitzlosen geworden ist, herrscht.“

Mit Vergnügen bemerkt man, daß um Berlin herum sich

die sogenannten Laubenstädte oder Laubencolonien in immer größerem Maßstabe ausdehnen. Hahn fürchtet, daß diese Einrichtung in anderen Gegenden noch lange nicht so bekannt ist, wie sie sein sollte. Laubencolonien nennt der Berliner Grundstücke, — zumeist Bauplätze, die noch nicht bebaut werden sollen, — die in kleine Parzellen vertheilt als Gärtchen an kleine Leute für billiges Geld vermietet werden. Als feste Einrichtung kennen wir solche Laubenstädte aus Leipzig, wo sie nach dem verdienten Gründer als Schreiber-Plätze bezeichnet werden. Hier ist die Sache ganz fest organisiert, die Schreiber-Vereine sind sociale Verbindungen, die auch im Winter zusammenhalten; der Grund und Boden gehört dem Verein, es ist eine regenfechte Halle für die Gesamtheit vorhanden, für den gemeinsamen Kinderspielplatz ist für ständige Aufsicht gesorgt, die ganzen Anlagen, auch die Lauben der einzelnen Theilnehmer, sind behaglich und stabil, kurz diese Leipziger Schreiber-Plätze, so gut, ja ausgezeichnet sie sind, beweisen zwar, wie leicht man mit einigem guten Willen und einigem Interesse für's Gemeinwohl zu solchen segensreichen Anlagen kommen kann, aber dem eigentlichen Arbeiter sind sie nicht mehr zugänglich; für ihn sind sie zu theuer. Das braucht uns aber natürlich nicht zu hindern, anderswo mit derselben Absicht auf bescheidenerer Basis vorzugehen. Besonders wird es überall anzuerkennen sein, wenn der Eisenbahnfiscus, der naturgemäß manches Grundstück auf Jahrzehnte hinaus voraus kaufen muß, dergleichen Grundstücke in dieser Art verwertet. Es muß aber gut sein, wenn man immer versucht, wenn auch noch so lose, eine genossenschaftliche Form der Selbstverwaltung einzuführen. Der Fiscus ist ungemein ungeeignet, irgend etwas human zu verwalten. Schablonisiren und tyrannisiren liegt stets nahe, und jede Form der Selbstverwaltung ist besser. Diese Laubencolonien mögen manchem warmherzigen Socialpolitiker als ein sehr dürftiger Ersatz eines festen Eigenthums, als ein noch viel zu geringer Antheil am nationalen Besitz erscheinen, sie sind nichtsdestoweniger für unsere Arbeiterklasse unendlich wichtig. Um das voll einzuschätzen, muß man wissen, wie entsetzlich leer und freudenlos das Tagesdasein unserer Arbeiterfrauen sich abspielt! Dr. Hahn schlägt daher vor, daß die städtischen Verwaltungen schon jetzt für solche Laubenstädte Grundstücke, die doch später einmal bebaut werden müssen, zunächst der Bauspeculation entziehen und für den städtischen Besitz sichern, und er würde den Grundzins einer solchen Laubencolonie als sehr hoch und den Ertrag als sehr gewinnbringend ansehen, auch wenn die Genossenschaft der Pächter nur ein paar Hundert Mark in den Stadtsäckel schüttete. Auf alle Fälle lohnte es sich, diese Vorschläge einmal auf dem Gebiete der Theorie in das praktische Leben überzuleiten.

Aus dem Arbeiterleben in Rußland.

Von Fabrikbesitzer Dr. phil. Karl Nozel (Moskau).

(Schluß.)

Was den Charakter des russischen Arbeiters, respective Bauern, anbetrifft, so muß man, um ihn gerecht zu beurtheilen, nie außer Acht lassen, daß er sich Jahrhunderte lang in Leibeigenschaft befand und erst seit einem Menschenalter aus derselben befreit ist. Hieraus erklären sich fast alle seine so oft und streng gerügten Fehler. Zunächst wirft man ihm mit Recht vor, daß es ihm an Gewissenhaftigkeit fehle, also an tieferem Interesse für das Werk seiner Hände. Aber daran muß man ihn sich erst gewöhnen lassen, nachdem er Jahrhunderte lang kein Interesse für seine Arbeit haben konnte, da er ja nur für Andere, nie aber für sich selbst arbeitete. Genährt und geprügelt wurde er so wie so. Dasselbe gilt von seinem notorischen Mangel an Ehrgeiz. Er

hat eben als Leibeigener gar keinen Ehrgeiz befriedigen können, sondern war stündlich von der allzu oft höchst brutalen und ungerechten Laune seines Herrn abhängig. Daraus erklärt sich wohl auch sein, jedem Fremden so auffallender passiver Fanatismus. Denn damals war sein Fatum, theilweise, wenigstens, nicht der eigenen Tüchtigkeit anheimgegeben, sondern sein Fatum war die Willkür seines Herrn. Oft hört man von in Rußland ansässigen Deutschen die Behauptung, es sei mit dem russischen Arbeiter leichter auszukommen als mit dem deutschen. Ich kann dem nicht unbedingt beistimmen. Der deutsche Arbeiter will als selbstständiger Mann behandelt werden, was er auch ist, der russische dagegen ist noch ein Kind und hat sich noch nicht daran gewöhnen können, daß er eine menschenwürdige Behandlung rechtlich zu beanspruchen hat. Daher ist er seinen Vorgesetzten gegenüber von einer jedem westeuropäischen Arbeiter verächtlichen Unterwürfigkeit und läßt sich sehr viel gefallen. Das mögen die betreffenden Herren unter „gut auskommen“ verstehen. Es herrschen eben noch ganz veraltete Vorstellungen sowohl beim Arbeiter, der sich seinem Herrn gegenüber leicht wie ein Leibeigener vorkommt, als auch beim Fabrikherrn selbst, der sich vielfach in der Rolle eines „Barin“ (Gutsherr zur Zeit der Leibeigenschaft) gefällt. Haben mich doch sonst durchaus aufgeklärte russische Fabrikherren allen Ernstes versichert, es sei nöthig, den russischen Arbeiter ab und zu zu schlagen, da er sonst nicht seine Pflicht verstehe. Schade, daß derartige Fälle fast nie zur Anzeige gelangen. Das Gesetz versteht darin keinen Spaß. Aber der Arbeiter selbst hat eben, wie immer wieder betont werden muß, noch nicht den Begriff seiner Menschenwürde erlangt. Meinen persönlichen Erfahrungen nach ist der russische Arbeiter stets höflich und gefällig. Auch ist er im Allgemeinen nicht roh. So kann z. B. in Moskau ein junges Mädchen jederzeit die Straßen passiren, welche an großen Fabriken vorbeiführen und von Arbeitern überschwemmt sind, ohne befürchten zu müssen, irgendwie, sei es auch nur durch Zurufe, behelligt zu werden. Stößt auch einmal irgend ein Betrunkener mit ihr zusammen, so wird er meistens höflich seine Mühe ziehen und um Entschuldigung bitten, daß er so betrunken ist. Hieran könnten sich die westeuropäischen Arbeiter insgesammt ein Beispiel nehmen, da zu ihren starken Seiten die Höflichkeit gegen vorübergehende Damen entschieden nicht gehört. Ebenfalls höchst sympathisch ist die Art, wie der ältere Arbeiter mit den jungen Arbeitern, ja selbst mit den Fabrikjungen verkehrt, ganz wie mit Seinesgleichen. Indessen ist hierbei auch vielfach wieder sein Mangel an Würde wahrzunehmen. Buben sind eben Buben und lohnen solch' freundliches Entgegenkommen meistens mit Frechheiten. Der ältere Arbeiter in Deutschland thut darum sehr wohl daran, stets eine Respectsgrenze zwischen sich und den jüngeren Arbeitern bestehen zu lassen. Die Fabrikjungen vollends erkennt er gar nicht als Seinesgleichen an; aber er schlägt sie vielfach, was der russische Arbeiter nicht thut, denn er ist viel gutmüthiger, wenn auch würdeloser. Auffallend ist bei dem russischen Arbeiter der Sinn für das dem Auge Wohlgefällige, Decorative. Trägt man z. B. einem Tischler eine einfache Aufgabe auf, sagen wir, eine Gallerie mit Geländer herzustellen, so wird er fast nie versäumen, die Borte des Geländers mit einem sehr niedlichen spizenartigen Ornament zu versehen, das er mit den einfachsten Mitteln in der kürzesten Zeit fertig bringt. Das deutet entschieden auf angeborenen Kunstsinne. Dergleichen bemerkt man oft in Dörfern in den Siebelfenstern der meist sehr primitiven und baufälligen Hütten geschnitzte Fensterrahmen von auffallender Originalität in der Ornamentik. Schade, daß man diese bis jetzt noch so wenig gewürdigt hat. Es sind dies Zeugnisse einer Volkskunst, welche unmittelbar aus der Volksseele stammt, da doch von Vorbildern auf dem Lande nicht die Rede sein kann.

Die verbreitetste Berufsauffassung des russischen Arbeiters

dürfte darauf fußen, sich mit möglichst geringer Anstrengung den Lebensunterhalt zu verdienen. Macht man ihn auf irgend eine Pflichtvergessenheit aufmerksam, so zieht er in der Regel sehr höflich seine Mühe und sagt sehr freundlich das Zauberwort: „Winawat“ (wörtlich: Ich bin schuldig, mit dem Sinne: Bitte um Vergebung). Was kann man da noch sagen? Der oben betonte völlige Mangel an Ehrgeiz äußert sich darin, daß der russische Arbeiter mit seinem so überaus glücklichen Charakter sich bei seiner frugalen Lebensweise, den kindlichen Mäschereien und kindlichen Vergnügungen so wohl fühlt, daß er gar nicht daran denkt zu avanciren. Eine dunkle Vorstellung von damit zusammenhängenden größeren Pflichten schreckt ihn vielleicht auch ab, indem er fürchtet, sich dann nicht mehr so gehen lassen zu können. Allenthalben wird geklagt, es sei so schwer, russische Meister und Untermeister heranzuziehen. In der That sind auf sehr vielen Fabriken die Meisterstellen von Ausländern, vorwiegend Deutschen und Engländern, besetzt. Die Letzteren verstehen es sehr wenig, mit den Russen umzugehen und haben durch ihre Rohheiten schon zu vielen Crawallen Veranlassung gegeben, wobei sie vielfach nach Verdienst tüchtig durchgeprügelt wurden. Den deutschen Meistern wird selbst von Russen zugestanden, daß sie die Arbeiter besser behandeln als die russischen Meister. Leider verlangt indessen die Gerechtigkeit das dem Patrioten schmerzliche Geständniß, daß sich die deutschen Meister den in russischen Betrieben herrschenden moralischen Begriffen, namentlich von Ehrlichkeit, nur allzu sehr assimiliren. Dies nebenbei.

Die Regierung sucht schon seit einiger Zeit die Erlangung von Meisterstellen für Ausländer schwerer zu machen und somit ihren Landsleuten diese Posten zu sichern. Es mag ja auch häufig die Ehrfurcht vor dem Ausländischen an sich sein, die den ungebildeten Fabrikanten den Ausländer dem Russen vorziehen läßt. Indessen dürfte dies mehr bei Chemikern und Technikern der Fall sein. Bei den Meistern liegt der Hauptgrund wohl doch darin, daß es dem einfachen Russen bis jetzt noch an Ehrgeiz fehlt, und er bei seiner geringen Bildung noch gar kein Verständniß hat für eine durch eigene Tüchtigkeit erlangte bessere Lebensführung. Wie sehr ihm dieses Verständniß noch abgeht, habe ich oft mit Bedauern daraus erkannt, daß ein vorher sehr braver Arbeiter, wenn man ihm zum Lohne für gute Leistungen eine Gehaltszulage gab, plötzlich anfang zu trinken. Er wußte eben durchaus nicht, was er sonst mit dem Gelde anfangen sollte. Dieses Beispiel ist ungemein bezeichnend für den Unterschied zwischen dem westeuropäischen Arbeiter und dem russischen in der jetzigen Uebergangsperiode der russischen Industrie. — Aus dem Gesagten kann man schließen, daß es im Allgemeinen nicht sehr schwer ist, mit dem russischen Arbeiter auszukommen. Wenn trotzdem ernstere Arbeitercrawalle nicht sehr selten sind, so kann man sicher sein, daß stets von Seiten der Verwaltung ein Fehler vorliegt. Denn es lebt im russischen Volke ein großer, angeborener Gerechtigkeitsfinn.

Ohne Grund wird kein Aufruhr entstehen, und wenn öfters die Folgen in keinem Verhältniß zu der Veranlassung stehen, so darf man eben nicht vergessen, daß man es mit einer vollständig ungebildeten Masse zu thun hat, die der Verführung von Seiten einiger Hauptschreier fast ganz kritiklos gegenüber steht. Aber dennoch wäre diese Verführung wirkungslos, falls nicht wirklich eine empfindliche Ungerechtigkeit zu Grunde läge. Außerdem steckt im russischen Volke ein großer Hang, sich an den eigenen Worten zu berauschen, (wofür sie das bezeichnende Wort besitzen „oratorstwomatj“ von „orator“ der öffentliche Redner.)

Es bleibt noch übrig, einige Worte über die russische Arbeiterin zu sagen. Daß die russische Frau aus dem Volke im Allgemeinen ein vorzügliches Menschenmaterial ist, dürfte schon aus der russischen Literatur bekannt sein. Daß sie es zudem mit ihrem Manne nicht leicht hat, erweist wohl die

vorhergegangene Charakteristik desselben. In der That trägt die russische Bauernfrau in aller Stille ein großes, schweres Martyrium und verschwendet wahre Schätze von Aufopferung, Energie und rührender Selbstlosigkeit an Männer, von denen sie in der Trunkenheit mißhandelt und wirtschaftlich häufig ausgebeutet wird. Denn was die Frau erwirbt, vertrinkt der Mann. Will sie es nicht freiwillig hergeben, so schlägt er sie. Dabei hängt die russische Frau an ihrem Manne mit einer für unsere Begriffe geradezu slavischen Ergebenheit. Mag er sie in der Trunkenheit auch halbtodt schlagen, immer kehrt sie wieder zu ihm zurück und ist überzeugt, daß er sich bessern wird. Das ist wohl sehr würdelos, aber vielleicht sehr weiblich, wenn auch im unmodernen Sinne. Diese paar Worte zur Würdigung der verkannten russischen Frau aus dem Volke im Allgemeinen. Als Arbeiterin ist sie sehr fleißig, bescheiden, von höflichem, anständigem Benehmen und beispieldloser Anspruchslosigkeit. Mich persönlich hat es immer gerührt, wenn im Sommer, bevor die Fabrik nach der Mittagspause wieder geöffnet wurde, die armen Mädchen in der glühenden Sonne standen und heitere — aber durchaus harmlose — Volkslieder sangen. Was ihre Moral anbetrifft, so dürfte hier dasselbe gelten wie bei der Beurtheilung der westeuropäischen Arbeiterinnen: daß es nämlich sehr billig ist, darüber abzuurtheilen, indem doch die allerwenigsten eine Ahnung davon haben, welchen sittlichen Gefahren eine arme Arbeiterin ausgesetzt ist.

Daß übrigens die russischen Arbeiterinnen besonders im Ruße der Unmoral ständen, ist mir nicht bekannt. Aufgefallen ist mir dagegen immer ihr anständiges, nicht herausforderndes Benehmen und der oft sehr liebliche Gesichtsausdruck. Aus allem Gefagten dürfte zur Genüge ersichtlich sein, vor eine wie schwierige Aufgabe die russische Gesetzgebung gestellt war. Unbedingt nöthig erwies sich der staatliche Schutz der Arbeiter gegenüber Fabrikherren, welchen noch aus der Zeit der Leibeigenschaft her der Begriff anerzogen war, in dem Volke nur eine Sache zu sehen, gerade gut genug, um durch ihre Hülfe reich zu werden. Andererseits war und bleibt es eine höchst difficile und riskante Sache, Arbeitern, welche noch gar nicht zum Bewußtsein der persönlichen Würde durchgedrungen sind, eine Reihe von Rechten gegenüber den Fabrikherren einzuräumen. Mußte man doch sicher sein, daß sie schwerlich einsehen würden, daß diese Rechte nur durch Pflichten bedingt werden. Schließlich liegt ein erschwerendes Moment für die Fabrikgesetzgebung auch noch darin, daß die Arbeiter gleichzeitig Bauern sind und als solche noch ganz bestimmte Rückfichten verlangen. Unter solchen Umständen ein beide Theile zufriedenstellendes Gesetz zu schaffen, war von vornherein zweifelhaft. Die westeuropäische Arbeitergesetzgebung, sonst das naturgemäße Vorbild der russischen, war eben doch ganz anderen Bildungsverhältnissen angemessen. Indes gilt in der Politik wie im Privatleben der Grundsatz, daß man nur immer das Beste erstreben soll, wenn es auch noch so unausführbar erscheint; mit der Zeit wird man bei fortgesetzt gutem Willen schon dem Richtigen nahe kommen. Die russische Fabrikgesetzgebung hat diesen Willen stets gehabt, wie jeder objective Beurtheiler zugeben muß. Beständige, zeitgemäße Veränderungen am Fabrikgesetze lassen zudem erkennen, daß man durchaus nicht von der Unfehlbarkeit des bestehenden Gesetzes überzeugt ist, sondern sich vielmehr eifrig bemüht, es immer mehr den bestehenden Bedürfnissen anzupassen; und dies dürfte der einzig haltbare Standpunkt sein. Denn jedes Gesetz ist etwas Lebendiges. Das beste Gesetz ist ja das, welches am meisten den herrschenden Gebräuchen entspricht; Gebräuche sind aber einem fortwährenden Wechsel unterworfen. Trotz Allem ist es doch nur allzu begreiflich, daß sehr viele Fabrikherren mit dem Gesetze unzufrieden sind und behaupten, daß man da oben gar nicht den Arbeiter kenne und ihn geradezu zur Unbotmäßigkeit reize und so gegen sein eigenes Interesse handele. Natürlich können diese Fabrikherren noch

nicht die Zeit vergessen, wo sie mit den Arbeitern umgingen wie mit Leibeigenen, und hygienische Vorrichtungen für eine lächerliche Sentimentalität galten. Am lautesten schreien selbstverständlich Diejenigen, die durch das Gesetz direct Schaden erlitten haben, wie z. B. jene sehr großen Fabrikherren, welche die Strafgeelder der Arbeiter geradezu als Einnahmequelle exploitirten, bis der Staat nach mancherlei Scandalen die Bestimmung erließ, daß alle Arbeiterstrafgeelder in die Staatscasse zu zahlen seien. Hierzu muß über dieselben ein genaues Buch geführt werden, das jedes halbe Jahr der Polizei zur Controlle einzureichen ist. Die Auszahlung erfolgt, sobald 100 Rubel voll sind. Aus diesem Beispiele ersieht man deutlich, wie das, was bei uns eine beleidigende Bevormundung des Arbeitgebers wäre, sich hier zum Schutze des Arbeiters als dringend nothwendig erweist. Auf ähnliche Weise mögen auch die gesetzlichen Verbote entstanden sein, den Arbeiter in anderen Geldpapieren als in Creditbilletts oder in Lebensmitteln zu bezahlen. Es haute sich eben das russische Fabrikgesetz dadurch auf, daß es Schritt für Schritt den Ausschreitungen der von der Leibeigenschaft her vermöhten Fabrikherren entgegentrat. Mit unseren Begriffen deckt sich daher Vieles nicht. Uns würde es z. B. auch beleidigend und provocirend erscheinen, daß in jedem größeren Fabrikstraume ein Placat aushängen muß mit der Adresse und der Empfangsstunde des Fabrikinspectors. Hier ist auch dieser Bestimmung die Berechtigung nicht abzuspochen. Was nun die Fabrikinspectoren selbst anbetrifft, die eine viel größere Machtbefugniß haben als in Deutschland und von denen man sehr oft besucht wird, so ist über diese Institution schon sehr viel geklagt worden. Sicherlich artet auch vielfach der große Eifer in kleinliche Chicane aus, indessen kann ich nach meiner persönlichen Erfahrung nur zugestehen, daß man in der Wahl der Inspectoren sehr vorsichtig gewesen zu sein scheint und meistens gebildete, wohlwollende, vernünftige Menschen auswählt, mit denen man sich schon einigen kann. — Besonders verurtheilt wird die 14 tägige Kündigungsfrist der Arbeiter. An und für sich ist das eine durchaus zweckentsprechende, humane Einrichtung. Es liegt auch durchaus nicht im Sinne des Gesetzes, wenn es in unerlaubter Weise ausgebeutet wird. Diese Gefahr birgt eigentlich jedes Gesetz. Selten wird man einen Arbeiter, dem man gekündigt hat, die 14 Tage arbeiten lassen, in der sehr richtigen Annahme, daß ein solcher mehr Schaden anrichten, als Arbeit leisten wird. Man zahlt daher dem gekündigten Arbeiter den Lohn für $\frac{1}{2}$ Monat aus und läßt ihn laufen. Nun ist es nur allzu menschlich, daß schlechte Elemente das in ihrer Weise benutzen. Will z. B. einer, der sein Geld durchgebracht hat, weiter hummeln, so setzt er es darauf an, daß ihm gekündigt werde und er so auf einmal verhältnismäßig viel Geld in die Hand bekommt. Für diesen leider nicht gerade seltenen Fall ist aber das Gesetz in keiner Weise verantwortlich zu machen. Im Allgemeinen wird man das Urtheil über die russische Fabrikgesetzgebung dahin zusammenfassen müssen, daß dieselbe eine Nothwendigkeit war und trotz mancherlei allen Neueinrichtungen anhaftenden Pedanterien doch überwiegend Nutzen bringt. Bei der stark hervortretenden Tendenz, sich immer mehr den Bedürfnissen anzupassen, wird sie mit der Zeit immer segensreicher wirken, und dies wird auch von ihren bis jetzt noch zahlreichen Feinden anerkannt werden müssen.

Ein großes Hemmnis für die russische Industrie sind die zahlreichen Feiertage. Man zählt durchschnittlich hundert arbeitsfreie Tage im Jahre. Eine directe Schädigung durch die Concurrnz kann zwar hierdurch nicht entstehen, da ja alle russischen Fabriken an diese Feiertage gebunden sind, und da ferner, soweit ausländische Concurrnz in Betracht kommt, die Russen durch die viel geringeren Gehälter diesen Nachtheil reichlich aufwiegen. Indirect jedoch ist der Schaden ein sehr großer durch die damit verbundene Demoralisation der Arbeiter. Oft fallen zwei Feiertage hintereinander und

bilden sogar nicht selten durch den sich daran schließenden Sonntag eine Reihe von drei arbeitsfreien Tagen. Aus Vangerweile fängt der Arbeiter an zu trinken, vertrinkt sein Gehalt, sowie seine Kleidung bis auf das Allernöthigste und hat für sein Geld dann einen mehrtägigen Kazenjammer, der ihn zur Arbeit untauglich macht und oft seine Entlassung herbeiführt. Natürlich treibt es nicht Jeder gleich so schlimm, aber in jedem größeren Betriebe ist selbst an jedem Montage, mehr aber an den auf 2—3 Feiertage folgenden Arbeitstagen, der Kazenjammer der Arbeiter an der geringen Gesamtleistung zu constatiren. Die letzte Novelle zum Fabrikgesetz hat dem schon Rechnung getragen und die Zahl der obligatorischen Feiertage nicht unbedeutend vermindert. Es bleiben immer noch zu viele übrig. Allein schwerlich wird das Gesetz darin weiter gehen können, da es sich meistens um althergebrachte Kirchenfeiertage handelt, deren Einhalten die Rücksicht auf den religiösen Gult des Volkes gebietet. Die Bestimmungen über Arbeitszeit und Frauen- und Kinderarbeit richten sich im Großen und Ganzen nach westeuropäischen Vorbildern. Daß der russische Arbeitstag noch immer der längste ist, liegt weniger an der Gesetzgebung als vielmehr daran, daß auf den weiter im Lande liegenden Fabriken die Fabrikherren doch vielfach thun, was ihnen gefällt.

Zur Krankheitsversicherung muß in der Stadt jeder Arbeiter jährlich einen Krankenschein zum Preise von 1 Rubel 20 K. lösen, wofür er im Falle der Erkrankung in einem der städtischen Krankenhäuser aufgenommen wird. Fabriken von 100—300 Arbeitern, sowie alle Fabriken auf dem Lande müssen einen Feldscher halten. Fabriken mit über 300 Arbeitern aber einen Arzt und ein Krankenhaus. Nicht gesorgt ist leider bis jetzt noch für unheilbare Kranke, mögen sie nun Arbeiter sein oder sonstige Proletarier. Vielfach greift hier die Privatwohlthätigkeit ein, aber leider ist das durchaus nicht ausreichend.

Was nun endlich die Behandlung des russischen Arbeiters anbetrifft, so gilt hierbei für den Ausländer zunächst alles das, was er überhaupt beim Umgang mit den Russen zu beobachten hat. Der Russe ist durchaus natürlich und kennt weder Pose noch Classenhochmuth. Er will daher, daß man ihm natürlich und ungezwungen entgegenkomme. Dasselbe empfiehlt sich gegenüber dem Arbeiter. Man muß bestimmt keine Anweisungen ertheilen, aber ruhig und nicht in gereiztem Tone. Nebenbei bemerkt ist das russische Volk vielfach von einer auffallenden nervösen Sensibilität, die sich wohl durch die Abstammung von ganzen Generationen von Alkoholikern erklärt. So begegnete es mir öfter, daß großen, starken Arbeitern Thränen in die Augen traten, wenn ich mit ihnen etwas kurz angebunden sprach. Einmal fragte ich Einen, was ihm fehle, worauf er entgegnete: „Sie beleidigen mich durch den Ton Ihrer Stimme.“ Auch darf man ihm nicht mit Hochmuth entgentreten. Dadurch machen sich die englischen Meister so verhaßt neben ihrer, wie es scheint, dem ungebildeten Engländer angeborenen Rohheit. Gewissenhaft ist nun einmal der russische Arbeiter nicht, aber mit Schelten kommt man dagegen nicht auf, ebenso wenig mit Geldstrafen. Ich habe stets gefunden, daß es noch das Beste ist, wenn man ihm zeigt, daß man unter allen Umständen gewillt ist, seinen Willen durchzusetzen. Man lasse ihn daher eine unbefriedigende Leistung so lange wiederholen, bis dieselbe tadellos ist. Denn der russische Arbeiter ist wie ein Schulbube: hat er einen neuen Vorgesetzten, so probirt er erst, was er sich bei ihm erlauben kann. Eine einmalige Lehre aber genügt, ihn von weiteren Versuchen abzuhalten. Wiewohl viele „Praktiker“ darüber lächeln werden, kann ich doch aus meiner Erfahrung betonen, daß es sich auch dem russischen Arbeiter gegenüber unter Umständen empfiehlt, an sein Ehrgefühl zu appelliren. Er erweist sich dankbar für die gute Meinung, die man von ihm hat. So waren einmal Arbeiter, die mit einem Vorjuch auf's Land gefahren waren, nicht

wieder gekommen. Als darauf nach kurzer Zeit wieder Einige zu dem gleichen Zwecke Vorjuch verlangten, sagte ich ihnen, daß ich persönlich ihnen Vorjuch geben werde, der auch nicht in ihr Buch eingetragen werden solle, weil ich sie für anständige Leute hielte, die ihre Schuld bezahlten. Ich bekam stets Alles zurück. So ist auch der ungebildete Mann erkenntlich, wenn man ihm menschliches Vertrauen entgegenbringt. Der Ausländer wird darüber erstaunt sein, daß man überhaupt einen Arbeiter mit Vorjuch auf's Land gehen läßt; aber man hat ja Bauern vor sich, deren Familien auf dem Lande leben. Erkrankt seine Frau oder sein Kind oder brennt seine Hütte ab, so muß er auf's Land, und wenn er ein anständiger Mensch ist, so unterstützt man ihn in diesen Fällen. Das erheischt schon die Politik.

Des Weiteren versteht es sich von selbst, daß man ihrer Religion die gebührende Achtung entgegenbringt. In jedem Fabrikraume muß sich ein Heiligenbild befinden mit einer Dellampe, die jeden Samstag zu entzünden ist. Ferner lasse man einmal im Jahre diese Heiligenbilder vom Popen weihen und wohne dieser Ceremonie bei. Abgesehen von derartigen Rücksichten auf nationale Eigenthümlichkeiten kommt natürlich noch alles Dasjenige in Betracht, was der Fabrikant überall zu berücksichtigen hat. Selbstverständlich treibt derselbe nicht Philantropie und beschäftigt er seine Arbeiter nicht, um ihnen Gelegenheit zu einer ehrbaren Existenz zu geben, sondern damit die ihm nöthige Arbeit geleistet werde. Darauf kommt es also zunächst an und darnach allein richtet sich die Zahl und die Engagementsdauer der Arbeiter. Indessen sind die Arbeiter keine Maschinen, sondern Menschen, und daher legt ihre Beschäftigung große Pflichten auf, die sich in der einen Form zusammenfassen lassen, den Menschen im Menschen zu achten. Es ist daher noch nicht Alles gethan, wenn man sich bestrebt, die Arbeit möglichst wenig gesundheitschädlich zu gestalten, sondern die Hauptsache bleibt das persönliche Verhältniß zu den Arbeitern. Der Arbeitgeber trete ihnen frei menschlich entgegen und maße sich keinerlei Recht über ihre Persönlichkeit an. Hat er zu tadeln, so thue er es sachlich, aber er schimpfe nicht. Denn mit seinem Gelde hat er nur die Arbeit des Mannes gekauft, nicht aber seine Person.

Literatur und Kunst.

Bur Schopenhauer-Literatur.

Von J. M. von Jednik.

Welche Bedeutung die Werke Schopenhauer's in der Gegenwart erlangt haben, läßt sich aus ihrer Verbreitung erkennen. Von der Reclam-Ausgabe in sechs Bänden von Eduard Griebach, die dreißig Jahre nach dem Tode des Philosophen erschienen ist, sind binnen zwei Jahren 25 000 Exemplare verkauft worden, so daß im Herbst 1892 bereits der Neudruck, resp. zur gründlichen Berichtigung einer erheblichen Anzahl von Druckfehlern der Neuguß der Stercotypplatten begonnen werden mußte. Man lasse dahingestellt, ob diese Verbreitung gleichmäßig alle sechs Bände der Gesamtausgabe betrifft, oder nur die beiden ersten, welche das Hauptwerk enthalten, aber eine solche Verbreitung strengphilosophischer Schriften ist doch etwas Unerhörtes. Nun hat sich aber die Schopenhauer-Literatur nach seinem Tode nicht allein in's Ungemeinere ausgebeht, sondern auch die Ausgaben seiner Werke haben gegen den urkundlichen Willen des Verfassers ihren Umfang mehr als verdoppelt. Er wollte nicht mehr als fünf Bände verfaßt haben, die Alles enthalten, was er je geschrieben: den ganzen Ertrag seines 73 jährigen Lebens. Gegenwärtig zählt die genannte beste und sorgfältigste Ausgabe der Werke

seines Namens elf Bände und eröffnet uns die hoffnungsreiche Perspektive in einen noch größeren Umfang. „Inzwischen sehe ich,“ schreibt Ed. Grisebach als Herausgeber des handschriftlichen Nachlasses, „diese meine Publication der Schopenhauer'schen Posthuma nur vorläufig für abgeschlossen an: ich hoffe, daß die vollständige Veröffentlichung der gesammten, auf der Berliner Universität verwahrten wissenschaftlichen Manuscripte, die der große philosophische Genius unseres Jahrhunderts der Welt hinterlassen hat, nicht allzu lange auf sich warten lassen wird.“ Mit vollem Rechte warnt daher Kuno Fischer: „Daß nur die anhaltende Aufmerksamkeit der Leser nicht nachläßt, da doch Schopenhauer selbst einer solchen Aufmerksamkeit gewiß sein und bleiben wollte, weshalb er mit gutem Bedacht Vieles ungedruckt ließ! Aber die Lehrlinge verhalten sich zum Meister, wie die Ultraroyalisten zum Könige, sie sind „plus royaliste, que le roi même“, oder auch wie die Kärner zu den Königen: Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun! Es scheint mir nicht wohlgethan, die Scriinien und die Manuscript-Bücher auszuleeren, um Nachträge zu Nachträgen zu liefern, welche selbst schon „Nachträge zu Nachträgen“ sind.“ So warnt Kuno Fischer in der Jubiläumsausgabe seiner „Geschichte der Philosophie“ (Heidelberg, Winter), die einen ganzen Band dem Frankfurter Weltweisen widmet.

Und nun vergleiche man mit diesem Ueberreichtum der Schopenhauer-Literatur und zumal dem Riesenerfolg seiner eigenen Werke das philosophische und buchhändlerische Fiasco durch fast ein halbes Jahrhundert. Erst nach dem Jahre 1854 hatte er die Sicherheit, durchgedrungen zu sein. Als ihm die Verlagshandlung Brockhaus den 5. August 1858 die Mittheilung machte, daß nunmehr eine neue Auflage seines Hauptwerkes erforderlich sei, antwortete er wohl erfreut, aber keineswegs überrascht, daß er diesen Erfolg längst erwartet habe. Doch erscheint bis zu diesem Zeitpunkt der buchhändlerische Erfolg überaus gering. Von dem ursprünglichen Hauptwerk, beide Ausgaben gerechnet, waren 1250 Exemplare gedruckt, davon ungefähr die eine Hälfte maculirt, die andere in dem Zeitraum voller vierzig Jahre (1818—1858) verkauft worden: also durchschnittlich 15 bis 16 Exemplare im Jahr! „Und es handelte sich um ein Werk von unwiderruflicher Bedeutung für alle Zeiten,“ ruft Kuno Fischer aus. „Im Widerspiele dazu sehen wir heutzutage Bücher, die in einem Jahre 15 bis 16 Auflagen und mehr erleben oder erkünsteln und doch sicher sein können, daß sie noch vor den Augen der Mitwelt in's Dunkel sinken. Alles währt seine Zeit, auch der Humbug!“ Und dann kam endlich der Weltruhm, den der wunderliche Greis mit Behagen einschürfte. Er war förmlich Mode geworden, da schon in der Frauenwelt und selbst in militärischen Kreisen für ihn geschwärmt wurde. Aus drei preussischen Festungen, Magdeburg, Spandau und Reisse, kamen ihm Anzeichen zu, daß es dort Officiere gab, die seine Werke eifrig studirten. Noch im Jahre 1849 war Frauenstadt der Einzige, der ihn zu seinem Geburtstag beglückwünschte; fünf Jahre später wollten zwanzig Officiere der Magdeburger Garnison am 22. Februar eine gemeinsame Gratulationsadresse an ihn richten, die aber nicht zu Stande kam. Ja, die Schopenhauermode hatte sich so weit fortgepflanzt, daß sogar in der österreichischen Militärerziehungsanstalt zu Weißkirchen in Mähren einige Cadetten heimlich und nächtlich seine Schriften lasen. In Böhmen lebte ein Verehrer, der das Bild Schopenhauer's, wie dieser noch kurz vor seinem Tode erfuhr, täglich bekränzte. Das erste von Luntenschütz gemalte Delbild von ihm kaufte der Gutsbesitzer Wiesite und wollte auf seinem Schloß eine Capelle dafür bauen lassen. Der Anfang des Cultus! Welche Perspektive in die Zukunft! Von dieser Aussicht erfüllt, schrieb Schopenhauer den 17. August 1855: „Das Unerhörteste aber ist, daß er mir und dem Maler sehr ernsthaft gesagt hat, er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! Das wäre dann die

erste mir errichtete Capelle. Recitativo: „Ja, ja! Sarastro herrscht hier!“ — Und Anno 2100?“ Indessen ging es mit der Capelle, wie mit der Gratulationsadresse der Magdeburger Officiere, sie kam nicht zu Stande und das Bild blieb im Zimmer aufgehängt. — Von Jahr zu Jahr wurde die Geburtstagsfeier immer ansehnlicher, die Glückwünsche zahlreicher, aus der Ferne kamen Blumenspenden und Ehrengeschenke, in den Frankfurter Zeitungen erschienen zu seiner Verherrlichung Gedichte, deren eines ihn mit dem König Arthur von der Tafelrunde verglich. Die Zeichen der persönlichen Verehrung nahmen oft den Charakter der Devotion an. Als ihm zum ersten Mal die Hand geküßt wurde, schrie er vor Schreck laut auf; bald aber, da sich der Handkuß noch einige Mal wiederholte, gewöhnte er sich an diese „seinem kaiserlichen Ansehen wohl gebührende Ceremonie“. Es ist auch eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß zwei anerkannte und unwiderrufliche Größen aus dem letzten Drittel unseres Jahrhunderts die Sache Schopenhauer's zu der ihrigen gemacht und unter dem Bann seiner Werke gestanden haben: der berühmteste Musiker des Zeitalters, Richard Wagner, und der berühmteste Schriftsteller Rußlands, der durch seine religiöse Gesinnungs- und Handlungsweise noch interessanter und merkwürdiger ist, als durch seine Dichtungen. Graf Leo Tolstoj, nach der Vollendung seiner militärischen und in den Anfängen seiner literarischen Laufbahn, schrieb an seinen Freund Fet-Schenschin, den nachmaligen Uebersetzer des Philosophen: „Ein unwandelbares Entzücken an Schopenhauer und eine Reihe geistiger Genüsse durch ihn haben mich erfaßt, wie ich sie nie bisher empfunden. Ich weiß nicht, ob ich die Meinung je ändern werde, aber gegenwärtig finde ich, daß Schopenhauer der Genialste der Menschen ist. Es ist eine ganze Welt in einem unglaublich kleinen und schönen Spiegeltbilde.“ Noch im Jahre 1890 sei Schopenhauer's Bildniß das einzige Porträt in seinem Studirzimmer gewesen.

Nachdem Schopenhauer's „Parerga“ erschienen waren (1851), sein letztes Werk und seine erste viel gelesene Schrift, gelangte er schnell in den Ruf eines originellen philosophischen Schriftstellers, von dessen Leben damals kaum mehr öffentlich bekannt war, als daß er ein Welterächter und einsiedlerischer Sonderling sei. Als aber die Gwinner'sche Biographie erschienen war (1862), fiel der Schleier von dem „geheimnißvollen Wesen in Frankfurt a. M.“, wie ihn Sohn Drenford genannt hatte, und nun erhoben sich in den Tagesblättern laute Stimmen, die seinen Charakter verurtheilten: er sei in der Theorie der ausgesprochenste Pessimist, im Leben ein raffinirter Epiturerer gewesen, er habe in seiner Moral die Weltentfugung und Selbstverleugnung gelehrt, aber in seinem Leben dem rücksichtslosesten Hochmuth und Egoismus gefröhnt; nie sei die Discrepanz zwischen Lehre und Leben in einem Philosophen schreiender gewesen als in ihm. So leicht ist aber der Knoten nicht zu lösen. Schopenhauer ist ein Charakterproblem ganz eigenthümlicher und überraschender Art, dem Niemand mit größerem Scharffinn näher getreten ist, als Kuno Fischer. Wir verweisen hier nochmals auf sein prächtiges Schopenhauer-Werk und greifen einige Punkte seiner biographischen Analyse heraus.

Vergleicht man die in seinen Werken enthaltene und als das höchste seiner Ergebnisse von ihm gepriesene Heilslehre mit seinem Leben, so ist von den Tugenden der Weltentfugung und Selbstverleugnung, der Demuth und Gelassenheit nicht das Mindeste darin wahrzunehmen. „Alle Antriebe, die seine Lehre auf die Umgestaltung ihres Charakters hätte ausüben sollen, scheitern ohnmächtig an seiner angeborenen Willensart, seinem ungestümen und heftigen Wollen, seiner beständigen Angst vor den Gefahren der Welt und der ungeheuren Werthschätzung seiner selbst, die alles Gefühl für Andere bis zur völligen Unempfindlichkeit verhärten konnte.“ Kuno Fischer schildert im weiteren den Eindruck, den ihm eine gewisse Stelle in Schopenhauer's Briefen gemacht hat.

Mutter und Schwester waren seit Jahren todt, als ihm Frauenstädt berichtete, wie unglimpflich und abhässig Anselm Feuerbach über Beide in seinen Tagebuchnotizen gesprochen habe. In der Ausgabe seiner Nachlassstücke stand es nunmehr gedruckt. Was antwortet Arthur Schopenhauer? Er dankt für diese Mittheilung und fügt hinzu; „Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih mir's, lachen müssen!“ Kuno Fischer räumt nun allerdings ein, daß Schopenhauer in seinem Leben sich oft sehr unglücklich gefühlt und, wie es scheint, unendlich viel gelitten hat, daß er nach seinem eigenen Bekenntniß schon mit 24 Jahren ein ausgemachter Pessimist gewesen sei. Aber gerade seine Passionsgeschichte zeuge wider ihn. Er habe in hohem Maße die Fähigkeit des Leidens gehabt und darum auch erfahren, aber die Kraft und Freudigkeit des Leidens und Ertragens in gar keinem.

Obwohl eines Freitags geboren, was er beklagt hat, nennt ihn Kuno Fischer ein Sonntagskind, einen Liebling der Götter, dem die schönsten Güter des Lebens beschieden waren: eine hohe Geistesbegabung, eine völlige Unabhängigkeit des Daseins vom ersten Athemzuge bis zum letzten, alle Mühe, um seinem Genius nachzuleben und sich seinen Anlagen gemäß auszubilden, die zweifellohe Wahl der Lebensrichtung, die Erfüllung eines erhabenen Berufs in einer Reihe von Werken, deren Unsterblichkeit er mit untrüglicher Gewißheit empfand und vorausjah, eine in den letzten Jahrzehnten unverwüsthliche Gesundheit, ein stets erquickender Schlaf, ein hohes, von der Sonne des Ruhms glänzend erleuchtetes und erwärmtes Alter, ein vollendetes Tagewerk, das ihm nichts übrig ließ als noch ein paar „Zusätze zu den Parerga“, endlich ein schneller und sanfter Tod. „Goethe's letzte Augenblicke, wie ich sie aus dem Munde seiner Schwiegertochter, der Augenzeugin seines Todes, habe schildern hören, waren qualvoll. Niemand ist vor dem Tode glücklich. Nach einem solchen Leben und Lebensende wird man doch gestehen müssen, daß Schopenhauer einer der glücklichsten Menschen war, die je gelebt haben, und er war der Güter, welche er besaß, sich wohl bewußt. Wie oft hat er sich derselben erfreut und gerühmt: seines Genies, seiner Unabhängigkeit, seiner Gesundheit, seiner Werke, selbst seines Gefichts! Trotz alledem meinen wir keineswegs mit den Gegnern, daß es mit seinem Pessimismus eitel Dunst und Schein gewesen sei. Nein, es war seine ernste und tragische Weltansicht, aber es war Anjicht, Anschauung, Bild. Die Tragödie des Weltelends spielte im Theater, er saß im Zuschauerraum auf einem höchst bequemen Fauteuil mit seinem Opernglase, das ihm die Dienste eines Sonnenmikroskops verrichtete; viele der Zuschauer vergaßen das Weltelend am Büffet, keiner von Allen folgt der Tragödie mit so gespannter Aufmerksamkeit, so tiefem Ernst, so durchdringendem Blick; dann ging er tiefergeschüttelt und seelenvergnügt nach Hause und stellte dar, was er geschaut hatte.“

Der Zwiespalt zwischen seinem Charakter und seiner Lehre von dem Weltelend und der Weltentsagung, zwischen dem Leben, das er geführt, und der pessimistisch gesinnten Aseke, die er gelehrt hat, liegt am Tage. Auch ist er sich dieses Zwiespalts wohl bewußt gewesen und hat denselben offen bekannt, wenn auch mit beträchtlicher Selbstschonung, da er nur einzuräumen pflegte, daß er kein Heiliger sei. Er war das völlige Gegenteil. Und Kuno Fischer fährt fort: „Man sage nur nicht, daß er ein Pessimist wurde, weil er unbeachtet blieb, er war es ja nach seinem eigenen Bekenntniß schon völlig, als er in seinem vierundzwanzigsten Jahre noch keine Zeile für den Druck geschrieben hatte. Ein solcher Pessimist hätte das verachtete Geschlecht unbelehrt lassen und mit erhabener Gleichgiltigkeit sehen sollen, daß die vergeblichen Versuche, die er gemacht hatte, in der Papiermühle verschwanden. Aber Schopenhauer gerieth darüber außer sich. Dann versuchte er sein Glück von Neuem und hegte immer wieder die zuversichtliche unversiegbare Hoffnung, es müsse gelingen, er werde durchbrechen. Und es gelang.

Die Genies sind eben keine Pessimisten, und wenn sie es tauendmal verjähern; denn sie müssen schaffen und hoffen. Das Streben nach Anerkennung der Menschen eingeräumt, so hätte man meinen sollen, daß ein solcher Menschenverächter auch ein Kostverächter, ein Feinschmecker sein und nur das auserlesenste Lob sich aneignen würde. Er war es mit nichten. Wenn er seinen Instincten gemäß handelte, was im gewöhnlichen Laufe des Lebens natürlich stets geschah, so war er auch hier allen Scheinwerthen zugänglich: er liebte auch den Scheinruhm, die Schmeichelei, das Lob selbst elender Scribler. Ein Ausdruck der Bewunderung seines Genies konnte ihn für Vieles entschädigen. Da war kein literarischer Winkel verborgen, kein Scribler unbedeutend genug: die Lobsprüche, woher sie auch kamen, sollten fleißig ausgespäht und pünktlich bei Heller und Pfennig abgeliefert werden, damit er sie eincassire. Man lese nur seine Briefe an die Apostel, denen er es zur wichtigsten Pflicht machte, was auch nur über ihn gedruckt wäre, auszukundschaften und in unfrankirten Briefen an die Centralstelle einzusenden. Er war wirklich wie die Kinder: er konnte Gold und Kugengold nicht unterscheiden! Er wurde blind für die Schwächen seiner Bewunderer und dienstwilligen Werkzeuge. Nur durften diese dem Meister gegenüber nicht auch die Kritiker spielen wollen, was dem Frauenstädt mitunter einfiel; dann wurde ihnen heimgeleuchtet. Es gab in der Welt eigentlich nur einen Gegenstand, der unserem Pessimisten heilig war: seine Werke. „Meinen Fluch über Jeden, der etwas daran wesentlich ändert, sei es eine Periode oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen!“ Alle Ausdrücke der Bewunderung konnten ein verstümmeltes Citat nicht aufwiegen. „Beschneiden Sie Ducaten und Louisdore, nicht meine Sätze,“ herrschte er seinen „Urevangelisten“ an, der allerdings die Sprache des Meisters nicht nach Gebühr zu würdigen verstand. Wenn man den Philosophen in seinen Schriften hört, so tritt uns in ihm der heftigste Gegner alles Monothetismus und Theismus entgegen: er haßt die Religion des Alten Testaments wie die des Koran, er ist in dieser Rücksicht der ausgesprochenste Antisemit. Aber diese grundsätzlichen Antipathien verschwinden, sobald seinem Genie gehuldigt wird. Zwei seiner Apostel und Erben sind Juden: Frauenstädt und Asher, jener getauft, dieser ungetauft und dem jüdischen Glauben ergeben. Ist es nicht wunderbar, daß der Mann, an den Schopenhauer mehr als den vierten Theil aller seiner Briefe geschrieben hat, sein „Urapostel“, seine „Posaune“, sein literarischer Erbe, der Herausgeber seiner Werke und seines Nachlasses, der „Erzevangelist“ dieses abendländischen Buddha, ein polnischer Jude war? W. Gwinner, den er zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt und in den Stand gesetzt hat, sein Biograph zu werden, war und ist ein unverhohlener Bekenner der Baaderschen Theosophie und hat diesen seinen Standpunkt in der Darstellung und Beurtheilung der Lehre Schopenhauer's, soweit der Spielraum Beider in seinem biographischen Werke reicht, auch zur Anwendung gebracht. Könnte Schopenhauer seine Biographie von der Hand Gwinner's lesen und die Gesamtausgabe seiner Werke von der Hand Frauenstädt's mustern — wir wollen die beiden Männer, die seine Testamentsvollstrecker waren, sonst nicht miteinander vergleichen —, so würde er ausrufen: wie sehr habe ich mich geirrt! Solche Täuschungen begegnen wohl den Genies, aber die Pessimisten sollten dawider geschützt sein.“

Die Lehre vom Elend der Welt und des Daseins paradierte am Ende nur noch in seinen Büchern; hier trug er die Uniform und den Staatsrock des Pessimismus. Aus seinem täglichen Leben und Ideengänge waren sie sammt aller Weltklugheit in der Aera seines Ruhmes wie verschwunden. Auch schon früher. Wir erwähnen hier nur einzelne Beispiele. Zum Exempel sein maßloses Schimpfen und Keifen gegen die Universitätsprofessoren. Und wie ungerecht, gehässig, ja gemein war er da oft! Ich erinnere mich meines Heidel-

berger Lehrers, des Prof. v. Reichlin-Meldegg, der noch als neunzigjähriger Greis Schopenhauer's Invektiven nicht vergessen konnte und auf seinem Katheder in den Klageruf ausbrach: „Ich kann doch nichts dafür, daß ich von Adel bin!“ Auch Runo Fischer nennt es eine nichtige Erklärung im Munde des Philosophen, wenn auch immer die geläufigste und beliebteste: die deutschen Philosophie-Professoren sollen sich aus allen Beweggründen des Neides verschworen haben, seine Schriften ungelesen, jedenfalls unerwähnt zu lassen. „Die Professoren sind nicht der Zeitgeist. Wenn ein Denker und Schriftsteller, wie Schopenhauer, ein langes Menschenalter hindurch keine Wirkung auf die Welt hervorbringt, so sind seine Schriften nicht von einigen Professoren, sondern vom Zeitgeist unbeachtet geblieben, worunter wir kein mystisches Ding, sondern den Inbegriff derjenigen Interessen und Fragen verstehen, welche in einem gegebenen Zeitabschnitte herrschen. Nun vergegenwärtige man sich unser Deutschland von den Freiheitskriegen bis in die Volksbewegungen des Jahres 1848, die Interessen nationaler, religiöser, kirchlicher, politischer, historischer Art, die es erfüllt und tief bewegt haben; man vergleiche damit Schopenhauer's Lehre und seine sämtlichen Werke, um zu sehen, was sie zur Weckung, Klärung, Lösung dieser Fragen beigetragen oder geleistet haben. So gut wie nichts! Alle jene Zeitfragen, in welches Gebiet und in welche Richtung sie auch fallen, sind von eminent historischem und kritischem Charakter gewesen; sie gehören in das große Thema der Weltgeschichte, dem Schopenhauer, der Mann wie die Lehre, sich von Grund aus abgewendet zeigt, denn in seinen Augen hat die Weltgeschichte überhaupt kein Thema. Der Zeitgeist herrscht und gleicht auch darin einem Herrscher, daß er, wie die Könige, denen Gehör erteilt, die ihm etwas zu sagen haben; aber sie müssen warten, bis sie gerufen werden und die Stunde ihrer Audienz da ist.“ Und noch andere Inconsequenzen: sein Weiberhaß, der nur in der Theorie bestand, sein Zerwürfniß mit Mutter und Schwester, seine ganz unphilosophische Festigkeit, die ihn in die bösesten Dinge verwickelte. Hätte er sich in wohlgeordneten häuslichen Verhältnissen befunden, so würde eine solche Scene, wie die mit der Nähterin, die er die Treppe hinunterstieß und dann bis zu ihrem späten Tode alimentiren mußte, unmöglich gewesen sein; aber er wollte, gleich den Philosophen, die bei ihm hoch in Ansehen standen, wie Hobbes und Locke, Descartes und Kant, Hagestolz bleiben und pflegte weniger treffend als wichtig zu sagen, daß die Ehemänner umgekehrte Papagenos wären: während dem Papageno in der Zaubersflöte sich ein altes Weib blitzschnell in ein junges verwandelt, ginge es in der Wirklichkeit den Ehemännern gerade umgekehrt. Das Gleichniß zeigt, wie er von der Ehe dachte. Er hat die Heirath, nicht die Weiber vermieden, die nach seinen Worten ihm viel zu schaffen gemacht haben: er hat sich seiner Hamburger Jugendsünden geschämt, in Dresden einen natürlichen Sohn gehabt, der früh gestorben ist, in Venedig eine Geliebte im Stich gelassen und in Berlin in zarten Beziehungen zu einer dem Theater angehörenden Dame gestanden, die er noch in seinem Testamente bedacht hat. In seinen späteren Schriften erscheint er, wie es dem Inpotenten ziemt, als der ausgemachteste Misogyn. Und endlich seine politischen Widersprüche. Höchst anschaulich und charakteristisch hat er dem dienstfertigen Frauenstädt den Aufruhr und die Kämpfe des 18. September 1848 geschildert, die ihm bis in sein Zimmer gedrungen waren. „Was haben wir erlebt! Denken Sie sich eine Barrikade auf der Brücke und die Schützen bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenwürfe das Haus erschütterten: plötzlich Stimmen und Gebrülle an meiner verschlossenen Stubenthür: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Thüre mit einer Stange: jetzt geschehen gefährliche Stöße gegen dieselbe, endlich die seine Stimme meiner Wad: „es sind nur einige Oesterreicher!“ Sogleich öffne ich diesen werthen

Freunden: 20 blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinem Fenster auf die Souveräne zu schießen; besinnen sich aber bald, es ginge vom nächsten Hause besser.“ Als endlich die aufrührerischen Bewegungen unterdrückt und die völlige Ruhe durch Waffengewalt wieder hergestellt war, fühlte er sich den preußischen Kriegern, die den inneren Frieden erkämpft hatten, zu höchstem Danke verpflichtet. Darum ernannte er „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preußischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen“ durch Testament vom 26. Juni 1852 zu seinem Universalerben. Es ist nur gut, daß seine radicalen Apostel und Freunde, die Richard Wagner, Herwegh, Wille, Challemel-Lacour zc., damals nichts davon erfuhrten, denn ein eclatanter Abfall und Bruch wäre gewiß gewesen.

Mit Recht hebt Runo Fischer immer wieder hervor, daß wer, wie Schopenhauer, eine Heils- und Erlösungslehre aufstellt und im Gegensatz zu der „jüdisch-christlichen Religion,“ die er verachtet und verwirrt, die allein wahre nicht bloß lehrt, sondern sogar stiften will, sich selbst gleichsam als den abendländischen Buddha betrachtet, als den künftigen Gegenstand eines Bilder- und Reliquiencultus, als das gegenwärtige Oberhaupt einer schon im Wachsen begriffenen Gemeinde, wer seine Schüler und Anhänger allen Ernstes als „Apostel und Evangelisten“ bezeichnet und classificirt, — der müsse, was er lehrt, in dem eigenen Leben verkörpern, einem Leben voller Weltentsagung und Entbehrung, voller Mitleid und Liebe, nicht weil die Pflicht es gebietet, sondern weil der eigene religiöse Genius dazu drängt. Er selbst hat gesagt und diesen seinen Ausspruch zum Motto einer Preischrift genommen: „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer.“ „Weit schwerer als Beides ist sie verkörpern!“ ruft Runo Fischer. „Daher sind die echten Werke der Religion, insbesondere Religionsstiftungen so selten, daß selbst die Werke des Genies dagegen häufig sind. Ohne seine Heilslehre in dem eigenen Leben und Leibe zu personificiren und dadurch in der anschaulichsten Form zu offenbaren, ist alle Moral und Religion, die man lehrt, man mag sie nun predigen oder begründen, doch am Ende nur „Wortkram“. Dies ist es, was heutzutage einen Mann, wie Leo Tolstoi, vermocht hat, aus der pessimistischen Heilslehre sich zum wirklichen Heiland zu flüchten und zu thun, was die Bergpredigt fordert.“ Aber der Biograph findet zuekt doch eine geradezu geniale Lösung des verzwickten Charakterproblems. Die Uebereinstimmung zwischen Schopenhauer's Philosophie und Leben leuchtet uns ein, sobald wir ihn als Künstler gelten lassen und betrachten. „Das stolze, oft ungeheuerliche Selbstgefühl, welches er von seinen Werken als genialen und künstlerischen Kraftleistungen hegte, wird uns erklärlich; wir sehen ihn in seinem Atelier, bisweilen, bildlich zu reden, in Hemdärmeln, ungenirt, derb, immer superlativisch in seinen Ausdrücken, voller Eitelkeit und Ehrgeiz, mit allen Arten und Unarten einer Künstlernatur begabt, stets unter dem Eindruck der anschaulichen Gegenwart. Er kommt — vergessen wir es nicht — aus einem Zeitalter, in welchem die schöpferische Literatur Deutschlands und der Welt, auch die philosophische, seinen höheren Cultus pflegte, als den des Genies. In seinen Büchern erscheint er auf der Weltbühne, als der Held seiner Philosophie, die Stirn umwölkt, sein Auge blickt Einsamkeit, er spielt seine Kraftstücke, und zwar so ausgezeichnet, daß wir über seinen Bildern den Künstler vergessen; er ist von den Leiden der Welt, die er uns schildert, so erfüllt, daß er in diesem Augenblicke selbst leidet; bisweilen unterbricht er sein Spiel durch eine Parabase, um Hegel, die Philosophie-Professoren und das Publicum herunter zu machen; dann kehrt er in die ernste Haltung und den tragischen Charakter seiner Rolle zurück. Eines seiner interessantesten Bekenntnisse be-

stätigt diese Auffassung: er habe die Kraft, sich selbst zu erschüttern, in hohem Maße bejessen und wäre ein großer Schauspieler geworden, wenn er sich nicht für die Laufbahn des Philosophen entschieden hätte. Er war, wie man berichtet, ein vorzüglicher Erzähler und konnte, wenn ihn der Gegenstand ergriff, Thränen vergießen. Nun, er ist auch als Philosoph ein großer Schauspieler gewesen, ein solcher, der die tragischen und komischen Wirkungen in seiner Gewalt hatte. Er vergleicht öfter sein Ende mit dem theatralischen Abgang: „Exit, plaudite!“

Das Geheimniß der großen Pyramide von Gizeh.

Von Ludwig Deinhard (München).

Unsere modernen Psychologen pflegen sich bekanntlich nicht mit den Geheimwissenschaften abzugeben, und noch weniger thun dies im Allgemeinen unsere Aegyptologen. Diese Letzteren, die, wie man glauben sollte, durch ihre Specialstudien — ich brauche nur an das ägyptische Todtenbuch zu erinnern — häufig auf den sogenannten Occultismus direct hingewiesen werden, können trotzdem den Werken eines Carl du Prel, Carl Kiejewetter u. A. keinen Geschmack abgewinnen. Man braucht nur, um sich hiervon zu überzeugen, in dem Baedeker'schen Handbuch für Aegypten-Reisende, dessen wissenschaftliche Theile aus den Händen von Aegyptologen hervorgegangen sind, einen Blick auf jene Stellen zu werfen, wo die bildlichen Darstellungen beschrieben werden, mittelst deren jenes alte Culturvolk seine Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode versinnbildlichen wollte — Darstellungen, wie sie sich namentlich in den berühmten Königsgräbern von Luxor finden. In diesen Grabkammern ist auf der langen Corridor-Wand beispielsweise ein Fluß dargestellt, auf dem die Sonnenbarke einherfährt; in dieser steht der widderköpfige Sonnengott von seinem Gefolge umgeben und bringt auf kurze Zeit Licht und Leben in die von ihm durchfahrenen Gegenden. Oben und unten sind die beiden Ufer wiedergegeben, die von allen möglichen Geistern, Dämonen und Ungeheuern bevölkert sind, die den Sonnengott bei seiner Fahrt begrüßen und seine Feinde von ihm abwehren. „In der Erfindung und Schilderung dieser Gespenster — schreibt an dieser Stelle der betreffende Aegyptologe — hat die trockene Phantasie der Aegypter sich von ihrer schlimmsten Seite gezeigt,“ und der moderne Tourist, der mit seinem Baedeker in der Hand diese Darstellungen betrachtet, fühlt sich meistens zu einem mitleidigen Lächeln über dieses abergläubische alte Aegyptervolk veranlaßt, in dem erhebenden Bewußtsein, daß unsere heutige Naturerkenntniß durch all' derartigen Geister- und Gespensterglauben, ob er nun dem Einzelnen trocken oder phantasiavoll, abstoßend oder reizvoll erscheint, einen exactwissenschaftlichen dicken Strich gezogen hat und für alle Zukunft gezogen zu haben glaubt.

Allein wir leben gegenwärtig in einer Periode überraschender wissenschaftlicher Entdeckungen, und es hat den Anschein, als ob die Aegyptologie, ähnlich wie die Physik, nun auch ihren Röntgen gefunden hätte, einen Forscher, der mit den X-Strahlen seines Forscherauges in ein bisher recht dunkel gebliebenes Problem plötzlich eingedrungen wäre. Dies Problem ist die viel erörterte Frage: welchen Zweck, welche Bestimmung hatte eigentlich die große Pyramide von Gizeh, die sogenannte Cheops- oder Chufu-Pyramide? Wenn sie weiter nichts sein sollte, als ein Grabdenkmal ihres königlichen Erbauers, wozu dann die merkwürdigen Gänge und Corridore in ihrem Innern, die bald nach abwärts, bald nach aufwärts führen, wozu die geheimnißvolle Kammer unter der Basis der Pyramide, da doch die oberste Kammer als Grabkammer des Königs genügt hätte? Hatte diese Pyramide

aber eine andere Bestimmung, als die eines gewaltigen königlichen Mausoleums, wozu hätte dann der in ihrem Innern, äußerst sinnreich angelegten Gewölbe vorgefundene leere Granit Sarkophag von 2m 30 Länge gedient? — Schon seit längerer Zeit ist man einer Lösung dieser Frage auf der Spur. Georg Ebers, der ebenjowenig, wie seine Herren Collegen den Problemen des Occultismus irgendwelche tiefere Beachtung schenkte und in dessen Schriften bald der skeptische Gelehrte, bald der intuitive Dichter hervortritt, führt in seinem großen Prachtwerk: „Aegypten in Bild und Wort,“ bei der Besprechung obiger Frage einige alte Sagen an. Er schreibt: „Nach alten Arabern sollen die Pyramiden vor der Sündfluth errichtet worden sein, um in ihnen die Wissens-Schätze, der dem Untergang erlesenen Menschheit vor der Vernichtung zu bewahren.“ Diese Sage wird nun allerdings in einem englischen Werk, das die Atlantisfrage behandelt, thatsächlich bestätigt. Das betreffende Buch heißt: The Story of Atlantis von W. Scott-Elliot (London, 3 Langham Place, Theosophical Publishing Society) und ist wohl eines der merkwürdigsten literarischen Erscheinungen der Neuzeit. Doch wollen wir uns hier mit demselben nicht weiter befassen, um nicht abzuschweifen. Ebers fährt fort: „Andere glauben, in ihrem (der großen Pyramide) düstern Innern wären die geheimnißvollen, die Seele erschütternden Einführungen oder Initiationen in die Mysterien und die feierlichen Priesterweihen ehemals vollzogen worden.“ Ebers beschreibt dann ausführlich seinen höchst mühevollen Besuch des Innern dieser Pyramide, bei dem er anscheinend, trotz all' dieser Sagen, die ihm zu Ohren gedungen, als er schließlich im Allerheiligsten anlangte, fest davon überzeugt war, vor dem „aus geraubten Granitfarg des Cheops“ zu stehen. Jene Vermuthung aber, daß diese Räume zur Initiation in gewisse Mysterien gedient haben dürften, finden wir in dem 1892 in London erschienenen Werke: „The perfect way“ von Dr. A. Kingsford und E. Maitland präciser ausgesprochen. „Die Königskammer,“ sagt Maitland, in der die Gänge enden, ist ein großes hochgewölbtes Zimmer, welches 6 Abflungen, eine über der andern hat . . . In der Mitte dieses Zimmers steht eine große Lade, die aus einem einzigen Steinblock gehauen ist und als Sarkophag (ja sogar auch als Kornkiste, fügt der Herausgeber bei) bezeichnet wird. In diese Lade hatte sich der zur Einweihung Herangereifte, der erfolgreich alle Prüfungen bestanden hatte, die in den untern Gängen versinnbildlicht waren, hineinzulegen, gleichsam seinen Körper als den Leichnam in das Grab zu legen, damit bildlich allen irdischen Begierden entsagend.“

Damit sind wir wohl dem Geheimniß der großen Pyramide glücklich auf die Spur gekommen. Nun tauchte in den letzten Jahren in England ein Aegyptologe auf, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben scheint, in das Dunkel dieses Geheimnisses vollständig einzudringen, mit Namen Marsham Adams. Ende 1898 erschien bei John Murray in London ein Buch von Adams, betitelt: „The Book of the Master,“ worin der Beweis geliefert wird, daß unser deutscher, so hoch verdienstvoller Aegyptologe Richard Lepsius keinen besonders glücklichen Gedanken hatte, als er den im Sarg eines Priesters Namens Auf Ankh vorgefundenen Papyrus, der gegenwärtig in Turin aufbewahrt wird, das „Todtenbuch der Aegypter“ nannte. Seit Lepsius wird ja bekanntlich einfach angenommen, es handle sich in dem genannten Papyrus um eine Unterweisung von Verstorbenen, d. h. um ganz phantastische Vorstellungen über den Zustand nach dem Tod, Vorstellungen, worin der traffe Aberglaube der alten Aegypter so recht zum Ausdruck komme, kurz um Schriften, die trotz des darin angelegenen Tones erhabener ethischer Lehren einen culturgeschichtlichen Werth eben nur insofern besitzen, als sie den Beweis liefern, wie tief das ganze Denken der Aegypter im Aberglauben versunken war. Nun ist aber, wie Adams nachgewiesen hat, der eigentliche Sinn dieses Papyrus ganz anders

aufzufassen. Nach ihm handelt es sich darin weniger um eine Belehrung von wirklich Verstorbenen, als vielmehr um eine Unterweisung von solchen, die zum Zweck der Initiation in höhere Mythen, die eben in jener großen Pyramide vorgenommen zu werden pflegten, sich in einen Zustand des Scheintodes zu versetzen hatten. Ueber diesen Zustand, sowie über diese Initiationen überhaupt werden wir uns nur dann Klarheit verschaffen können, wenn wir uns entschließen, uns von eigentlichen Occultisten, d. h. von Menschen, die selbst eine gewisse occulte Schulung besitzen, darüber belehren zu lassen. Ehe wir uns aber für weitere Aufschlüsse über diese dunkeln Fragen an die Litteratur des Occultismus wenden, wollen wir noch einen Augenblick bei Adams verweilen, dessen eben angeführtes Buch auch noch in anderer Hinsicht sehr beachtenswerth erscheint.

Es sind nämlich darin von Adams die jüngsten Forschungsergebnisse über die merkwürdig einfachen Beziehungen niedergelegt, in denen die Hauptabmessungen der großen Pyramide, deren Höhe und Seitenlänge zu astronomischen Größen stehen. Wenn wir von Adams, der sich hierbei auf den bekannten englischen Aegyptologen Flinders Petrie stützt, erfahren, daß z. B. die Höhe der großen Pyramide gleich dem tausend-millionsten Theil des Radius der Erdbahn oder der mittleren Entfernung von Erde und Sonne und daß deren Seitenlänge gleich dem tausend-millionsten Theil der Entfernung ist, die unsere Sonne während eines Jahres im Weltraum durchmisst, so werden wir mit einem Gefühl der Bewunderung für die astronomischen Kenntnisse, die die Aegypter zur Zeit des Baues jedenfalls besaßen haben, — mag dieser nun vor ca. 6000 Jahren oder vor noch viel längerer Zeit errichtet worden sein, — uns jedenfalls sagen müssen, daß der Erbauer bei der Errichtung seines Baues ganz besonders ernste und heilige Dinge im Sinne gehabt haben muß; denn sonst hätte er seine Dimensionen gewiß nicht so weit hergeholt, wie dies offenbar der Fall war.

Um uns nun über das Wesen der Initiationen unterrichten zu lassen, wollen wir uns an eine Autorität auf dem Gebiet des Occultismus wenden, an einen der Haupt-Mitarbeiter der Londoner Theosophical Review, einer Monatschrift, die in der zahllosen periodischen Litteratur des Occultismus eine ganz hervorragende Stellung einnimmt. C. W. Leadbeater hat im verflossenen Jahr in der bezeichneten Review eine Serie von Artikeln über das christliche Glaubens-Bekenntniß veröffentlicht, in der er sich zunächst gegen die weitverbreitete Annahme wendet, daß das Symbol des Kreuzes einzig und allein nur dem Christenthum angehöre, während es in Wirklichkeit schon bei den ältesten Völkern, von denen wir wissen, im Gebrauch war, und fährt dann wörtlich folgendermaßen fort: „In Aegypten befand sich die Halle der Initiation oft unterhalb des Tempels. . . Eine solche Halle ist auch unterhalb der großen Pyramide angelegt. In einem derartigen Raum pflegten die mit der Initiation verbundenen Ceremonien stattzufinden. . . Ueber die Letzteren wollen wir nur erwähnen, daß sie darin gipfelten, daß der Candidat sich freiwillig auf ein mächtiges hölzernes Kreuz, das so ausgehöhlt war, daß der menschliche Körper darin Platz fand, horizontal niederlegte. Seine Arme wurden nun lose an die Kreuzarme angebunden, nur ganz lose mit herabhängenden Schnurenden, um dadurch den durchaus freiwilligen Charakter dieser Prozedur auszudrücken. Der Candidat ging dann in einen Zustand des Tiefschlafs über, (den der Occultismus gewöhnlich als Trance bezeichnet), d. h. er verließ für eine gewisse Zeit seinen Körper, um sich in der astralen Welt oder Sphäre ganz und gar frei zu bewegen und zu bethätigen (wenn dies mit vollem Bewußtsein geschehen soll, so gehört dazu naturgemäß eine lange vorausgegangene Schulung, über die die Litteratur des Occultismus Aufschluß giebt). Während so sein Körper in tiefem Schlaf versunken war, wurde dieser in einen unterhalb der Halle der Initiation befindlichen Raum

getragen und dort in einen immensen Sarkophag gelegt, — ein Vorgang, den man symbolisch auch als Sterben und Begrabenwerden auffassen kann. So lange nun der physische Körper gewissermaßen todt und begraben dalag, befand sich der eigentliche Mensch bei vollem Bewußtsein irgendwo anders. Mannigfach und eigenartig waren die Lectionen, welche der Neophyt während dieses vorübergehenden Aufenthalts in der astralen Sphäre zu lernen, waren die Erfahrungen, die er dort zu sammeln, die Prüfungen, die er dort zu bestehen hatte. Allein sie waren alle sorgfältig darauf berechnet, ihn mit dem neuen Gebiet der Thätigkeit, in welchem er sich nun bewegte, vollständig vertraut zu machen, ihm Gelegenheit zu geben, dasselbe verstehen zu lernen und sich das nöthige Selbstvertrauen zu erwerben, d. h. mit anderen Worten, ihn derart zu schulen, daß er allen Gefahren, die dort seiner harren, gewachsen war, daß er von seinen Kräften einen ruhigen und besonnenen Gebrauch machen lernte und daß er so in jener Sphäre ein geeignetes Werkzeug in den Händen derer werden konnte, die die Entwicklung der Menschheit fördern.“ So weit Mr. Leadbeater. Er erwähnt dann noch die verschiedenen Prüfungen, die der Candidat zu bestehen hatte, die sogenannten Erd-, Wasser-, Luft- und Feuerproben, wobei ich an Mozart's „Zauberflöte“ und an gewisse Ceremonien des Freimaurerbundes erinnern möchte, welche Letzterer ja mit den alten ägyptischen Mythen in gewissem Zusammenhange stehen will. In Bezug auf die astrale Sphäre oder Ebene möchte ich noch, denjenigen Leser, der hierüber näheren Aufschluß haben möchte, auf die im Verlag von W. Friedrich in Leipzig erschienene deutsche Uebersetzung einer Schrift Leadbeater's über diese Sphäre, sowie auf dessen: „Unsichtbare Helfer“ hinweisen.

Wir glauben damit das Geheimniß der alten großen Pyramide von Gizeh wenigstens einigermaßen erschlossen zu haben, und ich möchte mich von dem Leser mit dem Wunsche verabschieden, daß es ihm, wenn dies nicht schon der Fall war, noch beschieden sein möge, diesen wunderbaren, aus mächtigen Quadern zusammengesetzten steinernen Berg selbst zu sehen mit seinem schmucklosen Aeußern und seinem geheimnißvollen Innern, und daß er dann bezüglich dieses Letzteren, nicht wie es mir erging, auf die Weisheit seines Baedeker's allein angewiesen sei. Ueberhaupt wird der, welcher sich, ehe er dem Land der Pharaonen mit seinen Pyramiden, Tempeln und Sphinxen einen Besuch abstattet, in der hier erwähnten Litteratur etwas näher umsieht, dies gewiß nicht zu bereuen haben. Er wird dann mit ganz anderen Empfindungen das Innere der großen Pyramide betreten, als der gewöhnliche Tourist, der dort vor lauter Räthseln steht, die er nicht zu lösen vermag.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

Es war am Morgen früh, in Paros. Im rothigen Nebel schimmerten in der Ferne die bläulichen Umrisse der Berge von Epirus, und von dem hochgelegenen Schlosse senkten sich zum Meer die herrlichen Olivenhalme, die Beherrscher der Insel. Es war noch sehr früh, kaum sechs Uhr, das Schloß lag ausgestorben da, breit, viereckig, mit seinen langen Säulengalerien, die mit Palmen und Bildwerken verschwenderisch geschmückt waren. Und eigen war es, in der Dede dieses Morgens dort ein junges Mädchen zu sehen, das an einen marmornen Löwen lehnte

und auf das rosig schimmernde Meer starrte. Sie mochte ein- oder zweiundzwanzig sein und sah sehr zart aus im rosigen Morgenlichte, gleich einem Mabafterfigürchen zwischen all' den anderen Statuen aus Bronze oder schwerem Marmor, und als sei sie, ganz in Weiß gekleidet, eben erst lebendig und fast unmerkbar beseelt worden, in dieser griechischen Morgenröthe. Unbeweglich stand sie da, die Augen auf das Meer gerichtet, den Arm auf das Löwenhaupt gestützt. Es war als umschwebte sie etwas Jügendliches, Unsicheres, Hüßloses, wie von einem großen Kinde, mit ihrem zarten Lilienteint, auf dem ein paar feine Sommerprossen wie goldene Fleckchen sichtbar waren, mit ihrem goldblonden Haar und den smaragdgrünen Märchenaugen. Und doch war sie nicht schön zu heißen: ihr Zauber entströmte wohl nur ihrer Kindlichkeit. . .

Es war sechs Uhr. Seltsam, daß sie so früh schon da stand; noch seltsamer, daß die Balkontüre leise sich öffnete, und Königin Alexandra nun auch auf die Gallerie hinaustrat. Sie blickte sich um mit ihren blitzenden schwarzen Augen, die Leidenschaft, Ehrgeiz, glühenden Lebensdurst sprühten.

„Elena!“ sprach sie leise. Ihre Stimme klang wunderbar magnetisierend. Und vielleicht lag nun, da sie aus ihrem Lande verbannt war, ihre größte Macht in ihrer Stimme. Sofort horchte das Mädchen auf, wandte sich und lief der Königin entgegen, die sie küßte, als wäre sie ihre Tochter und sie war doch nur ihre Hofdame. „Was machst Du hier, mein Kind?“

„Ich? Nichts, Majestät! ich konnte nicht mehr schlafen.“

„Und weshalb nicht?“

„Ich weiß es nicht; ich konnte nicht.“

Die Königin schwieg eine Weile und blickte auf das Meer hinaus. Wo sich die Abhänge der Insel senkten, lag die Stadt und einzelne Schiffe im Hafen, sonst war nichts zu sehen. „Wann wird die Nacht Seiner Majestät in Pargos erwartet?“ fragte sie plötzlich. Elena erbleichte. „Ich glaube um . . . um acht Uhr.“

„Ich dachte, schon früher.“

„Möglich . . .“

„Briani sagte mir gestern Abend: um sieben.“

„Es kann sein . . .“ stammelte das Mädchen. Verwundert blickte die Königin sie an. „Und Eure Majestät selbst“, glaubte Elena sagen zu müssen, „konnten wohl auch nicht mehr schlafen?“

Nach immer blickte die Königin sie groß an; dann lächelte sie und sagte mit ihrer weichen Stimme, die von verhaltener Melodie bebte: „Nein . . . Ich dachte so viel an Seine Majestät; ich habe meinen Sohn seit fünf Monaten nicht gesehen.“

„Ja, seit fünf Monaten.“

„Nicht wahr, es ist schon fünf Monate her?“ wiederholte die Königin mit besonderem Nachdruck. Elena schwieg, und die Königin fuhr fort: „Und nun wollte ich hier ausschauen nach dem Hafen, bis die Nacht kommt.“ Das Mädchen wurde um einen Schein bleicher, und doch hatte die Königin Alles nur nachlässig hingeworfen. Nun trat sie zu einem dort aufgestellten Fernrohr, beugte sich etwas vornüber und guckte hinaus. Dann richtete sie sich auf und fragte: „Wir wollen also hier bleiben, nicht wahr?“

„Wie Eure Majestät befehlen“, antwortete Elena leise.

Die Königin hatte sich gesetzt. Nun schwiegen Beide und saßen müßig da, müßig und voller Erwartung. Dann sprach die Königin nach einer langen Pause: „Ich freue mich, daß Wladimir kommt. Es ist wirklich recht öde und langweilig hier, obwohl wir so viel Gäste haben.“

„Warum bleiben Eure Majestät hier? Können Sie nicht nach Wien gehen, nach Paris?“

Die Königin schaute sie an. „Das kann nicht Dein Ernst sein.“

„Und warum nicht?“

„Weil Du recht gut weißt, daß ich in Wien oder in Paris . . . Seine Majestät viel seltener sehen würde.“

Es war als litte das Mädchen bei diesen Worten unter einer hef-

tigen Erschütterung; in ihr erwachte wie eine Vermuthung, die Königin spiele mit ihr, aber sie war ein merkwürdig passives Wesen: sie mußte dieses Spiel dulden, sie konnte nicht anders. „Und warum müßte das sein?“ fragte sie fast mechanisch; die Worte kamen so, sie konnten nicht anders.

„Es ist so schwierig für Seine Majestät, incognito nach Wien oder nach Paris zu reisen, und officiële Besuche können sich nicht gar zu oft wiederholen. Hier ist das Alles ganz anders.“

„Gewiß, das ist so.“

„Aber es ist hier wirklich langweilig, sehr langweilig.“ Sie ließ langsam die Arme schlaff herniedersinken, faul, apathisch. Sie war verbannt aus Tracien, ihrem kleinen Königreiche, wegen mißglückter Intrigen, Wahlbestechungen, allerhand Durchstechereien mit den Ministern, verbannt auf Anrathen der Großmächte, — indeß ihr Sohn, durch die nämlichen Großmächte auf den Thron gehoben, zur Regierung gelangt war, — und nun langweilte sie sich. Mochte sie immerhin in ihrem Schloß einen kleinen Hof um sich haben und die Bohème der europäischen Fürstenthümer zu Gäste laden: sie langweilte sich. Sie war zur Intrigue und Herrschaft geboren. Ihr genügte es nicht, daß sie schön war, eine reichliche Apanlage hatte und nur ihren Launen leben konnte: sie konnte ohne Intrigen nicht leben. Solche Mächenschaften, wie seiner Zeit während jener Wahlen mit den Ministern, den Staatsmännern, — ein europäischer Scandal — das war ihr Element. Ihre Verbannung war ihr des romantischen Beigeschmacks wegen nicht ganz unwillkommen gewesen. Denn mit Bestimmtheit hatte sie darauf gerechnet, bald im Triumph zurückzukehren; und dann hätte man wohl in ihrer Verbannung nichts Anderes gesehen, als eine interessante Vergangenheit. Allein der Triumph blieb aus. Nun kam ihr Sohn, König Wladimir, auf ein paar Wochen zu Besuch. Und welche Ueberraschung würde er ihr bringen? Den Beschluß der Stände, der sie zuriidrief? Ach wie sehr sie es auch hoffte, so zweifelte sie doch daran, weil sie den Widerstand der Großmächte nur allzu gut kannte und fürchtete. Uebrigens war ihr schon die Thronbesteigung ihres Sohnes eine große Enttäuschung; sie hatte nur damals in der ersten Erregung nicht gleich daran denken können. Aber bereiten die Ereignisse des Lebens nicht immer Enttäuschungen? Da wäre ihr die Verkündung einer Republik noch willkommener gewesen. Und dann später wieder zurück im Triumph . . . So aber konnte sie nur noch auf die Aufhebung ihrer Verbannung und die Möglichkeit hoffen, einen Einfluß auf ihren Sohn auszuüben. Schwermüthig umschwebten sie solche Gedanken in dem rosigen Morgenlichte, und sie blickte auf Elena, die still und bleich da saß. Und etwas begann Leben und Form im Gedankengang der Königin zu gewinnen. Wir werden sehen, dachte sie. Und sie fuhr fort, Elena sehr aufmerksam anzuschauen, und sie fand, daß dies gebrechliche blonde Kind wirklich aussehe, als wäre es dazu bestimmt, ein Opfer zu werden. Es giebt Menschen, die dazu geboren sind, geopfert zu werden. Und dann blickte sie hinaus auf das Meer und die Berge von Epirus. Und still saßen die beiden Frauen da und sahen aus nach der Nacht des Königs Wladimir. Es war kurz nach sieben, als sie endlich in der Ferne in Sicht kam.

— — — An jenem Tage war Alles früh in dem Schlosse, viel früher als sonst. Der junge König war angekommen, und alle Gäste seiner Mutter waren bereit, ihn zu begrüßen. Wie eine „garden-party“ war das Leben und Treiben dort auf den Terrassen, in den Gallerien, an dem immer wärmer werdenden Frühlingstage. Und fröhliche Gruppen bildeten sich, Damen und Herren, auch einzelne Uniformen darunter; und es lag über der ganzen Gesellschaft ein eigenartiges Etwas, etwas bitter Ironisches, etwas gewollt Gleichgiltiges. Jeder Sarkasmus wurde noch cynischer beantwortet. Versammelt war die Bohème von Europas Fürstlichen: all' jene gekrönten Abenteurer, die durch eigenen Willen oder die Macht der Verhältnisse ihrem Element entrisen waren. Jeder von ihnen hatte seine Getreuen um sich, die aus irgend einem selbstlichen Grunde treu blieben. Und über all' den Menschen lag es wie eine merkwürdige Decadenz, die ein neues Jahrhundert, etwas Ungeheuer-

liches zu verkünden schien, etwas von einem nahen Ende. Wie etwas Dämonisches zitterte es flüchtig im Lächeln und Flirten der Frauen, in den brutalen Scherzen der Männer. Und über all' dem schwebte doch ein Hauch souveräner Hoheit, wie ein verblichener Glanz von Krondiamanten aus falschen Steinen.

In einer der Gallerien, welche die anderen Gäste einer leisen Discretion gehorchend verlassen hatten, ging die Königin Alexandra mit Wladimir auf und ab. Ernst war ihr Gespräch und stehend klang die Stimme der Königin, fast kindlich die Stimme des jungen Königs, als wollte er sagen, es sei doch wirklich nicht seine Schuld. Ein großer, kräftiger Jüngling von 19 Jahren war er, schon ganz Mann, frisch und flott in seiner prallen Uniform und das junge Königsblut seines Parvenügeschlechts jagte in toller Lust durch seine Adern. Sein kleiner Kopf mit dem kurzgeschrittenen Kraushaar, die halbgeschlossenen, lauernden Augen, dem sinnlichen, vom männlichen Flaum umgebenen Mund erinnerten lebhaft an den Kopf des jungen Caragalla; seine Lippen umspielte immer ein liebenswürdiges Lächeln, ein Lächeln ohne Diplomatie, aber voll heiterer Sinnlichkeit. In seiner Kraft lag etwas Geschmeibiges, wie bei einem schönen jungen Tiger.

Die Königin, sehr jung noch, sehr schön, sehr elegant, hing an seinem Arm; sie goß eine Fluth zärtlicher Worte über ihn. Sie gab sich ihrem Sohne gegenüber, wie sie war — soweit sie es wagte. Und er, mit seinem sinnlichen Lächeln, verteidigte sich noch, und noch immer klang seine Stimme halb kindlich-froh, halb schmerzlich. Sie sah ihn nicht so, wie er war. Sie sah nicht, daß dieser kräftige Jüngling schon Mann war, an Körper wie an Geist. Als Mutter glaubte sie mit ihrer Menschenkenntniß ihn leiten zu können nach ihrem Willen. Und gerade daß sie noch immer auf seine angebliche Kindlichkeit anspielte, das brachte ihn so außer sich. Nein, so dumm war er denn doch nicht mehr!

Aber er stellte sich nur so dumm. Wirklich, Mama, es sei nicht seine Schuld. Für ihn selbst war es ja auch eine große Enttäuschung. Aber der Ministerpräsident, die Minister, die Stände, wirklich, es war unmöglich! Und dann die Großmächte, und immer diese ekelhafte Vormundhaft, besonders von Liparien aus . . . Und er schimpfte weiter. Darauf begann er Complimente zu machen. Wie schön sie sei und so jung noch: wie seine ältere Schwester sähe sie aus . . . Und wie gut sie diese antiken Spitzen kleide. Nur sehr schöne Frauen mit einem so schönen Teint wie sie könnten antike Spitzen tragen, meinte er, und jede andere Frau würden sie häßlich machen. Und dann wüßte er in den, ihre bloßen Arme bedeckenden langen Spitzen, mit gierig-wühlenden Fingern; und doch lag in all' diesen Bewegungen noch etwas Kindliches. Dann küßte er sie unten auf den Arm. Ein perverter dummer Junge, dachte sie und ließ ihn gewähren. O sie war auch pervers, aber nicht dumm. Das hatte er von seinem Vater. Und trotzdem hatten seine einschmeichelnden Worte sie angenehm berührt. Und sie setzte sich, zog ihn an ihre Seite, und da in diesem Augenblick doch keine Entscheidung von ihm zu erlangen war, begann sie in großer Lebhaftigkeit vor seinen Augen ein Bild zu entwerfen von all' den glänzenden Festlichkeiten, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden. Es würden noch mehr Gäste kommen und ob er etwa in dieser Hinsicht einen besonderen Wunsch habe?

„Ja, die Gräfin Costi“, warf er hastig hin.

Sie lachte laut auf. Mit seinen lauernden Augen blickte er sie von der Seite an und ein sinnliches Verlangen schwebte um seinen Mund. Aber sie wehrte sich; nein, die Gräfin Costi könne sie nicht einladen, denn die habe sich so unmöglich gemacht und alle Etiquette außer Acht gelassen. Das ginge nicht. Er wurde ärgerlich. Er hatte auf die Gräfin gerechnet, und jede seiner Launen mußte doch erfüllt werden, sonst wurde er rasend. Aber sie wiederholte nur immer: — „Nein, Wladimir, wirklich, ich kann sie nicht einladen.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Zukunft auf dem Wasser.

Wenn es wirklich der Staub in der Luft ist, der uns die reine Himmelsbläue, die holdseligste aller optischen Täuschungen, beschert, dann hatte Berlin die strahlende Heiterkeit des ersten Frühlingstages im Jahre ganz allein sich selbst zu verdanken. Von ungelindem Nordwest geschoben, wirbelten die Staubtröben durch die Straßen und bemühten sich, die paar frischen Farben, die der nördliche Lenz auf der Palette hat, zu verwischen oder doch modisch zu mildern. Das knallgelbe Sonnenlicht sah unter diesem Schleier grauweiß aus, und dem bischen Grün, das sich an Fliedersträuchen und dürrer Gebüsch schüchtern hervorwagte, ließ er die trißte Aktafärbung, deren Scheulichkeit auch Rudyard Kipling's schlechte Verse nicht vermindert haben. Aber es war doch Frühling geworden, bei 36 Grad Reaumur in der Sonne. Und die Menschen ließen sich ihre Freude darüber durch nichts verderben. Sie schluckten schmunzelnd den fein gepulverten Roth, der vom Asphalt aufwallte, und lächelten glücklich, als athmeten sie nicht Catarrh- und Schwindsuchtkerne ein, sondern als schickten sie sich an, den Monarchen eines befreundeten Staates begeistert empfangen zu helfen. Ordentlich liebenswürdig waren die Berliner heute. Etliche von ihnen vergaßen sich im Frühlingstaumel sogar so weit, nicht einmal mit den Accumulatorwagen um die Wette zu rennen. Sie setzten ganz langsam ein Bein vor das andere, blickten den jungen Weibern unter die Hüte und auf die grellbunten Blousen, deren hellen Farbenglanz der Staub noch nicht völlig gedämpft hatte, und starrten dann aufmerksam die prälerisch dicken, fettglänzenden Knospen der Kastanienbäume hinter'm Café Josty an. Sie thaten dies Alles, obwohl es noch lange nicht Feiertag war, also jede Minute, die man mit solchen Kindereien verträdelte, schönes, baares Geld kostete. Wenn nicht Alles täuschte, dachte jetzt Einer oder der Andere von ihnen gar daran, daß vielleicht zur selben Stunde in den zurückgebliebenen Landstrichen Deutschlands, wo noch keine Essen sich reden und keine Montanpapiere gehandelt werden, das Steinobst seine lieben, fröhlichen Blüten öffnete, Schmetterlinge mißtrauisch aus den Puppen krochen und ihre ersten, schwerfälligen Flugversuche machten, nachdenkliches Brutvolk in lustigen Nestern seine kleinen Leiber wonnebebend an das Gelege schmiegte . . .

„Wir haben den Frühling, und wir lassen ihn nicht mehr“, sagte der junge Marinestabsoffizier zu seinem wettergebräunten Freunde, während er mit blanken Augen auf das brausende Gewimmel des Platzes blickte. „Die hier drinnen in der Stadt merken das erst später, erfahren es erst aus ihren Zeitungen, und auch Ihr auf dem Lande sträubt Euch argwöhnisch gegen die neue Erkenntniß. Aber vom Meere aus sieht man's an dem silbernen Dufte, der um die Küsten hängt, und man fühlt es mit jedem Athemzuge. Frisches Blut pulst durch Deutschlands Adern, die Größe einer neuen Zeit, in unserem Kaiser und seinem starken Willen verkörpert, meldet sich an — es ist eine Lust, zu leben!“

Der Nachbar rückte leicht an seinem Cylinder und goß sich dann wieder vom Cherry Brandy ein. „Ihr werdet ja die Flotte bekommen. Daß sie jedoch den Frühling bedeutet, das glaub' ich nicht. Ich glaube nicht mal, daß sie eine Revolution heraufführt, wie Manche hoffen, eine Revolutionirung unseres Wirthschaftslebens — und Du weißt, wie selten Revolutionen den Frühling bringen. Ich theile weder die Hoffnungen noch die Befürchtungen, die sich an die neue Flotte knüpfen.“

„Befürchtungen?“ Der Corbettencapitän lächelte ungläubig. „Verstehe ich Dich recht, Bismarckjünger? Befürchtet man bei Euch, daß die Schiffsverdoppelung uns mit dieser oder jener Macht aneinander bringen wird? Das wäre doch nicht zu befürchten, das wäre im Gegentheil zu hoffen!“

„Und das hoffst Du wirklich?“

„Allerdings.“ Ein merkwürdiges Zucken ging über das Gesicht des Seemanns. „Die neue Flotte kann nur einen Zweck haben: sie soll

in Zukunft häßliche Geschehnisse unmöglich machen, Beleidigungen wie die, die wir zähneknirschend einstecken mußten vor Manila und Apia. Glaubst Du denn, daß unter Tausenden ein Kamerad ist, der die Samoa-Schmach vergessen hat und der nicht in tiefer Seele mitempfindet, was Diederichs gelitten hat? Nur eine Entschuldigung giebt es für uns: wir waren damals zu schwach. Widerstand wäre Wahnsinn gewesen. Sobald die Flotte gebaut ist, verschwindet diese Entschuldigung für immer.“

Der braune Civilist schwieg eine Weile. „Paula, du rasest. . . Aber lassen wir Deine gülden Hoffnungen zunächst wohlverwahrt im Käfig. Sie sind zu schön, um in der Freiheit leben zu können. Da scheinen mir die erdentwachsenen Befürchtungen, die man bei uns hegt, doch plausibler und wesentlich realistischer. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich sie nicht theile, und ich werde Dir nachher sagen, weshalb. Immerhin hängen sie nicht so völlig in der Luft wie Deine kriegerischen Träume und Südssee-Revanchegepenster.“

„Du sprichst jetzt, verstehe ich Dich recht, von der Flotten-Opposition auf dem flachen Land? Ehrlich gestanden, ich begreife unsere Landwirthschaft nicht —“

„Weil sie die neue Flotte für den Ausgangspunkt einer neuen Aera hält? Weil sie besorgt, daß die Schiffe bestimmt seien, den jüngst-deutschen Merkantilismus zu stützen und ein Ministerium Siemens vorzubereiten? Denke Dich doch in den Ideengang eines agrarischen Politikers hinein, der sich nicht selbst belügt und gewohnt ist, immer hübsch sauber die Konsequenzen zu ziehen. Man hat uns officiell mitgetheilt, daß die Schiffsvermehrung den wichtigen Zweck habe, die Brodeinfuhr nach Deutschland zu sichern. Je mehr Panzer, desto ungestörterer Getreideimport, und desto größerer. Das liegt auf der Hand. Die Schiffsvermehrung soll des Ferneren den deutschen Handel mit dem Auslande schützen. Aber bei diesem etwas zu platonischen Schutz wird man es nicht bewenden lassen. Sind wir erst 'mal amtlich zum Handelsstaat avancirt, bauen wir unserem Handel zu Liebe prächtige und theure Kriegsschiffe, dann sind wir auch anstandshalber verpflichtet, ein Uebriges zu thun. Und dies Uebrige fürchtet der Bruder Bauer. Nimm ihn das nicht krumm. Er hat schon vor sieben Jahren einmal mit Handelsverträgen bitterböse Erfahrungen gemacht. Aus seinem Fell werden gewerbs- und usancemäßig die Riemen geschnitten, daran Industrie und Handel sich aufschwingen.“

„Du bist von dieser Schwarzseherlei Deiner Standesgenossen glücklicher Weise nicht angekränkt. Du solltest sie aufzuklären versuchen.“

„Lieber Junge — ich theile ihren Pessimismus nur aus weit ärgerem Pessimismus nicht. Ich leugne nämlich, daß die Regierung so weit denkt, wie unsere Freunde befürchten. Sie hat gar keine Ahnung, wohin der Weg läuft, frettet sich mühsam von einem Tag zum anderen durch und kommt vor lauter dienstfertiger Unruhe nie dazu, die notwendigen Folgen ihres Thuns abzuwägen. Das überläßt sie vertrauensvoll einem einzigen Manne, dem sie Seele und Athem und Leben verdankt. Und ich glaube, diesen Mann genügend studirt zu haben, um vorher sagen zu können, daß sich über ihn nichts vorherzusagen läßt. Darum hoffe ich weder noch befürchte ich etwas. Hoffnung und Furcht sind Nervositätsbacillen. Ich harre vielmehr mit schweigendem Fatalismus der Ueberraschungen, die da kommen werden. Und wenn ich auch nicht verhehlen will, daß mich eine gewisse neugierige Spannung erfüllt, so ist diese Spannung doch ganz objectiver Natur. Du weißt, ich kann von meiner Rente leben, ich wirthschafte da oben im Osten nur noch zum Privatpaß.“

„Wie der Kampf um die Rente Euch allesammt verbiesert und verfinstert! So viel kleinstlicher Mißmuth, so viel zwerghaft grollende Verbitterung in unserer köstlichen Zeit, die ein Geschlecht von Riesen fordert! Nehmt Euch doch ein Beispiel an dem großzügigen Wesen unseres Kaisers, vergeßt einmal die liebe Selbstsucht und den eigenen Vorthell, der Allgemeinheit zu Liebe! Gottlob, daß ich keinen Ar und keinen Halm bejage, mir um keine Hypotheken Sorgen zu

machen brauche und getrost meinen Hoffnungen zu Wasser weiter leben kann!“

„Den Hoffnungen auf Deutschlands Seegeltung, nicht wahr?“

„Müssen wir nicht, heute oder morgen, mit England um die Macht ringen? Sind wir nicht Englands Nebenbuhler überall da, wo an's Festland der Ocean brandet? Mißgönnt uns England nicht jeden Erfolg, den wir zu erringen trachten, und liegt es nicht in Englands wohlverstandem Interesse, uns niederzuschmettern, je eher, desto besser? Keinenfalls darf und wird es warten, bis wir ihm zu stark geworden sind. Sein Reid und sein Selbsterhaltungstrieb werden uns, sei es nun mit fortgesetzten Nadelstichen, sei es in brutaler Herausforderung, zum entscheidenden Waffengange zwingen. Deshalb müssen wir rüsten, was das Zeug hält, um nicht überrumpelt werden zu können, und deshalb bedürfen wir der Flotte, ausschließlich deshalb.“

„Graf Bülow verfolgt eine etwas andere auswärtige Politik, als die Du jetzt im kriegerischen Frühlings-Rausche skizzirst. Wir haben Geheimverträge mit England geschlossen; Herr Chamberlain will sogar von einer Allianz wissen. Der Fahrt nach Windsor ist die Begegnung in Altona gefolgt, und heute schon steht fest, daß Seine Majestät die sportfrohe Cowes-Woche in England verbringen wird. Dagegen hat man der Burenmission rund und nett zu wissen gethan, daß sie sich durch einen Besuch in Berlin überaus lästig machen würde.“

Der Capitän hob abwehrend den Kopf. „Die Prämissen mögen zutreffen, aber Du ziehst falsche Schlüsse daraus. Wer von uns kennt die Seele des Monarchen? Wer weiß, welche gewaltigen Pläne er zum Heile seines Volkes eronnen hat und, sobald der Stern der Stunde günstig ist, durchführen wird?“

„So glaubst Du, daß noch immer im Krüger-Telegramm von 1896 die eigentliche Grundlage unserer auswärtigen Politik zu suchen ist? Daß sie nur lächelnd die Hülle gewechselt hat und in anderer Gestalt dasselbe Ziel zu erreichen strebt? Daß am Ende die umständliche und gefährliche Begründung der Flottenvorlage, die den Hauptdruck auf wirtschaftliche Interessen legt, nur als hübsch bemalte Coullisse zu betrachten ist? Das Alles glaubst Du?“

„Herr Doctor belieben zu katechisiren.“ Mechanisch griff der Offizier nach dem Abendblatte, das von dienstfertiger Hand auf die Marmorplatte des Tischleins niedergelegt worden war. „Aber wenn Du mein Glaubensbekenntniß hören willst, ohne alle Listeleien und Syllogismen, Details und Kleinlichkeiten: ja, ich glaube an den deutschen Frühling und die deutsche Zukunft zur See, wie ich an den Lenz um uns her glaube. Ich sehe den festen Willen, der sich von Nebendingen nicht beirren und ablenken läßt, der Mißverständnisse und Mißdeutungen nicht scheut, wenn er damit die Sache fördern kann; der Euch Kleinliche, Euch Detailhändler alle überragt, weil er den großen Zug in sich hat. Ich sehe die flammende Begeisterung, die Ruhm und Macht des Vaterlandes allen fernem Zonen verkünden will, ich . . .“ Er verstummte plötzlich. Während er so eifrig auf sein Gegenüber ein sprach, hatte er halb unbewußt eine Notiz auf der ersten Seite des Zeitungsblattes gelesen. Sie lautete:

Eine neue Bekleidungs Vorschrift für die Marine.

Jetzt soll bei den Marinestabsoffizieren (vom Corvetten capitän aufwärts) der schwarze lederne Mützen schirm am Rande mit einer breiten Goldstickerei versehen werden, wie es in der englischen Marine der Fall ist. Bis zur Kieler Woche soll der Mützen schirm allgemein eingeführt sein. Der conservative „Reichsbote“ bemerkt dazu: „Ganz abgesehen von der recht peinlichen Nachahmung der englischen Art, werden auch durch die immer prächtigere Ausstattung die Uniformen immer theurer und dadurch zu einer schweren Belastung unserer Officiere. Man sollte die altpreussische Art: Einfach, aber tüchtig, beibehalten.“

Caliban.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Sieben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Befiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Gesucht

wird ein **Redacteur** für eine Berliner Frauenzeitung. Täglich Vormittags drei Bureaustunden. Jahresgehalt 4800 Mark und jährlich zweimal vierzehn Tage Ferien. Angebote mit Angabe bisheriger Redaktions-Stellungen und persönlicher wie brieflicher Schriftsteller-Bekanntschaften unter U. H. 972 durch Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin, W. 8.



Bismarck
in
Arteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geh. 2 M. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnion Brandes Bülchler Crispi Dahn Daubet Egidy Fontane Groth Haedel Hartmann Heise Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meischnersti Nigra Nordau Ostwiler Pattenlofer Saltzburg Sklenkiewicz Simon Spencer Spittelhagen Stanley Stoder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.



Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. **Leitende staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Mad. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), auch unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Institut. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher u. d. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlen-säurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procéduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prosp. gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.



Sieben erschien im Verlage von **Adolf Tike** in Leipzig:

Heinrich Heine Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von **Gustav Karpeles.**

Mit zahlreichen, theilweise bisher un-öffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Facsimiles von Handschriften.

Gr. 8°. Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Eleganter gebunden 9 M. 50 Pf.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Redaction für Preussen, Saß und Wittenberg.

Verlag von Adolf Tike

General-Register 1872 — 1896.

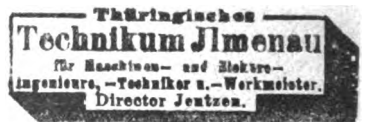
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprioli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Volkung.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Pettzeile 80 Pf.

Inhalt: Griechenland seit dem Kriege. Von Josef Bedmann. — Literatur und Kunst. Das junge Mädchen in der Literatur. Von Franz Gref. — Aus der Wiener Theatergeschichte. Von Eduard von Bamberg. — Genilleton. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt. Vörren-Jyd. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Griechenland seit dem Kriege.

Von Josef Bedmann.

Der Ausgang des türkisch-griechischen Krieges bedeutete für Griechenland einen völligen Zusammenbruch, der ein Reformwerk von Grund erforderte. Zuerst mußte für die großen Verluste des Krieges Ersatz geschaffen und das von den Türken ausgesaugte Thessalien wieder urbar gemacht und bevölkert werden. Die Krieganleihe war auch in erheblich höherem Betrage aufgenommen worden, als die 100 Mill. Frs. betragende Kriegsschuldigung erheischte, denn sie gewährte einen Credit von 8 Mill. zu Gunsten Thessaliens und für einige Jahre einen Zuschuß zu dem Staatsvoranschlage, um damit Reformen möglich zu machen. Dann legte man an die Reform von Heer und Flotte die Hand, es galt jedoch vorerst, alle unwürdigen und unfähigen Elemente daraus zu entfernen. Gestützt auf ein von Seiten des Kronprinzen Konstantinos als Befehlshaber des Heeres erstatteten Generalrapportes über den Krieg, doch auch auf Grund allbekannter Thatsachen stellte man eine aus den höchsten militärischen Persönlichkeiten gebildete Untersuchungs-Commission zusammen, die aus dem vorliegenden Material, aus Zeugeneinvernehmungen, kurz im inquisitorischen Verfahren für jeden das Maas der schuldhaften Verantwortlichkeit festsetzte, worauf die Kriegsgerichte ihres Amtes walteten. So groß war die Zahl der schuldhaften Officiere, daß, obgleich anfänglich zwei, drei Kriegsgerichte tagten, es bis in die Mitte des Jahres 1898 hinein dauerte, bis sie ihre Thätigkeit einstellen konnten. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß mindestens hundert Officiere und dabei beinahe durchwegs in Commandostellen befindliche höhere, verabschiedet, zur Disposition gestellt oder direct bestraft wurden; ein erschrecklich großes Verhältniß bei der numerischen Kleinheit des griechischen Heeres! Als erster Schritt zur Reform des Heeres wurden drei General-Inspectionen aufgestellt, welche zweimal jährlich sich von dem Zustande der Truppen und des Materials zu überzeugen haben; auf Drill und Ausbildung der Mannschaften soll strenge gehalten werden, Manöver in Abtheilungen und Corpsweise stattfinden. Als unerlässliche Bedingung für die Reform der Wehrmacht im Sinne der Erhaltung der Disciplin und der Schlagfertigkeit betrachtete man die Ausschließung der militärischen Persönlichkeiten von dem politischen und parlamentarischen Leben. Zu grell hatten sich die Folgen ihrer Bethheiligung an dieselbe gezeigt, als daß nicht der Ruf nach Trennung der beiden Gewalten hätte erschallen müssen.

Neben dieser Forderung galt es als Axiom für die Wiedergenesung des bis in's Mark hinein frankten und durch einen schweren Schlag getroffenen Staates die Befreiung des öffentlichen Lebens und der staatlichen Verwaltung von der Tyrannei der Parteiherrschaft. Der Krieg und seine Folgezustände hatten im bedeutenden Maas demoralisirend auf die Verwaltung und die Gerichte gewirkt. Auch hier mußte ein starker Rehraus stattfinden. Namentlich Mißbrauch mit öffentlichen und hinterlegten Geldern ereigneten sich in starker Anzahl. Von den heillosen Folgen der häufigen Wechsel des Verwaltungspersonals und zugleich von der Häufigkeit der Verbrechen, wie auch von der Nachlässigkeit des Gerichtspersonals mag die Thatsache sprechen, daß im Jahre 1898 bei einer Bevölkerung von etwas mehr als 2 Millionen, 140 000 gerichtliche Affären unerledigt waren. Auch die Unsicherheit war nach dem Kriege gestiegen; Banden von versprengten Nachzügleru und strafgerichtlich Verfolgten durchstreiften das nördliche Festland und Thessalien, doch auch andere Verbrechen und Bluthaten mehrten sich in bedenklicher Weise. Mit Ausnahme von Delijannis war alle Welt über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen einig und rechnete an erster Stelle eine neue Eintheilung in Kreise und Bezirke, wie auch eine Steigerung der Einnahme hinzu. Zahlreiche, ernst zu nehmende Stimmen meinten, daß eine wirkliche Besserung nur dann zu erreichen sei, wenn man die Art an die Wurzel des Uebels, an die Verfassung legte, und thatsächlich waren die Augen aller patriotisch Gesinnten auf den König gerichtet.

Niemand dürfte mehr von der Schädlichkeit der Verfassung durchdrungen sein, als König Georg, da sie ihn nahezu zum vollziehenden Factor der das Parteidement verkörpernden Regierung macht. Er erweckt den Eindruck eines Mannes, der von einer Höhe ruhig zusieht, wie sich zu seinen Füßen ein Chaos vorbereitet. Jedenfalls ist er nicht der Mann des raschen Entschlusses, sein dänisches Phlegma bewahrt ihn vor jeder Uebereilung, läßt ihn aber auch die größten Ereignisse kühl hinnehmen. Rückschauender Prophet zu sein, ist müßiges Spiel. Wenn aber der König unmittelbar nach dem Kriege, inmitten des herrschenden Chaos, das Heer um sich versammelt und mit der Verfassung tabula rasa gemacht hätte, würde das Volk sicherlich, Angesichts des vor den Thoren Athens lagernden türkischen Heeres, ruhig geblieben sind und er wahrscheinlich die Sympathien Europas und den Beifall aller jener erworben haben, die darin eine erlösende That erblickten

mußten. Es besteht wohl kein Zweifel, daß König Georg nie an eine so kühne That gedacht hat; daß sie ihm aber möglicherweise geglückt wäre, ließ der später eingetretene Umschlag in der öffentlichen Stimmung zu seinen Gunsten annehmen. Im Frühling 1898, während Thessalien sich noch in des Feindes Hand befand, unternahm der König eine Rundreise in dem Pelopones. Sie glich einem Triumphzuge mit allen Aeußerlichkeiten und der Stimmung eines solchen. Zum ersten Male seit langer Zeit kam der Herrscher in unmittelbare persönliche Berührung mit seinem Volke; er sah, wie es lebt, vernahm, wie es denkt und was ihm auf dem Herzen liegt, und auch die Bevölkerung bekam zum ersten Male Gelegenheit, das königliche Paar von Angesicht zu kennen. Ueberall, im Verkehr mit Alten und Jungen, mit Städtern und Bauern, mit einfachen Leuten und Berufspolitikern, bei Empfang von Abordnungen, bei feierlichen Begrüßungen vernahm er die Beschwerden über das Parteiregime, dessen das Volk überdrüssig sei und die Befreiung aus demselben von dem König allein erhoffe und erbitte. Es war wie das Erwachen des noch nicht corrumpten Volksgeistes, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Zu tief ist aber die Auffassung, daß Staats-Interesse und Partei-Interesse eins seien, eingewurzelt, als daß jene schöne Regung mehr als der Ausfluß augenblicklicher Stimmung gewesen sein könnte. Zudem protestirten alle nicht zur Regierung haltenden Parteien, Delijannis in seinem Leiborgan Protit an der Spitze, auf das Entschiedenste und im Namen der Verfassung dagegen, daß an das Palladium des Parlamentarismus, die Parteiregierung, gerührt werde. Delijannis, der die Mehrheit in der Kammer für sich hatte, wurde nicht müde, die fortdauernde Nichttagung derselben als flagrante Verfassungsverletzung zu bezeichnen. Die Regierung, weit davon entfernt, sich als neutral zu betrachten, arbeitete daran, sich eine Majorität zu schaffen und scheute dabei nicht vor dem verderblichen Mittel zurück, eine Vermehrung der Abgeordnetenzahl einzuführen. Als ob eine Anzahl von 207 Deputirten für eine so kleine Bevölkerung nicht übergenug wäre, vermehrte man sie auf der Grundlage einer angeblichen Neuzählung um achtundzwanzig Mitglieder, wodurch die griechische Kammer halb so viel Vertreter zählt, wie die größten Parlamente Europas. Man muß wahrlich daran verzweifeln, daß es in Griechenland jemals einen Staatsmann geben wird, der die vaterländischen Interessen höher stellt, als jene der Partei. Achtundzwanzig neue Deputirte heißt so viel, wie ebenso viele Stellen- und Geschäftsjäger mehr, bedeutet noch achtundzwanzig Schwärzer und Zeitbergender in die Kammer bringen. Auch die unzeitgemäße Beförderung einiger höherer Officiere wurde der Regierung als Wahlmanöver angerechnet und mit Recht, denn sie sicherte sich an ihnen Candidaten.

Unter dessen wurden des Delijannis und anderer ehrgeiziger Politiker Verlangen nach Einberufung der Kammer immer dringender und stürmischer vorgebracht; man verstieg sich so weit, die im Lande überhand nehmende Anarchie als Folge der Nichteinberufung hinzustellen. Die Regierungsorgane vermochten zwar nicht in Abrede zu stellen, daß die Verbrechen am Menschenleben und Eigenthum, und auch die Selbstmorde sich stark vermehrten; das Gleiche sei aber auch unter den früheren Regierungen gewesen und die Kammer würde das Uebel nur vergrößern. Ein wahrhaft classisches Eingeständniß aus dem Munde des Organes einer Regierung, die immer ernste Reformen in ihrem Programm zu haben versicherte. Minister Zaimis verfügte kurzer Hand die Auflösung der Kammer November 1898; die Neuwahlen wurden für den 20. Februar 1899 ausgeschrieben. Der Regierung und den einzelnen Parteihäuptern standen drei Monate für die Synallaghi*) zur Verfügung. Sie wurde mit größerer Lebhaftigkeit und Intensität, doch auch in größerer Unord-

nung durchgeführt, als es seit mindestens zwei Jahrzehnten gewesen sein dürfte, denn es geschah das Unerhörte, daß nicht zwei große Parteien einander gegenüber standen, sondern die Regierung, welche im ganzen Lande Candidaten aufstellte, und eine Reihe von Leuten, welche sich als Parteiführer aufspielten, kämpften um dem Wahlsieg, den Delijannis a priori für sich escomptiren wollte. Unter diesen Candidaten befanden sich von bekannteren: Theotoki, Trikupi's rechte Hand und sein Nachfolger, Deligeorgis und Karapannos, zwei durch Namen und Vermögen hervorragende Politiker und der ehemalige Minister des Aeußern in den Cabineten Trikupis Dragumis und noch einige andere. Die Menge der Candidaten und daher die Schwierigkeit, in einem Bezirke hinreichend Stimmen für den Partei-Candidaten zu finden, brachten die unnatürlichsten Wahlbündnisse zu Stande. Von den guten Vorfäßen, mit dem Regime der absoluten Parteiherrschaft zu brechen, war nichts geblieben. Wie vermöchte aber auch der einzelne Wähler inmitten der ihn umgebenden Aufregungen des Wahlkampfes sich selbst treu bleiben? So bot die Wahlcampagne das gleiche Bild, wie alle vorhergegangenen, und wenn etwas zur Wilderung der Gegensätze beitrug, war es der Umstand, daß der Ministerpräsident nicht persönlich, sondern als Haupt der Regierung auftrat und seine Anhänger als Regierungscandidaten aufgestellt wurden. Die Wahlen unterschieden sich auch darin nicht von den andern, daß die Officiere nicht daran Theilgenommen hätten. Die dahingehende Hoffnung erfüllte sich nicht. Im Gegentheil. Vergeblich hatte die Presse die Theilnahme des Officierscorps an der Politik als die Hauptursache der Demoralisation des Heeres, welche zur Katastrophe geführt habe, hingestellt, vergeblich hatte der König die Zuversicht ausgedrückt, daß von nun an die Officiere sich nur ihrer Pflicht und dem Dienste widmen werden. Hundert Officiere aller Grade meldeten sich als Candidaten für Sitze in der Kammer; was jedoch das Unglaublichste war: der Kriegsminister Smolensky schlug sich auf die Seite Delijannis' und candidirte unter dessen Flagge in Attika. Hätte er wenigstens, gleich anderen ausständigeren Politikern, selbstständig seine Candidatur aufgestellt, wäre es immer noch ein schweres Vergehen gewesen gegen seinen Posten, gegen den Willen des Königs und weil er damit selbst den Officiere ein Beispiel gab; daß er aber als Mitglied der Regierung sich dem Wahlsyndicate ihres ärgsten Gegners anschloß, zeigt wohl, daß den Griechen nicht zu helfen ist und daß sie wie verblendet in das Verderben rennen.

Der Ausgang der Wahlen entsprach dem Charakter der Wahlcampagne. Keine einzige Partei hatte einen durchschlagenden Erfolg, und die Signatur derselben war eine arge Zerplitterung der Mandate. Immerhin zeigte dieser Ausfall eine Besserung gegen die vorhergehenden Wahlen, denn die verhältnißmäßig große Anzahl Gewählter, die auf eigene Faust candidirt und sich keinem Wahlcompromiß angeschlossen hatten, bewies, daß ein beträchtlicher Theil der Wählerschaft der Parteiwirthschaft überdrüssig geworden war. In größerer Anzahl gingen noch die Anhänger der Regierung und des Herren Theotoki hervor, von welchen jeder gegen fünfzig Stimmen erhielten. Etwa je ein Duzend Mandate entfielen auf Deligeorgis, Karapannos, einige auf Dragumis. Das markanteste Ergebnis dieser Wahlen war die Niederlage der Delijannisten, welche es kaum auf dreißig Mandate brachten. Selbst der greise Chef drang mit knapper Noth in seinem erberbessenen Wahlbezirke Gortynia durch. In Athen holte sich der Delijannistische Candidat General Smolensky den verdienten Mißerfolg.

Die Wahlen vom 20. Februar unterschieden sich also doch vortheilhaft von den bis dahin üblichen und wiesen moralische Erfolge auf. Als solche kann man die Wahl einer großen Anzahl parteiloser Abgeordneten, wie auch die Section, welche die Wählerschaft dem verbissensten Vertreter

*) Abschluß von Wahlcompromissen.

der Parteicorruption erteilte, bezeichnen; diesem stand aber das Uebel entgegen, daß die Regierung in der Kammer keine Majorität besaß. Bald nach dem Zusammentreten des Hauses zeigten sich die Folgen der Parteienzersplitterung. Der famosen Verfassung zu Folge ist die Kammer nicht actionsfähig, so lange nicht die Verificirung der Wahlen durchgeführt ist. Erst dann darf die Wahl des ständigen Kammerbureau erfolgen und inzwischen functionirt ein provisorisches Präsidium. Es ist das auch eine griechische Specialität, daß ein Parlament Wochen hindurch tagen, Sitzungen abhalten, Beschlüsse fassen kann, während es eigentlich bloß de facto und nicht de jure besteht. Immerhin zeichnete sich schon eine Majorität ab, die sich um Theotoki gruppirte. In den Ausschüssen für die Wahlbestätigungen besaßen diese die Mehrheit. Unter den angefochtenen Wahlen befand sich auch die des Ministerpräsidenten Zaimis, der das Mandat von Kalavryta hatte. Man warf Herrn Zaimis vor, daß er um seine Wahl zu sichern, einen starken Wechsel unter den Beamten und Functionären veranstaltet, große Summen für öffentliche Bauten in seinem Bezirke aufgewendet habe, daß viele nicht ortsfässige Wähler mitgestimmt hätten, kurz es waren die landesüblichen Anklagen wegen ungesetzlicher Wahlbeeinflussung. Durch die Cassirung von einem Duzend Wahlacten rechneten Theotoki's Anhänger auf ebenso viele gegnerische Stimmen weniger bei der Wahl des ersten Vorsitzenden, die für die Bestätigung der Regierung entscheidend ist und durch die Annullirung der Wahl des Ministerpräsidenten eine Krise hervorzurufen. Daher beantragte der Berichterstatter diese und daraufhin lag der Antrag der Kammer vor. Zehn Tage lang hielt die Frage, die Wahl von Kalavryta zu bestätigen oder zu annulliren, die Kammer in Athem. Da es Zaimis gelungen war, die gegen die Regelmäßigkeit des Wahlactes vorgebrachten Einwürfe völlig zu entkräften, so bildete der ganze parlamentarische Kummel nur das Vorspiel des Cabinetwechsels, der eintrat, nachdem Zaimis' Mandat annullirt und die theotokische Präsidenschaft Candidat Tsamados mit bedeutender Mehrheit aus der Wahlurne hervorging. Am 14. April leistete das Cabinet den Eid. Man konnte es mit Fug und Recht ein Eliteministerium nennen, denn außer dem intelligenten, staatsmännisch begabten Vorsitzenden im Ministerrathe und Minister des Inneren, gehörten ihm als Finanzminister Simopoulos an, der wiederholt diesen Posten innegehabt, das Kriegsportefeuille und das Ressort der Marine übernahmen zwei der tüchtigsten Officiere: Oberst Komunduros und Schiffscapitän Buduris, das Auswärtige wurde Romanos, einem erfahrenen Diplomaten, anvertraut und das Ministerium für Cultus und Unterricht bekam Eutagias, ein ganz europäisch gebildeter Mann, der auch schon diese Function bekleidet hatte. Die neue Regierung hatte sich als Ministerium der Reformen eingeführt, und man erwartete von ihr Bedeutendes. Theotoki hatte den besten Willen dafür, er konnte es sich aber nicht verhehlen, daß die Reformen nur innerhalb des durch den Staatsvoranschlag gelassenen Spielraumes durchgeführt werden könnten. Daher beschränkte sich die Regierung darauf, zuerst die wichtigsten und dringlichsten Reformen in's Werk zu setzen. Mitte Mai brachte sie das Budget ein, welches 105,7 Mill. Einnahmen gegenüber bloß 99,3 Mill. Ausgaben aufwies, und dessen Ziffern angeblich mit größter Gewissenhaftigkeit ermittelt worden waren. Sie konnte auch constatiren, daß ungeachtet der Folgen des Krieges die Einnahmen steigen. Zugleich hielt der Ministerpräsident eine Programmrede, welche, wenn sie des beliebten Phrasenwerkes entbehrte, darum um so sachlicher gehalten war. Er kündigte eine Reihe von Reformen an, welche so ziemlich das Ganze der Civil- und Militärverwaltung betrafen und von denen er zunächst, aus budgetären Rücksichten, nur einige wenige dringende einbringen wollte. Die Besteuerung des Weines und der Korinthen, dieser beiden Hauptproducte des Landes, welche bisher als Consum- und Ausfuhrabgabe eingehoben wurden,

wurden in der Form von Grundsteuer repartirt. Die wichtigste Neuerung betraf die Neueintheilung des Landes in administrative Bezirke. Seitdem die Eparchien beseitigt worden sind, wurde die politische Einheit, des Nomos viel zu groß und zu umfangreich, um von einem Beamten übersehen werden zu können, daher proponirte die Regierung die Eintheilung des Landes in siebenundzwanzig selbstständige Verwaltungsbezirke mit einem Präfecten an der Spitze, ähnlich wie es in Frankreich ist. Zugleich verlangte das Ministerium die Bildung eines selbstständigen, nicht aus dem Heere sich ergänzenden Polizeicorps, welches zugleich Gendarmeriedienste verrichten und aus 4500 Mann mit einem Oberkommando bestehen wird.

Der Ministerpräsident kündigte auch Reformen im Heere an, die von dem Kriegsministerium vorbereitet werden und den Zweck verfolgen, das Heer seiner eigentlichen und einzigen Aufgabe wiederzugeben. Durch die Entlastung von der Verrichtung des Sicherheitsdienstes wäre der erste Schritt dafür gethan. Nun wird ein Gesetz eingebracht, der die activen Officiere von der Theilnahme an dem politischen und parlamentarischen Leben ausschließt. Und Theotoki hielt Wort. Wenige Tage darauf brachte er den Gesetzentwurf für die Neueintheilung des Landes und bald nachher auch die Vorlage betreffend die Ausschließung der Officiere ein. Der erstere fand allseitige Zustimmung, weil er aber alle Traditionen und ererbten Rechte berührte, wurde von mancher Seite dagegen Einspruch erhoben. Zu einem wahren Froschmäusekrieg gestaltete sich der Streit zwischen den Städten Theben und Levadia um die Priorität. Bisher war Theben Amtssitz des Nomos Böotien; nach der neuen Eintheilung sollte es Levadia sein, wozu es auch berufen erscheint, denn Levadia ist eines der bedeutendsten Handelscentren des Landes, wogegen Theben einem halbverfallenen großen Dorfe gleich. Aber die Thebaner pochten auf ihre historische Vergangenheit und protestirten auf das Heftigste gegen die Deposition von ihren geheiligten Rechten. Ein lächerlicher Zeitungskrieg erwuchs daraus mit dem Schlachtruf: He Theben! He Levadia! Die Thebaner entsendeten Deputationen nach Athen, suchten für ihren Ort Stimmung zu machen, und da die Regierung festblieb, empörten sie sich offen. Erst die Entsendung von Truppen beruhigte die hitzköpfigen Pseudonachkömmlinge des Epaminondas. Die Debatte, welche über diese lächerliche Sache in der Kammer stattfand, gestaltete sich überaus stürmisch und es wäre durch das provocatorische Benehmen der Deputirten von Theben, welche sich wie Knüttelhelden aufführten, beinahe zu Blutvergießen gekommen. Und während drinnen in den Hallen des Parlamentes häßliche Leidenschaften aufeinander prallten, spielte sich draußen eine noch häßlichere, weit bedauerlichere Scene ab: hunderte von Officieren führten eine lärmende Demonstration vor dem Kammergebäude auf. Eine Verordnung, betreffend die Vertheilung der Stäbe auf die verschiedenen Waffengattungen, welche die Fußtruppen begünstigte, verursachte Differenzen zwischen den Officieren dieser Waffe und der technischen Truppen, die auf echt griechische Weise durch mündliche und schriftliche Protestationen, durch eine Preßcampagne und schließlich mit einer offenen Manifestation vor der Kammer in die Öffentlichkeit hinausgezerrt wurde. Wahrlich, man mußte weit suchen um Beispiele so arger Demoralisation zu finden, wie sie das öffentliche Leben Griechenlands bietet.

In der Kammer nahm Delijannis immer mehr eine obstructionische Haltung ein, sie vermochte jedoch nicht die Annahme des Gesetzes über die Neueintheilung und die Errichtung einer politischen Polizei zu vereiteln, und damit war aber das Hauptreformwerk gesichert. Dagegen konnte der Gesetzentwurf betreffend die Ausschließung der Officiere nicht unter Dach gebracht werden. Es mußte innerhalb der constitutionellen Grenzen gehalten sein, und man durfte daher nicht dem Officier kurzweg das Recht, an der Wahlbewegung theilzunehmen, entziehen; er stellt jedoch fest, daß der Officier,

der auch nur einen Tag vom Dienste wegbleibt, den Anspruch auf Beförderung verliert. Für jeden Officier, der nicht in unabhängiger materieller Stellung sich befindet, hat diese Bestimmung die Wirkung eines absoluten Verbotes. Deshalb begegnete sie dem schärfsten Widerstande von Seiten der militärischen Abgeordneten und der Opposition, deren Verhandlungsantrag zwar mit großer Mehrheit zurückgewiesen wurde; aber ihre obstructionistische Taktik hintertrieb die Botirung des Gesetzes in jener Session.

In einer Angelegenheit, welche wie keine andere als eine das allgemeine Wohl berührende bezeichnet werden kann, zeigte sich die nackte Interessenpolitik in ihrer ganzen häßlichen Blöße. Sie betrifft die Versorgung der beiden Schwesterstädte Athen-Athens, deren Bevölkerung 200 000 Köpfe übersteigt, mit Trinkwasser und Nutzwasser. Da Athen in einer wasserlosen Ebene liegt, die durch die völlig kahlen Gebirgszüge des Hymettos, des Penteli und des Parnes eingeschlossen ist, bleibt es für die Versorgung mit Wasser auf die beiden Flüsschen Kephissos und Illyssos und einige spärliche Quellen angewiesen. Und so paradiesisch schön das Leben in Athen sein kann, wird es im Sommer zur Qual in Folge der Wassernoth, die die Stadt tagsüber in eine Wolke von Staub eingehüllt hält und die durstenden Bewohner zwingt, mit dem kleinen Wasserquantum, welches drei Mal täglich in die Wohnhäuser eingelassen wird, hauszuhalten. Man sollte doch denken, daß ein solcher unerträglicher Zustand schon längst Abhilfe gefunden haben müßte, umso mehr, da seit vielen Jahren das Project, den Stymphalidensee zur Versorgung Athens mit Wasser heranzuziehen, auf der Tagesordnung steht. Man müßte aber eine zu gute Meinung von griechischen Bürgermeistern und Stadtvätern haben, um annehmen zu können, daß die alljährlich wiederkehrende stürmische Forderung der Presse nach einer Wasserleitung, die Klagen und die Flüche, welche das in Staub erstickende und durstende Volk ihnen zuruft, ihnen näher am Herzen stehen könnte, als die Frage, wer das Geschäft machen wird und wieviel jeder daran verdienen wird. Leider unterließen es die früheren Regierungen aus Parteilichkeit, einen Druck auf den Gemeinderath zu üben und es ist also ein Verdienst des Herrn Theotoki, daß er diese Lebensfrage für die Stadt in die Hand nahm und mit einer bekannten Unternehmung einen Vertrag abschloß, der endlich das ersehnte Labfal in Ueberfülle bringen kann und dabei den Bewohnern nur eine geringe Wasserabgabe auferlegt. Damit fuhr aber die Regierung in ein Nest persönlicher Interessen. Gegenprojecte wurden eingebracht, und die Obstruction einiger Deputirten verhinderte eine ernstere Berathung dieser Vorlage, die auch unerledigt blieb. Die Athener müssen noch ein Jahr länger die Qualen der Wassernoth erdulden. Allerdings war die Session von kurzer Dauer, denn schon im Juli fand der Schluß statt; bei Vorhandensein nur einiger patriotischer Gesinnung auf Seite der Opposition wäre die Erledigung dieser und anderer Vorlagen möglich gewesen. Auch der Staatsvoranschlag gelangte zur Annahme.

Nach Schluß der Kammer Session nahmen die Dinge den regelmäßigen Verlauf und es zeigte sich keinerlei Besserung. In Thessalien treiben die Räuberbanden lustig ihr Handwerk fort; hier defraudirt ein Cassirer, dort wird ein Steuereinnahmer flüchtig, aus dem Gefängniß von dieser oder jener Stadt brechen Häftlinge aus, die die Gegend unsicher machen. Die Geschworenen sprechen Mörder aus Eifersucht oder aus Rache frei. Für die im Monat September im ganzen Königreiche stattfindenden Gemeindevahlen wurden die Vorbereitungen mit womöglich noch größerer Hast und Geschäftigkeit getroffen, denn mit dem Wahlsieg kommt man direct an die Krippe. Die Regierungspartei drang in der großen Mehrzahl der Gemeinden durch, und auch bei diesen Wahlen erging es den Delijannisten schlecht. Hätte der Krieg nichts anderes gebracht, als Abschwächung der Parteiherrschaft, er wäre nicht

umsonst geführt worden. Er hatte aber einen großen moralischen Erfolg für das Königreich Griechenland. Die von den Mächten allerdings erst nach mannigfachen Peripetien bestätigte Wahl des Prinzen Georg zum General-Gouverneur von Aetna, der im December 1898 sein hohes Amt antrat, bildet den ersten Schritt zur Erfüllung des großen Traumes der Vereinigung des Mutterlandes mit jener Insel, für welche es so viele Opfer an Geld und Blut gebracht hat. Anfangs December wurde die Kammer zu einer außerordentlichen Tagung einberufen. Von zwei, drei kurzen Unterbrechungen abgesehen, dauert die parlamentarische Session noch heute fort. Die Regierung konnte auf die bereits in's Leben getretene Neueintheilung des Landes, wie auch auf die im Zuge befindliche Organisation des unmittelbar dem Ministerium des Inneren unterstellten Polizei- und Gendarmeriecorps verweisen. Eine unangenehme Ueberraschung wurde der Kammer seitens des Kriegsministers Komunduros zu Theil, er brachte eine Creditforderung von 4 $\frac{1}{2}$ Millionen für theils geschehene, theils erst vorzunehmende Ausgaben ein. Da er sie eigenmächtig und in Unkenntniß des zuständigen Finanzministers vorgenommen hatte, mußte er aus dem Cabinet scheiden und schloß sich fortan den erbittertesten Gegnern der Regierung an. Er wurde durch den Obersten Tsamados ersetzt. Uebrigens versicherte der Finanzminister Simopoulos, daß dem Fehlbetrage von 4 $\frac{1}{2}$ Millionen Mehreinnahmen von mehr als 5 Millionen entgegenstehen werden, indem die Gewerbesteuer, die Gemeindesteuer, die Abgabe vom Vieh und von den Korinthen 3 Millionen ergeben werden und auch eine Steigerung der Zolleinnahmen um 2 Millionen sich voraussehen lasse. Die Regierung brachte auch rechtzeitig den Staatsvoranschlag 1900 ein, der die Einnahmen mit 111 345 000, die Ausgaben mit 110 241 000 Dr. ansetzt, daher ein Plus von 1 074 000 Dr. sich ergibt. Als die wichtigsten Ausgabeposten wären hervorzuheben: Für das Heer 18 735 000, die Marine 7 823 000, die innere Verwaltung 14 621 000 und die Staatsschuld mit 32 609 000 Dr. Der Gesamtumfang des Budgets weist, dem vorjährigen gegenüber, eine Steigerung von 6 822 000 Dr. auf, an welcher die Einnahmen mit 4 229 000 Dr. participiren und von diesen die directen Abgaben allein mit über drei Millionen. Bei dem Umstande, daß die griechischen Budgets seit zwanzig Jahren beinahe ausnahmslos mit bedeutenden Fehlbeträgen abschlossen, könnte man fragen, ob nicht auch bei diesen die Voranschläge sich als allzu optimistisch erweisen dürften; indessen stehen bestimmte Zweige der Staatseinnahmen bekanntlich unter der europäischen Finanzcontrole, und man darf also annehmen, daß die Ansätze des Budgets der Wirklichkeit nahe kommen. Es ist also ein Zeichen von Lebenskraft, daß das kleine Land, unmittelbar nach einem verheerenden Kriege, solchen wirthschaftlichen Fortschritt aufweist.

Durch die ganze Tagung der Kammer zieht sich als häßlicher Einschlag die obstructionistische Haltung der Partei Delijannis, dieses bereits kaum mehr zurechnungsfähigen 81 jährigen Greises, dem mehr oder minder die wenigen Anhänger der Kleinpolitiker Deligeorgis, Dragumis, Karapanos secundiren. Ihre Opposition ist keine sachliche, sondern durchwegs persönliche, gegen die Person des erfolgreichen Ministerpräsidenten Theotoki gerichtet, und die vor den wichtigsten Vorlagen nicht Halt macht, so daß man — horribile dictu — in der griechischen Kammer an eine Verschärfung der Geschäftsordnung denkt. Uebrigens ist die Stellung des Cabinetes Theotoki fester als je. Aus der am 6. Februar vorgenommenen Neuwahl des Kammerpräsidiums ging der Theotoki'sche Candidat mit mehr als $\frac{3}{4}$ Mehrheit hervor. Während des Februar und März gelangten wichtige Vorlagen zur parlamentarischen Verhandlung, darunter Gesetzesentwürfe, betreffend die Reform der obersten Rechnungscontrole, das Post- und Telegraphen- und Telephonwesen und andere reformatorische Maßnahmen. Von großer Tragweite ist die zur Annahme

gelangte Convention zwischen der Regierung und einer englisch-französischen Gruppe, welche den endlichen Ausbau der Linie Piräus—Larissa verwirklicht, nachdem die im Jahre 1890 dafür ausgegebene Anleihe von 90 Millionen nominal, davon 55 Millionen effectiv begeben, zum größten Theile für andere Zwecke verschleudert worden war. Der Complex von Conventioneen und Vereinbarungen mit der Türkei, die die völkerrechtlichen commerziellen und religiösen Beziehungen zwischen den beiden Staaten regeln, liegt der Sanction der Mächte vor und dürfte noch in dieser Session vor die Kammer gelangen. Das Gesetz, mit welchem ein Armee-Obercommando geschaffen und der Kronprinz Konstantin zum Oberbefehlshaber bestellt wird und der zugleich die Berufung eines fremden Organisations vorseht, wird zwar von der Opposition und von manchen militärischen Deputirten stark umstritten, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß es im Wesentlichen durchgehen wird. So darf man denn sagen, daß die Aera Theotoki jedenfalls einen Meilenstein in der Geschichte des griechischen Staates zurücklassen wird.

Darf man nun hoffen, daß diese Wendung zum Besseren dauernd und fortschreitend sein werde? Schwerlich. Die Regierungen haben in Griechenland ein kurzes Leben, heute über ein Jahr kann — aller Wahrscheinlichkeit spottend — Delijannis wieder an die Macht kommen, und jene, welche ihn heute erbittert bekämpfen, werden sich wieder um ihn schaaren. Die öffentliche Moral ist zu sehr corrumpt, als daß an ihre Stelle das höhere Interesse des Staates treten könnte, und aus einem griechischen Officier wird nie ein echter Soldat werden, auch wenn er nicht mehr in der Kammer sitzen darf. In letzter Hinsicht ist die hier geschilderte Lage Ausfluß des Volkscharacters und dieser ändert sich nicht. So kann man kaum glauben, daß das kleine Griechenland, mit einer Schuld von einer Milliarde belastet, innerlich durch das Parteißystem immer mehr geschwächt, einer hoffnungsvollen Zukunft entgegengeht.

Literatur und Kunst.

Das junge Mädchen in der Literatur.

Von Franz Greef.

In seiner tapfern Rede gegen die lex Heinze hat Hermann Sudermann ein etwas großes Wort gelassen ausgesprochen, als er Dumas, Sardou und die Franzosen überhaupt für abgethan erklärte. In Wirklichkeit ist nicht allein unser Roman, sondern auch unser vielfach überschätztes modernes Drama noch sehr stark von französischen Vorbildern abhängig, vielleicht Hauptmann ausgenommen, der dafür auf Ibsen's und neuerdings auf Shakespeare's und Holberg's Schultern steht. Ohne Dumas wäre — wir denken hier zuerst an die „Ehre“ und „Heimath“, an seine Romane und Novellen — auch Sudermann kaum denkbar. Seine Menschen posiren und gehen auf den Effect, als wären sie in Frankreich gewesen, und seine Stücke sind Tendenzdramen, in denen selten der echte Typus des *raisonneur* fehlt, wie ihn der jüngere Dumas ausbildete. Graf Trast stammt direct aus „Demi-Monde“ ab, und wer die „Heimath“ mit Sarah Bernhardt oder der Duse gesehen hat, möchte darauf wetten, daß es sich um ein Pariser Originalstück handelt. Auch Sudermann's Mädchenentypen, die *demi-vierge* Kitty aus „Sodom's Ende“ und besonders Rosi in der „Schmetterlingsflucht“, sind durchaus nach Pariser Schablonen gearbeitet. Gehen wir also einmal auf die Originale zurück!

Schon Balzac war sich der Bedeutung bewußt, die das junge Mädchen im socialen Leben gewinnen muß und der ernstesten Probleme, welche die Erziehungsfrage stellt: „Die

Mädchenerziehung“, schreibt er in seinem „Albert Savarus“, „birgt sehr ernste Probleme in sich. Hier ist eines dieser Probleme: Soll man die jungen Mädchen aufklären? Soll man ihren Geist unterdrücken? Es ist selbstverständlich, daß die klösterliche Erziehung ein Unterdrückungssystem ist: wenn Sie die Mädchen am Denken verhindern, so fordern Sie den plötzlichen Ausbruch der Persönlichkeit heraus, wie er so treffend von Molière in seiner Agnes geschildert ist. Und Sie stellen diesen unterdrückten Geist, dem Alles neu ist, der rasch und consequent im Handeln ist, wie der eines Wilden, den Zufälligkeiten des Schicksals entgegen!“ In „Une fille d'Eve“ besteht er auf derselben Gegenüberstellung der zwei Gattungen von Mädchencharakteren: „Es giebt keinen Mittelweg: der Mann muß entweder ein sehr gut über Alles unterrichtetes Mädchen heirathen, welches in den Zeitungen die Localnachrichten und Gerichtsverhandlungen gelesen hat, das mit unzähligen jungen Leuten getanzt hat, das alle Theaterstücke gesehen hat, das Romane verschlungen hat, das sich um die Religion wenig kümmert und sich ihre eigene Moral zurecht gemacht hat, oder — ein unwissendes aber reines Mädchen. Vielleicht liegt ebenso viel Gefahr in dem einen wie in dem anderen Falle.“ Aber Balzac erklärt sich schließlich für das junge Mädchen, das in Unschuld, fern von der Welt und den Menschen, erzogen wird. Der Hauptgrund der Entartung unserer Gesellschaft liegt für ihn in dem Mittel, wodurch zumal die französischen Ehen zu Stande kommen: in der Mitgift. Und er schlägt eine radicale Reform vor: die bedingungslose Entziehung des Heirathsgutes. Er wünscht, man solle die Frauen von der Erbschaft ausschließen: sie müßten der Sorge ihrer Väter, Brüder oder Gatten überlassen werden. Erst, wenn die Männer in ihren Gattinnen nicht mehr ein Gewinn-Object sehen, würden sie vielleicht bei den jungen Mädchen mehr physische, intellectuelle und moralische Eigenschaften und makellose Mütter für ihre Kinder suchen. Wie man sieht, sind hier schon alle Probleme der Frauenemancipation berührt, auch die Quellen von Ibsen's Nora aufgezeigt.

Vergebens suchen wir aber bei Flaubert nach dem Typus des jungen Mädchens. Wir finden ihn erst bei Octave Feuillet in seiner „Sybille“. Diese ist in der Einsamkeit des Landlebens von ihren Großeltern erzogen worden, die zu alt und zu gutmüthig sind, um ihre junge Seele in Alles einzuwöhnen. So behält sie denn die Empfindlichkeit jener Naturen, die von den Dingen nur das Schöne und von den Menschen nur das Gute gesehen haben, für ihr ganzes, so kurzes Leben; sie stirbt sogar daran, denn der Schmerz, der ihren Leib vernichtet, hat seine Wurzel in ihrer Seele und stammt von der ersten Enttäuschung des wirklichen Lebens, das zu hart ist für ihre ideale Zartheit. So ist auch ihre Liebe für Raoul ihrem Wesen nach ganz unirdisch; sie wünscht, sie möchten einander lieben, indem sie von Gott sprächen, und daß der Himmel in ihre Seele niedersteigen und sich mit allen ihren Gedanken vermengen möge — und als ihr Verlobter ihr offen seine Ungläubigkeit bekennt, da weiß sie gleich, daß sie diese unerwartete Trennung ihrer beiden Wesen, die sie schon im Glauben vereinigt sah, nicht überleben wird.

Ein anderer Typus ist Goncourt's Chérie. Diese hat nicht Sybille's fromme und unschuldige Seele. Und doch ist auch sie rührend in ihrer Nervosität und ihrem krankhaften Verlangen nach Zärtlichkeit, das sie durch ihr äußerlich glänzendes Leben verfolgt. Hier wollte Edmond de Goncourt die Monographie eines jungen Mädchens unter dem zweiten Kaiserreich geben und hat dafür die schärfsten Nuancen, die feinsten Farbentöne gewählt. Chérie ist die Enkelin des alten Marschalls Haudancourt: verwaist, wie sie ist, kennt sie nur diesen Greis, der sie liebt und über sie wacht. Von ihrer Kindheit an, die sie fast ausschließlich im Parke von Muguet zubringt, unter dem Laube der alten Bäume, zeigt sie sich eindrucksfähig und empfindlich. Sie wird von starken Angstfällen vor dem Dunkel und der Einsamkeit ergriffen;

sie schauert bei der geringsten Erregung zusammen. Mit acht, neun Jahren empfindet sie schon eine Art von Leidenschaft für einen Ordonnanzofficier ihres Großvaters. Diese Leidenschaft ist kindisch, aber doch tief. Mit den Jahren wächst ihre Empfindung, wird intensiver, wollüstiger.

„Ihre Hände beständig in Handschuhen, damit sie weiß bleiben sollten, saß Chérie stundenlang in ihrem Zimmer, in träger Anbetung ihrer eigenen Person, ihre Coiffetierie nur auf sich selbst verwendend, und fühlte sich durch einen Besuch nur unangenehm aus dem unklaren und mystischen Zustande, worin sie sich stets befand, geweckt.“

Sie zeigt einen ganz krankhaften Geschmack in der Auswahl ihrer Parfüms und das raffinierte Empfinden eines entarteten nervösen Geschöpfes.

„Jeden Morgen, bei ihrem ersten Erwachen, erhob sich das junge Mädchen und tastete, noch ganz verschlafen, mit der Hand nach dem Parfümzerstäuber und begann das Utinnen ihres Bettes mit dem Dufte weißer Heliotropen zu durchtränken. Dann wickelte sie sich sofort in die parfümterten Bettdecken, indem sie sich bemühte, dieselben so wenig wie möglich aufzudecken. Und den Kopf bis an die Augen in die Decke verdeckt, empfand sie eine unsäglich Lust, sich so durchtränkt, umschmeichelt, ersüßt zu fühlen von dieser duftenden Flüssigkeit, welche sich verflüchtigte; dann schien ihr, als ob ihr ganzes noch nicht ganz aus dem Schlummer erwachtes Wesen sich zugleich verflüchtigte, als sei es in diesem Wohlgeruch und Duft mit aufgelöst. Zum Schluß schlief sie wieder ein und fand einen Genuß in dem Schlummer, in den sich etwas wie Rausch und ein geringes Ohnmachtsgesühl mischte.“

Der Gedanke an eine Heirath, welcher die jungen Mädchen mit Ungewißheit und Erregung erfüllt, beschäftigt noch gar nicht ihre Seele; sie ist übrigens überzeugt, daß sie jederzeit eine sehr gute Partie machen kann. Aber bei diesem künstlichen Leben werden ihre Nerven zerüttet, es erfährt sie eine krankhafte Vorliebe für den Tanz, der ihr unentbehrlich wird durch seine Aufregungen. Ihre Coiffetierien werden immer kühner. Alle ihre Freundinnen haben schon einen Mann gefunden, und das bringt sie zur Verzweiflung. Das Verlangen, sich um jeden Preis zu verheirathen, läßt sie sogar häufig die Schicklichkeit außer Acht lassen: sie sucht einen Mann zu düpiren . . . Dann erfährt Müdigkeit ihre Seele, sie hat Sehnsucht nach Zärtlichkeit, ein Verlangen geliebt, verzärtelt, geliebt zu werden. Ihre Krankheit nimmt eine schlimme Wendung, ihr Leben entflieht, sie fühlt und bedauert es. Jetzt träumt sie von einem echten Pariser Tode, in der Equipage, in den Champs-Élysées, an einem schönen Frühlingsabend. Der Tod entreißt sie endlich ihrer Umgebung: sie stirbt völlig gebrochen und unglücklich. „Chérie ist eben nur eine mädchenhafte Froufrou, berauscht vom Leben, wie sie sich an ihren Parfüms berauscht hatte. Wenn ihr Leben normal und gesund gewesen wäre, würde sie eine vorzügliche Frau geworden sein,“ meint Henry Bordeaux.

Zola's Mädchentypen bieten nur geringes Interesse. Sie sind ihrer Natur nach aufrichtig und bloß Geschöpfe, die instinctmäßig und geradlinig dahinleben. So ist die Heldin im „Bonheur des Dames“ eine ruhige, abgeklärte und gesunde Natur. Angélique aus dem „Réve“ ist eine entstellte Nachahmung von Feuillet's Sybille; was Clotilde im „Docteur Pascal“ betrifft, so hat sie weder die Schamhaftigkeit und die Zurückhaltung, noch die Empfindungen, überhaupt weder das Gehirn noch die Seele eines jungen Mädchens.

Einige wenige Studien junger Mädchen finden wir auch bei Guy de Maupassant, Daudet und Bourget. Eine Reihe von Mädchentypen dagegen bei André Theuriet, aber sie beschränken sich Alle auf den Typus des hübschen, frischen, natürlich-offenherzigen Mädchens. Maupassant's Roman „Une Vie“ enthält dagegen im ersten Theil einige psychologisch richtige Streiflichter auf das Wesen des jungen Mädchens; es sind

die Reflexionen Jeanne's vor ihrer Heirath. Jeanne ist die Braut eines Mannes geworden, den sie kaum kennt, den sie nur flüchtig gesehen hat, wie das in der französischen Gesellschaft Sitte ist. Sie glaubt ihn zu lieben; die jungen Mädchen haben ja einen solchen Schatz von Zuneigung verborgen, daß sie stets etwas davon dem spenden können, den man ihnen als zukünftigen Gatten bestimmt. Sie stellt sich vor, daß die Liebe die Seelen verschmelzen und alle ihre Mädchen-träume verwirklichen werde. Und dann empfindet sie eines Tages plötzlich, daß ihre beiden Wesen sich ewig fremd bleiben müssen: „Sie fühlte, daß zwischen sie und ihn es sich wie ein Schleier legte, wie ein Hinderniß, und zum erstenmal wurde es ihr klar, daß zwei Wesen einander nie bis auf den Grund der Seele und der Gedanken bringen können, daß sie Seite an Seite dahingehen, sich zuweisen umarmend, aber nie ineinander verschmelzend, und daß unsere Seele das ganze Leben einsam bleiben muß.“ Jeanne's alte Tante Lison, welche mit Reid die Zärtlichkeiten sieht, die der Bräutigam und Jeanne austauschen, und die ihr einsames Leben damit vergleicht, kennt das Geheimniß der Seelen nicht; sonst würde sie nur ein trauriges Lächeln dafür haben bei dem Gedanken, wie weit gerade jene Wesen voneinander entfernt sind, die sich so nahe zu stehen scheinen. Das Leben bringt eine solche Kette von Leiden und Enttäuschungen, daß die Menschen vergebens durch Freundschaft und Liebe eins zu werden suchen, sie bleiben doch in unbewegliche Einsamkeit eingemauert. Jeanne wird von dieser Idee verfolgt, als sie an einem schönen Sommerabend mit ihrem Vater durch die mit Irlichtern besäete Landschaft schreitet. „Es schien Jeanne, als erweiterte sich ihre Seele und verstände sie all' die unsichtbaren Dinge; und diese kleinen Lichtkörper, die über den weiten Raum verstreut waren, weckten in ihr plötzlich die Empfindung von der Einsamkeit aller Wesen, welche Alles entzweit, Alles scheidet, welche Alle fern von dem fortreibt, was sie gern haben würden.“ Da sagt sie mit resignirter Stimme: „Es ist nicht immer heiter, das Leben.“ Der Baron seufzt: „Was willst Du, mein Kind, wir können nichts dagegen!“ Diese letzten Worte sind der Grundton der schmerzvollen und fatalistischen Philosophie Maupassant's, und sie klingen wieder in dem Schlusse des Romans, wenn die alte Rosalie Jeanne gegenüber sich äußert: „Das Leben, sehen Sie, ist nie so gut und nie so schlecht, wie man es sich denkt.“ Es liegt in diesen Worten die ganze Nutzlosigkeit aller Glücksbestrebungen und die ewige Trennung der Wesen.

Paul Bourget, der die Kunst versteht, die feinsten Nuancen der Erfindung wiederzugeben, giebt uns zwei Analysen junger Mädchenseelen: Alba Steno aus „Cosmopolis“ und Henriette Scilly in „La Terre promise“. Die lilienhafte Alba Steno ist eine Zwillingsschwester jener jungen Mädchen von überirdischer Grazie, wie wir sie bei Shelley und Byron finden. Henriette Scilly aber ist interessanter. Von ihrer Mutter in der Einsamkeit aufgezogen, hat sie immer fern von der Welt gelebt, in völliger Unkenntniß der Dinge. So erwartet sie von den anderen dieselbe fleckenlose Moral, die ihr eigen ist, und kennt nicht die Verstellung und die socialen Lügen. Sie ist dreiundzwanzig Jahre alt, aber noch so jung, so zierlich, daß sie kaum achtzehn scheint. Da wird sie die Braut von Francis Mayrac, den sie tief und wahr liebt. Auch Francis liebt sie leidenschaftlich: er hat eine empfindliche Seele, die vom Leben tief verletzt ist, und er setzt in diese Liebe seine ganze Hoffnung auf das Glück. Aber seine Vergangenheit, welche durch sein Leiden gesühnt sein mußte, steigt plötzlich auf und trennt die Liebenden. Und weil seine Braut davon erfahren und es errathen hat, findet sie eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich, da sie ihren Bräutigam nicht mehr achten kann, obgleich sie ihn noch liebt. — Man muß das Capitel lesen, wo das junge Mädchen zu errathen beginnt, was man ihr verhüllt, die naiven Fragen an ihre Mutter über alle Lügen, welche die unerlaubten Liaisons be-

gleiten, ihre unerbittliche Logik, womit sie dieselben verurtheilt, ihre Bewunderung und ihr Schmerz darüber, daß ein Mann einer Frau dieselben Worte der Liebe sagen kann, die er schon einer anderen gesagt hat. Das Alles macht diesen Mädchenstypus so wahr und so lebensvoll.

Gyp hat in „Autour du Mariage“ einen neuen Typus, Paulette, geschaffen, die sie später wieder in Mademoiselle Eve, Loulou, Arwine u. s. w. verwendet hat. Gyp deckt mit Wonne alle Laster und Lächerlichkeiten unserer Gesellschaft auf und nirgends in ihren zahlreichen Werken giebt es für sie irgend ein Ideal, weder im Leben, noch in der Gesellschaft oder in der Liebe und Ehe. Sie ist eine Zerstörerin par excellence; sie macht Alles lächerlich: Dinge, die Verehrung verdienen und solche, die es nicht verdienen, alte und junge Herren, anständige und nicht achtbare Frauen. Und als echtes Weib klammert sie sich gerade an die Kleinigkeiten. Sie hat das modernste junge Mädchen analysirt. Ihr erster Typus ist Paulette. Paulette ist sehr aufgeklärt. Man braucht nur zu hören, wie sie einige Tage vor ihrer Hochzeit ihren lieben Freundinnen sagt, was sie von der Ehe erwartet. Irgend welche Sentimentalität liegt ihr ganz fern; sie ist praktisch, sogar cynisch, aber immer offenerzig.

„Man sieht es doch gleich, daß Herr d'Alaly, Dein Bräutigam, fürchterlich in Dich verliebt ist!“ sagt eine ihrer Freundinnen zu ihr.

„Jedenfalls verliebt genug, um sich von mir gängeln zu lassen, wie es mir gefallen wird,“ meint Paulette.

„Oho! Bist Du dessen so sicher?“

„Durchaus; sonst würde ich ihn nicht heirathen; ich verheirathe mich, um eine angenehmes Leben zu haben . . . Aus keinem anderen Grunde!“

„Aber Dein Bräutigam ist sehr nett . . .“

„Gewiß . . . wenn Du es so nennen willst! Aber das ist noch kein Grund, mich von ihm tyrannisiren zu lassen . . .“

„Tyrannisiren! Welch' ein häßliches Wort! Es muß im Gegentheil sehr süß sein, Jemand zu gehorchen, den man liebt . . .“

„Vielleicht für eine romantische Natur, wie Deine; für mich wäre das Gehorchen nicht süß. Ich fühle in mir keinen Beruf für einen passiven Gehorsam, und ich betrachte es gar nicht als das größte Glück das . . . Spielzeug irgend eines Herrn zu werden . . .“

„Nicht ‚irgend eines Herrn‘, sondern . . .“

„Ach, als wenn sie nicht Alle ‚irgend einer‘ werden, nach kürzerer oder längerer Zeit! Auch will ich mit ihm gleich von Anfang an von ernstlichen Dingen reden; ich werde die Organisation meiner Lebensweise mit ihm regeln, mein Budget, damit künftige Meinungsverschiedenheiten über diesen Gegenstand vermieden werden . . .“

Paulette hat eben die ruhige und geregelte Existenz bei ihren Eltern genügend kennen gelernt, sie will jetzt etwas Anderes. Und instinctmäßig hat sie sich vorweg die ganze Strategie der verheiratheten Frau angeeignet, und der Sieg über den Willen des Mannes wird ihr leicht. Sie hat schon Alles gelesen, und wenn der Gatte ihr am Tage nach der Hochzeit ein Buch zur Lectüre anbietet, von dem er glaubt, daß es nicht von einem jungen Mädchen gelesen sein kann, dann lacht sie ihn aus, denn sie kennt es schon längst. Jede ihrer Antworten ist eine neue Enthüllung für ihren Gemahl und er staunt darüber, die jungen Mädchen so wenig gekannt zu haben. Was die Liebe, die Aufopferung, die Kinder und „anderes Zeug“ betrifft, so ist ihr das ganz gleichgiltig. Und doch ist sie ein gutes Geschöpf: sie leidet nur nicht die Moralpredigten; sie liebt das Lachen, die Lustigkeit, den Luxus, die Feste. Und ist das nicht natürlich bei einem Wesen, das bis dahin eingesperrt gehalten wurde und jetzt für ihre gesunde Jugendlust ein freieres und bewegteres Leben wünscht? Sie ist im Grunde ein lebenslustiges kleines Geschöpfchen, dankbar für die Vergnügungen, die man ihr bietet, unfähig sich zu verstellen und zu lügen, offen und fröhlich, mit einer

ihr eigenen Art, ganz ungenirt und laut Dinge zu sagen, die man denkt, aber nicht ausspricht, und mit einer gewissen Freude daran — figürlich ausgedrückt — „die Füße auf den Tisch zu legen“ und sich sogar ostentativ den Tisch extra holen zu lassen, nur um diese Freude zu haben. Und das Alles mit einer souveränen Geringschätzung für Alles, was unmodern, zu ernst, zu correct ist, für Alles, was nicht ihr augenblickliches Vergnügen, was gerade ihre Caprice ist. Das ist die moderne junge Pariserin. Gyp hat ihrer Paulette in Mademoiselle Eve und Loulou Zwillingsschwestern gegeben, die weniger krasse Züge aufweisen. Auch sie besitzen jenen „je m'en fichisme“, jene absolute Nichtachtung für alles Conventionele, aber sie sind doch wärmer in der Empfindung, wenn auch ebenso offenerzig. Mademoiselle Eve hat ein sehr gutes Herz. Unabhängig, offen und sehr viel auf ihre Selbstständigkeit gebend, wird sie trotzdem dem Mann glücklich machen, den sie lieben wird. Sie ist stolz und giebt es nicht zu, daß man sie nach dem Scheine beurtheilt, obgleich der Schein durchaus gegen sie ist.

Ein anderer Dichter, der jüngste Akademiker Henri Lavedan, analysirt auch das junge Mädchen, aber er birgt eine warme Empfindung unter dem Äußeren eines satirischen Beobachters. Dieser Vorzug zeigt sich besonders in einem Buche, das einige Studien über die junge Pariserin von heute enthält und dem er den Titel „Leurs Soeurs“ gegeben hat. Bei ihm sind die Mädchengestalten vor Allem weniger burleskos als bei Gyp. Eine von ihnen, Germaine Maubuit, spricht folgende Ideen über die Ehe aus:

„Ich werde den Mann lieben, der mich liebt. Ich weiß nichts und fürchte zu viel zu errathen, und ich möchte nicht zu viel leiden oder wenigstens nicht gleich. Ich bringe den guten Willen mit und bitte Gott nur um eins: um Frieden hier im Leben. Aber es scheint, als habe er ihn nur den Männern und nicht den Frauen versprochen!“

Marcel Prévost's „Demi-vierges“ stellt die beiden Erziehungsmethoden der jungen Mädchen einander gegenüber, und Jeanne de Chantel, die kleine correcte, vernünftige Provinzialin, hat es leicht, sich vorthelhaft von der ganzen Reihe der schönen, herausfordernden und sehr erfahrenen jungen Mädchen Prévost's abzuheben. Der Raisonneur im Buche formulirt sehr scharf diesen Gegensatz, als er der Hochzeit der kleinen perversten Jaqueline de Rouvre mit dem Lebemann Luc de Vestranges, der in die Netze des gewandten Mädchens gerathen ist, beiwohnt. Er vergleicht die junge Braut und die naive Jeanne miteinander:

„Diese beiden jungen Mädchen sind doch trotz alledem die einzigen vernünftigen Lösungen für das Räthsel der modernen Ehe. Wenn man ihr den lokalen Charakter bewahren will, ihre Erhabenheit, ihre Unlöslichkeit, ihre Treue, ihre Fruchtbarkeit, so muß man die Ausnahmeseite, den seltenen Vogel, das weiße unschuldige Gänschen suchen, wie Jeanne. Will man sie moderner auffassen, eine correcte Außenseite mit etwas mehr Ungebundenheit dahinter, dann ist es besser, sich im Voraus zu sichern und miteinander zu verständigen. Die Sittlichkeit büßt dabei nichts ein. Die Aufrichtigkeit dagegen gewinnt.“

Das Buch bietet eine ganze Sammlung solcher jungen Mädchen, die vor den Augen der Männer coquetiren, über zweideutige Scherze lachen und sogar darauf antworten, den gewagtesten Flirt treiben, Alles verstehen, Alles wissen; und vor Allem wissen, daß der Mann häufig von der Verliebtheit beherrscht ist, die man reizen muß, ohne sie zu befriedigen, und daß darin die ganze Kunst, den Mann zu gewinnen, liegt. So ist vor allem Maud de Rouvre, ihrem ganzen Wesen nach eine Abenteurerin, „keineswegs gemein, wenn auch entartet“, mit leidenschaftlichem Temperament, ungestüm und energisch, aber so schön in ihrem herrlichen, schlanken Wuchs und noch in den perversten Momenten ihren Stolz bewahrend. Daneben steht ihre Schwester Jacqueline, eine Coquette, die aus dem Leben

Vorthail zu ziehen weiß und anständig bleiben will, doch nur mit dem Verstande. Dora Calwell ist etwas zu exotisch, sogar für eine demi-vierge, die kleinen Reversir aber ungezügelt und leichtfertig, endlich Juliette Avresac, von der die Mutter mit Nachsicht erklärt: „Bah! Alle jungen Mädchen treiben heute Flirt. Es ist die neueste Mode. Meine Juliette meint, daß die jungen Mädchen, die heute nicht flirten, sich nicht verheirathen. Ich finde aber, daß Die, welche flirten, ebenso wenig geheirathet werden . . .“ Dieser ganzen „Heerde“ junger Mädchen, die so gewandt manövriert, weiß Marcel Prévost nur die arme, schüchterne, farblose, etwas einfältige Jeanne de Chantel, „das kleine weiße Gänsechen“, entgegenzustellen. Sie ist auf dem Lande erzogen worden, sie hat nur fromme Bücher gelesen, sie liebt ihre Mutter sehr. Das Alles ist ganz schön, aber der Typus bleibt doch auffallend blaß. Und außerdem hat sich diese Jeanne, die er zur Verherrlichung der Jugend hinstellt, doch in einer Hinsicht etwas kompromittirt, was ihre Unschuld nur relativ erscheinen läßt: sie schreibt selbst an Hector le Tessier, daß sie ihn liebt, obgleich er ihr nie gesagt hat, daß er sie auch liebe. Ist es der Aufenthalt in Paris, der sie so schnell umgewandelt hat? Oder thut sie das auch aus Naivetät? . . . Und nun noch einige Mädchentypen im modernen Drama!

Schon Escribe hatte uns eine ganze Reihe junger Mädchen vorgeführt, aber es waren keine Charaktere. Seine „ingénues“ halten stets die Augen gesenkt, sind züchtig in ihrem Wesen, fürchten sich vor den Männern, reden sehr zurückhaltend — man hat den Eindruck, daß sie weder zu denken noch zu leiden verstehen. Augier und Dumas haben mehr Beobachtung in ihre Mädchentypen gelegt, aber auch diese spielen nur eine untergeordnete, ganz verschwommene Rolle. Dennoch lassen die Frauen von Dumas wenigstens das junge Mädchen errathen, das sie einst waren. Die Princesse Georges, Francillon und andere seiner Heldinnen werfen bereits die ernste Frage der Mädchenerziehung auf. Im „Ami des Femmes“ finden wir sogar zwei recht interessante Typen von jungen Mädchen. Da ist zuerst die kleine Walbine Levedet, welche noch kurze Kleider trägt, obwohl sie längst erwachsen ist; aber man weiß ja, daß die kurzen Kleidchen der Töchter die Jugend der Mütter erhalten. Sie ist kindisch und naiv, und wie es bei einer ersten Liebe zu gehen pflegt, verliebt sie sich in einen beschränkten Menschen, den braven Chantrin, oder vielmehr in seinen langen Bart, der ihm das Aussehen eines altassyrischen Magiers giebt. Mit ihren Thränenausbrüchen und Nervenansfällen zeigt sie bereits die äußere Komödienatur der Frau. Aber diese Schauspielerei ist bei ihr echt, so unbefangen ist noch ihre Seele. Dann giebt uns Dumas in der kleinen Hackendorff den Typus, den wir später besonders bei Gyp wiederfinden: das junge Mädchen, das dem Beobachter oberflächlich, schlecht erzogen, frivol und coquet erscheint, aber im Grunde anständig ist, ein gutes Herz hat und das Leben ernst zu nehmen weiß. Wer denkt hier nicht an die berühmtesten Imitationen von Lindau, Blumenthal, Lubliner, die angeblich deutschen Backfische, die hinter der Berliner Schnoddrigkeit eine schöne Seele verbergen?

Auch die Annette de Riverolles in „Francillon“ ist der Typus eines jungen Mädchens, der eine eingehendere Betrachtung verdient. Schon ihre geistreichen Reflexionen werfen ein grelles Streiflicht auf das Problem der Mädchenerziehung.

„Alles was ich gelernt: Lesen, Schreiben Zeichnen, Klavier, Englisch und Deutsch, italienisch singen, Schlittschuhlaufen, Reiten, den Walzer à deux und trois temps und alle Figuren des Cotillon habe ich nur zu dem einen Zweck gelernt, einen Mann zu finden. Nicht wahr, meine Herren, Alles, was wir jungen Mädchen thun, geschieht nur, um Ihnen zu gefallen? Und müssen wir uns nicht bemühen, so vollkommen wie möglich zu werden, um die Ehre und das Vergnügen zu haben, unsere ganze Existenz für einige angenehme Augenblicke Ihres Daseins hinzugeben.“

Und als sie bei ihrer Schwester Francillon, nachdem sie den Thee servirt, sich discret zurückziehen will und die Freunde ihres Bruders sie zurückzuhalten suchen, bemerkt sie etwas spitz:

„Ich bin nur gekommen, um den Thee zu serviren. Für später ist mir der Aufenthalt im Salon untersagt.“ — „Weßhalb?“ fragt Stanislas. — „Weil Sie dann so unanständige Sachen sprechen sollen, die ein junges Mädchen nicht hören darf.“ — „Gut, dann werden wir ganz unbefangene Dinge reden!“ sagt Henri. — „Ja, aber mir scheint, daß Sie dann nicht mehr frivol, sondern vielmehr langweilig werden.“

Und an anderer Stelle:

„Ich bedauere es, in der Gesellschaftsclasse geboren zu sein, zu der ich gehöre. Ich möchte viel lieber ein kleines Bürgermädchen sein, das sehr beschäftigt und eine gute Hausfrau ist. Wenn ich in einen Laden trete, und die Verkäuferin verbindlich lächelnd auf mich zukommt, um zu fragen, was ich wünsche, dann habe ich jedesmal Lust ihr zu antworten: „Was ich wünsche? Ich wünsche an Ihrer Stelle zu sein.“ Würde ich Konne werden, wozu mein Beichtvater mich immer ermahnt, ich glaube, es würde besser sein . . . Doch gleichviel, das Leben ist recht öde . . .“

Auch sie denkt an die Liebe und sie wünscht sich eine große und einfache Liebe, wie Romeo und Julia, wie Paul und Virginie. Aber eine solche Liebe hat sie nie in den Ehen gesehen, die sie zu beobachten Gelegenheit hatte. Um sich zu vergewissern, fragt sie Henri, ob es eine solche Liebe giebt wie er sie seiner Schwester wünschen würde, wenn er eine hätte. Die Antwort Henri's ist erschütternd wahr: „Man muß von der Liebe nicht mehr verlangen, als sie zu geben vermag.“ — Die arme Annette hat eben den Schleier des Lebens gelüftet, und das hat sie ganz traurig gemacht. Sie hat begriffen, daß die Menschen, die Liebe, die Ehe nicht so sind, wie ihre träumerische Mädchenseele es sich vorgestellt hatte, und daß sie sich bescheiden muß, vom Leben nur das Wenige zu verlangen, was es ihr bieten kann.

Ein anscheinend neuer Mädchentypus ist durch die „Kaffeehauspoeten“ von Jung-Wien in die deutsche Literatur gekommen. Es sind die „lieben, süßen Mädeln“, die wir aus Arthur Schnitzler's Wiener Theaterstücken und Novellen kennen, und denen dann auch der Norddeutsche Ernst von Wolzogen ein Skizzenbuch gewidmet hat, von anderen Nachahmungen zu schweigen. Wie Schnitzler's Poesie ein Gemisch aus slavisch-semitischen Einflüssen ist — er und das ganze Jung-Wien der Hugo Hofmann v. Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Altenberg, Hirschfeld sind jüdischer Abkunft —, so ist er vor Allem ein Schüler der Franzosen, von denen er den Plauberton und die Grazie der Form hat. Aber auch die Stoffe und Conflict und zumal seine Heldinnen. Er schildert uns nur immer die Frau, aber nicht die ringende, kämpfende, nur die liebende, entweder die Mädeln der Vorstadt oder die verheiratheten Welt Damen, die Trost für ihre Herzensleere im Bruch der ehelichen Treue suchen. Die großen Damen zeichnet er in der Art von Prévost, Gyp und Lavedan, und nicht einmal die kleinen süßen Mädeln sind neu. Die vielliebende petite ouvrière ist seit Béranger, Mürger, Muffet und Paul de Kock ein ständiger Typus der französischen Literatur, und wir finden sie — um nur ein neuestes Beispiel zu nennen — in den thränenlächelnden Skizzen der Jeanne Warni, wie bei Maupassant. Schnitzler's Eigenthum sind nicht die matten, feinen, weichen Farben, auch nicht die intim-pikante Schilderung von Leichtsin und Melancholie, sondern nur die Wiener Milieustimmung, deren Echtheit und Lebendigkeit uns allerdings die fremdländische Herkunft vergessen läßt.

Aus der Wiener Theatergeschichte.

Von Eduard von Bamberg.

Wenn Hieronymus Vorm in seinen „Maculaturstudien“ auf Helmina und Wilhelm v. Chezy zu sprechen kommt, so wird ihm Niemand den Obertitel beanstanden, denn trotz aller Fruchtbarkeit ist von dem „Sänger des Vagabundenthums“ gar nichts mehr lebendig, und von dem gefeierten „Blaustrumpf“ unter ihrem Namen nur ein Operntext, ohne denselben das „O, wie ist's möglich dann“, welches von einem Volkslied ausgegangen und zu einem Volkslied geworden ist. Indessen kann man von Mutter und Sohn noch mancherlei mit Interesse genießen; speciell sind Wilhelm's Memoiren, deren Bruchstücke einst im „Morgenblatt“ Wirkung machten, von einer frappanten Objectivität und reich an charakteristischen Einzelheiten, so daß die zeitgenössische Nichtbeachtung, selbst in Berücksichtigung des uneleganten Stils und der Weiterschweifigkeit, unbedient genannt werden muß. Heute ist das Buch freilich kaum mehr aufzutreiben und beinahe als Manuscript zu betrachten; es dürfte also nicht als Raub erscheinen, die zerstreuten Bemerkungen über das Wiener Theaterleben zu sammeln und mit den sonstigen Ueberlieferungen in Zusammenhang zu setzen.

Hat Wien jemals den Namen einer Theaterstadt verdient, so war das in jenen Tagen der Fall, wo sich die ersten schichternen Anfänge zur Krinoline zeigten, die Officiere wie Eleganten den halbmondförmigen, spitz gegen die Mundwinkel gezogenen Backenbart trugen, dagegen der Schnurrbart für eine ungarische, der Bollbart für eine jüdische Eigenthümlichkeit galt, wo die Hosenstege aufkamen und die Meeresschaumpfeife in Blüthe stand. Da die Wirkung des Theaters mit der Aufführung nur zur kleineren Hälfte zu Ende ist, so giebt die Art und Weise, wie viel, wie allgemein, wie treffend und wie nutzbringend davon gesprochen wird, den eigentlichen Gradmesser für seine Popularität ab, und in dieser Beziehung kann man von den zwanziger Jahren nicht Rühmens genug machen. Wie anderwärts mit dem Wetter begann in Wien jede Unterhaltung mit der Bühne, nur leitete man diese Vorliebe komischer Weise davon ab, daß sich der Mittelstand genöthigt gesehen habe, ein Surrogat für die Tafelgenüsse zu suchen, welche ihm durch die Nachwehen der Kriegsläufe entzogen worden wären. Genug, man war mit dem Theater vollständig verwachsen, und alle fünf Häuser erfreuten sich unausgesetzt eines frequenten Besuches. Ein Schluß auf materiellen Gewinn, wie er in den dreißiger Jahren auftritt, ist daraus aber nicht zu entnehmen, zumal alle direct und indirect Betheiligten freien Eintritt genossen, so zwar, daß beispielsweise Helmina im Burgtheater ihren Sperritz und in den übrigen Theatern eine Loge hatte, während ihre Söhne nach ihrer Vorstellung bei den Cassirern die Parterrethüre ohne Weiteres passiren durften.

Entsprechend bildeten die Theaterberichte den vornehmsten Beitrag zur Tagesgeschichte; das beweisen vor allen Bäuerle's Theaterzeitung und des Modewaarenhändlers Schich „Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode“, beide ziemlich verbreitet, erstere zu Hause tonangebend, letztere mehr auswärts geschätzt. Welche Schwierigkeiten wurden aber der Tagesliteratur durch die Censur bereitet! Größere Mittheilungen mußten in doppelter Abschrift vorgelegt werden und blieben oft über ein Jahr liegen, während die kleineren Beiträge wohl in Büchsenabzügen eingereicht werden durften, dafür aber einer peinlichen Musterung unterlagen. So mußte immer eine ganze Reihe einwandfreier Artikel auf Lager sein, um im Nothfall als Füllsel dienen zu können, und der Aerger bei den gemäßregelten Autoren wie den in ihren Beziehungen gestörten Redacturen riß fast niemals ab. Da Excellenz Graf Sebnitzky nicht bloß ein passionirter Corrector, sondern auch Theaterenthusiast war, so unterzog er sich höchst eigenhändig der Mühe, die kleinere Sparte zu „censuriren“.

Gegen die Mitglieder der Burg durfte grundsätzlich nichts gesagt werden, da sie als k. k. Beamte ihren Dienst thaten, und schon übergenuß, daß in öffentlichen Blättern davon die Rede war. Aber auch den Herren und Damen anderer Theater, denen der Chef wohlwollte, ließ er nichts am Zeuge fließen, und so konnte er manchmal nicht umhin, Schwarz in Weiß zu verkehren oder Unterlassungsfünden durch ein paar Worte der Anerkennung gutzumachen. Was den Nothstift überstanden hatte, mußte sofort und unbedingt genau gebracht werden; indessen hatte man bei Schich doch ein Mittel gefunden, den Bestrengen vor allzu kräftigen Strichen und gewaltfamen Aenderungen abzuhalten: man sandte ihm die uncorrectirten Abzüge und ließ in besonders Besorgniß erregenden Fällen den Satz außerdem von Lehrlingen herstellen. Dann hatte der eifrige Beamte mit den Buchstabenfehlern so reichlich zu thun, daß sich der ganze Rand mit Zeichen bedeckte, und wie der Raum fehlte auch die Lust, auf den geistigen Gehalt mit gleicher Genauigkeit einzugehen! Diese Ausnahmefälle sind freilich kaum geeignet, dem Wiener Historiker seine Aufgabe zu erleichtern: ist die Quellenkritik, die bei der Theatergeschichte heute noch in den Anfängen steht, ebenso schwierig wie nothwendig, so hat die Censur ein Uebriges gethan, die Wahrheit zu verschleiern.

Kommen wir nun zu den dramatischen Dichtern, so galt in Folge der Propaganda der Romantiker, welcher sich ja auch Schreyvogel's Repertoire und Bearbeitungsweise angeschlossen, Shakespeare für die Jugend als das unerreichte Ideal. Gerade wie zur Zeit des Sturms und Dranges suchte man sich aber nicht seine inneren Vorzüge anzueignen, sondern ahmte nur Aeußerlichkeiten nach, vor Allem die rauhe Verbtheit. Wer freilich in den literarischen Salons verkehrte, erkannte alsbald, daß sich für das 19. Jahrhundert nicht mehr schickte, was in den Zeiten der Königin Elisabeth an der Tagesordnung gewesen war, und nun ruderten „die gelben Handschuhe“ mit aller Macht in das entgegengesetzte Fahrwasser. Zartheit Empfindungen und bilderreiche, wohlklingende Verse schienen ihnen die Hauptsache, und indem sie sich über Schiller hinaus dem „Schwebeln und Nebeln“ zuwandten, verloren sie den dramatischen Boden vollständig unter den Füßen. In den Kränzchen wurden dann die neuen Producte vorgetragen, und wenn auch eine Stimme und Ausdrucksfähigkeit wie jene von Tieck einzig da stand, so gab es doch verhältnißmäßig viel Literaten, welche gut lasen — beispielsweise gehörte auch Helmina dazu. War aber schon bei der Gräfin Zinckenstein, wo allerdings vorwiegend historische Waare aufgetischt wurde, die Langeweile chronisch, wie hätte es hier, wo so viel Unreifes zu Tage kam, an Gönnern fehlen können, die sich „in der Nähe besehen halb kalt, halb roh“ zeigten?

Ungezwungener als in der Gegenwart geistreicher Männer und lebenswürdiger Frauen gaben sich die jugendlichen Dichter unter einander. Wilhelm's Gefellen waren Ernst v. Feuchtersleben, der nach zehnjährigem Aufenthalt dem Zwange des Theresianums entwich, um Medicin zu studiren, Christian Huber, eine philologische Capacität, und Andreas Schumacher, ein genialer „Schlamper“ und trefflicher Uebersetzer, der später eine hervorragende Rolle in der österreichischen Literatur spielte — vide „die Engel der Pest“ — aber von Minderwerthigen überholt wurde und sich nach seinem unglücklichen Auftreten in den Octobertagen nicht wieder emporarbeiten konnte. Das vierblättrige Kleeblatt theilte sich Entwürfe und Ausarbeitungen mit, besprach die Einzelheiten und zog auch gelegentlich den scharfzantigen Halbbruder Feuchtersleben's, Eduard, einen Enkel des bekannten Mohren Angelo Soliman, zur Kritik heran. Daneben gab es stets etwas zu essen und zu trinken, und wahre Triumphe feierte der Communismus, der in der Jugend so beliebt und verbreitet ist, aber mit zunehmenden Jahren, wenigstens bei den beati possidentes, stets abhanden zu kommen pflegt.

In der Folge verkehrten dann die Helden auch mit

älteren Berufsgenossen, so an einem Stammtisch im Café an der Ecke der Singerstraße, wo sich Schwind, Bauernfeld und Joh. Mayerhofer um Franz Schubert als Mittelpunkt gruppirten. Der süße Viederlänger war eine kleine, breite Fettmasse von profaischem Gepräge, aber das Auge funkelte wie Demant und gab Zeugniß von dem inneren Feuer. Leider pflegte er der Venus reichliche Opfer zu bringen und that sich etwas auf die Unfälle zu Gute, die ihm dabei auf wilden Wegen zugestoßen waren; die Müllerlieder hat er unter ganz anderen Schmerzen componirt, als denen des unglücklichen Knappen, dem er zur Unsterblichkeit verholfen hat. Auch dem Bacchus war er zugethan wie je ein Jünger der edlen Kunst; wenn aber das Nebenblut in ihm glühte, so begnügte er sich, in einem stillen Winkel mit schmunzelnd zusammengekniffenen Augen Gläser, Teller, Tassen, was er gerade fassen konnte, geräuschlos zu zertrümmern. Sein Widerspiel war der bedeutend ältere Mayerhofer, der ihm manchen Viedertext geliefert hat; mürrisch, scheu und für neue Antömmlinge unzugänglich, galt er als der Typus eines Melancholikers, und hat denn auch richtig durch Selbstmord geendet. Dafür war Bauernfeld ein sehr angenehmer Gesellschafter und so gemüthlich, als nur je einer mit still nach innen gefehrtem Lächeln die bunte Außenwelt an sich vorüberziehen ließ. Diese sonnenhelle Höhe des unbefangenen Zuschauers hat er später nicht immer behauptet; aufgewachsen unter dem Druck des Polizeistaates verirrte sich sein Freiheitsdrang vom vaterländischen Boden in das unfruchtbare Gebiet eines weltbürgerlichen Lehrbegriffs und konnte den Ausgang nicht so finden, wie es Anastasius Grüu verstanden hat. „Für die Desterreicher der Metternich'schen Zeit,“ sagt Chezy, „gab's allerdings keinen andern Weg, als durch den Kotted-Welkerischen Liberalismus, nur durfte man darin nicht stecken bleiben oder links hinabschweifen. Am wenigsten sollte das einem Dichter des 19. Jahrhunderts passiren, der die Gegenwart aus der Vergangenheit begreifen muß; zu gleichförmigen Schlußfolgerungen über Mittel und Wege für die Zukunft wird er dadurch natürlich nicht gelangen, wohl aber sich von aller Bullenbeißerei säubern, da für den Künstler der Mensch in erster, der Staatsbürger in zweiter Reihe steht.“ Uebri gens waren von Bauernfeld, der sich damals noch nicht dem zeitgenössischen Leben zugewandt, aber bereits die entschiedene Richtung des Lustspieldichters eingeschlagen hatte, mehrere Sachen im Druck erschienen; die jüngeren Genossen betrachteten ihn deßhalb mit geheimem Neid, er aber sah nur das Aufgeführtwerden für etwas an und hat es denn auch in kurzer Frist mit Geschick und Glück erreicht. Schließlich mag über Schwind in diesem Zusammenhang die Notiz genügen, daß er schon im Hause seines Protectors Carl Ruß, des kaninchenhaft fruchtbareren Componirers, den Verkehr mit Schriftstellern gepflegt hatte, sein kritisches Urtheil in diesem kleineren Kreise zusehends bildete und von demselben manche Anregung zur Production erhielt.

Einen Ehrenplatz in der Literaturgeschichte vor 1848 weist Chezy seinem Freunde Apollonius v. Maltiz zu, obwohl derselbe als Diplomat zu den Leuten gehörte, von denen Frau Banquier Beer in Berlin, die Mutter Michael's und Meyer's, behauptete, daß sie Gott sei Dank das Künstlerthum nicht nöthig hätten. Das bleiche Antlitz mit der gewaltigen Nase unter der hohen Stirn, dem feingeschnittenen, von Strolche umspielten Munde und dem großen, weitaußblickenden Auge trug ein bedeutendes Gepräge, in dem sich tiefer Ernst mit unverzagter Melancholie verband. Die Stimme war wohl lautend vom Gelispel bis zum Gebrüll und auf allen Tönen der langen Scala gleich biegsam, dabei kein Wort gesucht, jedes glücklich gefunden, so daß er als eine der seltenen Naturen erschien, deren äußerer Glanz kein falsches Aushängeschild bildet. Er hatte seine amtliche Laufbahn unter den Auspicien seines Vaters begonnen, welcher russischer Gesandter am Karlsruher Hofe war, gerieth aber dort mit einem Kaufbold,

dem Freiherrn v. Schilling, in verdrießliche Händel, in Folge deren er seinen überaus gewandten Gegner mit dem ersten und einzigen Pistolenschuß seines Lebens niederstreckte. Um eine schmerzliche Erinnerung reicher, mied er das badische Gebiet; damals war er der russischen Botschaft in Wien zugetheilt, kam dann nach Rio de Janeiro und München und lebte zuletzt als Gesandter in Weimar. Obwohl der dramatischen Poesie äußerst zugethan, hat er darin gerade nichts geleistet; dagegen meinte Chezy von seinen sonstigen literarischen Verdiensten abgesehen, daß wenn er Tagebücher hinterlassen habe, dieselben denen Barnhagens an Bedeutung schwerlich nachstehen, sie an Wahrheitsliebe aber leicht übertreffen würden. In Wien nahm er den bedeutend jüngeren Bruder in Apoll in seinem Junggesellenheime auf und wurde ihm ein Mentor auf den ersten Ausflügen in die große und kleine Welt.

Die dichtenden Damen, die dort heimisch waren, gehören nur beiläufig hierher. Regina Froberg, besser als ihre Romane, gab sich wie ein alternder Hagestolz, indem sie, ohne ein Haus zu machen, beständig von Gästen umschwärmt war. Eine kleine, zierliche, geschmackvoll gekleidete Figur, war sie namentlich in den Kreisen der vornehmen Judenthümlichkeit heimisch; soll auch verheirathet, aber gleich nach der Hochzeit von ihrem Mann verlassen worden sein. Ihr äußeres Gegenbild war Caroline Bichler, eine wohlgenährte Gestalt mit derben Zügen und gutmüthigem Ausdruck, ohne alle Geistreichelei von gesundem Mutterwitz, anspruchslos, ordnungsliebend, genau in Geldsachen, dazu eine unverfälschte Wienerin und tüchtige Hausfrau. Sie verkehrte mit Frau v. Chezy selten, wenn gleich im besten Einvernehmen; bei näherer Berührung würden sie sich aber zweifelsohne verfeindet haben, denn Helmina führte, wie das Buch ihres Sohnes auf jeder Seite bekundet, eine gelinde Zigeunermüthigkeit, war unkritisch, unpraktisch und unberechenbar, reizbar, phantastisch und tactlos, kurz zeigte bei allem Geist, aller Herzensgüte und tiefen Empfindung die Schattenseiten weiblicher Künstlerthümlichkeit.

Im Hause der Bichler wohnten auch Schlegel's, mit denen Helmina gleichfalls wenig zusammentam; aber man behielt sich lieb und verzieh einander kleine, ohnehin altbekannte Schwächen. Friedrich, der die Herausgabe seiner gesammelten Schriften — ohne die Lucinde — betrieb, sah wegen seiner weißen Haare und unbehilflichen Dicke älter aus als seine einundfünfzig Jahre anzeigten. Auch sein sprühendes Wesen von ehedem hatte er abgelegt, konnte aber gelegentlich, namentlich bei Tische, eine angenehme Munterkeit entfalten. Was Böttiger, der beim Vorlesen die Augen schloß, mit Unrecht nachgesagt wurde, traf dagegen bei ihm zu: er schlummerte regelmäßig ein. Dafür kaufte er sich nicht durch ein Lob vom Wesen los — daher die auffallende Erscheinung, daß so viele elende Nachwerke von Meistern gelobt werden — sondern hatte seinen Gegenstand genau kennen gelernt, wenn er ein Urtheil abgab. Seine Frau, älter als er, war ein Muster von Höflichkeit und glich ihrem berühmten Vater Moses Mendelssohn auf ein Haar, sobald sie eine Popperücke aufsetzte; aber liebenswürdig war sie, gut und gewissenhaft. Als strenge Protestantin wollte Helmina Letzteres freilich nicht unterschreiben, sondern stichelte, daß sie in drei Religionen Unterricht geben könne; Dorothea hörte davon, meinte aber gelassen, man müsse Alles prüfen und das Beste behalten. Sie sprach gedankenreich, anregend und angenehm, konnte freilich selten ein Ende finden. Ihre Magd erwiderte deßhalb einmal auf eine Strafrede, sie höre die gnäd' Frau gar zu gern predigen; „schon recht,“ brummte sie, halb ärgerlich, halb geschmeichelt, „wenn du nur auch die Lehren befolgen möchtest.“

Als wichtigster Mann Wiens galt „der dicke Franz“, der Vater Gustav's, welcher sich später als Schriftsteller, Theaterunternehmer und politischer Flüchtling, namentlich aber als Herausgeber der „dramatischen Originalien“ bekannt machte. Der Alte, ein Coloz, dem es immer zu heiß war, durfte als unabhängiger Großhändler seinem Freimuth in Bonmots,

Epigrammen und Lieblein die Zügel schließen lassen, andere nicht minder beanlagte Wigbolde wie Deinhardtstein und Castelli hatten dagegen immerhin dienstliche Rücksichten zu nehmen. Jener, damals erst im Beginne seiner Laufbahn, erfreute sich eines trauten Familienlebens, litt aber unter der Enge der Verhältnisse; nicht lange, so arbeitete er sich zum Professor am Theresianum und Censor empor und hat sich auch später als Lebenspraktiker bewährt. Als Dramatiker hatte er sich vorläufig nur durch ein Lustspiel „das Bild der Danaë“ bekannt gemacht, welches der Druckfehlerteufel fast regelmäßig in „Bild der Dame“ verkehrte, und im Zusammenhange war das beinahe so schlimm, wie das „Jeder sind wir“ in Uhland's poetischer Vorrede zu seinen Liedern. Seine productive Kraft, die später in „Hans Sachs“ culminirte, dem Vorbild einer Reihe von Künstlerdramen und einer Quelle der „Meisterfänger“, wurde von Castelli bei Weitem überholt, der zudem in allen Gattungen heimisch war und an Fruchtbarkeit geradezu unerreicht blieb. Wie derselbe schon zur Zeit der napoleonischen Kriege ein wackres Lied gedichtet hatte, welches in der ganzen kaiserlichen Armee erklang, ihm aber beinahe Palm's Schicksal bereitet hätte, so zeigte er fortgesetzt in Wort und Schrift den Patrioten, war überall bekannt und gern gesehen, ein guter Freund und liebenswürdiger Gesellschaftler.

Eine Stufe höher, und wir kommen zu Bedlich, der mit seinen Todtenkränzen 1827 die Höhe seines Ruhmes erklomm. Er hatte in seiner Jugend die Waffen getragen und sah noch immer wie ein Husar aus: freisam, rührig, rüstig und wohlgebaut. Kein Wunder, daß er den Frauen gefiel; und er selbst war kein Feind der Minne, trank in vollen, raschen Zügen aus dem Lebensbecher und gab sich ohne Rückhalt, um mit Helmina zu reden, als vollendeten Weltling. Er verkehrte viel mit Grillparzer, der mit einem solchen Prädicat freilich nicht bezeichnet werden durfte, aber doch nichts von einem Menschenfeind und Drummbar hatte, zu dem man ihn vielfach hat stempeln wollen. Unter seinen Freunden zeigte er sich froh und gemüthlich, konnte sogar zu einer hochgestimmten Lustigkeit übergehen; was ihn in den falschen Ruf brachte, war nur die Aufrichtigkeit, mit welcher er trotz seiner abhängigen Stellung seine Meinung äußerte, und der nicht ganz gewöhnliche Geschmack, den er sich zu eigen gemacht hatte. In seinen späteren Jahren wurde er dagegen wirklich etwas unwirsch und wunderlich, und das ist ja wohl schon aus einem Vergleich seiner äußeren Lage mit seiner inneren Bedeutung und im Zusammenhang mit der zunehmenden Ausbildung obiger Eigenthümlichkeiten zu verstehen. Eine charakteristische Anekdote lautet dahin, daß er durch einen hohen Namen, wahrscheinlich den des Erzherzogs Max Ferdinand, bemogen worden sei, ein Heft Gedichte durchzusehen, was er sonst stets von der Hand zu weisen pflegte; er habe mit unbarmherziger Strenge gelesen, am Ende aber erklärt, es sei ihm sehr verdrießlich, die Verse loben zu müssen, inzwischen Wahrheit bleibe doch immer Wahrheit. (Schluß folgt.)

Deuilleton.

Kachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Mit einer brutalen Handgeberde fuhr Wladimir durch die Luft und wies auf die Andern ringsum: „Was, und die Bande dort?“ fragte er roth vor Wuth. „Da ist nichts Besseres darunter, das sind doch auch nur . . .“

Er sagte ein rohes Wort. Und sie wurde plötzlich ganz ernst und preßte in stummer Entrüstung ihre schönen Lippen aufeinander. Dann wollte sie ihn zurechtweisen, wie eine Mutter. „Ach was!“ fluchte er und erhob sich, um zu gehen. Aber sie nahm seine Hand und hielt ihn an, um Gottes Willen nicht wieder eine Scene zu machen. Sie sei so glücklich, ihn zu sehen und bei sich zu haben und wolle jeden seiner Wünsche erfüllen. Und wenn er denn durchaus befehle, daß die Gräfin komme . . . so werde sie sehen . . . es mit Briani besprechen.

„Was geht es Den an?“ unterbrach er sie. Sie nahm Briani in Schutz: er sei ihr Berather, ohne den sie bekanntlich nichts unternehme. „Ohne den Du nichts zu unternehmen wagst!“ warf er herausfordernd hin, indeß sein lauernder Blick ihr deutlicher als Worte verrieth, wie genau er wisse, daß Briani ihr viel mehr sei, als nur ein Berather. Aber sie lachte und sprach mit ihrer süßesten Stimme, in Todesangst, daß er doch noch eine Scene mache. Und zum zweiten Male entrollte sie vor seinen Augen ein verlockendes Bild, das ganze Programm: eine venezianische Nacht auf dem Meere; dann lebende Bilder, alle jene Damen würden Nymphen darstellen . . . Voller Interesse fragte er nach Allem, auch nach den kleinsten Einzelheiten, und sie lachten nun Beide. Gottlob, daß er wieder fügsam wurde, ihr junger Löwe. Ja, sein heißes Blut mußte sich erst einmal tüchtig austoben, je bald er besser, und zu diesem Zweck sollte nichts und Niemand geschont werden . . . Aber plötzlich entdeckte sie Briani in einer der Gruppen; der Secretär unterhielt sich mit dem Prinzen Edzard von Karlskrona und einem jungen weißgekleideten Mädchen.

„Ist das Elena?“ fragte er, seine kurzschichtigen Augen auf die Gruppe gerichtet.

„Ja,“ antwortete die Königin. Und mit einem Male mischte sich von Neuem etwas in ihre Gedanken. „Wie findest Du sie?“ fragte sie. Gleichgiltig zuckte er die Achseln. „Macht sich,“ sprach er.

„Ich glaubte, Du hättest sie neulich sehr nett gefunden; Du hast Dich oft und eifrig mit ihr unterhalten.“

„Ich? nein!“ wehrte er ab.

„Nicht?“ fragte sie geböhnt, denn sie entfiel sich zweier langer Tête-à-têtes.

Er versuchte sie mit seinen kleinen Augen gerade anzusehen, wie um sie zu überzeugen. „Ach nein,“ versicherte er. „Ich finde sie eine blasse Puppe. Nichts dran.“

— — — Es war nach dem Lunch, einem sehr fröhlichen Lunch, der lange gedauert hatte. Mit erhitzten Gesichtern und einem Blitzen in den Augen, das der Genuß des Champagners darin zurückgelassen, gingen die Gäste der Königin in den Galerien auf und ab, lagerten da und dorthin, den Blick faul über das weite Meer schweben lassend, oder Jeder ging seinen eigenen Weg, zog sich zu einer Siesta zurück, machte eine Spazierfahrt. In einer Gruppe von Damen lag Prinz Edzard von Karlskrona lang hingestreckt, im Mund eine lange Cigarre rauchend, womit er Alle in eine Wolke von Rauch hüllte. Er amüsierte sie, und Alle lauschten seinen Worten. Er erzählte eine lange, aufregende Geschichte von der Revolution in Liparien, die er mitgemacht und dabei habe er incognito bei der Löschung des Brandes im Abgeordnetenhaufe mitgeholfen.

Die Herzogin von Luca lachte auf: „Ich glaube Ihnen kein Wort, mein Lieber!“

„Sie glauben mir nicht?“

„Nein, und dazu habe ich einen guten Grund. Diese Revolution in Liparien hat sich vor einem Monat abgespielt, nicht wahr?“

„Ja, aber was hat das damit zu thun?“

„Nun, Ihre Hände und Nägel sind so sorgfältig gepflegt, daß Sie unmöglich vor vier Wochen einen Brand gelöscht haben können.“

Prinz Edzard behauptete aber, Nägel könnten in einem Monat ganz lang gewachsen und tüchtig in die Kur genommen werden. Dann trat Briani näher, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, eine große, schlank, vornehme Gestalt. „Was ist das mit Liparien?“

„Ach, nichts Politisches,“ sagte der Prinz. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund, und fürchten Sie nichts; ich werde mich nicht in Ihre Angelegenheiten mischen!“

Briani erblakte, und die Damen sahen sich etwas verlegen an. Prinz Edgard hatte wieder wie so oft einen Hock geschossen.

„Ich weiß nicht, welche Angelegenheiten Hoheit meinen könnten,“ warf Briani lächelnd hin. „Ich hörte nur so was von Riparien.“

„Und das interessirte Sie, nicht wahr?“ Da machte er es noch schlimmer, der gute Junge, der, wie die Herzogin von Luca meinte, einem durchgehenden Füllen gleiche, wenn er auch noch so faul in seinem weißen Flanellanzuge und mit seiner langen Cigarre da lag. Doch Briani, in der festen Ueberzeugung, daß ihm gegenüber jede Diplomatie Verschwendung sein würde, wandte sich lächelnd und spazierte weiter, die Hände noch immer auf dem Rücken gekreuzt. Der Prinz aber blickte die Damen an. „Eine feine Art, einfach wieder fortzukümmeln!“

Die Herzogin schüttelte den Kopf. „Ich bin gar nicht zufrieden mit Ihnen, mon prince charmant.“

„Und warum nicht?“

„Es ist mir ein Räthsel, wie man in zwei kurzen Sätzen so viel dummes Zeug sagen kann, wie Eure Hoheit soeben Gelegenheit gefunden haben.“

Prinz Edgard streckte sich noch bequemer hin. „Na, sagen Sie mal, ich bin nicht hergekommen zu unserer lieben Majestät von . . . sagen wir mal von Pagos, um mir über dergleichen den Kopf zu zerbrechen. Ich sage Alles, wie es mir in den Sinn kommt. Anders dürfen Sie's auch nicht von mir verlangen, Liebste Herzogin. Gott, ich habe in Riparien so viel zu denken, zu überlegen gehabt! Ich will nun auch mal meine Ruhe haben. Adieu, Erbprinz! Verstanden?“ Und er lachte laut auf. Sie fanden ihn amüsant, aber doch ein enfant terrible, ein verzogenes Kind. Aber wach' glückliches Temperament! Wie kam ihm der Gedanke, daß er sich wegen irgend etwas schämen mußte. Sie Alle kannten seine Geschichte zur Genüge, denn er hatte sie ihnen schon so oft mit allen Details erzählt. Eine Revolution war ausgebrochen in Riparien, wo er auf Wunsch seiner Eltern, gothländischer Fürsten, seiner Erbprinzenrechte wegen lange gelebt hatte, dann war er auf seiner Nacht nach Pagos zur Königin Alexandria geflüchtet, als die erbitterte Volksmenge Nachts den Palast erstürmt hatte. In Gothland hatte er sich unmöglich gemacht; dort wagte er sich gar nicht mehr zu zeigen, weil er mit seinen Eltern sich entzweit und seine Verlobung mit seiner Cousine, der Prinzessin Wanda, aufgehoben hatte . . . Aber wirklich, er hatte ein gar zu glückliches Temperament; ihm war das Alles nun einmal egal, das Leben war zu kurz, um es nicht zu genießen.

Briani war inzwischen zu der Königin Alexandra getreten. Sie saß noch immer bei ihrem Sohne, doch hatte sie Elena zu sich und in's Gespräch gezogen. Und kaum hatte Briani sich ihr genähert, als die Königin fragte: „Was giebt's dort drüben?“

„Nichts, Majestät, nur Edgard ist wieder einmal unausstehlich.“ Er zuckte die Achseln.

„Ich hörte doch etwas . . .“

Briani beruhigte sie. „Nichts, gar nichts.“

„Elena,“ sagte die Königin zu dem jungen Mädchen, wie zu einem Kinde, „geh hin und sieh nach, ob die Costümbilder zum Blumenball in meinem Boudoir liegen. Sonst lege sie hin, wir kommen gleich nach.“ Und das Mädchen ging fort, unterwürfig. Um den Prinzen Edgard geschickt, lachten die Damen noch immer über seine Witze.

„Was war das?“ begann die Königin wieder zu fragen, während Elena auf das Schloß zuing.

„Ich versichere Eurer Majestät: Nichts, gar nichts.“

„Ich hörte etwas von Riparien.“

„Ach, er erzählte von seinen Heldenthaten während der Revolution.“

Der junge König lachte. „Er ist sonst recht liebenswürdig,“ sagte

er. „Er verlangt durchaus nicht, daß man ihm glaubt, wenn man ihn nur reden läßt.“

Sie schwiegen alle Drei für einen Augenblick, verlegen Einer vor dem Andern, und Jeder voll geheimer Gedanken. Jener Klang — Riparien — weckte in einem Jeden von ihnen allerlei Gedanken, und sehr verschiedenartige. Riparien war jene Großmacht, die den größten Druck auf das kleine Königreich Thracien ausübte. Riparien hatte es so gewollt: der junge König Wladimir auf dem Throne und Königin Alexandra verbannt. Und trotz aller scheinbarer Liebe schied eine scharfe Grenze den Sohn von der Mutter mit ihrem Günstling. Und jenseits dieser Grenze standen sich beide Parteien trotz ihres freundschaftlichen Gesprächs als Feinde gegenüber. Flüchtig ergriß diese feindselige Stimmung in Alexandra die Oberhand, aber sie gab ihr nicht nach, weil es ihr besser schien, nicht nachzugeben. Wladimir war und blieb ihr Kind, und sie liebte ihn auf ihre Weise, ihren unbesonnenen wilden jungen Löwen. Sie kannte ihn nur als einen wilden jungen Löwen. Und sie hielt es für besser, jetzt nicht über Riparien mit Briani zu sprechen, denn vielleicht würde sich Wladimir darüber ärgern . . .

Aber ihr Sohn stand plötzlich mit der ihm eigenen Schroffheit auf, als fühlte er sich von ihrem Schweigen bedrückt und trat zu Prinz Edgard's Gruppe. Alexandra folgte ihm mit den Augen, und ihre Mütterlichkeit bildete einen seltsamen Gegensatz zu ihrem Ehrgeiz und ihrer Intriguenlust, indessen sie noch immer stillschweigend dasaß und ihre Haltung — die Arme schlaff herniederhängend zwischen ihren antiken Spizen — so deutlich ihre erzwungene Müßigkeit, ihre unendliche Langeweile verrieth. Ihre Augen schweiften über die Insel und das Meer. Zu klein erschien ihr der Horizont. Ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund. Sie hatte sich nach ihrem Sohne gesehnt, und nun er bei ihr war, gereute es sie schon nach einer Stunde. Wladimir hatte ja auch keine Ruhe bei ihr, sobald sie für einen Augenblick nur schwieg. Es wäre besser, er wäre gar nicht gekommen. Zumal er ihr doch gar nichts brachte, nicht einmal ein Versprechen, ihre Verbannung aufzuheben. Und weiter und weiter gingen ihre Gedanken . . . Wenn sie ihn noch einmal nach Riparien schickte? fiel ihr ein. Dann, wenn man ihn öfters dort sähe, würde man seine wilde Jugendliebe ungeeignet für einen Thron finden, und dann vielleicht sie . . . Und wenn dann seine Umgebung ihr ganz ergeben wäre . . . Wohl war sein letzter officieller Besuch bei Kaiser Othomar ohne Erfolg geblieben, aber das hatte wohl seinen Grund darin, daß seine damalige Umgebung ihr wenig freundschaftlich gesinnt war. Wenn sie ihrem Sohne Briani überließe, denn sie wußte, daß er ihn gern nehmen würde, weil er ein feiner Diplomat war . . . Ja, während seines Besuches hier wollte sie ihren Einfluß auf Wladimir und seine Umgebung geltend machen und versuchen, verschiedene Vertrauensposten durch andere Männer zu ersetzen.

„Woran denken Eure Majestät?“ fragte Briani, der rauchend neben ihr stand. Sie lächelte bitter und zuckte die Achseln; dann blickte sie ihren Secretär an und fühlte sich doch geschmeichelt durch seine Höflichkeit, die er ihr gegenüber nie aus dem Auge verlor, auch wenn sie Beide ganz allein waren. Er hatte gute Manieren, viel bessere als Wladimir . . . „Bitte, woran denken Eure Majestät?“ wiederholte er noch einmal.

Aber sie verharrte in ihrem Schweigen und machte nur eine Bewegung mit der Hand, als wisse sie selbst nicht was und als käme es auch gar nicht darauf an. Briani fragte nicht mehr und raucht weiter . . . Ja, wenn sie ihn nach Riparien schickte . . . Seine Leidenschaften beherrschen, das würde ihm, wenigstens auf die Dauer, auch in seiner neuen Würde nicht gelingen . . . Ach, wenn sie nur den Muth hätte, selbst mitzugehen! Sie wußte wohl, der Kaiser war für weibliche Verführungskünste nicht empfänglich, aber dennoch . . . wenn sie nur den Muth hätte, zu gehen, dann würde sie . . . Aber nein, es war unmöglich, es ging nicht . . . wie hätte sie gehen sollen? . . . Als etne Flehende, incognito . . . das wäre der einzig mögliche Weg, und den verbot ihr der Stolz; und abgesehen davon: es wäre auch nicht un-

gefährlich. Ja, es war ein Hirngespinnst. Sie vermochte nichts, gar nichts, gefangen wie sie war auf Pargos, in ihrem hochgelegenen Schloß mit dem Blick auf das weite Meer ringsum. Wie klein und langweilig! Und immer die vielen Gäste! Prinz Edgard und die Herzogin von Luca und ihresgleichen, und wohl auch noch eine Gräfin Costi! . . . Ach, sie empfand es deutlich: sie war gesunken, traurig, tief gesunken! Ja, sie war thöricht gewesen . . . Wenn sich jemals für sie Alles noch einmal anders und besser gestaltete, dann, ja dann . . . Alles anders? War denn irgend welche Aussicht oder Hoffnung? Wladimir: ja, sie war seine Mutter; aber sie konnte und durfte es dabei nicht bewenden lassen. Sie mußte mit ihrem Sohn arbeiten: er mußte ein Werkzeug in ihrer Hand werden. Er war so jung, so furchtbar jung, ein unbesonnener wilber junger Löwe. Er wußte nicht immer, was er that; er machte oft Dummheiten, tolle, unbedachte Streiche . . . Und wie in plötzlicher Erleuchtung sah sie es deutlich vor sich: Elena — Ciparien! Es glänzte vor ihrem Blick, weit, weit . . . das Licht, die Hoffnung . . . Ihre herrlichen Augen funkelten, ihre Büge strahlten unter einem seligen Lächeln, und aus ihrer ganzen Haltung sprach eine seltene Energie, wie sie jene Frauen besitzen, die mit einem einzigen Wort, mit einer einzigen Bewegung Vieles zu erreichen gewöhnt sind, wenn sie Alles nur wohl überlegt und richtig auszuführen verstehen . . .

Noch einmal schaute Briani sie andächtig an. Er wollte nicht darauf bestehen, den Grund ihrer plötzlichen Verstimmung zu erfahren. Nun er jedoch die nervöse Veränderung bemerkte, die ihre Apathie beflügelte, fragte er noch einmal in der leicht eindringlichen Art eines Höflings, der das Herz und die Gedanken seiner Herrin und Geliebten ganz gründlich zu kennen glaubt: „Aber woran denken Eure Majestät denn?“

„An gar nichts,“ sagte Alexandra und erhob sich. „An nichts. Kommen Sie in's Bouboir. Elena wartet mit den Costümbildern auf uns.“
(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Börsen-Idyll.

Daß ein moderner Dichter unbändigen Respekt vor dem Gelde hat, ist psychologisch durchaus erklärlich. Man respectirt Alles, was man nicht besitzt und sachlichem Ermessen nach auch nie besitzen wird. Lebendige Dichter haben bekanntlich Flammen und Waffen, die furchtbarer sind als Jovis Blitz, und ihr verwegener Muth, ihre heldenhafte Wahrheitsliebe schrecken vor keinem König und keinem Gott zurück. Wo ist die Institution, deren Fäulniß sie nicht mit glänzender Beredsamkeit aller Welt offenbart haben; wo giebt es einen Purpurmantel, unter dem ihre Roentgenblicke nicht schlotterndes Schwächlingsgebein erspähen, wo ein Idol, dessen Baalpriester sie nicht entlarven? Man möge das Conversationslexikon vornehmen und sämtliche Abstracta, die darin verzeichnet stehen, gewissenhaft durchprüfen — keines von ihnen hat die ägende Kritik der Neutöner bestanden. Gebrandmarkt ist als Lug und gleißender Schmutz jedes Gefühl, das die Christer von anno Toback hochachtungsvoll besangen; in den Staub getreten, überwunden ist jede von den rückständigen Einrichtungen, auf die sich die Wiedermeier des neunzehnten Jahrhunderts so viel zu Gute thaten. Man sehe darauf hin wirklich einmal das Conversationslexikon durch! Wenn man aber den angenehmen Kitzel, Zuschauer eines moralisch-intellektuellen Weltbrandes von ungeheurer Ausdehnung zu sein, bei besagtem Durchblättern recht lange genießen will, so fange man mit dem letzten Bande an! Denn sonst wäre Einem der Spaß schon beim zweiten verborben. Vor dem Etichwort „Börse“ nämlich verstummt angstvoll der titanische Uebermuth der modernen Himmelsstürmer. Unberührt von den Gluthen der rasenden Feuersbrunst, die sie in ihren gesammelten Werken entzündet haben,

ragt der Börsentempel aus den Reg- und Schwefelregen auf. Gegen ihn wird kein vorlautes oder gar barsches Wort geschleudert. Alle unsere Poeten sind, sobald die Rede auf die Börse kommt, schweigsame Handelsredacteure oder furchtsame Anbeter. Jeder Winkel-Bankler ist ihnen Gottes Stellvertreter auf Erden, und ein Wirklicher Geheimer Commerzienrath nun gar, oder ein geadelter Bankdirector mit 150 Millionen Grundcapital erzwingt ihre schauernde Anbetung.

Vergangene Woche ward uns in eintgermaßen überflüssiger Generalprobe Ibsen's John Gabriel Borkmann wieder einmal vorgemimt. Lächelnd erkannten die jungen Leute von der Börse, die die Muskelquetschereien im Wintergarten satt bekommen hatten und, weil der Circus geschlossen ist, die paar Schritte weiter nach der Schumannstraße gefahren waren, weld' bacfischhaft romantischen Anschauungen der große sociale Anatom aus Nord hinsichtlich unserer Bankdirectoren hulldigt. Der menschliche Eitelkeit und Kleinlichkeit mit vernichtender Fronte belächelt, der den Gregor Werke und die alberne Thierfrage in jeder aufrecht gehenden, zweibeinigen Creatur erspäht, stempelte seinen Geldgewaltigen zu einem gespenstischen Dämon, einer überragenden, von dunklen Mächten inspirirten Intelligenz! Während die jungen Börsenleute zu den spulhaften Reden des Werwolfs gelangweilt gähnten, dachten sie der Intelligenz, die ein normaler Bankleiter thatsächlich zu entwickeln pflegt und die so gar nichts Unheimliches an sich hat. Diese Dichter sind unverbesserliche Schwärmer, ging es ihnen durch den Sinn. Wir imponiren ihnen noch immer. Der höchste Mann im Staate ist nicht sicher vor ihren Pfeilen, und es könnte selbst vorkommen, daß sie sich an Herrn v. Lucanus vergreifen. Die Börse aber gilt ihnen für Tabu. Die jungen Leute lächelten, als sie das überdachten.

Es giebt keine Berliner Komödie, obgleich die Stoffe auf der Straße liegen, obgleich hundert frische und kluge Augen diese Stoffe tagtäglich sehen. Doch sie wagen es nicht, sie aufzuheben. Wer die moderne Berliner Komödie schreiben will, muß sich allerdings in das Milieu wagen, das Sudermann in seiner Sünden Raienblüthe schüchtern streifte; ohne Thiergarten- und Burgstraße giebt es kein echtes Berliner Lustspiel. Zwischen diesen beiden Polen kreist unsere Welt. Aber die Börse gilt für sacrosanct. So kommt es, daß Herr Lindau verstaubte alte Kalischiaden ausgraben und von einer Wiedererweckung der Berliner Bosse faseln lassen darf, daß die Weißbierpfropfen knallen, während rings der Champagner in Fässern geschichtet steht. Doch Niemand wagt ihn auf Flaschen zu ziehen. Denn die Börse ist unverletzlich, und gesteinigt fürchtet zu werden, wer auch nur einen Witz auf Bel macht.

Die Börse adelt. Das schauerliche Irrenhäuslergeschrei, das sie alltäglich um die dritte Nachmittagsstunde durchtobt und in dem die schrillen Glodentöne des Rehraus ungehört untergehen, ist der Triumphruf der Herrin unserer Erde. Wer zu ihrem Befolge zählt, steht hoch erhaben über dem elenden Gewimmel der Vielzubielen. Beläuterte und freiere Sittengesetze gelten für ihn; mit anderer Elle werden er und seine Thaten gemessen. Eine Bankgröße, die im schwarzen Jahre 1893 etliche kleine Depots nicht rechtzeitig genug herbeischaffen konnte und von den zu den Depots gehörigen tüchtigen Dummköpfen dem Staatsanwalt verrathen wurde, büßt die kleine Unvorsichtigkeit nicht im Zuchthaus, wie begrenzter Richterverstand vorschrieb, sondern in der sonnigen und lustigen Kanzlei einer behaglichen Anstalt für Geistesfranke. Im Interesse seiner für uns alle so werthvollen Gesundheit, die durch die nervenzerüttende Luft der Berliner Fondsbörse geschwächt worden ist, hat man ihm sogar regelmäßigen Sonntagurlaub gewährt. Dagegen wandern gefezunkundige Eltern, die dem verlobten Bräutigam ihrer Tochter nach altem Brauche etliche Zärtlichkeiten gestatten, noch immer prompt in's Zuchthaus, und da sie gemeinhin nicht verrückt werden, obwohl sie Grund genug dazu hätten, so erhalten sie auch keinen Sonntagnachmittags-Urlaub . . . Hugo Löwy ist vor Jahresfrist, blühend in apollinischer Herrlichkeit, aus dem Gefängniß hervorgegangen, dessen Mauern länger als ein Lustrum seinem Unternehmegeriste und seinem Depotspürsinn plumpe Schranken setzten. Der sechsjährige Ehrverlust, dessen er sich erfreut

und der ihm, eine besondere Vergünstigung in unserer mordreichen Zeit, gewissenhafte Polizeiaufsicht verbürgt, hat ihn an der Wiedereroberung aller börsianischen Ehren nicht gehindert. Er redigirte ein einflußreiches Handelsblatt, leitete ein weitverzweigtes Bankgeschäft, verursachte den unerhörten Kurssturz am letzten schwarzen Montage und war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, dessen kühnen Schachzügen Berlin und London mit Bewunderung zusahen. Das graue Anstaltshabit fiel von ihm ab, wie die Puppenhülle von dem schönen Schmetterling, und Niemand erinnerte sich mehr seines Puppenstandes. Uns Anderen trägt man den Tag Gast, den wir aus erklärlichem Mangel an fünf Mark Silbergeld sparsamer Weise abgaben, in alle Zukunft nach, verbucht ihn in alle Conditiven und wälzt ihn schließlich als lastenden Felsblock auf unseren Grabhügel. Die im frühlichen Suff zerbrochene Laternenscheibe rächt sich noch an Kindern und Kindeskindern. Im strahlenden Glanze der Fondsbörse jedoch löschten auch 2150mal größere Flecken auf der Stelle aus, mehr noch — sie machen den Mann pikant, wie das Schönheitspflasterchen die Anadyomene des Nachtscaffees.

Es hat wohl einmal Finanzleute gegeben, deren findige Regsamkeit jeden Unbetheiligten mit ehrfurchtvollem Schrecken erfüllte und deren weite Gesichtspunkte auch geriebenen Gaunern imponirten. Baron Hirsch, dem sie jetzt in New York ein Denkmal setzen, obwohl sein Andenken allen Türkenloos-Käufern ohnehin ewig unvergänglich bleiben wird, Baron Hirsch war solch' ein Napoleon des Courszettels. Und dem Deutschen Stroussberg kann man sogar den Vorwurf machen, daß er neue Industrien zu schaffen, neue, der Volkswirtschaft nützliche Erwerbsquellen zu entdecken verjuchte. Unsere modernen Finanzier sind einfacher organisirt. Ihre ganze Intelligenz erschöpft sich in der Kunst, Aufgelber einzustreichen. Diese Kunst macht ihren Jüngern insofern wenig Kopfschmerzen, als sie nur in zwei oder drei schlichten Handgriffen besteht. Man nehme zwei Actiengesellschaften, die bislang gar nichts miteinander zu thun hatten, und fusionire sie. Irgendwelcher Begründung bedarf die segensvolle Maßnahme natürlich nicht. Den Actionairen gegenüber genügt der Hinweis darauf, daß beide Gesellschaften zuverlässig binnen Kurzem mit Unterbilanz arbeiten und nothgedrungen in Concurs gehen müßten, wenn man sie nicht unverzüglich vereinigte. Die guten Leute werden in allen solchen Fällen einen Berliner Bankier, der sich durch Zeitungsinferat zu kostenfreier Vertretung ihrer Interessen und entschiedener Ablehnung des Fusionsantrags verpflichtet, zur Generalversammlung abordnen. Hier läßt sich der Bankier dann von den unwiderstehlichen Darlegungen des Verwaltungsrathes davon überzeugen, daß er die heilige Pflicht habe, nun doch der Fusion zuzustimmen, und dank der Actienzahl, die er vertritt, wird die Verschmelzung mit erfreulicher Mehrheit beschlossen. Jetzt ist nur noch nöthig, neue Actien derjenigen Gesellschaft auszugeben, die die andere aufsaugt, und ein möglichst hohes Aufgeld in die Tasche zu stecken. Finanzgenies, denen selbst diese Transaction noch zu verwickelt und gehirnelastend erscheint, ist die simple Neugründung oder die augenblicklich noch bellebtere Capitalserhöhung zu empfehlen. Hier feiert der Agiotage-Stumpfsinn seine schönsten und leichtesten Siege. Man vermehrt das Capital der unglücklichen Gesellschaft, für die man sich interessirt, so lange, bis sie außer Stande ist, eine Dividende zu zahlen. Dann wird das Capital rasch wieder vermindert, was börsentechnisch Sanirung heißt und abermals erklecklichen Gewinn abwirft. Ist die Coniunctur günstig und merkt der intelligente Bankleiter dies durch einen Zufall, — meist merkt er es allerdings nicht — dann kann das grazigste Actiengesellschafts-spiel wiederholt mit Nutzen betrieben werden.

Sehr findige, besonders jüngere Talente, die über die Schablone hinausstreben, können durch die Fabrication von Gerüchten und Schwindeldepeschen in den Ruf hervorragenden Scharfsinns kommen. Freilich sind auch hier schon die Glücker beliebt, was seine Ursache darin hat, daß die Börse immer wieder gerade auf sie mit Begeisterung hineinfällt. So wirken Kabel-Telegramme über die Lage des amerikanischen

Eisenmarktes regelmäßig durchschlagend, auch wenn sie aus Wannsee kommen, und erzeugen Coursveränderungen von einem Umfange, den sogar verbürgte Weltkriegs-Erklärungen nicht hervorrufen. Reizend machen sich Fälschungen der Monatsausweise wichtiger Kohlengruben, und der hübsche Trick, den Reingewinn eines Eisenwerkes statt mit 100,000 Mk. mit 1,000,000 Mk. zu beziffern, wird um so lieber angewandt, als kein billig Denkender den abgehegten Börserherren derartige kleine Schreibfehler verübeln kann. Viel zu wenig nußt man dagegen noch eine Anregung aus, die in dem Prozesse zwischen den beiden Telegraphenbureaux Wolff und Hirsch gegeben wurde. Ein Zeuge äußerte sich dabei, man habe ihm erzählt, daß in dem amtlich bedienten Wolff'schen Bureau nach einer geheimen Anweisung wichtige politische Nachrichten, die auf die Börse von Einfluß sein könnten, vor ihrer Veröffentlichung dem Hause Reichröder vorzulegen seien. Als einmal eine Depesche aus Argentinien eingelaufen und veröffentlicht worden sei, ohne daß man sie erst dem Hause Reichröder vorgelegt habe, sei deshalb großer Lärm geschlagen und der für dieses Versehen Verantwortliche entlassen worden.

Das ist die Intelligenz der Hochfinanz, von der uns täglich Wunderdinge berichtet werden. Von solchen Schlägen erzittert das Herz unseres modernen Wirtschaftslebens, die Börse. Ein Hugo Löwy terrorisirt sie; Dummejungenstretche, auf die kein Nachtwächter hineinziele, bestimmen ihre Tendenz.

Emil Zola, der in seinem Börsenroman zum Jules Verne geworden ist wie andere Leute mehr und sich in erpöhter Phantasie den Finanz-Übermenschen construiert hat, weiß von derlei schlichten Kunstgriffen allerdings wenig zu melden. Es ist überhaupt der Fluch unserer Bankweltgrößen, daß wir sie zur Gottähnlichkeit hinaufschrauben und ihnen liebe Alltags-Lumpereien und Narrheiten gar nicht zutrauen. Ganz abgesehen von der dadurch bedingten Erschwerung des Geschäftes zwingen wir sie auch zu geistigen Anstrengungen, denen sie nicht gewachsen sind und die ihre Lage unvorthelhaft von der des einfachen, ohne Schlußscheine arbeitenden Abruzzenbewohners unterscheiden. Die Berliner Börsengrößen haben ihre Nerven doch nicht auch gestohlen.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Der König von Rom.“ Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Otto v. d. Pfordten. (Hgl. Schauspielhaus.)

Trotz dem guten Beispiele, das der mit Urlaub überlastete Reichszanzler gegeben hat, werden nicht alle deutschen Staatsbürger spornstreichs die Weltkirmes aufsuchen. Und unter den Auserwählten, die sich diesen ein bißchen zweifelhaft werdenden Genuß leisten können, wird nur wieder ein kleiner Bruchtheil in der Lage sein, Rostands „Miglon“ nicht zu verstehen und doch zu bewundern. Der freiwillig oder unfreiwillig Zurückgebliebenen, der freiwillig oder unfreiwillig vom Anblick Sarahs Ausgeschlossen hat sich Herr Otto v. d. Pfordten angenommen, den man bereits als dramatischen Dichter kennen und fürchten gelernt hat. Er bescheerte uns einen deutschen Napoleon Franz Josef, Herzog von Reichstadt, sogar einen in Jamben, und auch sein Miglon ward eine Hosenrolle. Was in Paris Sarah Bernhardt nicht vermocht, das vermochte in Berlin Fräulein Rosa Poppe nicht. Und während in Paris Monsieur Rostand zeigte, daß glänzende Theater-Routine, sprühender Geist und silberblank geschliffene Berse doch noch lange kein gutes Stück ergeben, bewies in Berlin Otto v. d. Pfordten, daß derselbe Effect erzielt werden kann mit schlechterdings elenden Versen, geistverlassener Nüchternheit und hilfloser Coullissen-Dilettanterei.

Der große Napoleon ist seit zehn Jahren todt. Am Hofe von Schönbrunn amüßirt sich nach liebenswürdiger Knabenart sein einziger Sohn, den man in der Wiege zum Könige von Rom krönte, und der, Dank dem Einfluß der danubischen Lüfte, das Gegentheil eines Welt Eroberers geworden ist. Nun, der Herzog von Reichstadt kann nichtsdestoweniger mit seinem Hofe zufrieden sein. Lauter edle, brave Leute umgeben ihn und mühen sich um ihn; er lernt den guten Kaiser Franz, den zu Unrecht verlästerten waderen Metternich von der denkbar besten Seite kennen, und seine Mutter nun gar, Maria Luise, die Kaiserin-Wittve — nein, das ist eine zu liebe Dame! Schändlich, wie man sie

in der sogenannten Weltgeschichte verlästert hat, sie und den ganzen Wiener Hof! Der blutjunge Herzog von Reichstadt lebt unter ihrem Schutze wie im Sclaffenlande. Als er nun gar die ersten Blüten der Liebe gepflückt, als ihm die hübsche Erzherzogin Renata ihr Herzchen auf dem Präsentirteller entgegenbringt, da müßte er sich doch eigentlich zufrieden und glücklich preisen. Leider treten zwei Störungen seines Wohlbefindens ein — sonst wäre die Geschichte ja kein Drama! — und richten den armen Kerl zu Grunde. Erstens hustet er, was kein seliges Ende an der Schwindsucht vorbereitet; und zweitens leßt ihm der alte General Bertrand, Napoleons letzter Getreuer, trotz aller Vorsichtsmaßregeln Marie Luise's den Kopf voller Grillen. Der curiose alte Haudegen überbringt dem Könige von Rom Napoleons letzte Grüße, dazu den Degen von Austerlitz, den Marschallstab von Austerlitz und den historischen alten Hut. Er entrollt ein so ergreifendes Bild von den Qualen des einsamen Gefangenen auf St. Helena, daß sich im Herzen des siebernden Jünglings schmurtzacks eine Revolution vollzieht. Er verabredet mit Bertrand den üblichen Fluchtplan, träumt von einem Friedenskaisertum und inaugurirt es dadurch, daß er Mutter und Braut brutalisiert. Leider verhindern allerlei Zwischenfälle, über deren Bedeutung ich mir nicht recht klar geworden bin, die Flucht; Bertrand zieht sich mit einigen drückebergerischen Redensarten von der Affaire zurück, und der arme Herzog von Reichstadt bleibt zu weiterem Arkadierleben verurtheilt. Aber er kann das gährende Drachenblut nicht wieder in die bekannte Milch zurückverwandeln. Der Thatendrang und der Cäsarenwahn sind in seiner schwachen Brust erwacht, er rast und tobt, will durchaus keine Vernunft annehmen und stürzt am Ende, von einem Blutsturz betroffen, todt an der überlebensgroßen Statue des überlebensgroßen Vaters zusammen. Merkwürdiger Weise steht dies Bilderverk im Garten von Schönbrunn, wo man doch dem kaiserlichen Knaben seine Herkunft und seine Adlergeburt vergessen machen wollte, wo doch Marie Luise regiert, die den verstorbenen Gemahl schauernd einen Minotaurus nennt. Da jedoch in der Schlussscene eine Compagnie Soldaten aufmarschirt und dem todtten Wiglon alle Reverenz erweist, tröstet man sich mit dieser der Wirklichkeit sein nachempfundene, echt dramatische Idee über alle sonstigen Unwahrscheinlichkeiten hinweg und geht vergnügt nach Hause.

Pfordten hat die Absticht gehabt, den verlorenen Sonnenflug eines Kranken zu schildern, das Mißverhältnis zwischen stürmendem Willen und schwindjüchtigem Können. Des Vaters gigantisches Beispiel peitscht den schwachen Sohn zu Anstrengungen auf, die über seine Kraft gehen; nach kurzem Rausch bricht er in die Kniee und verendet am Wege, ehe er noch den ersten Wellenstein hinter sich hat. Dieser Vorwurf kann einen gestaltungskräftigen Dichter und Seelenschilderer wohl reizen. Aber Pfordten begnügt sich damit, Geschichten und Anekdoten zusammenzulehren. Seine engbrüstige Phantasie kommt über die allervulgärste Erfindung nicht hinaus, und statt das tragische Schicksal des jungen Fürsten in straffer Handlung zu entwickeln, redet er ruhelos darüber, läßt er seine Personen erzählen, was er bilden sollte. Die jähe Wandlung der Wesensart Napoleon-Franz Josefs, aus der ein wirklicher Dramatiker ein psychologisches Kabinetstück geschaffen hat, bleibt bei Pfordten unverständlich; statt des Kranken, vor der That müden, weil muskelschwachen Heldensohnes zeichnet er ein sieches Gespenst, einen perverfen Knaben, der sich an Süßigkeiten den Magen überladen hat und nun der Abwechslung halber mal die Bestie spielen will. Die Unberücksichtigung der Pfordten'schen Arbeit wird von dem Verfasser selbst grell beleuchtet durch seine unglückliche Genosshaft, Jamben zu schreiben. Dadurch nimmt das Werk eine Gepräiztheit an, die komisch und widerwärtig zugleich wirkt; dadurch zeigt sich die Dede und Platttheit der Sprache in liebenswerther Vergrößerung. Der Vers hat unter den Bananen von heute schon Fettsucht genug, die Musik geht allmählich aus der Welt — weßhalb strengt sich da Herr Otto v. d. Pfordten so übermäßig an, den Proceß noch zu beschleunigen und ad oculos zu demonstrieren, wie tief elende Jambenpoesie unter der elendesten Prosa steht?

Notizen.

Von H. v. Poschinger's Bismarck-Portefeuille ist soeben der fünfte Band in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Er bringt wieder neues und werthvolles Material über den Alt-Reichskanzler. Zuerst eine Anzahl von Bismarck persönlich oder in seinem Auftrage gezeichneten Rundgebungen und einen Aufsatz über Bismarck's Aufenthalt in Ferrières im Jahre 1870. Hierauf folgt, in Fortsetzung der von Poschinger schon einzelnen Mitarbeitern Bismarck's aus dem Ressort des Auswärtigen Amtes gewidmeten Aufsätze, eine bis 1874 reichende Biographie des früheren Gesandten in Hamburg, v. Ruffenow. Der jetzt vorliegende Theil behandelt dessen Thätigkeit als Diplomat im Auslande bis 1871 und als Abgeordneter im ersten

Deutschen Reichstage, sowie eine damalige Arbeit auf dem Gebiet des Seerechts in Kriegszeiten, die gerade jetzt ein actuelles Interesse hat. Ein weltgeschichtliches Verdienst dürfen wir Ruffenow ebenfalls zuschreiben. Nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges als stellvertretender Votirath nach London entsandt, verdankte er seinen Beziehungen zu dem ihm seit Jahren befreundeten Eigenthümer eines der angesehensten Londoner Journale am Morgen des 25. August 1870 die von einem zuverlässigen Kriegsberichterstatler soeben telegraphirte Nachricht von der plötzlichen Abzweigung Mac Mahon's von Chalons und von seinem Eintreffen in Reims mit dem Plane, längs der belgischen Grenze auf Metz zu marschiren und die dort eingeschlossene Armee Bazaine's zu entsetzen. Diese für die deutsche Kriegsführung so überaus wichtige Nachricht überbrachte Ruffenow spornstreichs dem Militärattaché bei der Botschaft, dem damaligen Major, späteren General der Artillerie v. Roerdanz. Ruffenow erinnert sich noch lebhaft, wie dieser, die Karte des Kriegsschauplatzes vor sich, die damaligen Stellungen der verschiedenen Heereskörper der deutschen und französischen Armeen erwägend, mit dem Zirkel in der Hand die fast unausführbar erscheinenden Geschwindmärsche berechnete, deren es für die deutschen Armeecorps bedürfen würde, um Mac Mahon den Weg zu verlegen. Auf Grund der Mittheilungen Ruffenow's redigirte Roerdanz ein Telegramm, welches entweder unter seinem Namen oder unter demjenigen des Botschafters unverzüglich nach dem deutschen Hauptquartier abgefertigt wurde. Dies ist die historische Londoner Depesche, von welcher Motke in seiner „Geschichte des deutsch-französischen Krieges“ schreibt. Später (1874) machte Ruffenow im Reichskanzleramt die Wahrnehmung, daß die überseeischen Angelegenheiten sich zu den europäischen quantitativ ungefähr wie die kaiserliche Marine zu dem deutschen Heere verhielten. Dies sollte anders werden. Nach Ablauf des Interims erbat er sich deshalb und erhielt die Erlaubniß zur Begründung eines besonderen überseeischen Decernats. In diesem bearbeitete er die Handelsbeziehungen mit den überseeischen Staaten und namentlich die deutschen Reclamationen, welche in außereuropäischen Staaten oder in uncivilisirten Regionen in Folge von Verletzungen der Rechte oder Interessen des Reichs und seiner Angehörigen entstanden und häufig zur Requirirung von kaiserlichen Kriegsschiffen Anlaß boten. Hieraus entwickelte sich allmählich eine immer kräftigere überseeische Politik, bis diese wiederum zum Sieg des colonialen Gedankens und zur Erwerbung eigener deutscher Colonien führte. Gleichzeitig mit dem neuen Bande des „Bismarck-Portefeuille“ erscheint von H. v. Poschinger in der Verlags-Anstalt auch ein zweiter Band „Ansprachen des Fürsten Bismarck“, der uns den angeblich „altgewordenen“ Reichskanzler a. D. als noch immer jugendfrischen Redner zeigt, — von der verhängnißvollen Entlassung bis zu der zuletzt bezeichneten öffentlichen Ansprache Juni 1897 an die nach dem Sachsenwalde gefahrenen Mitglieder des Deutsch-nationalen Radfahrerbundes.

„In'n Middelkraug“. Von D. Piper. (Wismar, Hinstorff.) Daß es auch heute noch Originale giebt, wenn man sie nur zu finden versteht, lernen wir aus der vorstehenden hübschen Geschichte, die im Neuter'schen Platt geschrieben ist und einen neuen Beweis für den feinen sinnigen Humor erbringt, mit dem der durch seine vorjährige plattdeutsche Geschichte: „Ut 'ne lütt Stadt“ bereits in weiten Kreisen bekannt gewordene Verfasser Leben und Menschen erschaut. Man denke sich als die beiden Helden des neuen Buches einen stark angejahrten Junggesellen von altem mecklenburgischen Adel, der ein schönes ertragreiches Rittergut mit Jagd, Feu und gutem Rothpohn glücklich verpugt hat und nun von den Verwandten auf eine ganz kleine Rente gesetzt ist, und als seinen Genossen einen einstigen Pfarramtsandidaten, der nach manchen Irrfahrten als Hauslehrer seine geistliche Carrière als — Chauffeegeldeinnehmer beschließt. Wer ein Freund des Plattdeutschen und eines gesunden Humors ist, sollte an dem hübsch illustrierten Buche nicht vorübergehen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Gegenwart“.

Gesucht

wird ein **Redacteur** für eine Berliner Frauenzeitung. Täglich Vormittags drei Bureaustunden. Jahresgehalt 4800 Mark und jährlich zweimal vierzehn Tage Ferien. Angebote mit Angabe bisheriger Redaktions-Stellungen und persönlicher wie brieflicher Schriftsteller-Befanntschaften unter U. H. 972 durch Haasensteln & Vogler, A.-G., Berlin, W. 8.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Befiegten, gezeichnet von seiner Tochter **Marie von Bunsen.**

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Reliogravüre. Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mf. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Entwürfen v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Blücher Crisp Dahl Daubet Egby Fontane Groß Haedel Hartmann Heije Jordan Kyppling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenlofer Sallsbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.



Atad. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besoh. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Institut. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Donhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. **Älteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher u. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von **Richard Sattler, Braunschweig.** (Gegründet 1883).

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hilbesheim. Sommerfakson v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. Kurmittel: Naturw. Sphers. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradluft, Medicomechan. Janderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. Neues Thermalbadehaus am 15. Mai 1900 eröffnet. Indikationen: Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Brust- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Anämie, chronische Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleitung u. Schwemmanalysation. Prospekte u. Beschreibung übersendet frei die königliche Badeverwaltung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, walddreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenstoffreichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procuduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kesyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution. Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prosp. gratis.



Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprtvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Redigirt von Theophil Bolling und Hermann Schulz.

Verlag von G. G. G. G.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesamte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Notwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonym und anonym Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Tolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeitzelle 80 Pf.

Inhalt:

Zur Beruhigung des socialen Gewissens. Von Karl Noegel. — Die Wärme und die Massenattraction. Von Ingenieur Gustav S. Cast. — Literatur und Kunst. Zu Hegel's Leben. Von Otto Dirksen. — Aus der Wiener Theatergeschichte. Von Eduard von Bamberg. (Schluß.) — Feuilleton. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt. Gala-Oper. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Beruhigung des socialen Gewissens.

Von Karl Noegel.

Unter socialen Gewissen versteht man das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen für die herrschenden socialen Mißstände. Unstreitig hat sich dieses sociale Gewissen in den letzten Jahrzehnten in früher ungeahnter Weise verschärft. Mangel an Interesse für die socialen Fragen darf fast schon als sittlicher Mangel, als Charakterfehler, bezeichnet werden. Der Besucher einer Hochschule muß schon über einen außergewöhnlichen Grad von Stumpfsinn und Gleichgültigkeit verfügen, wenn es ihn nicht hindrängt nach den allgemeinen Vorlesungen über sociale Themata, die jetzt in so vorzüglicher Auswahl auf allen deutschen Hochschulen geboten werden. Aber auch diejenigen jungen Leute, welche nicht das Glück hatten, die Anregung einer Hochschule zu genießen, also bei Weitem die Mehrzahl, werden, wenn sie nur normal begabt und entwickelt sind, ihre Augen nicht den socialen Gegensätzen verschließen können, und es wird in ihnen das dringende Verlangen entstehen nach eingehender volkswirtschaftlicher Belehrung. Sehr fein social veranlagte Naturen endlich — und auch daran ist heute kein Mangel — empfinden es geradezu, als ob sie persönlich mit Schuld trügen an der Noth der Enterbten. Bei diesen wird sich in alle Berufspflichterfüllung stets der eine Gedanke drängen, daß sie eine Pflicht noch nicht erfüllt haben, die Pflicht, beizutragen zur Bekämpfung der socialen Noth. Aus diesen Letzteren bildet sich die Elite unserer Nationalökonomien.

Im Allgemeinen also sucht der Einzelne sich dadurch mit seinem socialen Gewissen abzufinden, daß er zunächst nach theoretischem Verständniß der wirtschaftlichen Fragen trachtet. Wie aber begegnet man diesem Verlangen nach socialer Belehrung? — Wiederum am besten daran sind die Hochschulbesucher. Die akademischen Vorlesungen über sociale Gegenstände tragen eben bei allen nothgedrungen weitausholenden, rein theoretischen Entwicklungen doch meistens so viel von der persönlichen Wärme des Vortragenden in sich, daß sie wenigstens nicht abkühlend und ernüchternd auf ein Bildungsstreben wirken, das in diesem Falle fast ausschließlich Herzenssache ist. Das sind aber die wenigen glücklichen Studirenden. Wie aber die Anderen, die Mehrzahl? — Nun, diese kaufen sich zunächst — oftmals mit mühsam erspartem Gelde — eines unserer an sich vorzüglichsten Lehrbücher der Nationalökonomie. Mit Andacht vertiefen sie sich in die unendlich nüchternen Definitionen und langwierigen

Ableitungen. Bald wird die Sache schwierig. Ihrer Vorbildung nach sind die jungen Leute nicht gewöhnt an rein theoretische, streng wissenschaftliche Lectüre. Eine Zeit lang quälen sie sich weiter, schließlich werden sie müde und klappen das Buch endgiltig zu, nicht ohne ganz unberechtigter Weise viel von dem Glauben an ihre Energie verloren zu haben, was immer ein großer moralischer Schaden ist; oft aber auch mit einem Gefühle der Bitterkeit, daß ihnen das Schicksal nicht die Auszubildung gönnte, ihren Herzensdrang zu befriedigen. Jedenfalls geht eine ungeheure Menge von jugendlicher socialer Kraft verloren, welche, ihren Anlagen nach ausgebildet, ein ganz vorzügliches Rüstzeug gegeben hätte zum Kampfe gegen sociale Mißstände, zum Kampfe gegen die antinationalen und gesetzgeberisch unproductiven Tendenzen der großen socialdemokratischen Partei.

„Der große Geist hat mich verschmäht!
In Deinen Rang gehör' ich nur!“

So ungefähr denkt der enttäuschte junge Socialforscher und greift resignirt zu irgend einem billigen, partiisch beschränkten Zeitungsblatte, von nun an die einzige Quelle seiner socialen Belehrung. Das Eindringen in die wirtschaftlichen Verhältnisse überläßt er den Professoren, die er sich in unnahbarer Weisheit thronend vorstellt. Und doch ist gerade die Nationalökonomie von allen Wissenschaften am meisten zur Popularisirung geeignet. Denn sie kann aller Fremdwörter und aller gesuchten Dialektik durchaus entbehren; sie verlangt keinerlei Specialvorbildung und setzt nichts weiter voraus als gesunden Menschenverstand.

Es fehlt uns nur ein wirklich populäres Lehrbuch der Volkswirtschaft. Unsere großen Nationalökonomien hatten eben bisher noch zu viel zu thun mit ihrer Hauptaufgabe, der Heranbildung tüchtiger Schüler, als daß sie sich mit der Popularisirung ihrer Wissenschaft beschäftigen konnten.

Bei der Abfassung eines populären Lehrbuchs der Nationalökonomie wäre nun Folgendes zu berücksichtigen: Zunächst müßte der lückenhaften Vorbildung der Leser in der Weise Rechnung getragen werden, daß von allen nur irgendwie entbehrlichen Fremdwörtern abgesehen werde, unentbehrliche klar und kurz definiert werden, und daß der Aufbau der Lehre möglichst klar und allmählig aufsteigend sei. Um ferner den im reinen Denken Ungeübten vor Wegmüdigkeit zu bewahren, müßte ein reiches, praktisch illustrirendes und dem Gedankenkreise des Volkes entnommenes anekdotisch interessantes Beiwerk die theoretischen Hauptsätze umranken.

Schließlich aber ist in diesem Falle einmal gründlich

auf die rein wissenschaftliche Darstellungsweise zu verzichten, welche die Wissenschaft als Selbstzweck lehrt. Vielmehr muß bei jeder Gelegenheit, wo es nicht geschmacklos ist, durch die ganze theoretische Entwicklung hindurch auf den praktisch ethischen Endzweck alles nationalökonomischen Strebens hingewiesen werden, damit der warmherzige Leser, der einfache Mann aus dem Volke, dem die sociale Belehrung Herzenssache ist, sich nicht mehr scheu vor so viel Weisheit zurückzieht, sondern immer mehr zur Einsicht gelangt: „Auch sie, die großen Gelehrten, sie haben Mitleid mit der socialen Noth und wollen nichts als Gerechtigkeit und Volksglück.“ Nur so, d. h. durch das Medium der seelischen Theilnahme, wird es dem einfachen Manne möglich, ein rein theoretisches Buch mit bleibendem Nutzen durchzustudiren, zur Beruhigung seines socialen Gewissens, zur Erweiterung seines geistigen und seelischen Gesichtskreises, endlich zur thätigen Theilnahme an der großen socialen Sache. Und wenn das Volk erst einmal in seinen großen Nationalökonomien nicht mehr ferne, in kalter wissenschaftlicher Unnahbarkeit thronende Gottheiten sieht, sondern warm mitfühlende Menschen, so werden die Erkenntnisse dieser Gelehrten in ungeahnter Weise Verbreitung finden zum Heile des Vaterlandes und der ganzen Menschheit. Um es noch einmal kurz zusammenzufassen: Ein populäres Lehrbuch der Volkswirtschaft muß durch möglichste Klarheit der logischen Ungeübtheit des Lesers entgegenkommen, durch interessantes Illustrirendes Weirwerk ihn vor Ermüdung bewahren und endlich durch intensives Betonen des ethischen Endzweckes seinen Enthusiasmus wach erhalten. Mutatis mutandis dürften übrigens diese Anforderungen an alle populär-wissenschaftlichen Lehrbücher zu stellen sein.

Zur wirtschaftlichen Aufklärung des Volkes ist mithin das Hauptmittel ein wirklich populäres Lehrbuch der Volkswirtschaft. Indessen dürfte in leider nicht seltenen Fällen noch eine Voraussetzung zu erfüllen sein. Um es kurz zu sagen: es muß zuerst bewiesen werden, daß der Endzweck alles nationalökonomischen Strebens, also das Streben nach Volkswohl, überhaupt berechtigt ist. Das hätte noch vor einigen Jahrzehnten paradox geklungen, heute, in dieser Zeit des moralischen Ueberganges, ist es nur allzu verständlich. Darin haben wir es eben so viel schwerer als unsere Vorgänger und Väter. Diesen stand der Glaube an das Gute unererschütterlich fest; wir aber müssen uns das Gute erst beweisen, da einestheils geistvolle Wahnpredigten daran gerüttelt haben, andererseits der moderne trostlose asiatische Pessimismus die völlige Nutzlosigkeit jedes menschlichen Wohlthuns predigt. Aber wohl uns, daß wir diesen Kampf mit uns auskämpfen müssen, wenngleich viel individueller Lebensgenuß dabei verloren geht. Denn ist unsere ethische Weltanschauung einmal siegreich daraus hervorgegangen, hat sie also die schonungsloseste Kritik überstanden, so wird sie uns in ganz anderer Weise als vorher zum eigentlichen werthvollsten Besitzthum. So werden wir schließlich nach Ablauf der Uebergangszeit den wortgewaltigen Aufrütlern der Moral zu aufrichtigem Danke verpflichtet sein. Haben sie uns doch veranlaßt zu einer kraftvollen, zeitgemäßen Revision der Ethik, aus der das alte Gute in leuchtendem, siegreichem Jugendglanze hervorgehen wird, als ein köstliches Erbtheil unferen Nachkommen, die ihrerseits, auf diesem sicheren Besitze ruhend, ihre ganze Kraft großen aufbauenden Werken widmen können. Wenn auch der große Entscheidungskampf zwischen Individualismus und Altruismus erst im kommenden Jahrhundert ausgefochten werden wird, so muß, wie wir sehen, schon jetzt jeder thätig im Leben Dastehende mit sich selbst darin fertig werden. In einem wie dem anderen Falle wird wohl der Streit mit einem Compromiß endigen: es wird ein ethisch geläuterter Individualismus entstehen, der als Postulat den Altruismus in sich einschließt, oder mit anderen Worten: eine möglichst allseitige Ausbildung des Individuums zum Zwecke der Unterstützung der Gesamtheit.

Dieses Alles zur Illustration des Standpunktes, den im Großen und Ganzen wir, die Gebildeten, den moralverneinenden Zeitströmungen gegenüber behaupten; wir, die wir gerüstet sind mit der Kenntniß alles Großen und Guten, was im Verlauf der Jahrhunderte gedacht und gethan wurde.

Wie aber müssen solche geistreiche Moralumwerther auf den naiven Mann aus dem Volke einwirken, der sie nicht kritisiren kann, und der ihren glänzenden Sophismen gegenüber wehrlos dasteht? Es giebt da nur zweierlei Möglichkeiten. Entweder er wirft sich rückhaltlos dem kirchlichen Dogma in die Arme. Dann hat er aber überhaupt das Vertrauen auf eigene Kritik und somit viel von seinem individuellen Werthe verloren; oder — und das ist bei Weitem das Schlimmere — er verliert den Glauben an das Gute völlig und ist dann ein zu Allem fähiges Werkzeug in der Hand der antimoralischen Agitation. Man wende nicht ein, daß dem Manne aus dem Volke nichts von allen diesen zerstörenden Tendenzen zu Ohren komme. Dem ist durchaus nicht so: Es ist schon viel mehr von den moralfeindlichen Tendenzen eines unverdauten Nietzscheanismus, eines fälschlicher Weise auf moralisches Gebiet übertragenen Darwinismus und noch verschiedener anderer gefährlicher Ismen in die unteren Volksschichten durchgedrungen, als man gemeinlich annimmt. Die Schuld daran liegt zum Theil an der Gleichgiltigkeit und dem Mangel an Energie, den die Gesellschaft in der Popularisirung der modernen Bildung bewiesen hat, zum Theil aber auch in der sehr energischen, aber tendenziös beschränkten wissenschaftlichen Propaganda der Socialdemokratie. Für diese Partei existirt nämlich die gesammte Wissenschaft zu dem alleinigen Zwecke, ihren Genossen das Alleinseligmachende des socialdemokratischen Dogmas zu beweisen. Man nehme doch einmal ein in socialdemokratischem Verlage erschienenenes Lehrbuch irgend einer Wissenschaft in die Hand und überzeuge sich, wie tendenziös zugestuzt und absichtlich entstellt der betreffende Lehrgegenstand vorgebracht wird. Eine derartige Lehrmethode ist nun gerade wie geschaffen dazu, jene an und für sich schon so gefährliche Halb- und Fehlbildung durch Aufnahme unverdauter moderner Verfallzeitelemente zu einem Stadium zu entwickeln, das völlige moralische Haltlosigkeit nach sich zieht. Auf einem solchen Boden kann natürlich keine volkswirtschaftliche Belehrung mehr gedeihen. Hier ist erst wieder der Glaube an die sittliche Weltordnung neu zu schaffen. Zu diesem Zwecke müßte ein warmherziger Gelehrter, ausgerüstet mit dem ganzen Wissen seiner Zeit, ein im oben näher bezeichneten Sinne populäres Bademeicum schreiben für den einfachen Mann, damit er sich zurecht finde in den moralischen Wirren der Zeit. Die verschiedenen Tendenzen wie Marxismus, Darwinismus, Nietzscheanismus, Pessimismus, Individualismus u. s. sind darin kurz und klar zu definiren und ebenso im ethischen Sinne zu kritisiren. Die Kritik geschehe nach den neuesten Forschungen unter Bevorzugung solcher Argumente, welche der Volksseele am sympathischsten sind. Eine solche Apologie des Guten, die zugleich eine praktische Sittenlehre sei, müßte massenweise verbreitet, unendlichen Nutzen bringen. Allerdings ist das eine sehr schwere Aufgabe. Aber warum sollte nicht auch einmal ein Verteidiger des Guten so viel Geist und hinreichendes Feuer besitzen wie so viele seiner Angreifer? Carlyle hatte diese großartigen Anlagen, aber er war niemals populär, da er viel zu schwer verständlich schrieb. Zimmerman mag er als Vorbild dienen, er und der wunderbar klare Emerson. Jedenfalls ist das eine Aufgabe des Schweißes der Edelsten werth. Wem dieser Wurf gelingt, wahrlich, der hätte auf ethischem Gebiete keinen geringeren Ruhm, als auf medicinischem beispielsweise der Erfinder der Antiseptik. Dieser schützt den Körper vor lebenszerstörenden Keimen, jener aber bewahrt die Seele vor moral-tödtenden Miasmen und macht sie wieder aufnahmefähig für alles Dasjenige, was den Ruhm und den Stolz des Menschengeschlechtes bildet.

Die Wärme und die Massenattraction.

Von Ingenieur Gustav H. Casp.

Es ist ein bedeutames Problem der allgemeinen Physik, das Wesen der Massenattraction zu erforschen. Wir wissen, daß die Massenattraction den festen und den flüssigen Aggregatzustand bedingt, aber vielfach, ja sogar allgemein, neigt man zu der Ansicht, daß zwischen den einzelnen Molekülen der Gase die Massenattraction aufgehört habe. Auch zwischen den einzelnen Weltkörpern wird wohl die Massenattraction wirken; bei der Sonne, ihren Planeten und deren Trabanten ist es sicher der Fall. Wir wissen heute mit Sicherheit, daß die physikalische Theilung der Materie ihre bestimmte Grenze hat. Auf chemischem Wege ist allerdings noch eine weitere Zerlegung möglich, aber auch diese hat eine bestimmte Grenze. Das letzte physikalische Theilchen der Materie ist das Molekül, dessen letztes chemisches Theilchen das Atom ist. Innerhalb der Materie führen die Moleküle bestimmte Bewegungen aus und innerhalb des Moleküls die Atome. Diese sind materielle Körper, sie besitzen eine gewisse Ausdehnung und eine bestimmte Form; sie unterscheiden sich durch ihre relativen Gewichte und durch die Bewegungen, welche sie ausführen. Sie sind unzerstörbar und untheilbar durch physikalische und chemische Kräfte, für welche sie sozusagen als Angriffspunkte dienen. Die Verschiedenheit der Materie beruht auf ursprünglichen, dem Wesen der Atome eigenthümlichen Unterschieden und den Eigenschaften, durch welche sich diese Unterschiede geltend machen. — Die Atome ziehen sich gegenseitig an, wir kennen diese Eigenschaft als chemische Affinität. Unzweifelhaft ist dieses eine Form der allgemeinen Anziehung. Sie erzeugt Aggregate von Atomen, Moleküle, chemische Verbindungen. In diesen sind die Atome nicht mehr frei in ihren Bewegungen, sie führen dieselben unter den gegebenen Umständen aus, und bilden ein für sich abgeschlossenes, aber jedenfalls kein unabhängiges System, d. h. ein Molekül. Ein Molekül hat eine bestimmte Masse, einen eigenen Schwerpunkt und seine eigene Bewegung. Die Energie dieser molekularen Bewegung bestimmt eine sehr wichtige, physikalische Eigenschaft, die Temperatur.

Zwischen den Atomen und zwischen den Molekülen befindet sich jenes übergasige Medium, das das All erfüllt und alle Kräfte übermittelt, der Aether. Der Aether ist nicht das Leere, wie man sich leicht vorzustellen neigt, er ist vielmehr ein Mittel, welches von einer unendlich feinen, elastischen Materie gebildet wird, welches in ununterbrochenen Schwingungen begriffen ist, die sich von der atomistischen Materie dem Aether, und von diesem der atomistischen Materie mittheilt. Ob der Aether ein continuirliches Mittel ist, ob er ähnlich der gewöhnlichen Materie discontinuirlich ist, und aus Atomen zweiter Ordnung, eine Art von Monaden besteht, wer kann darauf eine Antwort geben? Jedenfalls ist es wahrscheinlicher und spricht Vieles dafür, daß der Aether eine discontinuirliche Constitution besitzt. Wir erklären uns heute die Elasticität einer Substanz durch die Möglichkeit, durch Druck die Bewegungssphären der Moleküle beeinflussen zu können, hört der Druck auf, so tritt der ursprüngliche Zustand der Molekularbewegungssphäre wieder ein. Aehnlich wird es mit dem Aether sein. Derselbe muß, um seine enorme Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen erklären zu können, außerordentlich, nahezu vollkommen, elastisch sein. Hierdurch sind wir berechtigt zur Annahme seiner Discontinuität. Auch Brissou neigte sich zu dieser Annahme, indem er für unwahrscheinlich hielt, daß sich die Lichtschwingungen in einem continuirlichen Mittel transversal fortpflanzen können. Lasage erneuerte die Hypothese der transmudanen Atome, und nach seiner Ansicht ist es das Bestreben dieses Fluidums, welches die gegenseitige Anziehung der Weltkörper bewirkt. Der Aether verbindet alle Theile des Alls miteinander. Er empfängt die Schwingungen des Lichts, der

Wärme u. s. w. und pflanzt sie mit enormer Geschwindigkeit durch den Raum fort. Eine Welle, die beispielsweise von der Sonne ausgeht und auf keine Materie trifft, wird sich in der Unendlichkeit verlaufen, vorausgesetzt, daß der Aether ein absolut elastisches Mittel ist. Die Atome und Moleküle, welche sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten in diesem Mittel bewegen, theilen demselben einen Theil ihrer Energie mit. Nach der Intensität dieser Mittheilung, resp. der Intensität der Welle, d. h. der Geschwindigkeit der Vibration und der hierdurch bedingten Wellenlänge unterscheiden wir Wellen des Lichts, der Wärme, der Electricität u. s. w. Umgekehrt bewirken jene Wellen, wenn sie auf Atome und Moleküle treffen, eine Verstärkung der Amplitude ihrer Bahnen und der Energie ihrer schwingenden Bewegung. Und diese unaufhörliche Mittheilung von Bewegungen, dieser beständige Austausch von Energie zwischen dem Aether und der atomistischen Materie ist es, welcher die wichtigsten Erscheinungen der Physik und der Chemie hervorruft.

Die Cohäsion, sagen wir, hält die Moleküle in ihren Sphären, die Affinität die Atome in den engeren Grenzen des Moleküls. Es ist viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide Erscheinungen im Grunde genommen die gleichen sind, nur wirken verschiedene Massen und Entfernungen und machen sich unter dem Einfluß derselben Ursachen in verschiedener Weise geltend, indem die einen die physikalischen, die andere die chemischen Erscheinungen bedingen, welche letztere demnach gewissermaßen die Fortsetzung der ersteren bilden. Führt man einem Körper Wärme zu, so kann diese, abgesehen von äußerer Arbeit, drei verschiedene Wirkungen auf die Materie selbst ausüben. — Erstens wird die Intensität der molekularen Bewegung größer werden, d. h. so viel wie, es erfolgt eine Steigerung der Temperatur. — Zweitens nimmt das Volumen zu, was darin seine Ursache hat, daß sich, bedingt durch die größere Intensität der Bewegung, die Molekularbewegungssphäre vergrößert. Erreicht die Sphäre für eine bestimmte Materie eine gewisse Größe, so tritt eine Aenderung des Aggregatzustandes ein, ein fester Körper wird flüssig, ein flüssiger gasförmig. In dem letzteren Falle ist die Entfernung der Moleküle sehr bedeutend im Vergleich zu den Dimensionen derselben geworden. Gleichviel welche Wirkung eintritt, die schwingende Bewegung der Wärme wird zur bestimmten Ueberwindung der Molekularkräfte verwendet, kann aber jeder Zeit als solche wieder frei werden. — Es giebt jedoch noch eine dritte Wirkung, nämlich die der chemischen Arbeit. Es liegt auf der Hand, daß die Wellen des Aethers nicht allein die Dichte einer Materie bedingen, sondern daß sie auch auf die Atome in ihren gegenseitigen Abständen wirken wird. Auch hier werden die Bahnen der Atome durch Steigerung der Temperatur eine Vergrößerung erfahren. Erreichen die Bahnen eine gewisse Größe, so kann das Gleichgewicht der Moleküle gestört werden, es müssen sich andere Systeme bilden, d. h. neue Moleküle werden entstehen. Hier beginnen die Erscheinungen der Dissociation, der Zerlegung und der Vereinigung, welche dem Gebiete der Chemie angehören.

Die Wellen des Aethers sind es, welche die Atome in Bewegung setzen. Indem sich die Atome zu anderen Molekülen aggregiren, wird Wärme, d. h. Bewegung, absorbiert, indem die Aufhebung des molekularen Gleichgewichts, welche das Aufhören der chemischen Verbindung bezeichnet, den Verbrauch einer gewissen Wärmemenge erfordert. Diese so absorbierte Wärme hat den Atomen die Energie wiedergegeben, welche sie vor der Vereinigung besaßen und welche die Affinität repräsentirt. Sie verlieren dieselbe von neuem, wenn sie in die Wirkungssphären anderer Atome kommen, dieselben anziehen und von denselben angezogen werden, sodas sich neue Gleichgewichtssysteme, neue Moleküle bilden. Diese Wirkung ist eine gegenseitige. Die neue Verbindung kann sich nur unter der Bedingung bilden, daß sich die Bewegungen der

das Molekül bildenden Atome sich gegenseitig anbequemen, und sich so vereinigen können, indem sie einen Theil der schwingenden Energie und ihrer potentiellen Energie verlieren. Die Folge dieses Verlustes ist das Freiwerden der Wärme. Wir sehen hieraus, daß Arbeit, und zwar in einem ganz gewissen Maasstabe, geleistet werden muß, um den Abstand von Atomen und Molekülen beeinflussen zu können. Aus Vorausgegangenem geht hervor, daß Arbeit entgegen der Molekularkraft geleistet werden muß, soll sich ein Körper ausdehnen. Umgekehrt wird sich ein Körper ausdehnen, so wird Wärme aufgewendet werden, um die Attraction der Moleküle zu überwinden, um die Dichte zu verringern. Es ist hieraus zu ersehen und liegt auf der Hand, daß ein Zusammenhang zwischen Beiden existiren muß. Versuche man Wärme oder Massenattraction nach dem heutigen Stande der Wissenschaft jede für sich zu betrachten, dürfte es wohl nicht angängig sein. — Nimmt man einmal an, die Attraction existire für sich, das heißt, die Materie sei von Ursprung an zu Körpern aggregirt, also ohne jegliche Kraft allein durch die Lage zu Körpern aufgebaut, so wird man leicht einsehen, daß die Wärme keine Arbeit, es sei denn die der in Bewegungsketzerung der Moleküle und Atome leistet, so wird also, da sich kein Widerstand bietet, diese Kraft bis ins Unendliche anwachsen, dies ist aber unmöglich, da es keine unendliche Kraft geben kann, denn die Kraft, das ist die Bewegung der Materie, ist an diese gebunden, und da diese endlich ist, resultirt sich auch für die Kraft, daß diese endlich sein muß. Nehmen wir an, von diesem Standpunkt weiter ausgehend, die Materie erhalte ihre größtmögliche innere Bewegung durch die Wärme, so müßten offenbar alle Moleküle und Atome sich im unendlichen Raume verlieren, das ist so viel wie, ein Körper wird nicht mehr möglich sein. Diese sind jedoch vorhanden, und es geht hieraus hervor, daß es eine Gegenkraft der Wärme giebt, die die Körper bedingt. Ja es wird sogar die Wärme die Gegenkraft und die Gegenkraft die Wärme bedingen, eine wird ohne die andere ein Umding sein. Die Gegenkraft oder die Attraction allein würde einen Zusammensturz des Weltalls in sich selbst bedeuten, alle Materie müßte sich gleichmäßig um einen gemeinsamen Mittelpunkt lagern. Die Wärme allein in ihrer Wirkung hätte, wie bereits gesagt, eine Zerstreung der Materie im unendlichen Raume zur Folge. Durch diese Betrachtung wird es uns möglich, einigermaßen die Constitution der Materie des Weltalls zu begreifen. Aber noch weiter, der Bau des Weltalls muß durch Kräfte seine Constitution erhalten. Die Abstände der Moleküle und Atome zu einander haben wir eben erklärt, daß diese einerseits durch die Attraction, andererseits durch die Wärme bedingt werden.

Man wird verstehen lernen, daß die Wärme die Attraction, und diese die Wärme bedingt. Wir müssen heute annehmen, die Attraction sei die reactionäre Kraft der Wärme, denn wäre diese nicht vorhanden, so wäre die Energie, die wir mit Wärme bezeichnen, undenkbar. Sie wäre eine Kraft, die nichts leistet, und die keinen Widerstand überwindet, sie wäre, kürzer gesagt, nicht vorhanden. Denn wir können uns nur eine Energie vorstellen, die etwas leistet, daher ja der Name und der Begriff. Ebenso mit der Attraction. Gäbe es keine Wärme, so müßten die kleinsten Massetheilchen eng sich berühren, die Energie der einen würde die des andern aufheben, es gäbe keine Attraction. Wir sehen hieraus, daß diese zwei Energien sich stets gegenseitig beeinflussen müssen, und daß im Kampfe dieser zwei Faktoren die ewige Bewegung der Materie ihre Ursache hat. Die von wissenschaftlicher Seite des häufigen aufgestellte Entropie des Weltalls, das heißt eine gleichmäßige Erwärmung oder Erstarrung des Weltalls, ist nicht möglich. Denn das vollkommene Uebergewicht der Wärme über die Attraction, oder umgekehrt, würde das Aufhören beider Kräfte nach obigen Ausführungen bedingen. Wo bliebe da das Gesetz der Erhaltung der Energie? Eine absolut todte Materie ist auch nicht denkbar. Es wird

also begreiflich sein, daß das Weltgetriebe eine ewige Bewegung ist, die nie einen Anfang hatte und nie ein Ende haben wird. Eine ewige Verwandlung von Kraft und Stoff, ein ewiges Werden und Vergehen, eine stetige Umwälzung und Aenderung, deren Sinn wir nie begreifen werden, das für uns also keinen Sinn besitzt, sich Selbstzweck, ein Individuum für sich.

Literatur und Kunst.

Bu Hegel's Leben.

Von Otto Dirksen.

Wie sehr auch die intellectuellen Strömungen von dem politischen und socialen Zeitgeiste beeinflusst und bedingt sind, erkennt man am Schicksal philosophischer Lehren. Die ungeheure Wirksamkeit der Hegel'schen Philosophie ist uns heute gerade so schwer faßbar, wie die vierzigjährige Verschollenheit von Schopenhauer's Schriften. Will man derlei Räthsel verstehen, so muß man als Kulturhistoriker Ursachen und Wirkungen betrachten, und die Lösung ist dann nicht schwer. Gründlich ist neuerdings Runo Fischer dem Problem Hegel (in der Jubiläumsausgabe seiner „Geschichte der Philosophie“, Heidelberg, Winter) näher getreten, indem er der Würdigung von Hegel's System eine ausgezeichnete Biographie voranschickt, die alle Schriften von und über Hegel berücksichtigt, zumal die jüngsten Veröffentlichungen des ausgedehnten Briefwechsels. Und wahrlich, dieses einsame, einfache Gelehrtenleben ist gar nicht so uninteressant, wenn es ein Künstler, wie der Heidelberger Philosoph, schildert.

Hegel's Jugend und Schulzeit in Stuttgart fällt mit dem großen Aufschwung der deutschen Literatur zusammen und erstreckt sich von Goethe's Aufenthalt in Straßburg bis zu seiner Rückkehr aus Italien. Aber alle diese Werke eines Schiller, Goethe, Lessing, Werke von unvergänglicher Bedeutung und hinreißender Kraft, gingen an unserem Gymnasiumschüler in Stuttgart unbemerkt vorüber, wenigstens sind von ihren Wirkungen und Eindrücken auf denselben keine Spuren anzutreffen; in seinen Sammlungen und Aufzeichnungen wird des Bruchstückes einer Analyse des republikanischen Trauerspiels Fiesko gedacht, aber es fehlt jede nähere Kunde; in seinen späteren Tübinger Aufzeichnungen findet sich das Citat einer angeblichen Stelle aus Lessing's Nathan, aber die Stelle selbst findet sich nicht in dem Lessing'schen Werk. Dagegen lesen wir mit einigem Befremden in seinem Tagebuch vom 1. Januar 1787, daß er an diesem Neujahrstage vielerlei zu thun Willens gewesen, aber von der Lectüre eines Romanes dergestalt gefesselt worden sei, daß er sich nicht habe losmachen können. Dieser Roman war „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen“, eines der elendesten und langweiligsten Machwerke unserer damaligen Literatur, eine in sechs dicken Bänden, in zahllosen Briefen mit zahllosen Anhängeln und Fortsetzungen verfaßte Geschichte der Schicksale und Abenteuer eines jungen Mädchens, welches in den letzten Zeiten des siebenjährigen Krieges während der Occupation Ostpreußens durch die Russen von Memel nach Dresden reisen soll, um die Schicksale und den Aufenthalt des verloren gegangenen Sohnes ihrer Pflegemutter zu erkunden. Niemand hätte damals geahnt, daß in diesem scheußlichen Jüngling, der sich in einen so elenden und langweiligen Roman vertiefen konnte, ein tiefer Denker verpuppt war, welcher sich emporringen und eines Tages als der erste Philosoph des Zeitalters erscheinen werde. Als Schopenhauer in der von Rosenkranz verfaßten Lebensbeschreibung Hegel's jene Mittheilung aus dem Tagebuch des letzteren gelesen hatte, schrieb er triumphirend an seinen Schüler R. Bähr:

„Mein Leibbuch ist Homer, Hegel's Leibbuch ist Sophien's Reise von Memel nach Sachsen“. Hier treffen wir also schon das völlig Unkünstlerische, das sich in Hegel's Wesen, wie besonders in seinem Stil ausdrückt.

Zwei seiner akademischen Jugendfreunde sind von hervorragender, auch im Andenken der Welt fortlebender, auf ihn selbst einflußreicher Bedeutung gewesen: dem Einen war das unseligste aller Menschenloose, dem Anderen eines der glücklichsten beschieden. Diese beiden Jünglinge waren Hölderlin und Schelling: jener einer der gleichzeitigen Studiengenossen Hegel's. Die enthusiastischen Gefühle, welche durch die französische Revolution erregt waren, hatten sich bis in das Stillleben des Tübinger Stiftes fortgepflanzt, und besonders bei den Studirenden aus der überheimischen Grafschaft Wömpelgard, welche damals noch zum Herzogthum Württemberg gehörte, die feurigste Theilnahme gefunden. Tübingen galt als ihre Landesuniversität und bot ihnen Stipendien. Hier wurde nun ein politischer Club gegründet, die Tageszeitungen eifrig gelesen, die Ereignisse besprochen, und die Begeisterung ging so weit, daß eines Sonntags an einem heiteren Frühjahrs-morgen die jungen Freiheitschwärmer hinaus zogen und auf einer Wiese bei Tübingen nach französischem Muster den Freiheitsbaum pflanzten. Darunter waren auch Hegel und Schelling. Die Sache wurde ruckbar, und der Herzog Karl erschien selbst, um den Sturm im Wasserglase zu beschwören. Wahrscheinlich hat die harmlose Feier an einem Frühjahrs-sonntage des Jahres 1791 stattgefunden, noch in den sogenannten goldenen Tagen der französischen Revolution. Hegel's Stammbuchblätter aus jener Zeit sind voll von Aus-rufungen, die zum Freiheitsbaum passen. Da steht das Hutten-Schiller'sche Wort: „In tyrannos!“ Auf einem anderen Blatte: „Vive la liberté!“ Auf einem dritten: „Vive Jean Jacques!“ und so fort. Auf Hegel's äußere Erscheinung und Haltung haben die Sitten der neuen Zeit und des akademischen Lebens keinerlei umgestaltenden Einfluß ausgeübt. Er blieb in den körperlichen und ritterlichen Künsten unbegabt und ungewandt, er hat das Reiten und Fechten lieber unterlassen als geübt, mit den Mädchen lieber Pfänder gespielt als getanzt und sich nachlässig und altmodisch gekleidet. Das Weltliche und Langsame in seinem Wesen mußte in Tübingen, in der Mitte seiner akademischen Jugendgenossen noch auffallender und abstechender erscheinen als in Stuttgart. Er hieß im Stift „der alte Mann“ oder „der Alte“. Indessen war Hegel keineswegs ein Duckmäuser, der in mürrischen und gedrückter Verschlossenheit abseits stand, sondern ein heiterer Gesellschafter, den man lieb hatte, der bei einem fröhlichen Zechgelage fröhlich mitthat, bei einem geselligen Mitt über Land die vorschriftsmäßige Klosterstunde vergaß und eine Carcerstrafe dafür empfing, der sich in ein hübsches Mädchen, wie Auguste Hegelmeier, die Tochter eines verstorbenen Professors der Theologie, leidenschaftlich verliebte.

Ein vielstimmiges Stammbuchblatt aus der Tübinger Zeit hatte Hölderlin seinem Freunde Hegel gewidmet: es enthielt die Mahnung zu großen Thaten mit den Worten des Goethe'schen Phylades, denen wie ein geheimnißvolles Zeichen hinzugefügt war: „Symbolum. *Εν και πάλιν*.“ Ohne Zweifel hatte dieses Wort für Hegel eine ganz andere und tiefere Bedeutung, als es wohl beim ersten Anblick haben mochte. War es nicht in der bündigsten Formel das Thema der neuen und neuesten Philosophie, der Grundgedanke aller Religion und Philosophie, das Zeichen ihrer Einheit, das große Mysterium der Welt? In einem formell unreifen Gedicht: „Eleusis“ feierte schon der junge Hegel zielbewußt das göttliche Alleben in den Erscheinungen der Welt:

Mein Aug' erhebt sich zu des ew'gen Himmels Wölbung
Zu dir, o glänzendes Gestirn der Nacht!
Und aller Wünsche, aller Hoffnungen
Vergessen strömt aus deiner Ewigkeit herab.
Der Sinn verliert sich in dem Anschau'n,
Was mein ich nannte, schwindet.

Ich gebe mich dem Unermeßlichen dahin,
Ich bin in ihm, bin Alles, bin nur es.

Der Weg eines württembergischen Theologen führt in der Regel vom Stift und der Candidatur durch das Vicariat zum Pfarramt. Ein solches Ziel aber hatte für unseren Hegel gar nichts Lockendes, da ihm bei seiner philosophischen Denkart das geistliche Pathos, bei seiner persönlichen langsamen und unbehüllichen Art die Gaben der geistlichen Bereisamkeit mangelten. Daher faßte er für die Zukunft das philosophische Lehramt, für die Gegenwart und nächste Zeit die dazu nöthige wissenschaftliche und ökonomische Vorbereitung in's Auge, die sich mit der Stellung und Wirksamkeit eines Hauslehrers oder Hofmeisters am füglichsten vereinigen ließ. Zuerst ging er als Hauslehrer nach Bern, wo sein Auge und Herz eine philiströse Unempfänglichkeit für die Schönheitswunder der Alpenwelt zeigten, dann in gleicher Stellung nach Frankfurt, wo sein Freund Hölderlin im Hause des Großhändlers Gontard als Erzieher war und die tragische Liebesgeschichte erlebte. Frau Gontard war von einer so seltenen und vollendeten Seelen- und Körperschönheit, das Wort im classischen Sinne genommen, daß ihr Anblick und Wesen den an Jahren jüngeren Erzieher ihrer Kinder, diesen Schwärmer für Hellas und „die Paradiese Platos“ in einen Rausch des Entzückens versetzte, von dem seine gleichzeitigen, vertrautesten Briefe erfüllt sind. Die zwischen Beiden herrschende Wahlverwandtschaft wurde durch geistige Mittheilungen und Gespräche täglich genährt und erhöht. Auf tückische Art, von Seiten, wie es scheint, einer böshaft und eifersüchtig gesinnten Gesellschafterin war die Eifersucht des von Ausbrüchen jähler Heftigkeit heimgesuchten Mannes erregt worden, und es kam im September 1798 eines Abends zu einer plötzlichen, höchst peinlichen Scene, zu einer schnöden, vielleicht schimpflichen Behandlung Hölderlin's, nach welcher dieser sofort das Haus für immer verließ, ohne daß die leidenschaftliche Beziehung zwischen ihm und Frau Gontard und der briefliche Verkehr Beider einen Abbruch erlitten. Sie ist die Diotima seiner Dichtungen und hat die Katastrophe nur wenige Jahre überlebt. Der einzige Freund, der die Frankfurter Episode (1797), in nächster Nähe miterlebt und miterlitten hat, war Hegel. Sein vertrautester Umgang war Hölderlin, der in seinen damals höchst aufgeregten Gemüthszuständen die Nähe dieses Freundes gewünscht und herbeigeführt hatte. In einer solchen Gemüthsstimmung fand er Hölderlin; er war von einer Leidenschaft bewältigt, welche sein Gewissen zu betäuben, ihn selbst in Schuld und Verderben zu stürzen drohte. Auch Hegel, dem er sich gewiß anvertraut hat, vermochte nicht, ihn dergestalt zu „orientiren“, daß er die Herrschaft über seine Lage gewann. Seit jener Katastrophe im Hause Gontard, welche den Tod Diotimas und den Wahnsinn Hölderlin's in ihrem Gefolge gehabt hat, war Frankfurt auch für Hegel ein unglücklicher Ort geworden und der Aufenthalt ihm verleidet. Er zog nach Jena. Der Ausbruch des Krieges war aber schon da; er stand nicht bloß vor den Thoren Jenas, sondern war schon in seinen Mauern. Am 18. October wurde die Stadt von den Franzosen besetzt, Napoleon war selbst erschienen. „Den Kaiser, diese Weltseele, sah ich durch die Stadt zum Recognosciren hinausreiten; — es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einem Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht.“ „Von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesen außerordentlichen Männen möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern.“ Von seiner Wohnung aus sieht Hegel um 11 Uhr Nachts auf dem ganzen Markte die Feuer der französischen Bataillone, vor sich das letzte noch übrige Manuscript der Phänomenologie.

Am 18. October richtete Goethe ein Rundschreiben an die Freunde in Jena, um zu erfahren, wie es ihnen gehe und was sie in den Tagen der Schlacht zu erleiden gehabt. Eine

seiner Adressen lautete: „An Herrn Professor Hegel auf dem alten Fichtboden.“ Hegel gehörte zu den Geplünderten und befand sich in einer solchen Geldnoth, daß Goethe Knebel beauftragte, ihm „bis zu zehn Thalern“ zu geben. Endlich am 20. October konnte er den Rest des Manuscripts, die letzten wenigen Bogen, welche er seit der Nacht des dreizehnten in der Tasche mit sich herumgetragen hatte, in die Druckerei schicken. Im Januar 1807 folgte die Vorrede. Als er die Zusendung des Werkes seinem Freunde Schelling in München ankündigte (1. Mai 1807), bemerkte er im Hinblick auf die Schlußabschnitte: „Die größere Uniform der letzten Partien halte Deine Rücksicht auch dem zu Gute, daß ich die Redaction überhaupt in der Mitternacht vor der Schlacht bei Jena geendigt habe.“

Nach der unglücklichen Schlacht mußte Hegel auf eine Aenderung seiner äußeren Lebensverhältnisse Bedacht nehmen. Sein kleines Vermögen war längst verbraucht und seine Einnahmen durch Schriften, Vorlesungen und Befoldung viel zu gering, um davon leben zu können; die Universität war im Rückgange begriffen, die Frequenz gesunken, Stadt und Land in Kriegsnoth und Elend. Preußen, ohnmächtig, zerrissen, von Kriegsschulden erdrückt, lag darnieder unter der Last des Friedens von Tilsit (Juli 1807), wogegen die Rheinbundstaaten unter dem Bunde mit Napoleon florirten, wie Bayern, Württemberg, Sachsen und das neue Kurfürstenthum Baden. Hegel spähte nach einer angemessenen Professur, vergeblich! Er war zuletzt froh, daß er unter die Zeitungsschreiber gehen konnte: in die Redaction der Bamberger Zeitung. Schon auf eine erste Anfrage hatte Hegel geantwortet, daß ihn das Redactionsgeschäft interessiren werde, denn er habe die Weltbegebenheiten stets mit Neugierde verfolgt. Er kam im März 1807 und blieb bis Ende November 1808, also etwas über anderthalb Jahre. Während des ersten Jahres (von Ostern 1807 bis Ostern 1808) galt er als beurlaubter Professor in Jena, so daß er noch ein Jahr lang seine dortige Befoldung bezog. Nachdem die Einkünfte der Zeitung so geordnet waren, daß der Gewinn zwischen Besitzer und Redacteur zu gleichen Hälften vertheilt wurde, so konnte Hegel seine Bamberger Einnahme auf 1800—1400 Gulden jährlich veranschlagen. Die „Bamberger Zeitung mit königlich-allergnädigster Freiheit“, in Quartformat auf Böschpapier gedruckt, erschien täglich im Umfange eines halben Bogens, der aus zwei Blättern oder acht Spalten bestand, deren letzte und (theilweise) vorletzte zu klein gedruckten Localnachrichten und Bekanntmachungen verwendet wurden. Verlag und Redaction blieben ungenannt; sogenannte Leit- und Correspondenzartikel gab es so gut wie keine, die Tagesereignisse hervorragender Art, an denen die Zeit reich und überreich war, wurden aus anderen Blättern gesammelt, in der Kürze mitgetheilt, übersichtlich zusammengestellt und geordnet. Einer der wichtigsten Hauptquellen war der „Pariser Monitor“. Ein einziges Mal merkt man, wie Kuno Fischer erzählt, den philosophischen Redacteur: in der Berichterstattung über einen Gedächtniskünstler, der in Paris seine Kunststücke zum Besten gegeben hat, in der Beurtheilung dieser Mnemotechnik, „die ein Zeichen der Verrücktheit wäre, wenn sie nicht geflissentlich und spielend, sondern unbewußt und gleichsam im natürlichen Gange des Geistes ausgeübt würde“.

Aber eine solche, abgeschiedene Unabhängigkeit, deren sich ein Zeitungsredacteur in einer bayerischen Provinzialstadt erfreuen konnte, war keineswegs nach Hegels Wunsch und Sinnesart, denn er war, wie seine Lehre, viel zu staatlich gesinnt, um in einer Arbeit Befriedigung zu finden, die nicht in die Ordnung und das Gefüge der öffentlichen Interessen eingegliedert war und nicht selbst an ihrer Stelle fördernd und leitend in das Ganze einzugreifen vermochte. Sehr bald keufzte er über das „Zeitungsloch“, über die „Zeitungsalecere“. Dazu kamen Conflicte mit der clericalen Staatsgewalt, und das Blatt wurde suspendirt. Hegel war froh, als ihm sein

Freund Niethammer das Rectorat des Nürnberger Gymnasiums verschaffte. Hier verliebte und verheirathete er sich. Die Bedeutung, den Zauber dieses Mannes hatte Maria von Tucher empfunden, die Tochter eines berühmten, freiherrlichen Geschlechts der alten Reichsstadt Nürnberg. Ihr Vater, J. W. Carl Freiherr Tucher von Simmelsdorf, war Senator der Reichsstadt gewesen, ihre Mutter Susanne, geb. Freiin Haller von Hallerstein, war die Tochter des Reichsschultheißen, der ersten obrigkeitlichen Person von Nürnberg, sie selbst, geb. den 17. März 1791, die älteste von sieben Geschwistern. Wir kennen nicht die Vorgeschichte ihrer Verlobung, die nach längerem gefelligem Verkehr im April 1811 stattgefunden hat und von Hegel mit jubelnder Seele in Gedichten gefeiert wurde, die uns mehr durch die Tiefe ihrer Empfindung als durch die Glätte und den Wohlklang ihrer Verse anmüthen. In den vertraulichen Aussprechungen der Verlobten sind auch in der Seele der Braut mitunter Zweifel an der Sicherheit ihres wechselseitigen Glücks erregt worden. Es hatte ihr weh gethan, in dem Briefe, welchen sie an Hegel's Schwester geschrieben hatte, folgende von seiner Hand hinzugefügte Worte zu lesen: „Du siehst daraus, wie glücklich ich für mein ganzes übriges Wesen mit ihr sein kann, und wie glücklich mich solcher Gewinn einer Liebe, auf den ich mir kaum noch Hoffnung in der Welt macht, bereits schon macht, insofern Glück in der Bestimmung meines Lebens liegt.“ Diese Einschränkung, dieses „Insofern“ war ihr schmerzlich aufgefallen. Ein Bräutigam, der in begeisterten Versen ihr seine Liebe betheuert hatte und noch im Zweifel sein konnte, ob es in der Bestimmung seines Lebens liege, glücklich zu sein! Das Wichtigste war, daß allem endlosen Reflectiren und Zweifeln über glücklich sein und glücklich machen dadurch nach echt Hegel'scher Art ein Ende gesetzt wurde, daß man zur Sache schritt. Am 16. September 1811 wurde zwischen dem 41 jährigen Philosophen und dem 20 jährigen Fräulein der Ehebund geschlossen, der in zwanzigjähriger Dauer einer der denkbar glücklichsten sein sollte.

Wieder war in seinem Leben ein Wendepunkt eingetreten, welcher ihm, der sich nichts von künftigem Weltruhm träumen ließ und gar nicht darnach geizte, wie ein Abschluß erschien. „Mein irdisches Ziel ist erreicht“, schrieb er am 10. October 1811, „denn mit einem Amte und einem lieben Weibe ist man fertig in dieser Welt; es sind die Hauptartikel dessen, was man für ein Individuum zu erstreben hat, das übrige sind keine eigenen Capitel mehr, sondern nur Paragraphen und Anmerkungen.“ Aber die Reaction ließ ihn zu keiner Ruhe kommen. Die altbayerische Finsterniß war dem Licht der Neuzeit nicht bloß abgewendet, sondern auch von Grund aus abgeneigt und erbost über alle die neuen Männer, welche man zur Gründung und Verbreitung zeitgemäßer Bildung in's Land gerufen hatte. Einer der höheren Beamten in München, Christoph von Arctin, hatte eine sogenannte Patriotenpartei gestiftet und gegen die neuberufenen protestantischen Gelehrten geheßt. Jacobi wurde im Theater öffentlich beschimpft, A. Feuerbach durch Böbelhausen in seiner Wohnung heimgesucht und insultirt, Thierich durch ein mörderisches Attentat bedroht, Jacobs lehrte so schnell als möglich nach Gotha zurück u. s. f. Hegel bezeichnete diese unerhörten Scenen, Ausbrüche der Rohheit und des wilden Fanatismus, mit dem Worte „Hypoismus“, um nicht in gutem Schwäbisch „Sauwirthschaft“ zu sagen, was er übrigens auch sagte und mit allen dazu gehörigen kennzeichnenden Worten auch ausführte. Mit tausend Freuden nahm er eine Berufung nach Heidelberg an, wo er zwei Jahre docirte und alsdann dem Rufe an die junge Berliner Universität folgte.

Indessen waren seine philosophischen Hauptwerke erschienen und hatten mächtig gewirkt. Von allen Seiten drängten sich Schüler und Freunde an ihn heran. Auch an Gegnerschaften fehlte es nicht. Kuno Fischer erwähnt besonders ausführlich des Falles Beneke, der so oft feind-

selig gegen Hegel ausgespielt wurde und noch heute wird. Thatsache ist, daß dem Privatdocenten Venete die *venia legendi* entzogen und fünf Jahre später wiedergegeben wurde (1827), unter und von demselben Ministerium. Hat die Entziehung auf Hegel's Veranlassung stattgefunden, so wird auch die Zurückgabe zur Zeit seiner vollsten Wirksamkeit nicht ohne sein Einverständnis erfolgt sein. Welche Rolle Hegel bei diesen sonderbaren Vorgängen gespielt hat, darüber ist bisher aus urkundlichen Zeugnissen nichts bekannt. Rosenkranz sagt nichts von der Sache, Haym ebensowenig, doch schreibt Joh. Ed. Erdmann, der treue Schüler und Verehrer Hegel's, in seinem Grundriß, daß Hegel's Andenken durch sein Verhalten gegen Venete besleckt worden sei, er hat dieses schlimme Wort niedergeschrieben ohne jede nähere, geschweige urkundliche Begründung, er hat in seinem früheren ausführlichen Werke nichts von der Sache gesagt. Runo Fischer hat die Acten im Cultusministerium geprüft und schreibt: „Die darüber landläufig gewordene Legende ist falsch und stammt aus selbstgefälligen Äußerungen Venete's, wie man aus den Lobsschriften erkennt, die ihn zum Gegenstande haben. Die philosophische Facultät, über Venete und seine Vorlesungen zu gutachtlicher Erklärung aufgefordert, hat einstimmig geurtheilt, daß Venete ein fleißiger, unbemittelter Mann sei, dessen wissenschaftliche Bedeutung nach seinen bisherigen Leistungen nur mittelmäßig erscheine und auch nicht zu größeren Hoffnungen berechtige. Gleich im Beginn des Gutachtens wurde erklärt: „Die Mitglieder der Facultät sind weit entfernt, ihre Ansicht der Philosophie monopolistisch als die einzig richtige aufzustellen.“ Unter den unterzeichneten Mitgliedern stehen die Namen Bösch, Bekker und Hegel. Man wird dem Herausgeber und Erklärer der Fragmente des Pythagoreers Philolaos, dem Herausgeber der Werke des Plato, des Aristoteles und des Sextus Empiricus wohl nicht das Recht und die Fähigkeit bestreiten, objectiv über die Bedeutung eines philosophischen Docenten zu urtheilen. Diese Männer sind wegen ihres abschätzigen Urtheils nicht als die Widersacher Venete's zu betrachten. Dasselbe gilt von Hegel.“

Auch andere Verdrießlichkeiten fehlten dem berühmtesten Lehrer der Berliner Hochschule nicht. Auf der Rückreise von Paris hatte Hegel in Elberfeld (12. October 1827) seiner Frau scherzend geschrieben, daß er die schönen Universitätsgebäude in Lüttich wie in Löwen und Gent betrachtet und sich dort nach einem dereinstigen Ruheplatz umgesehen habe, wenn die Pfaffen in Berlin ihm selbst den Kupfergraben vollends entleiden; die „Kurie in Rom wäre auf jeden Fall ein ehrenwertherer Gegner, als die Armseligkeiten eines armseligen Pfaffen-gelöchs in Berlin“. Seine Lehre war wegen Unchristlichkeit bei dem Könige verdächtigt und von katholischen Kirchenbehörden bei dem Minister verklagt worden wegen gewisser Äußerungen, die über die katholische Abendmahlslehre in seinen Vorlesungen vorgekommen sein sollten. Der Denunciant und Ankläger war ein Caplan der St. Hedwigskirche in Berlin, der auf der Quästur einen Platz im Auditorium Hegel's belegt hatte und in spionirender Absicht regelmäßig unter den Zuhörern erschien, bis eine Bemerkung Hegel's auf dem Katheder eine Scene hervorrief, die ihn für immer ver scheuchte. In seinem Rechtfertigungsschreiben, das er auf amtlich-vertraulichem Wege an den Minister gelangen ließ, hat er sich so entschieden wie treffend gegen solche Angebereien verwahrt. „Das Amt eines Professors, insbesondere der Philosophie, würde die penibelste Stellung sein, wenn er sich auf die Absurditäten und Bosheiten, die, wie Andere und ich genug die Erfahrung gemacht, über seine Vorträge in Umlauf gesetzt werden, achten und einlassen wollte. So finde ich unter den mir angeschuldigten Äußerungen Vieles, was ich mit der Qualität von Mißverständnissen kurz abweisen und bedecken könnte, aber es mir schuldig zu sein glaube, näher einen Theil für Unrichtigkeiten und Mißverständnisse eines schwachen Verstandes, eine andere nicht bloß dafür,

sondern für Unwahrheiten, und einen Theil auch nicht bloß für falsche Schlüsse aus falschen Prämissen, sondern für boshafte Verunglimpfungen zu erklären.“ Katholische Zuhörer, die an gewissen Äußerungen Anstoß nehmen, würden besser thun, „philosophische Vorlesungen auf einer evangelischen Universität bei einem Professor, der sich rühmt, als Lutheraner getauft und erzogen zu sein, es ist und bleiben wird“, nicht zu besuchen.

„Es war“, so schildert uns Hotho den ersten Eindruck des Mannes, „noch im Beginn meiner Studienjahre, als ich eines Morgens, um mich ihm vorzustellen, scheu und doch zutrauungsvoll zum ersten Male in Hegel's Zimmer trat. Er saß vor einem breiten Schreibtische und wühlte soeben in unordentlich übereinander geschichteten, durcheinander geworfenen Büchern und Papieren. Die früh gealterte Figur war gebeugt, doch von ursprünglicher Ausdauer und Kraft; nachlässig bequem fiel ein gelbgrauer Schlafrock von den Schultern über den eingezogenen Leib bis zur Erde herab; weder von imponirender Höhe noch von fesselnder Anmuth zeigte sich eine äußerliche Spur, ein Zug altbürgerlich ehrbarer Grabsheit war das Nächste, was sich am ganzen Behaben bemerkbar machte. Den ersten Eindruck des Gesichts werde ich niemals vergessen. Fahl und schlaff hingen alle Züge wie erstorben nieder, keine zerstörende Leidenschaft, aber die ganze Vergangenheit eines Tag und Nacht verschwiegene fortarbeitenden Denkens spiegelte sich in ihnen wieder; die Qual des Zweifels, die Gährung beschwichtigungsloser Gedankenstürme schien dieses vierzigjährige Sinnen, Suchen und Finden nicht gepeinigt und umhergeworfen zu haben; nur der rastlose Drang, den frühen Keim glücklich entdeckter Wahrheit immer reicher und tiefer, immer strenger und unabwendbarer zu entfalten, hatte die Stirn, die Wangen, den Mund gefurcht. . . Wie würdig war das ganze Haupt, wie edel die Nase, die hohe, wenn auch in etwas zurückgebogene Stirn, das ruhige Kinn gebildet; der Adel der Treue und gründlichen Rechtlichkeit im Größten wie im Kleinsten, des klaren Bewußtseins, mit besten Kräften nur in der Wahrheit eine letzte Befriedigung gesucht zu haben, war allen Formen auf's Individuellste sprechend eingepägt. . . Als ich ihn nach wenigen Tagen auf dem Lehrstuhle wieder sah, konnte ich mich zunächst weder in die Art des äußeren Vortrags noch der inneren Gedankenfolge hineinfinden. Abgespannt, grämlich saß er mit niedergebücktem Kopf in sich zusammengefallen da und blätterte und suchte immer fortsprechend in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten störte allen Fluß der Rede, jeder Satz stand vereinzelt da und kam mit Anstrengung zerstückt und durcheinander geworfen heraus; jedes Wort, jede Silbe löste sich nur widerwillig los, um von der metalleren Stimme dann im schwäbisch breiten Dialect, als sei jedes das Wichtigste, einen wunderbar gründlichen Nachdruck zu erhalten. Dennoch zwang die ganze Erscheinung zu einem so tiefen Respect, zu solch' einer Empfindung der Würdigkeit und zog durch eine Naivetät des überwältigendsten Ernstes an, daß ich mich bei aller Mißbehaglichkeit, obchon ich wenig genug von dem Gesagten mochte verstanden haben, unabtrennbar gefesselt fand. Raum war ich jedoch durch Eifer und Consequenz in kurzer Zeit an diese Außenseite des Vortrags gewöhnt, als mir die inneren Vorzüge desselben immer heller in die Augen sprangen und sich mit jenen Mängeln zu einem Ganzen verwebten, welches in sich selber allein den Maßstab seiner Vollendung trug. Er hatte die mächtigsten Gedanken aus dem untersten Grunde der Dinge herauszufördern, und sollten sie lebendig einwirken, so mußten sie sich, wenn auch Jahre lang zuvor und immer von Neuem durchsonnen und verarbeitet, in stets lebendiger Gegenwart in ihm selber wieder erzeugen. Eine anschaulichere Plastik dieser Schwierigkeit und harten Mühe läßt sich in anderer Weise, als dieser Vortrag sie gab, nicht erfinden. Wie die

ältesten Propheten, je drangvoller sie mit der Sprache ringen, nur um so kerniger, was in ihnen selber ringt, bewältigend halb und halb überwunden hervorarbeiten, kämpfte und siegte auch er in schwerfälliger Gedrungenheit. Ganz nur in die Sache versenkt, schien er dieselbe nur aus ihr, ihrer selbst willen und kaum aus eigenem Geist der Hörer wegen zu entwickeln, und doch entsprang sie aus ihm allein, und eine fast väterliche Sorge um Klarheit milderte den starren Ernst, der vor der Aufnahme so mühseliger Gedanken hätte zurückschrecken können. Stockend schon begann er, stockte weiter, fing noch einmal an, hielt wieder ein, sprach und sann, das treffende Wort schien für immer zu fehlen, und nun erst schlug es am sichersten ein, es schien gewöhnlich und war doch unnachahmlich passend, ungebräuchlich und dennoch das einzig Rechte. Das Eigentlichste schien immer erst folgen zu sollen, und doch war es schon unvermerkt und so vollständig als möglich ausgesprochen. Nun hatte man die klare Bedeutung eines Satzes gefaßt und hoffte sehulichst weiterzuschreiten. Vergebens. Der Gedanke, statt vorwärts zu rücken, drehte sich mit den ähnlichen Worten stets wieder um denselben Punkt. Schweifte jedoch die erlahmte Aufmerksamkeit zerstreut ab und kehrte nach Minuten erst plötzlich aufgeschreckt zu dem Vortrage zurück, so fand sie zur Strafe sich aus allem Zusammenhange herausgerissen. Denn leise und bedachtam durch scheinbar bedeutungslose Mittelglieder fortleitend, hatte sich irgend ein voller Gedanke zur Einseitigkeit beschränkt, zu Unterschieden auseinander getrieben und in Widersprüche verwickelt, deren siegreiche Lösung erst das Widerstreben endlich zur Wiedervereinigung zu bezwingen kräftig war."

Wie man sieht, war der Zauber, den Hegel auf seine große Gemeinde ausübte, durchaus nicht eine Folge seines lebendigen Vortrages und rhetorischer Künste. Nur seine Lehre war der Magnet, der seine Zeit so mächtig anzog. Ganz gewiß nicht der Schriftsteller, der Stilist, der nach Schopenhauer's Zeugniß „ein barbarisches Deutsch“ schrieb. Wenn Runo Fischer alle Widersprüche in Leben und Lehre des Frankfurter Philosophen dadurch löst, daß er ihn als Künstler auffaßt, so versagt dies Mittel bei Hegel. Er war Alles, nur kein Künstler, sogar ein gutes Stück Philister. Und doch haben seine Ideen die Mitwelt aufgewühlt, so daß bei seinem plötzlichen Tode — er starb 1831 an der Cholera — eine namenlose Trauer sich kundgab. Wir erklären uns seine Erfolge aus ihrer Uebereinstimmung und den Bedürfnissen ihrer Zeit. Auch Runo Fischer meint kühl genug, daß der große Philosoph nicht bloß sanft, sondern auch rechtzeitig gestorben sei, in der vollsten Kraft der Jahre, der Werke und des Ruhmes. Noch war nichts an ihm überlebt, als er starb.

Aus der Wiener Theatergeschichte.

Von Eduard von Bamberg.

(Schluß.)

Aus ähnlichen Gründen wie Grillparzer war auch Schreyvogel mürrisch und griesgrämlich geworden, kränkelte zudem 1823 schon mehr, als seine Jahre erwarten ließen. Indessen schlug der ursprüngliche Humor immer wieder durch und entlud sich in Pointen und Bonmots, dann aber zeigte er sich auch ganz anders zu Hause und in dem, allerdings spärlich bemessenen, geselligen Verkehr als in der Kanzlei und bei geschäftlicher Thätigkeit. Wenn man den Mann mit den derben Zügen, der gebräunten Gesichtsfarbe und dem schlichten Gebahren erblickte, mußte man ihn für einen Gevatter Schneider und Handschuhmacher halten; sobald er sprach, entpuppte sich freilich aus dem Tiefenbacher der Pappenheimer. Unvergleichlich, mit welcher Gelassenheit er die treffendsten

Bemerkungen abrollen ließ, noch staunenswerther, mit welcher Feinheit er einem Sturm steuerte. „Mit dem wird kein Schwein fertig!“ zürnte Helmina, als sie ihm kein Wörtlein über ihr eingereichtes Lustspiel abringen konnte; er erwiderte diese Berliner Redensart indeß ganz gemüthlich mit der Bemerkung, daß er, Alles in Allem genommen, in seinem Leben wohl bereits mit einer ganzen Heerde fertig geworden sei, und lenkte das Gespräch unvermerkt in neue Bahnen. „Der verfluchte Kerl!“ polterte Helmina dann zu Hause; „aber er hat Geist für vier, man kann ihm nicht gram sein.“ Unter kompetenten Richtern herrschte nur eine Stimme, daß die vollendete Meisterschaft, mit der sowohl die Tragödie als das bürgerliche Schauspiel und vor Allem das Conversationsstück gegeben wurde, nicht zum Letzten seiner dramaturgischen Arbeit zu danken war. Auch er mußte sein Repertoire auf dem Mittelgut aufbauen, aber welches reizvolle Leben gewannen Tffland's häuslicher Kazenjammer, Kosebue's breite Betteluppen und Scribe's lose Waare durch erlesene Kunst und wohlgeleitete Uebung! Aus der Mannheimer Schule wirkten noch Koch und Krüger; Korn, der die alte Wiener Richtung repräsentirte, ging mit seinem gefrorenen Viebäugeln schon bergab, hatte aber eine zahlreiche Partei, welche immer noch das Gewesene bewunderte. Dagegen sah Sophie Schröder hinter den Lampen wie eine Frau von dreißig Jahren aus und behauptete mit ungeschwächter Kraft die Höhe der neuen Kunstrichtung, welche Anshütz, damals im kräftigsten Mannesalter, bemußt übernahm, während sich ihr der Heißsporn Löwe, der neue Ersatz für die jugendlichen Helden, unschwer angeliebte. Sophie Müller mit ihrem anerkannten und wohlverdienten großen Ruf war ganz die Künstlerin nach Schreyvogel's Herzen. Zu einer ebenmäßigen, stolzen und kräftigen Gestalt, edlen Zügen mit einem wunderbar veilchenblauen Auge und glänzend schwarzen Haar gefellte sich eine ursprüngliche Begabung, welche nach keiner Seite versagte. Schon der bloße Klang ihrer Stimme drang zum Herzen, und wenn sie im häuslichen Kreise sang, schien sie der Schröder-Devrient nichts nachzugeben. Als ihr dies jemand indeß einmal aussprach, entgegnete sie mit dem geflügelten Wort „warum hat er nicht Schrot geladen?“ — dasselbe entstammte einem Gedichte Grillparzer's, worin ein Jäger mit der Kugel im Rohre auszieht und auf niederes Wild stößt. Ihr persönlicher Ruf war fleckenlos, was damals bei Schauspielerinnen als Ausnahme galt; von Anbetern unschwärmt, von selbstlosen Freunden verehrt, war sie eine Zierde der guten Gesellschaft und der gute Geist ihres Vaters, richtiger vielleicht Pflegevaters, dem sie jede kindliche Rücksicht erwies, auch nachdem er ihre Achtung verwirkt hatte.

Das Kärntnertheater stand unter der Direction Barbaja's, den man seltsamer Weise als Wächter bezeichnete, obwohl er vom Hofe einen für jene Zeit bedeutenden Zuschuß erhielt. Dazu kamen überfüllte Häuser und erhöhte Eintrittspreise, und doch setzte „der große Impresario“ große Summen zu, da Ensemble und Ausstattung auf zu großem Fuße eingerichtet waren. Glücklicher Weise verfügte er über die Mittel und konnte sich seinen Ruhm etwas kosten lassen; in der That hat aber auch Deutschland eine wälsche Oper wie die mit Lablache, David, Donzelli, Rubini und der Fodor weder vorher noch nachher gehört. In Nebenrollen erschien hier im Sommer 1823 eine jugendliche Sängerin mit herrlicher Stimme und reizender Erscheinung, welche man indeß nicht sonderlich achtete und schlechtweg „die kleine Sonntag“ nannte, während sie Näherstehende sogar als einfältiges Gänschen betrachteten. Allerdings war ihre Entwicklung in einigen Punkten zurück, weil sie Alles sich selbst verbannte und die Mutter es an erzieherischer Nachhilfe fehlen ließ. Sehr bezeichnend, daß sie mit neunzehn Jahren noch vorwiegend laut dachte, und ohne jede Lebenserfahrung, wie sie war, fehlte es auch nicht an komischen Gedankensprüngen. Als ihr Forti nachstellte und die Mutter vor dem Don Juan

warte, konnte sie sich trotz aller fehlenden Neigung und Gelegenheit der Furcht vor Dingen nicht entschlagen, die nur Folge höchster Intimität zu sein pflegen, und gab das auch noch mit aller Offenheit zum Besten. Selbstverständlich amüsirte sich das Publicum darob höchlich, und als sie die Euryanthe creirte, fand das Bonmot allgemeinen Anklang: „das Gansel wäre mir lieber als alle Anten“. Indessen hatte Henriette Kopf und Herz schon damals auf der rechten Stelle, und die zunehmende Kenntniß der Welt tilgte nicht bloß jede Spur jener reinen Thorheit, sondern reifte Takt und Verstand mit überraschender Schnelle. So konnte sie bei ihrer Verheirathung den Uebergang vom glänzenden Schein zum wirklichen Glanze ohne Schwindel überstehen, aber, was mehr ist, nach dem Umschwung der Glücksumstände ihres hochgestellten Vatters fand sie auch den Muth, zu ihrer Kunst zurückzukehren, und wahrlich, Dame und Künstlerin haben sich in ihr nie beföhdet, sondern von einander den größten Nutzen gezogen.

Der eben genannte Bassist Forti, ein hochgebauter Mann, schwarz von Auge und Haar, suchte allerdings seine Vorzüge bei den Frauen ohne moralische Scrupel zu verwerthen, war aber weder ein Geck, noch eine Natur gemeineren Schlages. Begann seine Stimme schon zurückzugehen, so heischte sein Spiel dafür die höchste Bewunderung; umgekehrt ließ der Tenorist Haizinger als Sänger nichts, als Darsteller Alles zu wünschen übrig. Ursprünglich Schulmeister, den man seiner herrlichen Stimme halber zum Theater hatte pressen müssen, war er auch sonst das Widerspiel seines grundgewaltigen Collegen, denn seine freie Zeit widmete er lediglich der Kunst, vermied Alles, was seiner Gesundheit schaden konnte, und befließigte sich eines musterhaften Lebenswandels. Beide Sängern gehörten der deutschen Oper an, welche im Herbst 1823 die italienische Stagione ablöste; während aber Haizinger den Adolar, Forti den Hyfart als in ihr Rollenfach gehörig übernahmen, hatte Weber die Euryanthe der Sontag geradezu auf den Leib geschrieben. Die Leute meinten freilich, das erregbare Herz des Maestro sei durch das niedliche Lärwüchsen bestochen worden, er aber hatte schon auf der Prager Bühne in ihr ein künstlerisches Kleinod entdeckt und prophezeite ihr allem Widerspruch zum Trotz die glänzendste Zukunft.

Da die Preciosa bereits erfolgreich gewesen war, hatte man sich vom Freischütz nicht wenig versprochen, indessen im Geringsten nicht den Triumph erwartet, den er allüberall davontrug. Wenn nun aber auch die Freunde des Librettisten die Witzfrage aufwarfen, was Maria ohne Kind wäre, und dieser sich mit Weber entzweite, weil derselbe nichts gegen die ihm widerfahrne Geringschätzung that, so blieb doch die öffentliche Meinung unentwegt dabei, dem Componisten das ganze Verdienst zuzuerkennen. Selbst Literaten verkanteten, daß der Stoff der musikalischen Behandlung vorzüglich entgegenkam und der streng dramatische Aufbau das Interesse verdoppelte, während die prosaische Diction kein Hemmnis, sondern gerade Veranlassung zu schwunghafter Melodik geworden war. Gelegentlich meinte Weber wohl einmal, daß ein gedankenhafter Text die rechte Unterlage für den musikalischen Gefühlsausdruck bilde, ließ sich aber für die Meinung Helmina's und ihres Kreises gewinnen, welche das Wesenhafte eines guten Libretto anderswo suchten wie der ihrer Meinung nach eines bedeutenden Componisten unwürdige Dichter des „Freischütz“. Als Barbaja für seine deutsche Gesellschaft eine große Oper bei ihm bestellte, trat er deshalb frischgemuth mit Helmina in Unterhandlung, die er zudem in dem „Liedertranz“ der Dresdener Hofräthe, der dichterischen Mitarbeiter der von Theodor Hell und Franz Kind geleiteten, von A. A. Böttiger patronisirten „Abendzeitung“ als geschmackvolle Verköstlerin kennen gelernt hatte. Mehrere Stoffe, die sie ihm theils roh, theils im Plane, theils in begonnener Ausführung vorlegte, fand er für seine Absichten nicht geeignet; endlich stimmte er bei, daß die „histoire de Gérard de Nevers et de la belle et vertueuse Euryanthe

son amie“ zu Grunde gelegt wurde, die bereits in der von Helmina und Dorothea übersetzten, von Friedrich Schlegel 1804 herausgegebenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters“ in Deutschland bekannt geworden war. Die alsbald durch die Presse verbreitete Nachricht erweckte große Sensation. Da Weber trotz einzelner absprechender Urtheile der Componist des Tages und Helmina namentlich durch die Novellen „Emma“ und „Die Zeit ist hin, wo Bertha spannt“ sowie das romantische Heldengedicht „Die drei weißen Rosen“ in die erste Reihe der Dichterinnen getreten war, erwartete man von dieser Zusammenarbeit die unglaublichsten Wirkungen, und speciell die Dichterin hat nie einen größeren Ruf genossen als in der Zeit, wo Euryanthe noch ein ungeborenes Kindlein war.

Die Forderung, den Text für eine große, durchcomponirte Oper zu gestalten, ließ sich natürlich leicht erfüllen, die Umgestaltung, welche der Angelpunkt der Geschichte unbedingt zu erheischen schien, bot dagegen keine geringe Schwierigkeit. Im Original dreht sich nämlich Alles um das Geheimniß, daß Euryanthe unter der rechten Brust ein Mal in Form eines Weilschenblattes trägt; durch Geld bestochen gestattet die Amme, daß der Bösewicht die Heldin im Bade belauscht, und diese schweigt später schamhafter Weise auf die Anklage. Die Verwandlung der schwachhaften Alten in eine junge Vertraute, welche verschmähte Liebe zu rächen sucht, war so brauchbar wie naheliegend; wie aber sollte man das Weilschenmotiv wenden? Sowohl Helmina als Weber sahen darin trotz oder vielmehr im Hinblick auf Shakespeare's Cymbeline eine naturalistische Rohheit, und so mußte die erste Fassung aus dem Sommer 1821 mehrmals völlig umgestoßen werden, bis man in der Ringgeschichte Emma's und Udo's Adolar ein Geheimniß zwies, welches Euryanthe der Freundin ausplaudern mußte. Wie freilich darin der Beweis einer Untreue gefunden werden kann, ist ebenso unklar wie das bedingungslose und dem Ankläger gegenüber nicht angebrachte Eingeständniß des Eidbruchs. Genug, Adolar führt Euryanthe (wie Gérard) zum Tode, kommt aber auf andere Gedanken, nachdem er eine Schlange erlegt hat, der sich die Geliebte opfern wollte. In der Einsamkeit der Wildniß kommt nun auch diese wieder zu Verstand und kann dem König erklären, daß ihr Eglantine das Geheimniß abgelockt hat, was hinwiederum sofort ihre Treue beweist. Dieses tragische Mißverständniß und jenes mystische Geheimniß hat der Dichterin unendliches Kopfschmerzen verursacht; auch bei der Wahl des Ungethüms war sie lange im Zweifel, endlich wählte sie einen Löwen, Weber die Schlange, der Knabe Wilhelm aber kicherte im Hintergrund, daß es ein Lindwurm oder ein Bär sein müsse, da weder Löwe noch Schlange in Frankreich vorkämen.

Sowohl während der Ausarbeitung des Librettos als der Composition forderte Weber unablässig kleinere oder größere Textveränderungen; die letzte fand denn auch glücklich bei der Drucklegung des Buches statt. Helmina fügte sich bereitwillig, doch fand der Verkehr schon bei Weber's Wiener Aufenthalt im Jahre 1822 nur noch schriftlich oder durch Mittelspersonen statt, da sie sich tödtlich entzweit hatten. Nachdem Barbaja der Dichterin 30 Dukaten Ehrensold für die Wiener Aufführungen übersandt hatte, erbat sie nämlich von Weber einen Vorschuß auf die Honorare der anderen Bühnen, was dieser aber nicht etwa, wie er durfte, ablehnte, sondern mit der Erklärung beantwortete, daß sie überhaupt nichts mehr zu erwarten habe. Da der Geldbeutel bei beiden Künstlern, wenn auch in verschiedener Weise, die Achillesferse bildete und hier wie dort ein ausgiebiges Maß von Leidenschaftlichkeit vorhanden war, so wogte der Kampf lange unermüdetlich hin und her. Merkwürdig, wie Weber, der schon seit Jahren das Aussehen eines Schwindsüchtigen hatte, in angenehmer Gesellschaft bis zur Ausgelassenheit munter sein und wie in den Darmstädter Jugendtagen mit seiner tonlosen Stimme zur Guitarre die lockersten Schelmliedlein anstimmen konnte, dann aber wieder

bei der geringsten Verstimmung aufbraute und mit schneidender Rücksichtslosigkeit seinen Gegnern zu Leibe ging. Obwohl er sich oft mit Kind's Beispiele verteidigte, der nie auf Einzelhonorare Anspruch gemacht hätte, ließ er sich am Ende über das Rechtsverhältniß belehren und erlegte sogar die verlangten 100 Dukaten; indeß kam damit keine Versöhnung zu Stande, denn Helmina, welche in der Hitze keine Vernunft annahm, aber ein Unrecht bald vergaß, war durch die Art und Weise diesmal so erbittert, daß sie dem Meister selbst nach seinem Tode nicht vergeben mochte.

Nach langwierigen Proben, in denen Weber der Direction und Regie, den Sängern, Choristen und Musikern den Kopf gehörig warm machte, kam endlich die Vorstellung am 25. Oktober 1823 zu Stande. Das Haus war überfüllt, der Beifall stürmisch und die Kritiken lobten überschwänglich; indessen hatten diese schon vorher der Censur vorgelegen und bei jenen Aeußerungen war Neugier und persönliche Theilnahme maßgebend gewesen, so daß die Oper in Wahrheit nur einen Achtungserfolg aufzuweisen hatte. Helmina sträubte sich lange gegen die Erkenntniß und deutete sogar die Thatsache, daß Weber die Sontag vor die Rampe geführt hatte, dahin aus, daß das Publicum vor lauter Bonnerausch die Hauptperson zu rufen vergessen habe; bei der dritten Vorstellung, welche zu Henrietten's Benefiz stattfand, ging ihr indessen ein Licht auf, denn der Erlös brachte kaum die laufenden Kosten, und um ein Fiasko zu vermeiden, mußte die gährende Leere noch in letzter Stunde durch reichliche Freikarten verdeckt werden. Nun setzte auch Weber wieder mit seinem Unmuth ein und klagte jedem, der es hören wollte, daß er seine Kunst an einen unheilbar schlechten Text verschwendet habe, während Helmina wetterte, daß sie ihre Perlen — keinem Königssohn in den Schooß gelegt hätte. Anderwärts fand die Oper freilich wärmere Aufnahme, wurde, als sie später an den Ort ihrer Premieres zurückkam, mit großem Wohlwollen behandelt und erfreut sich eines classischen Rufes, seitdem ihre Beziehungen zur Wagneroper allgemein in die Augen springen. Daß das Buch trotz mancher hübschen lyrischen Stelle an diesem Endresultate unschuldig ist, braucht nicht betont zu werden; doch sollen schlechterdings dramatische Ansätze durch Weber's Eingriffe verwischt worden sein. Und ist die Romanze: „Am letzten Mai, in banger Trennung Stunde“ so componirt, daß dem Zuhörer ihre dramatische Bedeutung zum Bewußtsein kommt, ja nur so, daß er die einzelnen Züge klar aufzufassen im Stande ist?

Barbaja's Nachfolger war Louis Dupont, welcher zwar nicht so überschwängliches Lob wie dieser geerntet, dafür aber ein Vermögen verdient hat. Eine kleine, zierliche Figur mit feingeschnittenem Gesicht und lebhaftem Wesen, war er 1780 in Paris geboren, entfloß im Unterrock der Aushebung und machte darin manche Eroberung, bis er auf der Petersburger Hofbühne als Solotänzer Vorbeeren pflückte. Nachdem er von Napoleon, wahrscheinlich gegen das übliche Lösegeld, pardonnirt worden war, kam er nach Wien und heirathete die fünfzehnjährige Theresie Neumann, eine schöne und anmuthige Tänzerin, im Leben eine stolze und ablige Natur von tiefer Bildung, zu welcher ihn Liebe und Gewinnssucht zu gleichen Theilen hingezogen hatten. Das in Ansehung ihres Berufs beiderseits mit seltenen Eigenschaften ausgestattete Künstlerpaar machte zu Murat's Zeiten in Neapel Furore; in Wien dauerte der gleiche Erfolg nicht lange, aber nicht etwa weil die Leistungen nachließen, sondern weil Barbaja dem geschäftstüchtigen und spar samen Dupont die ökonomische Direction übertrug und dieser seine Frau ohne Weiteres von der Bühne entfernte. Es gab nämlich bei ihm eine Leidenschaft, welche sogar den aus der Sparsamkeit alsbald entsprungnen Geiz übertrumpfte, die Eifersucht. Und zwar richtete sich sein Haß nicht bloß gegen bestimmte Männer und seine Brutalität nicht ausschließlich gegen die arme Frau, welche, frei von aller Kotetterie, von ihm selbst für einen

Engel an Reinheit erklärt wurde; er eiferte vielmehr gegen das ganze männliche Geschlecht, die Jünglinge eingeschlossen, und Alles, was zu Theresie Beziehung hatte, selbst Spiegel, Buch und Thierlein, verfiel seiner Bergewaltigung. In der Hitze, erklärte er in seinem Deutschfranzösisch, „gebe ihn die Leidenschaft vollständig närrisch zurück“ und er wisse nicht was er thue; dann schmerzte ihn sein Benehmen so, daß er sich todtschießen möchte, aber die Neue halte nicht vor — „wollte Gott, meine Frau wäre nicht jung und schön, sondern häßlich und verwelkt!“ Lange Jahre hatte Frau Dupont diesen schmähhlichen Zustand mit Lammesgeduld ertragen, da auf einmal stellte sie sich zur Wehr und warf das Soch ab; schäumend vor Wuth unterlag der Tyrann und ging nach Paris, während sie in ihrer reizenden Badener Villa verblieb. Für sogenannt realistische Darsteller des Othello wird die Thatsache Interesse haben, daß Dupont an der Leber litt und früh gealtert war; indessen hat er mit seiner Krankheit noch ganze dreißig Jahre gelebt und ist erst 1853 gestorben.

Auch dem Theater an der Wien hatte Helmina ein Schauspiel eingereicht, welches nach einem spanischen Grundmotiv die Geschichte einer erdichteten Prinzessin „Rosamunde von Cypern“ behandelte. Dasselbe wurde ohne Erfolg aufgeführt, doch lebt der Titel heute noch weiter, da Schubert auf Graf Balffy's Veranlassung die Musik dazu hatte schreiben müssen. Dieser Theaterenthusiast war stets in Geldverlegenheit und doch immer wieder oben auf. Einmal wurde die Verzweiflung so groß, daß er mit Villa und Schmutz auch das Theater in einer Lotterie, wie sie damals üblich waren, auszuspielen ließ; nach Wurzbach soll der Gewinner gegen eine Abstandssumme zurückgetreten sein, nach Chezy blieb der Haupttreffer im unverkauften Reste der reizend abgegangnen Loose. Auch das Kinderballet hat hier einmal den Fetter gespielt, bis es überhaupt verboten wurde — in ominöser Beziehung zu Raunitz, der auch den unschuldigen „Secretären“ seinen Namen geliehen hat. Dann waren es wieder die vollendeten mechanischen Hülfsmittel, die Verfertigungen, Flugwerke und Verwandlungen, welche dem Theater an der Wien eine zeitweise Anziehungskraft liehen. Manchmal wurden auch große Lärmstücke gegeben, zu denen sich die außerordentliche Tiefe dieser geräumigsten Wiener Bühne besonders eignete, und in „Raspar der Thoringer“ kamen z. B. fünfzig Geharnischte zu Pferd mit einmal zur Erscheinung. Das „Viehstück“ war aber etwas ganz Anderes, indem nämlich hier Thiere von Schauspielern gegeben wurden, und zwar vorwiegend Affen und Raubthiere. So machte im Winter 1823 bis 1824 Mayerhofer in dem Melodram „Der Wolfsbrunnen“ mit dem Wolfe großen Effect, dann übernahm er in „Hund und Leopard“ den Letzteren, während Ersterer von einem „unmündigen Bruder Castell's“ gegeben wurde — so hatten die Wiener ein Citat des thierschutzfreundlichen Poeten variirt. Wie man sieht, konnte sich das „Viehstück“ auch mit dem „Hundestück“ verbinden, welches nicht bloß historisch früher, sondern auch verbreiteter war, in der Theatergeschichte eine ganze „Hundeperiode“ hervorgerufen hat; die Schauspieler haben sich indessen nie an diese gelehrigen Mitspieler gestoßen, zwei Ausnahmen abgerechnet: den Weimarer Dery — aus Respect vor Goethe — und den Stuttgarter Eclair — aus Respect vor sich selbst.

Das in den Winter 1823 fallende Gastspiel des Letzteren bot übrigens eine der wenigen Ausnahmen, wo das Theater an der Wien bei ernstern Stücken nicht die verlebende Leere zeigte. Eigentlich hätte dasselbe in das Burgtheater gehört, aber der Zell, mit welchem Eclair seinen Vogel abschloß, war nun einmal dort verboten, obwohl Kaiser Franz nicht begreifen konnte, was die Censur gegen das Stück habe. Die andere Version, daß der Gastspieler wegen seiner Abstammung von dem gräflichen Geschlecht der Rhevenhüller die k. k. Hofbühne nicht betreten dürfe, war wohl nur als Reclame ausgeprengt; zu gleichem Zweck ließ Balffy eine Brochure Helmina's „Eclair

in Wien“ drucken, und wenn auch das entzündliche Gemüth der Verfasserin nicht bekannt wäre, müßte ihr Lob schon aus diesem Grunde mit Vorsicht aufgenommen werden. In Wahrheit ging der Mime, dem alle äußeren Requisiten des Heldenspielers in seltenem Maße zu gebote standen, damals stark bergab und war in seiner Manirtheit bereits „verflossen“. „Er ließ gar zu stark hervortreten, daß die Rolle für seine werthe Person, nicht er für die Rolle vorhanden sei und die Sucht nach Absonderlichkeiten that der Kunst merklichen Eintrag, obwohl sie im Augenblick den Erfolg beim Haufen verstärkte.“ War das damals bei einem ernstern Darsteller etwas Absonderliches, so paßte es doch zu Palffy's Theater nicht übel, welches nach einer rühmlichen Periode — ungefähr seit jener Lotterie (1820) — zur Decadence überging. Wilhelm Vogel, der dieselbe aufzuhalten berufen wurde, wäre auch bei größerer Machtbefugniß dazu nicht mehr im Stande gewesen, denn er kränkelte schon bedenklich. So freilich arbeitete er nur nach des Grafen Intentionen; komisch aber war es, wie er dabei seine Hartthörigkeit benutzte, denn wenn er etwas nicht hören wollte, so war er taub, und sollte er etwas nicht hören, so vernahm er es gewiß. Seine Frau, strogend vor Gesundheit und Fülle, sah in ihren älteren Rollen trefflich aus, mußte sich aber vorher in der Garderobe durch zwei handfeste Hausknechte zusammenschnüren lassen, eine Procedur, welche lebhaft an die Folterkammer erinnerte, aber in Wien seitdem mehr bewundert worden ist. An bekannten Namen waren außerdem nur der Heldenspieler Rott zu nennen und Fichtner, der als blutjunger Mensch die Liebhaber gab und eines „außeramtlichen“ verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Vogel beschuldigt wurde.

Im Leopoldstädter Theater walkete Raimund, dessen geniale Darstellungen und glücklichen Stücke von ganz Wien, den oberen wie unteren, gelehrten wie ungelehrten Kreisen gleichmäßig hochgehalten wurden. An Humor war ihm sein Colleague Ignaz Schuster noch etwas über; mußte er doch sogar seinen Buckel so trefflich zu tragen, daß Fremde manchmal meinten, er habe ihn sich eigens für den Abend angeknallt. Auch von der Liebe hat er ihn nicht im Geringsten ausgeschlossen; damals gerade war seine Liaison mit der Comtesse Desfous Stadtgespräch, welche sich zum Verdruß des Adels und zum Vergnügen der Officiere wie des Publicums den „wildern Gräfinnen“ zugesellt hatte, wie man die seine Demimonde zu nennen beliebte. Die Krones war eine andere Specialität, eigentlich eine Specialität für sich, eine übermüthige, lebenskräftige, zügellose Schönheit, die zum volkstümlichsten Ausdruck gebrachte Philine. Ihre Geschichte mit dem polnischen Abenteurer Saroszynski, welche in jene Zeit fällt, ist bekannt genug; daß sie seinen Character nicht erkannte, war aber verzeihlich, denn er spielte den Cavalier so täuschend, daß auch kältere Betrachter ihn von „anderen Cavalieren“ nicht zu unterscheiden vermochten. Alle solche Theateraffären erregten das lebhafteste Interesse und wurden mit einer Unbefangtheit besprochen, die heute nur — der Wiener begreifen kann. Dagegen giebt es keine schlagende Analogie mehr für das Leopoldstädter Theater, welches das getreue Abbild des Wieners und den unverfälschten Ausdruck seiner Anschauungen und Empfindungen vorführte. Das Josefstädter dagegen trug das Gepräge einer kleinen Provinzialbühne; dort wurde Alles gegeben, Maria Stuart und die Teufelsmühle, die Kleinstädter und Rätchen von Heilbronn, französische Lustspiele, Ballets, Pantomimen, und Alles in einer Form, die zum Burgtheater wenig Beziehung aufwies. Inzwischen wollte das Vorstadt-Publicum auf dem Laufenden erhalten werden, und schließlich gehört auch das zu einer Theaterstadt, daß die unteren Schichten von den dramatischen Genüssen nicht ausgeschlossen bleiben. Lassen dieselben dann auch zu wünschen, etwas kommt doch dabei heraus, und ist das Interesse einmal rege, so steht der Uebergang zum Besseren ja offen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

— — — Im Douboir, einem kleinen sechseckigen Saale, dessen Decke mit einem Flechtwerk bemalt war, das die Luft blau durchschimmern ließ, und woran zahllose Putten herumkletterten, wartete Elena. Sie war längst fertig mit dem Aussuchen der Bilder, darunter vielen nach Walter Crane, dessen „Flora's Feast“ der Königin den Gedanken eingegeben, die stille Insel durch einen ausgelassenen Blumenball zu beleben. Das junge Mädchen ließ den Blick träumerisch über die rosa und gelben Chrysanthem-Costüme schweifen, als Schritte ertönten; sie glaubte, es sei die Königin. Doch es war der König, der die rosa Sammetportiere, die zwischen den Thürpfosten hing, emporhob. „Ihre Majestät noch nicht hier?“

„Nein, Majestät.“

„Aber sie kommt doch bald?“

„Ich glaube wohl, Majestät.“

Er näherte sich ihr. „Warum, Majestät?“ fragte er.

Das Mädchen erschrak. „Ich weiß nicht . . .“ stammelte sie.

„Du nanntest mich doch früher anders, Elena.“

„Früher?“ fragte sie mit mattem Lächeln; „das ist schon so lange her.“

„Nicht so sehr; wie lange denn?“

„Jahre schon, Majestät; als wir Beide noch Kinder waren.“

Er stampfte mit dem Fuß auf und schmalzte ungeduldig mit der Zunge. „Hör' nun endlich auf mit Deinem ewigen ‚Majestät!‘“ befahl er. „Nenne mich Wladimir.“ Sie zögerte. „Nenne mich Wladimir!“ drang er in sie, fast drohend.

„Wladimir!“ stammelte sie. Er lächelte und schaute sie lange, lange an; sie zitterte am ganzen Körper und mußte sich mit der einen Hand fest auf den Tisch stützen. Dabei waren einige Bilder auf den Boden gefallen. Sie wollte sich darnach bücken.

„Daß das,“ befahl er. „Ich werde sie aufheben.“

„Majestät!“ . . .

„Teufel!“ fluchte er und drohte ihr mit dem Finger. „Wenn Du's noch einmal sagst . . . und wenn Du diese Bilder aufhebst . . .!“

Sie war ganz roth geworden, aber versuchte zu lächeln. Dann hob er die Bilder auf und legte sie auf den Tisch. „Ich danke Ihnen sehr,“ sagte sie leise.

Und wieder blickte er sie an mit seinem übermüthigen Blick eines wilden Knaben. „Was?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen,“ wiederholte sie in Verwirrung.

Er hatte sich hingesezt. „Wie . . .?“ drang er noch einmal in sie.

„Ich verstehe Sie nicht . . . Sie scherzen ja immer.“

„Elena,“ sagte er, „komm mal her zu mir und gieb mir einen Kuß.“

„Nein, nein,“ wehrte sie ihn ab.

„Komm, sag' ich Dir! . . .“ Sie fing an zu lachen, aus Nervosität. „Hierher! . . .“ befahl er ihr, fast wie einem Hunde. Sie fühlte sich keineswegs verlegt, denn sie hatte ihn lieb, so wie er war, so übermüthig und tyrannisch; sie liebte seine Rohheit und fühlte in sich eine seltsame Wärme. Und sie kam näher.

„Aber . . . aber Wladimir!“ . . .

„Komm, seß' Dich zu mir und küsse mich. Aber schnell, sonst kommt Mama.“ Sie kam noch näher, und plötzlich zog er sie an sich, auf seine Kniee und küßte sie mit wilder Leidenschaft. Sie schloß die Augen, halb ohnmächtig. „Steh auf, schnell!“ befahl er wieder. „Schnell! Mama kommt!“

Bitternd erhob sich Elena; sie war noch ganz verwirrt und schwankte.

Schritte kamen näher. Als die Königin und Briani eintraten, machte sich Elena am Tisch mit den Bildern zu schaffen, während Wladimir ein Costüm betrachtete: ein Harnisch mit Dornen und Rosen und am Helm ein großer niederhängender Blütenbüschel. „Wie fändest Du dies für mich?“ rief er seiner Mutter zu. Diese hatte erst auf Elena, dann auf ihren Sohn geblickt. Etwas dämmerte in ihr auf wie eine Ahnung. Aber sie antwortete nur:

„Nein, für Dich nicht, Wladimir, das ist gut für Deine Pagen.“

„Nein, nicht lustig genug für die Pagen,“ entgegnete er schroff.

„Für Pagen ist dies hier hübsch, dieser Mohr; die Neger mit rothen Hüten und Trommeln.“

„Ich würde Dich sehr gern als Rosenkönig sehen in diesem Costüm.“

„Ja, das wäre reizend für mich!“ lachte er sie aus. „Ich danke bestens, das ist mir zu sentimental.“

„Dann als Sonne, Wladimir. Du die Sonne mit einem Gefolge von Sonnenblumen.“

„Die Sonne?“ überlegte er. „Ja, aber in welchem Costüm denn?“

Elena klatschte lustig in die Hände. „Ach ja, die Sonne!“ rief sie entzückt. „Eure Majestät als die Sonne!“ Ihre Augen begegneten Briani's fest auf sie gerichteten Blick, auch die Königin sah sie durchdringend an, und so fuhr sie denn ruhiger fort: „Denn das Costüm müßte sehr hübsch sein!“

„Aber wie?“ fragte er.

„Das werden wir sehen,“ beruhigte ihn Alexandra. „Das läßt sich nicht mit einemmal entscheiden. Gelber Atlas mit Gold und eine große Aureole um den Kopf; und dann vielleicht ein Sonnenwagen oder so Ähnliches.“

„Und Du als Rose?“ fragte er.

„Nein, liebes Kind,“ sagte sie lachend, „ich danke gleichfalls; mir sind die Rosen auch zu sentimental, wie Dir. Eher als gelbes Chrysanthemum.“

„Ach ja, Majestät!“ jubelte Elena.

Briani lachte. „Was für Umstände, bis all' die Damen ihre Costüme haben!“

„Das muß noch heute geschehen“, entschied die Königin, „heute Abend. Morgen kommt ein Regiment Schneiderinnen. Auf alle Fälle ist es recht speißbürgerlich, so ein Blumenball auf Pagos!“ Und sie lächelte bitter ironisch. „Ja, die Sache würde ihr noch viel Mühe und Arbeit machen, denn binnen einer Woche mußte Alles beschafft sein. Die Costüme in einem Geschäft bestellen, das wollte die Königin aber nicht, denn sie würden dann nicht so werden, wie sie wünschte. Es sollte Alles unter ihrer persönlichen Leitung entstehen, darauf hatte sie sich nun einmal capricirt.“

Draußen erklangen Schritte; verworrene fröhliche Stimmen hallten wie ein Protest aus der hinteren Galerie. Man klopfte an die Thür.

„Was giebt's?“ rief Alexandra ungeduldig. Die Thür wurde vorsichtig und leise geöffnet, Prinz Edvard hob die Portiere hoch, und dahinter wurden die Köpfe der Damen sichtbar.

„Aber meine liebste Majestät, was soll denn das?“ rief er aus.

„Eine Verschwörung ohne uns? Dürfen wir denn unsere Costüme nicht auch mit ansehen?“

„Heut Abend!“ rief Alexandra und wies ihnen die Thüre.

Unzufriedenes Murren wurde laut. „Heut Abend, vor heut Abend nicht? Was macht man denn jetzt hier?“

„Das geht Euch nichts an. Heut Abend findet die Generalversammlung statt. Jetzt Marsch und fort!“ Und mit lautem Händeklatschen trieb sie die ganze Gesellschaft hinaus, wie man einen Trupp Hühner verschleudt. Edvard protestirte laut und rüttelte an der Thüre. Doch Alexandra schob den Riegel vor.

„Wir wollen aber sehen!“ schrie der Prinz.

„Es ist noch nichts zu sehen, fort!“

„Wir wollen aber hinein!“ Und dabei trommelte er mit beiden

Fäusten auf die Thür. Alexandra hieß Elena mit einem Wink die Bilder fortnehmen, schnell, schnell! dann schob sie Wladimir und das junge Mädchen durch eine andere Thür in ihr Schlaf- und Ankleidezimmer. . . Dann gab sie Briani einen Wink, machte leise den Riegel zurück, trat in ihr Ankleidezimmer und verriegelte die Thüre. Der junge König und Elena amüßten sich herrlich.

„Majestät! Majestät!“ riefen die Damen.

„Die Thür ist offen!“ hörten sie Prinz Edvard rufen. Im selben Augenblick öffnete er sie auch schon, und nun stürmten Alle hinein in das leere Boudoir. Ausrufe der Enttäuschung wurden laut, auch Bervünschungen gegen Briani, der behauptete, er wisse nicht, wo die Königin geblieben.

„Kindisch!“ rief Edvard aus, „höchst abgeschmackt!“

Aber die Damen wagten nicht weiter zu bringen, obwohl der Prinz sie aufhegte, und so traten denn Alle unter lauten Protesten den Rückzug an, gefolgt von Briani.

„Na, ich danke!“ sagte Königin zu Elena und ihrem Sohne; „wenn wir sie hinein lassen, dann hat Jeder von ihnen eine andere Meinung, und dann würden wir ja nie fertig. Wir bestimmen Alles selbst, wie es sein soll. Punktum! Wer damit nicht zufrieden ist, der kann schauen, daß er weiterkommt.“

Und alle Drei, die Königin in der Mitte, ließen sich lustig auf einem Divan nieder und besahen sich die Bilder, wählten die Costüme und entwarfen das Programm für den Ball. Und immer wieder berührte der König mit seiner Hand die des jungen Mädchens, welches aufschrieb, was die Königin ihm dictirte. Alexandra's Gedanken aber weilten ganz anderswo, als bei dem Blumenballe.

— — — Eine große Unruhe, die von all' den Vorbereitungen ausging, erfüllte das Schloß: Schneiderinnen waren gekommen, Ateliers wurden eingerichtet, und die Königin war sehr beschäftigt, da sie Alles selbst zu überwachen wünschte. Eines Morgens gab sie Briani den Auftrag, eine große Anzahl Einladungen zu schreiben und zu versenden nach allen am Mittelmeere gelegenen Orten, von wo aus man binnen kurzem Pagos erreichen konnte. Und obwohl sie ganz andere Gedanken im Kopfe hatte, fühlte sie sich doch sehr geschmeichelt, als die gesammte Presse einige Tage darauf ihren Blumenball ankündigte und sogar kleine Geheimnisse verrieth: die Namen der hohen Geladenen, die eigens zu diesem Feste nach Pagos gehen würden, und als ihr Schloß der „Zauberergarten der schönen verbannten Fürstin“ genannt wurde, die dort ihre Revanche in einem idealen Feste nahm. Gott sei Dank! man begann sich also in Europa wieder um sie zu kümmern; die höchste Zeit! . . .

Als sie eines Morgens Briani noch einzelne Namen von Menschen nannte, an welche die letzten Einladungen geschickt werden sollten, da fragte er sie: „Hat Seine Majestät denn noch immer die Absicht, nach Liparien zu gehen?“

„Ja, ich glaube es,“ erwiderte die Königin. „Es wäre nur aus Höflichkeit, weil mein Sohn gerade in der Nähe ist. Aber am Ende ist es auch unnöthig. Dazu kommt noch Eins: Liparien ist nach der Revolution noch kaum beruhigt. Briani, ich habe Ihnen längst etnen Vorschlag machen wollen. Allerdings würde ich dann selbst ein großes Opfer bringen.“

„Ein Opfer?“

„Ja, Wladimir ist mit seinem Privatsecretär nicht zufrieden. Möchten Sie nicht seine Stelle einnehmen?“ Er verstand sie gleich. Sie gaben sich, was Schlaueheit betraf, nichts nach. Er begriff mit einem Male, daß sie seiner überdrüssig war und daß bei dieser Gelegenheit noch etwas Anderes auf dem Spiele stand: was, konnte er noch nicht feststellen. Sein Verhältnis mit der Königin war keine Leidenschaft, auch nie gewesen. Die Königin hatte ihn in etnem Augenblick der Langeweile genommen, weil sie sich gerade in seine Augen verliebt hatte. Sie wußte das genau; er hatte einen ganz besonderen Blick, und dieser hatte es ihr angethan. Das war Alles. Nun war der Tag

verflogen. Jetzt war sein Rücken ihr mit einermal unausstehtlich. Jeden Tag langweilte dieser Rücken sie mehr und mehr, mit jedem Tage drängte er sich ihren Blicken deutlicher auf. Er hatte etwas Geschmeidiges, sehr Vornehmes, Unwiderstehliches in den Augen, aber dieser Rücken . . .!

„Sehen Sie,“ fuhr sie fort, „für mich wäre das ein Opfer, denn ich würde Sie dann verlieren. Aber bei mir haben Sie keine Zukunft, bei Seiner Majestät aber wohl. Und darum würde ich mit Freuden dies Opfer bringen.“ Er verneigte sich mit leicht ironischem Lächeln, aber sein Ehrgeiz wurde wach. Als die Königin verbannt wurde, da hatte er nur sie gehabt, und darum hatte er sich auch an sie geklammert. Aber wenn nun die Stellung eines Privatsecretärs bei dem König in Frage kam, ja dann allerdings . . . „Und deshalb könnten wir doch immer gute Freunde bleiben, nicht?“ fragte sie schmeichlerisch.

„Aber wie denkt der König über mich?“ fragte er wieder.

„Der König würde Sie sehr gern um sich haben.“

„Sprachen Sie bereits mit Majestät darüber?“

„Ja, so nebenbei.“ O, sie konnte ihn ruhig dem Sohn überlassen; ihre Geheimnisse kannte ja Briani nicht, denn die kannte kein Mensch. Sie schrieb selten Briefe und beobachtete ungewöhnlich viel Vorsicht, auch verstand sie meisterhaft, etwaige Spuren zu verwischen. Nur einmal in ihrem Leben, damals bei dem Ministerscandal in Thracien, war sie thöricht und unvorsichtig gewesen . . . Damals hatte ihr Stern sie verlassen, aber so ist das Leben, so wechseln Glück und Unglück. Und Briani, der ihr, wie sie wohl wußte, in gewisser Hinsicht sehr zugethan war, würde im Dienste des Königs ein ihr freundliches Element repräsentiren. „Wissen Sie auch, warum es gut sein wird?“ fuhr sie fort. „Der König ist jung und immer geneigt, Dummheiten zu machen. Ich bitte Sie, Briani, geben Sie Acht auf ihn. Melben Sie es mir, sobald er wieder Dummheiten begehen will. O dieser Ball, ich wünschte, er wäre vorüber! Der König ist durch diese Vorbereitungen immer mit Elena zusammen.“

Briani lächelte. „Seine Majestät ist leicht entzündbar.“

Sie zuckte die Achseln. „Wenn es weiter nichts wäre! . . . Aber er ist — ich weiß nicht, hat er es von seinem Vater oder von mir — er ist romantisch.“

„Seine Majestät romantisch?“

„Finden Sie das nicht?“ fragte sie lebhaft. „Entsinnen Sie sich nicht, wie er jüngst behauptete und nicht davon abzubringen war, daß nur einige römische Kaiser wirklich ihr Leben ausgelostet hätten und sonst kein Mensch . . .?“

„Ich nenne das nicht romantisch.“

„Vielleicht ist es etwas Anderes. Aber Elena ist wohl romantisch. Sie ist es ganz ohne Zweifel. Das thut nicht gut, daß die Beiden so viel zusammen sind.“

„Ich wage nicht zu verstehen, worauf Eure Majestät anspielen.“

„Auf eine Neigung, die ich entstehen sehe.“

Briani machte eine nachlässige Geberde. „Und was würde das schaden? Verlel kommt und geht.“

„Nein, Sie irren. Ja, wenn der König nicht so jung wäre, aber so! . . . Obwohl es mir großes Vergnügen macht, ihn hier zu haben, wäre es mir doch lieber, er wäre fort.“

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß der König eine ernsthafte, tiefere Neigung zu Elena nährt?“

„Ernsthaft oder nicht, ich bin fest davon überzeugt, daß er in diesem Augenblicke an eine . . . an eine Heirath denkt.“

Briani sah sie forschend an. Sie konnte diesem durchdringenden Blicke nicht Stand halten und wandte sich ab. Er schwieg noch immer, denn er hatte nicht den Muth, ihre geheimsten Gedanken herauszuholen, doch glaubte er, sie zu errathen. „Eure Majestät vermuthen,“ sagte er endlich langsam, jedes Wort betonend, „Eure Majestät vermuthen, daß seine Majestät an eine Verbindung mit Elena denken könnten?“

„Er hat mir noch nicht davon gesprochen, aber ich fühle es: er denkt daran.“

„Sollte der König wirklich so unvernünftig sein, schon mit acht- zehn Jahren daran zu denken, einemorganatische Ehe einzugehen, die ihn sicher zweifellos in Ungnade stürzen würde? Ganz gewiß sogar, weil man in Liparien seine Verbindung mit der Prinzessin von Syrien lebhaft befürwortet.“

„Der König denkt nicht so weit, denn er ist verliebt und im Begriff, einen thörichten Streich zu machen.“

„Dieser Streich könnte ihn Blees kosten.“

„Ja, aber wollte man ihn davon zurückhalten, so wäre das erst recht ein Grund für ihn, diese Dummheit um jeden Preis zu begehen.“

„Und wie denken Eure Majestät sich zu verhalten?“

„Das kostet mich eben einen schweren Kampf. Halte ich ihn zurück, dann setzt er es durch und stürzt sich blindlings in sein Unglück; lasse ich ihn gewähren, dann wird ihn kein Mensch zurückhalten.“

„Ich verstehe: Eure Majestät wünschen mich zum Privatsecretär Ihres Sohnes zu ernennen, damit diese Heirath nicht zu Stande kommt.“

Auf diese letzten Worte legte er einen besonderen Nachdruck, wobei er die Königin scharf fixirte. „Ja“, sprach sie leise, „Sie haben recht errathen. Wenn es nicht schon zu spät ist. Hier wird keinesfalls etwas geschehen: dafür werde ich sorgen. Aber später, in Thracien, wenn Elena zu den Ihrigen zurückkehrt.“

„Elena kehrt zurück?!“

„Es war schon öfter die Rede davon; ihr Vater sehnt sich nach ihr.“

Sie schwiegen nachdenklich einen Augenblick. Dann sprach Briani: „Wenn Seine Majestät sich zu dieser unsinnigen Heirath entschließen, könnte es ihn seinen Thron kosten.“

„O still, still!“ rief die Königin erregt. „Sagen Sie das nicht!“

„In Thracien giebt es eine Partei, welche die Verbannung Eurer Majestät auf das Lebhafteste bedauert.“

Jetzt blickte Alexandra ihn ruhig an, und wehmüthig sprach sie. „Nein, es ist gut so, wie es ist: mein Sohn soll König sein. Ich wünsche nicht mehr zu regieren.“ Mit einem tiefen Ton der Wahrheit hatte sie dies gesprochen. Und so blieb sie vor ihm stehen in ihrer, eine unaussprechliche Wehmuth ausdrückenden Haltung, als hätte sie abgeschlossen mit der Welt und aller irdischer Größe. Aber ein selbes Lächeln umspielte Briani's schmale Lippen. Er las so klar, so deutlich in ihrer Seele, als läge sie offen vor ihm: er war ihr gewachsen! Er fand die Rehrseite eines jeden ihrer Worte heraus und fand, daß sie ihr Spiel gar zu fein spielte. Jene allzu große Feinheit war schon ein Mal ihr Unglück gewesen und würde sie immer verderben. Nur über Eines wunderte er sich aufrichtig: sollte der König denn im Ernste an diese Heirath denken? Aber er richtete keine Frage mehr an sie, denn er wußte wohl, daß er ihr nicht gar zu schnell in die Karten sehen dürfe. Und so sagte er nur, ihr die Hand küßend: „Ich werde stets Eurer Majestät ergebener Diener bleiben.“ Er neigte sich über ihre Hand, und wieder sah sie seinen Rücken, diese unterwürfige Linie, die sie nervös machte. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Gala-Oper.

Der Stadt Berlin fehlt es nicht an einem Salon, darin sie Kaiser und Könige empfangen kann. Das ist der Pariser Platz. Adelshäuser im altmärkischen Stille umstehen ihn; man sieht hier und dort noch den eigenartigen, säulengetragenen Vorbau, den unsere Junker an ihren ländlichen Wohnsitzen lieben. Niemand merkt es den schlicht vornehmen Gebäuden an, daß die moderne Zeit auch sie zum Theil ihrem früheren Berufe entfremdet hat, daß etliche von ihnen statt greiser Granden und

blonder Freifräulein heute Actiengesellschaften und bewegliche Hochfinanzen beherbergen. So neuberlinischer Lärm immer über den alten Platz hinweg, die zurückhaltende Ruhe, den Charakter freundlich-feierlicher Stille vermag er ihm und seiner Architektur nicht zu rauben. Eigentlich wächst auch heute noch ein bißchen Gras zwischen den Steinen, wie es sich für jeden richtigen Schloßhof, den nicht Krethi und Plethi betreten dürfen, geziemt. Herrlich muß es sein, vom Thiergarten her, der jetzt im durchsichtigen Goldgrün des jungen Mai steht, durch das Brandenburger Thor zum ersten Mal einen Blick in die Stadt zu werfen. Da dehnt sich die breite Feststraße, von deren stimmerndem Grau zwei Schnüre grüner Lindenbäume malerisch losgehen; da öffnet sich die prächtige Fernsicht auf das lebendig bewegte Stadtbild. Und man genießt sie lächelnd wie vom Altane eines märkischen Edelhauses aus . . .

Aber die schöne Wirklichkeit ist nie theaterwirksam genug. Moderne Prunkstücke verlangen auch grell geschminkte Scenerien.

Dem Brandenburger Thore gegenüber ist ein zweites Stadthor aufgethürmt worden, mit mächtigen Holzstebnern, prunkenden Balbachinen in schwindelnder Höhe, gewollt plumphen Zinnen rechts und links. Die Lorbeerbäume, die das Werk krönen, scheinen denselben Dienst schon beim vergessenen „Hauptpalast“ der vergessenen Berliner Gewerbe-Ausstellung gethan zu haben; die prunkende Verkleidung, diese Massen von buntem Tuch, Verschmürungen, schablontfirtten Doppeladlern und vor allem dieser blinkende Ueberfluß an billigem Broncegold machen den Eindruck, als habe ein beliebter Kamschabazar das Ganze in Entreprise genommen und der Phantasie seiner jungen Schaufenster-Decorateure die Zügel schießen lassen. Klotzige Obelisken mit schreiend buntem, halb verschliffenem Blumenschmuck stellen sich wie Coullissen vor die grauen Häuser und zerstören, was von der strengen Harmonie der Linie noch übrig geblieben ist. Sie machen den breit ausladenden Platz schmal und engbrüstig, sie bewirken, daß das Brandenburger Thor verlegen und unwahrscheinlich aussieht inmitten all' dieses theatralischen Scheines.

*

Herr Kirschner ist der rechte Mann für Berlin. Seinesgleichen hätte nicht ein volles Jahr lang unbefähigt bleiben dürfen. Wunderbar repräsentirt er die Metropole der Freisinnigen Vereinigung, die ihren Frieden mit Krone und Regierung gemacht hat, weil ohne Krone und Regierung nichts für die glorreichen Ideale der Partei zu erreichen ist. Was Herr Kirschner thut, um dem gebietenden Kaiser seine Ergebenheit zu zeigen, das führt kein Hofmann besser aus. Im strömenden Regen grüßt er barhaupt den heimkehrenden Herrscher, und im Sonnenbrande harrt er, nervös zitternd, doch geduldig an der Spitze seiner Getreuen, um die beorderte Festrede pünktlich an die Adresse des verbündeten Monarchen abzuliefern. Zwar erbot sich das wahrhaft liberale Bürgerthum über die Massen, als sein Erwählter so viele qualvolle Monate hindurch vergebens des kaiserlichen Bestätigungsschreibens harren mußte, und hoch auf loberten die Flammen muthigen Zornes, als die Ursache der Verzögerung bekannt wurde. Nur eines sachten Kraxens bedarf es, um die antroyale Gesinnung des Neuberliners unter'm Firniß hervortreten zu lassen. Doch solche Augenblicke der Unvorsichtigkeit gehen rasch vorüber. Ohne daß ihm Jemand widersprochen hätte, konnte Herr Kirschner neulich den Stadtverordneten erklären, der Magistrat habe nicht nur auf das Portal für die Märzgefallenen, sondern auch auf die Anbringung einer simplen Gedenktafel verzichtet, obgleich dafür seines Erachtens keine Verbotgründe hätten geltend gemacht werden können. Aber man wolle jedem neuen Conflict, selbst jeder Conflictsmöglichkeit aus dem Wege gehen. Der Berliner Gemeinderath stimmte seinem Obristen schweigend zu. Nur die Unversöhnlichen, der couragirte Berg nur hielt nach Schluß der Sitzung eine geheime Zusammenkunft ab, worin beschlossen ward, am nächsten 18. März als Zeichen des ungebrochenen Freiheitsfinnes und der unauslöschlichen Dankbarkeit der Bevölkerung einen nicht zu theuren Kranz auf die Gruft der Märzgefallenen legen zu lassen. Selbstverständlich anonym . . .

*

Mit Interesse lauschten die beiden Kaiser den herzlichen Begrüßungsworten des Oberbürgermeisters. Besonders Franz Josef ließ kein Auge von ihm. Er hat daheim einen Bürgermeister, dessen dynastische Treue zwar jeden Sturm überdauern würde, der jedoch mit unbequem zähem Trotz sein vermeintliches Recht gegenüber der kaiserlichen Regierung zu verfechten gewohnt ist und von Kirschner's Concilianz noch Alles lernen könnte. Vielleicht dachte Franz Josef auch der kaum verfloffenen Tage, da im Wiener Reichsrathe die deutsche Obstruction mit Tintenfassern jonglirte und alle maßgebenden Berliner Blätter den wohlmeinenden Monarchen selbst für die heillose Verwirrung verantwortlich machen wollten. Damals regnete es scharfe und unfreundliche Worte, damals galt der Bestand des Dreibundes als ernsthaft bedroht, und die Berliner Presse haute den parlamentarischen Feinden Habsburgs ragende Altäre. So groß war ihr Haß, daß dem wildesten Rufer im Streite, Herrn R. S. Wolf, sogar sein antisemitisches Gelüste nachgesehen und er als Jung Siegfried der deutschen Gemeinbürgerschaft vergöttert wurde. Und nun vor wenigen Tagen hörte Franz Josef im Namen Berlins ein schwärmerisches Liebeslied an sein Ohr klingen:

Durch unsre hochgebauten Hallen
Ziehst, hoher Herr, gebietend Du herein.
Laß einen zweiten Willkommen Dir gefallen:
In unsre Herzen, lieber Herr, tritt ein.

Wir möchten Dir ein Wort, ein einz'ges, sagen,
Daß man nicht laut, nur leise sagen darf,
Daß Lust und Leid, was jemals Du getragen,
Den Widerhall in unsre Herzen warf.

Doch weil die Herzen schweigen, wenn sie lieben,
So sei die stumme Blume unser Mund . . .

„Sehr schön, sehr schön,“ sagte dankbar der greise Fürst, was sich sicherlich nicht auf die Form des Gedichtes bezog. Vielleicht auch nicht einmal auf die Gesinnung. Am Ende wollte er nur die wohlgelungene Theatervorstellung loben, die Berlin ihm zu Ehren gab, die grell bemalten Verfassstücke und Prospective rundum, die schmelzenden Arten der Sänger und Sängertinnen.

*

„Wahrlich, dieser Bund ist nicht nur eine Uebereinkunft der Gedanken der Fürsten, sondern je mehr und mehr er bestanden hat, hat er sich tief eingelebt in die Ueberzeugung der Völker, und wenn erst die Herzen der Völker zusammenschlagen, dann kann sie nichts mehr auseinanderreißen.“ So feierte im Trinkspruch Wilhelm II. den Dreibund, und sein kaiserlicher Verbündeter nannte antwortend die Allianz ein Bollwerk des Friedens. Seitdem gilt den Tiefblickenden, die trotz der erhöhten Postgebühr in schöner Selbsterkenntniß den Abonnementspreis für ihre Weisheit noch immer herabsetzen, der Dreibund wieder einmal als gesichert. Aller Marinevorlagen ungeachtet bleibt uns der Weltfrieden erhalten, und mit ihm die günstige Wörjensconjunktur.

Einen minder optimistisch gestimmten Zuschauer, der von bescheidenem Gallerieplatz aus das farbenprächtige Theater mit erlebt, mag leiser Zweifel an der Feuerfestigkeit aller Coullissen beschleichen. Dem Dreibunde leiht Bedeutung nicht die selbstlose Absicht der Contrahenten, den schönen Frieden zu erhalten, sondern die allgemein bekannte Thatsache, daß sie einander gegebenenfalls mit der Waffe in der Faust unterstützen werden. Die Festigkeit dieses Bollwerks, der Respect, den die Welt vor ihm empfindet, hängt einzig und allein von der Kriegsstärke setner Werthetdiger und der Schwere der Belastung ab, die ihre Bundesstreue erträgt. Noch ist solche Belastungsprobe nicht gemacht worden. Doch kann ihr kaum Jemand mit unbedingt sieges sicherem Vertrauen entgegen sehen. Im österreichischen Reichstage haben die Parteien, denen der Dreibund unbequem oder sogar verhaßt ist, unbestritten die Oberhand. Der tschechische Sauerteig hat die Mehrheit wiederholt heftig aufgerührt und zu Kundgebungen veranlaßt, die einen Bismarck vielleicht bedenklich gemacht hätten. Weder bei den Polen, die dem Grafen Thun Gelegen-

heit zu seiner famosen, leider im Concept verborbenen Rectroctitäts-Niede gaben, noch bei dem österreichischen Centrum und ihren Wähler-schaften ist der Dreibundsgedanke niemals populär gewesen. Die Herzen der Völker wissen nichts von ihm. Ihre klügsten Führer verkennen seine materiellen Vortheile nicht, aber ihre empfindsamen Regungen gelten anderen Gegenständen.

Des geehrten Publicums halber giebt man Vernunftstehen gern für Liebesheirathen aus. Und der gewitzte Diplomat unterschätzt die Imponderabilien nicht, trachtet vielmehr danach, den Anschein zu erwecken, als beschwerten sie just seine Wagschale. Die Schwäche des Dreibundes liegt darin, daß von den drei vereinigten Völkern zwei und ein halbes eigentlich nichts von ihm wissen wollen. Es ist keine geringe Kunst, ihn unter diesen Umständen als Schlußeffect einer herzbevegenden, jubelnde Begeisterung auslösenden Gala-Oper zu verwenden. Und ich kenne von den Lebenden Niemanden, der sich wirklich auf diese Kunst verstände.

*

Auf dem zur Bühne umgewandelten Pariser Platz schwirren die Doppeladler an den Holzbogen und Holzobelisken zu Hunderten umher, und Schwarz-Gelb war die Grundfarbe des dadurch ein bißchen stumpf und unfroh geliebten Decorationsprunkes. Daß die Berliner Festtage eine Apotheose des Dreibundes bedeuteten, daß wir unsagbar glücklich und zufrieden seien in der thurm hohen Freundschaft mit Oesterreich, dies Leitmotiv klang immer von Neuem in der Partitur auf. Alle Solisten und der ganze journalistische Chor sangen dieselbe Melodie. Die Pferde der Schuppleute wieherten, die Gloden läuteten, das entzückte Volk schrie Hurrah — noch nie zuvor hat die Aufführung so gut geklappt. Fast hielt man's für eine unkünstlerische Störung, als mitten in der schmelzenden Cantilene die Kunde von dem Telegrammwechsel zwischen dem deutschen Kaiser und dem Vicekönig von Indien erscholl. Die Allianz, die Herr Chamberlain beim Deutz & Geldermann schwärmerisch begründet hatte, ward beträchtlich gefestigt durch das tiefe Mitgefühl, das Berlin — will sagen, eine Hand voll Berliner Riesenfirmer — für die von England in Grund und Boden regierten, ausgehungerten Indier empfand. Diese halbe Million kam den Engländern um so überraschender, als sie ihrerseits noch nie eine Mark für Indien gegeben haben. Und sie quittirten dankend. Eine Allianz auf der Grundlage, die die Berliner Bankierspende so hübsch symbolisirt, ist ihm durchaus angenehm. Deutschland spendet denen milde Gaben, die das englische Raubsystem in den Hungertod treibt; Deutschland zahlt, wo England einrädeln. Ob aber den in der glanzvollen Dreibund-Oper Mitwirkenden unsere Opferungen an John Bull's Altar nicht auf die Nerven fallen werden? Wir mühen uns, koste es, was es wolle, eine neue Allianz zu Stande zu bringen, während wir die alte dithyrambisch preisen. Es werden kostspielige Anschaffungen, ausgebehnte Reclame wird für ein neues Stück gemacht — also geht man doch ernstlich mit der Absicht um, das alte bald vom Spielplan abzusetzen.

*

Der Präsentirmarsch ist intonirt worden, zum Papsenfreich drängen sich schwarz wimmelnd Zehntausende, und in das imposante Gewühl funkelt der neue Dom, dessen weiße Quadern bengalisches Feuer umspielt. In geisterhaftem Prunk schimmert des alten Weißbarts unwillhelminisches Denkmal, während am oberen Ende der Feststraße, auf dem Brandenburger Thore, die Victoria funkelt. Welche Bühne kann sich eines exacter arbeitenden Apparates rühmen? Die Scheinwerfer-Einrichtung ist über alle Meiningen-Technik erhaben. Und curios — das derbe Coulissenwerk des Pariser Platzes, all' die todte Theatererei, die vorhin, als gesunder, heller Sonnenschein niederrieselte, ihre aufbringliche Unechtheit kreischend in die Welt schrie, sie nimmt sich jetzt, in der effectvoll künstlichen Beleuchtung, ganz erträglich aus, weckt jetzt Illusionen, die sie vorhin zerstörte. Man sollte eben Gala-Opern nie bei Tage spielen. Caliban.

Notizen.

„Allgemeines Handbuch der Freimaurerei“ (Leipzig, Max Gessé's Verlag). Das Handbuch erscheint als dritte völlig umgearbeitete Auflage von Lenning's „Encyclopädie der Freimaurerei“ und als neue Auflage des „Allgemeinen Handbuchs der Freimaurerei“. Da seit des letzteren Erscheinen dreißig Jahre verfloßen sind, hat sich mancherlei verändert, die geschichtliche Forschung ist weiter fortgeschritten, und Vieles zeigt gegenwärtig ein anderes Gepräge. Es ist in der Hauptsache Rücksicht auf deutsche Verhältnisse genommen, ohne daß das Ausland, namentlich in der geschichtlichen Entwicklung, vernachlässigt wäre. Weggefallen sind aber die ausländischen Orte mit nichtdeutschen Logen, während umsomehr Aufmerksamkeit den deutschen Logen und ihren Großlogen gewidmet worden ist. Bei den Lebensbeschreibungen ist in der Hauptsache der freimaurerischen Thätigkeit gedacht, die sonstigen Lebensbeziehungen sind nur kurz berührt und, wo sie sonst leicht zu erlangen sind, ganz weggelassen. Vorzügliche Beachtung haben die ethischen Beziehungen und die Einrichtungen der Freimaurerei gefunden, so weit solche allgemeines Interesse haben. Die Darstellung ist auch für das Verständniß der nichtmaurerischen Welt berechnet. Der Freimaurer wird eine reiche Fundgrube der Belehrung finden, wie sie ihm sonst kaum anderswo geboten erscheint. Alles ist auf den neuesten Stand gebracht worden, und eine Menge neuer Artikel sind eingefügt, die für eine gerechte Beurtheilung der freimaurerischen Sachlage nothwendig sind. Es wird mit voller Offenheit die geschichtliche Entwicklung der Freimaurerei dargelegt und selbst deren Berirrungen nicht verschwiegen, denen jedes Menschenwerk mehr oder weniger ausgesetzt ist. Zugleich ergiebt sich aus der Behandlung der inneren Gestaltung des Bundes und seiner Einrichtungen, daß dieser kein geheimer Bund ist, als den man ihn vielfach noch heute hinzustellen sucht, und seine idealen Ziele und ethisch-religiösen, wahrhaft erzieherischen Gebräuche treten in's rechte Licht und thun dar, daß der Freimaurerbund weder dem Staat, noch der Kirche feindlich gegenübertritt, beide vielmehr fördert und unterstützt und noch gegenwärtig eine Einrichtung bildet, die, wie Fichte einst sagte, ebenso nützlich, als wünschenswerth für die Menschheit im Allgemeinen ist. Wir kommen auf das im Erscheinen begriffene Werk nach seiner Vollendung zurück.

Briefe der Madame Jérôme Bonaparte (Elisabeth Patterson). Herausgegeben von Henry Perle. (Leipzig, Schmidt & Günther.) Die romantische Heirath von Miß Patterson aus Baltimore mit dem jüngsten Bruder Napoleon's, sowie der traurige Ausgang dieses bald geschiedenen Ehebundes ist allgemein bekannt. Die hier veröffentlichten Briefe Elisabeth's an ihren Vater wurden in den Siebzigerjahren beim Abbruch des väterlichen Hauses in einer Kumpellammer aufgefunden. Sie gestatten uns, einen Einblick in die glänzendste Epoche dieses Frauenlebens zu thun, wo Könige ihre Bekanntschaft suchten und Fürsten sich um ihre Freundschaft stritten. Es war eine echte Amerikanerin, energisch, vergnügungsfüchtig, ehrgeizig, zuweilen auch geizig, smart, emancipirt und doch tugendhaft, aber ziemlich herzlos, sogar ihrem „entarteten“ Sohne gegenüber, von dem sie sich sofort lössagte, als er ihre hohen Pläne durch seine Liebesheirath mit einer amerikanischen „Krämerstochter“ zerstörte. Sie starb, 94 Jahre alt, 1879 zu Baltimore. Die Uebersetzung ist bis auf einige Ausrückungen (am Land, am Continent) sehr gut.

Kürschner's Literaturkalender, den wir in einer kurzen Notiz über ein Concurrenzunternehmen als „wenn wir nicht irren“ eingegangen bezeichneten, ist auch in diesem Jahre pünktlich erschienen. Wir entnehmen diese Nachricht einem launigen Protestschreiben unseres Freundes Kürschner. Unser Irrthum rührte daher, daß das vertraute Inventarstück unseres Redactionstisches zum ersten Male nach zwanzig Jahren uns nicht mehr zugegangen war, — ohne Zweifel eine Folge seines Ueberganges aus Kürschner's Selbstverlag in den der Leipziger Firma G. J. Göschen. Wir wünschen der verdienstlichen Schöpfung Kürschner's das sprichwörtliche lange Leben der fälschlich Todtgesagten.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Leg. geb. 2 Mt. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Sundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Blücher Crispi Dahn Daubet Egidy Fontane Groß Gaedel Hartmann Heyse Jordan Kölling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherstki Nigra Nordau Ollivier Pettenhofer Salksbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoedter Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Rosa u. v. A.



Gesucht

Redacteur

wird ein Berliner Frauenzeitung. Täglich Vormittags drei Bureaustunden. Jahresgehalt 4800 Mark und jährlich zweimal vierzehn Tage Ferien. Angebote mit Angabe bisheriger Redactions-Stellungen und persönlicher wie brieflicher Schriftsteller-Befanntschaften unter U. H. 972 durch Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin, W. 8.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Sieben erschienen:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Mad. geb. Schriftsteller, bis h. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), perfekter Stenograph, Maschinenschreiber (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Stottern

hellen dauernd Dr. C. Donhardt's Anstalten Dresden-Löschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher u. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von Richard Sattler, Braunschweig. (Gegründet 1883).

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kuhlwasser-Proceduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Prosp. gratis.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Sommerfaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. Kurmittel: Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Stadtluft, Medicinisch. Zanberinstit. Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. Neues Thermalbadhaus am 15. Mai 1900 eröffnet.

Indikationen: Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmanalysation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die Rgl. Badeverwaltung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahres-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprioli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Redaction für Director, Schrift und Druckerei Berlin.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymen Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Der Januskopf einer Ausstandsklausel in den Bauverträgen. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hülse (Berlin). — Das preussische Jahrhundert. Von Herbert Fischer. — Literatur und Kunst. August Reichensperger und die Kunst. Von Ludwig Kolping. — Social-Aesthetik. Von Karl Noebel. — Feuilleton. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt. Der jüngste Krach. Von Prinz Bogelfrei. — Dramatische Auführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Januskopf einer Ausstandsklausel in den Bauverträgen.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hülse (Berlin).

Goethe stellt in seinem Zauberlehrling dar, wie leicht es sei, die bösen Geister heraufzubeschwören, daß aber erst dem Machtworte des Meisters es gelingt, dieselben wieder zu bannen. Der tiefe Sinn und die ernste Wahrheit, welche in dieser Lehre liegen, pflegen bedauerlicher Weise recht oft seitens Derer verkannt zu werden, welche zur Lösung socialpolitischer Aufgaben oder doch wenigstens zur Abstellung gesellschaftlicher Mißstände sich berufen halten. Der Grund hierfür liegt darin, daß sie die Unterschiede zwischen Theorie und Praxis nicht gehörig würdigen, noch mehr aber, weil sie es unterlassen, die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung in das richtige Licht zu setzen. Ebenso wie der Arzt, welcher den Sitz der Krankheit nicht festgestellt und deren Entstehungsursachen nicht ergründet hat, nur selten das richtige Mittel finden wird, Vinderung zu schaffen, deren verheerende Wirkung aufzuheben und Heilung zu bringen, ebenso wird der Socialpolitiker leicht von dem richtigen Wege abirren und statt zu dem ihm leuchtenden Ziele in einen Abgrund gerathen, welcher blindlings dem verlockenden Irrlichte folgt, anstatt vorsorglich und bedacht den beschwerlicheren Weg einschlagend die gefahr-vollen Klippen und Abhänge zu meiden. Einem derartigen Mißerfolge dürfte das deutsche Baugewerbe entgegengehen, wenn es nicht rechtzeitig noch zu der Erkenntniß gelangt, von der Ausstandsklausel in den Bauverdingungsverträgen Abstand zu nehmen, welche bereits zu einem ernsteren Conflict zwischen der Bauverwaltung der Stadt Berlin und den in dem Ver-bande der Baugeschäfte von Berlin und den Vororten ver-einigten Baubetrieben geführt hat.

Die Arbeitskämpfe der letzten Jahre haben namentlich innerhalb der Baubetriebe zu nachhaltigen wirtschaftlichen Schädigungen geführt, und durch Voderung der guten Be-ziehungen zwischen den Gruppen der Arbeitgeber und Arbeit-nehmer die gewerblichen Verhältnisse beeinträchtigt. Wenn-gleich überwiegend die meist grundlos und frivol seitens der Führer der Organisation angeordneten Arbeitsseinstellungen nicht zum Siege der organisirten Arbeiter führten, vielmehr für diese ergebnislos verliefen, so haben sie dennoch den Bau-gewerksmeistern insofern große Verluste zugefügt, als diese durch das erzwungene Ruhen der Arbeit während der Bau-saison ihre übernommenen Verpflichtungen gewissenhaft zu

erfüllen außer Stande gesetzt und deshalb vielfach in die Lage versetzt wurden, die für den Fertigstellungsverzug ver-tragsgemäß zugesicherten Uebereinkunftsstrafen zahlen zu müssen. In Folge dessen gelangten sie zu der Ueberzeugung, der fest-geschlossenen Organisation der Arbeitnehmer auch eine feste Vereinigung der Arbeitgeber entgegensetzen zu müssen, um mit gleichen Waffen kämpfend zur Selbsthülfe in Abwehr ungerechtfertigter Angriffe jener geeignet sein zu können. Es wurde deshalb am 6. September 1898 zu Breslau beschloffen, die in Deutschland bereits bestehenden Arbeitgeberverbände im Baugewerbe in einen deutschen Arbeitgeberbund für das Baugewerbe zusammenzuschließen. Letzterer trat im März 1899 in das Leben. Daß es ihm gelingen wird, die gestellte Aufgabe zu erfüllen und das gesteckte Ziel zu erreichen, wenn er zielbewußt vorgeht, dafür bürgt auch die Thatsache, daß die Arbeiterorganisation es für geboten erachtete, im März 1899 einen Congreß der gesammten Bauarbeiter Deutch-lands nach Berlin einzuberufen, dessen Hauptberathungs-gegenstand der Deutsche Arbeitgeberbund für das Baugewerbe bildete. Angesichts dieser immerhin schon greifbaren Erfolge bleibt es zu bedauern, wenn einzelne Localverbände zu Mitteln ihre Zuflucht nehmen, bei welchen die Rechnung ohne den Wirth gemacht und vermöge derer leicht das Baugewerbe aus dem Regen unter die Traufe gebracht werden kann.

Ein derartiges gefährliches Mittel ist die Ausstands-klausel in den Bauverträgen, welche der Verband der Bau-geschäfte von Berlin und den Vororten seinen Mitgliedern zur Pflicht gemacht hat. Nach § 14 des Verbandsstatutes wird jedem Verbandsmitgliede untersagt, eine ihm angetragene Bauausführung zu übernehmen, wenn in dem schriftlich ab-geschlossenen Bauvertrage nicht die Bestimmung Aufnahme fand: „Bei einem Ausstand oder einer Sperre der Arbeit-nehmer oder der Arbeitgeber verlängert sich die Bauzeit um die Dauer des Ausstandes oder der Sperre, gleichviel ob dieselben einen gänzlichen oder einen theilweisen Stillstand der übernommenen Arbeiten herbeigeführt haben.“ Diese Maßnahme wird in einem an die Bauverwaltungen des Reiches, des Staates und der Gemeinden, sowie an sonstige Baufreise gerichteten Schreiben als ein Act der Selbsthülfe bezeichnet, welcher geeignet sei, zur friedlichen Abwehr gegen den Terrorismus der Arbeiter zu dienen. Daß diese An-schauung seitens der Bauverwaltungen nicht getheilt wird, dafür spricht das Verhalten der Stadtverwaltung von Berlin, welche darauf einzugehen Bedenken trägt. Und in der That

erscheint die Anschauung des Bauarbeitgeber-Verbandes als eine einseitige, nicht vorurtheilsfreie und bedenkenvolle. Zwar muß zugegeben werden, daß die Ausstandsclausel den zweifellosen Erfolg hat, den Uebernehmer einer Bauausführung gegen die Gefahr zu schützen, eine auf Verzögerung der Fertigstellungsfrist vereinbarte Vertragsstrafe unwirksam zu machen und damit einen oft recht empfindlichen, drohenden, wirtschaftlichen Nachtheil aus der Streifgefahr von sich abzuwenden. Und dies ist die Lichtseite des Bildes. Allein diese erstrebte Wirkung wird doch nur erreicht, wenn die Bauherren darauf eingehen, aber verfehlt, wenn sie dessen sich weigern, und dies ist die Rehrseite des Januskopfes. Denn als unabweisbare Folge der Weigerung muß sich herausstellen, daß entweder die Baugewermeister auf eine ihnen in Aussicht gestellte lohnende Arbeitsgelegenheit verzichten müssen, oder, um solche übernehmen zu können, aus der Vereinigung austreten, oder endlich die Bauherren gezwungen werden, wie dies die Berliner Bauverwaltung plant, die Arbeit in Selbstregie auszuführen. Daß es zu diesem letzten schwersten Mittel kommt, ist vor der Hand aber noch gar nicht zu befürchten. Denn die Gewerbefreiheit hat das freie Spiel der Kräfte entfesselt und die blinde Jagd nach einer Arbeitsgelegenheit geschaffen. Die Auswüchse der Unterbietungen im Submissionswesen beweisen zur Genüge, wie richtig Georg von Finke in der Reichstagsitzung des Norddeutschen Bundes prophezeite, als er den wirtschaftlichen Ruin des Handwerkes in Aussicht stellte. Und sie sprechen hinlänglich für die Richtigkeit der Behauptung, daß ein capitalsstarker, zahlungssicherer Bauherr stets einen tauglichen Werkmeister zur Uebernahme seiner Bauausführung finden wird, ohne sich die Hände binden und sich willenlos die wirtschaftlichen Nachtheile aus einer Arbeiterbewegung aufbürden zu lassen.

Im Enderfolge bedeutet die Ausstandsclausel nämlich nichts Anderes, als den Bauherrn mit dem Risiko aus der Streifgefahr zu belasten, aus welchem das Baugewerbe entlastet werden soll. Und dieses Risiko kann für ihn deshalb ein weit erhöhteres und folgenschwereres sein, weil er kein Mittel hat, auf dessen Abschwächung hinzuwirken und ihm solches selbst in dem Falle bevorsteht, wo sein Werkmeister bezw. sein Bau gar nicht von dem Arbeiterausstande unmittelbar betroffen wird. Wer sich an Beispielen dies vergegenwärtigt, wird leicht zu dieser Erkenntniß kommen. Ein Geschäftsmann, welcher eines der jetzt entstehenden großen Waarenhäuser auf einem sehr werthvollen Bauplatz mit einem erheblichen Kostenaufwande sich erbauen läßt, bedarf dessen Fertigstellung zu einer bestimmten Frist, um das Hauptgeschäft zu geeigneter Zeit darin aufnehmen zu können. Er muß durch Waarenbestellungen und durch Miethen des erforderlichen Hilfspersonals sich darauf vorbereiten. Um nun nicht in seinen Berechnungen und Plänen gekreuzt zu werden, vereinbart er eine Fertigstellungsfrist und zwar unter Festsetzen einer Vertragsstrafe, welche ihm einigermaßen für einen zu erleidenden Schaden schadlos halten soll. Die Ausstandsclausel berechtigt den ausführenden Werkmeister zur Fristverlängerung. Der Bauherr verliert jedoch die Möglichkeit, das Waarenhaus fristgerecht zu eröffnen, er muß aber die bestellten Waaren abnehmen und bezahlen, die gemietheten Arbeitskräfte auslohnern, ohne den erwarteten Umsatz erzielen zu können, vielleicht sogar noch Waaren, welche der Mode unterworfen sind, als werthlose Ladenhüter behalten. Wer kann es ihm verdenken, wenn er vorsorglich und wohlbedacht die Ausstandsclausel ablehnt? Es braucht ein Fabrikunternehmer neue Fabrikräume, weil die seitherigen für ihn unzulänglich oder wohl gar durch Feuer vernichtet sind. Zweck fristgerechter Eröffnung des Betriebes sichert er sich durch Vereinbarung einer Fertigstellungsfrist. Eine verzögerte Gebrauchsfähigkeit derselben verhindert, ihn übernommene Verpflichtungen auf fristgerechte Lieferung der Fabrikate einzuhalten. Aus dem Lieferungsverzuge hat er dem Besteller

Schadenersatz zu leisten und oft genug verliert er in ihm einen guten zahlungsfähigen Kunden, aus dessen Geschäftsverbindung ihm ein sicherer Gewinn bevorstand. Es nimmt endlich Jemand auf seinem umfangreichen Grundstücke die Ausführung von Fabrik- und Wohnräumen zwecks deren Vermietens in Aussicht und erhält auch von seinem ausführenden Werkmeister die feste, durch Vertragsstrafe gesicherte, Zusage, solche am 1. October in Gebrauch nehmen lassen zu können. Um dies zu ermöglichen, muß bis zum 1. April der Rohbau beendet sein. Dieser Zeitpunkt wird auch inne gehalten. Dadurch sicher gemacht, schließt er arglos Mietheverträge ab, übersehend, daß sein Werkmeister den ganzen Bau in Pausch und Bogen übernahm. In die sommerliche Bauzeit fällt ein vierwöchentlicher Arbeitsausstand. Um diesen verlängert sich die Frist zur Schlüsselabgabe. Der Werkmeister nutzt dies aus. Der innere Ausbau wird nicht rechtzeitig hergestellt, die Gebrauchnahme am 1. October polizeilich untersagt. Die Miether können in ihre Miethegelasse nicht einziehen und machen von ihrem Rechte Gebrauch, für Rechnung des Vermiethers andere theurere zu beziehen und sonstigen Schadenersatz zu beanspruchen. Wer entschädigt den Bauherrn hierfür und für die entgangenen Mietheausfälle?

Derartige Erwägungsgründe müssen die privaten Bauherren bestimmen, auch ihrerseits auf Selbsthilfe Bedacht zu nehmen. Es wird Sache der Grundbesitzer-Vereine sein, die Gefahren des Grundbesitzes aus der Ausstandsclausel vorurtheilsfrei und unbefangenen festzustellen und ihrerseits geeignete Abwehrvorschläge zu machen. Letztere werden voraussichtlich darauf hinauskommen, ihren Mitgliedern zu empfehlen, durch selbstgedungene und ausgelohnte Bauarbeiter unter Leitung eines ihrerseits bestellten verantwortlichen Bauleiters den Bau in Selbstregie auszuführen, wenn die gewerksmäßigen Baubetriebe standhaft seien und die Uebernahme wirklich ablehnen sollten. In noch weit höherem Grade sind die Reichs-, Staats- und Gemeinde-Bauverwaltungen aber dazu gezwungen, welche nicht Parteistellung zu Gunsten der Arbeitgeber gegen die Arbeitnehmer im Baugewerbe nehmen dürfen. Als Folge dessen wird sich aber herausstellen, daß der erstrebte Befähigungsnachweis zum selbstständigen Betriebe des Baugewerbes versagt bleibt, um den Bauverwaltungen die Möglichkeit des Selbstregiebaues offen zu halten. Daraus entspringt aber die weitere Gefahr, daß der Baugewerkestand in seiner Selbstständigkeit bedroht, in seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und gesellschaftlichen Stellung vernichtet, zum Lohnarbeiter der Capitalmacht herabgewürdigt wird. Und Alles dies wegen einer unvorbedachten Maßnahme, welche gar nicht erforderlich ist, um zu dem gleichen Ziele zu gelangen. Denn das Reichsgericht hat in einem Urtheile vom 15. Juni 1891 rechtsgrundsätzlich erkannt, daß der Streit unter Umständen der höheren Gewalt gleich zu achten, und deshalb geeignet ist, aus vertragmäßigen Verbindlichkeiten zu befreien. Durch eine Versicherungnahme gegen das Risiko aus der Streifgefahr wird der gleiche wirtschaftliche Erfolg sicher erzielt, welcher aus der Ausstandsclausel nur erhofft wird. Gefährvoll ist jedoch die seitens des Verbandes der Baugeschäfte von Berlin und den Vororten angedrohte Boykottirung der Händler von Baumaterialien, wenn sie den Regiebauunternehmern solche liefern nach dem Urtheile des Reichsgerichtes vom 22. Januar 1900.

Das preussische Jahrhundert.

Von Herbert Fischer.

Man hat das officiell abgelauene 19. Jahrhundert vielfach das militärische getauft. Mit Recht, denn sein Anfang stand unter dem Sterne des genialen Taktikers Napoleon

und seiner Kriegsthaten, aus denen die preußische Schöpfung der allgemeinen Wehrpflicht, des Volkes in Waffen, des Militärstaates hervorging, dessen Wehrverfassung heute von fast allen europäischen Staaten nachgeahmt ist. Wenn man also von einem militärischen Jahrhundert spricht, so könnte man es ebenso gut schlechtweg das preußische taufen. Wenn nur Napoleon nicht wäre. Die Frage ist freilich, ob seine Kriegskunst eine so neue und originelle war, wie seine Bewunderer behaupten. Wir glauben es trotz alledem nicht. Er steht auf den Schultern des alten Fritz, und alle Eigenheiten seiner Strategie, Taktik und Organisation finden wir so ziemlich vollständig in der preußischen Kriegskunst des siebenjährigen Krieges. Seine Technik ist ganz und gar die fridericianische; die Geschütze und Gewehre waren im Wesentlichen die gleichen, und Napoleon fühlte gar kein Bedürfnis, sie zu verbessern. Mehr, viel mehr lag ihm daran, die Schnelligkeit für Leitung und Bewegung des Heeres zu steigern, doch folgte er auch hierin nur altpreußischer Tradition. Einzig seine Organisationen, die Fritz Hoenig „nicht viel mehr als große, rohe Improvisationen“ nennt, gingen über den alten Fritz hinaus, dessen Söldnerheer von den „Ohnehosen“ des revolutionären Volksheeres, dann vom napoleonischen Conscriptiohsheer abgelöst wurde; doch schloß auch Napoleon's Epoche wie die Friedrich's mit einem besonderen Soldatenstande ab. Die nationale Staatswehr, die Carnot beabsichtigt, ist eine ganz preußische Schöpfung. Scharnhorst schuf die Wehrgesetze und das Militärbildungswesen, Gneisenau und Clausewitz bildeten die Napoleonische Kriegskunst im fridericianischen Geiste aus, Grolman organisierte die Generalstabs-thätigkeit im Frieden, und Wilhelm I. und Moltke schufen die preußische Kriegsführung und Kriegskunst, die Bewaffnung und taktische Ausbildung des Heeres unter Ausnutzung der modernen Technik: Hinterlader, Schnellfeuergeschütz, Kleinalibergewehr — Kartographie, Statistik, Telegraphie, Eisenbahnen.

Es ist ganz nützlich, wenn einmal auf den altpreußischen, den fridericianischen Ursprung des modernen Militärwesens hingewiesen wird, denn von gewisser Seite wird immer wieder versucht, das schöpferische Genie des Feldherrn Friedrich II. zu bemängeln und ihm seine Kriegskunst, ja sogar seine Erfolge abzuspochen. Nach dem Urtheil dieser Historiker und Salonstrategen soll er nur im Mandrinen bedeutend gewesen sein und seine Schlachtenerfolge *contro coeur* errungen haben. Wie falsch das ist, lehrt uns der gerade jetzt erschienene zweite Band von Reinhold Koser's Meisterbiographie: „König Friedrich der Große“ (Stuttgart, Colta Nachf.). Es ist ein wahrer Genuß, aus dieser glänzenden Darstellung des siebenjährigen Krieges und seines Helden die auf dessen Kriegskunst bezüglichen Selbstbekenntnisse und Operationen zusammenzustellen.

Im Antimacchiavell hat der Kronprinz Friedrich Fabius und Hannibal einander gegenübergestellt als die Vertreter zweier strategischer Methoden: der Ermattungsstrategie und der Strategie des Schlagens. „Fabius ermattete den Hannibal durch seine Langschweifigkeiten; dieser Römer verkannte nicht, daß der Rathgeber des Geldes und der Rekruten ermangelte, und daß es, ohne zu schlagen, genügte, dieses Heer ruhig wegschmelzen zu sehen, um es sozusagen an Abzehrung sterben zu lassen. Hannibal's Politik dagegen war, zu schlagen; seine Macht war nur eine auf zufälligen Umständen beruhende Stärke, aus der schleunigst jeder erreichbare Vortheil gezogen werden mußte, um ihr durch die Schreckenswirkungen glänzender Heldenthaten und die Hilfsquellen erobelter Gebiete Bestand zu geben.“ Aus Friedrich's großem militärischen Brevier von 1748 wissen wir, daß er für die Kriege seines eigenen Staates, die da kurz und lebhaft sein mußten, die Ermattungsstrategie als unzuweckmäßig betrachtete, ebenso aber die „Pointen“, jene strategischen Vorstöße, die das Heer allzuweit in Feindesland hineinführen. Nachmals wiederum

hat er drei Arten der Kriegsführung unterschieden: die Offensive bei entschiedener Ueberlegenheit, die sich die höchsten Ziele setzen muß, die 1741 in dem Coalitionskriege gegen Oesterreich das französische Heer geradezu auf Wien hätte führen müssen und in einem künftigen Coalitionskrieg gegen Frankreich den Marsch nach Paris erheischt, an Stelle von sieben Feldzügen im Stile des spanischen Erbfolgekriegs mit je einer Schlacht und je einer Belagerung; die Defensiv, die doch nie in reines Abwehren und Abwarten ausarten darf; die Offensive bei gleich vertheilten Kräften, für die es gilt, die Entwürfe den Kräften anpassen und nichts auf gut Glück unternehmen, wenn zur Ausführung die Mittel nicht zureichen.

Nach Friedrich's Auffassung, wie sie sich stets gleich geblieben ist, war ein Einzelkrieg zwischen Preußen und Oesterreich allemal solch ein „Kampf mit gleich vertheilten Kräften“. So wenig er es sich zutraute, diesen Gegner, der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen dreizehnjährigen und einen siebenjährigen Krieg geführt hatte, ermatten zu können, so wenig bot sich die Aussicht, ihn vernichtend niederzukämpfen; aber er durfte hoffen, den Gegner zu entmuthigen, in großen Schlachten durch glänzende Siege, wie es ihm durch Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf schon einmal gelungen war, eben diesen Gegner zu entmuthigen, von der Ausichtslosigkeit eines mit Leidenschaft ergriffenen Eroberungsplanes zu überzeugen. Niederkämpfen, tödtlich treffen konnte man die Oesterreicher nur — das hat Friedrich am Anfang seiner Feldherrnlaufbahn ebenso bestimmt erklärt wie am Schluß — wenn man sie in ihrer Hauptstadt Wien aufsuchte. Wien aber hat er immer nur, so 1741 und 1744, wie 1775 und 1779, unter der Voraussetzung einer wirksamen Unterstützung durch Bundesgenossen in den Bereich seiner strategischen Entwürfe gezogen. Erst in diesem Zusammenhange ermeßen wir ganz, weshalb das politische Testament von 1752 für einen Angriffs- und Eroberungskrieg gegen den Wiener Hof, der den Oesterreichern Böhmen kostete und den Preußen im Tausch gegen Böhmen Sachsen einbringen sollte, erst in der Geburtsstunde einer neuen großen Coalition gegen das Erzhaus die Zeit gekommen sieht.

In beiden schlesischen Kriegen soll ihm eine Schlacht alsbald für den ganzen Feldzug die Ueberlegenheit verschaffen. Eine entscheidende Schlacht. Kein unnützes Blutvergießen, eine Schlacht mit nachdrücklicher Verfolgung, anders als die Lobositzer Schlacht, mit der er nachträglich so unzufrieden ist: „Jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden.“ Man wird das feindliche Heer, wenn es irgend möglich ist, vernichten, „abimiren“. Der zeitgenössische Geschichtsschreiber des siebenjährigen Krieges, Tempelhof hat seinen König als einen Feldherrn bezeichnen zu dürfen geglaubt, der nicht bloß Schlachten schlägt, um einmal das *Tedeum laudamus* anstimmen zu lassen, sondern allemal ein totale Niederlage des Feindes zur Absicht hat, und Warnery hat geradezu gesagt, Friedrich's Bemühen sei stets darauf gegangen, das feindliche Heer gänzlich zu vernichten. Hier hören wir von Friedrich selbst, daß er sich dieses Ideal der Schlacht in der That vor die Augen stellt.

So ergab sich ihm für den zweiten schlesischen Krieg eine Strategie, wie sie ihm schon für den Anfang des Feldzuges als zweckmäßig vorgeschwebt hatte: die strategische Defensiv, die auf einen Vorstoß in Feindes Land, auf die Ueberwältigung weiter Gebietsstrecken verzichtet und ihr Heil in dem Vortheil der inneren Operationslinie sucht: „Meine Lage ist derart, daß ich nur auf die Defensiv ausgehen kann, da ich den Feind von vier oder fünf Seiten habe. . . Ich gedente alle meine Schritte nach denen des Feindes abzumessen.“ Oder, wie sein bezeichnender Ausdruck ist, „ich bilde die Reserve der Armee, bereit, dahin mich zu kehren, wo die dringendste Gefahr mich hinziehen wird.“ Nicht ohne Grund nahm er an, daß seine neue Methode den Feind, der seit je Offensivstöße an ihm gewohnt war, unsicher

machen, „deroutiren.“ werde. Aber er sagte sich zugleich, daß dieser Vortheil nur ein erstes Mal zu erhoffen sei, daß das „Stratagem“ sich nicht wiederholen lasse; denn der Feind werde bald lernen, sich danach einzurichten, und dann werde es sehr böse Tage geben. Es vermaß sich also nicht, bei seinen beschränkten Kräften von seiner Defensiv die Wirkungen einer Ermattungsstrategie im Stile des Fabius und im Sinne der Darlegungen des Antimachivell zu erwarten. Im Gegentheil: je mehr er wußte, daß gerade sein Gegner, dieser unerträglich langweilige Daun, sich in der Rolle des Fabius stark fühlte, um so mehr mußte er danach trachten, auch in der strategischen Defensiv taktisch die Offensive festzuhalten und mit dem Feinde zu schlagen, wo irgend die Gelegenheit sich bot: „Ich warte auf einen Augenblick, um das wenige Del zu nutzen, daß ich noch auf meiner Lampe habe.“ Allerding's verhehlte er sich nicht, daß die ersehnte Gelegenheit sich immer seltener einstellen werde. Die unverkennbaren Fortschritte, welche die „modernen Oesterreicher“ in der Kriegskunst seit dem ersten schlesischen Feldzuge gemacht, erheischten auch für die Preußen Aenderungen in der bisherigen Taktik. Die Oesterreicher haben es in der Vertheidigung zur Meisterschaft gebracht, durch ihre Lagerkunst, ihre Marschtaktik, ihr Artilleriefuer. Von unendlichen Geschützmassen umgeben und unterstützt, stehen sie regelmäßig in drei Linien: die erste am Fuß des Abhangs, gleichsam auf einem Glacis; die zweite auf der Höhe so verschanzt, daß hier erst der schwerste Kampf entbrennen wird; sie ist mit Cavallerie vermischt, die bei dem ersten Wanken des Angreifers alsbald vordringen und einhauen wird; die dritte Linie ist bestimmt, den Punkt zu verstärken, auf den der Angreifer seine Hauptkraft richtet. Cavallerie-Angriffe, wie sie noch vor Kurzem für die Einleitung der Schlacht die Regel bildeten, erscheinen Angesichts solcher Stellungen und solcher Artilleriemassen als ganz unhöflich; die Reiterei ist vielmehr zunächst zu „refusiren“ und erst für die letzte Entscheidung und für die Verfolgung einzusetzen. Das Schicksal der Staaten hängt von den Entscheidungsschlachten ab, eine einzige falsche Bewegung, das Mißverständnis eines Unterführers kann alles verderben; so löblich es ist, eine Affaire herbeizuführen, wenn man seine Vortheile findet, ganz ebenso muß man sie vermeiden, wenn das Risiko den zu erhoffenden Gewinn übersteigt. „Es giebt“, sagt Friedrich auch in diesem Zusammenhang, „mehr als einen Weg, der zum Ziele führt; man wird sich darauf legen müssen, den Feind stückweise in die Pfanne zu hauen, seine Detachements zu Grunde zu richten, die er oft und nicht immer mit gleicher Vorsicht auswendet.“

Die Strategie, die er für solchen Verzweigungskampf gegen eine Mehrzahl mächtiger Gegner in der Theorie sich vorgezeichnet hatte, „dem einen Feind eine Provinz preiszugeben und inzwischen mit der gesammten Streitmacht gegen den anderen zu marschieren, ihn zur Schlacht zu nöthigen, alle Anstrengungen zu machen, um ihn zu vernichten“ — er hatte sie in diesen drangvollen Jahren, so viel an ihm war, in die Praxis zu übersetzen gestrebt. „Er, der den Werth des Manövers neben der Bedeutung der Schlacht sehr wohl zu schätzen wußte, der, wenn es galt, sich auf das Manövirn und Ausweichen ebensogut verstand wie die großen Methodiker Prinz Heinrich und Daun, er hat doch in der Kriegsführung ebenso wenig wie in der Politik sich auf das Hinhalten und Abwarten, das schwächliche *beneficium temporis*, die unvorhergesehene Zwischenfälle verlassen wollen, sondern das Schicksal wieder und wieder zur großen Entscheidung herausgefordert und dabei nur immer beklagt, daß er nicht das Elixir besaß, dem Gegner jedesmal, wenn er es wollte, die Schlachtentscheidung aufzunöthigen. Wenn Prinz Heinrich in seiner Bevorzugung des Manövers und Angesichts seiner meist defensiven Aufgaben sich geringerer Fährniß aussetzte, die Schlappen seines königlichen Bruders glücklich vermied und deshalb wohl geneigt war, sich für den trefflicheren Feldherrn zu halten, so

unterschätzte er das ungeheure moralische Uebergewicht, welches Friedrich's Wagemuth, Schlachtenfroheheit und Kampfesfurchlichkeit den preußischen Waffen in einem Grade verschaffte, daß die Gegner nach den ersten schlimmen Erfahrungen einen politischen Offensivkrieg, widerständig genug, andauernd in der taktischen Defensiv führten. Vor dem Urtheil der Geschichte hat nicht der Prinz recht behalten, der da meinte, daß das Heer die Fehler des Königs wett machen mußte, sondern vielmehr Napoleon, wenn er sagte, nicht das Heer habe sieben Jahre hindurch Preußen gegen die drei größten Mächte Europas vertheidigt, aber Friedrich der Große.“

Also auch aus dieser Darstellung Koser's geht klar hervor, daß der große König nicht nur zu manövirn, sondern auch zu schlagen wußte, alles zu seiner Zeit. Ohne Zweifel hat Napoleon von ihm viel mehr gelernt, als er zugeben wollte; auch seine berühmte Stoßtaktik in's Centrum des Feindes findet sich in Friedrich's Schlachten und Werken als gelegentliches Vorbild. Aber die sittliche Größe Friedrich's hat Napoleon nicht erreicht, am wenigsten im Unglück, wo gerade Friedrich am größten war. Lieft man bei Koser, mit welcher Heldenhaftigkeit der König die Schicksalsschläge ertrug, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß dem Oesterreicher Kant sein kategorischer Imperativ der Pflicht im Anblick dieses Heldenlebens aufgegangen sein muß. Koser urtheilt: „Wer so, ganz erfüllt von einem hohen Beruf, in stolzer erhabener Einsamkeit sieben Jahre hindurch sein Joch getragen und Tag für Tag, inmitten immer neuer Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, nur bei sich selbst Rath und schnellen, tapferen Entschluß gefunden hatte, der durfte nachmals ohne Ueberhebung sich rühmen, daß zwei Verbündete in diesem Kriege ihm zur Seite geblieben seien: Muth und Beharrlichkeit. Wir sind Zeugen geworden, wie diese Begleiter, auch wenn sie in dunkelster Stunde seinem Blick entschwanden, sich immer wieder zu ihm gesellten; wie er, reizbar, aufgereg, nicht geschaffen, das Unglück mit Gelassenheit zu ertragen, doch die Zweifel seines zagenen Menschenherzens freghast in seiner Königsbrust niederzukämpfen und allen Versuchungen zur Flucht aus einem anscheinend hoffnungslosen Leben zu widerstehen vermochte, bis endlich ein errettender Zwischenfall seine Standhaftigkeit belohnte, jenes *beneficium temporis*, das er bei seinen Entschlüssen nicht hatte in Ansatz bringen wollen. Erst im Unglück offenbarte sich Friedrich's eigenthümlichste Stärke, seine unvergleichliche Größe. Der den Meisten als unbeständig und Manchen als unentschlossen galt, bewies jetzt, daß Entschlossenheit und Standhaftigkeit gerade die hervorragendsten seiner Eigenschaften waren. Nicht daß Friedrich jedesmal den richtigen Entschluß gefaßt hätte; mehr als einmal hat er in entscheidenden Augenblicken durchaus fehlgegriffen. Nie aber hat ihm versagt die Fähigkeit und Kraft zum Entschluß, und, was mehr ist, nie die von einem Mollke an ihm bewunderte Fähigkeit, den Entschluß bei sich selbst zu finden, „Alles von sich selbst zu nehmen“. Nicht daß er seinen Entschluß nun jedes Mal auch festgehalten hätte; was ihm den Ruf der Unbeständigkeit eingetragen hatte, war eben jener rasche Wechsel seiner Politik gewesen; aber in geringeren Dingen oft an ihm vermist, hat seine Beharrlichkeit jenseits einer gewissen Grenze auf die härteste Probe gestellt, sich um so unerschütterlicher erwiesen. Beide, Entschlossenheit und Standhaftigkeit, wuchsen ihm mit den Gefahren. Die höchste Probe des Feldherrn, das Heer nach der Niederlage zum Siege zu führen, Friedrich hat sie sechs Jahre hindurch immer von Neuem abgelegt. „Er ist vornehmlich groß gewesen in den entscheidendsten Augenblicken, und das ist die schönste Lobrede, die man auf seinen Charakter halten kann“ — so, bei scharfer Kritik der einzelnen Schritte, das Gesammturtheil Napoleon's über Friedrich. An solchem Lob aus solchem Munde wird der größte Held sich genügen lassen dürfen, ob immer Friedrich dem Großen der Uebereifer der Modernsten Eigenschaften und Entwürfe leihen zu müssen

geglaubt hat, durch die er noch größer, gewaltiger, dämonischer dastehen soll. Dämonische Naturen in seinem Sinne des Begriffes, als Gefäße ungeheurer, den Lauf der geschichtlichen Entwicklung durchkreuzender Thatkraft und rastlosen Schaffensdranges, hat Goethe sowohl Friedrich den Großen wie Napoleon genannt; aber ein geistvoller Beurtheiler hat den Unterschied zwischen Beiden gerade darin sehen wollen, daß Friedrich sich von seinem Dämon, anders als Napoleon, nicht wie von einem Sturmwind regieren ließ. Allerdings, gar Mancher war während des langen Krieges geneigt, ihm eine Steigerung der Willensstärke in das Eigensinnige vorzuwerfen und einen neuen Karl in ihm zu sehen, der nur noch den Eingebungen seiner Laune folge. Der Gedanke an Karl XII. lag nahe. Aber deshalb und weil er eine verwandte Ader in sich fühlte, hat Friedrich selber um so entschiedener das Tafeltuch zwischen ihnen Beiden entzwei geschnitten und den Schwedekönig sich alle Zeit als warnendes Beispiel vorgehalten.“ Sehr schön schildert Reinhold Koser, wie seltsam gewandelt sein Held aus den furchtbaren Prüfungen hervorging, nicht mehr hell und freudig, nicht warm und mild, sondern trüb, kalt und hart wie ein sonnenloser Wintertag. Das glücklichste aller Glückskinder, wie der junge König lachenden Mundes sich selbst genannt hatte, ist der alte Fritz geworden, grämlich, verhärtet, so wie in dem Antlitz die weiche Rundung der Züge den allbekanntesten strengen und spizen Linien gewichen ist. Aber wie die Stimme ihren alten einschmeichelnden Klang, „weich selbst beim Fluchen“, behalten hat, so glimmt doch noch im Grunde des Herzens ein Funke warmer, weicher Empfindung. Noch immer wird das Auge leicht ihm feucht. Er selbst schilt auf diese Empfindsamkeit, auf diese Nachgiebigkeit gegen äußere Eindrücke, da sie ihm die Schwere des Daseins, die Aufregungen des Augenblicks nur um so peinvoller macht. Er giebt seiner Seele „Stoßschläge“, er denkt, daß Philosophie und Erfahrung seine natürliche Lebhaftigkeit gebändigt haben sollen, und muß sich endlich doch sagen, daß ein mit so heißen Leidenschaften Geborener die ersehnte „Unempfindlichkeit des Stoikers“ nicht erreichen kann. Und wäre er noch eine Natur gewesen, die an der That und am Einsatz aller Kräfte, am Wetten und Wagen, am heldenhaften Ringen mit dem feindseligen Geschick innerliche und ausschließliche Freude, leidenschaftliches Genügen, Seligkeit empfunden hätte. Aber immer wieder kommt die Sehnsucht nach dem Stillleben, nach der Einsamkeit des Studierzimmers zum Durchbruch, die sentimentale Sehnsucht des achtzehnten Jahrhunderts, die das beste Theil in beschaulicher Bestellung des Gärtleins sieht. Der Mann, an dem die Anderen die „mehr als menschliche“ Festigkeit bewundern, seufzt: „Der Geist der großen Männer ist nicht der meine“, und bezeichnet sich als den, dem Wagnisse und Glücksspiel verhaft sind. Als Martyrium, als Fegfeuer beklagt er sein Heldenthum; „ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks“ ist der Lorbeerkranz auch immer gewesen. Er ist allmählig der Katastrophen so gewohnt, daß er die kommenden Ereignisse „nur noch fürchtet“; er bebzt, wenn er einen Brief erbricht, und erschrickt, wenn die Thüre sich öffnet. Und Koser fragt: „Hat Friedrich, wenn er sich einen tragischen Charakter nannte, auch das Moment der eigenen Verschuldung damit anerkennen wollen? Gewiß hat er den Sturm, der sein Leben erfüllt hat, selbst entfacht. Er hat einen Gegner auf Tod und Leben herausgefordert, und dann, da er es noch gekonnt hätte, ihn nicht zu Boden gestreckt; denn wohl dürfte es in seinem ersten Kriege bei ihm gestanden haben, die Hand, die nachmals ihm so schwere Wunden geschlagen hat, ganz und für immer zu ent Waffen. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, weder bei seinen Lebzeiten noch in der Folgezeit, die all' sein Thun seit der Eroberung von Schlesien aus der Unruhe eines bösen Gewissens haben herleiten wollen. Friedrich hat als großer Realpolitiker die Grenzen des politischen Erlaubten weit gesteckt und hat dem einst öffentlich von ihm

verurtheilten Machiavell später eine förmliche Ehrenerklärung gegeben; aber es unterscheiden sich ihm doch beim Rückblick auf seine eigenen Handlungen solche, die ihm durchaus unbedenklich und gleichsam selbstverständlich erscheinen, und andere, die er entschuldigen zu müssen glaubt. Schon der alte Garve hat treffend bemerkt, daß Friedrich, so oft und so angelegentlich er seinen ersten Frieden, den Sondervertrag von Breslau, den Abfall von dem Bündniß mit Frankreich, zu rechtfertigen gesucht hat, doch nie ein Wort der Entschuldigung für seinen ersten Krieg, für die Eroberung von Schlesien übrig gehabt habe, und daß ihm vollends im siebenjährigen Kriege nie, selbst in den größten Bedrängnissen nicht, der geringste Zweifel an der Gerechtigkeit seines Thuns aufgestiegen sei. Es ist nicht anders: in dem Besitz von Schlesien, dem *noli me tangere* seines politischen Daseins, hat er sich durch Gewissensbedenken ebenso wenig beirren lassen, wie durch das Drängen und Anstürmen des verbündeten Europas, und mehr noch als schon sein zweiter Krieg hat ihm der dritte immer als ein ihm aufgezwungener Vertheidigungskampf gegolten. Es wäre denn, daß man aus all' den unvergleichlichen Briefen, die vielmehr als Selbstgespräche denn als Mittheilungen anzusehen sind, entweder bewußte Heuchelei, oder den Versuch, das Gewissen zu betäuben, oder vollendeten Selbstbetrug herauslesen wollte — da, wo wir den todtmüden Kämpfer bewundern, der in Trübsal und Bangen und den schwersten Anfechtungen sich immer wieder aufrichtet an dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, und an dem Vorsatz, seine Pflicht weiter zu thun, oder, wie Carlisle einfach und schön gesagt hat, „an der Hoffnung auf sein eigenes bestes Bemühen bis zum Tode“.

Der König hat sich seines endlichen Sieges, seines reichlichen Ruhmes also nicht voll zu freuen vermocht. „Unser Kriegeruhm“, so bekannte er, „ist sehr schön aus der Ferne angesehen; aber wer Zeuge ist, in welchem Jammer und Elend dieser Ruhm erworben wird, unter welchen körperlichen Entbehrungen und Anstrengungen, in Hitze und Kälte, in Hunger, Schmutz und Blöße, der lernt über den Ruhm ganz anders urtheilen.“ „Alt, fast kindisch, grau wie ein Maulthier, tagtäglich einen Zahn einbüßend, von der Gicht zum halben Krüppel gemacht,“ meinte er nur noch auf einen Platz im Invalidenhanse Anspruch zu haben. Er wolle den Berlinern, schrieb er noch aus Sachsen an d'Argens, ihren Subel über den Frieden gönnen, aber „was mich anbetrifft, mich armen Greis, so kehre ich in eine Stadt zurück, von der ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemand von meiner alten Bekanntschaft mehr vorfinde, wo unermeßliche Arbeit mich erwartet, und wo ich binnen Kurzem meine Gebeine einer Zufluchtsstätte übergeben werde, die nicht mehr gestört werden soll, weder durch den Krieg, noch durch die Unglücksschläge, noch durch die Schlechtigkeit der Menschen.“ Und sein jüngster Biograph schließt: „Er kehrte gealtert zurück in eine sich verjüngende Welt. Ein neues Zeitalter brach an. Während dieses Krieges hatten die Physiokraten ihre Programmschriften und Rousseau seinen Emile und den Gesellschaftsvertrag veröffentlicht, und bald wurde auch Deutschland von der Einwirkung Rousseau's und vom Sturm und Drange erreicht. Die Jugend stürmte über den „alten Fritz“ hinaus, er selbst ging seinen eigenen Weg weiter, handelnd, schaffend, vollbringend, seine Welt formend nach seinem Bilde.“ Wir fügen hinzu, daß er auch unserem ablaufenden Jahrhundert, vor dessen Schwelle er starb, noch das Gepräge seines Geistes gegeben hat, und wenn wir es das militärische oder das preußische nennen dürfen, so verdanken wir es mit dem noch heute ewig jungen alten Fritz.

Literatur und Kunst.

August Reichensperger und die Kunst.

Von Ludwig Kolping.

Das abscheuliche Attentat auf deutschen Geist und deutsche Kunst, das mit den Zuhälter- und Kunstparagrafen der lex Heinze verübt werden sollte, ist von den Einsichtigeren in der Hauptsache als eine ultramontane Herausforderung erkannt worden, obwohl auch evangelisches Mucderrthum (Stoecker) und — was immer loyal verschwiegen wurde — höchste höfische Einflüsse kräftig mitgeholfen haben. Wenn man dabei die täppisch-dreiste Kampfweise unserer heute leider ausschlaggebenden Centrumspartei und ihrer Wortführer betrachtet, so kann man nicht umhin, einen bedeutenden geistigen, oratorischen und tactischen Verfall unserer päpstlichen Parlamentarier zu constatiren. Gerade jetzt ist eine große Biographie Reichensperger's aus der Feder von Prof. Ludwig Pastor (2 Bände, Freiburg, Herder) erschienen, die uns die schwarzen Heerführer im Culturkampfe zeigt, und wenn wir auch der begeisterten Schilderung mit gemischten Gefühlen folgen, so müssen wir doch gestehen, daß wir der Ueberzeugungstreue, dem Glaubenseifer, dem Talent und der Geschicklichkeit dieser Führer unsere Achtung nicht versagen können. Vergleichen wir aber die damaligen Centrumsleiter, den fuchs-schlauen Windhorst, die beiden ferndeutsch-ehrliehen Reichensperger und den feurigen Mallinkrotz mit den heutigen Führer, einem Koeren, Groeger, Porsch und sogar Lieber, so können wir, wie schon bemerkt, nur einen heillosen Rückschritt feststellen. Wir behaupten, daß unter dem Commando der vier classischen Culturkampf-Bekämpfer eine lex Heinze nicht möglich gewesen wäre und Fanatiker wie Koeren und Groeger gar keine Rolle hätten spielen dürfen. Wie würde der kunstverständige August Reichensperger zu diesen kunstfeindlichen Ausfällen seiner Fraktions-Nachfolger den Kopf geschüttelt haben! Womit wir aber nicht sagen wollen, daß er dem Nackten in der Kunst sympathisch gegenüber stand, nur schüttete er das Kind nie mit dem Bade aus.

Zwar galt auch ihm die Kunst nicht als eine bloße ästhetische Liebhaberei, sondern als eines der wichtigsten Elemente der öffentlichen Gesittung, geeignet, in weiten Kreisen veredelnd oder aber auch verderbend zu wirken. „Die Kunstübung,“ sagt er sehr richtig, „ist mit nichts eine isolirte Thätigkeit; die Kunst als Ganzes genommen ist zu keiner Zeit das Product einzelner Individuen; in ihrem tiefsten Grunde schlingen vielmehr die Wurzeln aller Verhältnisse sich ineinander, welche die betreffende Periode überhaupt bedingen und charakterisiren. Die Kunst ist die feinste Blüthe des Culturlebens, sie kann dem aufmerksamen Beobachter als Gradmesser für den Herzschlag eines Volkes dienen. Sie hat darum auch eine hohe Bedeutung für das öffentliche Wohl und gehört in den Kreis der Angelegenheiten, die der Ob- und Pflege der Staatsregierungen anvertraut werden. Diese sollen unterstützend, aufmunternd und helfend eintreten, wo die Kräfte der Einzelnen oder der Communen nicht ausreichen; sie werden dies aber nur dann mit Erfolg thun, wenn sie dabei von richtigen Anschauungen ausgehen, wenn sie, wo es nöthig erscheint, auch den Muth haben, der herrschenden Tagesmeinung entgegenzutreten und unter allen Verhältnissen den höchsten idealen Standpunkt als das Ziel der Bestrebungen aufzustellen.“

Reichensperger war aber nicht allein mit dem Wort für die Kunst, wie er sie verstand, thätig. Neben seiner angestregten, so viele und verschiedenartige Gegenstände umfassenden parlamentarischen Thätigkeit fand Reichensperger noch immer Muße, um theils durch Vorträge, theils durch Recensionen, Abhandlungen oder besondere Schriften für die Verbreitung richtiger Grundsätze über Kunst und Kunstgewerbe und für die Wiederbelebung der christlich-germanischen Kunst zu wirken. Ludwig Pastor giebt uns aus den verschollenen Aufschriften und Zeitungsartikeln reichliche Proben.

Mit köstlichem Humor, feinsten Satire, vernichtendem Spott mustert Reichensperger einmal die verunglückten Nachahmungen der Antike, in Folge deren „dermalen von Petersburg bis nach Genf, von Philadelphia bis nach Triest uns aller Orten fast dieselbe ‚classische Langereweile‘ angähnt.“ „Der Weltumsegler Cook erzählt irgendwo von der überaus burlesken Erscheinung einiger Häuptlinge wilder Südsee-Insulaner, die in europäischen Uniformfräcken mit Epauletten und mit dreieckigen Hüten bedeckt, Audienz gegeben hätten, während ihr übriger Körper sich im heimatlichen Naturzustande gezeigt habe. Eines nicht minder ergötzlichen Eindruckes würden sich zweifelsohne die Baumeister des Parthenon und der Propyläen zu erfreuen haben, wenn dieselben vor die Travestien ihrer Schöpfungen hinträten, mit welchen das wieder aufgewärmte Hellenenthum unsere modernen Straßen, denen der Polizeistock die Schönheitslinie vorgeschrieben, fort und fort bevölkert, wenn sie die Schornsteine und Dachfenster über den Frontons von plattgedrückten Tempelfassaden hervorlugen sähen, die Säulen, die nichts zu tragen, die angeklebten Gesimse, die nichts zu stützen haben; wenn sie die drei bis vier Reihen viereckiger Fensterhöhlen übereinander in der Mauermaße erblickten, welche die schlanken Säulenschäfte gefangen halten; wenn sie sich endlich gar davon überzeugten, daß alle diese ‚in ihrem Geiste‘ geschaffene Herrlichkeit zumeist aus Tannenbrettern, Backsteinen, Mörtel und Delfarben componirt ist.“ Nicht minder humorvoll ist die Schilderung, welche Reichensperger von der Herstellung der modernen Bauten entwirft. Den Entwurf beginnt der Baumeister „immer zuerst mit der Fassade, in der Art, daß, je nach dem Betrage der zu verwendenden Summe, drei, vier, fünf oder auch noch mehr viereckige Fensteröffnungen zwei, drei oder vier Mal übereinander, immer hübsch symmetrisch und ja in gleicher Entfernungen von einander in eine glatte Wand rechtwinklig eingeschnitten werden und die Thüre in der Mitte der untern Fensterreihe angebracht wird, während oben ein aus Bignola copirtes, meist aus Brettern zusammengenageltes, antiseptisches Gesims die geniale Conception würdig krönt und endlich einige Reihen von Dachfenstern und Schornsteinen den untern Fensterreihen gewissermaßen correspondiren. Demnächst geht der Meister daran, ein dieser grandios gedachten Außenseite entsprechendes Inneres zu schaffen. Zu diesem Ende werden mit dem Lineal so viele Vierecke (denn der Philister begreift, wie Clemens Brentano sagt, nur viereckige Sachen, und selbst diese sind ihm nicht selten zu rund), als gesonderte Räume nothwendig sind, in die verschiedenen Stockwerke eingezeichnet, zwischen welchen dann die Treppen und die Kamine sich Platz suchen und sich einklammern, so gut es gehen will.“ In überaus packender Weise wird demgegenüber gezeigt, wie das Mittelalter seine Häuser nicht von außen hinein, sondern von innen heraus schuf, so daß die Fassade das Product des Innenbaues wurde, wie der Aufriß das Product des Grundrisses. „Alles gestaltet sich durchaus natürlich, gleichwie nach einem organischen Gesetze; jeder Theil, der größte wie der kleinste, giebt durch seine Erscheinung sofort seine Bestimmung und den Grad seiner Bedeutung zu erkennen, nichts ist verkleistert und maskirt, und endlich gestaltet ein natürliches Kunstgefühl die Einzelheiten zu einem malerischen, ausdrucksvollen Ganzen, welches überdies möglichst mit der Umgebung in Einklang gesetzt wird. So mußten sich, umgekehrt wie solches die heutige Bauweise lehrt, die Fenster in Bezug auf Gestalt, Größe, Zahl und Anordnung nach der Raumvertheilung im Innern richten; die Treppen lagen in besondern, den ganzen Bau überragenden Thürmen, sowohl geschützt gegen Feuergefahr als wohlbeleuchtet und die freie Bewegung im Innern nicht hemmend; die Kamine traten kräftig und entschieden aus den Wänden und Dächern und brachen so, wie die eben gedachten Treppenhäuser, nicht bloß die Monotonie der großen Flächen, sondern sie boten auch einen weiten Spielraum für ornamentale Motive aller Art dar.“ Man kann sich keine

schärfere, aber auch nicht leicht eine im Großen und Ganzen besser berechnete Satire auf unsere moderne Baukunst denken; sie ist heute noch gerade so am Platze wie vor Jahrzehnten, als sie geschrieben wurde. Kein Wunder, daß seine Kunstautorität zuletzt auch im Parlament erkannt wurde.

Reichensperger gebot über eine unvergleichliche, durch eigene Anschauung gewonnene Kenntniß der Kunstwerke. Das ganze deutsche Kunstgebiet von Marienburg bis nach Basel, von Aachen und Münster bis nach Wien hat er nach allen Richtungen hin durchfahren, und nur wenige Orte mit bedeutenderen Kunstidentmalern mögen von ihm nicht besucht worden sein. Auch den angrenzenden Ländern, namentlich Belgien und Holland, stattete er wiederholt Besuche ab. Er hielt auch zahlreiche Vorträge, die alle auf gründlichen Studien beruhten: sie fanden vielfach so großen Anhang, daß Reichensperger sich wiederholt zur Veröffentlichung derselben entschließen mußte. Zunächst war dies der Fall bei dem im März 1875 in Köln gehaltenen Vortrag „Ueber das Kunsthandwerk“. In der Einleitung variiert Reichensperger sein Lieblingsthema von dem verderblichen Einfluß der Renaissance. Pastor gesteht, daß es hier nicht an Schroffen, zu weit gehenden Behauptungen fehlt; unbedingt beistimmen aber kann man den Ausführungen über den Verfall des deutschen Kunstgewerbes, der — nach dem Zeugnisse von Julius Lessing — auf der Wiener Weltausstellung zu einer „völligen Niederlage“ der deutschen Aussteller geführt hatte. In sehr zeitgemäßer Weise gibt nun Reichensperger mancherlei ganz vortreffliche Winke, auf welche Weise der Handwerkerstand sich mehr und mehr von der Herrschaft der Schablone und des Surrogatenthums emancipiren und wieder zu einer würdigen künstlerischen Thätigkeit gelangen könne. Er hebt mit Recht hervor, wie dem Kunsthandwerk noch immer neben der in neuerer Zeit so sehr vervollkommenen Maschine eine berechnete und ehrenvolle Stellung gebühre, und wie dasselbe der letztern nicht leichten Kaufs das Feld räumen dürfe. Damit aber der Kunsthandwerker zu wirklich künstlerischen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten befähigt und angeregt werde, sei ein Doppeltes erforderlich. Es müsse die Luft, welche den Künstler vom Handwerker scheidet, noch vieles von ihrer Schroffheit verlieren und beide mehr Hand in Hand gehen. Dann aber sei unbedingt nöthig, daß Kirchenvorstände, wohlhabende Private u. geradegu unkünstlerischen Gebilden in Delfarbenruck, Gußeisen, Thon oder „Masse“ keinen Platz mehr in Kirchen und Wohnungen gönnen, daß sie vielmehr bei etwagem Geldmangel lieber einige Zeit zögern, bis das Geld für ein wirkliches Kunstwerk ausreiche.

Einen Hauptgrund für das allseitig beklagte Daniederliegen der deutschen Kunstindustrie erblickt Reichensperger darin, daß man sich gewöhnt habe, von einem und demselben Künstler Leistungen aus den verschiedensten Stilarten zu verlangen. Treffend wird hervorgehoben, daß wirkliche, auch das Kennerauge befriedigende Kunstleistungen ohne übermäßigen Aufwand von Zeit, Talent und Mühe nur erreicht werden können, wenn dem betreffenden Kunsthandwerker ein bestimmtes, mit ihm gleichsam verwachsenes stilistisches Bildungsgefäß als Richtschnur dient. „Das wird aber erst erreicht werden, wenn man in unseren Fortbildungs-, Meister- und Zeichenschulen darauf verzichtet, im wilden Durcheinander nach Modellen und Abgüssen aus allen möglichen Stilen saubere Zeichnungen mit großem Zeitaufwand anzufertigen zu lassen. Derartige Dinge nehmen sich auf Schulausstellungen zwar recht hübsch aus, aber die zu lange Beschäftigung mit demselben macht die Hand des angehenden Meisters für seine eigentliche Berufsarbeit ungeeignet, ganz abgesehen davon, daß sie der Stilmengereien und dem Dünkel gleicher Weise Vorschub leistet. Gelegte Zeichnungen und blendende Entwürfe haben unsere „Väter“, deren Werke wir heute noch staunend verehren, so gut wie nie angefertigt; aber dafür beherrschten sie mit vollster Sicherheit ihr Material, aus dem sie ihre Meister-

werke herausarbeiteten.“ Von den Galerien, Museen wie von den Weltausstellungen erwartet Reichensperger keine Hebung der Kunst und des Kunstgewerbes. Bezüglich der großen Ausstellungen, dieser „unübersehbaren Weltjahrmärkte“, hat die seitherige Erfahrung seine Ansicht glänzend bestätigt; für die Galerien und die nicht ausdrücklich erwähnten Specialausstellungen muß man indessen doch eine höhere Werthschätzung beanspruchen, als ihnen Reichensperger zu Theil werden läßt.

„Die Tendenz meiner Kunstschriftstellerei,“ sagt er in seiner Schrift „Allerlei aus dem Kunstgebiete“, „geht nicht dahin, die Kunstgelehrten noch gelehrter, wohl aber etwas praktischer zu machen; ich habe mir an meinem geringen Theile von jeher nur die Aufgabe gemacht, das Wesen der christlichen Kunst zu möglichst allgemeinem Verständniß bringen zu helfen, ganz insbesondere aber die opferwillige Hingebung an dieselbe zu beleben, sowie dem Eindringen des modernen Schwindels in die Massen entgegen zu arbeiten.“ Und in demselben Sinne gesteht er unummunden, „daß er mehr Werth darauf legen würde, eine einzig alte Capelle vor dem Einsturze zu retten oder die Erbauung einer neuen kunstgerechten zu veranlassen, als auf den Ruhm, die Bibliotheken mit einem Bande voll nagelneuer Definitionen und Abhandlungen über das Classische, das Kunstideal, das Erhabene und Schöne u. dgl. bereichert zu haben“. Zur richtigen Beurtheilung der kunstschriftstellerischen Thätigkeit Reichensperger's will Pastor diesen Gesichtspunkt streng festhalten: „er war kein eigentlicher Kunsthistoriker oder Archäologe, auch kein Kunstphilosoph; er war vielmehr hauptsächlich Praktiker und Apostel für die Wiederbelebung einer echten volksthümlichen, deutschen, die christlichen Ideen verkörpernden Kunst. Das Ideal hierfür erblickte er in der gothischen Kunstform — für ihre Wiederaufnahme in Architektur und Kunstgewerbe wirkte er gewissermaßen als Kunstagitator. Im tiefsten Grunde spitzte sich für ihn Alles auf die Frage zu: Was sollen wir gegenüber dem Lug und Trug der modernen, effektischen Fabrikunst und dem Bauwindel thun, um wieder zu einer nationalen und christlichen Kunstweise zu gelangen? Natürlich mußte Reichensperger die historische und ästhetische Seite des Kunstproblems immer wieder berühren, allein alles hierher Gehörige war ihm stets in letzter Linie nur das Mittel zum Zweck, nur Einleitung und Begründung seiner praktischen Grundsätze. Ohne eingehendere sachmännische Geschichtsarbeit und beeinflusst von dem historischen Urtheile seiner Freunde und Zeitgenossen, hat Reichensperger in historischen Dingen nicht selten Behauptungen aufgestellt, die thatsächlich nicht haltbar sind. Bei seinem lebhaften Temperament und seiner Neigung zum Debattiren hat er sich zuweilen zu nicht stichhaltigen Aufstellungen hinreißen lassen. Seine Gegner haben solche Dinge aufgegriffen und in einer Weise verallgemeinert, welche dem unermüdlichen Sachwalter der Gothik schweres Unrecht zufügt. Wohl das Stärkste in dieser Hinsicht hat sich Lütke erlaubt, indem er behauptet, „Reichensperger halte alle kunstgeschichtliche Entwicklung der letzten vier Jahrhunderte für Teufelswerk“.

„Gewiß,“ entgegnete Reichensperger mit vollem Rechte, „ist der Ton solcher Polemik nichts weniger als einladend zur Gegentrede, und ich weiß auch sehr wohl, daß es unmöglich ist, aus gewissen Köpfen gewisse Vorurtheile zu vertreiben. Allein darum soll man doch eine sich zufällig bietende Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, um Vorkehr zu treffen, daß jene Vorurtheile nicht immer weiter überleben. Man hat überdies auch vollauf genug an seinen wirklichen Fehlern und Schwächen zu tragen, um sich veranlaßt zu sehen, der angebotenen sich nach Kräften zu erwehren. Und so möge denn die runde Erklärung hier Platz greifen, daß ich nicht bloß die Raphael und Michelangelo, die Tizian und Dürer, sondern auch die Rubens und Rembrandt, die Teniers und Dow, die Potter'schen Vieh- und die Seghers'schen Blumenstücke, ja selbst die Watteau und die sonst neben ihm hervor-

ragenden Meister der Popszeit, einen jeden in seiner Art genommen, hoch in Ehren halte, daß ich es aber für eine kaum erträgliche Anmaßung erachte, wenn die geistesmatten Schaukünstler, die Gußeisen-Gellinis und sonstigen Surrogatenjäger der Gegenwart ihre stil- und charakterlose Ausstellungs-Duzendwaare durch die Flaggen jener Genies zu decken sich unterfangen. Von „Teufelswerk“ kann da wahrlich nicht die Rede sein, nicht einmal von einem falschen Geschmack, da eben gar keiner zu verspüren ist. Wo ich auch den Grundanschauungen jener großen Meister nicht beipflichten zu können glaube, bringe ich doch ihrem Genie sowie der soliden Pracht oder der vollendeten Technik ihrer Werke den Zoll aufrichtigster Bewunderung dar. Oder habe ich etwa, wie ein anderer Kritiker mir nachsagt, mich jemals dahin vernehmen lassen, „daß die Kunst von der Kirche nicht getrennt werden könne, daß alle echte Kunst katholisch sei“? Habe ich endlich schlechthin über die gesammte heutige Kunst den Stab gebrochen und „nur allein von ihrer Rückkehr zu irgend einer Phase ihrer früheren Entwicklung das Heil erwartet“? Nein, solcher starrer Ausschließlichkeit habe ich mich zu keiner Zeit schuldig gemacht. Es ist mir sehr wohl bewußt, daß unser Jahrhundert nicht wenig durchaus berechtigte Elemente in sich schließt, welche es wesentlich und nothwendig, nicht bloß vom Mittelalter, sondern selbst von den drei letzten Jahrhunderten unterscheiden; stets habe ich die lebensvolle Vermittelung der neueren Cultur mit der des Mittelalters für unsere Aufgabe erachtet; nie ist es mir in den Sinn gekommen, von einer Reproduction des letzteren, dem Buchstaben nach, von einem Abklatschen seiner Hervorbringungen das Heil für unsere Kunstübungen zu erwarten. Ebenso wie die nicht zur Kreuzesfahne haltenden Aesthetiker bin ich zu den Ruinen des Pästum-Tempel und des Colosseums hingepilgert, habe ich meine Huldigung den Elgin-Marmoren und den bildnerischen Schätzen des Vaticanus aus der Blüthezeit vorchristlicher Kunst dargebracht. Nur hat der Reiz aller dieser Herrlichkeiten mich nicht ganz und gar zu blenden vermocht; vielmehr ist mir davor erst recht der Sinn für die eigenthümliche Größe und die Gedankentiefe des Mittelalters, namentlich im Vergleich mit dem subalternen Charakter der meisten Producte der Gegenwart aufgegangen, die in der allerneuesten photographischen Schule ihren schönsten Triumph zu feiern im Begriffe steht.“

Der Mann, der dies geschrieben, war doch nicht der gothische Fanatiker, als welchen manche seiner Gegner ihn hinzustellen liebten. Alle wahren Kunstwerke fanden seine Anerkennung: die echte Antike war davon ebenso wenig ausgenommen wie die eigentliche Renaissance; ja selbst gewisse Vorzüge des Barock- und Rococostiles erkannte er an und warnte vor der Beseitigung der Erzeugnisse dieser Periode, wenn man nichts Besseres an deren Stelle zu setzen habe.

Was die eigentliche oder italienische Renaissance anbelangt, so überschätzte er mit fast allen seinen Zeitgenossen die heidnisch-materialistische Seite derselben. Als Pastor unter dem Beifall eines Burchardt und de Rossi das Bestehen einer christlichen neben der heidnischen Renaissance nachwies, verschloß sich Reichensperger gegen dieses Forschungsergebnis nicht; indessen konnte er sich von der Ansicht einer principiellen Verknüpfung von Renaissance und Neu-Heidenthum nicht mehr ganz losmachen. „Theilweise,“ erklärt Pastor, „hing dies mit seiner Betrachtung der Gothik zusammen: in ihr sah er das höchste Ideal christlicher Baukunst. Er begründete dies damit, daß dieser Stil aus der christlichen Idee geboren, für den Ausdruck derselben eine neue, angemessenste, vollkommenste Form geschaffen habe und deshalb unbedingt vorzuziehen sei der Renaissance, welche sich zu dem angegebenen Zwecke der schon vom Heidenthum gebrauchten Formen bedient habe. Mit feurigster Begeisterung betonte er, daß keine andere Kunstrichtung so wie die Gothik geeignet sei, den „Geist aus den engen Grenzen des Irdischen hinauszuführen und mit der Vorstellung des Großen, Unübersehbaren, Unmeßbaren das

Gefühl andächtigen Staunens und ehrfurchtsvollen Bewunderns“, „Ewigkeitsgedanken“ zu erwecken. Wenn man auch für Deutschland diesen Standpunkt Reichenspergers theilen kann, so ist derselbe doch für Italien sicher nicht zutreffend. Mag auch für das deutsche Gefühl die Gothik den religiösen, christlichen Gedanken am reinsten ausdrücken, so kann deshalb und vielleicht gerade deshalb dieser Stil nicht für alle Länder als der allein gültige Canon christlicher Baukunst hingestellt und die von Italien ausgehende Kunstrichtung der Renaissance als mit dem christlichen Geist im Widerspruch stehend betrachtet werden. In dieser Hinsicht hat einer der hervorragendsten Kunstforscher unserer Zeit mit Recht betont, daß die katholische Kirche sich niemals der Renaissancekunst gegenüber auf jenen verallgemeinernden Standpunkt gestellt habe. Reichensperger hat dies mehr als billig gethan, wie er denn der von Italien ausgehenden Kunstrichtung überhaupt nicht immer gerecht geworden ist. Während seines ganzen Lebens war seine Aufmerksamkeit fast beständig den Werken der gothischen Zeit zugewandt, die Welt der Renaissance blieb ihm mehr oder weniger fremd.

Um seinen auf tiefster Ueberzeugung wie reichster Erfahrung beruhenden Anschauungen von wahrer und falscher Kunst die weiteste Verbreitung zu geben und sie zur Anerkennung zu bringen, gab es wohl kaum einen wirksameren Ort als das Parlament. Die Taktik des Ignorirens und Todtschweigens hatte ihn bei seinen schriftstellerischen Bestrebungen schwer getroffen; nun machte er es sich zu nutz, daß Presse und Zeitschriften wohl Bücher übergehen können nicht aber Reden, die von den Vertretern des Volkes gehalten werden. Im Deutschen Reichstage wie im Preussischen Landtage war er denn auch fast anderthalb Decennien lang in dieser Hinsicht unermülich thätig. Eifrig ergriff er jede sich darbietende Gelegenheit zur Besprechung der künstlerischen Zustände in Deutschland, besonders in Preußen, wobei er dann mit gewohnter Klarheit und nicht selten mit berechtigter Schärfe die hier vorhandenen großen Schäden aufdeckte. Die geringe Sorge für die Erhaltung der Kunstdenkmäler der Vergangenheit, die bureaukratische Organisation des staatlichen Bauesens in Preußen, die zahlreichen staatlichen Neubauten des jungen Reiches gewährten dem erfahrenen und weitblickenden Redner reichlichen Stoff, um den auf diesen Gebieten herrschenden falschen Richtungen auf das entschiedenste entgegenzutreten und bessere Zustände wenigstens anzubahnen. Daß er zuweilen in seinem Mißmuth über modernen Kunst- und Bauschwindel, in seinem Feuereifer für die Wiederbelebung der Gothik zu weit ging, leugnet auch sein Biograph Pastor nicht. In manchen Punkten kann man seinen Ausführungen nur beistimmen; nach den verschiedensten Richtungen hat Reichensperger segensvoll gewirkt, in vielen sind seine Ideen trotz der leidenschaftlichsten Bekämpfung Seitens der Gegner siegreich zum Durchbruch gekommen.

Dies gilt namentlich von seinen Bemühungen zum Schutz der alten Monumente. Wie bereits in den fünfziger Jahren, so wies er auch jetzt immer wieder darauf hin, wie viel mehr in dieser Hinsicht in Frankreich und England, selbst in dem kleinen Holland und dem gewiß nicht reichen Spanien geschehen sei, als in Deutschland. Die moderne Zerstückelung fand in ihm einen nicht minder scharfen Gegner wie der „Restaurations-Bandalismus“, die „Neumacherei“. Mit glühender Liebe für unsere vaterländischen Kunstdenkmäler eine erleuchtete Einsicht in die Anforderungen einer allseitig vollendeten Restauration vereinigend, mahnte er wie ein treuer Eckart, wo sich ein Anlaß fand, für eine besonnene, allmälige, stilgerechte Herstellung der alten Baudenkmäler. Seine Verdienste auf diesem Gebiete sind kaum hoch genug anzuschlagen, ist doch, wie ein mit Reichensperger befreundeter Kunstkenner ersten Ranges betont, eine auch nur minder glückliche Restauration in ihren Folgen oft verhängnisvoller als die schwersten Unfälle.

Eine Aufzählung aller Bauwerke, für deren Restauration Reichensperger im Parlament auftrat, findet man bei Pastor; als die hervorragendsten seien hier genannt: die Abteikirche zu Knechtsteden, die Katharinenkirche zu Oppenheim, die Annenkirche zu Düren, der Kaiserpalast zu Goslar und das Marienburger Schloß. So sehr er sonst auf Sparsamkeit drang, so konnte ihm für die Erhaltung des Alten nicht leicht genug geschehen; in Folge dessen befürwortete er z. B. am 30. April 1877 im Reichstag die Bewilligung einer größeren Summe zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Elsaß-Lothringen. Den Vorwurf, daß Reichensperger sich nur für die Gothik interessire und „alle Renaissance verachte“, widerlegt die Thatsache, daß er im Parlament unter anderem warm für die Erhaltung eines Denkmals der Spätrenaissance in Trier eintrat. Auch durch Zeitungsartikel war er in der angedeuteten Richtung thätig: so unter anderem für die Restauration der Kirchen zu Brauweiler, Seligenstadt und St. Aposteln zu Köln. Namentlich auf seinen vielen Reisen ist er wiederholt für die Erhaltung alter Baudenkmäler und deren stilgerechte Restauration thätig gewesen. Nicht wenige kirchliche wie profane Bauwerke, in deren Beseitigung der Geist einer falschen Aufklärung etwas Verdienstliches sah, hat er gerettet. Wenn er von diesen Dingen zu erzählen anfing, war er unerlöschlich und oft — wie Pastor erzählt — bitter satirisch. „Schon der Schatten, welchen solche Gebäude werfen,“ klagte er, „genügte zu ihrer Verurtheilung; man glaubte sie wie Leichen behandeln zu dürfen, welche man zu begraben vergessen hat.“ „Bald sind es Gemeinderäthe, deren Verschönerungsdrang durch altes, dazu vielleicht sogar noch Unterhaltungskosten beanspruchendes Bauwerk gehemmt wird; bald ist es die Polizei oder eine andere Behörde, deren Alignements- oder sonstigen Projecten ein solcher Bau im Wege steht, die überhaupt aufgeräumt sehen möchten, um nicht mit „unnützen“ Schreibereien über „zweck- und werthloses Gemäuer“ behelligt zu werden.“ Es war seine besondere „Liebhaberei“, auf seinen vielen Reisen solchen bedrohten Werken nachzugehen und für ihre Erhaltung aufzubieten, was in seinen Kräften stand. In vielen Fällen waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, und mit Befriedigung pflegte er darauf hinzuweisen, daß ihm an der Erhaltung des imposanten Holstenthores zu Lübeck ein nicht unwesentlicher Antheil gebühre. Pastor gedenkt auch Reichensperger's Forderung, daß das Amt eines Conservators nicht länger ein Nebenamt bleibe; die Regierung, welche sich sonst nicht scheue, mit Millionenforderungen vor den Landtag zu treten, müsse hier Wandel schaffen Angesichts einer ganzen Reihe „bedrohter, dem Ruin entgegengehender, höchst merkwürdiger germanischer Kunstwerke“. Vielsach würden die Geldmittel ganz falsch angewendet; habe man doch z. B. den Goslarer Kaiserpalast, statt in seinem ursprünglichen Zustand wiederherzustellen, zu einem „wohnlichen und fürstlichen Absteigequartier eingerichtet“ und die Ausmalung des alten Saalbaues mit großen Kosten einem akademischen Staffeleimaler überantwortet. Man möge in Verwendung der für Kunstzwecke verfügbaren Mittel mit mehr Umsicht verfahren, endlich einmal „eine feste, umfassende Organisation“ bilden, damit „die Schöpfungen der großen Kunst unserer Väter“, soweit der „Vandalismus der letzten Jahrhunderte und auch der Jetztzeit“ sie noch nicht vernichtet habe, „als Zeugen des Lebens und Wirkens unserer Väter der Nachwelt“ erhalten blieben.

Erlebte Reichensperger in seinem Kampfe gegen das „preussische Baumanbarmenthum“ ungeahnte Erfolge, so unterlag er in einer Angelegenheit, für die er sich seit vielen Jahren bemüht hatte: in der Reichstagsgebäude-Frage. „Als Symbol der deutschen Kraft, der deutschen Einheit“ sollte ein Musterbau ersten Ranges errichtet werden, für welchen ohne Weiteres 24 Millionen Mark bei Seite gelegt wurden; bald darauf ward zur Beschaffung eines Planes eine allgemeine Concurrenz ausgeschrieben. Bekanntlich trat Reichensperger im Reichstage wie als Mitglied der Jury, welche die Pläne

zu begutachten hatte, mit aller Macht für die Wahl des gothischen Stiles ein. So schon im Frühling 1871. In dessen betonte er später (19. Mai 1873), sich gegen die moderne Pseudogothik aussprechend, daß das neue Haus nur dann gothisch gebaut werden dürfe, wenn man einen Meister ersten Ranges dazu bekäme. Die in großer Zahl einlaufenden Pläne zu dem neuen Reichstagsbau „gaben so ziemlich das Gegentheil deutscher Einheit zu erkennen; es war ein buntes Durcheinander von Stilen, Stilmischungen und Stillosigkeit“. Für den einzigen im gothischen Stil ausgeführten Plan des berühmten Gilbert Scott legte Reichensperger vergeblich eine Lanze ein. Am 9. Juni 1883 beschloß der Reichstag, den Bau durch den Architekten Wallot zur Ausführung bringen zu lassen. Reichensperger, „so ziemlich gewohnt, gegen den Strom zu schwimmen“, gab nun noch einmal seine bisherige Reserve auf. Mit berebten Worten trat er „für die Ehre der Fahne ein, unter der er beinahe ein halbes Jahrhundert auf dem Kunstgebiete gestritten hatte“. Er erkannte an, daß Wallot's Entwurf der beste von den concurrirenden Entwürfen gewesen sei; allein die von dem Genannten gewählte „italienisirende Renaissance“ verwarf er. „Sie ist sicherlich nichts Nationales, sie hat nicht ihre Wurzeln in unserer deutschen Geschichte, in unserem Volksleben, entspricht nicht unseren Bedürfnissen, unserem Denken und Fühlen, unserem Klima und unserem heimischen Material.“ „Aber freilich,“ meinte er, „die Renaissance ist jetzt Mode. Dem Herrn Wallot blieb weiter keine Wahl, als entweder abzustehen von der Bethheiligung an der Concurrenz oder in der Art einen Plan zu entwerfen, wie er ihn gemacht hat; das Erste wird gewiß einem so begabten Manne Niemand im Ernst rathen wollen.“ Nach einer eingehenden Kritik des Entwurfes wiederholte er: „Ich glaube, daß die Nachwelt es nicht begreifen wird, daß hier die gewissermaßen neu aufgerichtete deutsche Nation in ihrem so berechtigten Siegesgefühl sich dazu hergab, einen italienisirenden Bau als ihren bedeutendsten Kunst- und Prachtbau aufzurichten.“

Für die Anregungen, die Reichensperger dem Erbauer des neuen Reichstagsgebäudes namentlich für dessen innere Ausstattung gegeben hatte, sprach dieser im December 1894 bei der ihm von den Berliner Künstlern veranstalteten Ehrenfeier seinen Dank aus. „Man glaubt bei uns in Deutschland,“ führte Wallot aus, „so häufig, daß in der Schule Alles schon gelehrt und gelernt werden könne. Dem ist aber keineswegs so. Die beste Schule ist das Leben, und gerade der Architekt wird am besten durch das praktische Leben geschult: mit hoch und niedrig hat er zu thun. Ich möchte deshalb wohl wünschen, daß der ganze Reichstag mit Bauleuten besetzt werde: das Reich würde dabei gut fahren. Jedenfalls sitzen heute gar zu wenig Bauleute im Reichstage: ein Mann wie August Reichensperger, der Ideale besitzt, war eine Dase. Mit Dankbarkeit gedenke ich des hohen Interesses, das Reichensperger dem Reichstagsbau wie der Baukunst bewies, der Anregungen, die ich ihm verdanke.“

Und damit kommen wir auf Reichensperger's im Eingang erwähnte Stellung zur lex Heinze zurück, wenn er sie erlebt hätte. Nun, er hat darüber keinen Zweifel gelassen, daß er ein Gegner des „zumal in Berlin so sehr hervortretenden Unfuges unzüchtiger Darstellungen auf den öffentlichen Plätzen und in den Museen“ war. So tadelte er im Reichstage die Aufstellung der „Bacchantin“ in der Nationalgalerie, sogar gegen die Figuren der Schloßbrücke schrieb er einen übrigens confiscirten (!) Zeitungsartikel in die Kreuzzeitung. Aber er war doch kein Fanatiker der Brüderie und mußte sehr wohl zwischen „modernen ausgekleideten Modell-Ruditäten“ und antiker, zumal griechischer nackter Kunst zu unterscheiden, und die pergamenischen Reliefs verherrlichte der Gothiker mit heller Begeisterung. Noch einmal: Reichensperger wäre für die lex Heinze gewiß nicht zu haben gewesen.

Social-Aesthetik.

Von Karl Noehjel.

Die sociale Frage ist nicht nur eine Wirthschaftsfrage, sondern im eminenten Sinne auch eine Culturfrage. Denn ist der Arme erst einmal vor directem physischen Mangel geschützt, so unterscheidet sich seine Lebensführung von der des Reichen in letzter Instanz nur darin, daß der Reiche in viel höherem Maße im Stande ist, an den Culturerrungenschaften theil zu nehmen, vor allem an Kunst und Wissenschaft. Während demnach der Socialpolitiker durch Studium der Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens die Armuth bekämpft, sucht der Socialaesthetiker die Theilnahme an den Culturgenüssen immer mehr von der wirthschaftlichen Lage unabhängig zu machen d. h. vor allem Wissenschaft und Kunst auch dem Armen zu erschließen. Sein leitender Gedanke ist dabei der: Der Bildung erstrebende Mann aus dem Volke wird bald erkannt haben, wie verhältnißmäßig geringwerthig die nur für viel Geld zu erwerbenden Sinnengenüsse sind gegenüber den Geistesgenüssen, die er sich für billiges Geld — z. B. durch Ankauf einiger Bändchen der Reclam'schen oder Henschel'schen Volksbibliothek — bereiten kann, sofern er nur Energie und Ausdauer zum Selbstunterrichte besitzt. Er sieht ein, daß er auch in seiner Lage sich fortbilden kann und muß. Das vertieft sein Leben, hebt sein Streben, hebt sein Selbstgefühl, und er wird den socialen Gegensatz nicht mehr als einen so brutalen empfinden wie bisher, Haß und Neid gegen den Reichtum werden schwinden. In einem oder dem anderen Falle mag er sogar aufrichtiges Mitgefühl hegen für die geistige Noth gewisser kapitalistischer Kreise. Das klingt vielleicht zu optimistisch, entbehrt aber nicht ganz der Berechtigung. — Fraglos ist der eminent volkerzieherische Werth der Wissenschaft. Daher das beständig wachsende Verlangen nach Volksbibliotheken, billigen Volksausgaben, Fortbildungsschulen, Volksuniversitäten. Viele dieser Gründungen sind noch im Anfangsstadium, aber so gesunde Unternehmungen bleiben nicht auf halbem Wege stehen. Mächtig regt sich allenthalben das sociale Gewissen, und darum wird es bald eine Lust sein zu leben. —

Nächst der Wissenschaft ist auch die Kunst in hervorragender Weise zur ethischen Volkerziehung berufen. Sie hat vor der Wissenschaft den Vorzug, daß ihr Studium zugleich ein Genuß ist und darum viel müheloser. Zweifellos gehört viel weniger Energie dazu, sich beispielsweise in ein schönes Bild zu vertiefen, als sich durch eine wissenschaftliche Theorie durchzuarbeiten. Aus dem Bilde spricht die Sympathie des Meisters, die liebend dem Verständniß des Beschauers entgegenkommt. Darum hat aber der Genuß eines Bildes ebenfalls durchaus bildenden Werth. Zunächst ist jeder Schönheitsgenuß an sich schon eminent bildend; ferner aber regt nichts so sehr die Wißbegierde an, als eine schöne bildliche Darstellung. Wir sehen das täglich beim Anschauungsunterrichte der Kinder. Der Wissenschaft und Kunst gegenüber ist aber der unborgebildete Mann aus dem Volke wie ein Kind. Er sieht das Bild. Etwas darin berührt eine sympathische Seite in ihm; er fragt: „Was stellt das Bild vor? Wer war der Meister? Wann lebte er?“ So dürfte sich vielfach aus einem verständnißvoll geleiteten Kunstunterrichte des Volkes in entsprechenden Kunsthallen, von denen weiter unten die Rede sein wird, leicht die Brücke schlagen lassen zu allgemein menschlicher und wissenschaftlicher Belehrung.

Daß die Kunst ihrem innersten Wesen nach ethisch ist, ist eine so uralte Wahrheit, daß es trivial wäre, sie zu wiederholen, wenn nicht jetzt bisweilen Zweifel laut würden. Daran ist allein Schuld die Afterkunst der Decadence. Die ist aber eben nur ein Zwitterding. Der Kunst entlehnt hat sie Form und Sinnlichkeit. Während aber die Kunst diese ihre Ausdruckselemente durch die ethische Grundidee adelt,

dienen dieselben der Decadenz entweder als Selbstzweck oder zu antimoralischen Kundgebungen. Ebenso unlogisch wie demnach der Zweifel an der Moralität der Kunst sich erweist, bleibt auch das Geschrei von ihrer Exklusivität, des „l'art pour l'art“. Eine solche Irrlehre konnte nur aufkommen in einer Zeit, welche alle Kräfte des Einzelnen im Existenzkampfe derart aufbraucht, daß ihm weder Muße noch Stimmung zu verständnißvollem Kunstgenuß bleibt. Die wenigen Bevorzugten, die sich demselben hingeben konnten, erlangten dadurch eine Superiorität, die sie in der Weise ausnutzten, daß sie sich für die allein Kunstberufenen erklärten. So entstand die Decadence. Sie konnte nur entstehen, nachdem man der Kunst das ausgleichende Moment der allgemeinen Antheilnahme genommen hatte. Sie bedarf derselben aber ebenso sehr, wie ein jeder Mensch sich in einem gewissen Grade von seiner Umgebung erziehen lassen muß, wenn er nicht ein ungenießbarer und unbrauchbarer Sonderling werden will. Eine Individualität kommt doch bloß zu Stande dadurch, daß sich der Einzelne mit seiner Umgebung in der ihm eigenen Weise abfindet. Warum sind denn die meisten alten Junggesellen Sonderlinge? Doch nur deshalb, weil Niemand an ihnen soweit Interesse nimmt, daß er sie auf ihre Sonderbarkeiten aufmerksam macht. So ist auch die Kunst in der Decadenz schrullenhaft geworden, nachdem die Gesellschaft, vom Existenzkampf übermüdet, kein lebhaftes Interesse mehr an ihr nahm. Umgekehrt konnte die Kunst der Renaissance ihre unerreichte Höhe nur deshalb erlangen, weil sie wirkliches Lebenselement war, nicht nur für die Gebildeten, sondern auch für das Volk. Man vergleiche doch nur zum Beispiel jenen Egelstreiber, mit dem Dante in Streit gerieth, weil er einige seiner Verse falsch recitirt hatte, mit modernen Egelstreibern, auch hoch besoldeten. —

Also die Kunst ist keineswegs das Eigenthum einiger Weniger, sondern durch und durch Gemeingut, das heißt im höchsten Sinne social und nur aus der ethischen, der altruistischen Weltanschauung zu erklären. Der Künstler erstrebt möglichst verbreitetes Bekanntwerden seines Werkes in Gegenwart und Zukunft. Er giebt darin der Allgemeinheit sein Bestes und Heiligstes, und, wenn er ein großer Künstler ist, giebt er es ganz selbstlos. Er tritt hinter sein Werk zurück.

Dieser letztere Umstand ist indessen auch Schuld daran, daß wir oft über das Leben der größten Meister fast gar nicht unterrichtet sind, und uns so unermessliche ethische Schätze verloren gehen. Denn der ethische Werth eines Kunstwerkes liegt nicht nur in ihm selbst, sondern auch darin, wie der Künstler es schuf, wie er zu seiner Künstlerschaft gelangte, welches seine Ideen waren, und wie er dieselben verwirklichte. Die Größe und der ethische Maasstab eines jeden individuellen Lebens überhaupt liegt doch bloß darin, wie weit der Einzelne seiner innern Berufung, seinen leitenden Ideen zum Siege verhalf, natürlich mit Berücksichtigung aller außer seiner Macht liegenden Schwierigkeiten. —

Es fehlt uns aber noch an einer „Ethik der Kunst“. Dieselbe müßte zum Ziele ihrer Forschung weniger das Kunstwerk selbst machen als die Frage, wie die Künstler es schufen, und was sie schaffen wollten. Diese Untersuchungsmethode müßte, auf alle Künste, bei allen Völkern und zu allen Zeiten angewandt, unermessliche ethische Schätze zu Tage fördern, die jetzt latent sind, Schätze von hoher werbender, vorbildlicher Kraft. Im Anschlusse an eine solche fundamentale „Ethik der Kunst“ wären in demselben Sinne kurze Monographien einzelner Meister zu verfassen. Denn wer die Person des Künstlers menschlich näher rückt, der befördert zunächst in hohem Maße das Verständniß für seine Werke. Die Kunst ist ja durchaus persönlich, die persönlichste Willensäußerung überhaupt, und Sympathie für die Person des Künstlers läßt uns mithin in viel höherem Maße seine Werte verstehen und genießen. Denn:

Glücklich der Mensch, der fremde Größe fñhlt,
Und sie durch Liebe macht zu seiner eig'nen.

(Grillparzer)

Vor allem aber würden wir durch derartige Einzel- forschungen um eine Reihe von Nationalhelden bereichert, deren sittliches Vorbild weit über ihre künstlerische Sphäre herausreicht. Ist denn Bismarck bloß ein Vorbild für Staats- männer? Luther nur für Theologen? Nein! — Sie sind Vorbilder für uns Alle und zwar für das rein Menschliche in uns, losgelöst von aller Berufsbildung und allen Be- rufsvorurtheilen. Ebenso sittlich vorbildlich sind uns auch Beethoven, Goethe, Lessing. Denn auch sie waren Helden. Aber wie wenige kennen z. B. Beethoven's wahres großes, herrliches Leben, nicht sein einsames, ärmliches, verärgertes Junggefellendasein! —

Außer aller Frage steht also der volkerzieherische Werth der Kunst im Allgemeinen. Von den einzelnen Künsten sind die populärsten Dichtkunst und Tonkunst, die unpopulärsten Malerei, Bildhauerei und Baukunst. Das liegt an der größeren Schwierigkeit des Genußes der letzteren drei Künste. Der Wort- oder Tondichter schreibt sein Werk auf; dasselbe wird durch Abschrift oder Druck vervielfältigt, und nun ist es ganz gleichgiltig, ob das Originalmanuscript längst vermodert ist; das Werk kann aller Orten gleichzeitig recitirt, aufgeführt, gesungen oder gespielt werden. Dagegen ist der Genuß eines Werkes der bildenden Kunst immer nur an dem Orte mög- lich, wo es sich gerade befindet. Denn die Hand des Meisters selbst hat die eine Leinwand, die eine Holztafel, den einen Marmorblock bearbeitet. Nun sind aber Leinwand, Holz und Marmor vergänglich, unvergänglich nur das Geistige des Kunstwerkes, der Seelentheil, den der Meister hinein- legte. Man könnte demnach überhaupt nicht von der Un- sterblichkeit eines bildenden Künstlers sprechen, wenn nicht das Ewige seines Werkes, die der Materie anvertraute Idee, von der Reproduktion bis zu einem gewissen Grade wieder- gegeben und vervielfältigt werden könnte. Am objectivsten dem Geiste des Meisters gerecht wird wohl die mechanische Reproduktion durch die photographischen Verfahren. Die künstlerische Reproduktion vermittelt der Griffelkunst stellt das Werk in der subjectiv erklärenden Auffassung des repro- ducirenden Künstlers dar. Dadurch wird wohl das Ver- ständniß dafür befördert bei demjenigen, der das Original nicht verstand, aber dieser sieht es alsdann mit den Augen eines Zweiten, nicht mit den eigenen. Der künstlerischen Reproduktion kommt also ein selbstständiger Kunstwerth zu; zur Popularisirung der Kunst aber ist die mechanische, zudem viel billigere Reproduktionsweise vorzuziehen. Nachdem nunmehr die Technik dieser Reproduktionskunst in der letzten Zeit sich in ungeahnter Weise vervollkommen hat, kann man fast sagen, daß die Werke der bildenden Künste durch die Reproduktionen, ebenso wie die der Dicht- und Tonkunst durch Bücher und Noten, gleichzeitig aus den verschiedensten Orten genossen werden können, also die Fesseln des Raumes endgiltig überwunden haben.

Hierdurch erstehen aber der Reproduktionskunst unver- gleichlich größere socialethische Pflichten wie bisher. Ihre nächste Aufgabe wird wohl immer die sein, das individuelle Leben künstlerisch auszuschnüden und selbst in die beschei- densten Wohnungen Arbeitsermüdeten einen Strahl zu tragen der göttlichen Kunst, die das Leben in reinem, heiterem, jauchzendem Glanze erschaut.

Aber noch eine andere große Aufgabe ist der Repro- duktionskunst vorbehalten. Es müßten, etwa im Anschluß an die Volkshochschulen, Volkskunstsammlungen aus Repro- ductionen begründet werden. Derartige Volkskunsthallen hätten vor den öffentlichen Museen mancherlei Vorzüge. Museen befinden sich nur in wenigen großen Städten und sind zudem meistens Sonntags, wenn das Volk allein Zeit hat, nur kurze Zeit geöffnet. Dann verfügt ein Museum auch meistens nur

über eine beschränkte Anzahl von Werken desselben Meisters. Dagegen die Volkskunsthallen: Mit verhältnißmäßig sehr ge- ringen Kosten lassen sich hübsche Reproduktionsammlungen anlegen. In jeder noch so kleinen Stadt ist somit eine der- artige Kunsthalle möglich. Nehmen wir noch an, daß sich mehrere benachbarte Städte in der Auswahl der Meister einigen, so dürfte in kleinem Umkreis ein recht hübscher Ueber- blick über die Entwicklung der bildenden Kunst gegeben werden. Ferner gestatten solche Sammlungen, in bisher un- bekannter, vollständiger Weise die einzelnen Kunstepochen in ihren prägnantesten Vertretern und diese wieder in ihren chronologisch geordneten Hauptwerken vorzuführen. Hierdurch wird gleichzeitig dargestellt, wie der einzelne Meister an sich gearbeitet und sich vervollkommen hat, und das wirkt als sittliches Vorbild weit über die Sphäre der Kunst hinaus. Nun sind die großen Künstler alle Idealisten und Elite- menschen gewesen; ihr ganzes Wesen liegt aber in ihren Werken. Ein verständnißvolles Vertiefen in dieselben ist daher von hohem ethischen Werthe, verbunden mit köstlichem Ge- nuße. Zur genaueren Illustrirung dürften vielfach auch Details der einzelnen Bilder in Originalgröße anzuwenden sein. Diesem Bedürfniß hätte sich die Reproduktionskunst anzubequemen, sowie überhaupt diese Volkskunsthallen ihrer- seits einen äußerst fruchtbringenden Einfluß auf die weitere Entfaltung dieser Technik ausüben müßten. Das ist ein indirecter Vortheil der angeregten Institution; ebenso wird vermuthlich ein ungeahnter Aufschwung des Kunstgewerbes eintreten müssen durch das erhöhte künstlerische Verständniß und entsprechende Bedürfniß des Volkes. Wie manches Kunst- genie, das bisher ungeweckt und ungeahnt in gewöhnlicher Tagesarbeit lebte und starb, dürfte durch den frühen Anblick der hohen Meisterwerke sich plötzlich über seine Berufung klar werden. Doch kehren wir zu den Kunsthallen selbst zurück: Die Bilderverzeichnisse müßten kleine Meisterwerke sein und in knapper, verständlichster Form der sittlichen und künstle- rischen Bedeutung jedes Meisters und jedes seiner Werke ge- recht werden. Sodann müßten häufige Vorträge von Kunst- lehrern die vorhandenen Schätze dem Verständniß des doch ästhetisch ganz ungeübten Publicums näher bringen. Wahr- lich ein weites Feld für unsere so tüchtigen jungen Aesthe- tiker, die sich in den Dienst der großen socialen Sache stellen wollen. Was nun die Auswahl der Künstler und ihrer Werke anbetrifft, so scheinen mir am meisten zur ethischen Volkerziehung berufen die italienischen Meister der Vor- renaissance. Denn in ihnen lebte noch die ganze Hingabe einer unangefochtenen, naiv innigen Frömmigkeit, und da- durch wird ihr Schaffen dem Volksgemüthe am verständ- lichsten bleiben. Ueberhaupt wären religiöse Motive im All- gemeinen vorzuziehen; einestheils, weil das Volk die heilige Geschichte doch unvergleichlich besser kennt, als die Welt- geschichte, und dann bieten die religiösen Stoffe an sich dem Meister die tiefste Veranlassung zur Innerlichkeit. Indessen sind selbstverständlich auch weltliche Stoffe in reichster Aus- wahl zu bieten mit Bevorzugung der ethischen Motive: bei- spielsweise des Heldenhaften in der Historie, des Liebens- würdig-Gutmüthigen im Genre, des Kraftvoll-Individuellen im Porträt. Natürlich muß in letzter Instanz der ästhetische Werth die Auswahl solcher Werke bedingen. In der Land- schaft erwächst der Reproduktionskunst noch eine besonders hohe Berufung: Sie soll im Volke den Sinn für Natur- schönheit wecken, der in so unvergleichlichem Maße das Leben des Einzelnen vertieft und innerlich reich gestaltet. — Ganz zu vermeiden wären Nuditäten. Nicht aus Prüderie, aber der rein künstlerische, ruhige, durch kein Begehren getrübe Genuß der nackten menschlichen Schönheit verlangt eine viel größere ästhetische Reife, als man berechtigter Weise bei Un- gebildeten voraussetzen kann. Das Volk würde dadurch nur verwirrt und in seinem Glauben an die Moralität der Kunst überhaupt irre gemacht werden. Dieses, einige Bemerkungen

zu der angeregten Idee von Volkskunsthallen. Berufeneren überlasse ich die weitere Ausarbeitung, vor Allem die strenge Kritik in der Auswahl und Anordnung des überreichen Materials.

Nachfolgend zur Illustration die Schilderung einer Fra Angelico gewidmeten Abtheilung einer solchen Volkskunsthalle: Mit besonderer Erwartung betritt der sonntäglich gekleidete Arbeiter diesen Raum. Hat er doch im Verzeichnisse von einem frommen Mönche gelesen, Fra Giovanni da Fiesole, der vor 400 Jahren in Florenz lebte, und den seine Zeitgenossen „il Beato Angelico“ nannten, „den Seligen Engel“: „Denn Fra Giovanni lebte nicht nur rein wie ein Engel, sondern er sah auch die ganze Welt mit Paradiesesaugen, d. h. er sah nur das Gute und Schöne auf der Welt, und für das Böse und Häßliche fehlte ihm einfach das Verständniß. Er hat nie gemalt, ohne vorher gebetet zu haben und auf seinem Grabsteine steht geschrieben, daß er ein noch besserer Christ als Maler gewesen sei.“ — Erst verwirrt der Beschauer die Menge der kleinen Figuren. Er tritt näher hinzu und vertieft sich in dieselben. Da wird es ihm klar, weshalb sie „Beato Angelico“ nannten den frommen, liebreichen Mönch. Wie zierlich halten sich hier die Engel an den zarten Händen und wandeln einen Reigen auf blumigen Paradieseswiesen! Und dort der junge Mönch in inniger Umarmung mit einem Engel! Und weiter der Heiland selber als Pilger, wie ihn zwei Dominikaner mit unaussprechlicher Freundlichkeit willkommen heißen. Dazwischen zahllose Engel von himmlischem Liebreiz. Die einen streuen mit weißen, schlanken Fingern köstliche Blumen, andere musiciren in lieblichem Entzücken zum Lobe des Höchsten! Und nun erst seine Madonnen! So sehr war Fra Angelico's Geisteswelt eine Welt des Guten, daß er Bösewichter nicht malen konnte, und die Höllenbewohner seines jüngsten Gerichtes den Eindruck machen von lustigen Räuzen, die sich einen Fastnachtscherz erlauben. — Mit solchen lieblichen Bildern schmückte vor mehr als 400 Jahren der fromme Mönch die kahlen Zellen seiner Ordensbrüder. Durch das offene Fenster schaute Italiens leuchtender Blauhimmel hinein, und ferne verloren sich im blauen Dufte die sanften Wellenlinien von Fiesole's Hügeln. Das alles schaute der Meister mit Entzücken und malte Paradiesesscenen. Noch lacht uns derselbe Blauhimmel, und geblieben ist uns auch, was der fromme Meister mit liebender Seele geschaffen. Vertiefen wir uns in seine Bilder, so leben wir auf Momente ein reineres, holderes, fast unirdisch zartes Dasein, und die Erinnerung daran macht uns besser. Das alles ahnt der einfache Beschauer, heiter schreitet er hinaus. Die Sonne scheint ihm leuchtender, er freut sich und weiß nicht warum. —

Dieses eine Beispiel möge illustriren, in welcher Weise die Einwirkung der Volkskunsthallen gedacht ist.

Ich fasse zum Schluß meine Vorschläge kurz zusammen:

Die Künste sind viel mehr wie bisher zum Genuß und zur ethischen Erziehung des Volkes heranzuziehen. Hierzu ist es durchaus erforderlich, daß die Kunst wieder in weit höherem Maße ihrem ethischen Kern nach erkannt und beurtheilt werde. Die Ausarbeitung einer „Ethik der Kunst“ steht noch aus; ebenso fehlen uns Künstlermonographien, welche dem tieferen Zusammenhang zwischen der Lebensführung und den Werken der Meister gerecht werden und als Volksheldenbücher großen vorbildlichen Werth erlangen könnten.

Speciell die bildenden Künste sind durch die großartige Vervollkommnung der Reproduktionstechnik zu viel größerer social-ethischer Einwirkung als bisher berufen. Ein Schritt vorwärts dürfte hierin mit der Begründung von Volkskunsthallen gemacht werden, welche die Aufgabe hätten, mittelst Reproduktionen das Lebenswerk einzelner Meister in ihren Hauptwerken darzustellen, unterstützt durch entsprechendes abgefaßte Bilderverzeichnisse und häufige erläuternde Vorträge. Vielleicht dürfte sich ein Teil unserer jungen Aesthetiker diesen

socialen Bestrebungen widmen und somit eine Societät begründen, welche in hohem Maße versöhnlich müßte. Denn sie führt die Schönheit, bisher nur der Thums vornehmster Schmuck, auch in den Kreis der zu köstlicher Beglückung und tieferer Veredelung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten

Hohes Spiel.

Von Louis Conperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

— — — An jenem Nachmittage, als der König sein Costüm als Sonnengott probirte, hielt seine Mutter ihn noch einen Augenblick in ihrem Boudoir zurück. „Wladimir,“ sagte sie ärgerlich, „ich habe eine Bitte an Dich, nun wir einen Augenblick allein sind.“

Erstaunt sah er zu ihr empor: sie hatte mit dem größten Eifer die Anprobe überwacht, und so überraschte ihn denn ihr jäher ärgerlicher Ton. Schon als ganz kleines Kind hatte sie mit diesem Tone bei ihm nie auch nur das Geringste erreicht, im Gegentheil, er hatte stets durch den Widerspruch geweckt. Sie kannte ihren Sohn genug, um das zu wissen, und sie wußte es auch. „Was denn?“ fragte er gleichmüthig gereizt.

Sie wußte das, und doch fuhr sie in der nämlichen Schärfe fort: „Es ist selbstverständlich, daß Du in Thracien thun und lassen darfst, was Du willst. Du bist kein Kind mehr, und wenn Du einmal dort bist, habe ich nichts zu sagen. Aber hier in meinem Hause bist und bleibst Du mein Sohn, und ich verlange von Dir, daß Du Dich hier nach meinen Wünschen fügen wirst.“ Schon runzelte er die Brauen, doch ließ sie ihm keine Zeit zur Erwiderung. „Ich muß Dich freundlichst bitten, nicht so viel mit Elena zusammen zu sein, nicht so oft mit ihr zu flirten und zu liebeln. Du compromittirst sie, und ich bin, ihrem Vater gegenüber, für sie verantwortlich.“

„Ich flüsterte nie mit ihr!“

„Du weißt selbst, daß Du lügst, daß Du immer ein Alleinsein mit ihr suchst und erzwingst. Du bist ein schlechter Mensch, wenn Du ihr den Kopf verdrehst. Du kannst sie nicht heirathen, also darfst Du auch keine Hoffnungen in ihr wecken.“

„Ich kann Alles, was ich will!“ rief er ihr hochmüthig zu. „Wenn ich was will, dann kann ich's auch. Aber ich wecke keine Hoffnungen in ihr.“

„Das thust Du wohl; ich weiß, daß Du es thust.“

„Was hat sie denn gesagt?“

„Nichts, aber ich habe Menschenkenntniß genug, um mir ein Urtheil zu bilden. Ich muß Dich also nochmals freundlichst bitten, sie zu schonen.“

„Ich schone nichts und Niemand, wenn es mir nicht paßt.“

„Ich liebe sie wie eine Tochter. Es würde mir weh thun, wenn . . .“

Gereizt durch ihre Worte, war er feuerroth geworden, und ein wilder Zorn entstellte sein kurzes Profil, seine lauernenden kleinen Augen, seinen sinnlichen Mund. Die Adern auf seiner Stirn schwoollen an. Er fluchte und wetterte. „Du hast nicht das Recht, so mit mir zu sprechen!“ rief er aus. „Ich verdrehe ihr den Kopf nicht. Aber ich thue, was ich will. Ich . . .“ Schon wollte er sagen: ich bin der König; aber er hielt das grausame Wort zurück. So standen Mutter und Sohn einander gegenüber, wie zum Kampfe gerüstet. Aber nun er sich so trampfhaft beherrschte, konnte er keine Worte mehr finden, und so verließ er

denn mit einem wüthenden Blick und einem Fluch, das Zimmer, indem er die Thüre mit einer Wucht in's Schloß warf, daß das Haus dröhnte. Sie sank auf einen Divan und starrte vor sich hin; ein heftiger Sturm tobte in ihr, allein dieser Zustand dauerte nur einen Augenblick, dann stand sie auf und klingelte. Sie wünschte Elena zu sehen.

Gleich darauf erschien das junge Mädchen. In unterwürfiger Haltung blieb sie am Eingange stehen. „Elena,“ sprach die Königin, „ich bin sehr unzufrieden mit Dir.“

Das Mädchen erschrak heftig und faltete wie zu einer stummen Bitte die Hände, denn sie liebte die Königin so, wie ein schwaches Wesen das Starke zu lieben pflegt, und sie fürchtete sich vor ihrem Unwillen. „Wenn das so weiter geht,“ fuhr die Königin fort, „schicke ich Dich nach Thracien zurück.“ Die Thränen traten Elena in die Augen und ihre Stimme versagte. „Wenn Dir an meinem Wohlwollen das Geringste gelegen ist,“ fuhr Alexandra fort, „so melde Seine Majestät; ich bitte Dich darum!“

„Seine Majestät . . .?“

„Ich dulde nicht länger, daß er Dich überall sucht. Ich bin für Dich verantwortlich, Deinem Vater gegenüber. Der König compromittirt Dich. Ich will kein Tête-à-tête mehr in meinem Vouloir, hörst Du?“ Das Mädchen rang die Hände und schluchzte laut; dann sank sie neben der Königin nieder und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Alexandra legte ihr die Hand auf den Scheitel. „Was ist denn? Warum weinst Du?“ Aber Elena konnte kein Wort hervorbringen und erstidte fast an ihrem Schluchzen. „Hast du den König denn wirklich so lieb?“

Elena konnte ihre zarte Seele nicht verbergen und nickte stumm.

„Du siehst doch ein, daß Du ihn nicht lieben darfst, nicht wahr? Was soll denn daraus werden? Dein eigenes Unglück und das Seiner Majestät.“ Elena schluchzte noch immer.

„Mein eigenes Unglück?!“ rief sie aus. „Was liegt daran! aber warum muß denn der König dadurch unglücklich werden?“

„Weil Du Gedanken in ihm weckst, die er nicht haben darf. Er ist ein Fürst und Du nur ein einfaches Mädchen.“

„Aber welche Gedanken?“ fragte sie voller Unschuld. Es kam ihr nicht in den Sinn, daran hatte sie nie gedacht.

„Die Verbindung des Königs mit der Prinzessin von Syrien ist so gut wie abgemacht.“

„Ja . . . aber ich verstehe Eure Majestät nicht . . . Ich weiß wirklich nicht . . .“

Die Königin erhob sich. „Sei nicht so uuberechnend, Elena. Der König darf nicht an ein anderes Mädchen denken, während er im Begriffe steht, sich zum Wohl seines Landes und zu seinem eigenen mit der Prinzessin von Syrien zu verloben.“

„Zu seinem eigenen Wohl und seines Landes? . . .“ Das war die Politik, die Elena nicht verstand, und die sie stets fürchtete, wie etne unbekannte Macht. Und so brachte sie nur schüchtern die Worte hervor: „Aber der König denkt nicht an mich, Majestät!“

„Nicht, mein Kind?“ sagte Alexandra mit einem sonderbaren Ausdruck in der Stimme. „Dann um so besser!“ Sie nahm Elena's Kopf zwischen ihre schönen Hände, an denen unzählige Ringe blitzten, und küßte sie auf die Stirn. „Komm, mein Kind, sei nicht traurig; und zürne mir nicht, daß ich etwas hart zu Dir sprach. Ich habe das Glück meines Sohnes im Auge; Du verstehst das, nicht wahr? Vergieb mir, Elena.“

„O Majestät! . . .“

„Aber vergiß nicht, worum ich Dich bat: melde jedes Zusammensein mit Seiner Majestät.“

„Ja, Majestät, ja, ja . . .“

„Soviel wie Du kannst. Und nun laß' mich allein, mein Liebling. Ich habe Kopfschmerzen. Bitte, reiche mir das Fläschchen dort . . . danke . . . Du bist mir doch nicht böse?“

„Ich, Majestät? O nein . . .“

„Komm, einen Kuß.“ Ehrerbietig bot Elena ihrer fürstlichen Ge-

bieterin die Wange, noch immer leise schluchzend, in den smaragdgrünen Augen einen seltsamen Ausdruck. „Geh nun, mein Kind.“ Und das Mädchen floh gleichsam hinweg, ganz erschüttert, elend bis in die Tiefe ihres kindlichen Gemüthes. Und vor ihrem geistigen Auge stand das Bild der Prinzessin von Syrien. Die Königin aber, als sie allein war, streckte sich bequem auf den Divan, ordnete die Spitzen ihrer Matinée und rief mehrere Male an ihrem Fläschchen. Sie hatte wirklich Kopfschmerzen und war sehr müde. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der jüngste Krach.

Die starke Hand.

Ausschnitte aus dem Handelstheil einer unabhängigen Zeitung.

I.

Die Kursstürze dauern an und werden fortbauern, bis überall wieder der künstlich überschraubte Kurs dem inneren Werthe des Papiers entspricht. Ein Verbrechen an den kleinen Capitalisten aber begehen die, die von Interventionenkäufen der starken Hand phantasiren. Die großen Banken haben kein Interesse daran, von der Speculation die Strafe abzuwehren, die sie für ihre Ausschreitungen verdient hat; außerdem aber liegt es ihnen auch fern, sich auf Kosten der kleinen Capitalisten zu bereichern und zu billigen Preisen deren Werthe an sich zu bringen.

II.

Wir haben während der ganzen Krisis dem kleinen Capitalisten, dessen Interesse wir ganz besonders vertreten, niemals gerathen, seine Papiere loszuschlagen. Unserem höchsten Ideale, strenger, deutscher Wahrhaftigkeit, unentwegt getreu, verzeichneten wir den ständigen, noch lange nicht beendeten Niedergang der Kurse, ließen aber immer die Hoffnung hoffen, daß ein Eingreifen der starken Hand sie unter Umständen halten, ja wieder bedeutend emporzuschrauben würde. Wir haben zu den Leitern unserer großen Banken das feste Vertrauen, daß sie es nicht ruhig mit ansehen werden, wie eine geldschwache, aber freche Waisenspeculation Milliarden an Nationalvermögen vernichtet, und obgleich wir die kleinen Capitalisten, wie wir sehr wohl wissen, nicht davon abhalten können, sich jetzt mit beträchtlichem Verlust ihrer guten Werthe zu entäußern, so können wir ihnen, reblich wie wir nun einmal sind, doch auch keineswegs dazu rathen.

III.

Der kleine Capitalist lasse sich nicht verängstigen! Nach dem jetzigen schlechten Börsenwetter muß es wieder Frühling werden; die starke Hand, das können wir mit aller Bestimmtheit versichern, wird eingreifen und den einstweilen noch andauernden Kurssturz aufhalten. Nur nicht bange machen lassen, sondern die Papiere ruhig im Schrank behalten. Der Umschwung steht bevor, die starke Hand wird helfen.

IV.

Was wir seit Wochen vorher sagten, ist gestern eingetreten: die Kurse stürzten in einer Weise, deren sich die ältesten Leute nicht zu erinnern wußten; Milliarden an Nationalvermögen sind in wenigen Stunden verloren gegangen und werden weiter verloren gehen. Denn die Krisis ist noch lange nicht beendet!! Unsere Leser wissen, daß unsere Prophezeiungen eintreffen; mögen sie sich zu ihrem Vortheil danach einrichten! Lieber jetzt ein kleiner Verlust als später das ganze, ja ererbte Vermögen geopfert!

V.

An der heutigen Börse sanken die Kurse abermals rapid, eine Panik ohne gleichen brach aus, infolge massenhaften Angebotes Seitens des kleinen Privatpublicums.

VI.

Was wir seit Wochen so bestimmt vorher sagten, ist gestern eingetreten: die starke Gaud hat umfassende Käufe vorgenommen, alle Kurse, besonders die der Bergwerks- und Hütten-Actien, gingen enorm in die Höhe. Unsere Leser entsinnen sich, daß wir das baldige Eingreifen der Hochfinanz als selbstverständlich, als unbedingt sicher meldeten und deshalb von überstürzten Angstverkäufen redlich abriethen. Wir freuen uns, unsere Leser, Dank unserer Erfahrung, wiederum vor großen Verlusten bewahrt zu haben und bitten, aus Erkenntlichkeit dafür, unserem Blatte trotz des erhöhten Abonnementspreises auch in Zukunft treu zu bleiben.

VII.

Die Kurse stiegen heute abermals beträchtlich. Der Gewinn der Wannseegruppe an ihren Interventionskäufen ist ganz ungeheuer. Man erfährt heute übrigens Abschlußziffern, in deren Lichte sich die Geschäftslage der leitenden Montanwerthe als unerhört glänzend darstellt. Eine Haussperreperiode ersten Ranges steht bevor.

*

Die Disconto-Commandit-Gesellschaft, deren Kurs seit 1895 um 60 v. Hundert gesunken ist, soll wieder auf dem Sprunge stehen, technische Erfindungen von großer Bedeutung zu finanzieren. Die letzten bedeutenden Erfindungen, denen die Bank sich widmete, waren Popp's Druckluft-Patente und Mannesmann's nachtlose Röhren. Durch sie und durch die Bethheiligung an den Venezuela-Eisenbahnen hat die Bank s. Zt. fast die Hälfte ihres Actienkapitals eingebüßt.

Zimmerhin bleibt noch die andere Hälfte übrig. Eine Finanzirung der Internationalen Compagnie zur Einführung von märkischem Streusand in die Wüste Sahara, sowie der Actiengesellschaft zur Ausnutzung der Patente betr. Herstellung automatisch einfrierender Wärmflaschen könnte auch die noch übrig gebliebenen Millionen der Anteilhaber geräuschlos um die Ecke bringen. Die schließliche Liquidation und Ausschüttung der „Masse“ hätte dann entsprechend den erprobten Grundsätzen zu erfolgen, nach denen der leitende Director des Unternehmens bisher seine Verfügungen über das Geld der Actionäre traf: nämlich mir nichts, dir nichts.

*

— Sie sollten Montanwerthe kaufen, Herr Rath — es ist jetzt eine günstige Gelegenheit!

— Danke — mein bißchen Geld bringen meine Jungens schon durch — dazu brauche ich keinen Bankier!

*

An der letzten Generalversammlung einer großen hiesigen Bank soll ein Actionär theilgenommen haben, der im dringenden Verdacht steht, die Actien, die er deponirt hat, auch wirklich selber zu besitzen. Strenge Untersuchung ist eingeleitet.

*

Nachdem der Herr Director unter minutenlangem, brausendem Beifall der anwesenden Actionäre die leider noch immer wenig glänzende Lage der Gesellschaft geschildert hat, erhebt sich ein Theilnehmer. „Ich glaube“, sagt er, „im Namen aller Anwesenden zu sprechen, wenn ich dem hochverehrten Herrn Präsidenten für die geradezu geniale Leitung der Geschäfte und aufopfernde Wahrnehmung unserer Interessen meinen aufrichtigen, bewundernden Dank ausdrücke.“ Der Director winkt bescheiden und gerührt ab. Leider versteht der Redner die Handbewegung falsch und ruft ärgerlich aus: „Na, hören Sie mal — für zehn Mark können Sie doch nicht mehr verlangen!“

*

Unter den Linden hat ein geriebener Spitzhube schon wieder ein Bankgeschäft aufgemacht.

Diesmal mit dem Stemmstein.

*

Während der bevorstehenden Wahlcampagne in Italien beabsichtigt Signor Crispi sich in Begleitung mehrerer Bankdirectoren, Senatoren und Abgeordneten nach Apulien und von dort nach Sicilien zu begeben.

Die vorjährige Zeitungsnachricht, daß in jenen Bezirken bald wieder Brigantenhorden auftauchen würden, hat sich also überraschend schnell bestätigt.

*

Eine anmuthige Scherzfrage unterhielt neulich auf's Beste die zum letzten Saisonbater zahlreich wie immer erschienenen Freunde und Freundinnen eines der beliebtesten Wannsee-Clubbisten.

„Warum taugt Raphael viel mehr zum Maler als zum Bankier?“ fragte Herr Greifzu ein Mitglied der oberen Behntausend, die bei den Pfund-Millionären anfangen.

„Raphael wäre bekanntlich auch ohne Hände der größte Maler geworden; ein großer Bankier hätte er dagegen ohne Hände nie werden können,“ war die von einer bezeichnenden Geste begleitete Antwort des geschäftskundigen Herrn.

*

Trost in Thränen.

Wer sich als Gauner
'nen Namen macht,
Der nehme bei Zeiten
Auf dies Bedacht:

Er lasse liegen,
Was allzu klein
Und stehle niemals
Im Mondenschein.

Er thu's nur bei Tage;
Und eiserbeseelt
Beacht' er, daß nie ihm
Die Börsenart' fehlt.

Denn wer zur Nachtzeit
Den Dietrich umfrallt,
Den steckt in's Zuchthaus
Der Staatsanwalt.

Wer fremder Tasche
Entnimmt's Portemonnaie,
Muß Wolle zupfen,
Und das thut weh,

Wird von der Gesellschaft
Ausgespien,
Es kümmert kein Teufel
Sich mehr um ihn. —

Wer aber Millionen
Stiehlt, so lang's tagt,
Und dreisten Diebstahl
Ganz öffentlich wagt,

Deß Name wird ewig
Hellglänzend stehn,
Dem kann es ruhig
Mal schlecht ergehn.

Denn saht man ihn doch mal
Und fällt er hinein,
Dann rettet und schützt ihn
Der Stempel-Verein.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

„Onkel Toni.“ Komödie in vier Aufzügen von C. Carlweiss. (Gastspiel des Deutschen Volkstheaters in Wien am hiesigen Deutschen Theater.) — „Schwarzgeist.“ Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Weisbrecht. (Bgl. Schauspielhaus.)

Die Herren Brahm und Bucowicz haben heuer für die Frühlingszeit, wo das Gedränge in den Biergärten erfahrungsgemäß immer größer ist als an den Theatereassen, einen ganz besonderen Trick erfunden. Sie vertauschten einfach die Stätte ihres geeigneten Thuns; Brahm fuhr mit seinen realistisch erzogenen Mimen, feinen Probecandidaten und Gespenstern nach dem Wiener Reghuberpark, und dafür kamen Frau Odilon, die von Manchem noch Unvergeßene, und Frau Netty nach der Schumannstraße. Als besondere Sensation hat das Gastspiel bis jetzt allerdings nicht gewirkt, und die speculativen Directoren haben vielleicht einen Rechenfehler mehr zu bereuen. Nichtsdestoweniger verdient unsern Dank, wer Künstler wie Martinelli ihr großes Können auch einmal in Berlin zeigen läßt. Im Hinblick auf diesen wunderbaren Anzengruberspieler übersehen wir milde die Thatfact, daß dem Ensemble von seinen früheren Stützen die stärksten verloren gegangen sind, und daß die beiden Damen, um derenwillen Emerich eigentlich den Zug unternahm, bisher ziemlich hochgradig enttäuscht.

Frau Edison hat Bracco's bekannten Ehebruchspañ „Untru“ gründlich mißverstanden, indem sie die waghalsige italienische Gräfin im Styl eines Berliner Hoppegartens-Mädels gab, dem nichts Menschliches mehr fremd ist, und Frau Ketty ist anscheinend auf der Stufe der Entwicklung stehen geblieben, die sie unter L'Arronge erklommen hatte. Freilich bot ihr das erste Stück, worin wir sie wiedersehen, Karlweis' „Onkel Toni“, kaum eine Gelegenheit zur Entfaltung schauspielerischer Talente. Karlweis ist, wie man wissen sollte, der Wiener Aristophanes, und das in demselben Maße, wie Ebermann der Wiener Schiller, Hofmannsthal der Wiener Goethe ist. Keiner dieser Donaudichter, die sich doch alleamt so erschrecklich modern geben, hat von der neuen Kunst etwas profitirt oder sich im Ernst mit ihr auseinanderzusetzen versucht. Der Aristophanes Karlweis schöpft nicht nur seine Stoffe, sondern auch seine Technik aus dem Jahre 1873. Er scheidet die Erdenbewohner in Teufel und Engel; grausliche Bösewichte bedrohen die schneeweiße Jugend, die aber in der verlotterten Umgebung, in Schmutz und Schmach ihre Blauheit stedenlos bewahrt. 1873 war es auch Mode, Volksstücke in der Weise zu erzeugen, daß man unvermittelt an wilde Harlekinaden und unmögliche Pffentheater Scenen voll höchster Sentimentalität und getragenen Ernstes heftete. Man hielt diese abscheuliche Styllosigkeit damals für die rechte Mischung, und o Wunder — Herr Karlweis hält sie auch heute noch dafür. Nur nennt er, was früher Volksstück hieß, jetzt vornehm „Komödie“. Er hat eben doch etwas von der Moderne profitirt.

Noch immer fehlt uns das Lustspiel oder die Posse von der Börse. Unsere Schwankmacher schleichen schon an dem prächtigen Stoffe vorbei und begnügen sich weiter mit der Schwiagemutter, dem Lieutenant, dem Bachschiff und dem zerstreuten Professor. Nur die ganz Wagemutigen riskiren zuweilen eine Anspielung auf Miquel und die hohen Steuern oder einen Scherz über die Plöz-Cigarre. Sie vergessen nie, daß das Cassenbulletin von der Stimmung der Finanzherren abhängt und daß kein Dichter beliebt wird ohne sie und ihre Damen. Unsere Spekulanten genießen daselbe Vorrecht wie die Hohenzollern-Fürsten: man darf sie nicht ohne ihre oder ihrer Erben ausdrückliche Genehmigung auf die Bühne bringen. Die Börse ist, so hören und lesen wir alltäglich, das Herz des modernen Wirtschaftslebens; Börseninteressen entscheiden über die Schicksale der Völker, über Krieg und Frieden — für den Dramatiker aber sind sie nicht vorhanden. Wehe dem Keden, der die Mysterien der Burgstraße und des Schottenringes lustig im Hohlspiegel seiner Komödien wieder gäbe! Boykott und lebenslängliches Lobschweigen wäre die Antwort. Da scheint es denn fast tollkühn von Karlweis, daß er sich an die Gewaltigen wagt. Aber er meint es nicht böse. Er beschränkt sich darauf, einen Jobberer zu zeichnen, der mit keinem Friedländer oder Sommerfeld auch nur entfernte Ähnlichkeit hat; beim Betrachten dieses Wauwauß kann sich Niemand photographisch getroffen fühlen. Und alle Schärfe seiner schwachmüthigen Satire geht der Verfasser über den bewußten gräßlichen Dummkopf aus, der sich dazu verleiten läßt, gegen geringes Trinkgeld mit seinem abligen Namen die anrüchlichsten Speculationen zu decken. Ihn läßt Karlweis kaum minutenlang von der Scene verschwinden — dann die mitteleidlose Verhöhnung dieses verlumpten Aristokraten-Trotzels muß im bürgerlich respectablen Parkett wiederhnden Jubel entfachen. Weil aber doppelt genächt besser hält, wird dem verkommenen Grafen noch ein ebenso elendes, jüngerer Freiherrn-Individuum attached, das unter brauendem Gelächter erklären muß, aus Standesrücksichten dazu gezwungen zu sein, den gedankenlosen Schmaroher und hochmüthigen Idioten zu spielen. Er hat außerdem die ehrenvolle Aufgabe, sich von dem hochanständigen jungen Repräsentanten des aufgeklärten und freisinnigen Bürgerthums, dem kreuzbraven Sohne des obenerwähnten Börjensbanditen, demüthig die größten Beleidigungen sagen zu lassen und dem Beleidiger obendrein seine Freundschaft an den Hals zu werfen. Den letzten Argwohn, den ein Mißtrauischer hinsichtlich seiner Gesinnungstüchtigkeit hegen könnte, zerstreut Karlweis dadurch, daß er den Aufsichtsrath seiner Schwinbelgesellschaft mit Kerlen von polizeiwürdiger Schäßigkeit besetzt. Harmlose Leute mögen das für besonders scharfe Satire halten, in Wirklichkeit brechen so unsinnige und durchsichtige Uebertreibungen der Satire den Hals.

Es fehlt dem Stück nicht an guten und witzigen Einfällen, aber es fehlt ihm vollkommen an künstlerischer Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Karlweis schiebt die Personen wie Puppen durcheinander: zwei junge Leute nobelster Art verheirathen sich auf Befehl ihrer gaunerischen Väter, das stolze Mädchen nimmt innerhalb fünf Minuten den aufgedrungenen, irrtümlicher Weise von ihr verachteten Mann, gönnt ihm jedoch nicht einmal zwei Worte, die er zu seiner Rechtfertigung sagen will. Nach der Hochzeit amüßirt sie sich auf eigene Faust mit Bettlern und Basen, und der delikate Gatte rührt sie so wenig an, wie Philipp Derblay die marmorische Claire anrührte. Von irgendwelcher psychologischen Entwicklung und Begründung ist nicht einmal vorübergehend die Rede. Man möchte von einer naiven Technik sprechen, aber Unfähigkeit und dilettantische plumpe Verissenheit ist keine Naivetät.

Wenn man schon daneben haut, dann soll man's ehrlich und ohne Umstände thun, wie der Stuttgarter Weitbrecht in seinem betrübenden Kohlhaas-Drama, das in schlechten Jamben geschrieben und deshalb vom königlichen Schauspielhause zur Aufführung angenommen worden ist. Die Kohlhaasmar kennt auch der Nichtmärker aus Heinrichs v. Kleist prächtiger, in's Marx des Stoffes dringender Novelle. Der seelenkundige Poet hat mit feiner und doch so schlächter Kunst alle Fäden bloßgelegt,

daraus sich der starr sein Recht begehrende Rechtkenner selber den Strich dreht. Weitbrecht war mit der Einfachheit des Vorwurfes wenig zufrieden. Sein Kohlhaas läßt sich von einer irr sinnigen Schwärmerin überreden, nicht nur das eigene Recht, sondern überhaupt aller Behrängten, aller Unterdrückten Recht zu fordern und zu verteidigen. Nebenbei wünscht die junge Dame, von ihm zur Königin des neu zu begründenden Gottesreiches gekrönt zu werden. Nach ermüdendem Hin und Her, nachdem der immer geschobene, nie schiebbare Held greulich getobt und mit Dolchen und Pistolen die Menschheit auf der Bühne über Gebühr geängstigt hat, beläßigt er noch einen ganzen Act hindurch den guten Dr. Luther in Wittenberg. Dr. Martin verspricht, ihm sein Recht beim Kurfürsten zu schaffen, was Kohlhaas abwehrend freudig und verbrießlich stimmt; im Uebrigen stellt sich der Aufzug als ein zornmüthiger Ringkampf zwischen den Stimmmitteln der Herren Molenaar und Matkowsky dar. Jeder von ihnen setzt die letzte Kraft daran, den Gegner heiser zu machen, doch blieb das Stechen unentschieden. Nachher bekamen wir noch Kohlhaaen's Einfall in Wittenberg, seine Gefangennahme und seinen Tod zu sehen; auch die curiose junge Dame, die ihm rastlos nachließ und ihn am Ende doch nicht wollte, erlag verhältnismäßig frühzeitig einem erlösenden Dolchstoße. — Herr Weitbrecht steht den Forderungen des Dramas mit fast impotrender Hilflosigkeit gegenüber. Er hätte nicht zeigen müssen, wie Kohlhaas zum rachsüchtigen Verbrecher ward, wie man ihn systematisch, durch unerhört freche Rechtsbeugungen in Nacht und Verzweiflung hineinhegte. Statt dessen erzählt er uns unaufhörlich von seinen kleinen und großen Missethaten, die uns den Mann als eine unsympathische, mord- und trakehustige Bestie erscheinen lassen. Statt dessen zeigt er ihn als haltlosen Tropf, der sich leicht jedem Einflusse beugt und seinen historischen Starrsinn nur durch fortgesetzte, wüste und dröhnende Schimpereien zu erkennen giebt. Schon ehe ihm Luther im dritten Acte die schönen Kraftworte: „Halt Dein Maul, Dein loses Maul!“ zuruft, ist der geplagte Hörer dazu geneigt. Immer nur Reden, seitenlange Reden in einem Zuge, prasseln auf ihn nieder; niemals gestaltet sich auch bloß eine einzige, dramatisch gedachte oder wenigstens theaterwirksame Scene. Wir empfinden vor Herrn Professor Weitbrecht und seinen sonstigen Leistungen ehrliche Hochachtung. Diesen Respekt hätte auch das königliche Schauspielhaus haben und deshalb das völlig verfehlte Drama nicht zur Aufführung bringen sollen. Herrn Weitbrecht's Ansehen wäre dann unerschüttert geblieben.

Notizen.

Burenlieder. Von Fritz Lienhard. (Berlin, G. H. Meyer.) Der junge Elßässer Dichter, der so muthig und unermülich für deutsche Art und Kunst sogar in Berlin, dieser Stadt der Heimathlosen, kämpft, wo er mit seiner nationalen Schwärmerie so ganz und gar nicht hinpakt, ist unseren Lesern kein Fremder, denn wir haben wiederholt auf seine Dichtungen hingewiesen. Diese Burenlieder schließen sich würdig seinen schönen Wasgaufahrten und Nordlandsliedern an. Seine Verse sind in ihrer Begeisterung immer ehrlich und phrasenfrei, lebensfrisch und wenn es sein muß derb, knapp oft bis zum Laconismus, formschön und stimmungsvoll, empfunden und darum zum Herzen gehend. Der entlegene südafrikanische Stoff ist intuitiv erfaßt, und typisch wie individuell wird das Richtige getroffen, wenigstens geht unsere Empfindung immer ohne Bedenken mit, und das Bild rundet sich farbig und harmonisch. Prächtig gelungen ist der rhythmisch beflügelte Reitermarsch, ergreifend das kurze Gebet, „daß wir mit Ehren fallen Mann für Mann“, schlicht das Lied vom Jan Kof, der bei Slaandslaage mit der Bibel unterm Noke fiel, sangbar der Preis der Burenfrauen, „braun von Luft und Wind, hoch und unverzagt und stark genug“, und vor Allem packend Der junge Bur, doch stört uns hier „des Burischen Mauer in die Tiefe spricht“ und „Er klagt mit seinem Mauer“, weil bei dem urproaischen Namen alle Stimmung zum Teufel geht. „Mit seiner deutschen Plinte“ wäre von unmittelbarer Wirkung. Das Büchlein erscheint zum Besten des niederdeutschen Brudervolkes und sei schon darum warm empfohlen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck im Urteil

seiner Zeitgenossen.

Steg. geb. 3 Mt. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egiby Fontane Groth Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ostler Pette- lofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeber Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.



Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Sobald erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Gebestet 6 M. Gebunden 7 M.

Gesucht

Redacteurs

wird ein Redacteur für eine Berliner Frauenzeitung. Täglich Vormittags drei Bureaustunden. Jahresgehalt 4800 Mark und jährlich zweimal vierzehn Tage Ferien. Angebote mit Angabe bisheriger Redaktions- Stellungen und persönlicher wie brieflicher Schriftsteller-Befanntschaften unter U. H. 972 durch Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin, W. 8.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher u. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von Richard Sattler, Braunschweig. (Gegründet 1883).

Stottern

heilen dauernd Dir. O. Donhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. nach Heilig. Prospect gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Mad. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachenkenntnisse (französisch, englisch), verfehter Stenograph, Maschinenschreiber (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl. Buchhdlg., literar. Institut. u. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Bolling in Berlin.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

Bad Reinerz,

klimatischer, walddreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Anzeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Prosp. gratis.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Röln und Löhne-Silbesheim. Sommerjaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. Kurmittel: Naturw. kohlenf. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirufst, Medicomechan. Baderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Rollen- u. Milchkuranstalt. Neues Thermalbadehaus am 15. Mai 1900 eröffnet. Indicationen: Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophuloze, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. Kurlapelle: 42 Muster, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemfanalisation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die Kgl. Badeverwaltung.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenchrift für Literatur, Kunst und Alltagsbeden.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein- endung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Ransteinstraße 7.

Druck von Hesse & Becker in Berlin.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Tolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Das Schicksal der lex Heinze. Von Richard Wulckow. — Eine Emancipirte. Von Karl Jagusch. — Literatur und Kunst. Die französische Malerei auf der Pariser Weltausstellung. Von A. Brunnemann (Paris). — Tolstoi's Stellung zur Kunst. Von Dr. Wilhelm Hode (Weimar). — Beullieton. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt. Der starke Mann. Von Limon d. J. — Von den großen Berliner Sommer-Kunstausstellungen. Von J. Norden. — Anzeigen.

Das Schicksal der lex Heinze.

Von Richard Wulckow.

Die unglückselige lex Heinze hat unter andern höchst unerfreulichen Erscheinungen auch die einer parlamentarischen Obstruction gezeitigt, zum ersten Male in unserem verfassungsmäßigen politischen Leben. Der Vorgang ist beachtenswerth und nicht so leicht zu nehmen. Denn es galt bisher als unumstößlicher Grundsatz im Parlament, sich unter allen Umständen dem Botum der Abstimmungsmaschine zu unterwerfen und damit dem Parlamentarismus die unbedingte Hochachtung zu erweisen, die er zu beanspruchen hat. Es läßt sich nun aber nicht leugnen, daß diese Hochachtung des Parlamentarismus in der letzten Zeit so manchen empfindlichen Stoß erlitten hat, daß besonders der parlamentarische Ton bereits auf einen gewissen Tiefstand gekommen ist, der zu Zeiten eines Simson, Bamberger, Lasker, Windthorst unmöglich gewesen wäre. Wenn kürzlich der conservative Abgeordnete Propatschek der oppositionellen Linken „Maul halten“ zurief, so ist das ein um so mehr betrübendes Zeichen, als der Auser als Chefredacteur der Kreuzzeitung eine öffentliche Persönlichkeit ist, die die Verpflichtung hat, das decorum unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, überdies aber seines Zeichens Pädagog ist. Gewiß ist einem Jeden der Obstructionisten klar gewesen, daß durch sein Vorgehen der constitutionelle Mechanismus lahm gelegt und das verbriefte Recht der Majorität schwer verletzt wird; es ist aber als erklärender und mildernder Grund geltend zu machen, daß das verzweifelte Mittel thatsächlich die letzte Auskunft und das einzige Mittel war, um die nöthige Zeit für das Anwachsen der endlich erwachten und stark arbeitenden Bewegung zu gewinnen, und sich von der momentanen, der Vorlage günstigen Majorität nicht überfluthen zu lassen. Es war zu hoffen, daß der gewaltig sich regenden Opposition gegenüber der Bundesrath, vielleicht auch eine andere hohe Stelle, von dem Gesetz Abstand nehmen würde, wie es ja vor vier Jahren mit dem rückläufigen Zedlig'schen Schulgesetzentwurf der Fall gewesen war.

Solche Hoffnungen hatten um so eher Berechtigung, als die Genesis der Vorlage eine gar seltene und eigenartige war. Man wollte zunächst nichts Anderes, als durch eine strengere Gesetzgebung die Mißstände und Widerwärtigkeiten der käuflichen „Liebe“ (Zuhälterthum) einschränken, und man gelangte dazu, dieses an sich einwandfreie Vorgehen in einen Kampf

zu verwandeln, gegen eine, gewissen gestrengen Herren un- bequem oder bedenklich erscheinende Richtung in der Kunst und Literatur. Um dieser überraschenden Ausdehnung des Kampfgebietes nun klüglich vorzuarbeiten, bediente man sich immer und immer wieder des Wortes „Sinnlichkeit“ als eines bösen Feindes, dem der Kampf gelten sollte. Man that so, als sei Sinnlichkeit an sich schon eine Sünde und ein Kampf gegen sie ein verdienstliches Werk. Da war es denn nicht wunderbar, daß die gegen die Vorlage mit seltener und begeisterter Einmüthigkeit Front machenden Künstler, Schriftsteller und Kunstfreunde das Kunstverständnis der „Gestrengen“ in Zweifel zogen und es zum Gegenstand ihrer mehr oder weniger witzigen Kritik machten. Thatsächlich bedeutet Sinnlichkeit aber nichts Anderes, als die unbewußte Freude und Empfänglichkeit, die uns die Sinne von der Schönheit der Welt und der Kunst vermitteln. Wer die Sinne nicht durch frohes Anschauen und Genießen von Welt und Kunst übt und empfänglich macht, dessen Organe verkümmern, in dessen Innern kann kein reines ästhetisches Empfinden der Kunst seine Stätte finden. Dies Empfinden hat aber mit der „Sinnlichkeit“ im vorwurfsvollen Sinne nicht das Mindeste zu thun; das ästhetische Genießen, dessen wir uns im Anschauen eines Apollo von Belvedere oder der Venus von Melos bewußt werden, liegt weit ab von dem Begriff der Sinnlichkeit, wie sie sich die „Gestrengen“ im vorwurfsvollen Sinne construirt haben. Das kunstfreudigste Volk der Welt hatte bei dem Nackten, was es in so herrlicher Vollendung schuf, gewiß nicht den Hauch eines lästernen Gedankens in sich, es schuf nur das, was das innere Auge schaute. Und so geht es mit jedem echten Künstler. Die künstlerische Darstellung rückt die Dinge aus dem Bereich unseres Willens, unseres Trieblebens, während im Leben jede Reizung der Sinne sich mit einer Erregung des Willens, des Begehrens verbindet. In der künstlerischen Arbeit, wie im Kunstgenuß fällt aber diese Erregung fort, weil keine Sache, kein zu begehrender Gegenstand da ist, sondern nur sein Abbild, sein Schein. Und so darf man die Grundlage des Kunstgenusses als eine Sinnlichkeit ohne Begehren, als eine echte reine Sinnlichkeit ansehen, die den Menschen hebt, da sie die rohen Instincte ausschaltet und ihn an ein Verhältniß zu den Dingen gewöhnt ohne materielles Interesse. Hierin liegt allein die Möglichkeit begründet, daß der Künstler auch ohne Begehren mit voller Ruhe nach dem weiblichen Modell arbeitet, daß sein Sinn und Auge beim künstlerischen Schaffen völlig

rein bleiben kann. Sobald er beim Schaffen bewußt irgend einer unreinen lüfternen Tendenz Raum giebt, hört er auf Künstler zu sein. Wer aber die künstlerische Darstellung der blühenden Schönheit des menschlichen Leibes nicht mit unbefangenen reinen Genuß aufnehmen kann, ist sittlich nicht gesund, er leidet an Prüderie, und Prüderie ist die Mutter der Verdorbenheit und liegt weit ab von Keuschheit und Reinheit. Hubert Herkomer hat eins seiner schönsten Bilder mit dem Wort unterschrieben: „All beautiful in naked purity“.

Dem reinen Auge des griechischen Künstlers (und wohl auch der ersten Künstler unserer Zeit) dürfte das Ballcostüm einer modernen Hofdame in seinem völligen Mangel an Natur und Naivetät anstößig erscheinen, während der nackte Körper in seiner reinen Schönheit ihm keinen Anstoß erregt und keine lüfternen Gedanken nahelegt. Man könnte ganz wohl den Satz aufstellen, daß wahre echte Sinnlichkeit eine Förderung unserer Sittlichkeit bedeutet und daß man deshalb danach trachten müsse, durch eine, das ästhetische Element mehr berücksichtigende Jugenderziehung eine Annäherung und harmonische Verbindung von Sittlichkeit und Sinnlichkeit anzustreben und vorzubereiten. Nur so können die Schäden geheilt werden, gegen die man jetzt die monströse *lex Heinze* in Scene zu setzen sucht. Nun konnte man sich nach dem beispiellosen Entrüstungsturm, der sich gegen die beabsichtigte Knechtung des freien Gedankens in Kunst und Literatur allüberall erhob, der Hoffnung hingeben, daß der uns von den „kunstverständigen“ Centrumsmännern bescheerte Gesetzesentwurf niemals tatsächliches Gesetz werden, ja daß er nach dem bekannten Princip *interim fit aliquid* gar nicht mehr in die dritte Lesung gelangen werde, daß der Ansturm als abge schlagen anzusehen sei. Wir dürfen uns heute nicht mehr dieser Hoffnung hingeben; von Neuem muß durch alle deutschen Gauen der Schlachtruf ertönen gegen den zum letzten Schlage ausholenden Feind. Denn die Lage hat sich in den letzten Tagen wesentlich verschoben; die *lex Heinze* ist durch die rasch entschlossene Taktik des Centrums vor dem Flottengesetz auf die Tagesordnung gesetzt und in dem Augenblick, da wir diese Zeilen schreiben, kann Niemand die endgültige Entscheidung voraussagen. Wir lassen dahingestellt, ob hier nicht im Hintergrunde das Programm lauert: ohne *lex Heinze* keine Flottenvermehrung, aber das kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Centrum sich neue Trümpe für das gefährliche Spiel zu verschaffen gewußt hat. Die Herren Koeren und Genossen wissen ganz genau, daß die Opposition entschlossen ist, mit einer Anzahl wohl vorbereiteter Anträge hervorzutreten, um durch deren nothwendige eingehende Begründung die Entscheidung nach Kräften aufzuschieben. Vor Kurzem deutete nun die „Berl. Pol. Nachrichten“ an, daß dem gegenüber die Freunde der *lex* alle weiteren Anträge, welche eine Erweiterung der Vorlage bezwecken, auf Grund der Geschäftsordnung von der Schwelle zurückzuweisen, um deren Erörterung zu verhindern. Diese Geschäftsordnung bestimmt nämlich, daß jedem Antragsteller am Beginn und am Schluß der Debatte das Wort erteilt werden muß; außerdem aber können Anträge auf motivirte Tagesordnung jederzeit vor Schluß der Verhandlungen eingebracht werden und sind vor allen übrigen Amendements zur Abstimmung zu bringen. Auf Grund dieser Bestimmungen glauben also die *Heinze-Männer* jede Discussion über einen Antrag der Gegner ersticken zu können.

Man hat daher keineswegs das Recht, jetzt der Entwicklung der Dinge ruhig zuzuschauen, sondern es liegt die Pflicht vor, im Kampfe gegen das „gesetzgeberische Monstrum“ auszuharren, bis die Entscheidung gefallen ist.

Gesetzt nun aber auch, daß die *lex* tatsächlich Gesetzeskraft erlangt, so würde sie doch nie die gehoffte Wirkung haben. Sie stellt den ewigen Kampf dar zwischen zwei unvereinbaren Weltanschauungen: der des frei schaffenden Geistes in Kunst und Literatur und der polizeilichen Ueberwachung

und Maßregelung. Ja sie bedeutet einen plumpen Eingriff in die Entwicklung unseres Geisteslebens, das sich nach ganz bestimmten inneren Gesetzen organisch entwickelt, nicht aber polizeilich lenken und reglementiren läßt.

Aber der Gesetzesentwurf wird nachwirken, auch wenn er nicht tatsächliches Gesetz wird. Er wird das Gute haben, daß er in den Künstlern und Schriftstellern das Gefühl für die Hoheit und Würde der Kunst neu belebt und sie von der Betonung des allzu Zwanglosen und Rohen in der Darstellung der sogen. Wirklichkeit abhält. Jene „gemeine Deutlichkeit der Dinge“, mit der sich der moderne Naturalismus bisweilen brüstet, ist nicht dazu geeignet, für Hebung und Werthschätzung der Kunst zu wirken; ja sie stößt so Manchen ab, dem eine echte und wahre Empfindung innewohnt. Nicht alles „Natürliche“ paßt in das Gebiet der Kunst, weil hier die Gefahr nahe liegt, die Grenze zu überschreiten und das Gebiet der Schamlosigkeit zu betreten. Auch die Freiheit der Kunst hat ihre Grenze, und je mehr sich Künstler und Schriftsteller bemühen sie innezuhalten, desto weniger werden die modernen Tartüffes Gelegenheit haben, durch ihre Entstellungen und Uebertreibungen Mißtrauen und Vorurtheil gegen die Kunst bei allzu zart besaiteten Gemüthern hervorzurufen.

Wenn nun im Interesse der Würde und Selbstständigkeit der Kunst eine Ablehnung des Gesetzesentwurfs geboten erscheint, so erscheint derselbe in noch viel bedrohlicherem Lichte angesichts der Rechtsprechung. Niemand kann heute übersehen, was die künftigen Entscheidungen der Richter in Sachen der Kunst uns bringen werden, was nach ihrer Auffassung Mergerniß erregt und was nicht, was straffällig ist und was nicht. Das haben hervorragende Richter in überzeugender Weise dargethan, ja die Rede des Staatsanwalts Junghanns, die er kürzlich im liberalen Verein zu Freiburg i. B. gehalten hat, beweist, daß man sogar in den Kreisen der öffentlichen Anklagebehörde der *lex Heinze* mit größter Besorgniß entgegensteht. Er erklärte, daß das vorhandene Gesetz (§ 184 des Strafgesetzbuchs) vollkommen ausreiche, um Unsitlichkeiten in Ausstellungen, auf der Bühne und sonstigen Schaustellungen zu verhindern und zu treffen, daß ferner der Staatsanwalt in vielen Fällen genöthigt werden dürfte, den Minister um Zusendung eines „Normalmenschen“ zu bitten, der als Sachverständiger zur Einschätzung von irgendwie beanstandeten Gegenständen zu fungiren hätte, da der Richter in vielen Fällen gar nicht wissen könne, was straffällig sei und was nicht. — Es liegt auf der Hand, daß Gesetze, die einem hochgebildeten Volke eine so augenfällige Rechtsunsicherheit in Aussicht stellen, wie sie sogar von Richtern und Staatsanwälten zugegeben und geschildert werden, dasselbe mit Nothwendigkeit auf einen bürgerlichen und künstlerischen Tiefstand führen müssen. Ähnlichen Erwägungen gegenüber bemerkte nun freilich der Staatssecretär Niederding während der Berathung des Gesetzesentwurfs, daß die Auslegung, die das Reichsgericht dem Begriffe der unzüchtigen Schriften und dergleichen gegeben habe, noch einen Kreis von Schriften, Darstellungen straffrei lasse, welche das Schamgefühl gröblich verletzen. Diese Lücke solle der „Kunstparagraph (§ 184a) der *lex Heinze* ausfüllen. Gerade zur rechten Zeit wird nun eine Reichsgerichtsentscheidung bekannt, welche die vollkommene Ueberflüssigkeit dieses Kunstparagraphen klar vor die Augen stellt. Es war die Frage zu entscheiden, ob eine Schrift unzüchtig sei oder nicht. Die untere Instanz hatte die Unzüchtigkeit verneint. Zwar sei — so war von der unteren Instanz festgestellt — der Inhalt der Schrift wohl geeignet, in gewissem Grade das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen und die Phantasie des Lesers nach dieser Richtung in sittlich verwerflicher Weise anzuregen, allein die Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls sei nicht als eine solch gröblicher Natur zu erachten. Dieses Urtheil wurde vom Reichsgericht aufgehoben:

Es sei rechtsirrig, daß nur gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls unter das Strafgesetz fielen. Daran wurden folgende Ausführungen geknüpft: „Die Bestimmung des § 184 hat den Zweck, die im Volke allgemein bestehenden Begriffe von Scham, Sitte und Anstand, in geschlechtlichen Dingen davor zu schützen, daß ein Einzelner sie verlege. Da es sich hierbei um eines der idealen Güter handelt, die dem ganzen Volke eigen sind, so muß nothwendigerweise das Durchschnittsempfinden der Gesamtheit für Zucht und Sitte als Gegenstand dieses Schutzes angesehen werden. . . Frage ist, wo jenes Normalmaß des allgemeinen Scham- und Sittlichkeitsgefühls in geschlechtlicher Beziehung liegt. Die Aufgabe, hier die richtige Entscheidung zu treffen, fällt dem Tharichter zu. Er wird diese Entscheidung auf einer Mittellinie suchen, die im Uebrigen nicht näher gekennzeichnet werden kann, und zwar schon deshalb nicht, weil sie bei keinem Volk und zu keiner Zeit absolut unveränderlich ist.“

Wir fragen: welchem „Tharichter“ giebt wohl diese Begriffsbestimmung einen festen Maßstab an die Hand, und wie soll er im Stande sein, festzustellen, was ein tiefschauender Geschichtsphilosoph vielleicht mit Zagen nur hypothetisch anzudeuten wagen würde? Hier liegt der gefährliche Punkt der lex Heinze. Nach dem Wortlaut des Kunst- oder meinetwegen „Schamgefühls“paragraphen soll das Verbot geschlechtlich schamloser Ausstellungen u. s. w. auf Schriften, Abbildungen, Darstellungen ausgedehnt werden, deren Schamlosigkeit nicht geschlechtlicher Natur ist. Wozu in aller Welt eine derartige Ausdehnung? Alle die schamlosen Abbildungen und dergleichen, welche die Reichstagsmehrheit zur Begründung des Kunstparagraphen in's Treffen führte, betreffen geschlechtliche Schamlosigkeiten, fallen also schon unter das bisherige Strafgesetz. Neu getroffen werden also nur Derbheiten und Natürlichkeiten des Ausdrucks, und diese hat die Kunst von den Zeiten des Aristophanes bis auf unsere Tage nicht entbehren können. Der Richter wird nun in seiner schlimmen Lage annehmen, daß sich die Mittellinie des Scham- und Sittlichkeitsgefühls nach unten verschoben, das heißt: daß sie die freie Kunstübung eingeschränkt habe. Und wenn er das Gefühl der officiellen Vertretung des deutschen Volkes als das noch am ehesten zu ermittelnde deutsche Normalgefühl in Dingen der Scham und Sittlichkeit betrachtet, so wird man nach der eben angeführten Reichsgerichtsentscheidung nicht den leisesten Vorwurf gegen ihn erheben dürfen. Gerade aber aus diesem Grunde müssen alle freien Geister, alle vornehm empfindenden Seelen, Alle, die überzeugt sind, daß die ungefesselte Kunst nicht nur der Schönheit, sondern auch der von so vielen gefürchteten Wahrheit dient: sie Alle müssen der deutschen Rechtsprechung die Richtung zeigen, damit der Richter erfährt, daß diese Abgeordneten in Fragen der Kunst die gebildeten und gesunden Kreise des Volkes nicht hinter sich haben. Es ist hocherfreulich, daß sich noch im letzten Augenblick die angesehensten Strafrechtslehrer der deutschen Universitäten zu einer Protestkundgebung gegen lex Heinze zusammengethan haben, in der sie erklären, daß das schon jetzt gefährdete Vertrauen des Volkes zu unserer Rechtspflege durch Annahme der lex einen neuen harten Stoß erleiden müsse, was einer Schädigung unserer idealsten Güter gleich komme. —

Nachdem wir den Versuch gemacht haben, die lex Heinze nach ihrer künstlerischen Seite als eine Verirrung, nach ihrer juristischen Seite als ein höchst bedenkliches Experiment zu kennzeichnen, mag noch mit einigen Worten auf ihre unglückliche politische Unzweckmäßigkeit hingewiesen werden.

Es ist sehr schwer zu verstehen, wie Seitens der Regierung gerade in dieser für die lebhaft entfachte Flottenbewegung so überaus wichtigen Zeit dieser Gesetzgebungsversuch gemacht werden konnte. Es gehörte wahrlich kein tieferes politisches Verständniß dazu, um vorauszu sehen, daß dieser unglückliche Gesetzentwurf eine gewaltige Erregung gerade der intellek-

tuellen Schichten hervorrufen und das Flotteninteresse ganz in den Hintergrund drängen würde. Man ist ja trotz der officiösen Versicherungen einer „einheitlichen Regierung“ an mancherlei Sprünge und Schwentungen in der Regierungsleitung gewöhnt, aber daran mußte sie doch unter allen Umständen festhalten, daß die geforderte Flottenvermehrung, die an die finanziellen Kräfte der Nation, sei es in dieser, sei es in jener Form, sehr bedeutende Ansprüche macht, nur unter dem ungetheilten Interesse des ganzen Volkes zu Ende geführt werden konnte. Eine Staatsweisheit ist nicht leicht faßlich, die jetzt in einem wahrhaft kritischen Moment das in so erfreulicher Weise rege gewordene Interesse nach einem so entlegenen Punkte hinzulenken unternahm. Die oben erwähnten Gerüchte und Andeutungen halbofficiöser Blätter lassen vermuthen, daß man sich jetzt des Ungeschickten und Unzeitgemäßen der Vorlage in Regierungskreisen immer mehr bewußt wird und nach einem gangbaren Wege der Erledigung sucht, der doch noch vielleicht zum ersehnten Ziele — der lex Heinze — führen könnte. Aber eins ist sicher: die Siegeszuversicht ist entschwunden; die Heinze-Blätter sind vorsichtiger, kleinlauter geworden. Noch vor wenigen Wochen konnte man folgendes lesen: „Die socialdemokratischen Quertreibereien mit ihren deutlich hervorleuchtenden Absichten werden in einer Beziehung ihr Gutes haben: sie müssen den gegen die lex Heinze mit solchem Eifer protestirenden deutschen Künstlern und Schriftstellern die Augen darüber öffnen, in welcher gefährliches Fahrwasser sie sich hineinbegeben haben, als sie aus ihren Ateliers und Studierstuben auf den Markt des politischen Lebens und die Agitationsstelle des Radikalismus (!) hinaustraten, um ihre Stimme zu Kundgebungen gegen eine Vorlage zu vereinigen, deren Tragweite sie gewaltig überschätzten und völlig falsch gedeutet haben.“

Also: Mommsen, Menzel, Begas, Eberlein, Sudermann urtheilslose Idioten. — Punktum!

Heute würden sie so etwas nicht mehr wagen.

Eine Emancipirte.

Von Karl Jagusch.

In unserer Zeit der ästhetischen und dichterischen Zerfahrenheit, wo die Schlagworte sich in sinnverwirrender Hast ablösen, scheinen die Romantiker wieder modern zu werden, die wir seit siebzig Jahren überwunden zu haben glauben, obwohl unsere vergleichende Sprach- und Literaturgeschichte, unsere Uebersetzungskunst, unsere Kunst- und Culturgeschichte, unsere Germanistik und Folkloristik ohne sie kaum denkbar wären. Aber nicht dem wissenschaftlichen Streben jener genialen jungen Leute gelten die neuesten Resurrectionsversuche, sondern gerade der schwächsten Seite ihrer Thätigkeit: ihrer Poesie. Seit der „belgische Shakespeare“ Maeterlinck sich für Moralis-Hardenberg begeistert hat, huldigen ihm auch unsere bisherigen Verlaine- und Baudelaire-Imitatoren; seine Lyrik wird analysirt, seine Mystik verhimmelt, und sogar die poetischen Versuche von Brentano und Tieck finden Bewunderer. Aber auch der hochbegabten Ricarda Huch, die der „Blüthezeit der Romantik“ ein begeistertes Buch widmet — sie soll einen Italiener geheirathet und katholisch geworden sein — wird es schwerlich gelingen, eine unseres Trachtens vorübergehende Modeströmung aus dem engen Kreise kritikloser Dilettanten und impotenter Aestheten hinauszuführen. Was soll auch unsere trotz alledem realistische Zeit mit den Theoretikern der romantischen Ironie und der sublimirten „Poesie der Poesie“ beginnen? ganz zu schweigen von den höchst problematischen Dichtungen, die bloß in Stimmungen und Symbolen schwelgen und jeder Gestaltungskraft entbehren. Die verzückte

Convertitenlyrik Friedrich Schlegel's ist uns gerade so ungenießbar, wie der dichtende Tieck, und sogar „Heinrich v. Ofterdingen“ war nur als Fragment empfangen, wie Frau Huch zugeben muß. Von der ganzen Romantik ist für die Gegenwart nur noch ein Dichter lebendig, der abseits von ihr stand und ihrem Einfluß nur selten nachgab: Heinrich von Kleist. Sämmtliche Dichterwerke der Uebrigen (von Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung abgesehen) geben wir hin für die herrlichen Briefe, die sie einander schrieben, die Schlegel's, Schelling, Tieck, Novalis und die starkgeistigen Frauen ihres Kreises: die Rahel, Barnhagen, Therese Heyne-Forster-Huber und vor Allem Karoline Michaelis-Böhmer-Schelling, die uns seit Waizens Publicationen vertraut und trotz aller großen Schwächen lieb geworden ist. R. Haym in seinem noch immer besten Werk über die Romantik hat Karolinens Briefe nicht mehr gekannt, wohl aber Frau Huch, die sie congenialisch bewundert. Und auch die Gestalt dieser vielgeschmähten „Emancipirten“, die Schiller „Dame Lucifer“ nannte, ist uns näher gerückt durch zahlreiche Monographien und sogar Romane. Wir finden sie in H. Rönnig's „Clubisten von Mainz“, in einem Roman Aug. Hesse's (1878), in den Forster-Dramen von Ludwig Eckardt und des Landraths Alfred Jachmann, des Gatten von Johanna Jachmann-Wagner. Höheren Werth haben die Lebensbilder von Klein, Hermann Kopp, Joh. Janssen, der gewiß weniger abfällig über sie urtheilte, wenn sie dem Beispiel ihrer Freunde Brentano, Friedrich Schlegel, Adam Müller gefolgt und katholisch geworden wäre. Die schönste Charakterzeichnung Karolinens findet sich aber in der ausgezeichneten Schelling-Biographie, die man in der Jubiläumsausgabe von Runo Fischer's Geschichte der neueren Philosophie (Heidelberg, Winter's Universitätsbuch.) nachlesen mag, — nur wenige Seiten, aber zum Feinsten und Treffendsten zählend, was der berühmte Heidelberger Hochschullehrer geschrieben hat.

Karoline war die Tochter des Göttinger Professors Johann David Michaelis, berühmt als Orientalist, angesehen in seiner akademischen Stellung, unter den ersten, die Lessing schon in seinen Anfängen gewürdigt hatten. Ihr erster Mann, der Bergarzt Böhmer in Clausthal, war im Herbst 1788 gestorben. Von ihren drei Kindern verlor sie den nachgeborenen Sohn bald nach des Gatten Tode, die zweite Tochter Therese ein Jahr später (December 1789) und blieb so allein mit ihrer ältesten Tochter Auguste. In den vertraulichen Briefen, die sie ihrem Freunde F. L. W. Meyer schreibt, finden sich häufig Aeußerungen über ihre Empfindungsart, die natürliche und treffende Selbstkenntnisse sind. „Ich weiß nicht, ob ich je ganz glücklich sein werde“, schreibt sie in der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft, „aber das weiß ich, daß ich nie ganz unglücklich sein werde.“ „Man liebt mich sehr, weil mein Herz ein Gewand über die Vorzüge des Kopfs wirft, das mir beider Aeußerungen als Verdienst anrechnen läßt.“ „Es ist eine Eigenthümlichkeit meines Kopfs, welche oft Ursache wurde, daß man mich falsch beurtheilt: treffenden Scharfsinn mit unschuldigster Begrenztheit zu vereinigen.“ „Göttern und Menschen zum Troß will ich glücklich sein, also keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält, ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen.“ „Jeder angenehme Augenblick hat Werth für mich, Glückseligkeit besteht nur in Augenblicken, ich wurde glücklich, da ich das lernte.“ „Mein Liebesmantel ist so weit, als Herz und Sinn des Schönen geben.“ „Ein Strom der reinsten Heiterkeit konnte sich über mich ergießen, wenn die Sonne schien, oder auch nur, wenn der Wind an das Fenster stürmte und ich auch nur über einer Arbeit saß. Mir ist jede Stunde wohl gewesen, die mir wohl sein konnte. Bin ich es, die nach fruchtlosem Gram jagt? Nein! Mein Sinn gehört jeder möglichen Glückseligkeit.“ „Gedankenlosigkeit ist mein Leichtsinns nicht.“

Ihre Wittwenschaft war keineswegs einsam und ver-

schleiert, sondern voll Unruhe nach innen und außen, voll abenteuerlicher und schlimmer Erlebnisse. Das erste Jahr hatte sie bei ihren Eltern in Göttingen, die beiden folgenden in Marburg bei ihrem älteren Bruder zugebracht. Die Familienverhältnisse waren zerrüttet und unerquicklich. Der Vater starb 1791. Sie kehrte von Marburg im Herbst 1791 für einige Zeit nach Göttingen zurück und ging im Frühjahr des folgenden Jahres nach Mainz, wo ihre Jugendfreundin Therese Heyne in einer schiffbrüchigen Ehe mit Georg Forster und in vertrauter Freundschaft mit Huber lebte, der um ihrer willen seine verlobte Braut, die Schwägerin Körner's, die Freundin Schiller's, verließ. Im Oktober 1792 wurde Mainz von Custine eingenommen. Jetzt kam hier die französisch und republikanisch gesinnte Partei zur Herrschaft, und Forster, einer ihrer Führer und Vicepräsident des Mainzer Konvents, ging im März 1793 nach Paris, um dort die Einverleibung des deutschen Landes in die französische Republik zu bewirken. Seine Frau hatte schon gegen Ende des vorhergehenden Jahres Mainz verlassen, um mit Huber in der Schweiz zusammenzuleben und zwar, wie aus Sömmerring's und Forster's Briefen jetzt deutlich hervorgeht, mit des Ehemanns Billigung. Nach Therese's Weggang zog sie mit Forster zusammen, um ihn zu trösten. Schiller und sein Freund Körner urtheilten natürlich ebenso hart über sie, wie der Mainzer Klatsch. Wahrscheinlich ist sie es auch, die Forster in die französische Politik hineinsetzte, wie sie die Trennung seiner Ehe mit veranlaßt hat, eine echte und rechte Dame Lucifer. Runo Fischer idealisirt daher stark, wenn er schreibt: „Sie that das Schlimmste. Ihre Hoffnungslosigkeit verwandelte sich im Sturm jener Tage in Leichtsinns, und eine Leidenschaft, über deren nähere Verhältnisse wir nicht aufgeklärt sind, die sie wie ein plötzlicher Mauth erschafft haben muß und, wie man sagt, einem Franzosen galt, stürzte sie in den Abgrund.“

In ihren eigenen von Waiz herausgegebenen Briefen sind alle auf diesen Punkt bezüglichen Stellen weggelassen; doch erkennt man, daß in den Briefen, welche die Mainzer Schicksale betreffen, nicht Alles gesagt ist. Die im handschriftlichen Nachlaß A. W. Schlegel's an seinen Bruder erhellen die Thatsachen, aber die nähern Umstände, auch der Name des Franzosen, bleiben verborgen. Haym hat wohl noch von anderen Documenten Kenntniß gehabt, auf Grund deren er berichtet: sie habe eine Frau von schlechtem Ruf in ihre Hausgenossenschaft aufgenommen und aus Zerstreunungsucht ihre Person verschent: „sie entschädigte sich für das Fehlschlagen ihrer heißesten Wünsche und ihre aufreibenden Sorgen um Forster, für allen Schmerz und alle Langeweile in den Armen eines Franzosen.“ Seither sind wir freilich so ziemlich aufgeklärt, was Runo Fischer wohl entgangen ist. Karoline machte allerdings eine in schlechtestem Rufe stehende Frau Forkel zu ihrer Hausgenossin, und die beiden Frauen scheinen sich in den Besitz des Stroh Wittwers Forster getheilt zu haben. Wenigstens machen sie sich in einer anonymen Spottkomödie „Die Clubisten in Königstein“ (1793) gegenseitig wegen ihrer Neigung zu Forster Vorwürfe, auf die sich Frau Forkel nicht zu vertheidigen weiß. Und nach Forster scheint der erwähnte Franzose an die Reihe gekommen zu sein, schwerlich Custine selbst, was doch kaum verheimlicht worden wäre. Tiefer konnte Karoline nicht fallen, und die Sühne beginnt.

Als Mainz im Frühjahr 1793 wieder von den Reichstruppen belagert wurde, wollte sie die Stadt verlassen (den 30. März), um in dem Hause ihrer Jugendfreundin Louise Gotter in Gotha eine Zuflucht zu finden. Bei ihrer Abreise gerieth sie in die Hände der Preußen; sie war politisch verdächtig, als Forster's Freundin, als Böhmer's Schwägerin, der Custine's Secretär war, es hatte sich sogar das Gerücht verbreitet, sie sei Custine's Maitresse. Die Thatsache ihrer Freundschaft und ihrer Sympathien mit Forster genügte, um

sie gefangen zu nehmen und ohne weitere Untersuchung als Geißel zu behalten. Mehrere Monate mußte sie in Königsstein eine beschwerliche Festungshaft leiden, die sie in der peinvollsten Lage und in der ängstlichsten Sorge für ihr Schicksal ertrug. Nachdem sie noch einige Wochen zu Kronberg eine Art Stadtarrest gehabt, wurde sie auf die Fürbitte ihres jüngeren Bruders durch einen Befehl des Königs von Preußen in Freiheit gesetzt, weil „sie nichts verschuldet habe“. Indessen war ihr politischer Ruf so verdächtig und anrüchig geworden, daß ihr wiederholt, als sie besuchsweise nach Göttingen kam, das zweite Mal noch im September 1800, das Curatorium der Universität den Aufenthalt in ihrer Vaterstadt untersagte. Als sie, zweifach in ihrer bürgerlichen Existenz vernichtet, die Haft verließ, fand sie einen Mann, der an ihre Seite trat und großmüthig, wenig bekümmert um das Urtheil der Welt, ihr die Hand zum Schutz und zur Stütze reichte: August Wilhelm Schlegel. Schon in Göttingen hatte Schlegel während seiner letzten Studienzeit die junge (vier Jahr ältere) Wittwe kennen gelernt und war durch ihren persönlichen Zauber, durch ihre geistige Macht und Bildung gefesselt worden; er hatte, als sie nach Marburg ging, brieflich mit ihr verkehrt und wiederholt um ihre Hand geworben. Sie liebte ihn nicht und spottete gegen ihre Schwester in einem Briefe jener Zeit über den Gedanken, ihn zum Mann zu nehmen.

Es ist nicht bloß Mitleid für die unglückliche Frau, was den jüngeren Schlegel einnimmt, es ist zugleich ihr Zauber, der ihn bestrickt. Er hatte sie schon aus den Briefen, die der Bruder ihm zusendete, kennen gelernt; den 2. August 1798 machte er in Leipzig ihre persönliche Bekanntschaft. „Der Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, ist viel zu außerordentlich, als daß ich ihn selbst schon deutlich übersehen und mittheilen könnte.“ „Ich schreibe Dir nichts weiter über sie, keine Beurtheilung, keine Erzählung, keine Vermuthung. Alles, was ich noch sagen könnte, würde verworren, oberflächlich sein, und vielleicht könnte ich in Gefahr kommen, mich schwärmerisch auszudrücken, und mir deucht, für sie zu schwärmen heißt sich an ihr versündigen. Vielleicht gelingt es mir, sie gleich ohne Verblendung zu fassen.“ „Die Ueberlegenheit ihres Verstandes über dem meinigen habe ich sehr früh gefühlt. Es ist mir aber noch zu fremd, zu unbegreiflich, daß ein Weib so sein kann, als daß ich an ihre Offenheit, Freiheit von Kunst recht fest glauben dürfte.“ „Ich bin gewiß, daß man wahr gegen sie sein darf, und Größeres läßt sich von keinem Menschen sagen.“ „Ihre Urtheile über Poesie sind mir sehr neu und angenehm. Sie dringt tief in's Innere, und man hört das auch aus ihrem Wesen, die Sphigeneie liest sie herrlich. Wenn ihr Urtheil rein wäre, so könnte es vielleicht nicht so unaussprechlich wahr und tief sein. Sie findet Lust an den Griechen, und ich schicke ihr immer einen über den andern.“ „Mein Zutrauen zu ihr ist ganz unbedingt. Sie ist nicht mehr die einzige Unerforschliche, von der man nie aufhört zu lernen, sondern die Gute, die Beste, vor der ich mich meiner Fehler schäme.“ So heirathete er sie also und kam mit ihr nach Jena.

Sie besaß, wie ihr Mann am besten wußte und selbst gesagt hat, alle Talente, um als Schriftstellerin zu glänzen. Friedrich Schlegel erkannte ihre schriftstellerische Begabung ganz richtig, wenn er in einem seiner Briefe bemerkt: „ich habe immer geglaubt, Ihre Naturform — denn ich glaube, jeder Mensch von Kraft und Geist hat seine eigenthümliche — wäre die Rhapsodie. Bedenken Sie, daß Briefe und Recensionen Formen sind, die Sie ganz in Gewalt haben. Diese Talente zu bewahren, fand sie in der Ehe alle Gelegenheit. Sie war nicht bloß die poetische Rathgeberin ihres Mannes, sondern half ihm bei seinen ästhetischen und kritischen Arbeiten in den Hören, der Literaturzeitung, dem Athenäum.

„Beide Ehen,“ schreibt Runo Fischer, „hatte sie nicht aus leidenschaftlicher Neigung geschlossen, auch nicht widerwillig, sondern lebensmüthig, wie das Schicksal sie trieb. Mit derselben Leichtigkeit wußte sie sich früher in die engen

und langweiligen Verhältnisse eines kleinen Bergstädtchens, jetzt in das literarische Getriebe einer geistig vielbewegten Universität einzuleben. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Leben und unzerstörbarem Lebensmuth, wie viel Talent zu genießen und glücklich zu sein in dieser Frau lag. Sie war gegen die inneren Mängel, gegen Alles, was sie leer und unbefriedigt ließ, keineswegs unempfindlich, aber sie konnte leicht darüber hinwegleben ohne irgend welchen schwer-müthigen Druck. Selbst wenn niederschlagende Schicksale oder ein gewaltiger Schmerz sie erfaßten, enthielt die außerordentliche Lebendigkeit und Phantasie ihrer Empfindungen sogleich die aufrichtende und wiederherstellende Heilkraft. Sie besaß wirklich jenen holden Leichtsinns der Natur, der die gedankenlose Art ausschließt und in jedem Klima der geistigen Welt sich wohlfühlen und Anderen wohlthunend zu leben vermag. Und weil in dieser glücklichen Temperatur ihres Wesens auch alle höheren Lebensgeister sich anmüthig und leicht entfalteten, so mußte sie, wohin sie reichte, wachend und belebend wirken. Es lag in ihrer ganzen Natur etwas Elementargeistiges, womit das Elementarfinnliche sich wohl verträgt, etwas Sirenenartiges im guten wie im üblen Sinn.“

Aus den Briefen, die Karoline damals an ihre Tochter Auguste nach Dessau schreibt, sieht man, welche Neigungen und Abneigungen in dem kleinen Kreise spielen, wie die Zielscheibe der letzteren namentlich Schiller ist, und auf welche Weise man sich in dieser von persönlichen Affecten übler Art keineswegs freien Antipathie Genüge that. Als ob sie eine lustige und gute That zu berichten hätte, erzählt sie der Tochter, wie Mittags den 20. October 1799 Fr. Schlegel und Dorothea Veit, Wilhelm Schlegel und sie selbst nebst Schelling beisammen saßen und sich an dem eben erschienenen Musenalmanach ergötzen: „aber über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voß, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.“ Ging doch das von Haß verblendete Urtheil gegen Schiller in dem Schlegel'schen Kreise so weit, daß man sich sogar den Wallenstein weglachen wollte, noch heute das beste deutsche Drama, neben dem alle Dichterei der Romantiker in weifenlosem Scheine versinkt!

Doch nun kommt eine neue Katastrophe in Karolinens Leben. Der um zwölf Jahre jüngere Philosoph Schelling tritt ihr nahe und näher, und Schlegel's Stern verblaßt für sie. Auch dafür findet Runo Fischer gute Worte: „Karoline Schlegel gehörte, um mit Jean Paul zu reden, zu den geflügelten Naturen, die den Sinn für Poesie mit auf die Welt bringen. Der natürliche Flug ihres Geistes trieb sie weiter, und sie suchte aus poetischem Drange den Eingang zu den höchsten Gebieten speculativer Erkenntniß. Hier kam ihr Schelling entgegen in der ganzen Frische und Fülle seiner ersten Kraft, siegreich im philosophischen Wettlauf, große Erwartungen erfüllend, größere spannend. So erfaßte sie ihn und lebte mit ganzer Seele in seinen Arbeiten und Aufgaben. Sie fühlte sich erhöht und in ein neues Element emporgehoben, aus dem sie auf die poetischen Geschäfte, die sie mit Schlegel betrieben, herabsah wie auf ihre geistige Hausarbeit, die sie schuf, wie der Vogel sein Nest. „Schlegel“, schreibt sie in einem ihrer Briefe an Schelling, „ermangelt nicht zu bemerken, wenn ich mich doch nur jemals einer Sache so ernstlich gewidmet hätte, die seine Beschäftigungen angehe! Was wäre das denn auch wohl gewesen außer dem, das ich nicht zu lernen brauchte, die Poesie!“ Von der bloßen ästhetischen Kritik vermochte sie nicht zu leben. Sie beehrte den schaffenden Geist, das lebendige Kunstwerk und begriff, was Schelling lehrte, daß dieses die höchste Offenbarung der Natur und der Welt sei. In einem der herrlichsten Worte ihrer Briefe läßt sie die Mahnung an Schlegel ergehen: „es dauert mich, daß ich mir nicht einen Revers von Dir habe geben lassen, Dich aller Kritik forthin zu enthalten. O mein Freund, wieder-

hole es Dir unaufföhrlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaft existirt als ein Kunstwerk. Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöbchen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt, wie ein Papierschnitzel, dann werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes eingehen — dann erst kommt Finsterniß“. Man erkennt schon aus diesen Stichproben, daß die Gatten sich entfremdet waren. Aber die Trennung und die Vereinigung sollten nicht so leicht von Statten gehen, denn romantisch war damals auch die Liebe. Karolinens Tochter Auguste war das Hinderniß. Es heißt, daß sie Schelling's Braut oder so gut als seine Braut war, daß der gemeinschaftliche Schmerz über ihren plötzlichen Tod ihn der Mutter näher brachte und so nah, daß zuletzt die Mutter an die Stelle der Tochter trat, daß seine Liebe zu jener durch seine Liebe zu dieser bedingt war. Nachdem aber die Briefe Karolinens veröffentlicht sind, erscheint die Sache ganz anders. Als Schelling die Mutter kennen lernte, war Auguste dreizehn Jahre alt, und es ist weder anzunehmen noch irgend wie bezeichnet, daß seine erste Neigung diesem Kinde gilt. „Dagegen herrscht zwischen ihm und Karoline sogleich eine gegenseitige, aus den Naturen Weider bewegte und leicht erklärbare Anziehung von steigender Kraft und Wärme; die ältere, welterfahrene, geistig bedeutende Frau bemächtigt sich seiner Empfindungen, ihre Freundschaft thut ihm wohl, ihre hohe Meinung und Einsicht von seinem Geist und Beruf schmeichelt seinem Selbstgefühl, kräftigt und treibt seinen Ehrgeiz, spornt und inspirirt seine Thatkraft. Ihre begeisterte, von ihm gleichsam trunkene Liebe bringt auch in seine Gefühle die Gluth der Erwidernng; sie wollte diesen Mann in ihrem Lebenskreise festhalten, und es war bald ein von Beiden empfundener Wunsch, sich anzugehören und fest verbunden zu sein, ohne sich einer Untreue schuldig zu machen. Warum sollte nicht der so viel jüngere Mann, da er ihr Gatte nicht sein konnte, ihr Sohn werden? Etwas in ihrer Zärtlichkeit für ihn war mütterlicher Art, und wenn auch noch andere Empfindungen damit sich mischten, so lag eben in der Mischung die vielleicht täuschende Unschuld. Der Gedanke, Schelling mit der Tochter zu verheirathen, entsprang gewiß zuerst in der Mutter, die das Spiel der Leidenschaften zu lenken, ihren Wunsch Schelling mitzutheilen, in der Tochter zu wecken und dieser, wie es einem überlegenen mütterlichen Einflusse leicht gelingt, ihre Bewunderung für den Mann einzulößen mußte.“ So urtheilt Runo Fischer. Daß Karoline wirklich Vorstellungen dieser Art in der Tochter genährt haben muß, zeigen deutlich genug die Briefe, die sie ihr im Herbst 1799 nach Dessau schreibt. Die Art ihrer Vertraulichkeit, der Ton der Briefe, der ungehemmte Ausdruck der Empfindungen Karolinens, selbst die äußere Weise des Verkehrs, des Zusammenseins und Zusammenlebens, ist nicht denkbar ohne ein engeres Band, worüber sie im Stillen einverstanden waren, und das damals nur die ernsthaft beabsichtigte Verbindung zwischen Schelling und Auguste Böhmer sein könnte. Warum hätte auch Schelling für die Anmuth dieses aufblühenden Kindes weniger empfänglich sein sollen, als Friedrich Schlegel, als Steffens und Andere, die in ihre Nähe kamen? Daß er sie als die Seinige betrachtet hat, läßt sich aus manchen seiner Aeußerungen erkennen; er mußte ihres Besitzes sicher gewesen sein, sonst hätte er in einem seiner Briefe nach dem Tode Karolinens nicht den schmerzlichen Ausruf thun können: „nun erst hatte ich auch Augusten ganz verloren“. Eine solche Verbindung erklärt Fischer als die natürlichste und beste Lösung problematischer Gemüthsverhältnisse, in die sich Schelling verstrickt sah, er war an dem Faden der Zauberin in das Labyrinth einer Doppelliebe gerathen, aus dem er durch die Hand Augustens befreit wurde. Da kam das dunkle Geschick und ließ die Hand, die er schon ergriffen hatte, plötzlich erstarren! Er war wie vernichtet. Von der Krankheit genesen, lebte er einen einsamen Winter in Jena unter den schwer-

müthigsten Stimmungen, die sich in manchen Stunden bis zur Todessehnsucht verüsterten. Zu der Erschütterung über den Tod, zu dem Schmerz über den Verlust kamen quälende Vorwürfe, daß er nicht sorgfältiger gehandelt, nicht zur rechten Zeit einen anderen Arzt gerufen, dem vorhandenen zu sehr getraut habe. Es kam wohl auch ein Schatten, den das Andenken Augustens warf. „Wie sich die Empfindungen zwischen ihm und der Mutter gestaltet hatten, war am Ende doch gegen die Tochter eine Art Schuld und Unwahrheit entstanden, die jetzt, nachdem jene plötzlich hinweggerafft war, schwer auf seine Seele fiel. Es gab Augenblicke, wo ihm zu Muth war, als ob er sich an dem Mädchen versündigt, als ob im Grunde ein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben worden.“ Aber Karoline findet leicht die Art der Ausgleichung und Lösung, wie bei der unzerstörbaren Seelenverwandtschaft ihr Verhältniß wieder hergestellt und so erneut werden kann, daß selbst die persönliche Wiedervereinigung möglich wird. Der Geliebte sollte der Gatte der Tochter werden; von jetzt an soll er ihr gelten als Sohn, als Bruder ihres Kindes. „Ich scheid nicht von Dir, mein Alles auf Erden“, schreibt sie im Februar 1801, „das Mittel, das die Seele ergreift, um sich der Entweihung des Bundes zu entziehen, stellt Alles her, ihn selbst in seiner ganzen Schöne und die Zärtlichkeit, die ihn unterhält. Ich bin die Deinige, ich liebe, ich achte Dich, ich habe keine Stunde gehabt, wo ich nicht an Dich geglaubt hätte, es sind Umstände gewesen, die Deinen Glauben an mich trübten, es wird nun heller werden. Als Deine Mutter begrüße ich Dich, keine Erinnerung soll uns zerrütten. Du bist nun meines Kindes Bruder, ich gebe Dir diesen heiligen Segen. Es ist fortan ein Verbrechen, wenn wir uns etwas Anderes sein wollten“. „Ich habe Dich schrecklich lieb, unbegreiflich lieb, und nun wird es erst ganz an den Tag kommen. Könnte ich Dir nur meinen Sinn einsflößen, alle Spannung weghauchen, Dich selbst festhalten in Deiner Anmuth, bei Deiner leichteren Stimmung. Gewiß, wenn Du Dich jetzt nicht mehr trauernd an Unmöglichkeiten wendest, so können wir uns noch ein schönes Leben bilden. Nimm unser wunderbares Bündniß, wie es ist, jammere nicht mehr über das, was es nicht sein konnte.“

Unterdessen nahm das ganze Verhältniß Karolinens zu Schlegel einen müden, abgepannten, übersättigten Ausdruck an. Wie sie gemeinschaftlich das neue Jahrhundert begrüßen, schildert Karoline dem Freunde Schelling lachend mit einer Vergleichenng, die keine fortbauernde Gemeinschaft bedeutet. „Der Schlag Zwölf überraschte uns, ich wollte Schlegel noch wecken, ehe es ausgeschlagen, denn es war mir, als könnten üble Folgen daraus entstehen, wenn einer dabei nicht wachte, gleichsam als ob er das Zusammenklingen seiner Sterne verschleife, — also lief ich hinauf, er hatte den Schlag gehört, sich zusammengerafft und zu uns hinuntergehen wollen, also begegneten wir uns, wie die beiden Jahrhunderte, auf der Treppe.“ Das Eine kommt, das Andere geht, und die Sterne der beiden Gatten klangen nicht mehr zusammen, bemerkt Runo Fischer. „Karoline hatte den Kreis der Selbsttäuschungen durchlaufen; sie meinte die Liebe zu Schelling und die Ehe mit Schlegel gut vereinigen zu können, sie jene mütterlich, diese freundschaftlich halten und träumte sich wirklich einige Zeit hindurch sicher in dieser Doppelpfindung. Je freundschaftlicher sie an Schlegel schreiben konnte mit warmer, in der That ungehenselter Theilnahme, um so unschuldiger nahm sie selbst ihr Verhältniß zu Schelling, und je intimer dieses Verhältniß sich gestaltete, um so lebhafter suchte sie in den freundschaftlichen Gefühlen für Schlegel das ausgleichende Gegengewicht. Die innere Unwahrheit, die in der Sache lag, machte den Zustand unerträglich. Jetzt ergriff sie die Scheidung wie ein zugleich unseliges und befreiendes Schicksal. Ihre erste Stimmung war, sich nie wieder zu verheirathen. Sie gehört zu jenen „problematischen Naturen“, wie Goethe sie nannte, in denen Natur, darum auch Leidenschaft und

Schicksal mächtiger sind als der Wille mit seinen Absichten und Vorsätzen, die deshalb beim besten Willen nicht bestimmen können, wie sie morgen empfinden werden. Solche Naturen haben kein Lebensprogramm oder machen es nur, um es zu ändern; ihre Lebensfahrt gleicht einer Phantasiereise, die auch kein Programm duldet. Wer will bei solcher Gemüthsart vorherfragen, wo es ihm in der unbekanntten Welt, in die er geht, am besten gefallen wird? Und so begreift sich auch, wie in allen ihren Lebenswandlungen und trotz allen ungewollten Schicksalen diese problematischen Charaktere dennoch das Gefühl haben, sich selbst treu geblieben zu sein."

Die weiteren Schicksale der romantischen Emancipirten mag man in Runo Fischer's „Schelling“ nachlesen. Dame Lucifer war todt, eine tapfere, ideale GelehrtenGattin hatte sich in Sturm und Drang, in Sünde und Sühne aus ihr entwickelt. Brächtig schreibt Fischer: „Die Empfänglichkeit, welche nur eine Frau besitzt und geben kann, und die für den Aufschwung des männlichen Geistes bewegender und zugleich beruhigender und sicherer ist, als jede Huldigung der Welt: eine Empfänglichkeit, die den Mann nicht bloß in dem, was er leistet und erstrebt, sondern in dem, was er ist vermöge seiner höchsten Naturbestimmung, in seiner eigensten persönlichen Art erfasst und selbst nur möglich ist durch die innigste, persönliche Theilnehmung, durch die Liebe, die auch in der Blendung hell sieht und vielleicht die Schladen erkennt, aber nie das Gold. Wenn eine Frau diesen hellen Blick für eine hochbegabte männliche Natur hat, den Sinn für den Dämon dieses Mannes, wodurch sie unmittelbar weiß, „was Gutes in ihm lebt und glimmt“, so kann sie wie eine Muse auf ihn wirken. Eine solche Wirkung hindert nicht die Ungleichheit des Alters und die Trübung der Schicksale. Und Schelling bei seiner Geistesart bedurfte eine Muse und konnte sie wecken.“ Seine Ehe mit Karoline war und blieb glücklich. Sie begleitete ihn in seine neuen Lebensstellungen nach Würzburg und München. Freilich war Frau Schelling, wie sie Hoven in seiner Autobiographie schilderte, gar nicht geeignet, unter den Professorenfrauen einer kleinen Universität eine kluge und gefällige Rolle zu spielen. „Sie wollte die Rolle einer Dame spielen; wie Schelling der erste Mann auf der Universität sei, so wollte sie die erste Frau sein. Sie wollte eben vornehme Gesellschaften besuchen, sie wollte Gesellschaften bei sich geben und in Beiden als die Frau des ersten Philosophen in Deutschland und in ihrer eigenen Person als eine der geistreichsten, gebildetsten und gelehrtesten Frauen glänzen“ u. s. f. In den Briefen an ihre Freundin Charlotte von Schiller in Jena hat Henriette von Hoven das Bild dieser ihrer „tugendhaften Hausprinzessin“, dieser „Dame Lucifer“, wie sie dieselbe vor sich sah, in ihrem eitlen, koketten, puzsüchtigen, anmaßenden, rücksichtslosen, bei aller Welt, namentlich bei allen Frauen verhassten Gebahren in den ergiebigsten Worten gemalt. Sogar die Eltern Schelling's, seit früher Jugend ihr wohlgesinnt, hätten ihr gleich die Befürchtung ausgesprochen, daß „dieser böse Dämon“ ihren Frieden stören würde. Das Bild ist nicht gerecht, aber auch nicht unrichtig; es ist der Revers der Medaille, bemerkt dazu Runo Fischer. Aber was sie ihrem Gatten und was er ihr war, findet man in ihren Briefen. Während Schelling in München seine neuen Verhältnisse zu gründen sucht (Frühjahr 1806), schreibt sie ihm in den Wochen der Trennung die feurigsten und zärtlichsten Briefe, jeder Ausdruck leuchtet von Sehnsucht und Hingebung. „Lebe wohl“, endet der erste dieser Briefe, „lebe wohl, mein Herz, meine Seele, mein Geist, ja auch mein Wille. Ich habe Dein Bild zu mir genommen und spreche mit ihm.“ Und einige Tage später: „Du liebster Freund, wenn ich nur erst weiß, daß es Dir gut geht, so will ich auch einsam fröhlich essen, trinken und schlafen. Das Alceinessen ist das Schlimmste für mich. Es wäre thöricht, wenn ich Dir erzählen wollte, wie ich Dich in Gedanken liebe, Du weißt es wohl.“

Mitten in der leichtesten Blauderei, welche die Neuigkeiten des Tages durchläuft, brechen Worte flammender Sehnsucht hervor: „O Du süßes, liebes Herz! Wann werde ich doch die Andacht zum Herzen meines Herrn wieder halten! Hast Du aber wohl gehofft, daß ich es so ertrüge?“ Sie hat die bezaubernde Gabe, auch die allgewöhnlichsten Dinge so anmuthig zu sagen, daß sie wie poetisch erscheinen. Es ist die Rede von ihrer künftigen Hauswirthschaft in München: „Das wünsche ich sehr, daß wir uns vor's Erste speisen lassen und ich die Art der Sorglosigkeit üben kann, die man auf der Reise hat. Wo kriegtest Du denn auch eine Küche her? Oder hast Du etwas dergleichen, wo man Feuer zu Wasser machen kann?“ Im letzten Briefe vor ihrer Abreise wird auch der Ort besprochen, wo sie das erste Wiedersehen feiern wollen: „Du kommst mir auf jeden Fall nur so weit entgegen, wie der König der Königin — bis Dachau.“ Ist es nicht, als ob unter der leichten Berührung ihrer Feder sich die gewöhnlichsten Dinge in Gedichte verwandeln wollten?

Aber da trat jäh der Tod dazwischen und endete nach sechsjähriger Ehe (1809) das Leben der merkwürdigen, genialen Frau. Wir können nicht besser von ihr Abschied nehmen, als wieder mit Runo Fischer's Worten. „Sie hätte auf dem öffentlichen Felde der Literatur sich Ruhm erwerben können, wenn sie gewollt hätte, und es ist in der Beurtheilung dieser Frau nicht hoch genug anzuschlagen, daß sie, mit allen Talenten dazu ausgerüstet, den Namen und Glanz einer Schriftstellerin vermieden und nie ein Gelüste darnach empfunden hat. Heute ist ihr ungesucht und ungewollt diese Bedeutung zugefallen, denn die Welt wird Karoline Schelling und ihre Briefe nicht wieder vergessen. So lange sie lebte, suchte sie das Glück echt weiblicher Lebensbefriedigung mit einem Seelenbedürfnis, einer Geistesempfänglichkeit, einer Erregung und einem Aufschwunge aller Gemüthskräfte, daß sie Täuschungen erfahren mußte und durch Irrungen hindurchging. Zuletzt ist ihr das Meisterstück da gelungen, wo sie es allein erstrebt hat, wo es am schwersten und seltensten ist: im Leben selbst, sie hat im Kampfe mit dem Schicksal, der nie ohne Schuld ausgeht, den Sieg und nach dem Worte des Dichters die echteste aller Frauentronen davongetragen: „Das Allerhöchste, was das Leben schmückt, wenn sich ein Herz entzündend und entzückt, dem Herzen schenkt im süßen Selbstvergessen!“

Literatur und Kunst.

Die französische Malerei auf der Pariser Weltausstellung.

Von A. Brunnemann (Paris).

Den enttäuschten Besuchern der Pariser Weltausstellung, dieses zu früh geborenen Kindes, wird, sofern sie Kunstfreunde sind, seit einigen Tagen ganz Hervorragendes geboten. Das Grand Palais, ein Prachtbau, der an Stelle des alten Palais de l'Industrie treten soll, ist eröffnet worden und damit wird ein Einblick in das moderne französische Kunstschaffen erschlossen, wie er zu keiner Zeit umfassender und lehrreicher gewesen ist. Die ganze Entwicklung der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts zeigt sich uns, veranschaulicht durch Meisterwerke aller Kunstströmungen, vor Allem aber durch die Werke kühner Bahnbrecher, deren Schaffen so bedeutsam für die Entwicklung der Malerei überhaupt geworden ist. Die Exposition Centennale greift sie als Marksteine heraus, die Exposition décennale, die ihre Fortsetzung bildet, legt von dem Schaffen der letzten zehn Jahre Rechenschaft ab, um darzuthun, wie sich die

jüngeren Maler die besten Errungenschaften ihrer großen Führer zu Nutzen machten.

Es gilt nun, in dem riesengroßen, durch zahlreiche majestätische Treppenaufgänge mit Kuppelwölbungen unterbrochenen Bau, dem die Baustyle Louis XIV. und Louis XV. zu Grunde liegen, nach Elitewerken zu suchen, die wir Anfangs in den weiten Paradesälen, erfüllt von derber Kost für das große Publicum bestimmt, kaum bemerken. Trotzdem man eine sehr vorsichtige Auswahl getroffen hat, sind die Hauptsäle doch gefüllt mit Riesengemälden, die auf den groben äußeren Effect hinauszahlen, ein unwillkürlicher Beitrag zur Charakteristik des französischen Volkes, das einerseits an marktschreierischen Dingen mit der naiven Art eines barbarischen Volksstammes Gefallen findet, andererseits das bis zur Raffinirtheit gesteigerte Kunstempfinden eines sehr alten Culturstaates an den Tag legt. Eine französische Gemäldeausstellung ohne ein paar „grandes machines“ politischer Natur — Jar Nikolaus II. bildet hier selbstverständlich den Mittelpunkt des Interesses — ist nicht denkbar, ferner muß der schau- und spectakelsüchtigen Menge noch immer jenes Gemisch von Wollust, Blut und Greuel aufgetischt werden, das zur Zeit, da bei uns das Düsseldorfser Genre blühte, Triumphe feierte. Die Vorliebe hierfür ist wohl ein barbarisch-keltisches Element des französischen Charakters zu suchen. Nach dieser Richtung hin leistet Rohegrosse das Beste, dessen anspruchsvolle, auf den Effect componirte Bilder doch von einem tüchtigen Können Zeugniß ablegen.

Vornehm abgefordert, in kleineren Seitensälen verteilt, finden sich jene trefflichen Werke, die in ihrer einheitlichen Gruppierung — ganz seltene Schöpfungen wurden von Privatgalerien zur Verfügung gestellt — ein vollständiges Bild der heutigen französischen Malerei geben.

Es ist mit Einschluß der großen Vorläufer, der kraftvollen Männer von Barbizon, deren Werke wir als zu bekannt übergehen, eine sehnsüchtige Wanderung der freien Luft und Sonne entgegen. Doch kaum ist das Ziel erreicht, so setzt das übercivilisirte französische Künstler temperament ein und beginnt an der Hand einer tollkühnen Technik ein Brillantfeuerwerk zitternder Strahlen zu entfalten und statt der Wahrheit eine Welt trügerischen Scheins hervorzuzaubern. Es ist die Kunst der Ueberreife und Ueberkultur, die all' das Undefinirbare wiederzugeben sucht, was krankhaft überreizte, für alle Nuancen stark empfindliche Nerven erregt. Die Stärke der jüngeren Meister ist im Impressionismus zu suchen. Courbet wird durch das berühmte Bild, „bonjour Monsieur Courbet“ (Museum von Montpellier), ferner durch la Sieste, la Vague und les Cribleuses de blé vertreten; das Studium seines herben, grobkörnigen Realismus ist lehrreich, doch fesselt es nicht lange neben dem Zauber der impressionistischen Kunst. Auch Manet's berühmtes „déjeuner sur l'herbe“, sowie seine Balconszenen gefallen zwar durch ihre rücksichtslos ehrliche Wahrheit, wir fühlen uns jedoch mehr von ihm angezogen, da, wo er die allzukräftigen harten Conture, die kalten, freidigen Töne meidet und, seine Malweise unendlich verfeinernd, nichts Körperliches, sondern nur Eindrücke der Körper unter dem Spiel von Luft und Sonne zu geben sucht. Trefflich ist in dieser Hinsicht das Porträt einer Dame, an einer Staffelei sitzend, ferner eine nachlässig hinschreitende Männergestalt.

Ihm reihen sich an einige naturalistisch behandelte Bilder der Plainairisten Bastien-Lepage, Roll und l'Hermitte und dann thut sich die Wunderwelt der Impressionisten auf. Da ist das große Trio, Claude Monet, Pissarro und Sisley, Dichter der lachenden französischen Landschaft, der maigrünen Laubwälder, der sonnenüberflutheten Wiesen, der etwas monotonen Dörflein an blauen Flüssen, der leichten Zephyrwolken, oder der alles Leben dämpfenden Mittagsgluth, wo der große Pan schläft und nur das reine Sonnenlicht glitzert und flimmert. An ihrer

Hand stürmt der leidenschaftlich empfindende Mensch nicht mehr hinaus in die Natur, um mit elementaren Gewalten zu ringen, ein verfeinerter, allen wilden Kontrasten feindlicher Kultur Mensch fin de siècle legt sich mit offenen Augen träumend ins grüne Gras und läßt die flüchtigen Eindrücke eines goldigen Sonnentages über sich hinhuschen.

Die Impressionisten zerlegen die Farben in ihre Componenten und setzen sie dergestalt an einander, daß sie, aus einiger Entfernung gesehen, in ein bewegtes Ganze zusammenfließen und so die Illusion der über die Gegenstände hinstanzenden lichtdurchflutheten Luft hervorgerufen wird. Die Conture zerfließen; nichts Körperliches mehr, kein Bild, ein Momenteindruck! Niemand hat, wie Claude Monet verstanden, Wiesengrün, sonnige Luft, blauen Himmel und leicht hingegelnde Wolkenflocken zu malen, um die duftige Stimmung eines sonnigen Lentzages festzuhalten.

Degas, Renoir und Raffaëli verlassen die weiten Gefilde und wenden sich dem Pariser Treiben zu. Ersterer wählt sich Tänzerinnen zum Modell, die ihm beim Licht der Rampen die schwierigsten zeichnerischen und coloristischen Aufgaben stellen; eine jede weiß er durchaus individuell bei Ausübung des gleichen Berufs zu verkörpern. Degas ist Meister in der Darstellung weiblicher Grazie und der „carnation civilisée“, um mit Huyssmans zu reden.

Feurige Gluth des Colorits, weiche, abgerundete Formen, warme Sinnlichkeit zeigen die Frauenbilder Renoirs. Wie der große englische Landschaftsmaler Turner hat er sich an glühendem Lichte sattgetrunken und läßt es nun leuchtend aus seinen Bildern hervorströmen. — Aus den fahlgrauen Uebergangsstimmungen der Bannmeile von Paris, die weder Land noch Stadt ist, schöpft Raffaëli eine Fülle lebenswahrer und in ihrer Wahrheit berebter Gestalten. Studien auf dem gleichen noch wenig bebauten Boden machen René, Billotte und Binet.

Wir haben uns darauf beschränkt, aus der Exposition Centennale die festen Grundpfeiler herauszugreifen, auf denen das zeitgenössische französische Kunstschaffen rüstig weiter baut.

Die französische Kunst der letzten zehn Jahre gipfelt im Studium von Licht- und Farbenproblemen, ein paar ältere Meister ausgenommen, die veraltete Kunstübungen fortsetzen: Bonnat mit glatter wenig eigenartiger Malweise, die seine tüchtigen Porträts berühmter Persönlichkeiten etwas beeinträchtigt; Roybet mit Szenen in der fleischstrogenden niederländischen Manier, Bouguereau und Cabanel mit weichen Acten von einem porzellanigen Incarnat.

Wie die jüngeren Schriftsteller liegen die jüngeren Künstler fast alle im Banne des Pariserthums. Fabelhaftes zeichnerisches Können, große Treffsicherheit werden aufgeboten um den Chic, die Grazie der Pariserin darzustellen. Nicht das Weib an sich fesselt sie, sondern nur jenes geschmeidige, nervöse Geschöpf, das weder schön noch edel erscheint, aber durch die ausgesuchte Eleganz seiner Kleidung, die verführerische Grazie seiner Bewegungen immer interessant und reizvoll ist. Das ist das Frauenideal, das die Phantasie der Franzosen beschäftigt, das ihnen, eine moderne Soconde, ewig neue Räthsel zu lösen giebt und es versteht, durch tausend undefinirbare Reize den Mann an sich zu ziehen. Einen wunderbaren Zauber weiß der farbenprächtige Besnard der weiblichen Gestalt zu verleihen — hier keine streng gegebenen Formen, keine klaren Farben mehr, sondern ein berückendes Spiel von Linien und Farben, ein Schillern des Lichtes auf zarten seidnenen Gewändern, die ihre Reflexe wieder auf die nervösen, schlangenhaft geschmeidigen Glieder, auf das picante Antlitz werfen. Besnard weiß eine bestridende Impression der Pariser Weltbame zu geben, ein Ensemble von tausendlei verführerischen Einzelheiten, das jedoch jeder Analyse spottet. Bemerkenswerth ist das Porträt der Schauspielerin Réjane und einer Dame im rosa Seidenkleid.

Die anmuthige Grazie der Weltbame beschäftigt ferner

Humbert, der im diesjährigen Salon den ersten Preis erhalten hat. Uns scheint das Porträt des Schriftstellers Jules Lemaitre seine zahlreichen Frauenporträts an Schärfe der Charakteristik und sprechender Lebendigkeit weit zu überreffen. Der von den Engländern beeinflusste, feinsinnige Schöpfer weiblicher Anmuth, Aman-Jean, opfert die holde Lieblichkeit, die er früher seinen Mädchenbildern zu verleihen wußte, mehr und mehr dem Chic. Von seiner wirklich fein durchgeistigten Malweise thut er einen Schritt in's Banale. Die ganze seelenvolle Innigkeit der Quattrocentisten weiß dagegen Bontet de Monvet in seine Frauenporträts zu legen.

Meister zweiten und dritten Ranges tischen uns mit großem Geschick das auf den Sinnenreiz Hinauszielende auf; ihren Bildern entströmt eine entnervende Dekadenz-Atmosphäre. Noch an den würzigen Frühlingsodem deutscher Erde gewöhnt, noch der aufsteigenden Sonne zujubelnd, will uns die schwüle Treibhausluft des Pariserthums, in die sich bereits die mannigfachen Uebergangstöne des Weltens mischen, nur wenig zusagen. Wir werden überrascht, aber nicht dauernd gefesselt oder erquickt. Ein verblüffendes technisches Können wird an herzlich unbedeutende Dinge verschwendet; statt auf freie Gaben einer freudig schaffenden Phantasie stoßen wir auf mühsam Zusammengeklügeltes. Béraud meint den Zeitgeist zu treffen, indem er Christus auf dem Montmartre für theatralisch posierende Arbeiter sterben läßt, oder uns eine Ehebrecherin in modernem Gewande zeigt, die sich mitten in einem Salon voll befrachter Herren zu Füßen des Heilands niederwirft. Dagnan-Bouveret giebt mit seinem „Abendmahl“ eine Scene, in der er die Bühneneffekte der Gralenthüllung geschickt verwertet und Christus in einem phosphoreszierenden Lichte darstellt, das von dem Kelch in seiner Hand ausgeht. Es steckt weder Seele noch Kraft in diesem anspruchsvollen Bild; betrachtet man daneben seine frischen, köstlichen Typen aus der Bretagne, so kann man nur bedauern, daß der tüchtige Künstler den fräftigen Nährboden seiner engeren Heimath verlassen hat.

Das Symbolistenthum, das trotz der Nähe Englands und Belgiens wenig Boden in Frankreich gewonnen hat, vertritt recht eigentlich nur Gustave Moreau. Die Ausstellung zeigt seine selten gesehene „Salomé“, keine gewöhnliche Scene orientalischer Pracht mit einer Fülle von sorgsam gemalten glitzernden Kleinodien, sondern eine Beseelung all' dieser Pracht, so daß sie zugleich mit der Gestalt der schönen Tänzerin eine schwüle Sinnlichkeit und etwas Mystisch Geheimnisvolles aushaucht. Das Bild findet seine Parallele in der Lyrik Jungfrankreichs in Henri de Regnier's fränkhafter, mit Symbolen überladener und doch so berausender Poesie. Die übrigen Bilder Moreau's zeigen, abgesehen von der Virtuosität, mit der ihr äußerer Dekor behandelt ist, eine große innere Leere. Den Ton der Symbolisten und Quattrocentisten versucht der Pointillist Henri Martin zu treffen in den großen Gemälden: Sérénité, l'Apparition de Clémence Isaure aux Troubadours und la Chimère. Er hat seine lustige Technik von Bild zu Bild vervollkommenet und versteht den Eindruck des plötzlich Erscheinenden, sich Verflüchtigenden hervorzurufen. Auch ihm fehlt es oft an schöpferischer Ursprünglichkeit, und sein Symbolismus ist zum Theil ausgeklügelte Verstandessache. Um dies recht zu beurtheilen, müßte man ihm den Gedankenreichtum Puvis de Chavannes, dieses echten tief innerlichen Gedankenmalers gegenüberstellen. Leider ist er nur mit ein paar Entwürfen zu älteren Werken vertreten, die kaum annähernd einen Begriff von seinem so reichen Schaffen geben. Sie wirken auf der rothen Tapete eines Saales, in dem sich viel marktschreierische Waare breit macht, grau und unansehnlich. Puvis de Chavannes gehört in weite Hallen und in den Rahmen einer großzügigen Architektur. Hier wäre das feindurchgeistigte Porträt von des Meisters Gattin an seinem Plaze gewesen, ein herrliches Werk künstlerischer Reife und Abgeschlossenheit.

Allmählich sind wir wieder aus dem Bannkreis des einseitigen Pariserthums herausgetreten. Der Deutsche kann sich wohl eine Weile von dem Sprühfeuer geistreichender Champagnerlaune hinreißen lassen; er kann die Sinnbethörende Atmosphäre der Pariser Treibhausluft eine Weile athmen; bald aber sehnt er sich nach deutschen Wäldern, deutscher Sonne, nach deutschen Stürmen und Unwettern, wenn es sein muß, auch nach deutscher Plumpheit; vor allem aber nach deutschem Gemüth. Können ihm wohl solche Dämmerungsnaturen wie Carrière zusagen? Wir meinen es immerhin, denn trotz alles Krankhaften, was Carrière's Kunst enthält, trotz seines manierirten Vorgehens, Gestalten fast mit gänzlicher Unterdrückung der Conture wie Geistererscheinungen aus graubraunem Nebel auftauchen zu lassen, weiß er die Seele zu fesseln. Alles Materielle bannend, macht er den état d'âme zur Hauptsache; seine Gestalten sind nur Symbole, Träger einer Empfindung, eines Gedankens. Er weiß uns die tiefsten menschlichen Empfindungen: Mutterliebe, Trennungsschmerz, Mitleid unter Lösung von allem Nebensächlichen, Zerstreuten mit ausdrucksvoller Wahrheit nahe zu bringen. Ganz hervorragend ist die Wiedergabe des Zuschauerraums in einem Volkstheater, die den Eindruck der Darstellung auf die verschiedenen Zuhörer mit den einfachsten Mitteln in überraschend treuer Weise veranschaulicht; tiefe Verinnerlichung und Beseelung zeigen die Porträts: Großmutter und Enkelin, Vater und Töchterchen.

Die jüngste französische Kunst weist nur selten die großen Eigenschaften der kühnen, energischen Bahnbrecher auf. Bewunderungswerth ist die manuelle Geschicklichkeit, die Grazie der Composition, der Geschmack in der Farbenzusammenstellung. Geistlosigkeit bezüglich des tieferen Inhalts aber und ein ungesunder Fäulnißgeruch sind ein kaum trügendes Zeichen, daß sie die innerliche Zusammengehörigkeit mit Kultur, Volk und Sitten ihrer engeren Heimath verloren haben, und in dem schwülen Treibhaus Paris auf Kosten ihres besten Lebensmarkes zu seltsamen Pflanzen heranwachsen, denen ein frühes Welken bevorsteht.

Dennoch macht sich bei einer Reihe von jüngeren Künstlern wieder das Durchbrechen des Inhalts durch die Form bemerkbar. Der Landschaftler Pointelin (früher seltsamer Weise Professor der Mathematik), versteht als Meister in der Beschränkung mit wenigen, festen Zügen eine stimmungsvolle, schlicht und ehrlich empfundene Landschaft zu geben. Das berückende Spiel der Impressionisten meidend, schildert er jene Lage, wo wir statt zitternder Sonnenwellen, stille, große Linien und ruhige ernste Farben sehen. Die Figurenmaler Lucien, Simon, Charles Cottet und René Ménard gehen zumeist wieder auf die hehre Einfachheit von Millet's Volksmalerei zurück. Der Kennenswertheste, Cottet, malt Typen aus der Bretagne und schildert mit herbem Ernst die frommen, tüchtigen Fischer und Bauern aus der Gegend des Cap Finistère. Sein Triptychon: „Das Abschiedsmahl der Islandfischer“ ist ein Meisterwerk von Ehrlichkeit und menschlich ergreifender Wahrheit. Mit diesen Meistern scheint sich die französische Malerei wieder gesundem, sicherem Boden zuzuwenden, dem Nährboden der heimathlichen Natur.

Tolstoi's Stellung zur Kunst.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Tolstoi's „Auferstehung“ hat in einem einzigen Jahre eine Verbreitung gefunden, wie kein anderes, gleich ernstes Werk vorher; in Deutschland allein sind ein Duzend Uebersetzungen erschienen, und Deutschland steht in der Werthung

des russischen Dichters hinter England und Amerika noch zurück. Ein Stück dieses Erfolges ist dem „Zeitalter des Verkehrs“ zuzuschreiben, der in der ganzen Welt wachsenden Zahl der lesenden und Bücher kaufenden Menschen; ein zweites großes Stück des Erfolges kommt dem Umstande auf Rechnung, daß Tolstoi die geschäftliche Ausnutzung seiner Werke Jedermann frei giebt, daß also die Reclam, Gendel, Kürschner u. seine Bücher billig auf den Markt werfen können; aber in der Hauptsache rührt der Erfolg doch daher, daß man Tolstoi jetzt in der ganzen lesenden Welt kennt, daß man von vornherein etwas Wertwürdiges, Fesselndes, Anregendes von ihm erwartet.

Kennt man Tolstoi? Die ihn wirklich kennen, ärgern sich oft über die Halbkenner, die den eigenartigen Mann mit rasken Worten abthun. Sie haben in der Regel die „Kreuzersonate“ gelesen und dieses schwächste Werk Tolstoi's vielleicht noch falsch verstanden; sie haben auch noch einen Roman von ihm gelesen, „Anna Karenina“, oder jetzt die „Auferstehung“, und sind zum Wesen Tolstoi's noch nicht hindurch gedrungen. Sie tractiren ihn immer als Dichter und Künstler und messen ihn an ihren Kunsttheorien; er aber erkennt diese Theorien nicht an und will kein Künstler sein, kein Schönheitschaffer, kein Befriediger ästhetischer Gelüste, noch weniger natürlich ein Plauderer und Zeitvertreiber. Er will vielmehr als ein Wahrheitsfucher zu anderen nach Wahrheit lechzenden Menschen sprechen, als Bruder zu Brüdern, und wenn er, der Prediger, Romane und Novellen schreibt, so gehört er so wenig unter die Kategorie der Dichter, wie der Urheber der Gleichnisse im Neuen Testament oder wie der Verfasser des Buches Hiob. Sie sind nicht Poeten, sondern Propheten, die gelegentlich in den Formen reden, die sonst den Dichtern geläufig sind. Ob nicht Tolstoi wenigstens in jüngeren Jahren mehr Poet als Prophet gewesen sei, diese Frage bleibe hier unerörtert; ich finde in allen seinen Werken den Moralisten als den eigentlichen Verfasser oder Helden. Und es sei bemerkt, daß Tolstoi schon als Student in Kasan über die größten Dichtungen seines Volkes spottete, weil sie in Versen, d. h. in einer unwahren Sprache, geschrieben seien, daß ihn bald nachher in einem Petersburger Schriftstellerkreise nichts so sehr von seinen Genossen unterschied, als daß jene die Aesthetik über die Ethik, das Schöne über das Wahre stellten. Und wieder einige Jahre später, im October 1860, schreibt er an den Dyrker Fjet:

„Der Wunsch, die Wahrheit zu kennen und zu sprechen, das ist das Einzige, was mir aus der moralischen Welt geblieben ist. Höher kann ich mich nicht hinauf schwingen, und dieses Eine werde ich thun, nur nicht in den Formen eurer Kunst. Die Kunst ist Lüge, und ich kann die schöne Lüge nicht mehr lieben.“

Doch sehen wir zu, wie der heutige Tolstoi, der Schöpfer der „Auferstehung“, über die Kunst denkt. Schon 1882 fing er an, sich mit der modernen Kunst und ihren Theorien mit der Feder in der Hand auszusprechen, aber erst 1897 wurden einige größere Aufsätze („Was ist Kunst?“ Deutsch von Dr. Alexis Markow. — „Gegen die moderne Kunst.“ Deutsch von Wilhelm Thal) fertig, wozu dann und wann kleinere Aufsätze, z. B. über Wagner und Ibsen, kamen und kommen, die in russischen oder französischen oder englischen Zeitschriften erscheinen. Uns liegen leider nur ziemlich mangelhafte Uebersetzungen vor, aber was Tolstoi denkt und will, wird doch auch aus ihnen klar.

Gründlicher Grübler, wie er ist, fragt er zuerst: was ist Kunst? Und er prüft alle bisher gemachten Antworten, um zu einer Definition zu gelangen, die wir auch bei anderen Zeitgenossen finden. Die Kunst ist eine Sprache, ein Mittel der Mittheilung, eine Steigerung und Ergänzung der alltäglichen Ausdrucksformen, eine Sprache namentlich für Gefühle und Stimmungen. So sagt Tolstoi:

„In sich das einmal empfundene Gefühl wieder hervor-

rufen und, nachdem man es in sich hervorgerufen hat, es mit Hülfe von Bewegungen, Linien, Farben, Tönen oder in Worten so wiedergeben, daß andere dasselbe Gefühl erfahren — darin besteht die Thätigkeit der Kunst. Die Kunst ist ein Thätigkeit des Menschen, die darin besteht, daß er durch gewisse äußere Zeichen den Anderen bewußt die von ihm erfahrenen Gefühle mittheilt, wobei die anderen Menschen von diesen Gefühlen angesteckt werden und sie ebenfalls empfinden.“ Wenn man nun von Haus aus Ethiker ist, so gelangt man von solcher Definition leicht zu der Folgerung, daß die Kunst ethischen Charakters sein müsse. Jedes Mittheilen von Gefühlen ist eine Art Einigung; derjenige wird also der größte Künstler sein, der die meisten Menschen in gleichen Gefühlen einigt. Der Beruf des Künstlers ist also ein socialer, er dient der Verbrüderung der Menschen; er wird deshalb solche Gefühle und Stimmungen in sich nähren und in Andern erwecken müssen, die dem Ideal einer völligen Einigung der Menschen förderlich sind. Sein Amt ist: religiöse Gefühle zu verbreiten, christliche Zustände vorzubereiten.

Ob dieses Raisonement richtig ist, sei hier nicht erörtert; wir sagten vorsichtig: der Ethiker gelange zu solcher Aesthetik. Es ist nicht die Kunstauffassung, wie sie Goethe und Schiller hatten.

Tolstoi wirft von diesem Standpunkte einen Blick auf die Kunstgeschichte: bis zur Renaissance war die Kunst echt und religiös, aber seitdem hatten die Classen, die Kunst schaffen und aufnehmen, im Herzen die Religion nicht mehr, die officiell heute noch gilt, die dem Volke erhalten werden soll; eine gründliche Corruption der Kunst mußte die Folge dieser religiösen Unaufrichtigkeit sein. Heute haben wir eine Kunst, die des Geldes wegen hervorgebracht wird und zum Zeitvertreibe eines sehr kleinen und nicht sehr nützlichen Theiles der Bevölkerung dient. Sie ist schon deshalb böse, weil sie die Sklaverei der Massen, die Capitalsklaverei, zur Voraussetzung hat. Welche ungeheure Arbeit erfordert z. B., wenn man's recht bedenkt, die Aufführung einer neuen Oper und wie wenige Menschen haben in der Regel davon einen Genuß! Ebenso steht die Arbeit, die die Herstellung eines Gebichtbuches macht, gewöhnlich in einem recht schlechten Verhältniß zu den angenehmen und guten Gefühlen, die es hervorbringt. „Man befreie die Sklaven des Capitals, und es wird ebenso unmöglich sein, eine solche Kunst hervorzubringen, als es heute unmöglich ist, dieselben Sklaven an ihr theilnehmen zu lassen... Früher schrieben die Poeten auf lateinisch, doch jetzt sind die künstlerischen Erzeugnisse ebenso unverständlich für den gemeinen Mann, als wären sie in Sanscrit geschrieben.“

Wir haben nur eine Kunst der höheren Classen, die auf den Zeitvertreib und die Nervenerregung blasierter Leute bedacht ist. Daher rührt auch ihre erschreckende Stoffarmuth, ihr Mangel an Inspirationsquellen. Sie kennt eigentlich nur drei Gefühle: die Eitelkeit, die sinnliche Liebe und den Weltschmerz.

„Zuerst sehen wir in der neuen Kunst das Gefühl der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Verachtung der Andern vorherrschen. In der Epoche der Renaissance und noch lange nachher ist der Hauptgegenstand der Kunstwerke das Lob der Mächtigen... Später begann das Element des sexuellen Verlangens in die Kunst mehr und mehr einzubringen; es ist seitdem mit sehr wenigen Ausnahmen in allen künstlerischen Producten der reichen Classen und im besonderen in den Romanen ein Hauptelement geworden. Von Boccaccio bis Marcel Prévost drücken alle Romane, Gedichte und Erzählungen das Gefühl der sinnlichen Liebe und ihrer verschiedenen Formen aus. Der Ehebruch ist das Lieblingssthema, um nicht zu sagen: das einzige Thema der Romane. Eine theatralische Vorstellung hat zur unerläßlichen Bedingung, daß unter irgend einem Vorwande Frauen mit nackter Büste und nackten Gliedern auf der Bühne erscheinen. Die Opern und die

Lieder, Alles ist der Idealisierung der Leppigkeit und Wollust geweiht. Die große Mehrzahl der Bilder der französischen Maler stellen die weibliche Nacktheit dar. — Das dritte der großen Gefühle, das die Kunst der Reichen ausdrückt, das der allgemeinen Unzufriedenheit, hat seine volle Bedeutung erst zu Anfang unseres Jahrhunderts bekommen, es hat seine stärksten Vertreter in Lord Byron und Leopardi und dann in Heine gefunden.“

Obwohl die modernste Kunst so arm an Stoff und Aufgabe ist, muß sie aus verschiedenen Gründen immer neue Werke auf den Markt bringen: weil die Zahlungsfähigen sich langweilen, weil Tausende aus der Kunst einen Gelderwerb machen, was sie nicht sein sollte, u. s. w. Sie kommt auf die absonderlichsten Mittel, scheinbar Neues zu produciren. Schließlich ist sogar die Unklarheit und Unverständlichkeit ein Ideal geworden, bei Malern wie Poeten und Musikern, ja es giebt sogar schon Romane, wo man nicht entdecken kann, was passiert, wem oder wo etwas passiert. (Vgl. „Terre promise“ von E. Morel). Die üblichste Methode, falsche Kunst auf den Markt zu bringen, ist freilich noch die Nachahmung alter poetischer Sujets, das Reproduciren dessen, was conventionell für poetisch gilt. Es sind das z. B. junge Mädchen mit wallenden Haaren, Krieger, Hirten, Eremiten, Engel, Feen, Nachtigallen, Mondschein u. dgl. Wagner z. B. häuft solche falsche Mittel gewaltig an, um Effecte zu erreichen.

Doch was ist nun nach Tolstoi wahre Kunst? Wir hörten schon: die religiöse; aber woher sollen wir denn heute Religion nehmen? Gewiß haben einzelne Kreise auch heute die eine oder andere Religion, aber Tolstoi verlangt doch eine Kunst, die große Massen, am liebsten die ganze Menschheit einigt. Nun antwortet uns Tolstoi zu unserer Ueberzeugung: Wir haben heute eine allgemeine Religion, so gut wie sie das Mittelalter hatte. Wäre Tolstoi ein Deutscher, so würde er fortfahren: diese Religion ist das edle Verlangen, was der Socialdemokratie, den anderen Formen des Socialismus und hundert sonstigen Reformbestrebungen zu Grunde liegt. Diese Gegenwarts- und Zukunftsreligion ist die entstehende Verbrüderung der Menschen. Und sie ist keine andere als die alte, echte christliche Religion, die bisher von den Kirchen verdunkelt und verdorben wurde. Alle gute Kunst muß deshalb eine christliche sein, christlich in dem angegebenen Sinne.

„Die christliche Kunst ist diejenige, die alle Menschen ohne Ausnahme vereinigt. Dieses Ziel kann sie auf zweierlei Weise erreichen: indem sie bei allen Menschen das Bewußtsein ihrer Verwandtschaft mit Gott und mit einander wachruft, oder indem sie bei allen Menschen ein und dasselbe noch so einfache Gefühl wachruft, das sich auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken kann. . . Die erste dieser beiden Formen ist die der religiösen Kunst in der engeren Bedeutung des Wortes, die zweite die der Universalkunst. . . Die höhere religiöse Kunst ist die, die direct und unmittelbar Gefühle ausdrückt, die der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten entspringen; die untergeordnete religiöse Kunst ist die, die Gefühle der Unzufriedenheit, der Enttäuschung, der Verachtung gegen Alles ausdrückt, was der Liebe zu Gott und dem Nächsten zuwiderläuft.“

Deutlicher wird uns Tolstoi dadurch, daß er uns einige bekannte Kunstwerke angiebt, die seinen Forderungen entsprechen. Zuerst nennt er Victor Hugo mit seinen „Elenden“ und „Armen Leuten“, dann Charles Dickens („Weihnachtslocken“, „Zwei Städte“ und vieles Andere), George Elliot (Adam Bede), Frau Beecher Stowe (Onkel Tom's Hütte), Dostojewski (Todtenhaus). Das sind moderne religiöse Kunstwerke. Als Beispiele der Universalkunst können etwa Christi Gleichnisse oder aus dem Alten Testament etwa die Geschichte Joseph's genannt werden.

Und nun entwirft Tolstoi ein Bild von der zukünftigen, echt christlichen Kunst.

„Die Zukunftskunst wird von allen Menschen ausgeübt werden, die den Wunsch danach empfinden werden, und diese werden sich nur in dem Augenblicke damit beschäftigen, da sie das Verlangen danach verspüren werden. . . Der Künstler der Zukunft wird das gewöhnliche Leben des Menschen leben, indem er sich mit irgend einem Handwerk sein Brod verdient. So wird er vorbereitet, den Ernst des Lebens kennen zu lernen, und wird sich bemühen, einer möglichst großen Zahl von Menschen die Früchte der höheren Gabe zu übermitteln, die die Natur ihm geschenkt hat; diese Uebermittlung wird seine Freude und sein Lohn sein. So lange man die Händler nicht aus dem Tempel gejagt hat, so lange wird der Tempel der Kunst kein Tempel sein.“

Gegenstand dieser zukünftigen Kunst ist nach allem Vorangehenden das Leben der schlichten arbeitenden Menschen, beleuchtet von dem Lichte christlicher Gottes- und Menschenliebe; es ist ja auch schon angedeutet, daß dem geringen Stoffverlust bei Aufgabe der Luxuskunst die Erschließung ungeheurer Gebiete gegenübersteht.

„In unserer gegenwärtigen Kunst betrachtet man nur die besonderen Gefühle einer Classe von Menschen in einer bestimmten Ausnahmestellung würdig, durch die Kunst ausgedrückt zu werden, und zwar wünscht man, daß sie in höchst raffinirter Art zum Ausdruck gelangen, die den meisten Menschen unzugänglich ist. Man hält das ganze ungeheure Gebiet der Volkskunst für unwürdig; die Sprichwörter, die Lieder, die Spiele u. s. w. Doch der Künstler der Zukunft wird begreifen, daß es unendlich fruchtbarer und wichtiger ist, eine Fabel, ein Lied zu verfassen, vorausgesetzt, daß sie den Menschen rühren, einen Scherz zu schaffen, vorausgesetzt, daß er belustigt, ein Bild zu zeichnen, das Millionen Kinder und Große erfreut — als einen Roman oder eine Symphonie oder ein Bild hervorzubringen, das während einiger Zeit eine kleine Anzahl Leute amüsiren und dann auf immer in die Vergessenheit versinken wird. . .

„Aber es ist uns bei unserer gegenwärtigen Civilisation unmöglich, zu den Ursprungsformen zurückzukehren!“ werden die Künstler dazu sagen. „Es ist uns unmöglich, heute Erzählungen wie die Geschichte Joseph's oder wie die Odyssee zu schreiben, Musik wie die der Volkslieder zu componiren!“ — Das ist den Künstlern unserer Zeit in der That unmöglich; doch dem Künstler der Zukunft, der den Kopf nicht mehr mit einem Arsenal von technischen Formeln voll gepropft hat, der kein Berufskünstler mehr ist, der nicht für seine Schöpfungen bezahlt wird und nur Kunst schaffen wird, wenn er durch ein unwiderstehliches inneres Bedürfniß dazu getrieben wird, wird es nicht unmöglich sein. — — —

Die Kunst ist kein Genuß, kein Vergnügen, auch kein Amusement; die Kunst ist etwas großes. Sie ist ein Organ der Menschheit, das die Auffassungen des Verstandes in das Gebiet des Gefühls überträgt. In unserer Zeit hat die religiöse Auffassung der Menschheit die allgemeine Verbrüderung und das Glück in der Vereinigung zum Mittelpunkt. — — — Die Kunst muß die Herrschaft der Gewaltthat und des Zwanges in der Welt vernichten. Das ist eine Arbeit, die sie allein zu vollbringen im Stande ist. Sie allein kann bewirken, daß die Gefühle der Liebe und Brüderlichkeit, die heute nur den besten Männern unserer Gesellschaft zugänglich sind, bei allen Menschen beständige, universelle und instinctive Gefühle werden.“

Wenn man diese Sätze gelesen hat, weiß man, was Tolstoi mit seiner „Auferstehung“ gewollt hat. Und nicht nur seine „Volks Erzählungen“, sondern auch manches andere frühere Werk hat er unbewußt oder bewußt in gleicher Gesinnung geschrieben.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

— — — Elena flüchtete durch die Galerien, aber vor sich selbst konnte sie nicht fliehen und auch nicht vor ihrer eigenen Angst. Auf der hinteren Terrasse begegnete sie dem Prinzen Edgard und der Herzogin von Luca und hemmte plötzlich ihren Lauf. „Aber, meine Verehrteste, welche Aufregung!“ rief der Prinz. „Und sogar Thränen?“

„Elena, mein liebes Kind, warum weinst Du?“ fragte die Herzogin.

„Nichts, wirklich gar nichts, Hoheit,“ und sie versuchte zu lächeln, „entschuldigen Sie mich, bitte, ich wollte in den Park . . .“

„Um den Park können Sie doch nicht weinen! . . .“ Andere Gäste kamen indeß die Treppe hinauf. „Ist es wahr, Elena, daß Du Ihre Majestät verlassen willst und nach Thracien zurückkehrst?“ fragte die Herzogin weiter. „Heute Vormittag sagte Ihre Majestät so Etwas?“

„Es wäre nicht unmöglich, Herzogin . . . Aber bitte, entschuldigen Sie mich jetzt . . .“ Und wie ein scheues Vögelchen floh sie weiter, die Treppen hinunter, an den blühenden Magnolien vorbei.

Ein Schwarm von Gästinnen hatte sich um die Herzogin und den Prinzen geschaart. „Was giebt's? Was giebt's?“ Von allen Seiten ertönte dieser Ruf.

„Elena geht wahrscheinlich nach Thracien zurück. Sie ist ganz verwirrt.“

„Gewiß des Königs wegen,“ flüsterte eine Dame, „sie wird fortgeschickt.“

„Des Königs wegen?“ fragte der Prinz.

„Ja, des Königs wegen . . .“ Langsam zerstreuten sie sich flüsternd über die Terrassen, aber Elena lief weiter durch den Park. Unter den üppigen Baumgruppen, durch den Drangengarten irrte sie einsam dahin. Und die Landschaft lag in der Frühlingsluft wie eine Idylle, wie eine Strophe aus einem Gedicht. Und drüben dehnte sich das Meer, weit und still. Zwei weiße Segel tauchten in das Wasser wie die Flügel großer Vögel und hoben sich dann wieder im Winde. Müde, verfürzt, niedergeschlagen warf sich Elena in das Gras, die Narzissen unter sich schonungslos knietend. Mit ihrem verzerrten Gesicht, zitternd am ganzen Körper, schaute sie nach den Seglern aus. Die Blumen ringsum erfüllten die Luft mit ihren betäubenden Düften, und die Gedanken des armen Kindes flogen weit fort über die blaue Weite hinaus. Noch nie hatte sie in ihrem ruhigen, unbedeutenden kleinen Leben solche Bestürzung, solches Elend empfunden. Nie gedacht, große Dinge würden jemals ihr Dasein berühren. Nichts, als daß sie am Hofe der verbannten Königin immer so weiter leben, später vielleicht heirathen würde, wenn es sein müßte und die Königin es wollte, und daß sie stets in dem großen Leben klein und unscheinbar bleiben werde. Der König . . . ja, sie liebte ihn mit ihren südlischen Sinnen, die halb schlummerten unter ihrer hilflosen Anmuth, die keine Schönheit war. Sie liebte ihn, und er hatte ihre Liebe erobert durch die Mischung von ungestümer Knabenhaftigkeit und Männlichkeit, womit er sie beherrschte, als müßte es so sein. Wäre er ihr gegenüber niemals wild und brutal gewesen, dann hätte sie ihn vielleicht nie geliebt. Sie war eine schwache Natur, die der stärkeren sich unterordnete und sie in ihrer einfachen, offenen Seele bewunderte. Und sie dachte gar nicht nach über ihre Gefühle. Sie hätte dem König keinen Kuß verweigern können, und wenn sie auch wußte, daß ein Mädchen dergleichen nicht thun darf. Sie dachte nicht tief, analysirte nicht. Sie wußte nur, daß sie den König heimlich liebte. Und niemals hatte sie eine Hoffnung genährt. Ein Kuß, den ihr der König in einem Augenblicke brutalen Uebermuthes geraubt, war ihr größter Stolz. Mehr hatte sie nie gehofft oder erwartet; sie wußte ja, daß er die Prinzessin von Syrien heirathen mußte der Politik wegen und weil

Kaiser Othomar von Sparten es wünschte, — und das Alles hatte sie ganz natürlich gefunden. Aber nun die Unzufriedenheit der Königin Alexandra, ihre hingeworfenen Worte, ihre Bitte, Elena möge in Zukunft den König meiden! . . . Wohl war sie dumm, ein thörichtes Mädchen, eine kleine schlichte Hofdame, die gar nicht begriff, warum Wladimir die Prinzessin von Syrien heirathen müsse, aber ebenso wußte sie wohl, was Liebe war und daß der König sie liebte. Niemals hatte sie das hoffen können, niemals, aber wenn es so war, dann war es ein großes Glück! Und sie lächelte durch Thränen. Ja, dann war es ein großes Glück. Der König sie lieben . . .! Glauben konnte sie es noch nicht. Aber die Königin versicherte es ihr, und die Königin wußte Alles, Alles! Aber wenn der König sie liebte, vorausgesetzt, daß dem so wäre, dann . . . er war der König und mächtig und konnte Alles . . . Wenn der König sie wirklich liebte, dann brauchte sie ihn nicht aufzugeben zu Gunsten der Prinzessin von Syrien. Wenn der König sie liebte . . . warum dann die Prinzessin? . . . Um der Politik, um des Kaisers Othomar willen? Nein, das konnte sie und wollte sie nicht: ihren König, den sie liebte, um der Politik willen aufgeben, um Etwas, das so undeutlich, so unklar war. Wladimir war doch auch ein Fürst, aber auch mächtig, wenn auch Kaiser Othomar noch viel mächtiger war. Doch ein Fürst läßt sich nicht von einem anderen Fürsten bevormunden. Und Wladimir ganz gewiß nicht! Sie lachte bei dem Gedanken. Ihn aufgeben, wenn er sie liebte? Nein, nein, niemals!

Stark dufteten die Narzissen um sie her, und der Duft rief sie zu sich selbst zurück. Sie erschrak vor sich selbst, vor ihren eigenen Gedanken. O, wenn die Königin wüßte, an was sie dachte! . . . Sie bebte vor ihrem eigenen Uebermuth. Nein, die Gedanken waren ihr zu hoch, zu unerreichbar; sie verursachten ihr Schwindel. Der Duft der Narzissen machte sie krank, erregte ihre Nerven. Sie wollte nach Hause. In einer Stunde würde die Königin ihrer bedürfen zur Theegesellschaft. Und sie mußte noch Toilette machen. Sie stand also auf und strich sich die Haare aus der Stirn; ihre Augen waren leicht geröthet vom Weinen. Wie unordentlich sie aussah! Ihre Wangen glühten, ihr Haar war zerzaust, ihr weißes Kleid vom Graße besleckt. Wenn sie nur Niemand in diesem Zustand begegnete . . . Sie begann die Hänge hinauf zu stürmen. Es machte sie ganz athemlos. Doch beeilte sie sich.

„Elena!“ Sie glaubte eine Stimme zu hören, aber es mochte wohl ein Schäfer sein, der in der Ferne zu seinem Hunde sprach, und so blickte sie sich denn nicht um. „Elena, Elena! . . .“ War das nicht ihr Name? Sie blickte sich um und sah den König, der den Weg hinauf eilte, der zum Strand führte. Sie erschrak heftig, ihr Herz pochte laut. Und als hätte sie niemand gesehen und nichts gehört, lief sie weiter, immer schneller und höher.

„Elena, hörst Du mich nicht?“ rief er ihr nach, und wie eine drohende Gefahr kam er ihr immer näher. Ihre Knie wankten, sie konnte nicht weiter. Sie blieb stehen und er rief ihr zu: „Warum thust Du, als hörtest Du mich nicht?“

„Majestät, wirklich . . .“

„Was sagst Du da?“ Nun war er ihr ganz nahe, und schimpfte sie aus, halb ernsthaft, halb im Scherz. Aber sie war plötzlich sehr ernst geworden.

„Ich bitte Sie, Majestät,“ flehte sie ihn an, „lassen Sie mich allein . . . Ihre Majestät will nicht . . .“

„Was will Ihre Majestät nicht?“

„Ihre Majestät will nicht, daß ich noch mit Ihnen zusammen bin, und daß ich Sie beim Namen nenne . . . und noch so vieles Andere . . .“

„So? das will Ihre Majestät nicht? Hat sie Dir das gesagt?“

„Ja, und auch . . . daß . . . daß es besser wäre, wenn . . . wenn . . . ich nicht mehr mit Eurer Majestät spräche.“

„Und weshalb nicht?“

Sie wurde feuerroth, denn im Innersten empfand sie die herrliche Freude, die diese Frage in ihr weckte. Aber sie wußte nichts zu antworten und wagte auch nicht zu sagen, daß es um des Kaisers Prinzessin

von Syrien und der Politik willen sei. Sie kam jetzt sich selbst sehr, sehr wichtig vor, und in ihrem Gesichtchen erschien ein feierlicher Ernst.

„Aus verschiedenen Gründen, Majestät, und es muß uns genügen, daß Ihre Majestät es wünscht. Ich bin von Ihrer Majestät abhängig, und Sie als Ihrer Majestät Sohn... sollten die Gefühle Ihrer Majestät ehren.“

„So, findest Du das? Sag' mal, Elena, Du bist wirklich imposant geworden. Wo hast Du nur Deine Thronrede her? Aber ich kümmerge mich nicht um Deinen feierlichen Ton, mein liebes Kind. Und es schadet Dir auch nichts, wenn ich mal ein wenig mit Dir scherze.“

„Mir nicht, Majestät: aber Ihnen.“

„Ach was, höre auf mit Deiner Weisheit. Was schadet's mir? ... Du bist verrückt! Oder findest Du vielleicht auch schon, daß ich Dir den Kopf verdrehe?“

Sie stiegen nebeneinander weiter. „Aber, Majestät, natürlich nicht.“

„Oder glaubst Du etwa, daß ich mich um Mamas Geschwätz kümmerge? Die wird alt und schwach, ganz einfach!“ Elena erschrak. „Oder darf ich das etwa nicht mehr sagen? Willst Du auch schon anfangen, mir vorzuschreiben, was ich thun und lassen soll? Wenn es hier auf Eurer Insel so langweilig wird, dann geh' ich fort, hörst Du? ... Ich habe schon die ganze Geschichte hier satt.“

Ja, sie sah es, er war verstimmt, den Ton seiner Mutter und nun auch noch Elena mit ihrem Schulmeister-ton! So ein Kind...! Er könnte sie zerbrechen, wenn er sie ein wenig fester umarmte, und da förderte sie eine Weisheit zu Tage, daß man dabei einschlafen könnte! Das wollte er ihr aber schon gehörig austreiben... Und er schob seinen Arm in den ihrigen und so rannten sie zusammen hinauf. Elena war schon athemlos vor Ermüdung und Erregung.

„Verstehst Du mich?“ rief er und schüttelte sie am Arme. „Ich gehe einfach fort, wenn ihr Alle so langweilig seid, und lasse euern Ball im Stich.“

„Ach, nein, Majestät, das wäre doch zu schade.“

„Nun dann sei lieb und gieb mir einen Kuß.“

„Nein, Majestät, nein... und ich muß fort; es ist schon spät und Ihre Majestät...“

„Gieb mir einen Kuß! sage ich Dir!“ Er hielt sie fest, und sie mußte stehen bleiben.

„Majestät, Majestät!“

„Schnell!“ Sie küßte ihn; er lachte laut auf und sie eilten weiter. „Du hast mich doch ein wenig lieb, nicht wahr, Elena?“

„Gewiß, Majestät.“

„Wollen wir Beide durchbrennen, Elena?“

„Ach wie können Sie nur so etwas fragen?“

„Das ist kein Scherz.“

„Nein, ich will mit Ihnen nicht durchbrennen!“ rief sie lachend. „Und was würde dann aus der Prinzessin von Syrien, wenn wir das täten?“

„Die lasse ich einfach sitzen.“

„Meinetwillen?“

„Ja, Deinetwillen.“

„Jetzt könnten Sie mir doch wirklich den Kopf verdrehen, wenn ich nicht gar so vernünftig wäre.“

„Nun, so laß mich's thun!“

„Ach, Majestät, bitte, wir wollen jetzt weiter!“ Sie waren in den Orangenhain gelangt, von wo man schon die weißen Terrassen des Schlosses durch die Baumgruppen schimmern sah.

„Versteh' mich, Elena: ich lasse den ganzen Plunder im Stich, und wir heirathen.“

„Ach, Majestät, Sie halten mich immer zum Besten.“

„Weiß Gott, ich halte Dich nicht zum Besten. Und heirathen thue ich Dich, denn ich thue was ich will!“

Sie antwortete nicht mehr. Sie war ganz roth geworden; eine ungelante, heftige Erregung, ein freudiger Stolz ließ ihr Herz klopfen

bis zum Zerspringen und umwölkte ihre Gedanken. Und gleichzeitig fiel ihr auch ein, wie spät es schon sei — schon klotzte die Glocke zum ersten Male — und daß die Königin sie erwarte. „Ich bitte Sie, Majestät, gehen Sie einen anderen Weg! Sonst sieht man uns zusammen und...“

Stimmen hallten aus dem Garten herüber, und alle beherrschte die des Prinzen Edgard. Und Wladimir bog in eine Seitenallee ein, Elena in eine andere. Dann eilte sie in's Schloß und schlich über eine Veranda in ihr Zimmer, das dicht neben dem Gemach der Königin lag. Gott sei Dank, es war noch nicht zu spät: sie hatte noch zehn Minuten, um sich umzukleiden. Und nervös hastig zog sie sich um. So stand sie mit dem offenen Haar da, um es neu zu ordnen, als plötzlich sich die Thüre öffnete. Die Königin stand auf der Schwelle und ihre herrlichen Augen blitzten. „Warum bist Du so spät?“

„Majestät...“

„Du warst mit dem König zusammen.“

„Majestät, ich begegnete dem Könige zufällig, und da drang Seine Majestät in mich... Ich habe Seiner Majestät soeben gesagt, daß Eure Majestät...“

„Du thust nicht, was ich Dir befehle. Gleich nach dem Ball mußt Du nach Thracien zurück.“

Die Königin war verschwunden, noch ehe Elena ein entschuldigendes Wort hervorbringen konnte. Einen Augenblick war sie bestürzt und im Begriff, in Thränen auszubrechen. Wild stürmten die Gedanken in ihrem Hirn, und dabei wurde sie von der Angst gefoltert, mit ihrer Toilette nicht fertig zu werden. Und dann, mit einem Male, fuhr sie ruhig fort, ihr schönes Haar zubürsten. Nun gut denn, nach Thracien! ... dachte sie wie in einer plötzlichen Eingebung. Der König würde ja auch nicht auf Páros bleiben! (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der starke Mann.

Chrysofomos Schulze war in jener Zeit zur Welt gekommen, da die brutale Eisensauft Bismarck's centnerschwer auf den deutschen Landen lastete und jede freiheitliche Regung, jeden lenzhaften Aufschwung germanischer Cultur, jede Bethätigung individuellen Uebermenschenhumors unmöglich machte. Und das war schade, wenigstens im Falle Chrysofomos Schulzens. Ihm hatte die Natur Gaben besonderer Art in die Wiege gelegt, vor Allem eine selbstsichere, unerschütterliche Dreistigkeit, an deren glänzender Bethätigung ihn nur die Mißgunst des oben charakterisirten Friedrichsruher Gewaltherrschers hinderte. Er war der starke, wenn auch nicht intelligente Mann, den ein späteres, aufgeklärtes Jahrhundert sehnsuchtsvoll herbeiwünschte. Es gab keine Aufgabe in der Welt, keine Arbeit, der er sich nicht gewachsen wußte. Freilich dachte er nie daran, sich einer solchen Arbeit auch wirklich zu unterziehen; ihm genügte eben die überragende Empfindung, Alles zu können. Sein Wagemuth war ohne gleichen, herrlich wie sein Selbstvertrauen. Für ihn gab es keine Autorität, und da er auf allen Gebieten menschlichen Wissens gleich ununterrichtet war, so fühlte er sich auf allen in gleicher Weise zu Hause.

Chrysofomos Schulze wartete geduldig, bis seine Zeit gekommen war. Die Entlassung Bismarck's und der Beginn des neuen Kurfes gaben ihm das Signal, in's öffentliche Leben einzutreten. Trotzdem ihm alle näheren Bekannten herzlich und händeringend davon abriethen, stieg er heldenhaft in's Einjährig-Freiwilligen-Examen, das er in seiner damaligen, entschuldigenen Naivetät als unentbehrlich für die staatsmännische Laufbahn ansah. Wenn es ihm nun auch nicht gelang, diese erste und schwerste Prüfung seines Lebens zu bestehen, so erregte seine Tollkühnheit doch in weiten Kreisen gerechtes Aufsehen, und schon damals wurden Stimmen laut, die ihn, sobald er sein Stammlotal betrat, den kommenden Mann nannten. Kaum zählte der ritterliche Jüngling, in dem offenbar Drachentödtterblut wallte, zwanzig Lenze, so erfand er bereits eine neue Schnurrbartbinde und dachte an's Heirathen. Er schreckte in seinem Wagemuth und Kraftgefühl nicht einmal davor zurück, daß seine Auserwählte zwar keinen Höder, dafür aber 200 000 Mark Mitgift befaß. Leider hatte das Fräulein einen schlechten Geschmack und mochte Chrysofomos nicht, so daß der Couragirte in seiner Verzweiflung den denkbar phantastischsten Beweis von Unerchrockenheit gab, einen Band lyrischer Gedichte schrieb und sie im Commissionsverlage erscheinen ließ. Kebrigens bewog ihn zu diesem heroischen Acte auch der Umstand, daß kurz vorher Eulenburg's Stadenlieder und der Sang an Aegir herausgekommen waren. Drei Jahre später hätte er sich vielleicht

als Bildhauer und Torso-Ergänzer, nach weiteren drei Jahren als Umdichter und Umcopist Weber'scher Opern betätigt. Der starke Mann der Zukunft muß eben immer up to day sein. Chrysofomos betitelt das prächtig vergoldete Buch mit den Kindern seiner bebauernswürthen Muse „Geister, die ich rief“, offenbar mit höflicher und ahnungsvoller Bezugnahme auf jenen Goethischen Zauberlehrling; der auch die Geister, die er rief, nicht los werden konnte. Chrysofomos hatte das Buch anonym erscheinen lassen, was völlig unnötig gewesen war, da sich doch kein Mensch um den Verfasser kümmerte; ebenso wenig versuchte Jemand den Schleier, der um den Inhalt gebreitet war, zu lüften. Chrysofomos spielte zwar wiederholt in den Freundeskreisen, die an seine große Zukunft glaubten, auf das Werk an; aber sei es nun, daß seine Verehrer an acuter Taubheit litten oder daß sie ihm so viel verwegenen Muth doch nicht zutrauten und ihn mindestens in dieser Angelegenheit für einen blaffen Nennomnisten hielten — genug, kein einziger hörte auf seinen uneigennütigen Rath, sich die „Geister, die ich rief“ anzuschaffen. Unser Held sah sich gezwungen, durch andere Wagnisse und Kraftbethätigungen die Aufmerksamkeit der leitenden Factoren auf sich zu ziehen. Er besuchte Friedenscongresse, riskirte sogar, in einer fortschrittlichen Versammlung fortschrittliche Ansichten zu entwickeln, sich im „Freidenkerclub zur Göttin der Vernunft“ vernünftig zu benehmen und bekam dafür natürlich in allen Fällen fürchtbare Brüllge. Genau so erging es ihm, als er außerhalb der führenden Bankreihe eine Sammlung für die hungernden Indier in's Werk setzte und bei dieser Gelegenheit der Hoffnung auf den Sieg der englischen Waffen beredend Ausdruck verlieh. Drei Monate lang mußte der starke Mann in der Charité zubringen, ohne daß seine Erwartung, der Reichskanzler werde nun endlich auf ihn und seine Regierungsfreundlichkeit aufmerksam werden, in Erfüllung gehen wollte.

Die Anhänger Chrysofomos Schulzen's bewunderten ihn weiter, gewöhnten sich aber allmählig an seine Feldenqualitäten und seine eiserne Stirn und hielten es am Ende für selbstverständlich, daß er aus Rücksicht auf seine Carrière beständig sein Leben auf's Spiel setzte. Man wünschte ihn schließlich gar nicht mehr anders als mit geschwollener Wade und verbundenem Hinterkopf zu sehen; die Damen hatten sich so an den Carbolgeruch, den er dauernd ausströmte, gewöhnt, daß es höchst unangenehm auffiel, als er einmal Beilagenessenz benutzte. Der Ballpräsident bat ihn, nie wieder den öffentlichen Anstand derartig zu verletzen. Chrysofomos erkannte, daß er es seiner Carrière schuldig war, Thaten zu thun, die über die normale Bronzezeitigkeit und Dickköpfigkeit hinaus gingen. Er verfaßte eine Brochure, worin er die Nothwendigkeit darlegte, die Lantienen des Aufsichtsrathes und des Vorstandes der Großen Berliner Straßenbahn A.-G. zu erhöhen, das Gehalt der Wagenführer aber entsprechend herabzusetzen. Leider fand auch diese Leistung nicht den erwarteten Anhang. Die Direction der Gesellschaft sandte vielmehr das Manuscript mit dem Bemerkten zurück, daß es zwecklos sei, sie auf einen Gedanken aufmerksam zu machen, an dessen Verwirklichung sie seit zwanzig Jahren rastlos und erfolgreich arbeite.

Mittlerweile war im deutschen Reichstage der erbitterte Kampf um die lex Heinze entbrannt. Es glückte Chrysofomos, die einzige Petition zu Stande zu bringen und an das Bureau zu leiten, worin der Mehrheit des Hauses und der Regierung der hingerissene Dank des Volkes votirt wurde. Zwar hatte auch dies politische Wagniß keine Verurteilung in's Ministerium, sondern nur eine höfliche Anfrage der Firma Barnum & Bailey zur Folge, ob der Urheber der Bittschrift geneigt sei, gegen hohes Gehalt im Circus der Firma neben den anderen menschlichen und animalischen Abnormitäten, der Dame ohne Unterleib, dem Esel mit zwei Beinen u. auszutreten. Chrysofomos überlegte sich das Angebot gründlich, kam aber zu dem Entschlusse, es abzulehnen, da Fürst Hohenlohe wegen seines Daueraufenthaltes in Weert, Baden-Baden und Paris doch nie nach Berlin und dem Circus am Kurfürstendamm kommen, also auch Chrysofomos nicht entdecken konnte. Mit diesen traurigen Erwägungen beschäftigt, lustwandelte der trotz alledem keineswegs Entmuthigte im Stadtpark. Plötzlich sah er auf einer Bank einen vornehm gekleideten Gentleman sitzen, mit schlupflosem Baumwollhemd und auffallend hoher Mütze, der andächtig in ein schwer vergoldetes Buch blickte. Zehn Schritte hinter dem vornehmen Fremden stand in demüthiger Haltung ein würdig aussehender, älterer Herr mit glatt rasirtem Gesichte, offenbar sein Leibdiener. Stürmisch klopfen die Pulse des Chrysofomos Schulze, seine breite Brust hob sich, und Thränen seliger Schöpferfreude glänzten in seinen Augen. Der vornehme Herr las in den „Geistern, die ich rief“.

Eine geraume Weile umstrich Chrysofomos den Fremden, den er mit verliebten Blicken betrachtete und doch nicht im reinen Hochgenusse der Lectüre stören wollte. Vor Vergnügen erröthend, sah er, daß der aufmerksame Leser auf jeder Seite mehrere Stellen mit dem Bleistift ankreuzte. Er kämpfte mit sich, ob er gleich vor den Wadern hintretete und sein Incognito lüften sollte, nahm aber schließlich Abstand davon, weil er besorgen mußte, daß den Anderen vor lauter freudiger Ueber-raschung und Bewunderung auf der Stelle der Schlag rühren würde. So begann er denn, seine wilde Erregung mühsam niederzwingend, ein harmloses Gespräch mit dem netten Herrn, und sobald es schicklicher Weise geendet konnte, fragte er heuchlerisch nach dem Titel des „anscheinend so ungemein interessanten Buches“.

„Es ist ein Recensionsexemplar, ich habe es mir ausgeliehen,“ sagte der Fremde, als wollte er sich entschuldigen. „Uebrigens habe ich

selten so etwas von unfreiwilliger Komik gelesen. Keine Seite ohne übermenschliche Dummheiten! Es ist ein Buch, das, ohne unzüchtig zu sein, durch seine Albernheit doch das Schamgefühl jedes Menschen größtlich verlegt.“

Chrysofomos war sehr bleich geworden. „Und sonst, meinen Sie, besäße das Werk keinerlei Vorzüge?“

„Es scheint preiswürdig zu sein,“ entgegnete der Andere. „Wer es kauft, hat gut und gern ein ganzes Jahr daran zu lesen; eher kommt er nicht durch, weil er sicher nach jeder halben Seite einschlämmt.“

„So zählen Sie diese Verse zu den Schlafmitteln?“

„Ja. Aber nicht zu den angenehmen.“

„Herr!“ brauste Chrysofomos auf. „Sie werden das zurücknehmen! Denn wissen Sie, ich bin der Dichter! Und wenn Sie mir keine Ehrenerklärung geben, haue ich Sie zu Drei —“

„Nachdem ich Ihre Gedichte gelesen habe, schreckt mich auch das fürchtbarste Schicksal nicht mehr,“ gestand der Fremde mit edlem Freimuth. Chrysofomos bezwang sich, mit Rücksicht auf den Leibdiener im Hintergrunde. „Ich sah Sie einzelne Stellen in meinen Liedern ansteichen?“

„Gewiß. Ich erlaubte mir schon zu bemerken, daß die Gedichte ihrer Miserabilität wegen das Schamgefühl jedes gebildeten Menschen gröblich verletzen, ohne unzüchtig zu sein. Ich werde das Buch dem Reichstage als Material übersenden.“

„Also ein Denunciant sind Sie auch?“ fragte Chrysofomos erbittert.

Der Fremde zupfte an der Schnur des Baumwollhemdes, das seinen Körper farbenbunt umspann. „Sie würden nicht so sprechen, wenn Sie wüßten, wen Sie vor sich haben. Es ist geradezu meine ethische Pflicht, das Zustandekommen eines Gesetzes zu fördern, das...“ Er brach jählings ab. „Nein, ich will nicht in den Ruf eines eiteln Gecken gerathen. Ich habe derlei Reclameredereien auch nicht nötig. Wenn man sich,“ und der vornehme Herr warf bei diesen Worten lässig das Haupt zurück, „eines Weltrufes erfreut, wie ich, wenn man gleichsam dem ganzen Reichstage Directiven giebt und seit Jahren von Jedermann, Hören und Geringen, genannt wird, dann... pah!“

Chrysofomos erschraf. Er hatte augenscheinlich eine einflussreiche Persönlichkeit vor sich und war im Begriff gewesen, sie schmer zu beleidigen. „Haben Sie Mitleid mit mir,“ flehte er. „Seit Jahren bereite ich mich auf die Nachfolge Hohenlohe's vor. Ich bin nämlich der starke Mann, nach dem erst neulich das Abgeordnetenhaus verlangt hat; den erforderlichen hohen Mangel an Intelligenz kann ich jeder Zeit nachweisen. Wenn Sie nun die „Geister, die ich rief“, dem Reichstage vorlegen, verderben Sie mir rettungslos die Carrière, stürzen mich von der mühsam erklimmten Höhe in die Nacht des Vergessens hinab, machen mich unmöglich im Lande —“

„Was Ihre Intelligenz anbelangt, so sind Sie wirklich der gewünschte starke Mann,“ entgegnete der Fremde, bedächtig seine weiche, hohe Mütze zurechtstreichend. „Dagegen bezweifle ich nach den Proben, die Sie mir eben gaben, daß Sie auch über die anderen notwendigen Eigenschaften des kommenden starken Mannes verfügen, so über hochgradige Unverfrorenheit und Scheinheiligkeit. Lieber Freund, wie ich Sie hier vor mir sehe, halte ich Sie für die Stellung, die Sie anstreben, noch für zu jung und verständig. Ihnen fehlt offenbar noch die Courage zur ausgefemten Heuchelei.“

„Erlauben Sie!“ rief Chrysofomos entrüstet. „Sie glauben ja gar nicht, was ich im Leben schon zusammengeschnindelt habe! Mein ganzes Dasein ist eine einzige Verstellung. In dieser Beziehung nehme ich es mit Jedem auf, mein verehrter Herr — Herr —“

„Heinze ist mein Name. Ich befinde mich augenblicklich auf Urlaub. Sie wissen ja, daß es modern geworden ist, Strafgefangenen, die sich gut führen, Sonntags-Urlaub, allerdings noch ohne Hauschlüssel, zu geben. Ohne Ueberhebung darf ich wohl sagen, daß ich bei Reichstag und Regierung etwas gelte. Verdankt das Gesetz, das die Unzucht der Künstler und Dichter zu verhindern berufen ist, nicht mir meinen Namen? Selten Sie deshalb vernünftig, junger Mann, verzichten Sie auf übertriebene Wünsche, und ich werde Sie meinen parlamentarischen Freunden empfehlen. Sie wissen, Buchta wackelt so wie so. Wir brauchen bald einen neuen Colonialdirector, der absolut nichts von der Sache versteht. Und das thun Sie doch?“

„Woll und ganz,“ rief Chrysofomos mit Ueberzeugung.

„Sie sind also zum Colonialdirector geradezu geboren,“ sagte der Fremde, sich die Hände reibend. „Mit den starken Männern dagegen, die sich um die höheren Stellen bewerben, können Sie jetzt noch nicht concurriren. Der Mann da, dem ich auf sein in'ständiges Bitten erlaubi habe, sich mir anzuschließen, weil es ihn so mächtig zu mir hinzog — Herr Heinze wies bei diesen Worten auf den hinter ihm stehenden, respectvollen Glattrasirten —, der Mann ist bedeutend stärker als Sie, aber meines Erachtens auch noch nicht eingeteufelt genug.“

„Wer ist es?“ fragte Chrysofomos.

„Sie werden von ihm gelesen haben. Fridolin Mittel, katholischer Pfarrer a. D. Er mußte vor mehreren Jahren wegen unsagbar gemeiner und unzüchtiger Handlungen, die er mit einer noch nicht vierzehnjährigen Schülerin vorgenommen hatte, nach der Schweiz entfliehen. Württemberg wollte den Fallunten ausgeliefert haben, da sprang diesem Schweinefresser — das Wort ist ja parlamentarisch geworden — ein katholischer Jurist bei und rettete ihn mit einem Rechtsgutachten, das die Auslieferung aus formalen Gründen unmöglich nannte.“

„Pfui Teufel!“ schrie Chrysofomos. Herr Heinze konnte ihn nicht zur Ordnung rufen, da auch dieses Wort zum parlamentarischen Sprachschatz geschlagen worden ist.

„Ja, und was die Hauptsache ist — der betreffende Herr Rechtsgutachter wird heute im Reichstage eine hitzige, eine fulminante und jeden Widerstand niederschmetternde Rede für die mich verewigende lex halten, für die Verfolgung der zuchtlosen Böcklinbilder, der Römischen Elegien und aller zukünftigen Sittensüchschreiber. Sie könnten es sich ja beifallen lassen, die Heldenthat meines die Kinder und die Schweiz liebenden Freundes Fridolin Knittel zu behandeln.“

Chrysofomos starrte vernichtet zu Boden. „Derjelbe Herr, der das befreiende Rechtsgutachten ausarbeitete, spricht heute für die lex Heinze?“ fragte er nach einer langen Pause. „Dann allerdings... dagegen komme ich mit meinem bißchen Courage nicht auf. Denn dazu gehört ein Muth... Vor diesem starken Mann muß selbst ich mich beugen.“

Simon d. J.

Von den großen Berliner Sommer-Kunstaussstellungen.

I.

Plus ça change — plus ça la même chose. Ein alter Berliner erzählt mir neulich, wie es einst, vor ein paar Jahrzehnten, nur alle zwei Jahre eine sogenannte „große“ Kunstaussstellung gab. Und in der Zwischenzeit, da waren ja auch nur ein paar „Salons“ vorhanden, mit mehr oder weniger „permanenten“ Ausstellungen das Kunstbedürfnis des Berliner Publikums zu befriedigen. Damals bedeutete denn auch die Sommer-Ausstellung etwas. Man durfte erwarten, daß sie uns was zu sagen hätte, und man täuschte sich nicht. Nicht bloß neue Bilder gab es zu sehen, sondern auch neue und jede einzelne dieser periodisch wiederkehrenden Ausstellungen war förmlich ein Ereignis. Und heute! Mehr als ein halbes Duzend ernst zu nehmender Salons verendet vom Oktober bis Ende April alle drei Wochen Einladungen zur Besichtigung einer neuen „Ausstellung“, und vom Mai bis zum Oktober, während welcher Zeit zudem jene Salons auch nur ausnahmsweise feiern, haben wir die „große Berliner Kunstaussstellung“ und seit vorigem Jahr auch die der „Secession“ dazu. Und auf beiden bekommen wir gar noch manches wieder zu sehen, was Winters über in den Salons ausgestellt war oder was uns von den Jahresausstellungen in anderen großen deutschen Kunststädten bekannt ist. Wie soll man da nicht ausrufen: „plus ça change, plus ça la même chose.“ Wo sollen sie denn schließlich herkommen — die neuen Kunstwerke? In einer Zeit zudem, wo, wie ich vor einem Jahre ausführte, irgend welche Kampfbewegung längst schon aufgehört hat. Thatsächlich finden wir ja auch jetzt wieder eine ganze Anzahl von Werken in dem Ausstellungsbau der „Secession“ auf Charlottenburger Woden, die ebenso gut im „Palast“ in Alt-Moabit ihren Platz hätten finden können. Und umgekehrt. Besonders spaßig nimmt sich's aus, wenn einer der Führer und Vorstandsmitglieder der „Secession“ vorübergehend aus ihr austritt, um seine Bilder in der „Großen“ auszustellen. Freilich heißt's, er „dürfe“ sie nur dort ausstellen, weil sie im Auftrage des preussischen Saates (und der Stadt Altona) gemalt seien. Dem mag so sein und — und allerdings hätten die Dettmann'schen Wandgemälde für das Rathhaus in Altona im „Secessions“-Bau überhaupt gar keinen Platz gehabt. Aber dieser Formalismus, daß er deswegen für ein Jahr aus seinem Verbanne austreten mußte, ist und bleibt sehr spaßig.

Des Spaßigen giebt's auch sonst noch mancherlei. Die „Eröffnungen“ beider Ausstellungen werden, wie fattsam bekannt, mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen, und zu einer solchen Feierlichkeit gehören natürlich auch „muntere Reden“. Man erinnert sich wohl noch, wie Professor Liebermann bei dieser Gelegenheit im vorigen Jahre erklärte: „Für uns giebt es keine allein-seligmachende Richtung in der Kunst, sondern als Kunstwerk erscheint uns jedes Werk — welcher Richtung es auch angehören möge — in dem sich eine aufrichtige Empfindung verkörpert.“ Und wie sagte Professor Koser jüngst bei der Eröffnung der „Großen“? „Verzichten sind die Ausstellungshallen geblieben nur allen Denen, die nur heute vom Publicum so gesuchte Marktwaare liefern.“ Ja — welcher principieller Unterschied besteht denn eigentlich zwischen den leitenden Anschauungen hüben und drüben? Allenfalls bloß noch in den engeren oder weiteren Grenzen, die man dem Begriff der „Marktwaare“ zieht. Und wie neulich Liebermann die „aufrichtige Empfindung“, also das Persönliche in der Kunst betonte, so Koser jetzt die „persönliche Eigenart“, die man nicht aufzugeben brauche, wenn man in den Galerien von alten Meistern zu lernen suche. Endlich ward auch bei beiden Eröffnungen den Fremden manch' hübsches Compliment gesagt. Also abermals: „plus ça change, plus ça la même chose.“ Liebigens fand der Präsident der Secession ein treffendes Wort. Ich meine nicht das von ihm citirte des Heiligen Augustinus: „Kunst ist für uns, was die großen Künstler gemacht haben,“ denn es ist eben nicht seines, sondern jenes andere: „eine jede Kunst hat das Publicum, welches sie verdient. Nicht ein nachsichtiges, sondern ein einsichtiges Publicum wünschen wir uns für unsere Veranstaltung.“ Drüben, am Lehrter Bahnhofe, hieß es ganz im Gegensatze dazu: „möge unser Unternehmen mit Milde aufgenommen werden.“

Wie sich's für einen gewissenhaften Berichterstatter ziemt, müßte ich nun etwas statistisch kommen, müßte die drittehalbtausend Kunstwerke

der „Großen“ und die mehr als vierhundert der „Secession“ hübsch säuberlich nach Gattung, Art und Herkunft classificiren und rubriciren. Aber wäre es auch gewissenhaft — einen richtigen Zweck hätte es doch nicht. Und darum begnüge ich mich für dieses Mal mit einer allgemeinen Uebersicht. Einzelnes soll dann später herausgehoben werden.

Die „Große“ macht in diesem Jahre ohne Zweifel einen besseren Eindruck, als im vorigen. Die Jury hat strenger ihres Amtes gewaltet und wenn auch das Wort von der Fernhaltung „jeglicher Marktwaare“ eine verzeihliche Hyperbel und wenn auch Neues kaum zu entdecken war bei den beiden ersten immerhin flüchtigen Rundgängen — ganz Unerfreuliches ist mir doch nur ziemlich wenig aufgefallen. Ein besonderes Interesse verleihen auch dieser Ausstellung wiederum die zahlreichen Collectiv-Ausstellungen einzelner hervorragender Künstler, wie die des Holländers Gari Melchers, der während seines langen Aufenthaltes in Amerika und obchon er seinen Wohnsitz in Paris hat, bei aller unverkennbaren französischen Schulung in Motiven und Auffassung doch nie seine Herkunft verleugnet; oder Emile Wauters, der als Belgier nun schon auch eine Befansverwandtschaft mit den Franzosen zeigt, unter denen er so lange bereits lebt. An diese Sonder-Ausstellungen fremder Künstler schließen sich die einiger deutscher an. Von ihnen beanspruchen die Bilder- und Studien-sammlungen Eugen Bracht's und Hugo Bogels, der u. A. auch seine Merseburger Ständehaus-Wandgemälde vorführt, ein erhöhteres Interesse, weil man es hier mit einer tiefer gehenden Kennzeichnung einer künstlerischen Persönlichkeit zu thun hat, was sich von den Ausstellungen von Ismael Genß, Paul Borngang, zum Theil auch von Kummelsbacher weniger behaupten läßt, während der alte Oswald Achenbach wiederum auch aus früheren Jahrgängen Proben bietet. Obchon die heutige Ausstellung keine internationale ist, haben sich doch, trotz des großen Weltjahrmarkts in Paris, auch die Künstler fremder Länder zu größeren Gruppen-Ausstellungen bewegen lassen. Namentlich die Scandinavier sind recht zahlreich erschienen, Schweden und Dänen; manch' Neues ist mir da aufgefallen, obchon ich die letzten größeren Ausstellungen dieser Künstler in ihrer Heimath gesehen habe; aber auch einige vielgereiste — soll ich sagen Parabettide oder Ladenhüter? — und verschiedene Bilder aus dortigen Staatsgalerien. Auch die Belgier und Holländer zeigen rege Beteiligung und eine größere Anzahl von Franzosen hat es ermöglicht, trotz des „Salons“ und der verschiedenen anderen Ausstellungen zu Paris, auch für Berlin Einiges übrig zu haben. Mitunter ist's freilich auch danach. Dann kommt die dritte Ausstellung des „Verbandes deutscher Illustratoren“ hinzu, die Neues natürlich nicht sagt, kommt die Hochfluth Berliner Kunstbesißener, kommen die Düsseldorf'er, die mit Otto Heichert's „Veteranenversammlung“ eines der besten Bilder der ganzen Ausstellung beigezeichnet haben, die „Münchener Kunstgenossenschaft“, die sich nicht sonderlich angestrengt hat, u. s. w. Geschlossen sind andere deutsche Künstlergruppen dieses Mal nicht aufgetreten und die Oesterreicher fehlen noch. „Nur immer langsam voran“ — so heißt's ja im alten Liebe. Architektur und Kunstgewerbe — im Ganzen herzlich unbedeutend; Sculptur — nun das übliche Vorherrschende der staatlich-monumentalen Auftragskunst und der vortheilhaften Büsten-Modellirung; immerhin aber hier und da eine erfreuliche Ueberraschung auf dem Gebiete der Kleinkunst, die den Uebergang zum Kunstgewerbe bildet. Eines ist sehr erfreulich bei der diesjährigen „Großen“. Man hat sich beim „Hängen“ viel Mühe gegeben. Das national oder schulmäßig Zusammengehörige hat man hübsch bei einander placirt: zur Freude der Herren Kritiker und zur Belehrung des Publikums. Nur hier und da mal eine Regel von der Ausnahme; dann nimmt diese sich aber auch aus, wie irgend ein aufgesetztes Licht, wie ein „dernier coup de pouce“ auf einem Bilde: das Ganze des Eindruckes dieses oder jenes Saales wird dadurch entschieden gehoben.

Ganz anders war das System der Herren von der „Secession“. Alles kunterbunt und willkürlich durcheinander gehängt. Ausstellungen sind aber doch nicht bloß für den hybaritisch genießenden feineren Kunstverstand des Mäcens und Gourmets da. Und andererseits hat doch auch gerade das feinste Diner seine wohlhabendegene Speisefolge. Hier giebt's ein fortwährendes Verenne und Gethue, will man eine richtige Vorstellung von der Persönlichkeit dieses und jenes Künstlers gewinnen. Manche Zusammenstellung ist ganz raffiniert; manch andere minder glücklich. Man denke sich z. B. Lavery und Liebermann, Whistler und Corinth zusammen in einem kleinen Saal, oder Hübner neben Brangwyn. Nicht einmal die 6 aus der Schleißheimer Gallerie entliehenen Gemälde des zu früh verstorbenen und bei Lebzeiten so wenig verstandenen Hans von Marées, die die „great attraction“ der Ausstellung bilden sollen, hat man bekommen gelassen. Wir müssen uns diese Bilder in drei verschiedenen Räumen zusammenlesen... Geht man aber auf's Einzelne ein, so giebt's allerdings viel Sehenswerthes, Fesselndes von ca. 110 deutschen Künstlern, vornehmlich Berlinern und Münchenern, denen ungefähr 50—60 fremdländische gegenüberstehen, darunter allein gegen 30 Franzosen. Nur glaube ich nicht, daß diese Ausstellung angethan ist, einen richtigen Begriff von dem heutigen Stande der „Secessionmalerei“ in Deutschland zu geben. Mir scheint aber noch immer, daß das der Hauptzweck dieser Ausstellung sein sollte.

Von den hervorragenderen Einzelercheinungen das nächste Mal...

J. Norden.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck

im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Bühner Erlbst Dahn Daubet Egiby Fontane Groth Goedel Hartmann Heise Jordan Kipling Leoncaballo Lindau Lombroso Melchiorowski Nigra Nordau Ostroer Pettenkofer Salisbury Stenkiwicz Simon Spencer Spittelhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Berner Pola u. v. A.
Hieg. geb. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



Gesucht

Redacteur für eine Berliner Frauenzeitung. Täglich Vormittags drei Bureaufunden. Jahresgehalt 4800 Mark und jährlich zweimal vierzehn Tage Ferien. Angebote mit Angabe bisheriger Redaktions-Stellungen und persönlicher wie brieflicher Schriftsteller-Befanntschaften unter U. H. 972 durch Haasonstein & Vogler, A.-G., Berlin, W. 8.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Seeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M.

Gebunden 7 M.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher zc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883).

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. **Älteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Akad. geb. Schriftsteller, bish. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfecter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Instit. zc. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Königliches Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hilbesheim. Sommerfaison v. 15. Mai

bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. Iohlen. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradluft, Medicomechan. Baderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molkens- u. Milchkuranstalt. **Neues Thermalbadehaus** am 15. Mai 1900 eröffnet. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Nämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. zc. **Kurpelle:** 42 **Rufler**, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater**, **Bälle**, **Konzerte**. **Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmfanalisation.** Prosp. u. Beschreibung überf. frei die **Rgl. Badeverwaltung.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. **Wissenschaftliche Broschüre** über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{3}{4}$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** **Hoehquellenleitung.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung der Ernährung u. der Constitution,** **Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden** u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. **Erföffnung Anfang Mai.** Prosp. gratis.

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine **günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection.** So weit der Vorrath reicht, liefern wir die **Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.**

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Redaction für Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Verlag von Wilhelm Herz

General-Register 1872 — 1896.

Erfter bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. **Nothwendiges Nachschlagebuch** für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche zc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder **Nachnahme** vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Jilmenau
für Maschinen- und Elektro-
Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen **Einsendung des Betrags postfreie Zusendung** vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Halbjährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Zeitzelle 80 Pf.

Inhalt: Lehren aus dem Burenkrieg. Von Germanicus. — Die Wohlthätigkeit im modernen Leben. Von Karl Noegel. — Literatur und Kunst. Oberon's Lebensschicksale. Von Dr. Wilhelm Keesfeld. — Ein „deutscher Goldoni“. Von Dr. Curt Heinrich. — Penikese. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt. Wilhelms Basallen. Von Prinz Bogelfrei. — Von den großen Berliner Sommer-Kunstausstellungen. II. Von J. Norden. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal der „Uebermensch“. Von August Körte. — Notizen. — Anzeigen.

Lehren aus dem Burenkriege.

Die kriegerischen Ereignisse in Südafrika fordern zum ernstesten Nachdenken über die eigene militärische Ausbildung und Kriegsfertigkeit auf. Zwar sind die Verhältnisse auf den dortigen Kriegsschauplätzen andere als auf unseren europäischen; nichts destoweniger lassen sich, und zwar schon jetzt, wichtige Lehren aus den Ereignissen und Erscheinungen ziehen. Die Summe der Erfahrungen kann natürlich erst nach Beendigung des Krieges, besonders nach Anhören und durch die Augenzeugen desselben festgestellt werden. Die Militärverwaltung wird nicht verabsäumen haben, zum Studium des Krieges hervorragend begabte und tüchtige Offiziere aller Waffen, sowohl in das Lager der Briten als der Buren entsandt zu haben. Die Kosten können nicht in Betracht kommen im Vergleich mit dem Werthe so mannigfaltiger und gewichtiger Kriegserfahrungen, wie sie kein Manöver, selbst in noch so großem Stile, selbst bei noch so vollendeter Anlage für das Heer zeitigen kann und zwar hauptsächlich, weil in letzteren keine Granaten plagen und keine Kugeln pfeifen. Man darf diese Voraussetzung wohl um so eher machen, als der kürzlich erschienene Neuabdruck der Felddienst-Ordnung anscheinend dem südafrikanischen Kriege schon Rechnung trägt. In ihrer Einleitung sagt dieselbe nämlich: „Beim Exerciren und beim geschäftsmäßigen Schießen wird der Mann zur Feuerdisciplin angeleitet. Höher aber noch steht seine Erziehung zum selbstständig und überlegt handelnden Schützen, der auch dann, wenn der Führer gefallen, oder dessen Stimme nicht mehr durchdringt, unbeobachtet und sich allein überlassen seine Waffe gewissenhaft handhabt.“ Statt dieses Nachsatzes „der auch dann, wenn“ könnte man heute kurzweg sagen, der sein Gewehr wie ein Bur handhabt. Hiermit soll nicht etwa der Kriegsführung der Buren im Allgemeinen, der gewiß große Mängel anhaften, ein Loblied gesungen werden.

Zunächst muß der Soldat durch Ausrüstung und Bekleidung in der Lage sein, überhaupt die Waffe zweckentsprechend handhaben zu können. Es ist das alte Klage lied, welches mit Recht jetzt wieder angestimmt wird. Es ist ein ceterum censeo, das nicht eher verstummen darf, bis man sagen kann: Es ist erreicht! Geheilte Traditionen können ernstlich gewiß nicht als Gegengründe einer durchgreifenden Reform auf dem Gebiete der Ausrüstung und Bekleidung angeführt werden. Bei der Ausrüstung dürfte vielleicht der

Gedanke in Erwägung zu ziehen sein, ob man nicht eine Unterscheidung und Theilung desselben in Marsch- und Gefechts-Ausrüstung vornehmen kann. Vielleicht werden unsere militärischen Augenzeugen auch in dieser Richtung werthvolle Erfahrungen im Burenkriege sammeln.

Was die Ausbildung der Truppe für den Krieg anbetrifft, so sagt die Felddienst-Ordnung in der Einleitung: „Die Ansprüche, die der Krieg an die Truppe stellt, sind maßgebend für ihre Ausbildung im Frieden.“ Das Exercir-Reglement schließt seinen zweiten Theil mit den Worten: „Die Ausbildung der Truppe ist nach richtigen Gesichtspunkten erfolgt, wenn sie das kann, was der Krieg erfordert, und wenn sie auf dem Gefechtsfelde nichts von dem wieder abzustreifen hat, was sie auf dem Exercirplatz erlernte.“ Diese Forderungen erscheinen ganz selbstverständlich. Und doch — das erste, was auf dem Gefechtsfelde werthlos wird und abgestreift werden muß, ist die Parade, für welche die Bestimmungen im Exercir-Reglement gleich obigen Satze folgen. Wie viel unendliche Mühe und vor Allem wie viel Zeit wird auf den Paradebrill verwandt. Zeit aber hierfür ist bei der zweijährigen Dienstzeit absolut keine mehr vorhanden. Man wird entgegennehmen, daß die Parade, wenn nicht in directem, so doch im indirecten Zusammenhange mit den kriegerischen Zwecken stehe, indem sie ein bedeutamer Factor bei Auerziehung der Manneszucht sei. Unbedingt ist die Manneszucht der Grundpfeiler der Armee; aber dieselbe läßt sich ebenso unbedingt aufbauen mit Uebungen, aus denen gleichzeitig Nutzen für das Gefechtsfeld, für die Gefechtsfähigkeit und Kriegsfertigkeit gezogen werden kann. Solche Uebungen und erzieherischen Mittel giebt es in großer Zahl. Es seien hier nur die turnerischen Uebungen erwähnt, welche bei exacter Ausführung, völliger Beherrschung des Körpers und der Gliedmaßen unstreitig ebensoviel Manneszucht predigen, als z. B. der Paradebegriff: „Achtung! Präsentirt das — Gewehr.“ Man wird weiter entgegennehmen, die Parade sei erforderlich aus Repräsentationszwecken. Das Erforderniß kriegsgemäßer Ausbildung ist so hoch anzuschlagen, daß Repräsentationsrücksichten ernstlich nicht in Frage kommen dürfen; überdies bieten die gewaltigen Gefechtsübungen im Manövergelände hinlänglich Gelegenheit, fremden Fürsten und Zuschauern einen imposanten Eindruck von unserer Heeresmacht zu verschaffen. Die Parade mit den ihr anhaftenden zeitraubenden Vorübungen und Exercitien muß also fortfallen, allein schon, um die Forderung der

Feldbienst-Ordnung, welche höher noch als Feuerdisciplin die Erziehung zum selbstständig und überlegt handelnden Schützen stellt, zu genügen. Was dem Bur der Kampf um's Dasein in vieljähriger Schulung gelehrt hat, das soll unseren Leuten, die in dieser Beziehung ohne jegliche Vorbildung sind, innerhalb eines Zeitraumes von zwei Jahren anerzogen werden. Das ist eine gewaltige Aufgabe, welche nicht durch nebensächliche Uebungen, die nichts mit den Forderungen des Gefechtsfeldes zu thun haben, beschwert werden darf.

Zeit erfordert ferner die kriegsgemäße Ausbildung des Infanteristen bedeutend mehr als bisher für den Pionierdienst, vor Allem für die Feldebefestigungskunst. Auch das ist eine Lehre, die uns der Burenkrieg an's Herz legt. Wir sind dabei weit entfernt, der Defensiven Huldigungen darbringen zu wollen, und nichts wäre unheilvoller, wollte man dem Offensivgeist unseres Heeres einen Dämpfer aufsetzen. Immerhin wird man auch der Defensiven volle Aufmerksamkeit schenken müssen, besonders aber dem Gemisch von Offensive und Defensive erhöhte Bedeutung beilegen. Lehrreich wird es daher sein zu erfahren, wie es mit der Ausrüstung der Buren, welche in der Feldebefestigungskunst sich als Meister gezeigt haben, steht. Wichtig werden sein die Formen, die Profile ihrer Befestigungskunst. Das ungekünstelte und offenbare Erstaunen eines Heerführers wie das Lord Roberts dürfte schließen lassen, daß wir es mit bisher völlig fremden oder doch ungebrauchlichen Formen dieser Kunst zu thun haben.

Dem mit militärischen Dingen nur einigermaßen Vertrauten ist es kein Geheimniß, daß die Infanterie und besonders die Chargen dieser Waffe einen Abscheu vor dem Spaten und der Hacke haben. Dem aufmerksamen Beobachter wird allerdings auch nicht entgangen sein, daß ganz allmählig ein kleiner Fortschritt gemacht ist, daß mehr Sinn und Verstandniß für diesen wichtigen Dienstzweig erwacht. Es ist nicht schwer den Abscheu zu verstehen; das herzhafte und kühne Vorwärts und Drauflos liegt im Charakter unseres Volkes begründet. Oftmals wird dem ein Halt entgegen gerufen werden, sei es durch den feindlichen Geschosshagel, sei es durch Absichten und Befehle des eigenen Führers. Die gewaltige räumliche Ausdehnung unserer Schlachtfelder fordert häufig an einer Stelle das hinhaltende Gefecht, vielleicht die reine Defensiv-, auf anderen Punkten den entscheidenden Offensivstoß. Dort gilt es wacker vom Spaten Gebrauch zu machen. Jeder Stich ist eine Erhöhung der eigenen Feuerkraft und eine Herabminderung der feindlichen; indem so der Spaten benutzt wird, handhabt der Soldat gleichzeitig seine Waffe. Der Ausbildung des Infanteristen in diesem Dienstzweige muß daher die allergrößte Sorgfalt gewidmet werden. Mit der Pioniertruppe kann, bei der geringen Stärke dieser Waffe, durchaus nicht gerechnet werden. Und doch besteht noch häufig die Ansicht, der Pionier sei das Schanzzeug des Infanteristen. Vielleicht wäre es vortheilhaft, den Pionieren die Feldebefestigung ganz zu nehmen und sie völlig der Infanterie abzutreten; dann weiß der Infanterist, daß er sich unbedingt auf sich selbst verlassen muß, daß kein Anderer für ihn eintreten kann. Dem Pionier aber würde diese Erleichterung zu gönnen sein, denn er weiß schon lange nicht mehr, woher er die Zeit zur Ausbildung in den mannigfachen Dienstzweigen nehmen soll.

Was also gegenwärtig Noth thut, was schon heute der Burenkrieg lehrt, das ist für den Infanteristen vor Allem gesteigerte Ausbildung in den beiden bislang nicht genügend beachteten Ausbildungszweigen, einmal Erziehung zum selbstständig und überlegt handelnden Schützen und zweitens ernste und vollendete Ausbildung in der Befestigungskunst. Hierfür ist erforderlich Zeitgewinn, der aber nur noch zu erreichen ist durch Einschränkung bezw. Beseitigung dessen, was auf dem Schlachtfelde abgestreift werden muß, nämlich des Parade- und des Gamaschendienstes. Germanicus.

Die Wohlthätigkeit im modernen Leben.

Von Karl Noegel.

Die Wohlthätigkeit entspringt dem Menschlichsten im Menschen, ihre Bedeutung ist mithin immer dieselbe, aber auch sie hat sich den modernen Lebensformen anpassen müssen, alte Aufgaben aufgegeben und neue großartige empfangen. Daher sind Viele an ihr irre geworden, vor Allem solche, welche Wohlthätigkeit mit Almosengeben identificiren. Dank der staatlichen und communalen Armenfürsorge ist indeß heute Niemand mehr zum Betteln gezwungen, das Betteln dementsprechend verboten worden, und so hat das Almosengeben, diese müheloseste, aber auch höchst persönliche Art des Wohlthuns im Principe aufgehört. Der Durchschnittsbürger ist daher fest überzeugt, mit seinen Abgaben, aus welchen ja auch die öffentliche Armenfürsorge bestritten wird, sich aller Wohlthätigkeitsverpflichtungen erledigt zu haben. Dem ist jedoch durchaus nicht so. Keine Zeit war mehr berechtigt als die unsrige, erhöhte Anforderungen an die persönliche Wohlthätigkeit zu stellen. Der allgemeine Wohlstand hat sich in ungeahnter Weise vermehrt, und dank einer viel verbreiteteren Bildung haben sich die berechtigten Ansprüche und Bedürfnisse der unteren Classen dementsprechend bedeutend erhöht. Schade nur, daß wir keine andere Bezeichnung haben für die freiwillige thätige Theilnahme an der körperlichen und geistigen Noth unseres Nächsten als Wohlthätigkeit. Denn der Begriff Wohlthätigkeit ist ein für allemal stark discreditirt worden. Man hat ihn banalisirt und lächerlich gemacht durch die Wohlthätigkeitsbazare, -bälle, -concerte, -bankette u., wo überall das Vergnügen die Hauptsache ist, die Wohlthätigkeit nur der Deckmantel. Schwerlich wird der Besucher derartiger Veranstaltungen den Eindruck mit nach Hause nehmen, daß er wohlthätig gewirkt habe; ein persönliches Wohlthätigkeits-Interesse hat er nicht dabei; was mit dem Gelde geschieht, weiß er nicht und fragt auch nicht danach. Ebenso empfinden dürfte der reiche Mann, der mit einem Federstriche viele Tausende einem Wohlthätigkeitsinstitut verschreibt, um geadelt zu werden, einen Orden zu erlangen oder wenigstens in aller Leute Mund zu sein. Es ist ja gar nicht zu bestreiten, daß auch auf diese mehr oder minder äußerliche Weise sehr viel Gutes geschieht, und daher muß der Realpolitiker in der Armenpflege durchaus auf die menschlichen Schwächen der Gütlichkeit und Genußsucht speculiren. Das so geschaffene Gute dient aber nicht zur Förderung des Wohlthätigkeitsgedankens, sondern zu seiner Discreditirung. An sich ist die Spöttelei über die Wohlthätigkeit schon populär in manchen Kreisen, wohl mit in Folge falsch verstandener Brocken aus der Nationalökonomie, eines nichtverstandenen Darwinismus, der quietistischen Lehren eines modernen Pessimismus und der krankhaften Nitscheanischen Wohlthätigkeitsverachtung. Großen Antheil an der Unpopularität der heutigen Wohlthätigkeit hat aber auch ihre in letzter Zeit so stark hervortretende Tendenz des Vorherrschens bürokratischer technischer Elemente auf Kosten der persönlichen Theilnahme des Einzelnen an der zu schaffenden Wohlthat. Das ist jedoch der ganz natürliche Uebergangszustand jeder Institution, die sich plötzlich vor ungeahnt große Aufgaben gestellt sieht und nun vor Allem danach streben muß, den technischen Anforderungen eines großen Verwaltungsapparates gerecht zu werden. Danach fragt aber das Publicum wenig. Das Wohlthun ist bei ihm vorwiegend Gemüthsache und daher auf's Leichteste Stimmungen und Verstimmungen unterworfen. Vorherrschend ist auch noch die beschränkte Vorstellung, daß nunmehr der Staat alle Wohlthätigkeit übernommen habe, und daß persönliches Wohlthun daher falsche Sentimentalität sei. Das ist durchaus unlogisch. Unzweifelhaft ist es die wohlverstandene Aufgabe des Staates, sämmtliche seiner Angehörigen vor directem physischen Mangel zu schützen. Wie wir sahen, haben wir

dieses Ziel schon fast erreicht und werden es sicher noch ganz erreichen. Kann aber der Staat Wohlthat üben? Niemals! Das liegt auch durchaus außerhalb seines Wirkungskreises. Wohlthat ist ja die persönliche, daher seelische Antheilnahme an der Noth unseres Nächsten. Selbst wenn es dem Staate gelänge, alle physische Noth seiner Angehörigen zu beseitigen, wird die private, persönliche Wohlthätigkeit durchaus nicht aufhören, vielmehr wird ihr Gebiet ungemein erweitert und durchgeistigt. Denn erst die persönliche Theilnahme Privater an den vom Staate Versorgten kann der Fürsorge des Staates den Charakter der Wohlthat verleihen. Hier liegt die Quintessenz des Unterschiedes zwischen früherer und moderner Wohlthätigkeit, worauf wir noch ausführlicher zurückkommen werden. Vorerst sollten bloß die Gründe dargelegt werden, aus denen sich die merkwürdige Thatsache erklärt, daß jetzt mehr denn je Wohlthätigkeit in großartigen Anstalten geübt wird, und dennoch die Wohlthätigkeit im Privatleben des Einzelnen eine verschwindend kleine Rolle spielt gegen früher.

Ein jeder culturelle Fortschritt ist mit zeitlichen Nachtheilen verbunden, Nachtheilen, welche oft viele Kurzfristige an dem Fortschritte als solchen verzeifeln lassen. So war es auch mit dem Aufhören des Almosengebens. Seit der Staat die Bettelerei verbot, wozu er in Folge seiner Vorkehrungen durchaus berechtigt war, wurde das Almosengeben als demoralisirend verpönt. Sehr mit Recht lehrten die Armenpolitiker, daß es besser sei, ein Almosen zu wenig zu geben als eines zu viel; ferner solle man einen Bettler eher mit Arbeit als mit Lebensmitteln, aber lieber noch mit Lebensmitteln als mit Geld unterstützen. Das leuchtet ja auch ein. Aber es liegt einmal in der menschlichen Natur, aus der Beschränkung persönlicher Triebe, namentlich der ehlen, radicale Schlüsse zu ziehen. Man hatte einfachen Seelen die Freude am Almosengeben genommen; daraus schlossen sie, daß jede persönliche Wohlthätigkeit zwecklos sei und beschränkten sich von nun an auf das Zahlen von Beiträgen an einen Armenverein. Als ob es keine Gelegenheit mehr gäbe für zweckmäßige persönliche Wohlthätigkeit? Daran ist indeß durchaus kein Mangel, nur muß man jetzt die Armen selbst auffuchen, während sie früher in die Häuser kamen. Die persönliche Wohlthätigkeit ist also unbequemer und mühevoller geworden, aber darum eben werthvoller und vertiefter. Das Almosengeben brachte nur einen kurzen persönlichen Verkehr mit dem Armen und beseitigte außerdem nur augenblickliche Noth. Heute handelt es sich meistentheils um verschämte Arme, also durch Unglück mittellos Gewordene, denn nur für solche kommt die staatliche Fürsorge nicht in Betracht, weil sie dieselbe nur in äußerster Noth beanspruchen. Natürlich ist es in solchen Fällen nicht mit einem Almosen gethan. Der moderne Armenpfleger muß vielmehr durch persönliche Eingehen auf die ganzen Lebensverhältnisse des Nothleidenden herauszufinden suchen, wie derselbe dauernd von Noth befreit werden kann; ob durch eine einmalige Unterstützung, ob durch Verschaffen von Arbeit, Pflege kranker Kinder, des Mannes oder der Frau u. Diese individualisirende Art der Armenpflege ist denn auch das Princip mehrerer moderner Armenvereine geworden, welche den Hauptwerth legen auf einen persönlichen Verkehr zwischen Pfleger und Verpflegtem. Daher werden diese Vereine wohl immer in der Lage sein, Wohlthunswilligen gute Gelegenheit zu verschaffen. Allerdings muß der Einzelne viel größere persönliche Opfer bringen als früher. Es ist demnach reichlicher Ersatz vorhanden für das persönliche Element des Almosengebens, auch auf dem Felde der selbstständigen Privatwohlthätigkeit. Eine weitere hohe Aufgabe erstreckt aber der modernen Wohlthätigkeit darin, die mehr oder minder unpersönliche Staatsfürsorge durch persönliche Antheilnahme an den staatlich Verpflegten erst zu einer wirklichen Wohlthat zu gestalten. Wie schon erwähnt, haben Staat und Gemeinde im Princip die Fürsorge für alle ihre nothleidenden Angehörigen übernommen. Augen-

blicklicher Noth begegnen die Naturalverpflegungsanstalten, sowie die Herbergen zur Heimath. Für dauernd Arbeitsunfähige sorgt die Heimathgemeinde, wozu bei Arbeitern noch die Alters- und Invaliditätsrente tritt. Die vorübergehende Arbeitslosigkeit Arbeitswilliger suchen die Arbeitsvermittlungsbureaus privater und, neuerdings in der Schweiz, auch staatlicher Einrichtung zu beseitigen oder wenigstens möglichst abzukürzen. Natürlich ist trotz alledem leider noch lange nicht für alle physisch Nothleidenden gesorgt, aber sicher werden wir noch dazu kommen. Hat dann die Privatwohlthätigkeit nichts mehr zu thun? Im Gegentheil; ihr Wirkungskreis wird ein größerer, wie ja auch schon die jetzt bestehende staatliche Fürsorge den Wirkungskreis der Wohlthätigkeit bedeutend vergrößert hat. Alle die Kräfte, welche früher zur Linderung lediglich physischer Noth nöthig waren, sind jetzt frei geworden zu einer intensiveren seelischen Antheilnahme an den Nothleidenden. Wie oben erwähnt, fällt physische Pflege mit seelischer jetzt meist zusammen. Wird aber die physische Noth überhaupt beseitigt sein, so bleibt noch das weite Wirkungsfeld der rein seelischen Fürsorge für die physisch Verpflegten. Diese eminent moderne Art der Wohlthätigkeit hat zudem den großen Vortheil, daß auch der finanziell schwach Gestellte sie im weitesten Maße üben kann, da sie fast nichts kostet. Hierum handelt es sich schon jetzt bei den in Staatsanstalten Verpflegten. Nehmen wir zum Beispiel die Waisenkinder. Dieselben sind in den Waisenhäusern gewiß gut versorgt. Kann ihnen aber der Staat auch Liebe geben, das Brod der Kindesseele? Nein! Sorgen wird er gewiß für gute, gewissenhafte Lehrer und Hüter der Kinder, aber deren Zahl ist im Verhältnis zu der der Kinder viel zu klein, als daß sie, ohne ungerecht zu werden, jedem einzelnen ihrer Schützlinge die nöthige individualisirende Liebe entgegenbringen könnten. Das konnte nur ein Genie wie Pestalozzi. Hier also hat die Privatwohlthätigkeit ein weites Wirkungsfeld, denn:

„Eines Kindes Seele braucht die Liebe,
Sowie die Blume braucht das Sonnenlicht,
Um zu entfalten ihres Kelches Pracht.“

Nehmen wir nun an, eine Familie wählt sich aus der Zahl der Waisenkinder einen Schützling, den sie Sonntags zu sich einladet, mit welchem sie Spaziergänge macht, kurz, an dem sie lebhaftes Interesse nimmt, während sie ihn aber ruhig in der staatlichen Anstalt läßt, so ist diese Wohlthätigkeit zunächst mit keinerlei Kosten verbunden, also auch armen Familien durchaus möglich. Das so beschützte Waisenkind hat aber plötzlich eine Familie bekommen, es wird mit Liebe umgeben, mit freundlicher Theilnahme. Das wird das Kind vor Verbitterung schützen, seinen Charakter freundlich machen und ihm den Glauben an menschliche Güte beibringen, der so oft bei lieblos Erzogenen frühe unwiederbringlich verloren geht, was diese zu jeder allgemein nützlichen Thätigkeit unbrauchbar macht. Doch auch die betreffende Familie wird den größten Segen von ihrer Wohlthat haben, indem ihre Kinder sich frühe an Wohlthun gewöhnen und jenen einzig haltbaren Standpunkt annehmen, den Mensch im Menschen zu achten, ein Standpunkt, der sie für die Zukunft befähigt, in allen Berufsarten principiell das Beste zu leisten.

In gleicher Weise, wie den staatlich versorgten Kindern, ist aber auch den so untergebrachten Erwachsenen, armen Kranken und Altersschwachen, persönliche Fürsorge von privater Seite angeheißen zu lassen. Auch hier thut Geld wenig, die Persönlichkeit alles. Daher kann auch der wenig Begüterte es sich erlauben, seinen Kreis von Schützlingen zu haben, die er besucht, bei sich aufnimmt, denen er kleine Freuden bereitet, kurz an denen er persönlichen Antheil nimmt. So wird in manches trübe und einsam verbrachte Leben, das die Freude kaum je erhellt hat, noch in letzter Stunde ein freundlicher Strahl der sinkenden Sonne fallen. Derart im Stillen

geübte Wohlthat birgt ihren Lohn in sich, und der Gebende ist hier der Empfangende.

Aus alledem geht hervor, daß im modernen Sinne nur der wohlthätig genannt werden kann, dessen Seele stets hilfsbereit ist und theilnahmsvoll gegenüber allen physischen und seelischen Leiden seiner Umgebung. Der nächste Kreis der Wohlthätigkeit ist daher unzweifelhaft die Familie, die Verwandten und dann die Dienstboten, Angestellten, dann private Hilfsbedürftige und schließlich die in staatlichen Anstalten Untergebrachten. Aber schematisiren läßt sich die wahre Wohlthätigkeit nicht, sie ist ein spontaner Drang:

Es sei die Wohlthat eine freie That
Und kenne keinen Lohn und fürchte nichts:
Ein großer freier Schaffenstrieb der Seele!

Eine hübsche Definition der Wohlthätigkeit giebt der große Socialästhetiker Ruskin: „Gutes auf sicherem Wege geschieht, indem man Menschen nährt, Menschen kleidet, Menschen behaust und schließlich mit den Künsten, Wissenschaften und anderen Anregungen Menschen Freude bereitet.“ —

Den eminent erzieherischen Werth der Wohlthätigkeit haben wir schon berührt; derselbe ist um so mehr zu berücksichtigen, als es sich darum handelt, einen Ersatz zu schaffen für das unstreitig höchst erzieherische Moment des nunmehr verpönten Almofengebens. Früher sahen die Kinder, wie ihre Eltern den Armen die Gaben einhändigten und wurden auch wohl selbst dazu angehalten. Das machte Eindruck. Wie sinnig war z. B. die altfranzösische Sitte, nach welcher zum Pathen eines Kindes der erste Bettler bestellt wurde, der nach der Geburt an die Thüre klopfte. Das sollte Segen bringen. Der gewiß nicht sentimentale Montesquieu erzählt nicht ohne Rührung, daß auch er einen Bettler zum Pathen gehabt habe. —

In die Erziehung durch Wohlthätigkeit, die natürlich auch eine Erziehung zur Wohlthätigkeit ist, haben sich Haus und Schule zu theilen. Natürlich fällt dem Elternhause die Hauptaufgabe zu. Hier wie überall ist das wichtigste Erziehungsmittel das Beispiel. Früh muß das Kind daran gewöhnt werden, den Einzelnen nicht nach äußeren Gütern, Reichthum, Rang, Titel zu beurtheilen, sondern nach seiner Menschlichkeit. Auf diese Weise dürfte der bei Kindern wohlhabender Eltern so natürliche naive Hochmuth ärmlichen Kindern gegenüber gar nicht aufkommen. Des Weiteren wäre durch beständiges Anhalten zur Gefälligkeit und Freundlichkeit frühzeitig der Blick zu schärfen für fremde Leiden. Hieran fehlt es so unendlich oft, und so unterbleibt der größte Theil des möglichen Wohlthuns weniger aus bösem Willen als aus Mangel an Blick. Die oben angeführte gastliche Aufnahme von in öffentlichen Anstalten untergebrachten Waisenkindern oder auch anderen armen Kindern dürfte hierbei von großem Nutzen sein. Indes müßte dabei strengste Aufsicht herrschen, da diese armen Geschöpfe natürlicher Weise oft sehr große Unarten und Jugendlaster an sich haben, vor deren Verbreitung gewahrt werden muß. Allein dies scheint bei tüchtiger Aufsicht durchaus durchführbar. Einer solchen Erziehung müßte es gelingen, dem Kinde schon frühe die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, beizubringen, was nach Goethe die Quintessenz des Christenthums ist und dessen einziger, aber eminenter Vorzug vor der so hohen Ethik des classischen Alterthums. Ebenso wird ein so erzogenes Kind später einmal viel leichter zur Erkenntniß kommen, daß die höchste Aufgabe des Einzelnen in der beständigen künstlerischen Ausarbeitung seines ethischen Lebens besteht.

In demselben Geiste hätte natürlich auch die Schule einzuwirken in der Erziehung durch und zur Wohlthätigkeit. Zu empfehlen wäre hierzu der öftere gemeinsame Besuch von Waisen- und Rettungshäusern unter verständnißvoller Erklärung und allerdings sehr gut beaufsichtigten gemeinsamen Spielen. Das müßte entschieden auf ein junges Gemüth

großen Eindruck machen und ihm mehr als alle theoretischen Erörterungen zur Erkenntniß bringen, wie zufällig der Reichthum ist, und in wie glücklicher Lage es sich ohne alles eigene Verdienst befindet. Des Weiteren müßte dies die Kinder dankbar stimmen gegen Eltern und Lehrer und jenen oben erwähnten so verblüffenden Hochmuth gegen ärmliche Kinder wirkungsvoll bekämpfen, kurz auf die ganze seelische Entwicklung den wohlthätigsten Einfluß ausüben, da bekanntlich die Jugendeindrücke die bestimmenden sind.

Eine solche Erziehung durch die Wohlthätigkeit erweist sich sicher auch als das beste Prophylaktikon gegen einige moderne häßliche und moralisch unlogische Erscheinungen. Hierzu gehört in erster Linie die Ehrfurcht vor dem Gelde. Das Krankhafte dieser Erscheinung zeigt sich zunächst darin, daß dem Besitzer des Geldes geschmeichelt wird, ohne daß der Schmeichler damit irgend welche reellen Absichten verbände; daß man sich geehrt fühlt, mit einem reichen Manne bekannt zu sein, von ihm begrüßt zu werden und mit ihm zusammen gesehen zu werden. Diese moderne Ideologie scheint bloß entwürdigend und im höchsten Grade lächerlich. Das Gefährliche derselben liegt aber darin, daß eine Suggestion stattfindet, indem das Urtheil über persönliche Eigenschaften der Reichen in seltsamster Weise zu ihren Gunsten beeinflusst wird. So weit geht die Illogik, daß einem Reichen, der mit einem bedeutend Armeren freundlich verkehrt, dies geradezu zum Verdienste angerechnet wird. Diese moderne Krankheit ist also nicht nur unendlich lächerlich und entwürdigend, sondern sie hemmt auch die freie Kritik, ist somit höchst gefährlich. Aber noch schädlicher hat sich diese Erscheinung für die Reichen selbst erwiesen, indem sie sich durch die sie umgebende Ehrfurcht und Schmeichelei vielfach suggeriren ließen, daß reich zu sein an sich ein Verdienst sei, und der Reichthum keine Verpflichtungen in sich schließt. Das so, wenn nicht groß gezogene, doch mindestens stark ermutigte geistlose und höchst unmoralische Progenium gab natürlich immer der anticapitalistischen Agitation die besten Waffen zur höchst unlogischen Discreditirung aller Reichen und des Capitals als solchen. So wurde auch jener seltsame, social und ethisch so unendlich schädliche, aus Neid, Bewunderung und Verachtung gemischte Haß der Mitglieder der niederen Stände gegen die einzelnen Mitglieder der höheren Stände persönlich erzeugt, wovon noch weiter unten die Rede sein wird. Wenigstens liegt ständig die Gefahr nahe, daß der Reiche durch die ihn umgebenden Schmeicheleien leicht die Pflichten des Reichthums vergißt. Bekanntlich ist es ja viel schwieriger gewissenhaft reich zu sein als reich zu werden. Theoretische Aufklärung über die Pflichten des Reichthums fehlt noch. Haben selbst die Wissenschaftler es nicht mit den Reichen verderben wollen, oder hielten sie die Beantwortung dieser Frage bei gutem Willen für zu einfach? Das wäre jedenfalls auch nicht richtig. Wie vielen wirklich strebsamen ist nicht der Reichthum zum Fluche geworden; ihren Arbeiten wurde geschmeichelt, aber sie wurden nicht ernst genommen und fanden daher nicht das rechte Interesse von Seiten ernster Männer. Vielleicht auch haben sich viele empfindlichere Gemüther von ihnen fern gehalten aus Angst für Schmarozker zu gelten, — diese Scheu vor den Reichen ist auch eine moralische Zeitkrankheit — und somit waren und sind häufig recht strebsame Rabobs auf den Verkehr mit geistlosen Schmarozkern angewiesen und bleiben geistig fruchtlos. Es geht ihnen — ich habe diesen Vergleich irgendwo gelesen — wie dem König Midas, dem Alles, was er berührte, zu Gold wurde, und der darum fast verhungert wäre. Zum Glück befreite ihn ein Bad im Quell Paktolus von dieser unseligen Segensgabe. Doch dem modernen strebsamen Rabob sprudelt kaum eine paktolische Quelle, nachdem er einmal die Goldzauberkraft seiner Hände erkannt hat. Dann ist schon zu viel Enthusiasmus verpulvert worden, und es bleibt nur die unfruchtbare Resignation. Mit der Erziehung zum Genuß

und zu den Pflichten des Reichthums muß eben früher begonnen werden. Ein junger Mann, dem im oben erwähnten Sinne eine Erziehung durch die Wohlthätigkeit zu Theil geworden ist, wird nicht der paktolischen Quelle bedürfen. Er hat frühe eingesehen, daß Reichthum nur in den Händen Gebildeter und Wohlwollender nicht unmoralisch wirkt, und daß der Reiche beständig seine Berechtigung beweisen muß, reich zu sein. Außerdem hat er Blick für fremde Leiden; er geht mit offenen Augen durch die Welt und bedauert nur, daß er nicht noch viel reicher ist, um viel mehr nützliche Thätigkeit zu haben, denn daran ist nur zu großer Ueberfluß. Die Wohlthat dieses Reichthums wird sich freilich nicht auf bloßes Geldverschreiben beschränken, sondern er wird mit seiner ganzen persönlichen Geisteskraft, die er ja umsonst anbieten kann, für die zweckvolle Anwendung des gespendeten Geldes eintreten und sein Leben wird arbeitsreich und darum köstlich sein. Ein solcher Reicher könnte es auch riskiren, seinen Sohn zu nichts Anderem zu erziehen als zum Genuße des Reichthums im eben geschilderten Sinne. Natürlich müßte eine solche Vorbildung eine sehr umfassende sein, da sie dem jungen Manne das Verständniß geben müßte für alle Zweige menschlicher Thätigkeit und menschlichen Strebens. Denn nur so kann er seiner Individualität nach entscheiden, wo er mit seiner unentgeltlichen Arbeitskraft und mit seinen Mitteln einzutreten habe. —

Noch eine weitere Heilung wäre der Erziehung zur Wohlthätigkeit vorbehalten; es handelt sich hier nicht um eine moralische Krankheit, als welche die Ehrfurcht vor dem Gelde anzusehen ist, sondern um ein tief eingprägtes altes Vorurtheil, das nicht mehr zeitgemäß ist, da jeglicher Logik entbehrend. Ich meine die grundfalsche Vorstellung, welche so viele, namentlich private, Vorgesetzte von der Stellung ihrer Angestellten haben. Während doch in der That diese Anstellung eine reine Geschäftssache ist, — der Verkauf der Arbeitskraft während der dafür festgesetzten Stunden — also mit der Person des Untergebenen gar nichts zu thun hat, bilden sich viele Vorgesetzte, namentlich im kaufmännischen Leben, ein, daß sie berechtigt seien, ihre eventuelle Unzufriedenheit auch in persönlich kränkender Weise vorzubringen. Man könnte einwenden, daß es ja dem Angestellten frei stünde zu kündigen. Das ist leicht gesagt. Gewiß steht es einem Jeden frei zu verhungern — mit seiner Familie, wenn er verheirathet ist. Bei der ungeheuren Ueberfüllung des Arbeitsmarktes wird er aber lieber eine Fülle persönlicher Kränkungen einstecken, als sich und die Seinen dieser Gefahr aussetzen. Natürlich wird dadurch der Charakter verbittert, die Selbstachtung erniedrigt und der Mann unglücklich gemacht. Das war in den meisten Fällen zwar nicht die Absicht des betreffenden Contorthyrannen, aber er würde es für eine große Zumuthung halten, daß er, eine so wichtige, in Anspruch genommene Persönlichkeit, auch noch auf solche Kleinigkeiten, wie das eventuelle Zartgefühl seiner Angestellten, Rücksicht nehmen sollte. Hier wiederum liegt ein Bildungsfehler vor; es fehlt der Blick für Anderer Leiden. Ein im oben bezeichneten Sinne durch Wohlthätigkeit Erzogener wird nie in solche Fehler verfallen, vielmehr stets darauf bedacht sein, durch freies menschliches Entgegenkommen seine Angestellten fühlen zu lassen, daß er sich keinerlei Rechte über ihre Person anmaßt und sich durchaus für nichts Höheres hält als sie. Beiläufig bemerkt, wird ein so gehaltenes Personal auch viel eifriger und gewissenhafter für seinen Chef arbeiten. Hier wie überall zeigt es sich, daß Humanität die größte Klugheit ist. Erwachsene Menschen sind nicht, wie gewisse überkluge „Leute der Praxis“ meinen, durch Furcht im Respect zu erhalten, — diese erzeugt innerlich Haß und äußerlich Heuchelei — sondern nur durch aufrichtige Sympathie für den Chef und durch dessen Beispiel in der Pflichterfüllung. Da wir so nun einmal bei der leidigen Frage der Handelsgehülfen angelangt sind, so kann ich nicht daran vorbeigehen, ohne

deren precäre, uns Deutschen durchaus nicht zum Ruhme gereichende Lage zu berühren. Es giebt ja leider viele wirklich gemeine Menschen, in deren Natur es liegt, gegen Schwächere sich niederträchtig zu benehmen. Daß sich derartige Creaturen gerade in den subalternen Bureaustellen finden, mag wohl mit der mechanischen, geisttödtenden Beschäftigung zusammenhängen. Nimmt man hier noch die oben erwähnte mehr gedankenlose oder nervös überreizte Tyrannei der Contorregenten hinzu, so erklärt sich das moralische Elend unserer kleinen Contorgehülfen vollauf. Berufeneren überlasse ich die Schilderung der Lage unserer sogenannten Lehrlinge, die unter dem Vorwande gelehrt zu werden, auf's Niedrigste ausgenutzt, nicht bezahlt und dabei noch vielfach gemein behandelt werden. Viele der „Stützen“ unserer Gesellschaft sind Chefs derartiger, größtentheils mit Lehrlingen höchst wohlfeil arbeitender Firmen. Das sind die Biedermänner, die als Vorstand angesehener Wohlthätigkeitsvereine, die ihnen Relief geben, große Töne reden von Menschenliebe und Gerechtigkeit. Ob der projectirte Gesetzesentwurf hierin viel Abhilfe bringen wird, bezweifle ich. Einstweilen wäre es sehr förderlich, wenn die jetzt noch eingeschüchterten Lehrlinge veranlaßt würden, derartige Fälle thatkräftigen Publicisten zu unterbreiten, die dann durch die nicht manchesterliche Presse ordentlich die öffentliche Meinung in Aufruhr setzen müßten. — Dies Alles sollte illustriren, was eine Erziehung zur Wohlthätigkeit verhindern kann; vielleicht bin ich etwas zu weit vom Thema abgeschweift, aber ich glaube, daß man jede Gelegenheit ergreifen muß, um auf derartige blutende Wunden im Volkskörper hinzuweisen. — Noch gegen ein weiteres modernes, moralisches Vorurtheil von großer Schädlichkeit wird ein zur Wohlthätigkeit erzogenes Menschenmaterial mit Erfolg ankämpfen. Es ist dies der schon erwähnte, in den unteren Volksschichten vielfach verbreitete Haß gegen die einzelnen Mitglieder der oberen Classen. Derselbe wird weniger durch den Neid hervorgerufen als durch die höchst unlogische Vorstellung, als billige jeder Einzelne — es handelt sich hauptsächlich um die Mitglieder der Bourgeoisie — alle Handlungen seines Standes, also des Capitalismus, und sei deshalb mit schuld an allen wirklichen und vermeintlichen Schäden, welche die Tendenzen desselben über die Massen gebracht haben. Was können aber zunächst Frauen und Kinder dafür, daß sie im Luxus geboren sind? Was haben sie ferner für eine Vorstellung vom Arbeiterleben oder von der Börsenspeculation? Außerdem wird Niemand die Auswüchse des Capitalismus — z. B. Arbeiterexploitation und gewissenlose Börsenmanöver — schärfer verurtheilen als der ehrbare Capitalist, und so weit dürfte die Volksverführung denn doch noch nicht vorgeschritten sein, daß das Volk in jedem Capitalisten gleich einen Schuft sähe. Ist schließlich der als Sohn eines Kaufmannes geborene Zwischenhändler, der in redlicher Arbeit, meistens schwer genug, sich und die Seinen erhält, auch dafür verantwortlich, daß sein Stand, das Zwischenhändlerthum, die Lebensmittel des Proletariats um das drei- und vierfache vertheuert? Soll er etwa darum selbst Arbeiter werden? Außerdem ist in den Consum- und Productionsgenossenschaften schon der Weg zur Abhilfe gefunden. Welcher Brutalitäten der Classenhaß fähig ist, haben die wahnsinnigen anarchistischen Bombenattentate auf das doch vielfach aus Frauen und Kindern bestehende Theaterpublicum in Barcelona bewiesen. Bleibt dies auch ein einzelner Wahnsinnsfall, so ist doch darin deutlich die weitverbreitete Tendenz ausgeprägt, Frauen und Kinder als mitschuldig zu betrachten. (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Oberon's Lebensschicksale.

Von Dr. Wilhelm Kleefeld.

Im Mittelpunkt der Bühnenfestspiele, die Wiesbaden, die freundliche Quellenstadt, zu einem preussischen Bahreuth erhoben, steht heuer Weber's „Oberon“. Durch die Initiative des Kaisers wurde die romantische Zauberoper einer Umarbeitung unterzogen, die Text und Musik in neuem Gewande zeigen. Intendant von Hülßen, Major Lauff und Capellmeister Schlar sind die Executivorgane des kaiserlichen Willens.

Armer Oberon! wie oft schon ist dir ein mitleidvoller Erlöser genahet, der deiner vorzeitigen Vergessenheit das ewige Leben zu geben versprach! Deine Schicksale verdichten sich zu einer gewaltigen Tragödie, wie die Wechselfälle deines Urhebers, den die Ungunst der Verhältnisse vom Wunderkind zum Pianisten, vom Lieddichter zum Privatsecretär und vom Schuldgefangenen zum sächsischen Hofcapellmeister stempelte. Der „Oberon“ war des Meisters letztes Werk; die heimtückische Krankheit, die ihn befallen, setzte seinem Leben ein vorzeitiges Ziel. Weber fühlte es und betrachtete es als seine heilige Pflicht, die kurze Spanne so auszunutzen, daß er seine Familie in leidlich angenehmen Verhältnissen zurückließ. So kam ihm das Anerbieten, für das Londoner Covent Garden Theatre eine Oper zu componiren, sehr gelegen. 500 Pfund Sterling waren ihm dafür zugesagt. S. Blanché bearbeitete das Textbuch nach Wieland's „Oberon“ und Weber machte sich mit eiserner Energie an die Ausführung. Welche Schwierigkeiten waren zu überwinden! Die Musik mußte auf englischen Text gesetzt werden und Weber kannte die Sprache nicht. Mit geradezu erstaunlicher Gründlichkeit lernte er Englisch und brachte es in kurzer Zeit so weit, schon mit Blanché in dessen Muttersprache correspondiren zu können. Seine schriftlichen Uebungen, eine namhafte Anzahl Foliobogen umfassend, begannen mit Niederschrift des englischen Alphabets und dessen Aussprache. Es waren 153 Lektionen, die er bei dem Engländer Cary in den frühen Morgenstunden nahm, die erste am 20. October 1824, die letzte am 11. Februar 1826, fünf Tage vor seiner Abreise nach London. Anfang des Jahres 1826 war der „Oberon“ fertig gestellt und der Meister konnte der Einladung der englischen Unternehmer Folge leisten, die Einstudirung selbst zu leiten und die ersten Aufführungen zu dirigiren.

Trotz des bedenklichen Gesundheitszustandes reiste er am 16. Februar von Dresden ab. Als die Thüre seines Wagens zugeschlagen wurde, bemächtigte sich seiner Gattin eine furchtbare Erregung, sie stürmte auf ihr Zimmer, sank in die Knie und rief schluchzend wie in grausamer Selbstanklage: „Es war sein Sarg, den ich zuschlagen hörte.“ Ihre Ahnung sollte sich leider erfüllen, sie sah Weber lebend nicht mehr wieder.

In London mußte er anstrengende Zeiten durchleben, die seine zerrütteten Kräfte um so schneller dem Verfall entgegenführten. Das neue Werk beschäftigte ihn, mancherlei Zweifel stiegen vor ihm auf. Schon während der Composition hatte ihm das Textbuch Bedenken bereitet. „Die Einmischung so vieler Personen, welche nicht singen“ — schrieb er 1825 an Blanché —, „die Weglassung der Musik in den wichtigsten Momenten, alle diese Dinge berauben unserem „Oberon“ des Namens einer Oper und werden ihn untauglich machen für alle anderen Bühnen Europas.“ Die Rolle des Elfenkönigs wurde gegen Weber's Willen für männliche Stimme und Figur zugeschnitten; er mußte gegen seine Ueberzeugung und innere Eingebung seine Musik darnach setzen. Dies war dem sinnvollen Künstler so empfindlich, daß er gegen seine Freunde in Dresden mehrfach sein Mißfallen

äußerte und erklärte, es könne nie „etwas Anderes als ein bloßes Gemachtes“ werden. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß er zur deutschen Aufführung diese Rolle für eine Sängerin umgearbeitet haben würde, wenn sein Lebensfaden nicht zerschnitten worden wäre. Dann war er völlig überzeugt, daß mit der Befreiung der Liebenden und der großen Elfenerscheinung Alles geschlossen werden müsse, der „dumb-show des Hofes Karl's des Großen aber ein sehr störendes und sinnloses Puppenspiel“ sei. Allein John Bull forderte dies unerlässlich, und so erhielten wir wenigstens noch eine herrlich schöne Marschscene als Zugabe.

Weitere Mühen schufen ihm die englischen Sänger. Der Vertreter des Hön, Mr. Braham, weigerte sich, die große Arie zu singen, deren gewaltigen Anforderungen seine Kunst nicht gewachsen war. So sah sich Weber gezwungen, noch in letzter Stunde für den Engländer eine neue Arie zu componiren. Er schrieb darüber seiner Frau: „Braham bettelt um eine große Scene statt seiner ersten Arie, die allerdings etwas hoch ist. Erst war mir der Gedanke ganz fatal und ich wollte nichts davon hören. Was ist aber zu thun? Braham kennt kein Publicum und ist der Abgott desselben. Ich muß dem Erfolg zu Liebe überhaupt ein Stück Arbeit mehr nicht scheuen — also — frisch hineingebissen in den sauren Apfel. Und die erste Arie hab' ich so lieb! — für Deutschland lasse ich Alles, wie es ist, denn ich hasse die Arie im Voraus, die ich — hoffentlich heute noch — machen werde.“ Noch am gleichen Vormittag fügte er hinzu: „Nun! die Schlacht ist zu Ende, d. h. die Hälfte der Scene. Nachmittags hoffe ich noch, die Türkinen jammern, die Französinen jubeln und die Krieger Victoria schreien zu lassen.“ — Diese nachcomponirte Arie ist, sozusagen, im englischen Stil gehalten, mit eigenthümlichen Schnörteleien ausgestattet, aber voll von herrlicher Melodie und von hohem künstlerischen Schwung.

Auch mit der Vertreterin des Meeremädchens hatte Weber Manches auszustehen, er sah mit angstvoller Scheu der Erstaufführung entgegen, die endlich am 12. April stattfand. Der Erfolg übertraf jedoch seine kühnsten Hoffnungen, er nahm Formen an, die man in dem nebeligen Klima des Inselreiches nicht gewohnt war. Ueberrücklich schrieb der Meister noch in derselben Nacht um $\frac{3}{12}$ Uhr an seine Frau: „Meine innigtgeliebte Lina! Durch Gottes Gnade und Beistand habe ich denn heute Abend abermals einen so vollständigen Erfolg gehabt, wie vielleicht noch niemals. Das Glänzende und Ruhrende eines solchen vollständigen, ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben. Gott allein die Ehre!!! Wie ich in's Orchester trat, erhob sich das ganze überfüllte Haus und ein unglaublicher Jubel, Bivats- und Hurrah-Rufen, Hüte- und Tücherschwenken empfing mich und war kaum wieder zu stillen. Die Ouverture mußte wiederholt werden; jedes Musikstück zwei bis drei Mal mit größtem Enthusiasmus unterbrochen. Braham's Arie da capo. Im 2. Act Fatime's Romanze und das Quartett da capo. Am Ende mit Sturmesgewalt mich herausgerufen, eine Ehre, die in England noch nie einem Componisten widerfahren ist. Das Ganze ging auch vortrefflich, und Alle waren ganz glücklich um mich herum. — So viel für heute, mein geliebtes Leben, von Deinem herzlich müden Manne, der aber nicht hätte ruhig schlafen können, hätte er Dir nicht gleich den neuen Segen des Himmels mitgetheilt. — Gute, gute Nacht! Möchtest Du doch heute den glücklichen Ausgang ahnen können!“

Jetzt hatte sich die erstaunliche Energie eines Sterbenden aufgerieben; der Meister wollte nichts von weiteren Verpflichtungen hören. Die Berliner Hofoper hatte ihn eingeladen, noch im Sommer den „Oberon“ zu dirigiren. — „Nein, ich wüßte nicht, was mich dazu bewegen könnte. Ruhe, Ruhe ist jetzt mein einziges Feldgeschrei und soll es wohl für lange bleiben. Ich habe all' das Kunstgetreibe so satt, daß ich

keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbemerkt als Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heiteren, ruhigen Sinn.“ — Das Jahr war ihm nicht mehr gegönnt. Schon am 12. Juni senkte der Tod seine dunkeln Schatten über ihn; eine große, innere Befriedigung gewährte ihm die Zuversicht, seiner Familie im „Oberon“ ein schönes und werthvolles Vermächtniß hinterlassen zu haben.

Mit großem Pomp wurde die Leiche in der Moorfields Capelle zu London beigesetzt; man veranstaltete aller Orten Kundgebungen und Gunstvorstellungen für seine Hinterbliebenen. Aber sein Schwanengesang fand nur langsam Eingang zu den Bühnen, mühsam mußte er sich jeden Fuß breit Erde erkämpfen. Riga war die erste Stadt, die das Beispiel Londons nachahmte; in Leipzig fand die erste Aufführung auf deutschem Boden statt. Am 24. December 1826 wurde daselbst zur Feier des Geburtstages des Königs nach einem Prolog von Methusalem Müller das Werk in glanzvoller Inszenirung vorgeführt. Hamburg, Breslau folgten; überall erweckten die Weber'schen Töne einen begeisterten Widerhall. Nur in Wien fand das Werk wenig Anklang. Kein Wunder! hier glaubte man schon Weber verbessern zu müssen. Auf dem Theaterzettel vom 20. März 1827 heißt es: „nach der Hell'schen Uebersetzung aus dem Englischen des Blanché von Meisl bearbeitet. Musik von C. M. v. Weber; nach dem Clavier-Auszuge instrumentirt, vermehrt und abgeändert von Franz Gläfer zum Benefiz desselben.“ Und der Geistesmörder wurde nicht auf's Rad geflochten?! —

Berlin hinkte, wie gewöhnlich, langsam hinterdrein. Im Berliner Conversationsblatt vom Januar 1828 fragt ein Wißbegieriger: „Warum ist der Oberon von C. M. v. Weber noch nicht zu Berlin zur Aufführung gekommen?“ Zwei Freunde und Bevollmächtigte der Familie Weber gaben den Bescheid: die Hofoper habe zuerst 800 Thaler als Honorar in Aussicht gestellt, dann aber nur 500 geboten. Die Vormünder der Weber'schen Kinder glaubten in deren Interesse ein möglichst hohes Honorar erwirken zu sollen und machten einen Contract mit dem Königsstädtischen Theater, das sich bereit erklärte, 800 Thaler Fixum nebst entsprechenden Lantimen zu zahlen. Gegen die Aufführung protestirte die Intendantin, und eine schiedsrichterliche Commission verbot dieselbe im Königsstädter Theater. So kam endlich die Erstaufführung auf der königlichen Bühne am 2. Juli 1828 zu Stande.

Der Erfolg war wieder außerordentlich. Michael Beer, der Bruder Meyerbeer's berichtet darüber: „Die Liebe, mit der sich Alles beieferte, den Schwanengesang unseres ewigen Freundes wiederklingen zu lassen, hatte etwas Rührendes und Erschütterndes. Das Publicum empfand es und rief Alle hervor. Im Laufe der Darstellung wurde außer der Overture das reizende Quartett im 2. Act und das Duett zwischen Scherazmin und Fatime da capo verlangt und gesungen. Der Enthusiasmus, der das Werk erregt hat, war nicht, wie man glauben dürfte, ein Erzeugniß der Ostentation und Parteilucht. — Es war die reinste Empfindung der erheiterten Herzen, die sich wenigstens des geistigen, ewigen Lebens dessen erfreuten, der uns Allen leider zu früh entrisen worden.“ Man war allenthalben von der Wiedergabe sehr befriedigt; selbst „die Berliner Estaffette, ein literarisches Oppositionsblatt“ vergaß ihre Opposition und sagte: „Kunst und Pracht haben sich vereinigt, um das letzte Werk des unsterblichen Weber so auszustatten, wie die himmlischen Töne, mit denen der Meister sein schönes, der Harmonie geweihtes Leben endete, es verdienen.“

In Paris wurde schon 1827 die Oberon-Overture zwei Mal in den Concerts du Conservatoire gespielt und mit inniger Wärme aufgenommen. Die Oper sollte erst später folgen. „Eine kleine deutsche Truppe ließ 1830 den vollständigen ‚Oberon‘ im Théâtre Favart (der heutigen Opéra

comique) zwei Mal hören. Die Rolle der Rezia sang die berühmte Schröder-Devrient. Aber die Truppe war sehr unvollständig; der Chor ärmlich, das Orchester miserabel, die Decorationen durchlöchert, wurmförmig, die Costüme jämmerlich, zerlumpt; das einigermaßen einsichtsvolle, musikalische Publicum war gerade nicht in Paris, der Oberon blieb unbemerkt“ — so schreibt Berlioz in wehmüthiger Erinnerung.

Aber nicht nur in Paris, auch in der deutschen Heimath ließ der Erfolg allmählig nach, und die Märgler und Besserwisser suchten den Grund dafür in der mangelhaften Conception des Werkes. Man hatte ja die handschriftlichen Beweise in Händen, daß Weber mit jener Fassung, die er dem Drama für England gegeben, seine Arbeit gegenüber der deutschen Bühne keineswegs für abgeschlossen hielt. Mit diesen Documenten glaubte man sich zugleich die Befugniß und wohl auch die Befähigung erworben zu haben, nach eigenem Gutdünken Aenderungen und Umgestaltungen vorzunehmen, die eine thatächliche Verbesserung bedeuten sollten. Als ob es so leicht wäre, im Sinne eines Genius wie Weber zu denken und zu componiren!!

Man beeilte sich, zunächst den Dialog in Recitative umzuwandeln; Sir Julius Benedict, ein Schüler Weber's, hielt sich dazu am ersten berufen. Eine zeitgenössische Kritik schreibt über diesen Versuch: „Benedict's Recitative sind wohl zu lang, und es war gewiß unnöthig, dafür etwas aus Curyanthe zu entlehnen. Oberon mit seiner Partitur in erster Gestalt ist ein wundervolles Werk. Es wurde begonnen, als Weber schon recht krank, und vollendet, als er körperlich schon fast gänzlich erschöpft war. Aber es ist nicht Eine Note darin, die die Schwäche des Sterbenden verräth. In Oberon ruht eine verschwenderische Fülle von melodischem Reichthum und neuen Formen der Instrumentation in der Begleitung. Es ist ein Verbrechen, solch' ein Meisterwerk irgendwie zu mißhandeln.“ Mit den späteren Umarbeitungen hatte man ebenso wenig Glück. Grandaur und Wüllner vereinigten sich zur textlichen wie musikalischen Regenerirung: die Geschicklichkeit und Sinnigkeit des Musikers wurde anerkannt, der „oft sehr glücklich mit Leitmotiven operirte, die er aus der reichen Melodienkammer der Weber'schen Opern entnommen und in günstige orchestrale Beleuchtung gebracht hat.“ Doch auch diese Fassung konnte sich nicht auf der Bühne behaupten. Die Wiener Ausgabe bezeichnete man geradezu als „ein Attentat auf Weber, das einen glänzenden Durchfall zur Folge hatte. Man hatte aus der Oper ein großes Ballet mit Dioramen und etwas Weber'scher Musik zur Begleitung gemacht und sie unter Leitung eines alten Balletdirigenten gestellt.“ So war auch hier ein Mißerfolg unausbleiblich.

Angesichts all' dieser trüben Erfahrungen blickten die Weberfreunde ängstlich und bekümmert nach Wiesbaden hinüber, wo man abermals durch einen operativen Eingriff das Schmerzenskind der Weber'schen Muse für das moderne Kunstleben zu erhalten suchte. Der momentane, patriotische Enthusiasmus kann hier nicht ausschlaggebend sein; erst die Zukunft wird lehren, ob der kühne Wurf gelungen oder ob man der 74-jährigen Oberon-Tragödie nur einen neuen Act hinzugefügt.

Ein „deutscher Goldoni“.

Von Dr. Curt Heinrich.

„... Um mich einigermaßen zu zerstreuen, legte ich mich bey müßigen Stunden mehr als jemals auf unterrichtende Lectüre, und zum Umgange wählte ich, weil mir jetzt alle rauschenden Vergnügungen äußerst zuwider waren, einen Cirkel von Gelehrten und Künstlern, worin ich mir unter

Andern auch den berühmten Gelehrten und Dichter Lessing zum Freunde erwarb. Er gab sich viel Mühe, sich durch seinen Unterricht zu einem beifallswürdigen Schauspieler zu bilden; weil er aber zu diesem Fache mehr guten Willen als wahres Talent bey mir bemerkte, so lenkte er mich zugleich auf die, meinen Fähigkeiten mehr angemessene Laufbahn eines dramatischen Dichters und gab mir dazu die ersten wichtigen Fingerzeige.“

Dies geschah zu Breslau im Jahre 1763, und der es später als stolzeste Erinnerung seines Lebens aufzeichnete, ist der Schauspieler und Schauspieldichter Johann Christ. Brandes, geboren 1735 zu Stettin. Als er vor hundert Jahren, ein müder Mann, in Berlin starb, hinterließ er noch eine dreibändige Lebensgeschichte, die sich heute wie ein altmodischer, lebenswürdig geschwägiger Roman liest, Wahrheit und Dichtung aus dem Dasein eines fahrenden Mannes, der nach einer langen Jugend „auf der Walze“ voll wunderbarer Zwischenfälle und Abenteuer, Jahre hindurch seine Hände vergeblich nach dem Kranze des Mimen ausstreckte und dann doch Jahrzehnte lang Mitglied fast aller bedeutenden Truppen und Bühnen des deutschen Vaterlandes und über seine Grenzen hinaus war, vor Allem wohl dabei geschätzt als Mann seiner Frau, der talentvollen, lebenswürdigen, auch von Lessing bewunderten*) Charlotte Brandes und als beliebter, routinierter Bühnenschriftsteller.

Daß er als solcher nicht umsonst in die Schule Lessing's gegangen ist, zeigen die 1774 in zwei Bänden gesammelten Lustspiele. Einige frühere Versuche wie „Der Zweifler“ trugen noch ganz französisch-sächsischen Charakter. Hier kommt uns überall die Erinnerung an den Dichter der „Minna“ bei, in braven aber unsäglich matten Durchschnittswerken treten uns „Rührstück“ und „comédie serieuse“ entgegen, und in seiner Recension in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ durfte Eschenburg den Autor wegen der Leichtigkeit seiner Dialogführung und seiner großen Beliebtheit beim Publicum als „deutschen Goldoni“ feiern. Zwanzig Jahre später hat Brandes dann seine „Sämmtlichen dramatischen Schriften“ in zehn starken Bänden herausgeben können. Aber die Schlager seiner „Muse“ waren doch die Stücke jener ersten Sammlung geblieben, ihnen hatte er die Gunst des Tages zu verdanken gehabt. Und deshalb sind sie uns heute vielleicht ein wenig interessant als Durchschnittskunst eines Durchschnittsmenschen, doppelt charakteristisch für Literatur und Publicum seiner Epoche.

Eines sehen wir da sofort klar: wie sehr der weite Weg von der „Sara Sampson“ zur „Minna von Barnhelm“ nur der kräftigen Persönlichkeit Lessing's selbst möglich war; alle die kleinen Nachahmer und Nachseiferer auf den Bahnen, welche drüben in England und Frankreich zuerst eingeschlagen worden, blieben in endlosen Thränen und Seufzern kläglich stecken, oder aber sie glitten bald auf die bequeme Bahn des alten Schlenkrians zurück und boten, unbekümmert um die „niedrige Rangordnung ihrer Producte“ dem Publicum, was es eben doch haben wollte, „anständige Heiterkeit“ und platten Scherz, wobei es ja auch keineswegs neuen Wein und neue Schläuche verlangte. Bezeichnend hierfür ist Joh. Christ. Brandes, der nach beiden Richtungen hin seit 1763, eben der für ihn bedeutsamen Bekanntschaft mit einem der Größten, fleißig und gelehrtig thätig war und sich, für die zwei nächsten Jahrzehnte wenigstens, Ruf und Platz in den Repertoires aller namhaften Bühnen Deutschlands erwarb. Bescheiden, entgegenkommend, und von schwächlicher Unselbständigkeit, ließ er sich dabei von Winken literarischer Freunde, zu denen in Berlin besonders auch Engel und Hamler gehörten, und den Wünschen der Bühnenleiter immer leicht bestimmen, und

*) Sie mußte in Breslau auf Lessing's Wunsch als Mitglied der Schuch'schen Truppe die Sophie im „Famillenvater“ spielen und der berühmte „Uebersetzer“ sorgte persönlich dabei für ihre Toilette.

manche seiner Stücke, wie „Der geadelte Kaufmann“ oder der „Namenstag“ sind an verschiedenen Orten — Hamburg und Wien — unter verschiedenen Titeln mit verschiedenen Personennamen und Theiltheilung gegeben worden, ohne daß ihr eigentlicher Kern dadurch verändert war. Dieser, also die Handlung des Dramas, war dabei immer seine schwächste Seite. So meinte Engel schon, der, nachdem er ihm ein Compliment über seine leichte Dialogführung gesagt hatte, hinzufügte: „... aber einen guten Plan zu erfinden, ist Ihre Sache nicht“. In dem ernsteren Genre, dem er selbst hin und her schwankend die Titel „Schauspiel“ und „Lustspiel“ leiht, lehnt Brandes sich dabei eben ganz an die „comédie serieuse“ und „larmoyante“ an und fast überall entdecken wir ohne Mühe besonders Lessing'sche und Diderot'sche Einflüsse. Im Hinblick auf den „père de famille“, neben den ja der Freiherr v. Gemmingen bald seinen „Deutschen Hausvater“ setzte, hat so Brandes noch in späteren Jahren einen „Landesvater“ geschrieben, dessen ersten Reim er selbst auf den persönlichen Eindruck zurückführte, welchen Friedrich der Große und „sein würdiger Nachfolger, mit allen Eigenschaften und Fürstentugenden geschmückt“ ihm gemacht hatten.

Am beliebtesten waren der „Graf von Olsbach“ und „Der Gasthof“, die uns nun direct von der „Minna“ inspirirt erscheinen. Es ist derselbe neutrale Boden, der die Einheit der Handlung so sehr erleichtert; der Wirth im „Gasthof“ tritt uns als guter Bekannter: ein karikirter „Herr Grobian“, entgegen, „Pips“ geheißener; Lenchen ist als treue Kammerzofe und Freundin ihrer Herrin nach der Franziska zugeschnitten, und ein weicher Edelmuth fließt und tröpfelt durch das ganze Stück, ebenso wie durch den „Graf von Olsbach“, dessen „verabschiedete“ Officiere sich uns gerne als Kameraden Tellheim's vorstellen möchten. Was aber ganz fehlt, ist das, wodurch sich Lessing aus der feuchten Thränenatmosphäre des reinen Rührstückes emporgehoben hatte, die männlich frohe Laune, der freie und oft auch latente Humor, der aus der „Minna“ das erste deutsche Lustspiel gemacht hatte. Dafür entschädigte Brandes sein Publicum durch seine Kunst oder auch Künste, welche er in seinen langen Lehr- und Wanderjahren erworben hatte und die besonders darauf ausgingen, durch „komische Situationen“ das Gelächter zu erregen. Und was fand das bezopfte, kleinstädtische Publicum des achtzehnten Jahrhunderts nicht alles belachenswerth. Wie viele gute Bekannte wurden immer wieder als urkomisch angestaunt und wie oft noch rief eine uralte Hanswurstgrimasse donnernden Applaus hervor. Bei Brandes zeigt sich dabei aber doch, wie gut er die Aufgabe der lebendigen Bühne begriffen hatte, und viele Bemerkungen, besonders in den Vorreden zu seinen Stücken lassen den erfahrenen Theatermann erkennen. Er weist auf die große Bedeutung des scenischen Bildes hin, erörtert dann eingehend den Unterschied zwischen Buch- und Bühnendrama und hübsch ist es, wenn er es für nöthig hält, jedem Stücke eine Art von „Klingklang vorzuweben“, weil durch das Geräusch der Zuspätkommenden und die lauten Begrüßungen der Damen die ersten Scenen der Exposition dem Publicum fast jedes Mal verloren gingen. So schauen wir im „Geadelten Kaufmann“ beim Heben des Vorhanges auf ein buntes Maskentreiben herab, das an sich schon dem Regisseur Gelegenheit zur Entfaltung grotesker Costümkomik darbot.

Einen hübschen Schwankstoff, der — mutatis mutandis — vielleicht auch noch zu einer modernen Burleske dienen könnte, enthält „Die Hochzeitsfeier“ oder: „Ist's ein Mann oder ein Mädchen?“ Der junge Graf hält sich eines Welles wegen auf dem Schlosse seines Freundes, des Barons, ängstlich verborgen und wird deshalb von der einen Partei, d. h. besonders von einer der beiden Schwiegermamas, welche zur Feier des Hochzeitstages auf dem Schlosse eingetroffen sind, für die verkleidete Geliebte des Barons; von der anderen — Partei und Schwiegermutter — für den Geliebten der Baronin gehalten. Daraus ergibt sich ein ganzer Rattenkönig komischer

Verwechslungen, deren Aufklärung am Schlusse ein alter Diener ermöglichen muß. Das Stück war recht beliebt und es bedurfte ja auch keiner besonderen Schauspielercapacität, um die Komik seltsamer Irrthümer und complicirter Schlüsselbelauschungen genügend hervortreten zu lassen. Viel feiner, man könnte fast sagen, modern muthet uns dagegen die Idee des dreiactigen Lustspiels: „Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig“ an; vielleicht gerade deshalb, weil der Autor es „unserer vaterländischen Denkungsart nicht völlig angemessen“ findet. Baron Balmour ist seinem jungen Frauchen von Herzen zugezogen, hält es aber nicht für „bon ton“, diese seine Liebe zu zeigen, sondern er proklamirt — vorläufig für sich — das Recht, um die Minne des Fräuleins Henriette von Lindenhayn, einer Freundin seiner Frau, werben zu dürfen. Mit Hülfe dieser munteren Dame und ihres ernsthaft Geliebten übernimmt die Baronin aber bald die Heilung des Grillenhaften, indem sie scheinbar ruhig auf seinen Vorschlag eingeht, dann aber dasselbe Recht auf Außenliebe auch für sich in Anspruch nimmt. Wenn in der Ehe „duo facinet idem, est idem“, ist die Moral des Stückes, das uns am Schlusse die Perspective in ein harmonisches, „unserer vaterländischen Denkungsart angemessenes“ Eheleben eröffnet.

Diese beiden Inhaltsangaben werden genügen, um einen Begriff von dem Niveau und dem Inhalt dieser Lustspielproduction zu geben, wie sie fünfviertel Jahrhundert vor Blumenthal und Nadelburg das Publicum ergötzte. Bei der hartnäckigen Tradition aller Komik finden wir denn auch bei Brandes ohne Verwunderung noch verschiedene Standard-Charaktere der Weltliteratur wieder. So ließ er sich durch Molière und vier verschiedene „avari“ des Goldoni nicht abschrecken, einen ganz abscheulichen „jungen Geizigen“ auf die Bühne zu bringen; weiter treffen wir den „Hagestolzen“, den „Geadelten Kaufmann“ als „bourgeois gentilhomme“, und der komische Contrast zwischen „Stadt und Land“ oder die „Großstadtluft“ findet eine brave Bearbeitung in dem „Landsunker in Berlin“, wo auch ein etwas weitläufiger Better Riccaut's de la Marlinière auftritt. Ueberall hier ist die scenische Detailwirkung des Autors Stärke und die von Kritikern gerühmte Leichtigkeit „macht sich vortheilhaft geltend.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

— — — Von allen Seiten waren die zum Ball geladenen Gäste herbeigeströmt. Viele wohnten im königlichen Schlosse und seinen Pavillons, die meisten aber blieben auf ihren Yachten im Hafen oder auf dem der Königin zur Verfügung gestellten Dampfer. Jeden Morgen führten die Wagen diese zahllosen Gäste nach dem Schlosse, wo sie den ganzen Tag verlebten, und die Hirteninsel mit einer seltsamen Weltlichkeit erfüllten. Da sah man elegante Equipagen, die mühsam die steilen Wege hinaufrollten, dann in eleganten Toiletten, bei deren Anblick die Inselbewohner ihre Augen weit aufrißen. Eine tolle Festschlucht umschwebte das Schloß. In einem einzigen Tage improvisirt, sollten lebende Bilder gestellt werden, von berühmten Malern arrangirt, von berühmten Componisten begleitet. Die venezianische Nacht war wie ein Traum. Unter dem klaren Sternenhimmel, auf dem amethystfarbigen Meer schwammen die geschmückten Gondeln, belebt durch die herrliche Illumination, die bunten Costüme, den Flirt und Gesang. Und das Echo jener

Feste fand man in der Tagespresse wieder, in den Berichten berühmter Journalisten. Der Blumenball aber sollte an Pracht alles übertreffen und etwas märchenhaft Schönes werden. Die Königin Alexandra hatte Alles gethan, um einen glänzenden Erfolg zu sichern, und doch! wie wenig gehörten ihre Gedanken dem Feste. Sie dachte an ganz andere Dinge. Sie hatte durch jene kurze, heftige Scene in Wladimir eine stille Feindseligkeit gewedt, die mit jedem Tage stärker wurde und immer wieder in unehrerbietigen Worten, in einem Fluche, in einem Thürzuschlagen sich äußerte. Die Gäste merkten es wohl: der junge König war der ganzen Sache überdrüssig. Und man erzählte sich, er sei in Elena verliebt und wolle sie um jeden Preis heirathen. Man dachte zwar, daß es dahin nicht kommen würde, aber ehe er wieder zur Besinnung kam, konnte Vieles geschehen. Der König, zu dessen Passionen es gehörte, glänzende Feste zu feiern, war sehr lebenswürdig zu allen Gästen, nur die Gräfin Costi vernachlässigte er auffallend, zur großen Belustigung der übrigen Herrschaften. Und sie amüsirten sich damit, das Scharmüßel der Blicke zwischen der Gräfin Costi — einer Italienerin, die sich am römischen Königshofe unmöglich gemacht — und Elena heimlich zu beobachten. Wie sprachen die beiden Damen miteinander, nur hochmüthige, wüthende Blicke warfen sie sich zu, während sie mit ironischem Lächeln gegenseitig ihre Toiletten musterten und kritisirten. Und Prinz Edzart und die Herzogin von Luca waren entzückt von Elena. Sie war kein schüchternes Mädchen mehr, obwohl sie bei der Königin in Ungnade gefallen war und gleich nach dem Blumenball nach Thracien zurückkehren sollte. Es lag in ihrer Haltung, ihrem Gange etwas Triumphirendes; sie trug den Kopf höher, ihr Lächeln war selbstbewußt, und, ohne geziert zu erscheinen, konnte sie, wenn der König sie anredete, allen jenen Menschen ringsum, die sie beobachteten, durch einen einzigen Blick zu verstehen geben: Der König beachtet mich, der König liebt mich und der König thut was ihm gefällt und was er will. Was er will, verstanden?! Ohne sich weiter um Kaiser Othomar und die Prinzessin von Myrien zu kümmern. Sie war ganz verändert. Sie scherzte mit einer gewissen gracitösen Leichtigkeit, ohne zu flirten, und nur wenn sie mit dem König sprach, lag in ihrem scherzenden Ton ein zärtliches Etwas, das nur sie Beide, sie Beide ganz allein, verstehen sollten. An ihrer Hand funkelte ein herrlicher Stein, ein Angebinde des Königs, und als die Herzogin von Luca, sich natw stellend, sie einmal fragte, von wem sie denn den Ring bekommen, antwortete sie triumphirend und doch geheimnißvoll: „Diesen Ring? Den habe ich von Seiner Majestät. Aber bitte, liebe Herzogin, sprechen Sie nicht darüber, denn die Königin weiß es nicht.“

Der Königin gegenüber blieb Elena stets ehrerbietig, aber kühl und reservirt. Sie hat nicht um Verzeihung, auch nicht um die Gnade, sie dennoch bei sich zu behalten auf Paxos. Und Alexandra, die wohl wußte, daß Elena's Vater — ein armer General, der eben zum Kriegsminister befördert war — keinen Pfennig besaß und froh war, seine Tochter als Hofdame, auf Paxos gut versorgt zu wissen, war der Ansicht, zwischen dem König und Elena sei bereits ein bindendes Versprechen ausgetauscht worden; ferner glaubte sie, Briani, einmal Privatsecretär des Königs, würde dem König schon von dieser unsinnigen Verbindung abrathen, worauf der König dann erst recht diese Ehe eingehen würde. Er war ja noch ein unbesonnener Junge und würde Siparien kaum fürchten. Er fühlte sich mit seinem Parvenü-Königsblut viel zu sehr zum Herrscher geboren, als daß er Siparien gefürchtet hätte. Und er würde die Prinzessin von Myrien sitzen lassen und . . . Ihre Gedanken schweiften immer weiter. Sie liebte ihren Sohn, aber auf ihre Weise: erst kam sie selbst. Er mochte nach ihrem Tode herrschen: war er doch viel zu jung für ein so schwierig zu regierendes Reich wie Thracien. Sie aber würde Sipariens Gunst wieder gewinnen, sobald ihr Sohn die Gunst des Kaisers verlore. Und Siparien war für sie Alles . . .

Am Vorabend des Balles, während alle ihre Gäste mit den Vorbereitungen zu thun hatten, schrieb sie an Kaiser Othomar einen Brief. Sie konnte Briefe schreiben, wenn sie nur wollte. Und sie schrieb ihm,

daß sie sich unendlich freue über den Besuch ihres Sohnes, aber sie sei ebenso sehr beunruhigt über seine allzu große Unbesonnenheit, und daß sie es ebenso gerne sähe, wenn sich baldmöglichst seine Verbindung mit der Prinzessin von Syrien vollzöge, dieser vernünftigen und doch jugendlichen Prinzessin, die ihn gewiß auf den richtigen Weg führen würde. Sie las ihren Brief noch einmal, kein überflüssiges Wort stand darin, aber Vieles ließ sich zwischen den Zeilen lesen, z. B. daß Wladimir zu der Verbindung mit der Prinzessin durchaus keine Neigung verspüre. Denn sie hoffte, daß der König, wenn er, schon gereizt wie ein junger Stier, in diesen Tagen, wo er sich so ostentativ um Elena bemühte, einen ungnädigen Brief vom liparischen Hof bekäme, ganz gewiß schon aus Widerspruchsgelüste den dummen Streich begehen werde. Sie wagte ein hohes Spiel, mit all' ihrer Menschenkenntniß; aber es war für sie ein prideinder Genuß; ein niederer Einsatz hatte für sie keinen Reiz. Und am Morgen vor dem Ball, in aller Frühe schon, machte sich ein Courir auf den Weg mit dem Briefe der Königin an den Kaiser.

Im großen Porphyrsaal, der zugleich eine Verbindung der vorderen und hinteren Terrassen des Schlosses herstellte, war es an diesem Abend, als ein langanhaltendes Läuten ertönte, fast ganz finster. Durch die verschiedenen Thüren traten lautlos die Masken ein und verschwanden in der Dunkelheit: sie wurden auf ihre Plätze geführt, mit einem leisen Flüstern, einer verhaltenen Lustigkeit. Kaum konnte man das sehen, was eigentlich los war. Es war eine merkwürdige Eröffnung eines Balles. . . . Inzwischen verrieth sich eine große Neugierde in den stillen Gruppen, denn man kannte das Programm der Königin nicht. Man ließ sich also durch die Cerimoniemeister seinen Platz anweisen und gehorchte dem Wunsche, nicht zu sprechen. Stumm und still wartete man ab. Nachdem die Gruppen placirt waren, ertlang ein träumerisches Vorspiel, zu welchem die grauen Geister der Nacht mit Fledermausflügeln wie Nachtvögel durch den Saal schwebten, ein Ballet tanzten. Dann aber schwoh die Musik an, und hellklingende Fanfaren schienen aus der Ferne herüberzutönen. Von allen Seiten begann das Licht aus Kränzen von elektrischen Blumen zu strahlen, und in dem rosenfarbigen Licht erblickten sich die Gäste endlich. Und schon dieses Sichschauen wirkte überraschend genug. Wie ein Zaubergarten erhellte sich der Saal, und die Masken bildeten wie ein dichtes Blumenbeet, von dem man noch nicht ganz deutlich die Farben und Formen unterscheiden konnte. Und jedes dieser Beete war ein lebendes Bild, und jeder Gast war dem andern eine Ueberraschung. Ein lauter Beifall begann durch die Luft zu schwirren, und man hörte den Ruf: „Es lebe die Königin! hoch!“ Aber plötzlich erklangen die Fanfaren eines nahen Orchesters, und die gelben und rosafarbenen Portièren der Vorderterrasse wurden gelüftet. Dann erstrahlte das Schloß von allen Seiten im hellgelbem Dichte elektrischer Sonnen, die überall hin Ströme von Glanz warfen. Wie ein großer Topas glänzte das Schloß, und betäubend laut schmetterten die Fanfaren. Und die Sonne ging auf über dem Zaubergarten der Königin Alexandra. Im goldenen Wagen, vier goldgezümmte Schimmel lenkend, fuhr Wladimir hoch aufgerichtet wie ein Wirbelwind herein. Wild, ungestüm fuhr er über die vordere Terrasse, und erst als er in den Saal einfuhr, zwang er seine Pferde zum Schritt. Dort hielt er nun mit seinem von Freude und Ausgelassenheit glühenden Gesichte. Er gefiel sich ausnehmend in seiner Rolle. Er trug ein Wams aus Goldbrokat mit einer Sonne von Edelsteinen auf der Brust über einem vergoldeten Panzerhemd, das seine Arme und Beine umspannte. Eine riesige Aureole von Sonnenstrahlen umfing sein kurzes, krauses Haar, und sein rothes, fröhliches Gesicht mit den kleinen, lauernenden, lachenden Augen strahlte. Ein goldener Mantel wallte von seinen Schultern herab, und in der Hand trug er einen goldenen Bogen und Köcher. Seinen Wagen umtanzten die Horen, duftende Rosen streuend. Die Musik spielte einen Marsch, und ein Chor erklang.

„Paßt mal auf, gleich wird er toll und fährt uns Alle noch über den Haufen!“ rief Prinz Edbard.

Jetzt herrschte eine laute Fröhlichkeit im Saal, aber die verschie-

denen Gruppen erinnerten immer noch an lebende Bilder. Wladimir fuhr rücksichtslos durch sie hindurch, die Kreuz und Quer, zum großen Schrecken der Damen, die ängstlich aufstreichend sich aneinander drängten, sobald er sich näherte. Er fuhr bis zu einem Throne: dort saß die Königin als goldgelbes Chrysanthemum, umgeben von rosa und weißen und gelben Riesenastern. Chrysanthemum hatte an diesem Abend die Rose entthront; sie war zur Königin sämmtlicher Blumen ertoren. Der König stieg aus seinen Sonnenwagen, kniete vor der Königin nieder und küßte ihr die Hand. Da ertönte lautes Hochrufen, Mutter und Sohn zu Ehren, die eine wunderbare Gruppe bildeten; der Sohn in seinem goldenen Mantel und Strahlenkrone, und die Mutter in ihrem goldgelben, mit Chrysanthemum durchwirkten Atlaskleide, den Stuart-Kragen von Asten um die vollen Schultern, eine Krone von duftigen Blumen auf dem Kopfe, einen Blüthenfächer in der Hand. Und ein Gefolge von rosa und weißen und gelben Chrysanthemum scharrte und drängte sich um sie.

Erst hielten Wladimir und die Königin eine Cour ab, dann eröffneten sie den Ball; die lebenden Bilder lösten sich wieder auf, und die verschiedenen Blumen bildeten ein lebendiges, stets wechselndes Riesenbouquet. Ab und zu vereinigten sie sich wieder zu Gruppen, und dann wurde ein Rosenwalzer getanz und ein Chrysanthemum-Menuett oder ein Lilientanz. Einzelne Herrenkostüme waren humoristisch, so z. B. Neger mit Klatschrosenhüten, die auf eine Trommel aus Klatschrosen loschlügen. Eine wilde Fröhlichkeit brach jetzt durch. Man begann alle Etiquette zu vergessen. Der König hatte den goldenen Mantel und die Strahlenkrone abgelegt und tanzte mit der Gräfin Costi als Sonnenblume, sowie mit Elena, die als rosa Chrysanthemum allerliebste aussah. Auch die Königin entzückt von ihrem Feste, daß, wie ihr die anwesenden Journalisten versicherten, von einer nie gesehenen Originalität und Pracht war. Sie war nicht nur Königin, sondern auch Weib, und in dieser Eigenschaft fühlte sie sich dadurch sehr geschmeichelt. Und lächelnd wie ein junges Mädchen näherte sie sich Briani, der als Iris mit einem Schwarme von Rittern auf Pferden eingeritten war, deren Köpfe als Irisblumen maskirt waren. Der Desfilirmarsch wurde mit lauten Zurufen begrüßt. Sobald er beendet und Briani abgestiegen war, nahm Alexandra seinen Arm.

„Ein glänzendes Fest,“ sagte er schmeichelnd, aber ohne jede Vertraulichkeit, denn er war ihr gegenüber niemals familiär, was sie ihm hoch anrechnete.

„Glänzend,“ wiederholte sie mit blitzenden Augen und wie verjüngt in ihrem ganzen Wesen; allein seinem spähenden Auge entging es nicht, daß hinter dieser geschmeichelten Eitelkeit ein geheimer Gedanke schlummerte.

„Ich habe Eure Majestät den ganzen Tag nicht gesprochen. Es war nicht möglich; Eure Majestät waren durch die Vorbereitungen zu diesem Zauberfeste so ganz in Anspruch genommen, daß . . .“

„Ich hatte wirklich keine Zeit.“

„Ich begreife das vollkommen. Aber Eure Majestät theilten mir noch immer nicht mit, wer mich in Eurer Majestät Dienste vertreten soll?“ Sie lachte laut. „Eine indiscrete Frage!“

„Theilnahme, nichts als Theilnahme, antwortete er.“

„Bis jetzt noch Niemand; ich will erst etwas Ruhe haben. Für den Augenblick habe ich keinen Secretär und von morgen an auch keine Hofdame mehr.“

„Eure Majestät lassen sich von dem König Alles nehmen.“

„Daran bin ich schon gewöhnt.“

„Eurer Majestät Secretär und . . .“

„Meine Hofdame?“

„Ja . . .“

„Ich hoffe, daß das nicht der Fall sein wird,“ antwortete sie ohne innere Ueberzeugung und drückte seinen Arm. „Thun Sie, was Sie können, Briani.“

„Alles, Majestät.“

„Sprachen Sie schon mit dem König?“

„Heute Nachmittag einen Augenblick, als Seine Majestät mich zu sich befohlen. Seine Majestät schien es sehr anzuerkennen, daß Eure Majestät mich Ihm überlassen.“

„Das ist liebenswürdig von Seiner Majestät“, murmelte sie bitter.

„Und weiter. . .?“

„Weiter. . .? Wie meinen Eure Majestät?“ . . .

„Riethen Sie ihm“ — sie dämpfte ihre Stimme — „riethen Sie ihm von dieser unsinnigen Heirath ab?“

Sie blickten einander an. „Nein, wie hätt' ich auch schon bei dieser allerersten Unterredung. . .“

Sie sah, daß sie ihn schon ganz verloren hatte; einmal im Dienste des Königs würde er Alles daran setzen, sich die Gunst des Königs zu erhalten, sei es durch thörichte Rathschläge oder durch unsinniges Aufheben. Und sie war überzeugt, daß Briani sie durchschaute, daß er die Nebenbedeutung jedes ihrer Worte wohl verstand, und daß er den Charakter des Königs genügend kannte um zu wissen, daß ihm Etwas abzurathen so viel hieß wie es ihm einreden. Aber jetzt sah sie ja die strahlende Pracht ihres Festes, und sie bezwang die in ihr aufsteigende Wuth und Bitterkeit, und sie glänzte weiter in ihrem strahlenden Glanz als ein goldgelber Chrysanthemum. Und als wären lauter Blumen ringsum, so neigte sich Chrysanthemum zur Iris hinab, im Angesicht all dieser Menschen. Einen Augenblick schwiegen sie Beide, dann fragte er:

„Aber wann soll Elena nach Thracien gehen, da doch der König in einigen Tagen dorthin zurückkehrt? Ist das nicht unvorsichtig?“

Anscheinend bezog sich seine Frage auf die zuletzt gesprochenen Worte, aber dennoch erblickte sie, inbeß eine maßlose Wuth in ihr aufwallte, die sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte, die von ihrem ganzen Wesen Besitz nahm. Denn sie fühlte, daß er sie quälte, aus bloßer grausamer Freude. Wußte er doch recht wohl, daß sie diese Unvorsichtigkeit mit Absicht beging, und daß sie sie von ganzem Herzen wünschte — in Thracien, gerade in Thracien, nicht hier, damit sie sich dem Kaiser gegenüber nicht bloßstellte. Wenn ihr Sohn mit ihrer Hofdame in Thracien einen dummen Streich beging, so konnte man unmöglich sie dafür verantwortlich machen, und in diesem Falle würde der Kaiser ohne Zweifel geneigt sein, ihr Recht widerfahren zu lassen. O, Briani wußte, daß ihr dies Alles im Kopfe herumging, und doch richtete er aus lauter Grausamkeit diese Frage an sie. Er quälte sie. Warum, warum? O über die Undankbarkeit und Lieblosigkeit der Menschen! Sie blickte ihm in die Augen und sah ein, daß sie ihn durch eigene Schuld, durch ein falsches Spiel schon vollständig verloren hatte. Und sie antwortete sehr von oben herab „Graf Briani, ich möchte Ihnen doch mittheilen, daß ich betreffs meiner Hofdamen so handle, wie es mich gut dünkt. Lassen Sie mich Ihnen zugleich danken für Ihre Rathschläge, die ich in Zukunft leider nicht mehr befolgen kann. Sie gehören fortan meinem Sohne, nicht wahr? und Seine Majestät wird sicher so hohe Anforderungen an Sie stellen, daß Sie nicht auch noch mir Ihre Dienste widmen könnten — aus reiner Uneigennützigkeit. Und nun bitte ich Sie, mich zu meinem Throne zu begleiten — ich meine zu meinem Blumenthrone, dem Throne von heut' Abend. . . Verstehen Sie mich ganz. . .“ sie betonte jedes Wort scharf — „weitere Rathschläge, weitere Dienste, weitere Begleitung, außer dieser letzten, sind nicht mehr von Nöthen.“

Mit einer stummen Verbeugung geleitete er sie zu ihrem Sitze. Dort verneigten sich Beide, und sie ließ sich lächelnd nieder, und ehrerbietig, mit drei Verbeugungen zog er sich zurück. Aber sein ironischer Zug war ihr nicht entgangen. Und sie haßte ihn. Am liebsten hätte sie ihn von ihren Lakaien fortpeitschen lassen. Sie sandte ihm einen verächtlichen Blick nach, als er sich in dem Menschengewühl verlor. Und über ihre blassen Lippen zischte es: „Er ist kein Mann. . . Nur Weiber begehen solche Freigebheiten.“

Und nun sah sie wieder auf ihrem Throne und wurde von allen Seiten umringt: von ihrem Gefolge und einer großen Menge anderer

Blumen. Sie sprach geistreich, mit entzückender Fröhlichkeit. Und sie ließ den Blick über ihr Gefolge schweifen, das meist aus jungen thracischen Mädchen bestand; aber auch einige andere waren darunter, die sich aus Höflichkeit zu dem Gefolge ihrer erlauchten Gastgeberin gesellten. Aber Alexandra vermied Elena. Sie tanzte mit dem König, und nun empfand Alexandra es recht deutlich, daß sie nur noch den Königinnen-Titel führte. Und kein Mensch ahnte etwas von dem namenlosen Elend, in welchem ihre ehrgeizige Seele erstickte. Sie blieb die schöne Fürstin der Chrysanthemum, und als Prinz Edgard vor ihr auf die Kniee sank, um sie zum Tanze aufzufordern, dankte sie mit lächelnder Grazie. . . . (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Wilhelms Dasallen.

Dem Manuscripte eines Geschichtswerkes aus dem nächsten Jahrzehnte entnehme ich folgende Darlegungen:

. . . Die Feste, womit der Berliner Hof den achtzehnten Geburtstag des Kronprinzen Wilhelm feierte, hatten offenbar eine besondere Bedeutung gewinnen sollen durch die Anwesenheit zahlreicher befreundeter und verbündeter Potentaten. Seitens der hauptstädtischen Presse, die damals dem Hofe fast uneingeschränkt zur Verfügung stand, war immer von Neuem auf die hohe Wichtigkeit dieser Besuche hingewiesen worden, und lange, bevor Wilhelm II. sie in begeistertem Taoste als weltgeschichtliches Ereigniß erster Größe gekennzeichnet hatte, waren die Redactionen der maßgebenden Blätter übereingekommen, noch weit wichtigere Superlative anzuwenden. Da die Menge sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt hatte, das glänzende Wort und den prunkenden Schein für That und Wirklichkeit zu nehmen, folgte sie auch dies Mal gehorsam den Anweisungen ihrer Vordenker. Lärmender Jubel brach aus, und die Stadt schwamm in verstellter Entzückung, als officiell bekannt gegeben wurde, daß Kaiser Franz Josef am Ehrentage seines Patenkindes in Berlin sein würde. Ein Theatergang ohne Gleichen, wie man ihn in jener Zeit liebte, mit falschen Vorbeerbäumen, Schablonen-Luscherei und cyclopischen Holzbauten, wurde entfaltet, um dem greisen Fürsten für seinen Entschluß zu danken. Fester als je schien der Frieden begründet, stärker als je die Macht des sogenannten Dreibundes. Niemand dachte mehr daran oder wollte sich daran erinnern lassen, daß während der Wadent-Wirren alles Vertrauen auf die österreichische Zuverlässigkeit verloren gegangen war. Jetzt plötzlich hielt man das Nachbarland nicht mehr für rettungslos verflaut, sprach nicht mehr mit überlegenem Achselzucken von seiner Agonie und dem totalen Verluste seiner Großmachstellung. Es avancirte vielmehr wieder zu einem Culturfactor ersten Ranges, — unter'm neuem Kurse war bekanntlich alles ersten Ranges, was man selbst that oder in den Kreis seiner politischen Berechnungen zog — und dieselben Blätter, die Thun's Reciprocitäts-Rede einen kaum verblühten Anschluß an den Panflavismus genannt hatten, erschöpften sich jetzt in farbenprächtigen Versicherungen, daß kein Wettersturm schwer genug sein könne, um den ragenden Thurm der deutschösterreichischen Freundschaft auch nur leis erzittern zu machen. Sturm und Thurm reimte sich sogar in verschiedenen Festgedächten sehr gut. Als dann Kaiser Franz Josef dem deutschen Kaiser die Würde eines österreichischen Generalfeldmarschalls verlieh, kannte das Wonnegeschrei keine Grenzen mehr. Vermochten die loyalen Organe der Berliner öffentlichen Meinung doch festzustellen, daß seit dem Tode Radetzky's keinem Sterblichen mehr eine solche Ehre widerfahren war. Und daß die Verleihung nichts als eine Höflichkeit, die Würde eben nur ein Titel war, gefiel den für Titel und Höflichkeiten so sehr empfänglichen Neudeutschen ganz besonders gut.

In die Festfreude mischte sich allerdings ein Wermuths-Tropfen: der Prinz von Wales blieb den Feierlichkeiten fern. Man hatte eigent-

lich angenommen, daß er sich für die Altonaer Zusammenkunft dankbar erweisen und wenigstens auf ein paar Tage den schwärmerischen Fuldigungen des gutgesinnten Berliner Publikums aussetzen würde. Er verschmähte es leider, den Glanz der denkwürdigen Mattage zu erhöhen und durch seine Gegenwart die vortrefflichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zu symbolisieren. Da jedoch Großbritannien gerade um jene Zeit zum entscheidenden Schläge gegen die rebellischen Buren ausholte, war die vornehme Zurückhaltung des Prinzen durchaus begreiflich. Er wollte nicht einmal den Anschein erwecken, als müsse das stolze England im entscheidenden Augenblicke um die Gunst irgend einer Macht des Continentes buhlen und sich durch irgend welche Concessionen freie Hand in Afrika sichern. Den Berliner Diplomaten imponirte der seine Takt der britischen Regierung, sie würdigten vollauf ihre Beweggründe und ließen sich daran genügen, daß Deutschland jenseits des Kanals wie überhaupt in der ganzen Welt nur Freunde hatte. Mit Nordamerika standen sie auf dem Dufuß, da der Reichstag entschlossen war, dem Import einbalsamirten Cadaver-Pöfelsfleisches aus Chicago keine wie immer gearteten Schwierigkeiten zu bereiten und des lieben Friedens halber die Chicanen amerikanischer Zollwächter deutschen Waaren gegenüber auf sich beruhen zu lassen. Noch freundschaftlicher und vertrauter war unser Verhältniß zu Frankreich. Dem Manne, der mit Recht den unglücklichen Krieg von 1870 auf die „tief beklagenswerthe Politik Bismarcks“ zurückgeführt hatte, dem achtzigjährigen Langerhans gratulirte Graf Ballestrem im Namen des Reichstages mit bewegten Worten, und ein schmuder Blumenstrauß vervollständigte die Ehrung. Sie empfing Inhalt und Bedeutung durch die Thatsache, daß derselbe Reichstag einem andern Achtzigjährigen, den oben erwähnten Bismarck, wenige Jahre früher bei gleichem Anlaß Glückwunsch und Gruß verweigert hatte. Sedan war dadurch gerächt, dem verletzten Feingefühl der Franzosen eine elegante Verbeugung gemacht und die von Langerhans oft herbeigesehnte Verständigung war endlich angebahnt worden, was in dem Paris der Westausstellung besonders die Gastwirthe sehr angenehm berührte.

Man konnte sich nicht darüber im Unklaren sein, daß alle die genannten und noch mehrere andere Völker mit dem Herzen bei den Berliner Großjährigkeits-Festen waren, wenn sie auch darauf verzichtet hatten, viele Worte zu machen oder gar kostspielige Vertreter zu entsenden. Jedem loyalen Deutschen genügte diese sympathische Theilnahme des Auslandes. Mehr noch, sie stimmte ihn stolz und fröhlich. In solchen Empfindungen schwebend, beachtete er kaum die auf den ersten Blick befremdende Interesslosigkeit der regierenden Reichsfürsten, denen, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, alles Verständniß für die Größe des historischen Vorgangs zu fehlen schien. Glücklicher Weise hatte sich die aufgeklärte Bürgerschaft längst der neuen Lehre von den eigentlichen Wurzeln unserer Kraft zugewandt. Sie wußte, daß nicht sowohl Eintracht und inniges Einvernehmen zwischen den Gliedern des Reiches seine Stärke verbürgte, sondern daß unsere Weltmachstellung wesentlich von der Liebe und Gewogenheit abhing, mit der uns die Fremde beehrte. Es ist das unvergängliche Verdienst Caprivi's gewesen, durch seine Handelsverträge den richtigen Weg beschritten und gezeigt zu haben, wie man mit kleinen und manchmal auch großen Geschenken treue Freundschaft erzeugt und erhält. Was hatte dieser eminent praktischen Weisheit eines weltkundigen Staatsmannes gegenüber die rückständige Urvätermeinung Bismarck's zu befagen, der sich ängstlich mühte, alle Bundesfürsten bei guter Laune zu erhalten, ihre Empfindlichkeit zu schonen und ihnen beinahe tagtäglich zu verstehen zu geben, wie ungeheuer viel ihm an ihrer Reichsfreudigkeit gelegen war? Bismarck verwöhnte die deutschen Souveräne derart, daß volle zwanzig Jahre lang niemals eine ernsthafte Verstimmung unter ihnen ausbrach und der Particularismus, den er gerade bei ihnen gut aufgehoben wähnte, von den Höfen in den Reichstag wanderte, in denselben Reichstag, der ein Gegengewicht zum Fürsten-Particularismus hatte bilden sollen. Dafür brutalisirte der erste Kanzler das Ausland, was ihm, wenn Herrn Langerhansens Pariser Lante gut unterrichtet war, den Haß aller ge-

bildeten Kreise jenseits der deutschen Grenze eintrug, einen Haß, der schließlich seinen Sturz zur Staatsnothwendigkeit machte.

Die Entfernung dieses gefährlichen Mannes aus Amt und Würden trug denn auch erfreulich viel dazu bei, das übersehraubte Selbstbewußtsein der deutschen Fürsten nach Gebühr herabzumindern. Wenn Mißtrauen und Unzufriedenheit wirklich die vornehmsten Tugenden des Politikers sind, so darf man kühnlich behaupten, daß Tugend und politische Begabung an den nichtpreußischen Höfen Deutschlands binnen wenigen Jahren in beängstigendem Maße zunahmen. Spannungen und Verstimmungen jagten einander, wie Gewitterwolken im Hochsommer. Der Grafregent von Lippe, der Regent Johann von Mecklenburg und der Regent von Bayern, ja, neben den Regenten auch etliche Regierende hatten reichlich Ursache, die Regenschirme aufzuspannen. Und wenn preußische Minister oder Staatssekretäre gelegentlich einen der bei ihnen so beliebten, ledern Husarenritte über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus unternahmen, um kraft der Herrlichkeit ihrer Erscheinung rasch eine Hand voll hochstehender Lorbeeren zu pflücken, dann stießen sie in der Regel auf eine Feindseligkeit, die sie veranlaßte, mit verdupten Gesichtern von der so hübsch undachten, kleinen Reiterattache abzusehen. Herr v. Bobbielski verbitterte der Gedanke an die Einheitsmarke bis an sein Lebensende alle Freude über seine anderen wohlgefügten Reformthuerereien. Unter allen Ministern kam er Dank seiner Einheitsmarke zuerst auf den Gedanken, daß es mit der deutschen Einheit nicht mehr allzu weit her sein könne.

Die unzufriedenen Bekrönten aber begnügten sich am Ende nicht mit symbolischen Aeußerungen ihres Mißfallens. Im Bayern-Prinzen Ludwig erstand ihnen der temperamentvolle Sprecher, der einem lang verhaltenen Borne zuerst in Rostau die Zügel schießen ließ. Damals mußte ein armes kleines Kaufmännchen den Buckel darreichen, weil es im patriotischen Dusek, angesteckt von der Bilderfucht der modernen Triumpfspruch-Ciceros, die freien deutschen Bundesfürsten Vasallen des Kaisers genannt hatte. Schärfere Töne noch fand der ergrimimte Prinz, der so gar keine Anlage zum Vasallen besaß, in Straubing und Nördlingen. Wer die Minen und Schleichgänge unter Tage nicht sah und nicht wußte, daß die Luft geladen war mit Electricität, der verstand seine reichsverdrossenen Aeußerungen kaum. Aber er verstand doch, daß die lodende Wuth groß sein mußte, die dem Erben Bayerns so harte und rücksichtslose Worte in den Mund legte, ihn zu Bekenntnissen zwang, wie sie offener selbst in der Münchener Kammer noch nicht gehört worden sind: „Vor Allem verwahre ich Bayern gegen den Vorwurf, daß es eine Gnade sei, daß wir zum Reich gehören. Denn das Deutsche Reich ist ebenso gut mit bayrischem Blute zusammengeschnitten worden, wie mit dem Blute irgend eines anderen deutschen Stammes und darum wollen wir nicht als mindere Brüder, sondern als volle Brüder angesehen werden; und wie wir für das ganze Deutsche Reich einstehen und eingestanden sind, so verlangen wir auch, daß das Deutsche Reich unsere bayrischen Interessen ebenso wahre, wie die Interessen von denen an den großen Strömen, die sich in die Nord- und Ostsee ergießen.“ Sicherlich nicht allein um eines armseiligen Canales willen schleuderte der Mann, der einst Wilhelm II. gleichberechtigt zur Seite stehen wird, solche Verwürfe in die erstaunt aufhorchende Welt. Hier bahnte sich zornmüthige Empörung vulkanisch einen Weg in die Oeffentlichkeit, rang schwer verletzter Stolz nach bajawarisch kräftigem Ausdruck. Der königliche Prinz machte Deutschland zum Richter über sich, indem er sich mit seiner Anklage an Deutschland wandte. Es war nicht gut, daß die andere Partei schwieg. Ihr Schweigen beeinflusste entscheidend den Urtheilspruch.

Des Prinzen Angriffe waren sehr offener gewesen. „Wenn die deutsche Verfassung besser bekannt wäre“, so hatte er in Nördlingen ausgerufen, „dann würde man gar viele falsche Ansichten in Reden und Schriften nicht hören und lesen. Ich nenne mit Absicht keine Namen. Denn dann hätte man eine große Aufgabe zu erfüllen.“ Es war ohne Weiteres klar, wohin der Schläge zielt. Daß die Blätter der Berliner

Freisinnigen Kammerknechts-Partei seine Auslassungen dunkel und unverständlich schalten, zeigte die ganze Wucht des Kernschusses an. Bayern war tief verstimmt, wie andere Bundesstaaten verstimmt waren. Man fand allgemein, daß die ausländischen Monarchen zu gut, die inländischen zu wenig als die gleichberechtigten Fürsten behandelt wurden, die sie doch nach dem Wortlaute der von Bismarck entworfenen Verfassung waren. Man wehrte sich verzweifelt gegen die neue staatsrechtliche Lehre, daß Deutschlands unabhängige Bundesfürsten Untergebene des Königs von Preußen seien. Zwar lag dem Kaiser selbst eine solche Auffassung fern, aber serviler Ueberseher mehr oder minder hochstehender Lakaien dienten dazu, das Mißtrauen in Süddeutschland zu schüren. Es fand seine Hauptstütze an den zahlreichen regierenden Fürstlichkeiten, die sich von Wilhelm's II. Eigenart verletzt wähnten und der allerdings sonderbare Umstand, daß der neue Flottenplan in halbamtlichen Zeitungen veröffentlicht wurde, ehe die verbündeten Fürsten Kenntniß von ihm erlangt hatten, dieser schwere Mißgriff gab dem flackernden Argwohn neue Nahrung.

Der wachsenden Entfremdung zwischen den Höfen sahen die radikalen Oppositionsparteien und die Partikularisten aller Farben nicht nur mit Vergnügen zu, sondern sie suchten das Feuer nach Kräften zu schüren. Prinz Ludwigs Rede gab ihnen die Gewißheit, daß die zeitweilig so beliebt gewesene Drohung mit dem Conflict, der gewaltsamen Aufhebung des bestehenden Reichstags-Wahlrechtes, hinfort nicht mehr möglich sein würde. Die süddeutschen Regierungen, die durch Prinz Ludwigs Mund so hochgestimmte Loblieder auf die Verfassung singen ließen, hätten einem Bruche des Staatsgrundgesetzes nun und nimmer schweigend zugesehen. Diese Erkenntniß stärkte die Agitationskraft der entschiedenen Opposition derart und erfüllte sie mit solcher Siegeszuversicht, daß bei den allgemeinen Wahlen von 1903 . . . (Hier bricht das Manuscript ab.)

Prinz Vogelfrei.

Von den großen Berliner Sommer-Kunstaussstellungen.

II.

In Rom, wenn ich nicht irre, liegt er begraben, seit gerade 13 Jahren schon. Keine langathmigen Nekrologe gab es damals und erst vier Jahre später „entdeckte“ man ihn auf der Münchener internationalen Ausstellung 1891, ihn, den damals längst Vergessenen, für die Kunstwelt, auch die engere, wohl schon an 20 Jahren todtten Elberfelder Künstler, der im Alter von 27 Jahren nach der „ewigen Stadt“ übergesiedelt war und sich dort von der Welt, die ihn nicht verstand und über seine oft unfertige Technik spottete, bald abschloß. Ich meine Hans von Marées, von dessen Existenz auch das bekannte Müller'sche Künstlerlexicon nichts weiß; von dem französischen Glasmaler „Maréchal“ geht es zum bayerischen Architekten „Marrgraff“ über . . . Aber das ist nicht sehr verwunderlich. Einmal schloß sich Marées, wie gesagt, selbst ab von der Außenwelt und dann — wenn man ihn nicht verstand — es waren ja die 60er und 70er Jahre so recht eine Blüthezeit der technisch hochstehenden, im Uebrigen aber seelenlosen romantisch-theatralischen Geschichts- und Anekdotenmalerei. Marées wandelte andere Wege. Er ging von der Antike aus, wie der damals auch gerade in Rom schaffende Schweizer Böcklin, dem er so weſensverwandt. Die Antike lehrte ihn die grandiose Wirkung der Linienruhe. Bei ihm ist Alles idyllisch, nichts — dramatisch. In diesem Idyllischen bethätigte sich seine deutsche Seele. Gleich Böcklin, hat auch er die Gesetzmäßigkeit der Antike mit deutschem Geist und deutschem Empfinden durchseht, aber Böcklin war der größere Köhner, der größere Colorist und — ein befreierender Humor half ihm, das malerisch zum Ausdruck zu bringen, was ihn bewegte. Ich möchte fast glauben, daß Marées als Baukünstler bei Lebzeiten mehr Anerkennung gefunden hätte, denn als Maler. Das Architekturische und Monumentale seiner Bilder, die in erster Linie immer decorativ wirken, scheint mir dafür zu sprechen. Man nennt ja wohl Architektur mit Stein gewordene Musik. Und musikalisch auch ist der Charakter Marées'scher Malerei. Da ist nichts realistisch oder gar naturalistisch; verschmähte er doch sogar Modelle. In ideale Landschaften fert er von allem Irdischen losgelöste Figuren hinein und meisterhaft wußte er immer Beide in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Man studire nur darauf hin seine „Drei Jünglinge“, den „Krauß der Helena“, die „Ruhende Diana“, die übrigens technisch und coloristisch eines seiner besten Bilder ist. Die „Secession“ hat sich ein großes Verdienst erworben, dadurch, daß sie für ihre neue Ausstellung einige

Marées'sche Gemälde aus dem Schleißheimer Museum entlieh. Mit tiefer Behemuth steht man vor diesen Tafeln. Was wäre aus diesem Künstler in einer verständnißvolleren Umgebung geworden! Mit tiefer Behemuth steht man vor seinem Selbstporträt, vor dem Doppelbildniß seiner selbst und Lenbach's und dem Bildniß Adolf Hildebrand's, das in Farbe und Ausdruck eines der allerbesten auf dieser Ausstellung ist. Und unwillkürlich denkt man daran, was Lenbach und Hildebrand alles erreicht haben. Wie verwandt der Florentiner Bildhauer seinem einstigen Lehrer Marées ist, das empfinden wir auf derselben Ausstellung, wo auch Hildebrand mit einer größeren Anzahl von Büsten und Reliefs anzutreffen ist. So glänzend, wie im vorigen Jahre auf seiner Sonderausstellung in Dresden ist er hier wohl nicht vertreten, aber doch geben z. B. die Porträts Werner von Siemens' und Hans von Bülow's, der „Füßenbläser“ und vor Allem der lebensgroße marmorne „Kugelwerfer“ mit ihrer immer auf's Ganze ausgehenden Wirkung und dem Verzicht auf grüblerisches Gedankenspiel einen guten Begriff von der Kunst dieses Meisters.

Hildebrand ist bekanntlich Ehrenmitglied der Secession, ebenso wie auch Böcklin und wie Leibl. Der Einsame von Albling hat in diesem Jahre nichts gesandt, dafür ist Böcklin mit fünf Gemälden vertreten, meist älteren, von denen das Porträt seiner Frau, eine Zeichnung von großer Einfachheit und starker Individualität, am meisten interessiert; weit mehr jedenfalls als das 1899 entstandene Triptichon, das ein Liebesidyll etwas sehr philiströs und rein malerisch langweilig behandelt. Man braucht eben nicht vor jeder Leinwand des Schweizer gleich in Entzücken zu gerathen. „Der Centaur am Fischbach“, der „Eremit an der Quelle“, der „Jagdzug der Diana“ sind bekannt. Mit dieser „Attraction“ ist also dieses Mal nicht viel los. Auch von Altmeister Thoma ist viel Bekanntes zu sehen, darunter aber befinden sich solche Werke, wie der „Dorfgeiger“, „Liebesfrühling“, „Engelswolke“, „Wächter des Liebesgartens“, also von seinem Allerbesten. Gehören auch solche Tafeln sozulagen zum eisernen Bestande aller „Salon“-Thoma-Ausstellungen — man sieht sie immer gern wieder. In den Spuren dieser Künstler wandeln vielfach die Steinhausen, Franz Staifen, Franz Lippisch. Staifen's „Flora“ ist ganz direct von Thoma beeinflusst, aber es steckt doch auch viel Persönliches darin, giebt es sich gleich stillirt. Daß Staifen vortrefflich zeichnet, wissen wir schon lange — der Zeichner schlägt sogar mitunter den Maler todt. Sehr sinnig ist Lippisch's Flügelbild: „Ehoriner See“; sein empfundene die Sommerluft und die beiden Mädchengestalten, die „Fischerin“ und die „Schneiderin“, coloristisch gut zum Mittelbilde passend. Weniger bestreundet man sich mit seinen „Gekreuzigten“. Die meisten der „Märtyrer“ sehen noch sehr lebensvoll aus und das Ganze macht den Eindruck des Ergrübelten. Darum läßt uns das Bild kalt, wenn es auch in landschaftlicher Beziehung recht wirkungsvoll ist. Eine herzliche Freude bereiten einem Graf Kaldreuth und Freiherr v. Gleichen-Ruhwurm. Die „Weihnacht“, der „Dengler“, die „Scheune mit Erntewagen“ — sie gehören zu den seltenen Bildern, die uns in ein intimes, persönliches Verhältnis zu dem Maler bringen. Die Wirkung ist aber erklärlich, denn Kaldreuth steht zu Allem, was er malt, selbst in einem solchen Verhältnis. Darum strömen seine Bilder aus dem Volkleben immer einen so kräftigen Erdgeruch aus, wie etwa die der Worpelweber und die des verstorbenen Segantini, von dem hier auch ein Bild zu sehen ist, obgleich sie alle technisch grundverschieden voneinander sind und ihre Vortragstragsweise desgleichen. Beim alten Weimaraner, der sonst so kühn der deutschen Impressionismalerei die Wege ebnet, fesselt uns vor Allem seine unverwundliche Jugendfrische. Auch er ist mit mehreren Bildern erschienen: wie Viele von den Jungen wissen so der Lust am Licht Ausdruck zu geben, wie Gleichen-Ruhwurm im „Sommermittag“ oder „Am Weiher“? Unter den Landschaften mit guter Staffage ragen auch die von Oskar Frenzel und dem mir bisher unbekanntem Hannoveraner Hugo Friedrich Hartmann hervor. Hartmann's „Pflüger“ zeigt eine Wogenschwandtschaft mit den Kaldreuth'schen Bildern. Sprechend ist die Haltung der Gänse. In dem gleichen Motiv zeigt sich Frenzel von einer neuen Seite. Es ist interessant, wie dieser Künstler allmählig immer tiefer in das Seelische einer Landschaft eingedrungen ist. Frenzel ist eine Säule der „Secession“. Eine andere ist Max Liebermann. Auch er giebt sich dieses Mal sehr ernsthaft. Seine „badenden Knaben“ sind ohne Zweifel eines seiner allerbesten Bilder und dabei coloristisch weit reizvoller, als Vieles, was er in den letzten Jahren gemalt hat. Man riecht und schmeckt förmlich diese Seeluft, und die Bewegungen der Knaben sind wundervoll aufgefaßt und ausgeführt. Bei anderen „Säulen“ des Vereins, wie bei Walter Leistikow, Otto Heinrich Engel (die „Pieta“, dieses so ungeheuer vielseitigen Künstlers gehört leider nicht zu seinen besten Sachen), Curt Hermann, Franz Starbina, auch Philipp Franz, Willy Feldmann, Viktor Freudmann, dem Karlsbader Carlos Grothe, L. v. Hofmann, dem Dauer Ludwig Dill, Franz Studt, Reinhold und Sabine Lepsius, Hans Looschen, den Münchenern Richard Kaiser, Richard Bieglitz, Heinrich Bügel muß ich mich bloß mit einer Erwähnung begnügen, obgleich sie Alle, wie auch viele nicht einmal hier Genannte, Gutes und Schönes, aber eben doch nichts Neues beigetragen haben. Aus demselben Grunde muß ich bei dem so eng bemessenen Raum auch die Ausländer, Meunier, Blanché, Raffaelt, Renoir, Cameron an der Spitze, übergehen. Besonders aufmerksam gemacht sei aber immerhin auf den Schweden Anders Zorn, der freilich mehr Pariser, als Schwede ist, und der in der Porträtskulptur

„Maja“ eine Leuchtkraft der Töne und eine Harmonie der Farben entwickelt, die das Bild in die allerbeste Reihe rücken. Auch die Uhd'schen Kinderstube-Motive feilen durch die schlichte Vortragweise und den lebenswürdigen Humor des Künstlers, der ja zwischen seinen realistischen, religiösen Bildern immer wieder solche Familienidyllen auf der Leinwand festhält. Am meisten Publikum findet man aber wohl stets vor Corinth's „Salome“. Nicht nur der unübertrefflichen malerischen Vorzüge des Gemäldes willen, an das er viel Studium und Mühe gewandt hat. Der Stoff ist's — die perverbe „Rose von Saron“, jene eigentliche Heldin des Sidermann'schen „Johannes“. Links der tierische, grinsende Henker, ein vortrefflicher Act, in der Charakteristik der Rohheit ein Seitenstück zum Henker auf Nja Repin's „St. Nicolaus“; rechts tragen Sklaven den Leichnam Johannes' fort; in der Mitte kniet ein Anderer und hält auf dem Kopfe in blauer Schüssel das schwarzhaarige Haupt des Ermordeten der blonden, tangerhitzigen Salome hin, die, halbnackt, mit lüsterne Griff der juwelengeschmückten Finger das Auge des Märtyrers aufreißt und mit dirnenhaftem, halb neugierigem, halb wollüstigem Ausdruck betrachtet. Den Eindruck dieses Gesichts wird man nicht so leicht los. Dahinter eine ernst, fast furchtbar blickende Sklavin mit dem Pfauenwedel und die verständnisvoll lächelnde Herodias. Leider drückt der Rahmen die Figuren etwas. Diese selbst sind voll interessanter Details; das Ganze sehr flott und in gut zusammenhängenden hellen Tönen gehalten. Es weht uns heiß und — ungesund von dieser Leinwand an. Wie ganz anders ist doch die Wirkung von Moreau's berühmter „Erscheinung“ (Salomé und das leuchtende Haupt Johannes) im Luxemburg, an die man unwillkürlich denkt.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

„Luigi Casarelli.“ Lustspiel in drei Acten von Lothar Schmidt. (Berliner Theater.) — „König Harlekin.“ Ein Maskenspiel in vier Aufzügen von Rudolph Lothar. (Gesamtgastspiel des deutschen Volkstheaters, Wien, im Deutschen Theater.)

Der Novitätenregen der Saison will sich nimmer erschöpfen und leeren. Schon ist die Baumbüthe vorüber, und wenn die Erdbeerbowle den Malwein noch nicht abgelöst hat, so trägt allein der Umstand Schuld daran, daß man zur Zeit beiden Getränken noch den Glühwein vorzieht. Die herrschende Kälte hält auch das Interesse für's Theater frisch, wenigstens nach Ansicht der Bühnenleiter, und so vergeht denn keine Woche, die uns nicht zwei oder drei echte Neuheiten aufweist. Luigi Casarelli, die letzte Darbietung des noch immer sehr emsigen Berliner Theaters, hat sich wohl nur zufällig in die Charlottenstraße verirrt. Das harmlose Ding ist der Frau Buge auf den Leib geschrieben und hätte bei ihr Jubiläum über Jubiläum erzielt. Fern im heißen Abessinienland, vor Makalle, hat Lieutenant Casarelli sich im Eifer des Gefechtes zu einer Insubordination hinreißen lassen, die zwar der italienischen Fahne den Sieg brachte, den letzten Stürmer aber das Officierspatent kostete. Ein entwurzelter Drangenbaum, mußte er nun im kimmerischen Nord sein Leben dürftig als Sprachlehrer fristen, und nur die allgemeine Vergötterung, die ihm die deutsche und amerikanische Damenvwelt angedeihen läßt, versüßt ihm das Exil. In der That, alle Weiblichkeit, von der Millionärin bis herab zur Künstlerin, Zimmervermieterin und Institutsvorsteherin, Watsch und Matrone verhimeln den „schwarzen italienischen Teufel“, stürmen ihm die Bude, lassen sich von ihm Privatstunden geben und legen seinem Fuß entgegen. Aber außer seiner jungen Wirtin bedenkt er nur das bekannte Dollarmädel. Miß Newman kostet denn auch die Süße der Casarelli'schen Neigung aus, macht ihm eine inbrünstige Liebeserklärung und fügt der Ordnung halber gleich hinzu, daß sie ihn unter keinen Umständen heirathen werde. Denn sie will sich eine Perzogs- oder doch im schlimmsten Falle eine Grafenkrone auf's Haupt drücken. Casarelli hört es versteinert, reißt dann eine Depesche auf, die ihm die praktische Amerikanerin übermäßig lange vorenthalten hat, und liest, daß Ne Umberto gnädig gewesen, dem Helben von Makalle verziehen und ihn außerdem zum Capitän befördert hat. Jetzt ist er wieder wer, und jetzt würde ihn auch Miß Newman nehmen. Doch nun weist der frisch gebadene Hauptmann seinerzeit stolz die zurück, die den armen Sprachlehrer übermüthig verächtelte, und Mansell Neumann muß sich mit einem schon parat stehenden Grafen trösten. Der Autor ulkt in seiner grillenhaften und urväterlichen Weise über Dies und Jenes, was so zum Alltagsleben eines Professors der italienischen Sprache gehört: über verliebte junge Mädchen, die statt in die Grammatik in die Augen ihres hübschen Lehrers sehen und nur ein Hauptwort kennen: l'amore; über die Eifersüchteleien zwischen zehn Frauen, die alle denselben Mann nachstellen; über die Niedrigkeit gräßlicher Mitgiftjäger, die sich zur Strafe dafür von einer New-Yorker Millionaire schändliche Sottisen sagen lassen müssen. Als Herr Lothar Schmidt seine Miß Newman von rostigen Wappenschildern sprechen ließ, gab es lauten Beifall bei offener Scene. Wir haben ja kein künstlerisch gebildetes Publicum, leider nein, aber doch ein sehr gefinnungstüchtiges. Im Uebrigen ist die Arbeit streckenweis ganz spaßig, streckenweis jedoch auch unbeschreiblich öde. Besonders der

dritte Act leistet in dieser Beziehung Erkleckliches. Und war es schon nicht leicht, die übermäßig breit ausgepönten Sprachunterrichts-Scherze zu erdulden, deren Nam' und Art wir von der Urahne kennen und die den ersten Aufzug füllten, so schmeckten doch die ersten Scenen des Lustspiels weit bitterer. Davon sollte Schmidt, der wirklich Talent hat und ein gemüthlicher Herr zu sein scheint, in Zukunft die Hände lassen.

Wird auch Rudolph Lothar, auf deutsch Spizer, nicht endlich einmal aufhören, die tragische Muse zu benutzen? Seinem „König Harlekin“ ist von der Wiener und der Mailänder Censur eine Reclame gemacht worden, die beträchtliche Erwartungen wecken mußte. Schade, daß man in Berlin diesmal weniger prüde war, das Stück freigab und uns in ohnehin illusionsloser Zeit um eine schöne Täuschung ärmer machte. Lothar=Spizers „Harlekin“ ist betäubend saft- und kraftlos. Es liegt dem Stücke derselbe Gedanke zu Grunde, den Hauptmann in „Schlud und Jau“ so dilettantisch verpöfachte. Spizer hat ihn wohl klarer entwickelt, aber ebenso wenig wie Hauptmann zu dichterischer Anschaulichkeit erheben können.

Harlekin ermordet seinen Herrn und hüllt sich in sein königliches Gewand. Man huldigt ihm, er gewinnt eine Schlacht, und die Königin-Mutter, der er sich entdedt, heißt den Betrug gut, weil sie ihr Land liebt und von ihrem getödteten Sohn, der ein Schlemmer und Puhler, ein grausamer Wütherich war, nur Unheil für das Reich erwartete. Harlekin schwelgt eine Weile im Rausche der Macht. Doch nur zu bald muß er erkennen, daß Minister und Schranzen in ihm nichts als die Puppe ehren, deren Drahtzieher sie sind, daß er zwar alles unterschreiben darf, was man ihm zur Unterschrift vorlegt, auf den Inhalt der Schriftstücke selbst aber nicht den geringsten Einfluß hat. Im weiteren Verlauf der Angelegenheit, die dadurch ungemüthlich wird, daß Gift, Dolch und Meuchlerschwert den armen Kartenkönig bedrohen, merkt er außerdem, wie viel rascher man wahre Liebe im bunten Harlekin- oder zerlumpten Bettlerkleide gewinnt, als im königlichen Hermelin. Er wirft also die gleichende Last wieder von sich, nicht ohne vorher der gesammten Hofgesellschaft im Schalksgewande gründlich und grob die Wahrheit gesagt zu haben. Fabelland, wo Harlekin Herrscher war, wird eben so konstitutionell regiert, daß dort der Postenreicher zehnmal besser daran ist als der Monarch. Man erlaubt dem Komödianten, über die Macht der Krone, über die Staatsnotwendigkeit und andere geheiligte Dinge mehr in einer Tonart zu sprechen, die jeden freisinnigen Publicisten und jeden Verfasser politischer Komödien mit tiefem Reid auf die glücklichen Kollegen in Fabelland erfüllen muß. Herr Spizer benützt auch sonst jede Gelegenheit, der Schattenmonarchie gründlich seine Meinung zu sagen. Er erspart uns keine von den zweifellos sehr richtigen Ansichten, die er im vertrauten Umgang mit den Wiener Socialreformern à la Pfitzsch gewonnen hat. Das wäre ja nun an und für sich recht schön, wenn man in's Theater ginge, um spottbillige Leitartikel-Phrasen declamirt zu hören und stundenlang ein gar nicht kurzweiliges Weber Zettel zu lauschen, der wie ein Löwe brüllt. Vom dramatischen Dichter begehrt man indessen etwas Anderes, etwas Köstlicheres, und Herr Spizer sollte das wissen. Gestalten muß der Dichter, wo Herr Spizer redet und immer wieder redet. Hülstleere Schatten sind alle seine Personen, belanglose Nebensachen, während die Phrase mit der gewissen majestätischen Attitüde die Hauptfache ist. Es fehlt dem Dichter die Kraft, den großen Vorwurf zu meistern, kaum hier und da ist es ihm gelungen, lebendige Funken aus dem Stein zu schlagen. So verbleibt war er in die todte und leere Satire, die er über das neumodische monarchische Princip ausgoß, daß er sogar die technische Seite des Dramas arg vernachlässigte, nur um ja recht bald wieder Demosthenes sein zu können. Nicht allein die liebliche Sceneführung und die oberflächliche Zeichnung der Charaktere verstimmt von Anfang an, sondern mehr noch eine gewisse unbegreifliche Sorglosigkeit in der Motivirung, die dem Hörer das Unmögliche zu glauben zumuthet. Und dabei nirgends eine frische, von Künstlerhand gemischte Farbe, nirgends eine persönliche Note, nirgends die Spur aus dem Vollen schaffender, unwüchsigter Dichterkraft. Ausdruckslos matt schleppt sich das Spiel vorwärts; munter wird Herr Lothar bloß, wenn er eine nach seiner Meinung geistvolle Wendung abtrennen kann, wie man einen Feuerwerkskörper abrennt. Die Liebe des Weibes kommt entweder zu früh oder zu spät. Von solchem Gedankenabraum wimmelt es in dem Stücke. Ein gewaltiger Stoff ist einem Nichts-als-Schönredner in die Hände gefallen und jämmerlich von ihm verzettelt worden.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal der „Uebermensch“.

Sehr geehrter Herr!

In einer der letzten Nummern der „Gegenwart“ wurde schon aufgedeckt, daß der Ausdruck „Uebermensch“ keine Schöpfung von Nietzsche ist. Uebermensch ist nicht nur ein Wort, das bei Goethe vorkommt, sondern auch Herder bedient sich dessen. In den „Briefen zur Beförde-

„Die Humanität“, 1794; Nr. 28 und 32. Ferner gebraucht es Zahn in „Deutsches Volksthum“, IX. Häusliches Leben, 7. Huldigung des weiblichen Geschlechts. Und sicher ließen sich die Belegstellen für das frühere Vorkommen vermehren, — wenn der Deutsche die Schriften deutscher Männer besser kennen würde.

Hochachtungsvoll

August Körte.

Notizen.

Als sollte das fast oder ganz abgelaufene 19. Jahrhundert noch mit schweren Folianten todtgeschlagen werden, hat es der junge Berliner Verleger Georg Bondi unternommen, noch schnell eine Sammlung dieleibiger Monographien über alle Zweige des öffentlichen und geistigen Lebens seit hundert Jahren erscheinen zu lassen. Damit das Unternehmen nur ja recht unpraktisch, obenhin und überflüssig ausfalle, hat er zum spiritus rector — kein Wortspiel! — den rechten Mann vorangestellt, den satifam bekannten Burgtheaterdirector, Hauptmannapostel und Schererschüler Paul Schlenther, der auch diese Herausgeberchaft von der Bierbank aus besorgen zu können glaubt. Tausend Seiten Text in Groß-Octav oder drei Kilogramm Gewicht scheinen den Mitarbeitern vorgeschrieben; wenigstens thut es keiner der bisher in der Sammlung Vertretenen unter 700 Seiten. Natürlich ist solches Alexandrinertum auf Commando auch dem fingerfertigen Schnellbildner unmöglich, und so verfielen denn Bondi-Schlenther's Leute ganz von selbst und gewiß nicht auf Verabredung auf das bequeme Auskunftsmitglied, einfach ihre alten Zeitungsartikel zusammenzustellen, mit den nöthigen Uebergängen zu versehen und als aufgewärmte Schüssel dem Publicum nochmals vorzusetzen. So sammelt Prof. Theobald Ziegler in Straßburg den wesentlichen Inhalt seiner deutschen Culturgeschichte, so liefert Prof. Cornelius Gurlitt in Dresden nicht viel mehr als einen Neudruck seiner Artikel und Kunstreferate aus der „Gegenwart“, und so stellt auch Richard M. Meyer bloß seine gesammelten Aufsätze und Recensionen zu einer Deutschen Literaturgeschichte zusammen. „Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft!“ Daß bei einer solchen Abschriftstellerei von einer künstlichen Composition keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Es sind pure Materialsammlungen, chaotisch, confus und voller Widersprüche und Wiederholungen. Die beste Leistung ist noch das Buch von Gurlitt, weil hier eine starke, eigengeartete, tapfere Persönlichkeit dahinter steht. Freilich ist auch wieder allzu viel ermüdende Polemik aus alten Zeitschriften mit herüber genommen — eben um die verwünschten 700 Seiten vertragsmäßig zu liefern! Ganze lange Excurse mit ihren endlosen Anekdoten und Citaten liegen unverarbeitet und unverdaut da, und nur zu oft begegnet es dem Leser, daß er Widersprüche und ängstliches Schwanken findet, wo er ein bündiges Urtheil sucht. Gurlitt, der ja von Kritik und Aesthetik sehr gering denkt, macht dann den Eindruck eines launenhaften, unentschiedenen, fast dilettantischen Kunstfreundes, bei dessen Urtheilen, zumal über Malerei und Plastik, man immer wieder daran erinnert wird, daß er von Beruf Architekt ist und sich eigentlich nur im Haus ganz zu Hause fühlt. Noch schlimmer lautet das Urtheil über Richard M. Meyer und seine „Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“, — Bondi's neueste Riesenschartele von fast 1000 Seiten! Der Berliner Privatdocent gehört zu der Scherer'schen Schule, die sich um Erich Schmidt geflüchtet, und sein Werk soll des Altmeisters Literaturgeschichte, die mit Goethe's Tod abschließt, ergänzen und bis in unsere Tage fortsetzen. Aber was schon Wilhelm Scherer trotz aller Reclame-trompeterei seiner Schüler nicht gelungen ist: die Popularität seines Buches, sie wird der Nachkommende noch weniger erreichen. Dazu ist sein Buch zu breit, zu langweilig, zu theuer. Auch wissenschaftlich ist es unbrauchbar. Um seinen Stoff zu meistern, theilt Meyer

das Literaturfäciculum einfach in seine einzelnen Jahrzehnte, setzt über jedes Capitelberennium einen möglichst unpassenden, aber imposanten Titel und bringt dann die verschiedensten Dichter der verschiedensten Epochen wie Kraut und Rüben darin unter, z. B. neben den Dichtern des Vormärz einen Groth, Hehn, Wagner, Hebbel, Kruse, Schad, Scherr, Keller, Fontane, Jordan, Storm, C. F. Meyer — alle im selben Capitel und Jahrzehnt der vierziger Jahre! Lesenswerth sind nur die paar abgerundeten Essays z. B. über Keller, Fontane, Anzengruber; man merkt, daß sie bei einer früheren Gelegenheit nach guten Vorstudien entstanden und wörtlich übernommen sind. Um so verfehlter sind die Urtheile über Hebbel, Uhland, Raabe, Ludwig, Groth, Geibel, Jensen, Treitschke, für deren Bedeutung Meyer offenbar gar kein Organ besitzt. Dann die geistreich sein sollenden, immer weit hergeholtten und selten passenden Parallelen à la Erich Schmidt. Dahin gehört der Genieblitz von Platen's „malerischem Tod“, der viel eher kläglich und tragikomisch war, denn in grotesker Furcht vor der Cholera floh der Unglückliche von Neapel nach Syrakus, wo er buchstäblich aus Angst an einer leichten Erkältung starb. Und nicht einmal seine Ruhestätte darf man malerisch nennen, was Meyer vielleicht gemeint hat, denn der Dichter liegt wohl im blühenden Garten der Villa Landolini, der ist aber nur ein englischer Privatkirchhof mit Handelsgärtnerei, und Platen's zwei (!) Grabsteine stehen an der Mauer zwischen lauter gleichgiltigen Mistern und Misses. Daß die Raabel und Lewald, Heine und Börne, Auerbach, Lindau, Fulda, Bamberger, Brandes, Hirschfeld, ebenso wie Sudermann und Dehmel (!) als Gatten jüdischer Frauen überschätzt werden, das wirkt um so komischer, als Meyer gern mit seinem Germanenthum und sogar „märktischen Localpatrotismus“ renommirt. In den letzten Capiteln ist das Buch nur noch ein Sammeljurium von Eigennamen, nicht viel mehr als ein Schriftstellerlexikon, wo fast Jeder genannt wird, der einmal etwas drucken ließ, und Jeder gelobt wird, der von Hermann Grimm oder Erich Schmidt empfohlen ist oder im Hause Meyer verkehrt. Und gerade hier, wo es eigene Urtheilskraft zu zeigen gilt, tappt Meyer fast immer daneben, z. B. in der Verhimmelung von Busse und Stephan George. Kurz, Meyer's Bandwurm schließt sich würdig Bondi's anderen Unbänden an, und wir würden unsere Leser vor dem Ankauf warnen, wenn es sich nicht um einen schon äußerlich abschreckenden Ladenhüter handelte.

„Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“, herausgegeben von Karl Werdmeister (Berlin, Photographische Gesellschaft). Das beliebte Bildnißwerk enthält in seinen letzten Lieferungen manchen interessanten Charakterkopf in schöner Ausführung und mit guter biographisch-kritischer Erläuterung. Wir nennen von Wissenschaftlern: Claude Bernard, den „eisernen Vivisector“, Reitenkofer, den Schöpfer der modernen Hygiene (Bildniß von Lenbach), Wilhelm Wundt, Jhering. Dann die großen Erfinder: Samuel Morse, den Autor des ersten Schreibtelegraphen, Jacquard, den eigentlichen Begründer der Textilindustrie (nach einer Lyoner Lithographie). Hieran schließen sich eine Reihe berühmter Franzosen: der geniale Satiriker und Polemiker Courier, Emil de Strardin, der Journalist, Scribe, Dumas fils (Porträt von Léon Bonnat) und Alphonse Daudet (nach einer charakteristischen Naturaufnahme). Dann mit einem Sprung in die neue Welt die amerikanischen Heerführer Grant, Sherman, Sheridan, endlich Lincoln. Aus dem jüngsten Heft erwähnen wir den Physiologen Du Bois-Reymond, gemalt von Max Koner, und den mit 37 Jahren verstorbenen genialen Physiker H. R. Herz nach einer Naturaufnahme. Schließlich noch einige Poetenbilder: Auerbach, die Droste-Hülshoff, Platen und Wildenbruch. Mit der Aufnahme des letzteren vielumsrittenen Dramatikers ist Karl Werdmeister seinem guten Princip, die Lebenden nicht oder nur in Ausnahmefällen von bleibender Bedeutung aufzunehmen, untreu geworden. Zu wenig berücksichtigt scheinen uns dagegen die Maler und Bildhauer. Von Letzteren sollten Werner und Wegss, Menzel und Schilling nicht fehlen. Auch Heinrich v. Kleist gehört mit allen seinen Werken dem 19. Jahrhundert an.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Verlag von Rosberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen.

Auf Grund amerikanischer u. europäischer Materialien erörtert von

Dr. Carl Walder,

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 4 Mark.

Der Verfasser hat von 11 Kinderschuss-Vereinen u. s. w. in New York, Boston, London, Paris, Berlin, Neudelitz, Wien interessante Materialien bekommen. Er behandelt auch die Frage des Einschreitens der Hausgenossen gegen begonnene Mißhandlungen.



Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubet Egiby Fontane Groth Haedel Hartmann Heije Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Reichsgerstl Riga Rodau Olivier Bettendorfer Saltzburg Sklenkiewicz Simon Spener Spielhagen Stanley Stocker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Pola u. v. A.

Eleg. geb. 2 Mt. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav. Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Helogravüre. Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Stottern

heilen dauernd Dr. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. Älteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Mad. geb. Schriftsteller, bißh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), perfecter Stenograph, Maschinenschreiber (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Institt. u. Stellung. Dffert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Bad Reinerz,

klimatischer, walddreicher Höhen-Kurort - 568 Meter - in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procuduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution. Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Prosp. gratis.

Königliches Bad Oeynhausien.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linten Berlin-Köln und Böhm. Hildesheim. Sommerstation v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. Kurmittel: Naturw. kohlenf. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Bellenbäder, Gradluft, Medicomechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchuranstalt. Neues Thermalbadehaus am 15. Mai 1900 eröffnet. Indicationen: Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. Kurlapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmanalifation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die Rgl. Badeverwaltung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“ Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.



Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

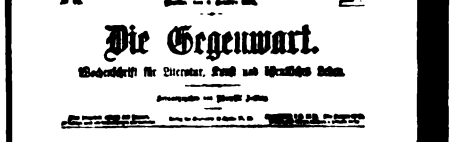


Bismarcks Nachfolger.

Roman von Theophil Bolling. Volksausgabe. Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitoli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe. Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einzahlung des Betrags postfreie Zusendung vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 - 1896. Erster bis fünfzigster Band. Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M. Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Notwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonym und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek. Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom Verlag der Gegenwart, Berlin W 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gepaltene Zeitzelle 80 Pf.

Inhalt: Die Vorbildung der Officiere des deutschen Heeres. Von Freibank. — Die Wohlthätigkeit im modernen Leben. Von Karl Noegel. (Schluß.) — Talleyrand als dramatischer Stoff. Von Gottlieb Daum. — Volkshochschulkurse und Hochschulpädagogik. Von Max May (Heidelberg). — **Feuilleton.** Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Der heilige Krieg. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die Vorbildung der Officiere des deutschen Heeres.

Die Einschränkung der Verabschiedung von Officieren wird von den Oppositionsparteien seit Jahren in regelmäßig wiederkehrenden Anträgen im Reichstage und in den Landtagen einzelner Bundesstaaten verlangt, und die demokratische Presse, zu deren eisernem Bestand diese Frage rechnet, beschäftigt sich häufig mit derselben, indem sie sorgfältig von Jahr zu Jahr die eingetretenen Verabschiedungen aufzählt und Berechnungen darüber anstellt, wie hoch sich für das Reich die Kosten der innerhalb einer gewissen Frist erfolgten Officiers-Pensionierungen belaufen. Daß eine Milderung dieser Verhältnisse wünschenswert wäre, wird allgemein und gewiß auch von den maßgebenden Behörden anerkannt, und wer eine befriedigende Lösung dieser schwierigen Frage zu finden vermöchte, würde sich ein großes Verdienst um das Reich und dessen Steuerpflichtige, ein noch größeres um den Officiersstand selbst erwerben. Alljährlich ist eine große Anzahl von Officieren gezwungen, aus dem Dienst auszuscheiden, in einem Lebensalter, welches man mit den besten Mannesjahren zu bezeichnen pflegt, lediglich, um noch jüngeren Kräften Platz zu machen, nicht etwa um das Officierscorps zu „verjüngen“, sondern um es nicht alt werden zu lassen. Niemand bestreitet, daß schon für den Friedensdienst, noch mehr für die Anforderungen des Krieges, ein hohes Maß körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische erforderlich ist, welches sich im Allgemeinen bei den höheren Lebensjahren nicht mehr findet, wenn auch einzelne berühmte Ausnahmen, wie Blücher, Radetzki, Moltke, das Gegentheil zu beweisen scheinen. Jede Heeresverwaltung, welche nicht für rechtzeitige Beseitigung überlebter Führer besorgt gewesen ist, hat die Unterlassung theuer zu bezahlen gehabt, so Preußen 1806, Oesterreich im siebenjährigen Krieg und in den Kämpfen gegen Frankreich um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, Oesterreich und seine Verbündeten im letzten Kampfe gegen Preußen, und der Wunsch Napoleon's I., „alte Soldaten unter jungen Generalen“ hat heute noch seine volle Berechtigung.

Um die höheren Führerstellen mit Männern von nicht zu hohen Jahren und von ungebeugter Thatkraft besetzen zu können, muß, wie erwähnt, alljährlich ein hoher Procentsatz von Officieren aller Grade aus dem Dienst ausgescheiden, in erster Linie natürlich alle diejenigen, welche an körperlicher oder geistiger Rüstigkeit eingebüßt haben, fernerhin aber auch

eine große Zahl solcher Officiere, welche vermöge ihrer Tauglichkeit wohl noch weiter dienen könnten, aber bei dem großen Wettbewerb fähigeren oder für fähiger gehaltenen Hintermännern Platz machen müssen. Ein Vergleich mit den Verhältnissen des Waldes liegt nahe: Nicht alle gleichzeitig gepflanzten jungen Bäume können sich zu Hochstämmen entwickeln; damit dies einigen derselben möglich wird, muß alljährlich eine gewisse Anzahl von — an sich brauchbaren — Concurrenten beseitigt, und den übrigen dadurch Raum, Luft und Licht zur weiteren Entfaltung gegeben werden.

Jeder Freund des Heeres wird den geschilderten Uebelstand bedauern, aber bei der Unmöglichkeit, ihn aus der Welt zu schaffen, sich darauf beschränken müssen, über die Mittel nachzudenken, wodurch die schlimmen Folgen dieser Nothwendigkeit für die davon Betroffenen abgeschwächt werden können. In dem französischen Heere sorgt, wie bekannt, die gesetzlich festgelegte Altersgrenze in der Weise für den erforderlichen Abgang an Officieren, daß ohne Ausnahme jeder Officier, der in einem bestimmten Alter den demselben entsprechenden Dienstgrad noch nicht erreicht hat, ausscheidet. Die genannte Einrichtung hat den Nachtheil, daß ausnahmsweise auch hochbegabte Persönlichkeiten zur Unthätigkeit gezwungen werden, lediglich, weil sie ein gewisses Lebensalter erreicht haben. Auf der anderen Seite ist mit dem französischen Verfahren der Vortheil verknüpft, daß sich der Uebergang zum Ruhestand für den Einzelnen ohne bittere Gefühle vollzieht, daß der außer Dienst gestellte in der öffentlichen Meinung im Vergleich mit glücklicheren Kameraden nicht als minderwerthig angesehen wird. Häufig hört man in Kreisen, welche dem Heere ferner stehen, den Vorschlag, solche Officiere, welche für den nächsthöheren Dienstgrad nicht als geeignet befunden werden, wenigstens in ihrer jeweiligen Stellung so lange zu belassen, als ihre geistigen und körperlichen Kräfte sie dazu befähigen; und dieser Vorschlag hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, in Bezug auf die in Betracht kommenden Persönlichkeiten sowohl, wie auf die Steuerkraft des Reiches. Allein es wird dabei übersehen, daß mit der vorgeschlagenen Maßregel der Hauptzweck des gegenwärtigen Verfahrens, die stetige Auffrischung des Officierscorps, doch nicht erreicht wird. Außerdem aber scheint es mit der Erhaltung der Leistungsfähigkeit und Mannszucht im Heere unvereinbar, zwei Kategorien von Officieren nebeneinander aufzustellen, von denen die eine von der Beförderung ausgeschlossen ist, während der anderen die Erreichung höherer

Grade noch bevorzucht. Sogar der Gemeine in Reich und Glied wird bei der Feinfühligkeit, welche er für derartige Verhältnisse besitzt, alsbald den Unterschied der beiden Kategorien erkennen und dem von der Beförderung ausgeschlossenen Führer in schwierigen Lagen nicht mit demjenigen Vertrauen folgen, welches unter allen Umständen den Erfolg verbürgt. Auch die Einheitlichkeit und Kameradschaft innerhalb des Officiercorps, deren Bedeutung für die Leistungsfähigkeit einer Truppe nicht unterschätzt werden darf, würde bei der erwähnten Zweitheilung einen unberechenbaren Schaden erleiden. Die Erfahrungen, welche Frankreich — auch in Rußland bestehen ähnliche Verhältnisse — mit seinen zwei Arten von Officieren, den aus dem Unterofficierstand hervorgegangenen Troupiers und den höher gebildeten Berufsofficieren aus der Kriegsschule, gemacht hat, sind wenig geeignet, ein ähnliches System der Zweitheilung bei uns zu empfehlen.

Es soll nun versucht werden, den Zusammenhang der geschilderten Verhältnisse mit der Frage der Vorbildung der Officiere zu erörtern. Statistische Berechnungen ergeben, daß von sämmtlichen in den Dienst getretenen Berufsofficieren durchschnittlich $\frac{3}{10}$ nicht die Hauptmannstellung erreichen, während weitere $\frac{3}{10}$ vor Erreichung der Stellung als Bataillonsführer, und ein weiteres Viertel vor Erreichung derjenigen eines Regimentsführers ausscheiden, so daß die höheren Stellungen, vom Regimentsführer einschließlich aufwärts, nur von $\frac{1}{7}$ der Officiere erreicht werden. Diese Zahlen legen die Frage nahe, welches Loos den vorzeitig aus dem Dienst Getretenen zufällt. Die Statistik giebt darüber keine Auskunft, es ist aber zu vermuthen, daß der jüngere Theil dieser theils mit, theils ohne Ruhegehalt Ausgeschiedenen sich anderweitigen Berufsarten und nutzbringenden Beschäftigungen zuwendet oder im Ausland und in den deutschen Schutzgebieten Verwendung sucht, während der ältere Theil, in der Regel auf den meist unzureichenden Ruhegehalt angewiesen, nur ausnahmsweise Gelegenheit findet, noch einen neuen Beruf zu ergreifen, da auch die zuweilen mit der Verabschiedung ertheilte Aussicht auf Verwendung im Civildienst in den meisten Fällen eben eine — Aussicht bleibt. Jedenfalls dürfte es keine unbillige Forderung sein, daß sich die Heeresverwaltung auch mit der Zukunft dieser zahlreichen, größtentheils ohne eigenes Verschulden frühzeitig aus ihrem Berufe gedrängten Männer ernstlich beschäftigt, soll nicht allmählig ein Zurückgehen im Andrang junger Leute zum Officierstand sich fühlbar machen. Diese unsichere Gestaltung der Zukunft der Officiere legt die Frage nahe, ob ihre gegenwärtige Vorbildung vor dem Eintritt in das Heer geeignet ist, ihnen den für einen großen Theil in Betracht kommenden späteren Uebertritt in einen anderen Beruf zu erleichtern, und diese Frage muß für die Mehrzahl der Officiere, nämlich für die aus dem Cadettencorps hervorgegangenen und für die nach Ablegung der Fähnrichsprüfung Eingetretenen, verneint werden. Nur für die in der Minderzahl befindlichen Officiere, welche das Reisezeugniß für den Besuch einer Hochschule erworben haben, besteht, vorausgesetzt, daß sie nicht in einem zu weit vorgeschrittenen Lebensalter stehen, die Aussicht, sich ohne große Schwierigkeiten noch einem anderen ihrer Bildung entsprechenden Beruf zuzuwenden. Die Vorzüge der Cadettenhaus-Erziehung sollen um so weniger verkannt werden, als bekanntermaßen eine große Zahl besonders tüchtiger, in Krieg und Frieden bewährter Officiere aus dem Cadettenhaus hervorgegangen ist. Ein frühzeitiges Eingewöhnen in soldatische Gesinnung und Form, Ordnung und Zucht, Pflege von militärischer Ueberlieferung, Kameradschaft und Corpsgeist befähigen den aus der Cadettenschule hervorgegangenen in hohem Grade, die daselbst erworbenen Eigenschaften zum Nutzen des Heeres in dieses zu übertragen. Aber auch die Schattenseiten der Cadetten-Erziehung dürfen nicht unerwähnt bleiben. Der Knabe wird dem Einfluß des Vaterhauses in einem Alter entrückt, in welchem die sorg-

fältige, individualisirende, auf das Gemüth einwirkende Erziehung Seitens der Eltern durch eine, wenn auch noch so gewissenhaft durchgeführte Massenerziehung nicht ersetzt werden kann; er wird frühzeitig einem bestimmten Berufe zugeführt, während er noch gar nicht in der Lage ist, die Vor- und Nachteile der verschiedenen Berufsarten zu beurtheilen, und für ihn bei der Berufswahl außer der etwaigen Familien-Ueberlieferung fast nur wichtige Neuzerlichkeiten, der Glanz des Soldatenrockes u. dgl. in die Waagschale fallen können. Nach modernen Anschauungen ist es überhaupt zweifelhaft, ob die väterliche Gewalt heutzutage noch berechtigt ist, ohne Rücksicht auf den erst später erkennbaren Willen des Kindes die Zukunft desselben in eine ganz bestimmte, späterhin aber um so unsicherer sich gestaltende Bahn zu lenken, ebenso, wie es am Ende des 19. Jahrhunderts kaum mehr von der öffentlichen Meinung gebilligt werden würde, wenn Eltern ihre Tochter gegen den ausgesprochenen Willen der Letzteren zur Annahme eines ihr von ihnen bestimmten Ehegatten zwingen wollten.

Beide Rücksichten, die freie Berufswahl in gereifterem Lebensalter und die Möglichkeit des späteren Uebertritts aus dem Officierstand in einen anderen Beruf, würden wesentlich dadurch gefördert werden, daß auch beim Austritt aus der Cadettenschule nach einer Prüfung dem Cadetten das vollständige Reisezeugniß für den Besuch einer Hochschule, entsprechend dem beim Abgang aus einem Gymnasium oder auch Realgymnasium zu erwerbenden Reisezeugniß, ausgestellt würde. Der Lehrplan der Cadettenschule müßte diesem Erforderniß gemäß umgestaltet und ausgebaut werden, auch wird zu erwägen sein, ob der Eintritt in die Cadettenschule zu Gunsten der häuslichen Erziehung nicht in ein späteres Lebensjahr, das 14. bis 16., verlegt werden sollte. Im Anschluß an die vorgeschlagene Prüfung könnte dem einzelnen jungen Mann, welcher nach seiner eigenen inzwischen gewonnenen Einsicht, oder nach derjenigen seines Vaters, oder aber nach dem Urtheil seiner militärischen Erzieher für den militärischen Beruf in geringerem Maaße geeignet ist, die Wahl einer anderen ihm mehr zusagenden Laufbahn ohne Weiteres gestattet werden, gegebenen Falls gegen Rückerstattung der im Cadettenhaus von Seiten des Reichs für ihn aufgewendeten Erziehungskosten.

Nach diesen Erörterungen bleibt über den zweiten Weg zur Officiers-Laufbahn, die Fähnrichsprüfung nach zuvor erlangter Reife für Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums, nur wenig zu sagen. Das durch den Besuch der Secunda und die nachfolgende weitere Vorbereitung in einer „Presse“ gewonnene Maaß von allgemeiner Bildung genügt für den Officiersstand heutzutage nicht mehr, um so weniger, als die in der „Presse“ meist rasch und ohne Gründlichkeit erlernten Kenntnisse, welche lediglich auf die Ablegung der nicht allzu schwierigen Fähnrichsprüfung zugeschnitten sind, sich wohl ebenso rasch wieder verflüchtigen, wie sie eingedrillt worden sind. Niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß die Kenntnisse, welche beim völligen Durchlaufen eines Gymnasiums erworben werden, für die wissenschaftliche Vorbildung eines künftigen Officiers ein Zuviel bedeuten, im Gegentheil, sie genügen nur gerade, und durch die Unterbrechung des in sich abgeschlossenen und abgerundeten Gymnasial-Unterrichts vor Beendigung der beiden letzten Schuljahre entsteht eine Lücke in der Bildung, die sich durch späteren Selbstunterricht nicht ausfüllen läßt. Der künftige Officier soll in die Schätze des classischen Alterthums so gründlich wie möglich eindringen, seine Phantasie an den Vorbildern heroischer Mannhaftigkeit begeistern und — um aus Vielem nur noch Eins herauszugreifen — seine Muttersprache an der Hand der lateinischen und womöglich auch der griechischen kennen und handhaben lernen. Eine derartig vervollständigte Vorbildung wird den Officier in höherem Maaße befähigen, den schwierigen Aufgaben der Erziehung und Ausbildung der

jungen Mannschaften gerecht zu werden, und ihn für spätere besondere Verwendung im Dienst als Adjutant und Generalstabsoffizier, als Lehrer und Erzieher an militärischen Bildungsanstalten u. dgl. gründlicher vorbereiten.

Daß im Heere diese Anschauung ziemlich verbreitet ist, geht unter Anderem daraus hervor, daß schon jetzt ein Theil der Regimenter, besonders diejenigen, welche sich beim Officierersatz in Folge günstiger Garnisonsverhältnisse eine strengere Auswahl erlauben dürfen, den Besitz des Reifezeugnisses für eine Hochschule als Bedingung des Eintritts als Junker fordern, abgesehen von den den Regimentern aus der Cadettenchule zugewiesenen Fähnrichen.

Nach den in den bisherigen Erwägungen enthaltenen Vorschlägen würden künftig statt drei nur noch zwei Wege zur Officiers-Laufbahn führen: die Absolvierung eines Gymnasiums oder Realgymnasiums, und das Durchlaufen der Cadettenchule mit der am Schluß abzulegenden Reifeprüfung für die Hochschule. Für beide Kategorien würde sich eine einjährige militärische Ausbildung bei einem Truppentheile anschließen, nach deren Beendigung die Betreffenden nochmals vor die Frage gestellt werden könnten, ob sie bei der Wahl des Officiersberufs bleiben oder etwa, unter Anrechnung des abgeleiteten Dienstjahres als Einjährig-Freiwilligen-Dienst, zu einem anderen Beruf übergehen wollen. Im ersteren Falle würde sich an das in der Front zugebrachte Jahr eine etwa einjährige Ausbildung in den Militärwissenschaften auf einer Kriegsschule anschließen, und darauf nach Maßgabe des Ergebnisses der Officiers-Prüfung und der freien Stellen die Ernennung zum Officier erfolgen können. Daß die Letztere sich auf diese Weise gegen bisher um $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Jahre verzögert, kann als ein Nachtheil nicht angesehen werden. Im Vergleich mit anderen Berufsarten ist die Erreichung einer festen, besoldeten Stellung noch eine recht frühzeitige, und es wird für den jungen Officier selbst wie für das Heer nur vortheilhaft sein, wenn der Erstere in seinen verantwortungsvollen Beruf ein etwas höheres Maas von körperlicher, sittlicher und geistiger Reife mitbringt.

Freidank.

Die Wohlthätigkeit im modernen Leben.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

Die Ursache aller dieser unlogischen Feindseligkeiten dürften wir zunächst zu suchen haben in der Halb- und Unbildung des Volkes, welches die ihm meist noch in tendenziöser Weise zugeführten Wirtschaftsbegriffe naturgemäß durchaus einseitig auffaßt resp. total mißverst. Daß aber derartige lächerlich unlogische Vorurtheile sich so lange behaupten konnten, scheint mir ausschließlich an der fast völligen Abgeschlossenheit der Mitglieder einer Classe von denen der anderen zu liegen. Dieselbe erklärt sich wohl zunächst aus dem Bildungsunterschiede, dann aber auch aus der Indolenz und dem Hochmuth, die in den höheren Classen häufig zu finden sind. Der persönliche Verkehr mit dem niederen Volke erfordert freilich ein feines Tactgefühl, da der Mann aus dem Volke sich sehr leicht beleidigt glaubt und überall erniedrigende Herablassung vermuthet. Ein löblicher Anfang nach dieser Seite hin scheint von einer Richtung der Frauenbewegung auszugehen, welche dafür eintritt, daß Mädchen und Frauen der höheren Classen in regen persönlichen Verkehr mit den Arbeiterinnen und Näherinnen treten, um deren Bedürfnisse aus eigener Erfahrung kennen zu lernen und somit wirksame Abhülfe zu schaffen. Diese Idee ist eine äußerst glückliche zu nennen. Zunächst hinsichtlich des vielen wirklich Guten, das auf diese Weise gethan wird. Dann aber bedenke man

nur, wie so manche junge verlassene Seele durch freundliche Theilnahme im geeigneten Momente vor dem Absturz in das Laster geschützt werden kann. Man mache sich hierbei keine zu schlechten Vorstellungen über die Sittlichkeit der Arbeiterkreise. Ein so gründlicher Kenner der Arbeiterverhältnisse wie Hertner äußert sich darüber in seiner nicht genug zu empfehlenden „Arbeiterfrage“*) wie folgt: „Und dennoch, wie gräßlich die äußeren Bedingungen auch für die Sittlichkeit, für das Familienleben unserer arbeitenden Classen oft sein mögen, so erklärlich sie jede Rohheit, jede Ausschreitung dieser Kreise machen: immer noch steht ihre durchschnittliche Sittlichkeit überraschend hoch über dem Niveau der äußeren Bedingungen. Jeder, der einmal einen Blick in das Leben unserer Arbeiterbevölkerung geworfen hat, wird auf eine Fülle von rührenden Zügen, Zügen der Anhänglichkeit, der Hingebung, der Liebe und Treue gestoßen sein.“ Demnach dürfte also der persönliche Verkehr mit Arbeiterinnen durchaus nicht so abstoßend wirken und eher noch dazu angethan sein, die Achtung vor einem Stande zu erhöhen, der in so bedrängter Lage noch eine solche Fülle braver, tüchtiger Geschöpfe hervorgebracht hat, deren Tugend natürlich in viel höherem Maße ein Verdienst ist, als die der höheren Stände. Ein derartiger theilnehmender, persönlicher Umgang mit den Mädchen und Frauen der arbeitenden Classen hat aber auch noch die große Berufung, vielen alleinstehenden, pecuniär unabhängigen Damen eine schöne Lebensaufgabe zu bieten, während dieselben bisher ihre innere Unbefriedigkeit und das Gefühl ihrer socialen Nutzlosigkeit vielfach mit mehr oder minder riskanten ästhetischen oder erotischen Experimenten zu betäuben suchten, dabei moralisch oft zu Grunde gehen, ethisch aber stets unausgenutzt bleiben. Unstreitig ist ja eine Frau immer viel besser zu praktischer Wohlthätigkeit geeignet als ein Mann: sie erfährt selbst Alles persönlicher und hat darum auch ein erhöhtes Verständniß für die persönlichen Bedürfnisse Anderer. Daher wird eine Frau einem gesellschaftlich unter ihr stehenden Mädchen viel näher treten können und demgemäß in ganz anderer Weise im Stande sein, dasselbe sittlich zu fördern, als ein gebildeter Mann gegenüber dem Manne aus dem Volke. Die Frauen der höheren Stände sind daher zunächst dazu berufen, die persönliche Annäherung zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Gesellschaftsclassen anzubahnen und auf diese Weise das Vorurtheil zu bekämpfen, das die einzelnen Mitglieder der höheren Classen für das Elend der niederen verantwortlich machen will. Da die sociale Frage gewiß nicht durch gewaltsame Ummwälzung gelöst werden kann, sondern nur auf dem Wege der Evolution durch allmähliges größeres Verständniß der einzelnen Stände für ihre wirklichen berechtigten Interessen, so dürfte eine möglichst weitgehende persönliche Annäherung der Mitglieder der einzelnen Classen von dem größten Einfluß sein. Nur auf solche Weise können diese eine Vorstellung von ihren gegenseitigen Bedürfnissen und Interessen erlangen. Vor Allem dürften dann auch die durchaus unnöthigen und der jetzigen Bildung unwürdigen Feindseligkeiten, die den Classenkampf so gefährlich machen und ungemein hemmen, — Haß und Neid auf der einen Seite, Verachtung und Hochmuth auf der anderen — daraus verschwinden und an ihre Stelle gegenseitige Achtung und persönliches Wohlwollen treten. Dieses Ideal kann nur durch eine möglichst verbreitete Erziehung zur Wohlthätigkeit in dem oben geschilderten Sinne erreicht werden.

So viel über die Wohlthätigkeit als Erziehungsmittel und die Consequenzen dieses Princips. Wenden wir uns nun zur Wohlthätigkeit als Lebenszweck und Lebensschmuck für alleinstehende Persönlichkeiten, also Wittwer, Wittwen, alte Junggefallen und alte Jungfern. Wohl hat man namentliche Letztere seit Unzeiten zur Zielscheibe mehr oder minder wohlfeiler Spöttereien gemacht, aber ungewürdigt bleibt meistens

*) II. Auflage. Berlin, Guttentag.

die stille Tragik ihrer einsamen Existenz mit dem bohrenden Gefühle der Nutzlosigkeit, verspäteten, hoffnungslosen Sehnsuchtsträumen oder gar völliger Herzensverödung. Maupassant erzählt in einer seiner Meisterfikzen, wie eine einsame alte Jungfer in der Agonie die Vorstellung hat, sie sei verheirathet und habe Kinder und rede mit diesen. Ihre letzten Worte sind: „Daß Du ein Tuch mitnimmst, damit Du Dich nicht erkältest.“ — Augenscheinlich sprach sie im Todeskampfe langjährige stille Herzenswünsche aus. Welche Tragik liegt in dieser kurzen Erzählung! So ist es gewiß Ungezählten gegangen und geht es noch Unzähligen. Allen diesen müßte geholfen werden. Nun ist aber die Adoption eines Kindes eine kostspielige Sache, die außerdem ein Vermögen voraussetzt, damit auch in der Folge für das Adoptivkind gesorgt sei. Außerdem ist damit gleich eine derartige Ummwälzung des bisherigen Lebensganges verbunden, daß die an ihren alten Gewohnheiten hängenden Vereinsamten schon vor dem Gedanken daran oftmals zurückschrecken. Und doch könnte hier viel geschehen. Es müßte diesen großen Bedürfnissen gegenüber eine Vereinigung gegründet werden mit dem Ziele, die Gelegenheit zu zweckmäßiger Wohlthätigkeit zu schaffen. Derartige Vereinigungen kommen zunächst solchen entgegen, denen es nicht am Willen, sondern nur an der Gelegenheit zum Wohlthun fehlt; ferner solchen, die nicht Geld geben wollen, dessen Verwendung sie nicht sehen, schließlich allen denen, deren Mittel zu gering sind zu selbstständigen Ausübung der ihnen zusagenden Wohlthätigkeit. Für einsame Jungfrauen oder alte Jungfern käme besonders die an Kindern auszuübende Wohlthätigkeit in Betracht. Zunächst könnte also der Verein staatlich untergebrachten Kindern Beschützer besorgen in dem oben näher ausgeführten Sinne. Dann aber kann der Verein selbstständig die Erziehung verwaister oder von ihren Eltern mißhandelter Kinder in die Hand nehmen. Nehmen wir an, daß die zur Erziehung eines Kindes monatlich erforderlichen Kosten in einzelne Antheilscheine getheilt werden, allerdings nicht zu viele, etwa drei bis fünf. Die Zeichner der Antheilscheine, die sich damit für eine Reihe von Jahren zu dem bestimmten Mindestbeitrag verpflichten, wählen aus ihrer Mitte Einen, welcher die Geldeinzahlung, und einen, der besonders die Ueberwachung des Kindes übernimmt. Die Vereinsverwaltung notirt nur die einzelnen Fälle und nimmt einen gewissen Procentfuß der Antheilzahlung für sich als Reservefonds, um im Falle der Zahlungsunfähigkeit eines der Antheilzeichner die einmal begonnene Erziehung in gleicher Weise weiter führen zu können. Die betreffenden Kinder könnten entweder bei einem der Antheilzeichner selbst untergebracht werden oder bei sehr gut beleumundeten, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Privatleuten, denen aus der anständig bemessenen Pension noch eine Erverbsquelle entstehen würde. Die Kinder werden also in der betreffenden Familie erzogen, die Antheilzeichner aber vertreten die Stelle der Verwandten, die die Kinder zu sich einladen, mit ihnen spazieren gehen, sie auch wohl ein wenig verwöhnen. Denn sicherlich wirkt es wohlthuender auf den Charakter, etwas verwöhnt zu werden, als gar keine Verwöhnung kennen zu lernen. So würde die Jugend manches armen, verlassenem Geschöpfes vom Sonnenstrahl theilnehmender Liebe und Freundlichkeit bestrahlt werden. Den Wohlthätern aber, namentlich wenn es alleinstehende Menschen sind, wird erst der tiefere Sinn des Lebens aufgehen, und ihr vorher freundloses Dasein sich reich und glücklich gestalten. Denn Heiligeres giebt es nicht und nichts Schöneres, als eine junge Seele zu betrachten, wie sie sich allmählig der Welt erschließt, und der Blick in ein unschuldvolles, dankbares Kinderauge kann in den verödetsten Herzen blühende Menschenliebe erwecken. Denken wir uns diesen Verkehr auch fortgesetzt, nachdem das Kind seine engere Erziehung vollendet hat und irgendwo zur Lehre untergebracht worden ist. — Ich möchte hierbei betonen, daß es durchaus

unlogisch ist, niederen Kreisen entstammende Kinder höher ausbilden zu lassen. Das lohnt nur bei ausgesprochenem Talent oder Bildungstrieb. Sonst kommt es doch nur darauf an, daß das betreffende Kind in seinen Kreisen ein tüchtiges, ehrenhaftes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde. Darauf muß natürlich die ganze Erziehung von vornherein hinielen. Dann aber wird der erwachsene Mensch später viel zufriedener sein in seiner eigenen Sphäre, als wenn er mit Gewalt in eine höhere verpflanzt würde, mit der nagenden, unausgesprochenen Scham über seine niedrige Abkunft und der Entfremdung gegenüber eventuellen Angehörigen. Dieses sei nebenbei bemerkt, weil gerade hierin oft in der besten Absicht sehr viel Unheil angerichtet wird. — Denken wir uns also den persönlichen Verkehr auch weiter fortgesetzt, so ist es evident, welchen wohlthuenden Einfluß der Aufenthalt im Hause eines gebildeten Wohlthäters ausüben muß, namentlich auf Handwerksjungen und Fabrikmädchen, deren zartere Seelenbedürfnisse — und solche hat ein jedes junge Geschöpf — so oft durch die rohe Umgebung unterdrückt werden, sehr zum Schaden der ganzen Entwicklung.

Da die Voraussetzungen zu derartigen Vereinen überall reichlich vorhanden sind, müßten dieselben in großer Anzahl gegründet werden, zumal der Verwaltungsapparat so unendlich einfach ist. In einem kleinen gemietheten Bureau oder auch in seiner Privatwohnung könnte ein einzelner Beamter täglich in wenigen Arbeitsstunden die Verwaltung selbst einer sehr ausgebreiteten Vereinswirksamkeit erlebigen, da ja nur über die Versorgung jedes einzelnen Kindes Buch zu führen ist. Man könnte diese technische Seite noch mehr vereinfachen, indem jeder Hauptpfleger für das betreffende Kind ein Specialbuch führt, aus welchem nur allmonatlich einmal in das Hauptbuch Uebertragungen gemacht zu werden brauchen. Solche Vereine müßten in hohem Grade dazu angethan sein, den Sinn für Wohlthun zu verbreiten, den hohen, unvergleichlichen Genuß desselben verstehen zu lehren und somit veredelnd auf das ganze Volk einzuwirken. Natürlich müßten derartige Vereine im Stande sein, allen Bildungs- und Vermögensverhältnissen entsprechende Gelegenheiten zu verschaffen. Sie hätten vor den bis jetzt bestehenden Vereinen den Vorzug, daß bei ihnen am consequentesten das Princip der Beschränkung des bürokratischen Elementes zu Gunsten des Persönlichen durchgeführt wäre. Denken wir uns solche Institutionen in verschiedenen Ländern bestehend, national centralisirt und diese Centralen wieder zu einem internationalen Verbands vereinigt, behufs Austausch der gemachten Erfahrungen, so dürfte solche friedliche Vereinigung zum Zwecke edler Bethätigung in letzter Instanz auch ein gut Theil mitwirken zur Ueberwindung thörichter nationaler Vorurtheile.

Unstreitig ist ja die Wohlthätigkeit ebenso international und daher ebenso zur Versöhnung nationaler Gegensätze berufen wie Wissenschaft und Kunst, welche dem Gedanken der Völkerveröhnung schon so eminente Dienste geleistet haben. Ein jedes Individuum betrachtet sich doch erst als Mensch und dann erst als Angehöriger dieser oder jener Nation. Dem Menschlichsten im Menschen entspringt aber der Drang nach Wohlthätigkeit. — Anfänge zu internationaler Wohlthätigkeit sehen wir in den internationalen Arbeitsconferenzen, wo z. B. auch die Frage der Frauen- und Kinderarbeit auf internationalem Wege geregelt werden sollte. Leider kam es nicht so weit. Nehmen wir aber an, die einzelnen innerhalb desselben Landes bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine derselben Richtung seien centralisirt, z. B. Centralvereinigung der deutschen Waisenhäuser, der Rettungshäuser, der Fürsorge für entlassene Sträflinge, der Volkshilfsstätten, — so liegt es doch sehr nahe, diese nationalen Centralen wieder untereinander zu einer internationalen Vereinigung zu verbinden. Diese internationalen Centralen müßten abwechselnd jedes Jahr von einer anderen der natio-

nalen Centralen geleitet werden. Natürlich ist den nationalen Centralen, sowie auch den dieselben bildenden einzelnen Vereinen möglichste Selbstständigkeit zu gewähren. Die Hauptaufgabe der Internationalen wäre der Austausch der gemachten Erfahrungen, möglichste Pflege persönlicher Beziehungen zwischen den Leitern und Beamten, sowie Austausch derselben zum Zwecke des Studiums bestehender Einrichtungen und der Errichtung neuer. Sicherlich würden dann unsere Armenpolitiker nicht mehr darüber zu klagen haben, daß es so unendlich lange dauert, bis eine im Auslande längst mit Erfolg angewandte Neuerung im Wohlthätigkeitsbetriebe auch bei uns bekannt wird. Es fände vielmehr eine beständige gegenseitige Befruchtung statt, und dieses sowohl im rein technischen Theile der verschiedenen bestehenden Institutionen, als auch in der Ausarbeitung der Theorien, wobei dann die tüchtigsten Köpfe aller Nationen concurriren würden. Wie nutzbringend wäre z. B. eine internationale Vereinigung für Preisaus schreiben zur Lösung sittlicher, wirthschaftlicher, wissenschaftlicher und volksthätiger Probleme. Zu vermeiden wären natürlich alle Themata, die der religiösen Ueberzeugung einer der Nationen zu nahe träten. Zunächst würde es sich darum handeln, den in der jetzigen Uebergangszeit vorübergehend schwankend gewordenen Glauben an das Gute neu zu stützen durch eine praktische Sittenlehre für das Volk mit Erklärung und Widerlegung aller modernen moralseindlichen Elemente. Ferner wäre es wohl zur Propaganda des Wohlthätigkeits-Gedankens von großem Werthe, wenn eine Encyclopädie der Wohlthätigkeit in der populärsten aller Formen, der Romanform, geschrieben würde, etwa unter dem Titel: „Zur Bervollkommnung der menschlichen Rasse.“ Zum Studium der Wohlthätigkeit für die Fachleute aller Nationen fehlt noch eine umfassende wissenschaftliche „Geschichte der Wohlthätigkeit“, wovon auch eine kleine Volksausgabe zu veranstalten sei. Andere für internationale Preisaus schreiben geeignete Themata wären: Erziehung zum Reichthum, Ethik des Reichthums, Anleitung zur Wohlthätigkeit, die Erziehung zur Wohlthätigkeit, die Wohlthätigkeit als Lebenszweck, Volkskunst, künstlerische Ausschmückung der Wohnungen, die Kunst als Lebenselement, Ethik der Kunst, Künstler als sittliche Vorbilder etc. Ferner wären die besten Volksbücher, Erzählungen, Romane, Gedichte aller Nationen in billigen Ausgaben massenhaft zu verbreiten. Eine weitere hervorragende Aufgabe wäre das Preisaus schreiben zur Populär-darstellung sämtlicher Wissenschaften, sowie periodische Erscheinungen zum Popularisiren der neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse etc.

Das mag Alles wie Utopie klingen, ist aber doch nur die höchst einfache logische Schlussfolgerung des einen Wohlthätigkeits-Gedankens. Man wende nicht ein, daß der moderne Existenzkampf und das rastlose Streben nach Reichthum dieses elementare Seelenverlangen herabgedrückt haben. Dem widerspricht die Wahrnehmung, daß gerade in den Ländern des brutalsten Wirthschaftskampfes, Amerika, England und Deutschland, die Wohlthätigkeit zu höchster Blüthe gelangt ist. Amerika, welches für das rücksichtsloseste Land gilt, verdanken wir nicht nur die kräftige Neuanregung des ethischen Gedankens, sondern es hat z. B. auch zu allererst das auch uns so quälende Problem von dem Elend in der Hausindustrie mit bestem Erfolge in Angriff genommen. Der Wohlthätigkeitstrieb ist eben durchaus elementarer Natur und darum nicht zu unterdrücken. Wo er eine Zeit lang unterdrückt wurde, kommt er später um so mächtiger und siegreicher zum Ausdruck, und weder pseudophilosophische Verhöhnungen des Mitleides noch auch Discreditirung desselben als Deckmantel für Eitelkeit und Genußsucht sind im Stande, den Seelenruf nach Wohlthun zum Schweigen zu bringen.

Recapituliren wir. Der Unterschied zwischen der Wohlthätigkeit von früher und der von heute besteht darin, daß heute der Staat die Pflege der physischen Noth seiner An-

gehörigen im Princip übernommen hat. Dadurch ist aber das Reich der Privatwohlthätigkeit nicht verengt, sondern im Gegentheil sehr erweitert worden. Zunächst bleiben derselben alle die Fälle vorbehalten, welche sich der staatlichen Fürsorge entziehen. Des Weiteren hat die private Wohlthätigkeit die große Aufgabe, durch persönliche Antheilnahme an den staatlich Verpflegten die Fürsorge des Staates erst zu einer richtigen Wohlthat umzugestalten. Viel mehr zu würdigen ist die Wohlthätigkeit als Erziehungsmittel, zumal das persönliche Beispiel des Almosengebens jetzt wegfällt. In diese Erziehung zur Wohlthätigkeit haben sich Elternhaus und Schule zu theilen. Eine derartige Erziehung erweist sich als das beste Gegenmittel gegen die moralischen Vorurtheile der Ehrfurcht vor dem Reichthum, der unlogischen Behandlung der Untergebenen und des Hasses der niederen Stände gegen die höheren. Hierdurch wird eine persönliche Annäherung der Mitglieder der verschiedenen Classen angebahnt, welche die wohlthätigsten socialen Folgen haben müßte. Eine weitere Aufgabe der Wohlthätigkeit ist die, das Leben vereinsamer Menschen zweckvoll und innerlich glücklich zu gestalten. Schließlich ist die Wohlthätigkeit ihres internationalen Charakters wegen in gleicher Weise wie Kunst und Wissenschaft dazu berufen, die nationalen Gegensätze und Vorurtheile auszugleichen. Alles in Allem ist der Wohlthätigkeitstrieb eine unüberwindliche Elementarkraft der Seele, vergleichbar derjenigen des Dampfes, den wir in eisernen Kessel sperren, und welcher nun in rastlos unaufhaltsamem Freiheitsdrang die schwersten Lastzüge über den Erdball dahinrollt. Darum bietet der Wohlthätigkeitsdrang einen festen moralischen Stützpunkt; er ist gleich einer sicheren Hand, die sich aus Himmelhöhen uns entgegenstreckt, damit wir, von ihr gestützt, glücklich die antimoralischen Sümpfe dieser Uebergangszeit überschreiten, dem festen Boden einer neubegründeten ethischen Weltanschauung entgegen. —

Talleyrand als dramatischer Stoff.

Von Gottlieb Daum.

Unter den weltgeschichtlichen Charakterköpfen des 19. Jahrhunderts ist kaum einer interessanter, als der des großen französischen Diplomaten Talleyrand-Périgord. Er steht auch noch heute neben einem Bonaparte, Goethe und Bismarck im Vordergrund der wissenschaftlichen und allgemeinen Aufmerksamkeit, und die Literatur über ihn wächst täglich mehr in's Riesige. Nachdem seine 1837 erschienenen Memoiren (Extraits) als unecht erkannt wurden, hatten seine vielfach retouchirten und darum auch zweifelhaften Memoiren, die der Herzog von Broglie in den achtziger Jahren herausgab, einen Riesenerfolg; sie sind in's Deutsche übersetzt worden. Historisch werthvoller sind die verschiedenen Briefsammlungen, die Ballain und viele Andere veröffentlichten. Aber auch die Literatur über ihn ist fast unüberschaubar und zum Theil sehr werthvoll. So Bertrand's Studien über die Londoner Gesandtschaft, dann die verschiedenen Publicationen der Gräfin Mirabeau. Sogar Bulwer, Mignet, Sainte-Beuve haben sein Charakterbild gezeichnet, und neuerdings schlossen sich ihnen die Deutschen Prof. Journier in Wien und Laby Blennerhassett in München, würdig an. Wir wollen im Nachstehenden versuchen, nach all diesen jüngsten Quellen sein schwankendes Charakterbild neu zu zeichnen und die tausend zerstreuten Mosaiksteinchen zu einem historischen Porträt zusammenzufügen, das die dramatischen Momente heraushebt und mit theatralischer Schlagkraft wirkt. Also Talleyrand als Held eines Charakter- und Spectakelstücks etwa im Geschmack des

alten Cardou, der sich den dankbaren Stoff bis heute, wunderbar genug, hat entgehen lassen.

Schon sein allererstes Auftreten ist wie ein effectvolles Vorspiel. Die Gräfin Elenore von Périgord, geborene Marquise de Damas, die durch Schönheit und Tugenden ausgezeichnete Gemahlin des im siebenjährigen Kriege abwesenden Generalleutenants, stand eben im Begriffe, in ihrem Salon zu Paris den Besuch einiger Damen vom Hofe Ludwig's XV. zu empfangen, als die Thür aufging und zum Entsetzen der hohen Herrschaften ein schmutziger, mit Lumpen bekleideter, hinfender Straßenjunge an der Hand eines Marineoffiziers eintrat, welcher den Bettelknaben mitten in den Salon stellte und Folgendes sprach: „Meine Schwester, dies ist der direkte Abkömmling der Fürsten von Chalais, die drei goldene, gekrönte Löwen mit Schwertern und heraushängenden Zungen im Wappen, eine Fürstentrone auf dem Schild und eine Herzogskrone auf den Mantel haben mit dem Wahlspruch: „Re que Diou“ oder übersetzt: Gott vor Allem! Vorwärts, mein Nefse, Graf von Périgord-Talleyrand, umarmen Sie diese schöne Dame . . . es ist Ihre Mutter!“ Dieses Familienbild, das Meister Jean Jaques entzückt hätte, der damals seinen „Emile“ schrieb, worin die Mütter, die ihre Kinder Ammen anvertrauen, gezeihelt werden, hatte zur Folge, daß der von seinem Onkel in Gesellschaft seines nicht weniger zerlumpten Milchbruders auf schneebedecktem Felde aufgefundenen zwölfjährige Knabe von einigen Ärzten untersucht wurde, die sein Fußübel für unheilbar erklärten. Ein Familienrath beschloß, das Erstgeburtsrecht seinem jüngeren Bruder, dem Grafen Archambaud, zu erteilen, damit dieser, der Tradition gemäß, in den Waffendienst trete, während der als Krüppel ihm nachgesetzte ältere Charles Maurice für die Kirche bestimmt wurde.

Der erste Act: Der Bischof. Im Collège d'Harcourt gelang es dem Enterbten bald, einer der besten Schüler zu werden. Später, im Seminar Saint Sulpice, erregte sein Disputirtalent, das mit seinem schweigsamen, in sich gefehrten Wesen seltsam contrastirte, das allgemeinste Aufsehen; doch mißfiel den Oberen höchlich die Offenheit, womit er seinen Abscheu vor dem aufgezwungenen Beruf aussprach. Im Jahre 1773 erhielt er die Priesterweihe. Der kaum zwanzigjährige Abbé de Périgord wurde bald Stadtgespräch. Man sah ihn überall, nur nicht in der Kirche. Er antichambrierte bei Ministern, intriguirte zu Versailles und amüsirte sich bei königlichen Favoritinnen. Eines Abends fragte die Dubarry, warum er so traurig sei. „Ach Madame“, erwiderte das geistliche Herrchen, „wie sind doch in Paris die Frauen weit leichter zu haben, als die Abteine!“ Der König belohnte diese kede Antwort mit der gewünschten Pfründe. Bald darauf erhielt Talleyrand die ausgezeichnete Stelle eines General-Agenten des französischen Clerus, als welcher er für 18,000 Francs Gehalt die Einkünfte der Geistlichkeit verwalten mußte. Nebenbei rüstete er ein Freibeuterschiff gegen England aus, für das die Regierung sogar die Kanonen schenkte, und nahm es nach wie vor in galanten Abenteuern mit jedem Laien auf, Richelieu und Lauzun inbegriffen. So brachte er es denn richtig dahin, daß der inzwischen gekrönte Ludwig XVI. sich entschieden weigerte, ihm den valanten Bischofsitz von Autun zu übertragen. Es genügte der Aublick des sterbenden Generalleutenants de Périgord, der sich als letzte Gnade jenes Bisthum für seinen Maurice erbat, um den schwachen König auch hier umzustimmen. Der Abbé de Périgord ward zum Bischof von Autun geweiht, vier Monate später vertrat er seine Diocese in der Reichsversammlung.

Der ehemals junge und muntere Abbé, der einst mit kurzem Mantel und lockigem Haar den Damen im Garten des Luxembourg nachlief und mit den Grisetten schäkerte, war ein gesetzter Fünfunddreißiger geworden, der für noch älter gelten konnte. Von seinen hageren Wangen wich der letzte Abglanz der rofigen Jugend; sie nahmen jenen bleichen, ab-

gestorbenen Ton an, der sich auf seinen Portraits aus allen Lebensjahren bemerkbar macht. Die „arrogante“, etwas aufgestülpte Nase war schlant geworden, und die feingeschlitzten Nüstern vibrirten nervös. Die endlose Stirne zeigt schon jetzt jene verachtende Falte, von der George Sand später sprach. Das Charakteristische war seine convere, schmale, kagenähnliche Oberlippe, die sich mit der dicken, hängenden Unterlippe eines Satirs vereinigte. Die Augen waren von heller, durchsichtiger Bläue, und ihr berühmter Reptilienblick schien kalt, gleichgiltig, indolent. Die ganze Figur lang, hager, das Ideal eines Mephisto, nur daß sich das Diabolische seines Wesens hinter der verführerischen Maske eines Weltmannes und dem würdigen Ornat eines Bischofs verbarg. Seine Haare dufteten von tausend Wohlgerüchen, seine Wangen glänzten von Fettschminke, sein ganzes Behaben athmete Weltlust, Socialität, Liebenswürdigkeit und aristokratischen Schliß. Die feinen, wohlgepflegten Händen hatten offenbar mehr in Whistkarten, als im Brevier geblättert. In den ernsthaftesten Dingen fand er Gelegenheit zu einem Witz. Seine geistliche Rolle spielte er mit Grazie und ohne Salbung und Augenverdrehen, und doch imponirte seine elegante Frömmigkeit dem gemeinen Manne, wie dem Höfling. Seltsames Zusammentreffen! Sein Vorgänger im Autuner Bischofsitz war Roquette, das Urbild des Tartuffe! Mit Recht heißt es daher in einem Epigramm Chénier's:

Tartuffe est le portrait de l'un,
Ah! Si Molière eût connu l'autre!*

Aus Indolenz und Faulheit lag er oft ganze Tage zu Bett, dann durchwachte er wieder die Nächte, um einen Hirtenbrief oder eine Denkschrift zu dictiren. Getreu seinem Grundsatz: nichts selber zu thun, was durch Andere geschehen konnte, begnügte er sich, die Elaborate seiner Mitarbeiter mit bewundernswerthem Geschick zu redigiren. Was er von finanziellen Dingen wußte, hatte er weniger durch Studium erworben, als Fachkennern abgehört, weshalb man ihn, gleich Mirabeau, als Plagiar verschrte. Sein Müßiggänger-Wahlspruch hieß: Pas trop de zèle! Doch hatte er sofort mit wunderbarem Instinct erkannt, was dem ruinirten Staat fromme, und gleich in seiner ersten Wahlrede sprach er nicht von Völkerverbrüderung, ewigem Frieden und anderen landläufigen Schlagworten, sondern empfahl für concrete Mißstände concrete Verordnungen: Gleichberechtigung Aller vor dem Gesetze, Pressefreiheit, Steuerreform, Finanzwesen mit öffentlicher Controle, Zollfreiheit innerhalb des Landes u. s. w. Schon der geniale Verfasser der Laisons dangereuses, Choderlos de Laclos, zählte ihn zu den bedeutendsten Staatsmännern, von denen sich in der neuen Reichsversammlung Großes erwarten lasse, aber nur, wenn er nicht dem Geiste seiner Kaste folge. Aber diese Gefahr bestand nicht: der Adel hatte ihn ja wegen seiner Mißgestalt ausgestoßen, und in den Dienst der Kirche war er gezwungen worden. Er rächte sich an Weiden. Sein Instinct witterte die Zukunft des dritten Standes, der nach dem Worte seines Collegen Sieyès Alles bedeuten soll. Er schloß sich ihm an. Am 22. Juni 1789 gelang ihm die Vereinigung seiner geistlichen Standesgenossen mit den bürgerlichen, und damit war die Macht des Adels gebrochen. In einer Nacht wurden alle Privilegien der Junker hinweggefegt und in Talleyrand's Fassung die Menschenrechte proclamirt. Dann rechnete er mit dem Clerus ab. Am 2. November beantragte er, allen geistlichen Grundbesitz als Nationalgut zu erklären; dann schlug er das Erzbisthum Paris aus, setzte die Civilconstitution des Clerus durch und bestieg am Feste des 14. Juli 1790 mit Scapulier, Mitra und Stab, an Lafayette vorbei, dem er zurief, ihn ja nicht lachen zu machen, die Estrade im Marsfelde, von wo er inmitten dreihundert weißgekleideter und dreifarbig umgürteter Priester mit patriotischer Verschwendung ganze Ströme von Weihwasser segnend auf das befreite Volk, die verbrüdere

Armee und den ganzen Hof herabfandte. Er hatte sich also auch an der Kirche gerächt, und es verschlug ihm nichts, daß er seines bischöflichen Amtes enthoben und excommunicirt wurde.

Von nun an war all' sein Streben darauf gerichtet, den gewesenen Cleriker vergessen zu machen und den Bürger hervorzuföhren. Im Verein mit Mirabeau und Siyès trug er am meisten dazu bei, dem Volk in der Kammer zum Siege zu verhelfen. Die Idee einer Republik, die damals erwiesenermaßen nur in phantastischen Köpfen spukte, kam ihm ebenso wenig, als Mirabeau oder Siyès. Eine Repräsentativ-Berfassung war sein ganzer Wunsch. Daß der stets verschuldete Mirabeau in geheimen Beziehungen zum Hofe stand, hatte der schlaue Talleyrand vielleicht errathen; so würde sich wenigstens Mirabeau's instinctive Abneigung vor dem Erzbischof erklären. Als einmal Talleyrand auf der Tribüne gewisse Behauptungen Mirabeau's widerlegte, sprang dieser plötzlich von seinem Sitze auf und schrie: „Warten Sie! Ich werde Sie in einem Circulus vituosus erdrücken!“ — „Wie,“ wandte sich der schlagfertige Talleyrand gegen seinen Unterbrecher, „hätten Sie etwa Lust, mich zu umarmen?“ Als Mirabeau plötzlich erkrankte und schon in den ersten Apriltagen sterbend am Fenster seines Hauses in der Chaussée d'Antin lag, ließ er Talleyrand rufen. Was da verhandelt wurde, hat Niemand erfahren; doch steht schon die Thatsache des erbetenen Besuchs mit der ausgesprengten Fabel in Widerspruch, daß der sich durch seine Unterhandlungen mit dem Hofe compromittirt glaubende Talleyrand den Wittwiffen bei einer Partie carrée vergiftet habe, worauf Mirabeau mit den Worten gestorben sei: „Der Schurke Talleyrand hat mir das letzte Tränklein gewürzt; seine Maitresse mag Euch das Uebrige sagen.“ Einige Tage später wurde er als Director des einflußreichen Municipalrathes von Paris Mirabeau's Nachfolger.

Von dem Verdacht, an der mißlungenen Flucht des Königs paares mitgewirkt zu haben, reinigte sich Talleyrand zur Zufriedenheit der Nationalversammlung; es ist aber wahrscheinlich, daß er darum gewußt hat. Als er dann schwere Verwickelungen vorausah, begab er sich nach London, ohne Zweifel in diplomatischer Sendung, obwohl es amtlich dementirt wurde. Es handelte sich vermuthlich darum, mit England eine Allianz zu schließen, sei es zum Schutze der französischen Krone, sei es zur Neutralität bei dem schon beschlossenen Kriege mit Oesterreich, worin man das einzige Mittel sah, Frankreich aus den inneren Wirren zu retten und den König vor den Einflüsterungen der Emigrirten und des Wiener Hofes sicher zu stellen. Doch diese und eine zweite Mission Talleyrand's hatten keinen Erfolg, weil der Hof von St. James den „unmoralischen“ Erzbischof „schnitt“, und weil der Verlauf der Dinge in Paris jeden französischen Agenten discreditiren mußte. Mittlerweile war in den Tuilerien ein ihn compromittirendes Schreiben an den König gefunden worden, so daß der Convent eine Anklage gegen ihn erhob und ihn auf die Emigrantenliste setzte. Talleyrand blieb also nichts Anderes übrig, als nach Amerika zu reifen.

Obwohl Washington ihn „aus Beweggründen politischer Natur“ nicht empfangen wollte, so war doch seine Aufnahme in den Vereinigten Staaten eine fast schmeichelhafte. Dort traf er den Chevalier de Beaumetz. Die beiden Freunde trugen sich mit Handelsplänen und standen im Begriff, einen Ostindienfahrer auszurüsten, als die Nachricht vom Tode Danton's und Robespierre's und kurz darauf die Erlaubniß zur Heimkehr Talleyrand bewog, den voraussichtlich reactionären Rückschlag zu benutzen und noch einmal auf dem politischen Schauplatz nach Glück und Ruhm zu trachten. Kurz vor der Abreise spazierten die zwei Freunde auf dem Hafendamm von New-York, als Talleyrand plötzlich stille stand, seinem Freunde scharf in die Augen sah und sagte: „Unseliger,

Du trachtest mir nach dem Leben und willst mich in's Meer stoßen.“ Beaumetz erblickte und gab zurück: „Ja, es ist wahr; dieser Gedanke beschäftigt mich seit geraumer Zeit; bis jetzt widerstand ich ihm, aber ich wollte ihn gerade in Ausführung bringen, als Du ihn erriethest. Hoffentlich ist diese fixe Idee für immer aus meinem Geiste verbannt.“ Ohne Zweifel fürchtete der reactionäre Freund, Talleyrand gehe nach Frankreich, um die Umsturzpartei zu verstärken, in der er Frankreichs Ruin sah. Immerhin wurde Talleyrand in der Nähe von Beaumetz unbehaglich. Er fand einen Vorwand und ließ den ungemüthlichen Gefährten allein abreißen, und seltsam: der Segler, auf dem Beaumetz sich eingeschiffet, ging unter mit Mann und Maus, während Talleyrand im Juni 1796 wohlbehalten in Hamburg anlangte.

Der zweite Act: Bonaparte. Nach einem Abstecher über Berlin erschien Talleyrand wieder in Paris, als sich der Jubel über den Erfolg der französischen Waffen in die Freudenbezeugungen Aller über das Ende der Schreckensherrschaft mischte. Eine ungebundene Vergnügungssucht erwachte mit dem Gefühle der Sicherheit. Die Göttin der Vernunft wurde heimlich ausgelacht. Die schwärmerischen Theophilanthropen hieß Talleyrand einen Trupp Spitzbuben: filoux en troupe, und sein Wiß wurde allenthalben wiederholt. Die oberen Schichten nahmen nach und nach wieder ihren Platz in der Gesellschaft ein, und die Jeunesse dorée trat an Stelle der schmutzigen und ungekämmten Clubbisten. In den neu eröffneten Salons fühlte sich Talleyrand sehr behaglich. Die Wiße und Galanterien des Abbé von Saint Denis und späteren Bischofs von Autun hatten sich über die revolutionäre Sündfluth hinübergerettet, und nach seiner Institutsrede über die Colonisation, worin er zum ersten Mal die Aufmerksamkeit seines Landes auf Egypten und Algier lenkte, wunderte sich Niemand, als drei Wochen später das Ministerium des Auswärtigen ihm zusiel. Während die Staël diese Ernennung wie Talleyrand's Amnestirung und Wahl in's Institut auf ihren Einfluß zurückführte, erzählte Talleyrand die unmittelbare Veranlassung dazu in seiner launigen Weise viel gemüthlicher: „Ich speiste bei einem Freund und fand daselbst, außer Frau von Staël, Barras und eine kleine Zahl Hausfreunde. Ein junger Freund von Barras war vor Tisch in's Bad gegangen und ertrunken, und Barras, der ihn sehr liebte, zeigte die größte Betrübniß. Ich tröstete ihn — war ich doch seit meiner Kindheit in solchen Dingen geübt! — und fuhr mit ihm in seinem Wagen nach Paris zurück. Bald nachher wurde das auswärtige Ministerium frei. Barras wußte, daß mir die Stelle erwünscht war, und Dank meines also erworbenen Einflusses wurde sie mir zu Theil.“

Aber die Ursache lag tiefer, als in Barras' Dankbarkeit für Talleyrand's Trost. Die Lage des Directoriums war in Folge der immer stärkeren Reaction gefährdet. Es bedurfte eines geschickten Diplomaten, um die Unterhandlungen mit Großbritannien und Oesterreich zum erspriechlichen Ende zu führen, und einer energischen Faust, um der Opposition die Gewalt zu entreißen. Mit einem Blick durchschaute Talleyrand die Lage und rieth zu einem Staatsstreich. In der That stellte sich Barras an die Spitze der Armee, nahm seine Hauptgegner Bichegru und Barthélemy gefangen und trieb Carnot in die Flucht. Aber noch immer gelang es Talleyrand nicht, den Demokraten Vertrauen einzufloßen, und als er von Neuem angegriffen wurde, gab er seine Entlassung. Rewbell, ein Mitglied des Directoriums, schrie ihm von der Tribüne zu: „Feiger Emigrant, Dein Verstand ist ebenso krumm, als Dein Bein!“ Aber Talleyrand rächte sich, denn als kurz darauf der schielende Rewbell ihn fragte, wie die Dinge gehen, antwortete er ihm: „Verkehrt, Herr, wie Sie sehen!“

Talleyrand beschloß, das bereits wankende Directorium zu stürzen. Er brauchte einen Mann der That und hatte

bereits seine Wahl getroffen. Als Bonaparte plötzlich mit Uebertretung der Quarantaine-Gezehe seine Armee verließ und in Paris erschien, da gelang es ihm, Sièges mit Bonaparte zu versöhnen. Die Republik endete unter den Streichen des 18. Brumaire. Im Namen der einen und untheilbaren Republik wurde Bonaparte erster Consul auf zehn Jahre und Talleyrand Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Sein Salon wurde bald der Haupttreffplatz der vornehmen oder einflussreichen Pariser Welt. Obgleich Talleyrand ein großes Hauswesen führte, so war er selbst immer von ausgesuchter Einfachheit. Gewöhnlich trug er an Empfangsabenden einen langen, bis hoch hinauf zugeknöpften blauen Frack. Mit den Jahren war sein „fleckiges Leichengesicht“ noch fahler geworden, die wulstige Unterlippe noch verachtender. Trat der angemeldete Gast ein, so hinkte er ihm entgegen, wechselte einige Worte mit ihm und klopfte sich dabei mit dem Krüdstock auf seine Beinschienen. Während bis dahin eine gesellschaftliche Gleichheit regierte, die keinen Rangunterschied zuließ, so daß z. B. in den Salons die Künstler mit den Ministern verkehrte, so änderte Talleyrand dies Verhältnis zuerst. Zu einem in seinem Hotel gegebenen Ball waren die Tänzer und Tänzerinnen der Oper in großer Anzahl eingeladen. Als sich aber die Herrschaften zum Souper begaben und Bestris und seine Tänzer den vornehmsten Damen den Arm reichen wollten, da ließ Talleyrand die Künstler wissen, ihr Tisch befinde sich in einem anderen Saale. Dieser Fall, der damals Aufsehen erregte, war aber nicht etwa eine berechnete Unhöflichkeit, sondern eine indirecte Lection, die Talleyrand Bonaparte erteilen wollte, der kurz zuvor bei einem Feste in Versailles die Schauspielerin Contat zu Tisch geführt hatte. Das Staatsoberhaupt befolgte den Wink seines Ministers nur allzu gelehrig. Vier Monate später mußte Talleyrand während eines Gala-Diners hinter dem Stuhle des Kaisers stehen!

Der Mann ohne Vorurtheil hatte übrigens die aristokratische Neigung zur Eitelkeit und Ueberhebung. Die Standes- und Rangunterschiede hielt er genau ein, sogar bei Tische. Man erzählt, er habe das Fleisch immer selbst tranchirt und sich dann in folgender Ordnung an seine Gäste gewendet: „Herr Herzog, würden Eure Hoheit mir die Ehre erweisen, ein Stück Filet de Boeuf anzunehmen? — Mein Fürst, habe ich die Ehre, Ihnen mit Filet de Boeuf aufzuwarten zu dürfen? — Herr Marquis, erweisen Sie mir die Ehre, von diesem Filet de Boeuf zu kosten? — Herr Graf, habe ich das Vergnügen, Ihnen mit Filet de Boeuf aufzuwarten? — Herr Baron, wollen Sie Filet de Boeuf? — Kam er zum einfachen Monsieur ganz zu unterst am Tische, so klopfte er mit der Hand auf seinen Teller, fixirte ihn so lange, bis dieser merkte, daß der Gastgeber sich an ihn wende, und rief in fragendem Tone bloß: „Boeuf?“

Nur wer von Adel, war für ihn „quelqu'un“. Die stündlich aus dem Boden schießenden Emporkömmlinge lachte er heimlich aus und pflegte von ihnen zu sagen: „Man sieht, sie gehen erst seit Kurzem auf dem Parquet!“ Doch selbst sein eigenes Haus verschonte er nicht mit solchen Neckereien und betrachtete es als eine Ehrensache, über die ältere Linie der Périgord's zu gebieten. Aus diesem Grunde ließ er den Fürsten von Chalais, den Chef seines Hauses, zum Commandanten eines Kürassierregiments und dessen Neffen zum Commandanten der Brigade ernennen, zu welcher jenes Regiment gehörte, so daß also sein Bruder unter dem Befehl eines Gliedes der jüngeren Linie stand. Eine späte Rache für seinen Verlust der Erstgeburt! Ja, einmal bewies er, daß er die Bonapartes als der Périgord's unwürdige Emporkömmlinge betrachtete. Napoleon wollte sein Haus mit vornehmen Geschlechtern verbinden und wünschte eine Heirath zwischen seinem Bruder Lucian, damaligem Minister des Innern, und der Comtesse Melanie de Périgord. Während Talleyrand diesem Plan anscheinend günstig war, vermählte

er Melanie in aller Eile mit einem Herzog von Noailles. Natürlich ermangelte er nicht, dem aufgebrachten ersten Consul zu versichern, es sei gegen seinen Willen geschehen.

Bei dem schönen Geschlechte galt Talleyrand für einen „Allbeseieger in der Liebe“, und die geistreiche Verfasserin der Mémoires d'une Contemporaine, Ida de Saint-Elme, erklärte seinen Zauber mit seiner „scheinbaren Leichtigkeit, dem unbestimmten Laisser-aller in wichtigen Geschäften und der Aufmerksamkeit, ja fast Gespanntheit, womit er auch in der unbedeutenden Intimität zu hören und zu reden verstand.“ Sie war ebenfalls die Gelbin einer galanten Laune Talleyrand's, der einmal ihre Haare zerzauste und wieder in Ordnung brachte, indem er als Papilloten — Tausendfrancsnoten verwendete. Die blonde Ida bemerkte es und hielt ihm, wie er selbst erzählt, noch eine Locke und noch eine hin mit den Worten: „Monseigneur, en voilà encore une!“ Um jene Zeit lockerte sich auch sein Verhältnis zu Frau von Staël. Eines Tages saß er seufzend zwischen ihr und der Récamier — „entre l'esprit et la beauté, mais sans posséder ni l'une ni l'autre!“ aber bald ging er in das Lager der nicht weniger geistreichen Julie über, was er der Staël auf seine Weise zu merken gab. „Welche von uns Beiden würden Sie retten, wenn wir dem Ertrinken nahe wären?“ fragte sie den abtrünnigen Diplomaten. „Natürlich Frau Récamier“, war die trockene Antwort, „denn Sie können ja schwimmen!“ Aus Rache zeichnete die Verfasserin der „Delphine“ in diesem Romane sich selbst als Titelgelbin und Talleyrand als Madame de Vernon, was hinwieder den Minister zu dem zweideutigen Drakel veranlaßte: „Liebe Freundin, man versichert, daß wir dort Beide, Sie und ich, als Frauen verkleidet sind!“ Gewiß mochte die geniale Tochter Necker's später ironisch an sein grausames: „Vous savez nager!“ denken, als der ewig Verständige eine andere Frau, die allerdings manche Schiffbrüche bestanden, wirklich „rettete“.

Er war Minister, als er Madame Grand kennen lernte. Tochter des Hafencapitans von Pondichery, war sie mit einem Schweizer verheirathet und dann die Geliebte eines geistreichen Engländer's, des muthmaßlichen Verfassers der Junius-Briefe, Sir Philipp Francis, der in leichten Liebesabenteuern eine amüsante Ablenkung von seinen Streitigkeiten mit dem indischen Generalgouverneur Hastings suchte. Die schöne Indierin ließ sich aber von einem anderen Anbeter nach Europa entführen, kam ohne alle Subsistenzmittel nach Paris und wurde sogleich der Polizei auffällig, die in ihr eine englische Spionin vermuthete. Auf den Rath einiger um ihre Sicherheit besorgter Freunde fuhr sie in's Hotel Gallifet und verlangte den Minister des Auswärtigen zu sprechen, dem sie interessante Mittheilungen zu machen habe. Es war zehn Uhr Nachts. Sie klagte dem allmächtigen Talleyrand, welchen Verfolgungen und Lebensgefahren sie ausgesetzt sei und bat um ein Asyl. Der Minister fürchtete sich zu compromittiren, aber der Anblick der weinenden schönen Frau erweichte sein Herz. Er gab also Befehl, das erbetene Asyl im oberen Stockwerk zu bereiten und führte sie selbst dahin. Am folgenden Tage verlangte die Höflichkeit, daß der Herr des Hauses sich bei seinem Schützling erkundigte, wie sie die Nacht zugebracht habe. Sie war schöner als je und wurde zum Frühstück geladen, dann zum Diner, und endlich verließ Madame Grand das Hotel nicht mehr. Das Aufsehen war um so größer, als ihr Geist ihrer Schönheit bedeutend nachstand. Wie kann man nach einer Staël eine Grand lieben, riefen die Pariser. „Das ist's gerade“, pflegte alsdann Talleyrand zu erwidern, „man muß eine geniale Frau geliebt haben, um die Wonne zu empfinden, eine Gans zu lieben“. Ja, als in Folge des Concordats der Papst den allmächtigen Premier von dem Bann der Excommunication befreite und ihm gestattete, weltliches Gewand zu tragen, da faßte Talleyrand das Breve als eine Erlaubniß auf, Laie zu werden und eine Frau zu nehmen. So ebnete er sich alle Schwierigkeiten, um

Madame Grand — heimzuführen. Talleyrand rechtfertigte seine Wahl mit der Aeußerung, ein geistreiches Weib könne mitunter ihren Mann compromittiren, ein albernes nur sich selbst. Die Dummheit der nunmehrigen Frau von Talleyrand scheint freilich ein fragwürdiger Punkt. Dagegen spricht schon die Art und Weise, wie sie nach Paris kam und dort unter Vorpiegelung wichtiger Mittheilungen einen der abgefeimtesten Roués zu fangen wußte. Später wurde sie sogar vom Hofe verbannt, weil sich die angebliche Dumme von Genuefer Kaufleuten, die gewisse Handelsprivilegien von ihrem Gemahl zu erhalten hofften, 400,000 Francs Bestechungsgeld auszahlen ließ. Thatsache ist, daß sie von zwei der geistreichsten Männer ihrer Zeit geliebt worden ist und unter dem Kaiserreich mit einem Jahresgehalt von 60,000 Francs nach England verbannt wurde. So endete der „Liebesfrühling“ Talleyrand's.

(Schluß folgt.)

Volkshochschulkurse und Hochschulpädagogik.

Von Max May (Heidelberg).

„Ein Jegliches hat seine Zeit“, heißt es im Prediger Salomonis, und so ist bei uns jetzt auch die Zeit der Volkshochschulkurse gekommen. In anderen Staaten, ganz besonders in Amerika war man uns, die wir im deutschen Vaterlande mit Recht stolz sein können auf die allgemeine Volksbildung, auf die geringe Zahl der Analphabeten, mit diesem Bildungsmittel weit voraus. Was man aber einmal in dieser Hinsicht bei uns angreift, greift man tüchtig an und ein edler Wett-eifer entsteht in unseren Einzelstaaten und an unseren zahlreichen vornehmen Bildungsstätten, den Universitäten und technischen Hochschulen. Die Mehrzahl unserer Hochschulen hat denn auch bereits Volkshochschulkurse eingerichtet, an welchen ihre Lehrer vortragen und sie sind nicht etwa dabei stehen geblieben, solche Kurse im Domicil der Hochschulen selbst abzuhalten, sondern man geht hinaus, wohin man berufen wird und es erfolgten Kurse aus manchen größeren Städten, durch mancherlei — vorzugsweise auch Arbeiter-Vereinigungen — Corporationen.

An einzelnen Orten bestehen besondere Kurse für gewisse Berufe — Handeltreibende und Industriebeflissene —, an anderen für Damen, im Uebrigen sind die Kurse allgemein zugänglich und speciell für Arbeiter gedacht und so eingerichtet, daß Jedermann, der eine abgeschlossene Volkshochschul-Vorbildung hat, den Vorträgen folgen kann. Es ist aber nicht nur der Unterschied zwischen Hochschulvorträgen und Volkshochschulkursen in dem Umstande zu suchen, daß hier ein gewisses, größeres Maaß von Vorbildung bei den Zuhörern gefordert oder vorausgesetzt wird, dort nur Volkshochschulvorbildung, sondern die Volkshochschulkurse müssen sich auch auf einzelne, wenige, wichtige Capitel des Wissens in irgend einer Disciplin beschränken und selbst das Wenige muß in condensirter Form und doch gemeinverständlich vorgetragen werden.

Eine ganze Reihe von solchen Kursen vermag für keinen noch so eifrigen und leicht erfassenden Zuhörer etwa ein Studium des betreffenden Wissenszweiges zu ersetzen, er muß sich begnügen damit, daß er das Wichtigste aus berufenem Munde vorgetragen erhielt, und muß ergänzen, was ihm an Wissen fehlt durch Selbststudium nach Anleitung der Lehrer, denen er zuhörte. Es wird kein Gelehrter aus Volkshochschulkursen hervorgehen, aber es wird auch nicht gesprochen werden können von Halbbildung, wenn die Lehrenden jeweils betonen, daß es ihnen in solchen Kursen nur vergönnt ist, Bruchstücke ihrer Wissenschaft vorzutragen, die zur allgemeinen Bildung gehören. Alles zu lernen und Alles zu wissen, ist heute eine Unmöglichkeit, und auch der Gebildete und Ge-

lehrteste kann nicht von sich behaupten, auf irgend welchen Gebieten mehr als Halbbildung zu besitzen, ja er wird von manchem Wissenszweig sogar wenig oder nichts wissen. Bei einer verständigen Auswahl aber wird jeder Gelehrte im Volkshochschulkurs als Lehrer das vortragen, was Jeder wissen sollte, und er wird für Eifrige zugleich die Wege angeben, wie durch Selbststudium ein höheres Maaß von Wissen auf dem Gebiete noch hinzu erworben werden kann. Man ist heute auch ziemlich einig darüber, daß mit dieser Vorbereitung von Wissen nichts geschadet werden kann, wohl aber unendlich viel genützt zu werden vermag und sowohl gemeinnützige Vereine wie Gemeindeverwaltungen, denen es ernst ist, Bildung zu verbreiten, wetteifern in ihren An-regungen und Opfern für die Volkshochschulkurse.

Am 23. und 24. April tagte in Berlin eine große Versammlung von Gelehrten, Verwaltungsbeamten und gemeinnützig denkenden und wirkenden Männern und Frauen, die sich unterhielten über das, was bisher auf dem Gebiete der Volkshochschulkurse geschehen ist und weiter geschehen kann, und diese Versammlung war berufen und durch gute Referate vorbereitet von der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen. Es ist daraus erkennbar, daß man diese Kurse als eine Einrichtung für Arbeiter-Wohlfahrt erkennt und bezeichnet wissen will. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, die nun fast drei Jahrzehnte an dem Zweck arbeitet, den ihr Name kundgiebt, hat die Volkshochschulkurse ebenfalls dieses Jahr zum Gegenstand der Besprechung in ihrer Jahresversammlung (19. und 20. Mai zu Heidelberg) gemacht, weil auch sie einen eminenten Factor der Verbreitung eines gründlichen Wissens in ihnen erkennt. Es ist keine Frage, daß, wenn Männer, die in irgend einem speciellen Zweig der Wissenschaft sozusagen das Ganze beherrschen, was man zur Zeit als Wahrheit erkannte, auf manchen Gebieten ein anderes Licht für die Mehrheiten zu verbreiten vermögen, als es auf allen anderen Wegen denkbar ist und daß namentlich der mündliche Vortrag und die Discussion oder Beantwortung von Fragen jeder anderen Art der Bildungsverbreitung überlegen ist.

Unsere Tagesliteratur, unsere kleine Presse ist gewiß nicht als ein gutes Bildungsmittel für wahrhaft Wissbegierige zu betrachten, unsere Bücher sind vielfach zu theuer, um für kleine Leute zugänglich zu werden und an Lesezimmern und Bibliotheken für Jedermann ist noch ein großer Mangel. Aber auch der, dem unsere guten Zeitschriften und gute Bücher leichter zugänglich sind, wird erkennen, daß er ohne Anleitung viele Irrgänge macht und er wird sogar durch eine falsche Wahl seiner Lectüre nur zum Zweifler werden und zeitweilig durch ein Lesestück, ein Buch, wieder aufheben, was er in anderen Stücken und Büchern gelernt hat. Wahrhaft nützlich können aber die Volkshochschulkurse nur dann sein und werden, wenn sich für dieselben nur Lehrer melden, denen es gegeben ist, wirklich gemeinverständlich zu sprechen, das für Jedermann Wichtige, das Wichtigste aus ihrer Disciplin herauszufinden und so eingehend und doch so kurz zu behandeln, daß durch einen Kurs von wenigen (4—10) Stunden der Gegenstand so erschöpfend durchgearbeitet ist, daß jeder Hörer das rechte Verständniß daran hat und auf seinem erworbenen Wissen weiter bauen kann.

Es giebt bekanntlich sehr berühmte Forscher und Gelehrte, welchen die Menschheit Außerordentliches verdankt, die aber noch nicht einmal dem vorgebildeten Studenten einen leichtfaßlichen Vortrag zu halten vermögen, weil sie zuweilen zu wenig, zuweilen zu viel beim Hörer voraussetzen. Wie schwer würde es solchen Gelehrten werden, einem schlichten Arbeiter-publicum mit Volkshochschulbildung verständlich zu werden. Derartige Gelehrte müssen selbstverständlich darauf verzichten, zum „gemeinen Volk“ zu reden, Volkshochschulkurse abzuhalten. Aber wenn wir auch von diesem Extrem absehen, es wird sicher auch vielen anderen Hochschulprofessoren und Docenten

jeder Zeit schwer, populäre Vorträge zu halten und dabei ist ein Einzelvortrag noch keineswegs das, was ein solcher Kurs sein soll. Man erwartet von einem Vortrag, der 45 bis 60 Minuten dauert, nichts Erschöpfendes, wenn das Thema nicht ein solches ist, daß man eine Skizze in der angegebenen Zeit zu vollenden vermag, von einem Kurs aber verlangt man, daß er das Wesentliche des ganzen Gebietes bearbeitet, das durch Titel gekennzeichnet ist. Hier giebt es also zweierlei Mühen des Lehrers, er muß nicht nur gemeinverständlich für Jedermann sprechen und in belehrender Form sprechen, sondern er muß auch aus dem betreffenden Wissensgebiet das Wichtigste, das Nothwendigste herauszusuchen verstanden haben, so daß seine Hörer etwas Ganzes heimtragen oder doch die gefühlten Lücken durch eine Lecture zu ergänzen vermögen, die er selbst ihnen empfahl. Ob Alle, die sich berufen fühlen, bei Volkshochschulkursen mitzuwirken, auch wirklich Berufene sind, darf man, ohne den verdienstvollen Männern, welche sich zur Abhaltung von Volkshochschulkursen bereit erklärten und solche bereits abgehalten haben, irgendwie zu nahe zu treten, doch im Grunde in Zweifel ziehen. Weiß doch auch jeder Student und der, der es einmal war, zu erzählen von guten und schlechten Lehrern, von solchen, bei denen Jeder leicht und viel lernte, und solchen, bei denen er nichts oder wenig lernte, von Lehrern, die man entweder nur formell hörte oder bei denen man nur belegt oder gar nicht hörte und deren Specialfach man aus Büchern studiren mußte, wenn man das Wissen erwerben wollte, erwerben mußte, das sie eigentlich zu vermitteln gehabt hätten. Es mangelt manchem Universitätslehrer, der ein großer Gelehrter und Forscher sein kann, an Lehrtalent, es gehen ihm sogar zuweilen die elementarsten pädagogischen Grundsätze und Eigenschaften ab. Man wählt die Universitätslehrer ja nicht aus nach ihrem größeren oder geringerem Grad von Fähigkeiten zum Lehren, wenn man es auch mit in Betracht zieht, sondern weit mehr oder zuweilen ganz allein nach ihrer Gelehrsamkeit.

War es ja bis vor kurzer Zeit auch bei den Gymnasiallehrern und Mittelschullehrern von größerer Wichtigkeit, recht gelehrt zu sein, als gut lehren zu können, und man forderte Pädagogik eigentlich nur vom Elementarlehrer. Es ist das anders geworden und heute wird Lehrtalent und Lehrübung von alten Lehrern gefordert, am wenigsten aber oder noch gar nicht von Hochschullehrern. Es hat sich ja bekanntlich deshalb ein Werbeverband für Hochschulpädagogik gebildet, der zudem nur sehr langsam zu einem gedeihlichen Wirken und Leben gelangt. Wer sich dem akademischen Lehrberuf widmet, wird sich allemal die Frage auch vorlegen: bist du auch ein Lehrer, kannst du auch in deiner Wissenschaft lehren? Die Antwort wird dann jedenfalls beeinflusst sein von dem jedem Menschen innewohnenden Mangel an Selbsterkenntniß und ebenso von dem Eifer, einmal Hochschullehrer zu werden, und sie wird vielfach falsch oder doch theilweise falsch ausfallen. Hat der junge Gelehrte sonst Tüchtiges aufzuweisen, ist er etwa schon ein Forscher, dann wird man, wenn man auch seine geringe Lehrbefähigung erkennt, ihn doch nicht abhalten sich der Docentenlaufbahn zu widmen.

Leistet er in der Wissenschaft Hervorragendes, so wird auch die geringe Lehrbefähigung die weitere Carrière nicht aufhalten und der Beförderter wird sich vielleicht nie bewußt, welche geringe Fähigkeit er zum mündlichen Lehren hat. Seine Vorlesungen werden seiner Gelehrsamkeit halber besucht, wenn sie auch nicht den Werth haben, den sie haben könnten, wenn der Lehrende pädagogisches Talent hätte.

Was aber an Talent mangelt, läßt sich zum Theil durch Fleiß und Übung ersetzen, auch in der Pädagogik, aber es muß vor Allem der Mangel erkannt sein und beachtet werden.

So lange man der Pädagogik beim Hochschulprofessor

noch so wenig Werth beimeißt als bisher, wird es darin nicht viel anders werden, aber gerade die Volkshochschulkurse können vielleicht Helfer zum Besseren werden. Ein schlechter Pädagoge als Lehrer im Volkshochschulkurs wird bald vor leeren Bänken reden, die in der Hochschule vielleicht nur deshalb besetzt sind, weil der Lehrer auch Examinator ist oder weil Studenten vielleicht eine gewisse Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit des Professors haben. Die Hörer eines Volkshochschulkurses werden den unverständlichen Vorträgen der Gelehrten aber bald den Rücken kehren, weil sie keinerlei Rücksichten zu nehmen haben, das Unverständliche mit anzuhören und gewissermaßen Zeit zu vergeuden. So wird dann leicht eine Rückwirkung von Hörern auf Lehrer stattfinden und mancher Gelehrte wird sich bemühen, für den Erwerb pädagogischen Könnens, für populäres Betragen und er wird nicht nur der Gebende, sondern auch ein Empfangender sein.

Auch diese Seite der Volkshochschulkurse halten wir für höchst beachtenswerth.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Couperus.

Aus dem Holländischen.

(Fortsetzung.)

Elena aber fühlte sich an jenem Abend so fremd, so ganz anders als sonst, als wäre sie zu einer schwindelerregenden Höhe gestiegen, als athmete sie eine betäubend dünne Luft. Noch nie hatte man sie so lebhaft gesehen: ihr Costüm kleidete sie vortrefflich, und man hätte sie beinahe schön nennen können. Ihre Klugheit wurde noch geschärft durch diese Stimmung; sie blieb keine einzige Antwort schuldig. Sie bestand sogar einen heftigen Wortwechsel mit der Gräfin Costi, über die sie sich immer lustig machte und in der derbsten Weise scherzte. So äußerte sie, daß die Sonnenblumen sich oft vergeblich der Sonne zuwenden, und ihre Worte klangen so feindlich, so triumphirend, daß die Gräfin vor Zorn erbehte. Und immer mehr und mehr schwand Elena's Schüchternheit. Immer wieder wurde sie angefeuert durch den König, der sich in auffallendster Weise um sie bemühte. Sie lachte laut, sie tanzte fast wie eine Bacchantin, sie trank Champagner. Und bei alledem hatte sie eine seltsame Empfindung. Als der König sie in einem Augenblicke, wo sie allein waren, auf die Terrasse, in die frische Abendluft begleitete, da führte sie die Hand an ihr Köpfschen und lachte.

„Wirklich, Wladimir, ich rege mich zu sehr auf. Hier ist es köstlich.“

„Ja, drinnen ist es so schwül in der parfümirten Luft. Aber warum sagst Du, daß Du Dich zu sehr aufregst? Du bist allerliebste, so wie Du bist.“

„Bin ich das? Nur Du machst mich so . . .“

„Elena!“ Er riß sie stürmisch an sich und schloß sie in seine Arme.

„Nein, nein, nimm Dich in Acht!“

„Komm mit, wir wollen spazieren.“

„Nein, man würde uns vermissen.“

„Elena, gehst Du wirklich morgen nach Thracien?“

„Ja, morgen.“

„In drei Tagen komme ich auch dorthin.“

„In drei Tagen . . . ach, wie lange!“

„Nein, nein, drei Tage dauern nicht lange. Und dann, Elena, nicht wahr, dann wirst Du meine Frau?! Du weißt, Königin kannst Du nicht werden, der Geseje wegen. Aber meine Frau . . .“

„Ja, ja . . .“

„Liebst Du mich, Elena?“

„Oh . . .!“ In der Dunkelheit warf sie sich an seine Brust und umarmte und küßte ihn leidenschaftlich. „Ja, ja, ich liebe Dich, ich bete Dich an.“

„Elena, wollen wir heut' Abend zusammen fort auf meiner Yacht? Ueber unsere Heirath wird ja doch genug geklatscht werden, da kann ich Dich ebenso gut gleich entführen.“

„Nein, nein, das nicht.“

„Nein? Aber doch, sage ich Dir. Verstehst Du, ich sage: es muß sein! Ich kann und will nicht länger warten. Bin ich erst wieder in Thracien, wer weiß, ob mir dann nicht die Minister alles Mögliche in den Weg legen, sie könnten etwas gehört haben, oder es geschieht sonst, was wir nicht vorhersehen konnten. Und dann wird nichts draus. Wir müssen um jeden Preis noch heute fort: verstehst Du mich?“

„Ich habe nicht den Muth, Wladimir.“

„Es muß sein. Es geht nicht anders, Elena. Ich werde Dich nach dem Ball im Pavillon oben im Orangenhaine erwarten; Du weißt doch: im großen Pavillon! Es muß sein . . . verstehst Du?“

„O Wladimir, wie fürcht' ich mich! Aber wenn es sein muß.“

„Ja, es muß sein.“

„Dann werde ich kommen. Aber ach, was thun wir, was thun wir!“

„Fürchtest Du Dich?“

„Ja.“

„Das brauchst Du nicht. Ich bin der König. Ich kann Alles.“

„Und der Kaiser von Liparien?“

„Glaubst Du, daß der auch nur soviel“ — er schlug ein Schnippen — „über mich zu sagen hat? Ich wickle ihn ganz einfach um meinen Finger, wenn ich das will.“

„Wirklich? Nein, nein, das kann nicht sein.“

„Doch ist's so, wenn ich es Dir sage.“

„Komm, wir wollen nun hinein. Ich fürchte mich so, Wladimir, mir ist so bange. Wenn Jemand käme! So sprich doch nicht so laut!“

„Also heute Nacht, nach dem Ball, im Pavillon.“

„Wann?“

„Um fünf Uhr.“

„Dann ist es Tag; dann kann ich nicht durch den Garten gehen.“

„Du mußt, Elena, Du mußt, Du mußt!“ Festig stampfte er mit dem Fuße auf. Er war wüthend über ihre Unentschlossenheit, über ihre Angst.

„Sei still, Wladimir, ich werde kommen.“

„Paß' auf, wenn Du nicht kommst . . .“

„Ich werde kommen!“ Und nun drängte sie ihn, er solle doch wieder zurück in den Ballsaal.

In dem Trubel, der dem Beginn des Soupers voranging, war ihre Abwesenheit unbemerkt geblieben. Der König sollte Elena zu Tische führen, Prinz Edgard die Königin. „Wie die Beiden sich betragen!“ lästerte der Prinz, der sich selbst an diesem Abende sehr bewunderte in seinem Tulpenkostüm.

„Lassen Sie sie nur . . .!“ murmelte die Königin verächtlich. „Die Beiden sind noch Kinder.“

— — — Es war in der rosigen Dämmerung nach dem Ball, und die sämmtlichen Bewohner des Schlosses lagen noch in tiefem Schlummer, wie nach einer Orgie. Die abgebrannte Illumination mit den Gerippen der erloschenen Sonnen und Raketen machte einen schwer-müthigen Eindruck. Die Terrassen waren mit welken, zertretenen Blumen bedeckt und mit den traurigen Ueberresten von Cotillonorden, während von der vorderen Terrasse bis in den Garten noch die Bretter lagen, über die Wladimir auf seinem Sonnenwagen in den Saal gefahren war. Und rings um das Schloß, das wie von dem Feste ermüdet da lag, breitete sich der Garten aus in seiner stillen, keuschen Blütenpracht. Weitab lag still, endlos das Meer. Die Thüre von Elena's Zimmer knarrte leicht, und das junge Mädchen trat auf die Terrasse hinaus.

Sie trug ein einfaches Reifelleid, und, obwohl sehr bleich und nervös, versuchte sie doch leise um die Terrasse herumzugehen, um nicht an den Zimmern der Königin vorüber zu müssen. Langsam ging sie weiter, fast gleichgiltig. Sie hatte sich vorgenommen, wenn sie irgend Jemand begegnen sollte, zu sagen, sie könne nicht schlafen und wolle lieber die frische Nachtluft genießen. Gewiß würde das ganz harmlos, ganz natürlich klingen. Aber ihr Herz klopfte, ihre Kniee wankten, und es fehlte nicht viel, so wäre sie gestrauchelt, als sie über das Brett der vorderen Terrasse schritt. Doch im Schlosse blieb Alles ruhig; sie begegnete keinem Menschen. Da hörte sie plötzlich im Garten Stimmen; anfangs erschraf sie heftig, aber gleich beruhigte sie sich wieder, als sie die Stimmen vernahm. Es waren Gärtner, die in aller Frühe schon bei der Arbeit waren. Doch wählte sie den Weg durch einen Orangenhain, um die Begegnung mit ihnen zu vermeiden; dann begann sie schneller zu gehen. Unwillkürlich beflügelte sich ihr Schritt zu einer nervösen Flucht, und indem sie so mit ihren dünnen Schuhen über den Kies schritt, war das Schloß ihren Blicken entschwunden. Ihr Herz klopfte zum Zerpringen. In einer Stunde, in einer halben vielleicht schon würde sie mit dem König auf dem Meere sein und zurückkehren nach Thracien! . . . Sie überlegte sich, wie sie sich betragen, welche Haltung sie dem König gegenüber bewahren wollte. Sie wollte nicht mehr so aufgeregt sein, wie auf dem Ball. Würdiger wollte sie sein, und doch mit einem Lächeln auf den Lippen. So ziemte es sich für die künftige Frau eines Königs. Die Frau eines Königs . . .! Es klang ihr wie ein Märchen, auch wenn sie gar nicht Königin wurde. Es war wie ein Traum. Was ihr Vater wohl dazu sagen würde . . .! Und sie bereitete sich schon auf die vornehme Haltung vor. Für einen Augenblick mäztigte sie ihren Schritt, um etwas freier athmen zu können. Dort auf dem Gipfel eines breiten Hügel's lag der Pavillon, ein zierliches Lusthäuschen, sechseckig, von seinem Gitterwerk umgeben, an dem sich rosenfarbige Blüthen rankten. Dort wollte der König sie erwarten. Sie spähte hinauf in den Pavillon, im sicheren Glauben, ihn dort zu sehen. Aber sie sah Niemand. Und langsam ging sie weiter und dachte, es sei wohl noch zu früh. So erreichte sie den Pavillon, der weit hinausragte über das Meer. Drüben, nicht sehr weit, aber dem Anschein nach in sehr großer Entfernung, lag das Schloß. Schüchtern klopfte sie an die Thür des Pavillons. Keine Antwort. Dann öffnete sie und trat ein. Wladimir war noch nicht da, und doch mußte die verabredete Stunde längst vorüber sein. Ermüdet von dem Ball, von ihrer Flucht, streckte sie sich auf den rosa-seidenen Divan hin. Es war ein idealer Aufenthalt; mit Blumen und Putten bemalte Spiegel bligten an den Wänden, und rosa-seidene Vorhänge ließen das matte Licht des dämmernden Morgens gedämpft hinein. Elena schloß die Augen. Noch einmal zogen die Bilder des Balles an ihrem geistigen Auge vorüber. Allein die Folgen der schlaflosen Nacht blieben nicht aus; sie hatte eine unangenehm schwebende Empfindung in allen Gliedern, und unfähig, sich noch länger zu beherrschen, schlummerte sie sitzend ein. Sie war völlig im Reifekostüm und trug Handschuhe und einen großen Hut mit Schleier. So schlummerte sie ein, und während ihres Schlummers vergaß sie nicht, daß sie auf den König wartete; in einer Stunde würde sie mit ihm auf dem Meere sein . . . Plötzlich fuhr sie auf. Schritte knarnten auf dem feinen Kies. Und noch ehe sie sich von ihrer Bestürzung erholt, trat Wladimir ein. Eine befriedigte Ueber-raschung spiegelte sich auf seinen Zügen wieder, sobald er sie erblickte.

„O Wladimir!“ rief sie aus. „Gott sei Dank, daß Du kommst! Ich bin so erregt.“

Er küßte sie. „Warum?“ fragte er.

„Ich habe mich so gefürchtet. Denk Dir doch, wenn die Königin Etwas gemerkt hätte . . .“

„Unsinn! Hab' ich Dich lange warten lassen?“

„Nicht so sehr . . .“

„Ich habe gebadet, im Meere, ich wollte mich gern noch ein wenig erfrischen. Es hat doch nicht so sehr lange gedauert?“

„Nein. Aber sag mir, Wladimir, wann gehen wir fort?“

„Ja, das ist nun die Frage; der Kapitän meiner Nacht hat sagen lassen, die Maschine sei beschädigt. . .“

„Nun . . . und?!“ . . .

„Ja, heute Morgen können wir eben nicht fort.“

„Heute nicht, Wladimir?“

„Nein, liebes Kind. Wie willst Du denn nach Thracien kommen mit einem untüchtigen Schiff?“

„Aber wann denn?“

„Nun, das werden wir noch sehen.“

„Aber ich muß dann heute schon nach Thracien zurück . . . allein?“ Eine große Enttäuschung stieg in ihr auf, langsam, ganz langsam. Sie dachte wohl, daß es nicht seine Schuld sei, denn was konnte er dafür, wenn die Maschine beschädigt war? Aber doch war und blieb es für sie eine große, große Enttäuschung.

„Nun,“ sagte er, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, „dann geh zurück nach Thracien, wie Mama es wünscht, und bleibe ruhig bei Deinem Vater. Und in ein paar Tagen komme ich nach, und dann heirathen wir. Vielleicht ist es so noch besser, als wenn ich Dich entführe, meinst Du nicht auch?“

„Vielleicht wohl, aber ich hatte so darauf gerechnet, mich so gefreut.“

Ich will also jetzt in's Schloß zurück, Wladimir.“

„Warum denn? Wir sind ja hier so gemütlich beisammen.“

„Die Königin wird mich vermissen.“

„Ach, Mama schläft. Sie schlafen jetzt Alle noch und werden auch wohl den ganzen Tag schlafen.“

„O Wladimir!“

„Was denn?“

„Ich möchte doch lieber zurück.“

Statt jeder Antwort schloß er sie in seine Arme und drückte sie fest an sich. „Warum . . . wolltest Du . . . denn . . . fort?“ fragte er zwischen seinen Küssen durch. Sie hatte ihn zu lieb. Sie fühlte sich zu schwach in seinen Armen. Sie legte den Kopf an seine Brust, aber mit thränenfeuchten Augen wegen ihrer Enttäuschung, daß sie nicht auf Reisen gingen.

Und er zerrte an ihrem Schleier. „Der langweilige Hut!“ scherzte er.

So blieben sie beisammen und hielten sich fest umschlungen. Wie zum Scherz hatte er die Thüre verriegelt. Und eine mattrosige Dämmerung herrschte zwischen den Spiegeln, auf denen die Putten zwischen den Blumengewinden tanzten und kletterten, während draußen über dem opalfarbenen Meere die Sonne aufging.

— — — Man war an diesem Tage sehr spät im Schlosse, und sogar der Lunch wurde nicht gemeinsam eingenommen. Und da auch die Königin nicht in der Stimmung war, sich zu zeigen, so blieb sie in ihren Gemächern, in Grübeleien verfunken, ohne einen Menschen bei sich zu empfangen. Und unablässig schwebte vor ihrem geistigen Auge das Bild von Brian's Falschheit und grinste sie an. Um vier Uhr befahl sie einen Lakaien zu sich.

„Bringen Sie mir den Thee und sagen Sie dem Intendanten, daß ich ihn zu sprechen wünsche.“

Und so lag sie dort auf ihrem Divan hingestreckt, mit ihren antiken Spitzen, die Augen halb geschlossen. So hatte sie schon den ganzen Tag gelegen. Als der Lakai ihr den Thee brachte, richtete sie sich ein wenig auf. Der Intendant erschien.

„Um wieviel Uhr geht der Dampfer nach Thracien ab?“

„Um acht Uhr, Majestät.“

„Hat Baroness Elena Befehl erteilt wegen ihrer Abreise?“

„Ja wohl, Majestät. Auch mehrere von den anderen Herrschaften. Hier ist die Liste.“

Er überreichte ihr einen Zettel. „Ja, die wollten fort, alle nach Thracien.“

„Da Eure Majestät mich doch einmal befohlen haben, möchte ich mir erlauben, Eurer Majestät noch etwas mitzutheilen.“

„Nun?“

„Seine königliche Hoheit Prinz Edgard von Karlskrona haben sich mir gegenüber zu verschiedenen Malen in abfälliger Weise über die Gemächer ausgesprochen, die Seine königliche Hoheit hier bewohnen. Hoheit finden die Räume zu klein und zu warm. Hoheit befohlen mir, Eure Majestät nicht damit zu belästigen, aber da nun so viele der Herrschaften abreisen, könnten Seine Hoheit vielleicht doch ein anderes Zimmer bekommen.“

Die Königin sann einen Augenblick nach. „Die Zimmer des Prinzen sind allerdings nicht sehr schön. Fragen Sie Seine Hoheit in meinem Namen, ob Hoheit das Zimmer der Baroness Elena wünschen. Seine Hoheit haben dann zwar nur ein Zimmer, aber es ist sehr geräumig.“

Der Intendant verneigte sich stumm. „Ich werde nicht verfehlen, Seiner Hoheit sofort den Vorschlag Eurer Majestät zu übermitteln,“ sprach er feierlich wie ein Hofwürdenträger. Er war für den Augenblick der einzige Beamte der Königin; und im Bewußtsein seiner Würde zog er sich lautlos zurück. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der heilige Krieg.

„Es ist mit ihnen vorbei, endgiltig vorbei,“ jagte der Reichstagsabgeordnete und fuhr sich melancholisch mit der Serviette über den Mund. Er hatte trotz seiner sehr traurigen Gemüthsstimmung doch einen äußerst achtbaren Appetit entwickelt, und die Mannschaft der Torpedoflotte, die zwischen Köln und Worms siebenundzwanzig Mal Spargel mit Schinken vorgesetzt bekam, hätte unter seiner anstachelnden Führung und bei geeignetem Wasserstande sicherlich bis Schaffhausen weitergekämpft. „Ein so tapferes, wackeres Volk — unsere Stammesgenossen dazu!“ Er schüttelte mit schnellem Entschluß den Rest des Johannisberger Hölle hinunter. „Hier, Doctor, füllen Sie noch einmal! Meine Herrschaften, weihen wir den Geschlagenen, aber nicht Besiegten, ein stilles Glas!“

„Verfehltste Taktik, nichts weiter, ist an dem ganzen Unglück schuld“, stieß der choleriche Jüngling neben der Dame des Hauses hervor, die ihrer Sympathie mit den Buren dadurch Ausdruck gab, daß sie heute den berühmten Kimberley-Brillantschmuck hatte im Geheimschrank liegen lassen. „Bei Colenso, bei Stormberg, bei Magersfontein hätte man vorstochen und die britischen Generale vernichten müssen — pah, lächerlich! Statt dessen aber . . . da sieht man eben, daß die Miliz nichts taugt! Keine Bohne!“ Im nervösen Aerger riß er eine Ranke von dem wilden Wein ab, der mit seinen zarten Blättern den Balkon umspann. Madame legte begütigend die fleischige Hand, deren sich keine Burenfrau zu schämen gehabt hätte, auf die zuckenden Finger des Erregten.

Der Stadtrath sah aufmerksam zu. „Sie werden sich erinnern, meine Herrschaften, daß ich diesen Ausgang von Anfang an prophezeit habe. Man brauchte ja nur in's Lexikon zu gucken, um zu erkennen, daß der englischen Machtentfaltung gegenüber jeder Widerstand vergeblich sein mußte. Ja, wären die Großmächte den Buren beigeisprungen! Aber sowohl Rußland wie Frankreich wagten ja nicht zu musen, und nun erst die Vereinigten Staaten! Es ist eine Schmach und Schande! Ich freue mich nur, daß wenigstens die deutsche Presse sich ihres hohen Berufes würdig gezeigt hat und wie ein Mann für die Schwachen und Bedrängten eingetreten ist.“ Er wandte sich mit zuckersüßem Lächeln an den Chefredacteur. „Profit!“

„Und die deutsche Regierung?“ fragte ein Herr im Hintergrunde.

Man überhörte den Einwurf. „Hier wie in der ganzen Welt dasselbe trübseelige Bild“, meinte der Hausherr, sich behaglich zurücklehnd. Der kühle Luftzug, der über sein weingeröthetes Antlitz wehte, that ihm wohl und er schloß für eine Secunde die kleinen Augen. „Wohin wir

auch blicken, allenthalben sehen wir eine Rastlosigkeit, die keine Grenzen und keine sittlichen Bedenken kennt, an der Arbeit. Allenthalben verwüstet sie die Seelen der Völker, zerstört mit begehrlischer Faust ihren Frieden.“ Er blickte schwärmerisch zur Decke auf und fuhr dann mit erhobener Stimme fort: „Sie werden es ein Paradoxon nennen, meine verehrten Gäste, wenn ich die imperialistischen Gelüste, die sich zur Zeit in England, in Amerika und sonstwo breit machen, auf eine Stufe stelle mit den abhässlichen Bestrebungen, denen es in den letzten Wochen leider gelang, zwei europäische Hauptstädte zu erobern. Ich meine Paris und Wien. Die Gemeinderäthe beider Metropolen sind in die Hand von Parteien gefallen, auf deren Fahne rüde Uncultur, Haß gegen Bildung und Besitz geschrieben steht. Sie predigen den Kampf Aller gegen Alle. Es thut mir bitter weh, England mit ihnen auf eine Stufe stellen zu müssen, aber nachdem die Londoner Regierung trotz der Haager Conferenz das Schwert zog, um ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen, seitdem bin ich an diesem einst so großherzigen Volke irre geworden. Wäre ein liberales Ministerium in Downing-Street am Ruder gewesen, dann hätten wir eine solche Menschheitschmach nie erlebt.“

„Ganz gewiß nicht!“ bestätigte der Chefredacteur. „Wo beziehen Sie nur die petit fours her, gnädigste Frau? Paris kann sich davor verstecken... Aber was ich sagen wollte: das unglückliche Ende des Krieges erklärt sich allein aus der empfindenden Gleichgiltigkeit der öffentlichen Meinung. Wir Zeitungsmenschen tragen Gottlob keine Verantwortung dafür. Wir haben unsere Schuldigkeit gethan. Aber Ihnen Allen, die Sie um diesen festlichen Tisch herum sitzen, kann ich den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie dem gegen Transvaal verübten himmelschreienden Unrecht ohne die genügende Entschlossenheit und Festigkeit entgegenzutreten. Ihnen Allen nicht. Die Anwesenden sind natürlich ausgenommen.“

„Erlauben Sie!“ unterbrach ihn der Stadtrath. „Ich habe selber den Scatgewinn eines ganzen Abends, drei Mark und zwanzig Pfennig, in die Burensammlung abgeführt.“

„Und was mich betrifft, so glaubte ich zuversichtlich an den Sieg der Buren“, verteidigte sich der Hausherr. „Ihr militärischer Mitarbeiter hat unser Einem das so plausibel gemacht, und mit so vielen Kartenstücken, Berichten von Augenzeugen und Privat-Telegrammen belegt, daß ich gar nicht zu zweifeln wagte.“

„Noch ist Transvaal nicht verloren“, beruhigte ihn der Chefredacteur, der gute Gründe hatte, die Debatte nicht abzuweisen zu lassen. „Der Friedensschluß steht erst noch bevor. Nutzen wir Freunde der Freiheit und Wahrheit unsere Macht bis dahin gehörig aus, sorgen wir, Jeder an seiner Stelle, dafür, daß eine gewaltige, burensfreundliche Bewegung durch alle Länder geht, dann ist das Versäumte glorreich wieder gut zu machen. England muß dem einstimmigen Botum der Culturnationen nachgeben, muß sein blutiges Schwert in die Scheide stecken, wenn die gesammte gebildete Menschheit ihm den heiligen Krieg erklärt.“

„Wie denken Sie sich das?“ fragte der Abgeordnete, der eben ein neues stilles Glas getrunken hatte.

„Darf ich Sie daran erinnern, welchen Triumph wir Intellectuellen in der Dreyfus-Affaire errungen haben? Ist Ihnen der unerhörte Siegeslauf des Goethe-Bundes nicht mehr im Gedächtnis? Sympathisiren nicht alle Völker des Erdballs mit den kühnen Vorkämpfern, die den Drachen der Lüge und der Gewissensnechtung erlegten?“ Der Chefredacteur hatte es seiner Zeit mit herzlichem Bedauern bemerkt, daß ihm andere Blätter mit der hübschen Reclame-Idee der Burensammlungen zuborgekommen waren, und gerade darum gefiel ihm jetzt sein Surrogat. „Wie wir uns im Falle des unglücklichen Märtyrers von der Teufelsinsel einmüthig gegen den verbrecherischen Militarismus erhoben, wie im Goethe-Bunde der geistvolle Wolzogen zum Kampfe gegen die Pfaffen aufrief, so wollen wir den heiligen Krieg erklären gegen die unwürdige Pizarro-Politik des Räubers Chamberlain.“ Er schwieg einen Augenblick. Doch der erhoffte Beifall blieb aus.

„Nun?“ fragte er etwas gereizt.

„Wir Deutschen allein schaffen's nicht“, entgegnete der Hausherr

kleinlaut. „Und den Franzosen sind die Engländer, die zur Ausstellung kommen, lieber als die Buren, die zu Hause bleiben oder höchstens nach St. Helena gehen. Von Rußland erwarte ich schon gar nichts. Frau Alix hat ihren Mann so in den zarten Fingern, daß die Queen auch weiterhin ruhig Soda schlürfen darf.“

„Alle Camellen!“ brummte der Chefredacteur. „Officiell machen diese Staaten freilich nicht mit. Dagegen werden sich private Zweigvereine unserer heiligen Kriegs-Liga auch dort zu Hunderten bilden. Und dann rechne ich stark auf Amerika —“

„Amerika, mit dem wir binnen Kurzem im schönsten und gar nicht heiligen Zollkriege liegen werden!“ erwiderte der Reichstagsabgeordnete. „Sie sind ein Schwarmgeist, Herr Doctor. Sie vergessen auch ganz und gar, daß Ihre Idee auch bei uns zu Lande undurchführbar ist. Oder Sie müßten sich gerade darauf capriciren, sich bei Hoje dauernd mißliebzig zu machen.“

„Weil der Kaiser im Sommer nach England zu gehen beabsichtigt? O, ich glaube, seiner Beliebtheit drüben schadete unsere Liga ganz und gar nicht. Man würde es ihm vielmehr hoch anrechnen, wenn er England zu Liebe die burensfreundliche Strömung im Volke unbeachtet ließe.“

„Sie vergessen nur,“ warf der Abgeordnete ein, „daß solche Ligen ohne kaiserliche Unterstützung höchstens in Süddeutschland populär werden könnten. Ihre Kollegen würden das Unternehmen ausnahmslos todt-schweigen oder sich dumm stellen, wie sie es ja mit anerkennenswerther Weisheit den Reden des Prinzen Ludwig gegenüber thun. Wer heute in Deutschland noch ernsthaft für die Buren eintritt, der tritt direct gegen Seine Majestät auf. Er drückt in unseiner Weise auf die wundeste Stelle unserer auswärtigen Politik, erinnert an das Krüger-Telegramm von 1896. Man darf ja sagen, daß die Buren ohne dies Telegramm und ohne die darauf gegründete, feste Hoffnung, daß wir ihnen zu Hülfe kommen würden, niemals den Krieg gewagt hätten.“

„Nun, dann muß England uns ja doppelt dankbar sein. Dann wäre es ohne uns ja nie zu dem Kriege und folglich nie zu der Annexion der Republiken gekommen.“

„Sie sind frivol,“ zürnte die Hausfrau dem Sprecher im Hintergrunde. Die Herren dagegen sagten nichts und beschäftigten sich mit ihren Cigarren.

„Hätten die Kerle wenigstens Courage gezeigt, Johannesburg und die Minen in die Luft gesprengt!“ ließ sich der nervöse Jüngling vernehmen. „Aber ihre Taktik ist ja von A bis Z lächerlich gewesen.“

„Die Minen?“ Der Stadtrath machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ein solcher Vandalismus hätte sie mit einem Schläge aller europäischen Sympathien beraubt. Bedenken Sie doch, daß bei den rapid weichenden Kursen unserer Rentenpapiere Tausende ihre Spargroschen in Goldminen-Shares angelegt haben. Die Zerstörung der Johannesburger Minen — um Gottes Willen, ich wage gar nicht an die Börsenpanik zu denken, die danach ausgebrochen wäre! Sie sind ein Umstürzler, Herr Candidat.“

„Ich sehe, es ist keine Stimmung mehr für den heiligen Krieg vorhanden,“ murmelte der Gemahregelte mit einem matten Versuche, zu scherzen. „Dieselbe Logik führt auch dahin, das Unwesen der Herren Lueger und Drumont schweigend zu ertragen. Es könnte ja eine Baissé in Trambahn-Actien herbeiführen, oder die Eiffelturm-Gesellschaft könnte heuer schlechte Dividenden zahlen, wenn man die Herren von Wien und Paris hart anfaßt.“

Der Herr im Hintergrunde räusperte sich. „Das mit dem heiligen Krieg ist eine vortreffliche Idee,“ sagte er. „Schade nur, daß es erstens von jeher Schicksal der heiligen Kriege war, zwar oft gepredigt, aber nie geführt zu werden, und daß zweitens die Herrschaften im Begriffe standen, unsere nächsten Verbündeten mit Krieg zu überziehen. Meine verehrten Anwesenden, was bekämpfen wir denn an Lueger und Genossen mit so gerechtem Zorne? Doch nicht etwa ihren Antisemitismus? Ich bitte Sie, über dergleichen komische Verirrungen lacht man im Zeitalter der neuen Aristokratie und der Massentaufen. Wenn wir die Lueger und Drumont als rückständig, mittelalterlich, verpfaßt, unduld-

sam und was weiß ich sonst noch befehlen, so meinen wir allemal ihren Haß gegen den Capitalismus. Nicht daß sie antiliberal sind, verdrießt uns, denn in politischen Fragen lassen wir längst Jedermann nach seiner Façon selig werden. Aber daß sie, wie es bei uns zu Lande die junkerlichen Agrarier thun, breite Volksschichten gegen die Allmacht des Zwischenhandels und der Börse aufwiegeln; daß sie unsere sicherste Stütze im schönen Gegenwartsstaat, die gegen alle Börsensteuern stimmende Socialdemokratie, mit Geschick und Glück bekämpfen — das macht sie uns so gefährlich und so unangenehm. Auf dem Wege zur großcapitalistischen Alleinherrschaft, zur Diktatur des Zwischenhandels, die wir bereits für gesichert halten, wälzen uns diese Leute plötzlich schwere Steine entgegen. Die dumpfen, so lange gutgläubigen und geduldigen Massen des Kleinbürgertumes bewaffnen sie wider uns. Und mit steigendem Erfolge! Am eigenen Leibe verspüren Sie es bereits — Herr Miguel, der doch wahrhaftig ein wohlmeinender Mann ist, mußte doch dem fanatischen Drängen der erregten Spießer gehorchen und die Waarenhaussteuer vorschlagen.“

„Wahr, leider nur zu wahr,“ bestätigte der Reichstagsabgeordnete.

„Und nun erklären Sie mir, meine Herrschaften, welcher spöttische Satan Ihnen die Burenliebe in's Herz gepflanzt hat? Wer sind denn die Buren, was wollen sie? Und was wollen die Engländer? Ich möchte Ihnen hier nichts von den Schwindelreden der maßlos überjähzten „Times“ nachplappern, und ich behaupte mit keinem Worte, daß John Bull da unten in Südafrika Civilisation und Bildung zu verbreiten gedenkt. Mein Gott, thun wir denn das in Kamerun und Kiautschau? An Kamerun verdienen unsere Colonialspeculanten, die die Brüsseler Börse kennen, und in Kiautschau nimmt man die militärische Hinrichtung von sieben oder acht Chinesen mit dem Momentphotographen auf. Na ja! Wie die Nigger und die Chinesen, sträuben sich die Buren gegen die Segnungen der europäischen Großcapital-Wirtschaft. Sie sträuben sich dagegen, wie der dumme Kerl von Wien, wie der preußische Bauer und Handwerker, die immer noch nicht eingesehen haben, daß sie in's Proletariat gehören, daß die Zukunft keinen selbstständigen Mittelstand, sondern nur Herren und Knechte, Freie und Unfreie kennt. Meine Herrschaften, in unserem Lager ist England! Seien wir doch ehrlich, emancipiren wir uns doch von der kindlichen Gefühlsduselei, die dem Normal-Zeitungsleser trefflich frommt, uns aber die Schamröthe in's Gesicht treiben muß. Nehmen wir die Dinge, wie sie sind. Für dieselben Ideen, die wir in der inneren Politik vertreten, verbluteten eben Englands Soldner auf dem südafrikanischen Feld! Es war ein heiliger Krieg, meine Herrschaften! Haben Sie noch einen Tropfen extra dry da, daß ich seinem Andenken ein stilles Glas weise?“

Die am Tisch sagten wieder einmal nichts. Nur der Hausherr, der seinen Wirthspflichten eifrig oblag, winkte dem Lohndiener, daß er dem Herrn im Hintergrunde eingieße, und meinte dann: „Trinken Sie fleißig so lange die Steuer noch nicht erhöht ist! Auch ein abstruser Gedanke, daß wir Champagnerfreunde die Flotte, die wir brauchen und stürmisch verlangt haben, nun auch selber bezahlen sollen. Es wird recht ungemüthlich und antiliberal in Deutschland.“ Caliban.

Notizen.

Das Deutschthum in Chile. Von J. Unold. (München, J. F. Lehmann.) Der Verfasser, der sechs Jahre im Auftrage der chilenischen Regierung als Lehrer an einem Staatslyceum gewirkt, giebt zunächst einen kurzen historischen Rückblick über das Deutschthum in Chile seit der Eroberung des Landes durch die Spanier. Nachdem er in allgemeinen Umrissen die Bedeutung und Beschäftigung der Deutschen im mittleren Chile dargestellt, geht er zum Hauptgegenstand seines Werkes

über: Die Colonisation von Süd-Chile durch die Deutschen 1850—60 und die Schilderung dieses Kleindeutschland in seiner gegenwärtigen Blüthe. An der Hand eines begeisterten Zeugen, des damaligen chilenischen An siedelungscommissärs, wird der Zustand dieser Provinzen vor und nach der Besiedelung durch unsere Landsleute gezeichnet; auf Grund persönlicher Besichtigung wird das rege, geistige und wirtschaftliche Leben in diesen blühenden deutschen Colonien am stillen Ocean geschildert, das dunkle Treiben der gefährlichsten Feinde unseres Volksthum (der Jesuiten) beleuchtet und auf die hohen wichtigen Aufgaben hingewiesen, zu deren Lösung das Deutschthum im romanischen Amerika berufen wäre, vorausgesetzt, daß es die von jenen Culturpionieren bewiesene geistige, sittliche und wirtschaftliche Tüchtigkeit sich zu erhalten versteht. Leider steht es hier und dort damit nicht zum Besten. Auch in Chile sind die deutschen Colonien durch confessionelle Gegensätze vielfach und tiefgehend gespalten; es ist nicht bloß der Gegensatz zwischen freisinnigen und strenggläubigen Protestanten, der trennt, sondern noch mehr derjenige zwischen Protestanten und Katholiken. „Dabei kann man hier wie überall im Ausland die betäubende Erfahrung machen, daß unsere katholischen Landsleute, denen nach ihrer ganzen Erziehung natürlich die Kirchengemeinschaft höher steht als die Volksgemeinschaft, sich rascher und leichter an die einheimische katholische Bevölkerung anschließen und schon in der zweiten Generation ihr Deutschthum, damit aber auch bald ihre culturale Ueberlegenheit etnbüßen.“ Der Verfasser erzählt traurige Beispiele von confessionellem und politischem Fanatismus und hebt hervor, wie die von unseren Ultramontanen begünstigte Auswanderung stockkatholischer Schlesier und Westphalen die deutsche Sache in ganz Südamerika schwer geschädigt hat. „Die ‚Westphälinger‘, meist Kleinbauern und -handwerker, sind schon in Folge ihres beschränkten confessionellen Fanatismus nicht die Leute, um Industrie und Handel emporzubringen. Wenn man diese deutschen Männer an der Seite der ganz ungebildeten zerlumpten chilenischen Rotos (Tagelöhner) in Procession gehen sieht, von den Patres geführt, gedankenlos ihre Gebete murmelnd, so begreift man mit tiefstem Schmerze, daß diese geistig Armen keine geweckten, rührigen Pioniere deutscher Cultur sein noch werden können.“ Auch die deutsche Schule vermag nicht überall mit Erfolg in der nachwachsenden Generation deutsches Wesen zu erhalten und zu pflegen. „Die Schule in Baldivia z. B. wurde von den protestantischen Deutschen gegründet und erhalten. Da aber die Gemeinde zu wenig zahlreich und wohlhabend ist, um Kirche und Schule zugleich zu fördern, so ist der evangelische Pfarrer auch der Leiter und erste Lehrer der Schule. Dadurch erhält diese einen ausgesprochen confessionellen Charakter, und selbst ohne die Heterereien der Jesuiten würden sich katholische deutsche Eltern schwer entschließen, ihre Kinder in diese mehr protestantische als „deutsche“ Schule zu schicken. So kommt es, daß die stets sich vergrößernde Schule und Erziehungsanstalt der Jesuiten, die wie eine Citadelle, ein geistiges „Zwinguri“, von ihrer Höhe aus die Gegend beherrscht, immer zahlreicheren Besuches sich erfreut und schon durch den Verkehr mit den einheimischen Kindern ganz dazu angethan ist, deutsche Sprache und deutsches Wesen im Keime zu ersticken. Wenn also nicht frischer Zugang aus dem protestantischen Deutschland nachkommt, werden an dieser hervorragenden Stätte deutscher Culturarbeit spanische Sprache und spanische Trägheit, jesuitische Geistesverdummung und Willenslähmung bald die Ueberhand gewinnen.“ Und das ist sehr schade, denn in den spanisch-amerikanischen Ländern haben die deutschen Einwanderer nicht eigentlich einen Kampf um die Erhaltung ihres Deutschthums zu führen, wie in denen mit englisch sprechender Bevölkerung. Im Gegentheil — auch bei aufrichtigem, unvermeidlichem Sich-Einleben in die neuen Verhältnisse, auch nach Aneignung der spanischen oder portugiesischen Sprache und Annahme der unentbehrlichsten Sitten und Umgangsformen vermöchten die Deutschen im romanischen Amerika recht gut ihre Eigenart, sogar den politischen Zusammenhang mit der Heimath zu bewahren. Dazu wäre nöthig, daß das Reich selbst den Zusammenhang mit den fernen Söhnen (z. B. durch jährliche Zusendung von Bürgerlisten) aufrecht zu erhalten suchte, statt die Ver-

jeßesunkundigen nach 10 Jahren de facto ihre Reichsangehörigkeit verlieren zu lassen, sowie daß es für Väter und Söhne die bei der Entfernung so lästige Militärpflicht durch eine mäßige Kriegsteuer ablöse, was bei unserer gegenwärtigen Ueberzahl an dienstfähigen Mannschaften ohne Nachtheil für das Ganze zu bewerkstelligen wäre.

Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Von Professor Dr. H. Dunger. (Berlin, F. Berggolt.) Der Verfasser zeigt, in welchem Umfange sich in neuester Zeit die aus dem Englischen entlehnten Fremdwörter vermehrt haben. Während man vor 100 Jahren nur zwölf englische Wörter im Deutschen zählte, ist jetzt ihre Zahl außerordentlich groß, und sie werden von Jahr zu Jahr immer zahlreicher. Dazu kommt, daß sie meist völlig entbehrlich sind, z. B. Ausdrücke wie fair und unfair, allright, fashionable, gentlemanlike, shocking, outsider u. A. Diese Vorliebe für das Englische erkennt man schon aus den englischen Vornamen unserer Kinder (John, William, Mary, Lizzy, Ellen) aus den englischen Namen für Hunde und Pferde (Fly, Fox, Miss), für Wagen (Brake, Dog-cart), für Speisen und Getränke (Irish-stew, Mock turtle-soup, Oxtail-soup, Sherry für den spanischen Jerez-Wein), aus den Ankündigungen der Kunstretter und Singspielhallen, die jetzt von englischen Wörtern wimmeln. Sogar leicht zu übersetzende Ausdrücke wie Self-madoman für selbstgemachter Mann, Self-government für Selbstregierung, Lift für Fahrstuhl, Meeting für Versammlung, werden uns in englischer Sprache geboten. Auch Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes werden auf deutschem Boden unter englischen Namen verkauft, wie die bekannten Bleistifte Koh-i-noor, Made by L. & C. Hardtmuth in Austria, British graphite pencil, Compressed Lead. Am üppigsten wuchert das englische Unkraut auf dem Gebiete des Sportes und der Bewegungsspiele, besonders bei dem Lawn-Tennispiel (Reßballspiel), bei dem nicht nur alle Zurufe der Spielenden in englischer Sprache erfolgen, sondern sogar englisch gezählt wird! Diese widerwärtige, neue Ausländerei hat ihren Grund in der Vorliebe unserer höheren Gesellschaftskreise für englische Sprache, Sitte und Mode, für englische Einrichtungen und Lebensgewohnheiten. Auch in dieser Spracherscheinung zeigen sich wieder die alten Erbfehler des Deutschen: Vergötterung des Fremden, Mangel an deutschem Selbstgefühl und Mißachtung der Muttersprache. Es steht zu befürchten, daß unsere Sprache eine ähnliche Ueberfluthung mit englischen Fremdwörtern erleidet, wie in früherer Zeit mit den französischen; denn auch diese wurden anfangs nur in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft gebraucht, bis sie allmählig in alle Schichten des Volkes eindringen. Solchem Unwesen entgegenzutreten ist die Pflicht jedes Deutschen, der seine Sprache und sein Volksthum liebt, und darum ist zu wünschen, daß Dunger's Ausführungen von recht Vielen gelesen und beherzigt werden.

Der Katholicismus und die moderne Dichtung. Von Ernst Gystrow. (Minden, Bruns.) Gystrow will den Nachweis liefern, daß eine Inferiorität des Katholicismus auf literarischem Gebiete angenommen werden muß, daß sie keine zufällige oder vorübergehende, vielmehr eine Erscheinung ist, die mit Nothwendigkeit aus dem Gegensatz zwischen Katholicismus und moderner Weltanschauung hervorgeht. Er untersucht die philosophischen Grundlagen der mittelhochdeutschen und klassischen Dichtung, der Modernen, der Neuromantik, der religiösen Lyrik und humoristischen Literatur und stellt sie vergleichend und abwägend der officiellen Philosophie des Katholicismus gegenüber. Vieles erscheint dabei in ungewöhnlicher Beleuchtung; ganz neu ist die Auffassung der neuromantischen Strömungen. Der Autor gelangt zu dem Ergebnis, daß die moderne Weltanschauung ein Compromiß mit der katholischen nicht zulasse, daß der vermittelnde reformatorische Katholicismus belanglos sei und eine geistige Parität zwischen den deutschen Protestanten und Katholiken immer mehr unmöglich werde. Das Buch besitzt einen ausgesprochenen literar-philosophischen Werth und gewinnt, im Brennpunkt der lex Feinze gesehen, eine besondere Bedeutung. Geradezu glänzend ist die von großer Belesenheit zeugende Kritik der belletristischen Literatur des deutschen Katholicismus, sowie die Beweisfüh-

rung der Inferioritätsthese, die übrigens auch von guten deutschen Katholiken nicht bestritten wird und erst jüngst von Prof. Hermann Schell in Würzburg mit Gründen gestützt wurde, so daß Gystrow eigentlich offene Thüren einrennt. Aber es ist ganz gut, solche Dinge immer wieder zu betonen, und wäre es auch nur, um unser stets provocatorischer auftretendes Centrum zur Selbsterkenntniß und Mäßigung zu veranlassen.

Plattdötsch Leederbot. Rutgeben von den Allgemeinen plattdötschen Verband. Biert Uplag. (Berlin, Verlag Hüßverein deutscher Lehrer.) Den plattdeutschen Landsleuten ist durch diese prächtige Sammlung Gelegenheit gegeben, in frohen Kreisen auch in den Lauten ihrer Muttersprache heitere und ernste Weisen ertönen zu lassen. Nicht nur den plattdeutschen Vereinen, sondern auch den Männergesang-, Turn- und Kriegervereinen in plattdeutschen Landen bieten diese frischen und fröhlichen Lieder eine Fundgrube zur anregenden Ausgestaltung ihrer geselligen Zusammenkünfte. Der reiche Inhalt berücksichtigt alle Lebens- und Vereinsverhältnisse; die Zusammenstellung verräth eine glückliche Hand. Eine Notenbeilage für die nicht allgemein bekannten Melodien erhöht die Zweckmäßigkeit des Büchleins.

Classicität und Germanismus. Einige Worte über den Weltkampf von Berner von Heidenstam. (Wien, A. Hartleben.) Berner af Heidenstam ist bei uns durch seine historische Erzählung „Karl XII.“ und kleinere Skizzen bekannt geworden. Die vorliegende Studie entspringt der Aufsehnung gegen den Ruf nach Humor und Volksthümlichkeit in der Dichtung und Kunst. Nach dem deutschen besitzt kein Volk der germanischen Rasse eine Kultur von so ausgesprochenem classischem Gepräge, verbunden mit einer so natürlichen und allgemeinen Aufklärung, wie das schwedische. Keines Landes culturelle Entwicklung, Volksgeist, nationale Erziehung, künstlerische und literarische Schaffenskraft ward in so hohem Grade von classischem Geiste befruchtet. In den Achtzigerjahren jedoch wurde dies Element zum Angriffspunkt für eine Reihe junger Künstler und Schriftsteller, die unter dem Einflusse ausländischer Strömungen und der damals noch neuen und lebenskräftigeren naturalistischen Theorien gegen die künstlerischen und poetischen Traditionen, die classischen und mehr aristokratischen Seiten und Formen der schwedischen Kunst und Literatur Sturm liefen. Wirkte diese Reform auch zweifellos günstig und fördernd, so brachte sie doch während der ersten Decennien eine Verstärkung des Materialismus, eine demonstrative Behäffigkeit gegen alle geistigen und ideelleren Aufgaben hervor und gab dem Verfasser Anlaß, dieser Strömung schroff entgegenzutreten. Heidenstam, den sein Vaterland das größte lyrische Genie, die „centrale Persönlichkeit“ der jungen schwedischen Dichtung nennt, ist aber nicht nur schönheittrunkener Hellene, sondern auch der warmblütige Sohn seiner Zeit. Steht die Antike als Blüthemonat vor ihm, so kann auch seine Zeit nicht im fahlen Herbstschmuck vor den Augen der richtenden Nachwelt erscheinen. Und versöhnend slicht er seinen Kranz für das sterbende Jahrhundert, während seine Hoffnungen dem Genius des zwanzigsten Säculums entgegenjubeln.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der **Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücheretc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.



Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnion Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egiby Fontane Groth Haedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherki Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Stenfwicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Gola u. v. A.

Eleg. geb. 2 Ml. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.



Verlag von **Rohberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:
Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen.

Auf Grund amerikanischer u. europäischer Materialien erörtert von **Dr. Karl Walder**, Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 4 Mark.
Der Verfasser hat von 11 Kinderschutz-Vereinen u. s. w. in New York, Boston, London, Paris, Berlin, Neuzedlig, Wien interessante Materialien bekommen. Er behandelt auch die Frage des Einschreitens der Außenossen gegen begonnene Mißhandlungen.

Akad. geb. Schriftsteller, bissh. publicist. (liter. Kritik) in Berlin thätig, energ. gewissenhafte Arbeitskraft, vorz. Sprachkenntnisse (französisch, englisch), **perfekter Stenograph, Maschinenschreiber** (Hammond), sucht unt. besch. Anspr. in Redaktion, Theatersekretariat, Berl.-Buchhdlg., literar. Insttit. zc. Stellung. Offert. an d. Exp. d. Gegenwart unt. A. G.

Stottern

heilen dauernd **Dr. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt**, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospekte gratis. **Älteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Verlag von **Wilhelm Herz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procuduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai**. Prosp. gratis.

Königliches Bad Oeynhaus.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Böln und Löbne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturu. kohlenf. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medicomechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Neues Thermalbadhaus** am 15. Mai 1900 eröffnet. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. x. **Kurpaville:** 42 Häuser, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmanstallation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die Agl. **Badverwaltung.**

Die Gegenwart 1872-1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872-1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
Wochenblatt für Literatur, Kunst und öffentlichen Leben.
Herausgeber: Dr. Theophil Bolling.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897-99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche zc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Jmenau
für Maschinen- und Elektro-
Ingenieur-, Techniker u. -Arbeiter.
Director Jentzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitvi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einfindung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Volkung.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.

Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt:

Die Regelung des Ausverkaufswesens. Von Otto Freiherrn von Boenigl (Halberstadt). — Die Frauenbewegung und die Diensthofenfrage. Von Eliza Fehenhauser. — Realgymnasium und Medicinstudium. Von Realprogymnasial-Director E. Knappe (Rattbor). — Unbenutzte Naturkräfte. Von Gustav S. Cast. — Literatur und Kunst. Die Geige als modernes Soloinstrument. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — Talleyrand als dramatischer Stoff. Von Gottlieb Daum. (Schluß.) — Genilleton. Hohes Spiel. Von Louis Couperus. Aus dem Holländischen. (Schluß.) — Anzeigen.

Die Regelung des Ausverkaufswesens.

Von Otto Freiherrn von Boenigl (Halberstadt).

In Folge einer Anregung des Abg. Koeren im Reichstage hat der Staatssecretär des Inneren Erhebungen über das Ausverkaufswesen in Deutschland angeordnet, die zur Zeit im Gange sind. Ausgehend von der Behauptung, daß die Gerichte, insbesondere sogar das Reichsgericht, nicht fähig sind, den Geist unserer „Schutzgesetze“ zu erfassen, vielmehr sich strict an den Wortlaut halten, ohne den Motiven des Gesetzgebers nachzuspüren, wies der genannte Abgeordnete besonders auf ein Reichsgerichtsurtheil vom 21. September 1897 hin, in welchem der Angeklagte freigesprochen wurde, sich gegen § 1 des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vergangen zu haben, obwohl er einen theilweisen Ausverkauf angekündigt und doch gewisse Waaren während der Dauer des Ausverkaufs „nachgeschoben“, d. h. hinzugekauft hatte. Auch der Vertreter der Reichsregierung, Graf Posadowsky, sprach sich dahin aus, daß dies Urtheil nicht seinem Empfinden entspreche, und so ist man in Erwägungen eingetreten, wie dem Uebelstande abzuhelfen sei, ob man dies am besten durch eine andere Fassung des § 1 des Unlauterkeitsgesetzes erreichen wollte, oder aber, indem man in einem besonderen Gesetze das Ausverkaufswesen unter Zuhilfenahme der Gewerbebehörde regeln solle.

Daß in der That ein Uebelstand vorliegt, dürfte nicht zweifelhaft sein, nachdem man gewöhnt ist, an allen Ecken und Enden Placate und Annoncen zu begegnen, in denen man auf die ganz besonders günstige Gelegenheit, Waaren zu erwerben, durch das verlockende Wort „Ausverkauf“ hingewiesen wird. Freilich ist es bei uns schwerer, das Material zu sammeln, welches den Unfug nach allen Richtungen zu beleuchten vermag, aber wir können uns dies Material aus Oesterreich verschaffen, da dort die Abhaltung eines Ausverkaufs von der Genehmigung der Gewerbebehörde abhängig ist, diese also in der Lage ist, die Verhältnisse zu überblicken. Da hat es sich denn herausgestellt, daß alle möglichen und unmöglichen Anlässe zu einem Ausverkauf benutzt werden, nicht nur etwa die Verlegung des Geschäftslocals oder die Auflösung des Geschäfts, sondern auch die Aufgabe einzelner Artikel, der Umbau des Ladens, Beschädigung von Waaren durch Feuer zc. zc. Ein Mißstand liegt sonach reichlich vor und es verlohnt demgemäß, der Frage an dieser Stelle näher zu treten.

Allen jenen Maßnahmen der Kaufleute liegt der eine Wunsch zu Grunde, die Waaren mittelst beschleunigten Verkehrs an den Mann zu bringen und man hat in Oesterreich daher neuerdings neben dem Ausdruck „Ausverkauf“ häufig die Bezeichnung „Schnellverkauf“ angewendet, um auch diejenigen Vorkommnisse zu treffen, welche nicht auf ein völliges Aus-, d. h. Zu-Ende-Verkaufen bis zur Erschöpfung des Lagers hinauslaufen, sondern nur die Beschleunigung des Verkaufs im Auge haben. Da es sich also immer um Schnellverkäufe handelt, so ist es auch erforderlich, daß ein schnelles Eingreifen gesetzlich möglich ist. Wir haben Fälle des unlauteren Wettbewerbes erlebt, deren gerichtliche Erledigung sich Jahre lang hinzog, sodaß das schließliche Urtheil für das pulsierende Leben der Pragis absolut keinen Werth mehr hatte. Würde man also das Unlauterkeitsgesetz dahin ergänzen, daß seine Bestimmungen auf die Schnellverkäufe — ich will diesen Ausdruck acceptiren — Anwendung finde, so bliebe Alles beim Alten. Nur dann kann das Uebel beseitigt werden, wenn man bei oder noch vor Eröffnung des Schnellverkaufs sofort einschreiten kann. Ein Schnellverkauf bezweckt selbstverständlich, schnell zu verkaufen und wenn daher dem schnellen Verkauf ein langsames Gerichtsverfahren gegenübergestellt werden soll, so ist die ganze Action zwecklos.

Ist man also der Ueberzeugung, daß auf diesem Gebiete etwas geschehen müsse — und dieser Ueberzeugung neigt ja die Reichsregierung, wie es scheint, zu — so empfiehlt es sich, einen anderen Weg einzuschlagen und besondere Bestimmungen, sei es durch Einfügen eines weiteren Fleckens auf das buntschneidige Kleid der Gewerbe-Ordnung, sei es durch Schaffung eines Sondergesetzes, betr. das Ausverkaufswesen nach österreichischem Muster, zu treffen.

Das ist freilich nicht so einfach, da die begriffliche Fassung der Schnellverkäufe unter Berücksichtigung der Bedürfnisse des Verkehrs manche Schwierigkeit bereiten dürfte und doch andererseits unsere Richter von den gesetzgebenden Factoren eine stricte Fassung verlangen. Immerhin aber wird es, zumal da wir in der Lage sind, Oesterreichs Erfahrungen für uns nutzbar zu machen, nicht unmöglich sein, zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen.

Zunächst ist festzustellen, daß es sich nicht darum handeln kann, das Schnellverkaufswesen gänzlich aus der Welt zu schaffen, denn es dürfte keines Beweises bedürfen, daß Fälle, sogar häufig, eintreten können, in denen das Mittel, einen Schnellverkauf vorzunehmen, thatächlich angewendet werden

muß, wenn der Verkäufer nicht empfindlichen Schaden leiden soll. Das ist z. B. der Fall bei Waaren, welche leicht verderblich oder der Beeinflussung durch die Witterung leicht zugänglich sind. Das ist aber ferner durchgehend bei denjenigen Artikeln der Fall, welche der Mode unterworfen sind, also — obwohl völlig unverändert — lediglich dadurch an Werth bedeutend verlieren, daß sie nicht zu einer bestimmten Zeit verkauft worden sind. Die Confections-Geschäfte haben daher das berechtigte Verlangen nach sogenannten „billigen Tagen“, „Saison-Ausverkäufen“ u., welche sie zur Abstoßung von altmodischen oder an der Grenze der neuen Mode stehenden Waaren benutzen müssen. Eine Täuschung des Publicums braucht mit diesen Schnellverkäufen keineswegs verbunden zu sein, auch keine auf Unlauterkeit zurückzuführende und unberechtigte Benachtheiligung der Concurrenz. Es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man derartige in der Natur des Geschäftsbetriebs gelegene Schnellverkäufe verbieten oder überhaupt auch nur concessionspflichtig machen. — Diese Art der Ausverkäufe bekämpft der Kleinhandel auch nicht, da er sich damit naturgemäß empfindlich in's eigene Fleisch schneiden würde. Bei der Ausarbeitung einer bezüglichen Vorschrift wird das zu beachten sein und ist auch gelegentlich der Vorberathungen des österreichischen Gesetzes vom 16. Januar 1895 (RöVl. Nr. 26) in Rücksicht gezogen worden.

Ferner ist auf die Thatsache zu verweisen, daß auch der Nachschub von Waaren bei einem Ausverkauf nicht absolut zu verbieten sein dürfte. Es ist nicht zu leugnen, daß bei solchen Veranstaltungen der Unternehmer oft in großem Umfange eine Täuschung des Publicums dadurch herbeigeführt hat, daß er Artikel, deren Vorrath durch den beschleunigten Verkauf erschöpft war durch Zufall, sogen. Nachschub ergänzt und diese Artikel gleichfalls als Ausverkaufsartikel abgegeben hat. Daß dieser Mißstand einen der Cardinalpunkte der ganzen Angelegenheit bildet, unterliegt keinem Zweifel, und auch darüber dürfte eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen, daß diesem Treiben ein energischer Niegel vorgeschoben werden muß. Aber man darf andererseits nicht verkennen, daß in einzelnen Fällen der Zulauf von „couranten“ Waaren nothwendig ist, um andere, nicht courante absetzen zu helfen. Wenn z. B. ein Wäschewaarenhändler stirbt und seine Erben veranstalten einen Ausverkauf, da sie das Geschäft nicht weiter zu führen gedenken, so wird man es ihnen nicht verargen können, daß sie z. B. einen kleinen Posten Taschentücher zukaufen, da sonst vielleicht der erwünschte Erfolg des Ausverkaufs in Frage gestellt wäre. (Etwas Anderes ist es, ob und in welcher Weise die der Ausverkaufsmasse angehörigen Waarenbestände von den dem Ausverkauf nicht unterliegenden Waaren, bezw. den nachgeschobenen Taschentüchern getrennt oder doch unterschieden werden.) Auch dies Moment, welches in gewissen, im Gesetz genau zu präcisirenden Fällen den Nachschub einzelner Waaren in einem beschränkten Umfange gestattet wissen will, muß bei der weiteren Behandlung zu Grunde gelegt werden.

Sowohl der Abg. Koeren wie Graf Bosadomsky haben in ihren Reden im Reichstage dem Begriff des Ausverkaufs einen Inhalt gegeben, welcher den thatsächlichen Verhältnissen nicht entspricht. Es wäre nach den vorstehenden Ausführungen weit über das Ziel hinausgeschossen, wollte man im Anschluß an die Ansichten der genannten beiden Reichstagsredner nur solche Ausverkäufe als berechtigt anerkennen, welche auf eine gänzliche Räumung des vorhandenen Waarenbestandes unter völliger Ausschließung von nachgeschobenen Waaren abzielen.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die bereits berührte Unterscheidbarkeit der Ausverkaufs- und der anderen Waaren. In Oesterreich ist der Ausverkauf, „menn er nicht auf die ursprünglich angemeldeten Waaren beschränkt bleibt“, sofort zu schließen u. s. w. Diese Form der an sich berechtigten Vorschrift ist nicht empfehlenswerth, ohne daß — was dort

nicht der Fall ist — gleichzeitig vorgeschrieben wird, in welcher Weise die zum Ausverkauf angemeldeten Waaren als solche kenntlich gemacht werden sollen. Oft sieht sich ein Kaufmann genöthigt, seinem Betriebe insofern eine andere Richtung zu geben, als er einzelne Artikel „aufgiebt“, d. h. ausverkauft. Würde er aus diesem Anlaß ankündigen „Ausverkauf einiger Artikel wegen Aenderung des Geschäfts“ oder dergleichen, so liegt es nahe, daß er auch seine anderen Artikel an den Mann zu bringen sucht. Es muß ihm aber verwehrt werden, dies in der Weise zu thun, daß er das Publicum in den Glauben versetzt, auch diese Artikel unterstünden den Ausverkaufsbedingungen. Das zu erreichen, erscheint eine Bestimmung zweckmäßig, gemäß welcher in jeder auf den Schnellverkauf hindeutenden Veröffentlichung die betreffenden Waaren genau bezeichnet und in dem Verkaufsorte die Ausverkaufswaren von den anderen sichtlich getrennt sind. Wie das geschehen kann, das darzulegen, ist hier kein Raum. Es genügt hier festzustellen, daß bei gutem Willen sich auch ein Weg finden wird.

Eine weitere Lehre geben uns die Erfahrungen in Oesterreich, welche sich in den Protokollen der dortigen Handelskammern genau wieder spiegeln. Das mehrfach citirte Gesetz unterwirft obrigkeitlicher Genehmigung die „Veranstaltung von angekündigten öffentlichen Ausverkäufen“. Diese Ausdrucksweise hat die findigen Schwindler veranlaßt, das Wort Ausverkauf in ihren Ankündigungen fortzulassen und anzunehmen, daß sie damit durch eine Masche des Gesetzesnetzes durchschlüpfen könnten. Man findet Bezeichnungen wie „Ueberfiedelungsverkauf“, „Nothverkauf“, „Saisonverkauf sämtlicher Nouveautés“ (!), „Occasion“, „Weihnachtsoccasion“ oder ganze Sätze, deren Inhalt das ominöse Wort „Ausverkauf“ vermeidet. So hatte ein Kaufmann zur Weihnachtszeit für wenige Wochen einen Laden gemiethet und placatirt: „Sämtliche im Locale befindlichen Waaren werden wegen vorgerückter Saison zu tief reducirten Preisen verkauft“. Es wurde daher ein Erlaß der höheren Verwaltungsbehörde nöthig, welcher auch diejenigen Schnellverkäufe als dem fraglichen Gesetz unterstehend charakterisirt, in deren Ankündigungen das Wort Ausverkauf nicht gebraucht wird. — Wir werden daher in Deutschland gut thun, auch das Wort „Ausverkauf“ aus dem Gesetz zu verbannen oder begrifflich festzulegen, da wir sonst bei der bereits angedeuteten Neigung unserer Richter zu formeller Auslegung des Textes auch weiterhin trübe Erfahrungen machen dürften. Das muß um so mehr geschehen, als sonst der Unterschied zwischen Ausverkauf und anderen auf einen schnelleren Verkauf gerichteten Bestrebungen völlig verwischt ist und der Richter sicherlich dem geschmähten Wort eine zu enge Auslegung geben würde.

Die wichtigste Frage der ganzen Angelegenheit: ob man Ausverkäufe concessionspflichtig machen oder sich damit begnügen soll, gewisse Vorkommnisse unter Strafe zu stellen, läßt sich nach den obigen Einzelheiten betreffenden Mittheilungen leicht beantworten und zwar durch folgenden Vorschlag. Jeder Unternehmer eines Schnellverkaufs, auf welchen Anlaß dieser auch zurückzuführen sei, sollte verpflichtet sein, einige Tage vor Eröffnung des Verkaufs der Verwaltungsbehörde genaue Angaben über Umfang, Art, Eigentümer und Verkäufer der auszuverkaufenden Waaren, Geschäftslocal, Dauer und Anlaß der Veranstaltung u. s. w. zu machen und sich eine Beglaubigung dieser Anzeige ausstellen zu lassen. Diese Beglaubigungsurkunde, aus welcher alle Details des Schnellverkaufs ausreichend zu ersehen sind, muß dann der Veranstalter an der Außenseite seines Verkaufsortes während der Dauer des Schnellverkaufs öffentlich aushängen. Bei Zuwiderhandlungen kann die Polizei ohne Weiteres einschreiten.

Wenn man diese Vorschrift zum Gesetz erhebt, so erreicht man das Gewünschte, auch ohne der Verwaltungsbehörde die Concessionirung anheim zu stellen. Den Handelskammern

diese Concessionirung anheim zu geben, geht nicht an, einerseits, weil leider auch noch nicht überall solche Körperchaften bestehen, und zweitens, weil dieselben ihrer ganzen Organisation nach für eine solche Aufgabe meines Erachtens zur Zeit wenigstens noch nicht recht brauchbar erscheinen. Es blieben also nur die unteren Verwaltungsbehörden, die aber bekanntlich oft über das, was dem Kaufmann frommt, nicht orientirt sind. Das Concessionirungssystem ist daher in diesem Falle nicht zu empfehlen, da man auf anderem Wege auch zum Ziele gelangt.

Die Frauenbewegung und die Dienstbotenfrage.

Von Eliza Jehenhauser.

In einem Vortrage, den ein bekannter Berliner Redner in einem Frauenverein jüngst hielt, empfahl er der Frauenbewegung, sich der Dienstbotenfrage anzunehmen, und machte ihr einen Vorwurf daraus, den Schäden im Dienstbotenstande so wenig Beachtung und Sympathie zuzuwenden. Dieser Vorwurf und die Erwiderung der Vorsitzenden des Vereins, daß sie erst im Begriffe sei, die Dienstbotenfrage zu studiren, sind ganz geeignet, im Publicum den Glauben zu erwecken, als ob die Frauenbewegung einer so wichtigen Frage, die eine so große Frauengruppe betrifft, in der That gleichgültig gegenüberstehe. Diese Annahme ist eine absolut irrige, und ich glaube, es ist Pflicht, diesen Irrthum klarzustellen, damit einerseits die ohnehin häufig anzutreffende falsche Ansicht, als erstrebe die Frauenbewegung nur Rechte und keine Pflichten, als wolle sie nur für die Frauen einer bestimmten Classe eintreten, nicht noch mehr genährt werde, und andererseits der in Rede stehende Redner und seine etwaigen Nachfolger sich mit ihrem Appell an diejenigen Frauen wenden mögen, die außerhalb der Frauenbewegung stehen und noch unberührt von all' den die Gegenwart bewegenden Fragen sind, deren Summe die sociale Frage darstellt. Sie sind es, die nicht begreifen können, daß in der gährenden Zeit, in der wir leben, Alles nach oben drängt, daß auch Diejenigen, die bisher nur die trübe Seite des Lebens gekannt, die in der Tretmühle einer stets sich gleichbleibenden endlosen Alltagsarbeit zum Arbeitsthier hinabzusinken drohten, von der Sonne, die für Alle scheint, ebenfalls ein Theilchen haben wollen, daß auch ihr Körper und Geist Erholung braucht, um frische Lebenskraft und Lebenslust zu schöpfen, daß auch sie Menschen unter Menschen sein wollen.

Wie manche Dame, die ihre ganzen Tage mit Spazierengehen, Toiletten und Vergnügungen verbringt, ist ganz empört, wenn ihr Mädchen einmal wöchentlich ausgehen möchte, ja, es giebt sogar solche, die es schon zu viel finden, wenn das Personal einmal in vierzehn Tagen auszugehen begehrt, und die, ehe sie sich selbst der Mühe unterziehen, zwei Mal im Monat die Ueberwachung ihrer Kinder vorzunehmen, lieber das abgehegte, lufthungerige Mädchen veranlassen, auf ihren Ausgehetag zu verzichten. Frauen, die drei Mädchen haben, hörte ich schon ganz empört über die Frechheit ihrer Mädchen klagen, die nach gethauer Arbeit um acht Uhr Abends sich in ihr Zimmer zurückzögen, um ihre Kleidungs- und Wäschestücke auszubessern. Noch herrscht die ominöse Ansicht in der Mehrzahl unserer Frauentreise, daß eine gute Hausfrau nur die sei, die ihr Personal ständig zur Arbeit anhalte, und daß es ein schlechtes Zeugniß für ihre Hausfrauqualität sei, wenn ihr Mädchen auch 'mal der Ruhe pflege. Für die absolute Verstandlosigkeit, die weiteste Kreise der Dienstbotenfrage entgegenbringen, lieferte auch die Thatsache ein charakteristisches Beispiel, daß, als die auch in der Presse vielbesprochene Enquête über die Berliner Dienstbotenverhältnisse kürzlich veranstaltet wurde, eine Reihe von Damen aus

gebildeten Kreisen die Fragebogen zu Amüsemmentszwecken benutzten, sie mit allerlei unwahren Angaben ausfüllten und diesen Einfall höchst geistreich fanden. Diesen Kreisen sollte ein Privatissimum über Pflichten und Aufgaben einer modernen Hausfrau ihren Dienstboten gegenüber gehalten werden, vielleicht an einem der modischen Vortragsabende zu sechs Mark pro Person, damit sich das geeignete Publicum sicher einfände.

Die Frauenbewegung aber hat das nicht nöthig, sie hat sich von Anfang an der Dienstbotenfrage angenommen, als diese im Sommer letzten Jahres aus den Kreisen der Dienstboten heraus ausgeworfen wurde, sie hat den berechtigten Kern aus der großen Zahl der Forderungen, die gestellt wurden, herausgeschält und sich zu eigen gemacht. Schreiberin dieses hat im Herbst letzten Jahres im Berliner Frauenverein in Berlin und im Dresdner Rechtsschutzverein in Dresden einen Vortrag gehalten, der in seinen Forderungen so weit ging, daß, als er kürzlich als Broschüre im Druck erschien, der „Vorwärts“ ihn „eine der verständigsten Schriften über dieses nachgerade brennend gewordene Thema“ nannte. Und trotzdem, wie das socialdemokratische Lob zur Genüge beweist, meine Reformvorschläge genügend radicaler Natur sind — ich verlange Abschaffung der Gesinde-Ordnungen und der Dienstbücher und an Stelle der letzteren facultative Zeugnisse für die majorennen und obligatorische Arbeitsbücher für die minorennen Dienstboten, die Einbeziehung derselben in die obligatorische Kranken- und Unfallversicherung, sowie ihre Unterstellung unter die Reichs-Gewerbeordnung, Einführung einer geregelten Arbeitszeit mit einem Wochenminimum an Freiheit, Gewährung von gesunden und freundlichen Wohnräumen, Abschaffung der Trinkgelder und dafür angemessene Bezahlung von Ueberarbeit, Umwandlung der Bezeichnung Dienstbote in „Hausgehülfin“, obligatorische Fortbildungsschulen mit Haushaltungsunterricht und communale Arbeitsnachweise — trotzdem diese Reformvorschläge ziemlich weit gehen, sind sie von der allgemein als sehr gemäßig geltenden Vorsitzenden des Berliner Frauenvereins, Fräulein Helene Lange, sehr warm befürwortet worden, ist die Vorsitzende des Dresdner Rechtsschutzvereins, die gegenwärtig gleichzeitig Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine ist, über meine Forderungen noch hinaus gegangen. Frau Stritt erklärte nämlich, daß sie sich nicht allein meinen Forderungen voll und ganz anschließe, sondern, daß ein Wochenminimum an Freiheit ihr noch nicht genüge und sie ein Tagesminimum statt dessen wünsche.

Die am Londoner Internationalen Frauen-Congreß theilnehmenden Führerinnen der Frauenbewegung gingen noch ein Stückchen weiter: Clementine Black sagte unter Anderem Folgendes: „Die gegenwärtige Lage der Dienstboten giebt den Mädchen und Frauen derjenigen Classe, aus der sich die Dienstboten rekrutiren, Grund zur Unzufriedenheit, und in Folge dessen sinkt das Angebot. Es handelt sich hier nicht darum, ob dieses Vorurtheil berechtigt ist oder nicht, Thatsache ist, daß es vorhanden ist und bleibt. Wenn wir mit ihm aufräumen wollen, dann müssen wir die Lage verbessern, d. h. wir müssen die Arbeitsbedingungen des Dienstbotenstandes denjenigen anderer Berufe näher bringen. Dies kann nur dadurch geschehen, daß man den Dienstboten festgesetzte Freistunden und innerhalb dieser Gelegenheit zu geselligem Verkehr giebt, und ein für allemal den Gedanken aufgibt, daß die Details ihrer Führung, so weit sie außerhalb ihrer Berufspflicht liegen, von ihrem Arbeitgeber geregelt zu werden haben. Das einfachste Mittel, diesen Wechsel herbeizuführen, ist in vielen Fällen, und besonders für Leute mit beschränkten Mitteln, den Dienstboten außer dem Hause wohnen zu lassen, wie es das Fabrikmädchen, das Nähmädchen, die Lehrerin ebenfalls thut. Daß dieser Wechsel den Dienstboten conveniren würde, beweist der Umstand, daß es schon heute keine Schwierigkeiten verursacht, außer dem Hause wohnende Dienstboten zu finden.“

Mrs. William Stead steht auf demselben Standpunkt, und weist darauf hin, daß ein Versuch nach dieser Richtung von der vom „Women's Industrial Council“ in's Leben gerufenen Vereinigung von Reinemachenfrauen (Association of Trained Charwomen) gemacht und gelungen ist und daß die Sitte, Kostgeld an Stelle von Beköstigung zu geben, in London sich immer mehr einbürgere. Die Erfindung der Technik hat in der Arbeiterfrage Umwälzungen hervorgerufen, aber die Wirtschaftsangelegenheiten sind nicht reorganisiert worden, um mit der Zeit Schritt halten zu können. Arbeit und Studium drängen heute nach Specialisirung, um die besten Resultate zu erzielen. Diese Specialisirung muß auch im häuslichen Dienste viel mehr Platz greifen, ehe dieser Dienst für moderne Menschen der Gegenwart befriedigend gestaltet werden kann. Wir können nicht erwarten, daß das zwanzigste Jahrhundert mit einem System arbeitet, das dem Mittelalter (Dark Ages) angehört.

Mrs. Susan Young Gates aus den Vereinigten Staaten verlangt zur Lösung des Problems eine tüchtige fachliche, hauswirtschaftliche Erziehung, aber nicht allein des Dienstmädchens, sondern auch der Herrin, und als echte Demokratin fügt sie hinzu: „Für Amerika würden die Kurse für Herrin und Dienerin die gleichen sein, denn die Dienerin von heute ist die Herrin von morgen und die Berufsköchin ist sehr geschätzt von den Frauen und bekleidet nicht selten einen Lehrstuhl an einem College.“

Auf gleicher Grundlage befanden sich die Vorschläge der Damen Ward und Clapperton, die das System noch weiter ausbauten, indem die Erstere eine Reorganisation des Haushaltungsbetriebes herbeiführen wollte durch eine Unterscheidung von Dienstboten in solche, die im Hause und solche, die außerhalb des Hauses wohnen, und zwar sollten den Ersteren die persönlicheren Dienstleistungen und die Ueberwachung des Haushaltes anvertraut, den Zweiten die gröbere und unpersönlichere Arbeit zugewiesen werden. Mrs. Clapperton brachte die Frage der Cooperation wieder auf's Tapet und wollte vermittelt dieser eine Umwälzung im Haushaltungsbetriebe und eine Lösung der Dienstbotenfrage erzielen.

Sedenfalls beweisen all' diese Vorschläge von Frauenrechtlerinnen und die Zustimmung, die sie in Kreisen der Frauenrechtlerinnen gefunden haben, daß die Frauenbewegung längst in die Dienstbotenbewegung eingegriffen hat und daß sie nicht scheut, alle Konsequenzen aus ihr zu ziehen und die Versuche zu ihrer Lösung am eigenen Leibe zu erproben. Sie wird jedoch große Schwierigkeiten zu überwinden haben, ehe sie das große Publicum von der Nothwendigkeit der geplanten Reformen überzeugen wird und wird alle Energie einsetzen müssen, um befriedigende Resultate zu Tage zu fördern, denn so sehr das Publicum auch über den Mangel an Dienstboten klagt, so will es doch nicht einsehen, daß der Mangel an Arbeitsangebot bei einer so enormen Nachfrage mit Macht darauf hinweist, daß die Bedingungen, unter denen dieser Beruf ausgeübt wird, einer Aenderung bedürfen, daß nur eine solche, auch für die Arbeitgeber, bessere Zustände herbeiführen kann. Hier aufklärend zu wirken, ist eine der Aufgaben der Frauenbewegung — aber auch derjenigen, die sich irrtümlicher Weise an die Frauenbewegung gewandt.

Realgymnasium und Medicinstudium.

Von Realprogymnasial-Director E. Knappe (Ratibor).

Am 21. März d. J. hielt die schlesische Ärztekammer in Breslau eine Sitzung ab. In derselben brachte Professor Partsch zur Sprache, daß unter den Regierungen bereits Verhandlungen schweben, inwieweit die Befugnisse der Real-

gymnasien betreffend die Zulassung zum medicinischen Studium ausgedehnt werden sollen. Aus den Erklärungen des Ministers gehe hervor, daß bei uns Geneigtheit bestehe, einem solchen Drängen der Realgymnasien entgegenzukommen. Der ärztliche Stand habe aber doch die Pflicht, eine solche Frage nicht entscheiden zu lassen, ohne seine Ansicht dazu zu äußern. Redner beantragte eine Resolution, welche an den Unterrichtsminister, den Reichstag und den Ausschuß der Ärztekammer übermittelt werden soll, und folgenden Wortlaut hat: „Ohne in der grundsätzlichen Frage Stellung zu nehmen, ob die realgymnasiale Vorbildung zum medicinischen Studium zweckmäßig sei, erklärt die schlesische Ärztekammer, daß sie eine Erweiterung der Zulassungsberechtigungen der Realgymnasien nur dann gutheißen könne, wenn sie nicht allein auf das medicinische Studium beschränkt, sondern auf alle Facultäten ausgedehnt wird.“ Diefelbe wurde auch einstimmig angenommen. Man kann gerade nicht behaupten, daß sich diese Resolution durch Klarheit und Tiefe der Gedanken auszeichnet, sie ist, wie man ihrem ganzen Tenor anmerkt, durch verhaltenen Ingrimm veranlaßt worden. Die Ärzte erklären, daß sie gegen die Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zu allen Facultätsstudien nichts einwenden würden, daß sie aber die Zulassung derselben zum Studium der Medicin allein nicht wünschen. Warum denn? Haben sie sachliche Gründe? Wohl kaum. Denn die Frage, ob die Realgymnasial-Bildung für das Studium der Medicin zweckmäßig sei, ist längst bejaht worden. Koryphäen der Medicin, wie Ficq, Hüther, Billroth, Esmarck, Virchow, Dubois-Reymond und Andere, auch namhafte Schulmänner haben sich im günstigen, einige sogar in dem Sinne geäußert, daß realgymnasiale Vorbildung der gymnasialen für das Medicinstudium vorzuziehen sei. Und wenn endlich nach langem Bedenken auch die preussische Unterrichtsverwaltung, der man eine Ueberstürzung in Betreff des höheren Schulwesens nicht vorwerfen kann, sich der Sache freundlich gegenüberstellt und den Realgymnasien, nachdem sie sich seit vielen Jahren für das Studium der Mathematik, Naturwissenschaften und neueren Sprachen vollauf bewährt haben, auch das Medicinstudium verschaffen will, so kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß zwingende Gründe hierfür vorliegen, daß die Sache spruchreif ist. Wohlweislich vermeidet es denn auch die schlesische Ärztekammer, auf den Kernpunkt selbst einzugehen. Neue Gründe für einen ablehnenden Standpunkt würde sie nicht vorbringen können, und die alten sind längst widerlegt worden.

Wenn trotzdem die schlesische Ärztekammer es unternimmt, das Vorhaben der preussischen Regierung noch in letzter Stunde zu verhindern, so nimmt dieser Versuch sich um so eigentümlicher aus, als die Ärztekammer sich im Voraus sagen muß, daß er ein Schlag in's Wasser ist. Ganz auffällig aber ist die oberflächliche, fast nichtsagende Begründung, die mit dürren Worten ausspricht, daß, wenn die Realgymnasial-Bildung zum Studium der Theologie und Jurisprudenz genügt, sie auch für das Studium der Medicin geeignet ist. Dadurch begeben sich die Ärzte jedes eigenen Urtheils über die für das Medicinstudium zweckmäßigste Bildung; sie sind mit der Bildung zufrieden, die andere Facultäten für sich beanspruchen. Eine anscheinend recht bescheidene Forderung, hinter der aber nichts weiter als selbstgefälliger Standeshochmuth und engherziger Kastengeist, die nackte Eitelkeit steckt. Der Stand der Mediciner wird sicher dadurch, daß einige derselben auf dem Realgymnasium vorgebildet sind, ebenso wenig an Ansehen verlieren, wie derjenige der Gymnasialoberlehrer, der Baumeister, der Universitätsprofessoren, der Lehrer an technischen Hochschulen, der Officiere bisher eingebüßt hat. Auch in des Arztes Brust muß ja Idealismus wohnen, will anders er mehr sein als ein geldgieriger Gewerbetreibender. Daß aber Idealismus nur das humanistische Gymnasium erzieht, ist eine höchst thörichte Behauptung.

tung, denn die ideale Bildung hängt durchaus nicht (wie E. Stuger in dem Grenzboten vom 30. November 1899 richtig bemerkt) von einer bestimmten Schulgattung oder von einzelnen Lehrfächern ab. Darum wird derjenige Arzt am meisten Vertrauen und Achtung genießen, der seinen Beruf mit Hingebung und Geschicklichkeit ausübt. Denn der Patient fragt nicht, ob der Arzt, den er zu Rathe zieht, sich vor Jahren einmal, vielleicht ohne Erfolg, mit Griechisch abgemüht hat, sondern, ob er etwas Tüchtiges leistet.

Da sind doch die Juristen, die unter Führung des Oberbürgermeisters Adikes von Frankfurt a./M. für Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum juristischen Studium petitionirt haben, bei Weitem nicht so kleinlich; sie befürchten dadurch durchaus keine Minderung ihres Standesansehens, versprechen sich vielmehr eine günstige Wirkung auf dasselbe.

Ist den Realgymnasien erst das Medicinstudium freigegeben, so wird die Jurisprudenz nicht lange auf sich warten lassen, und es wird noch eine Zeit kommen, wo es eine Ehre sein wird, die heut noch teilweise verachtete Realgymnasial-Bildung zu besitzen. Denn Alles drängt dahin, daß alle neunclassigen Schulen die gleichen Berechtigungen zu wissenschaftlichen Studien und höheren Laufbahnen erhalten.

Die Universität mit ihren vier Facultäten ist längst nicht mehr das, was sie ursprünglich sein sollte und auch sein konnte, und sie wird es von Tag zu Tag um so weniger sein, nämlich eine universitas literarum, ein Institut, wie es Welker nennt, bestimmt zur freien, selbstständigen Ausbildung und Förderung der gesammten höheren Bildung und zur wissenschaftlichen Leitung der ganzen Cultur. Die technischen Hochschulen haben sich neben die Universitäten gestellt, sie bilden gewissermaßen die fünfte und sechste Facultät derselben. Die Universitäten sind bekanntlich durch Zusammenlegung der einzelnen Facultätschulen entstanden; die Theologie aber blieb für lange Zeit der Mittelpunkt aller Wissenschaften, erst später konnten Jurisprudenz und Medicin sich als selbstständige, wahre Wissenschaften erheben. Dementsprechend war alle Universitäts-Vorbildung für das theologische Studium zugeschnitten. Da die Wissenschaften im Mittelalter noch sehr unentwickelt waren, was namentlich in Bezug auf Medicin und Jurisprudenz der Fall war, so gab es vielfach Leute, die in allen Wissenschaften zu Hause waren. Wie wenig brauchte damals ein Jurist und ein Mediciner zu wissen, und was wird heute von ihnen verlangt? Wer den pythagoräischen Lehrsatz beweisen konnte, galt im Mittelalter als ein gelehrter Mann, heute beweist ihn jeder, der eine gute Volksschule besucht hat.

Aus alledem erhellt, wie gering damals nach heutigen Begriffen die Vorbildung für die Universität war. Wenn daher in früheren Zeiten eine gleiche Vorbildung für alle Facultäten gut und möglich war, so muß heutzutage bei dem gewaltigen Umfange, den jede Einzelwissenschaft angenommen hat, von einer Gleichheit der Vorbildung abgesehen werden. Die Vorbildung, die zur Zeit für das theologische Studium die beste ist, kann für andere Studien eine höchst mangelhafte sein. Uniformität ist der Tod jedes Fortschritts und Lebens, und darum kann Ungleichartigkeit der Vorbildung selbst für einen Zweig der Wissenschaft nur nützlich und förderlich sein. Gerade das medicinische Fach, das von allen das umfangreichste ist, dürfte voraussichtlich sowohl in Bezug auf Wissenschaft, wie auf praktische Anwendung durch die Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten nicht unbedeutend gewinnen. Daß aber durch die Realgymnasial-Abiturienten der ärztliche Stand an Ansehen abnehmen sollte, ist gänzlich ausgeschlossen, denn, so sagt ein gründlicher Kenner unserer höheren Schulen, der ehemalige Provinzial-Schulrath und vortragende Rath im preussischen Cultusministerium, Geheimer Rath Höpfer: „Die Realgymnasial-Abiturienten werden, wohin sie auch gestellt werden, niemals den zweiten Platz einnehmen.“

Inzwischen hat das preussische Staatsministerium sich bereits für die Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum Studium der Medicin ausgesprochen, und da die Regierungen der übrigen deutschen Staaten sich zweifellos anschließen werden, so ist die Freigabe der Medicin an die Realgymnasien durch den Bundesrath in der nächsten Zeit zu erwarten. In dieser Erwartung hat bereits der Kriegsminister v. Götler den Antrag gestellt, daß die Zöglinge des Cadettenhauses, in welchem nach dem Lehrplane der Realgymnasien unterrichtet wird, zum Studium der Medicin zugelassen werden.

Unbenutzte Naturkräfte.

Von Gustav H. Cast.

Wenn wir sehen, wie ein von der Electricität beeinflusster Platindraht allmählig glühend wird, wenn wir uns vorstellen, wie die ungeheure Kraft in einem Dampfkessel, oder in einer Dynamitmasse zur Wirksamkeit gelangt, so sind wir uns heute bewußt, daß es keine übernatürlichen Kräfte sind, die uns entgegentreten, sondern daß alle die zur Geltung kommenden Erscheinungen dem allumfassenden Gebiete der Physik und der Chemie angehören.

Welche sichtbaren und für uns unsichtbaren Erscheinungen treten auf, damit jener von der Electricität erregte Platindraht Strahlen ausendet? Man könnte glauben, wir ständen vor etwas Unerklärlichem. Wir müssen von dem Drahte als Ganzem auf seine Maffetheilchen, die Molecüle übergehen, und müssen uns vergegenwärtigen, daß die kleinsten Maffetheilchen nicht fest aneinander liegen, sondern daß sie durch Zwischenräume von einander getrennt sind, und daß diese, wie der ganze Raum von dem Aether erfüllt sind. Die Molecüle unseres Platindrathes sind schon in Bewegung, d. h. Schwingung, wenn auch noch kein elektrischer Strom, wie man gewöhnlich sagt, ihn durchfließt, denn der Draht besitzt eine Temperatur, was so viel sagt, als, wir kennen die Intensität der molecularen Schwingung. Schon von Foule ist diese Idee außer Zweifel gestellt. „Die Wärme,“ sagt Voce, „ist die sehr lebhafteste Bewegung der unwahrnehmbaren Theilchen eines Gegenstandes, welche in uns diejenige Empfindung hervorruft, wonach wir den Gegenstand heiß nennen; so daß das, was wir als Wärme empfinden, für den Gegenstand selbst nur Bewegung ist.“ Wenn der noch schwache elektrische Strom anfängt, durch den Draht zu gehen, so steigert er zunächst nur die bereits bestehenden Bewegungen, indem er die Schwingungen der kleinsten Maffetheilchen vergrößert, oder wie man gewöhnlich sagt, er erweitert die Amplitude ihrer Bahnen. Der Strom bewirkt dies jedoch, ohne daß die Schwingungszahlen oder Perioden der älteren Schwingungen, oder die Zeit, innerhalb welcher sie ausgeführt werden, sich verändern. Die Schwingungsintensität wird jedoch größer werden und hat diese einen gewissen Grad erreicht, so wird der Draht zu glühen beginnen. Das erste Licht, nachdem der Draht heiß wird, wird das tiefste Ultraroth sein, was der niedrigsten Schwingungsgeschwindigkeit für die Erscheinung der molecularen Bewegung, die wir als Licht bezeichnen, entspricht. Bei zunehmender Stärke des elektrischen Stromes, was so viel heißt wie: bei größer werden der Energie, welche die Maffetheilchen in höhere Schwingungsperioden bringt, wird das Licht sämmtliche Strahlen des Spectrums durchlaufen, bis der Draht in Folge der gleichzeitig starken Erhitzung schmelzen wird. Ist diese hier so kurz wie angängig geschilderte Lichtentstehung auch der Einfachheit wegen von der Electricität ausgehend geschildert, so konnten wir uns dieses deßhalb gestatten, weil es sich zunächst nur darum handelte, das Wort Licht zu erklären.

Der „strahlende Zustand“, wie wir mit Crookes das Leuchten einer Materie bezeichnen können, ist also der Ursache nach eine eigenartige Bewegung der kleinsten Masteilchen; der Wirkung nach die durch diese Schwingungen im Aether erregten Wellen in ihrer Wirkung auf unsere Netzhaut des Auges. Wie verhält sich es nun mit dem Leuchten des Leuchtstäfers? Wird auch Energie verbraucht, um den strahlenden Zustand hervorzurufen? Ohne jeden Zweifel, aber wir wissen noch mehr, nämlich, daß der Nuzeffect des Lichtes oder des Leuchtapparates beim Leuchtstäfer nach verschiedenen Angaben 90 bis 95 % ist — und wie verhält es sich mit unseren heutigen Lichterzeugern der Technik? 8 % ist der höchste Nuzeffect einer Beleuchtung, wie wir sie bis heute im Betriebe haben, die übrigen 92 % sind für uns verloren, sie verschwinden als Wärme, einerlei, ob wir das Licht aus Elektricität oder chemischer Kraft erhalten, 92 % gehen als Energie verloren. Das Licht ist für uns noch Problem, vielleicht gelingt es jetzt, nachdem man das Wesen der elementaren Naturkräfte kennt, ein nahezu vollkommenes Licht zu erhalten.

Es ist wenig Aussicht vorhanden, irgend einen sogenannten Brenner zu vervollkommen, nicht deswegen, weil sich der menschliche Erfindungsgeist durch Jahrhunderte mit diesem Problem beschäftigte, ohne einen größeren Schritt gethan zu haben, sondern weil in einem Brenner jene Schwingungen nicht hervorzubringen sind, welche ein vollkommenes Licht darstellen. Niedere Schwingungen stellen Wärme dar, und solche sind nur mit großer Energieaufwendung und als Leuchtkörper mit großem Materialaufwand zu erhalten. Es kann nur einen Weg geben und dieser ist heute völlig erkannt: man muß einen höheren Glühgrad zu erzielen streben. Ein höherer Glühgrad kommt schnelleren Schwingungen gleich, was mehr Lichtausgabe unter Aufwendung desselben Materials bedingt, und das bedeutet auch erhöhten Nuzeffect. Theoretisch könnte man auf diesem Wege ein nahezu absolutes Licht erhalten, in der Praxis jedoch ist hier sehr bald die Möglichkeitsgrenze gesteckt. Der Glühkörper, den wir als Träger des strahlenden Zustandes zu betrachten haben, wird, wie oben jener Platindraht, schnell schmelzen und schließlich vergasen. Es liegt nun sehr nahe, einfach Gase in's Glühen zu bringen, was, wie man schon länger weiß, an sich keine Schwierigkeiten besitzt.

„Die kinetische Theorie der Gase“ — sagt der bekannte Physiker Crookes — „lehrt uns, daß deren Moleküle sich in allen möglichen Richtungen mit großen, aber fortwährend wechselnden Geschwindigkeiten bewegen und fast unaufhörlich in gegenseitige Collisionen miteinander kommen. Die Entfernung, welche jedes Molekül zurücklegt, ohne an ein anderes zu stoßen, wird freie Bahn genannt. Die von der Gesamtzahl der Moleküle eines Gases unter jedem Druck und bei jeder Temperatur ohne Collision zurückgelegte Entfernung wird als ‚durchschnittliche freie Bahn‘ bezeichnet. Die Moleküle üben nach allen Richtungen hin einen Druck aus und werden bloß durch Gravitation von ihrer Zerstreuung im Raume abgehalten. Bei Gasen unter gewöhnlichem Druck ist die freie Bahn im Vergleiche zu den Dimensionen sehr klein, und die in diesem Zustande an ihnen beobachteten Erscheinungen sind die des gewöhnlichen gasförmigen Zustandes. Wird aber die Anzahl der Moleküle in demselben Raume vermindert, was so viel heißt, als, vermindert man die Dichte des Gases, so wird die freie Bahn der Moleküle unter elektrischen Impulsen derart lang, daß in einer bekannten Zeit die Zahl ihrer gegenseitigen Zusammenstöße, im Vergleich mit jener Zahl, wie oft sie diese verschlen, unberücksichtigt gelassen werden kann. Es wird demnach ein Molekül eine Bahn ohne Collision zurücklegen können. Es wird jedoch nicht deshalb eine gerade Bahn beschrieben, weil es auf kein Hinderniß trifft, sondern wohl nur deshalb, weil seine Bewegungsenergie groß genug ist, um es eine gerade Linie

beschreiben zu lassen. Unter diesen Umständen erreicht das Gas unter elektrischen Impulsen den ‚Ultragasförmigen Zustand‘. Ein unter elektrischen Impulsen leuchtendes Gas wird als Lichterzeuger einen sehr hohen Nuzeffect haben.

Um also jene großen Verluste an Energie bei der Lichterzeugung zu umgehen, um diese, man kann sagen, unbenutzten Naturkräfte nutzbar zu machen, ist uns zunächst nur der eine Weg geboten: Elektrische Wellen in Lichtwellen umzuwandeln. Es handelt sich also nur darum, eine Aenderung der Eigenschaften der Wellen hervorzubringen. Man kann elektrische Wellen von ein tausendmillionstel Secunde und somit Wellenlängen von 30 Centimeter hervorbringen. Die Welle eines Lichtstrahls ist im Mittel jedoch nur 0.00005 Centimeter, sie ist also 600.000 kleiner als jene elektrische Welle. Es handelt sich also nur darum, den Apparat zu ersinnen, mit dessen Einrichtung es möglich gemacht wird, diese Umwandlung zu erzielen.

Auf diesem Wege ließe sich, wie Tesla nachgewiesen hat, eine Flamme herstellen, in welcher kein Materialverbrauch stattfände; und was für eine sonderbare Flamme würde es sein. Jedenfalls wäre sie starr. Es würde nämlich bei dieser hohen Wechselzahl die Trägheit der kleinsten Masteilchen in's Spiel kommen. Nachdem die Lichterscheinung, oder die Flamme, ihre Starrheit in Folge der Trägheit der Theilchen erlangen würde, würde der Austausch derselben verhindert werden. Dieses Stadium würde deshalb eintreten, weil dadurch, daß die Anzahl der Impulse vermehrt wird, die potentielle Energie eines jeden derselben verringert wird, es könnte also nur eine atomische Vibration entstehen können. Der Nuzeffect einer gewöhnlichen Flamme könnte auf diesem Wege bis zu einem gewissen Grade erhöht werden. Aber die Erneuerung des Stoffes würde schwierig werden, was doch zuletzt zur Erhaltung der Flamme nothwendig ist, und schließlich würde sie erlöschen, vorausgesetzt, daß man darunter das Aussehen des chemischen Processes versteht.

Wird es einst, auf diesem Wege weiter arbeitend, möglich werden, die unbenutzte, oder besser gesagt, die bei der Lichterzeugung verloren gehende Energie nutzbar zu machen, so wird offenbar ein großer Schritt nach vorwärts gethan werden.

Aber die Technik hat noch ein solches Schmerzenskind, die Dampfmaschine. Professor Ostwald sagte einstmal in einem Vortrage: „Man vergegenwärtige sich, was für ein unvollkommenes Ding noch in unserer Zeit der hochstehenden Technik die wesentlichste Energiequelle ist, deren wir uns bedienen, nämlich die Dampfmaschine. Von der verbrennenden Kohle erhalten wir in Gestalt mechanischer Arbeit im allerbesten Falle nicht mehr als 10% (dieser Werth ist für heute allerdings nicht mehr ganz zutreffend, man baut heute Anlagen, die, von verständigem Personal bedient, 14—15% leisten können. Der Ref.) Wir wissen heute allerdings, daß es nicht möglich ist, alle Wärme in mechanische Energie umzusetzen, aber wir können annähernd den Bruchtheil berechnen, den wir aus einer gegebenen Wärmemenge von gegebener Temperatur erhalten können, wenn wir sie auf eine andere, gleichfalls bestimmte Temperatur absinken lassen und auch mit Rücksicht auf diesen Umstand finden wir noch immer, daß wir nur etwa ein Siebentel der unwandlungbaren Energie ausnützen. An der Dampfmaschine als technischen Apparat liegt dieses klägliche Resultat nicht, sondern es liegt vielmehr darin, daß von der hohen Temperatur des Brennmaterials, die wir niedrig auf 1000° schätzen können, nur der allerkleinste Theil ausgenutzt wird, nämlich der zwischen der Temperatur des Kessels und der des Condensators. Der ganze riesige Temperaturunterschied zwischen dem Heizraum und dem Kessel geht völlig verloren; eine Verbesserung der thermodynamischen Maschinen ist nur auf dem einen Wege möglich, daß man bei höheren Anfangstemperaturen arbeitet. Aber die thermodynamischen Maschinen sind nicht die einzigen, die es giebt,

und Temperaturen von 1000°, deren praktische Handhabung allerdings keine einfache ist, sind nicht unumgänglich. Das Maximum der Energie, die man aus irgend einer Umwandlung gewinnen kann, ist theoretisch ganz unabhängig von dem Wege, auf welchem die Umwandlung erfolgt. Können wir also die chemische Energie des Brennmaterials auf irgend eine andere Weise, bei der Wärme nicht in Frage kommt, in mechanische Arbeit verwandeln, so sind wir an die unbedeutend hohen Temperaturen nicht gebunden und können den ganzen Betrag gewinnen." Wäre also eine kalte chemische Verbrennung der Kohle möglich, d. h. würde man ein galvanisches Element konstruieren, welches aus Kohle und dem Sauerstoff der Luftbestände und vielleicht einem billig ersetzbaren Elektrolyten, so wäre das Problem der Wärmeausnutzung ebenfalls entgeltlich gelöst, sobald die gewonnene elektrische Energie nur in einem annehmbaren Verhältnis zur aufgewendeten Wärmemenge steht. Ein solches Element wäre genau einem Ofen, es würden Kohle und Sauerstoff zugeführt werden müssen und Kohlensäure würde als Wechselproduct entweichen. Diesem großen Problem ist bis heute jedenfalls Dr. Borchers am nächsten gekommen. Er selbst sagt: "Das Resultat ist auch mit meinem Elemente bis heute noch kein günstiges . . ., aber ein Nugeffect von 27% des Elementes läßt sich erwarten. Bei Benutzung eines Gases, unter dessen brennbaren Bestandtheilen außer Kohlenoxyd auch Wasserstoff und Kohlenwasserstoffe vorhanden sind, schein die Wirkung eine noch günstigere zu sein. Je nachdem man den mindest- oder höchstwertigen dieser Brennstoffe zu Grunde legt (nämlich der Berechnung des Nugeffectes der Vorrichtung), würde die Elektrizitätsausbeutung zwischen 38 und 26% der vorhandenen Energie liegen!" Das ist doch wenigstens eine Ermutigung.

Es ist sicher, daß wir heute vor den Stufen einer großartigen Erklümmung der höchsten Probleme der Wissenschaft stehen. Die vollkommene Erzeugung von Licht, die Nutzbarmachung der Wärme mit höherem Nugeffect, als bisher, wird auf den genannten Wegen jedenfalls gelingen. Auch dem Thermolemente wird mit der Zeit eine praktische Stelle in der Technik zugewiesen werden. (Siehe Nr. 4 der "Gegenwart"). Es sind gewaltige unbenuzte Naturkräfte, die uns zur Verfügung stehen, aber leider sind wir bis heute noch gezwungen, 95% derselben als Wärme unbenuzt zu verlieren.

Literatur und Kunst.

Die Geige als modernes Soloinstrument.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Merkwürdig, es giebt wirklich Menschen, zukunfts-musikalische, die sich mit der Geige auf Lebenszeit verbinden. Und es giebt wirklich Schriftsteller, zukunfts-literarische, die Bücher über die Geige schreiben, als gäbe es noch gar keine einschlägige Literatur. Das ist eben eines der ewigen Themen, wie etwa die Liebe. Der englische Reverend, Mr. Hawels, ist freilich kein moderner Literat. Dennoch entspricht sein Buch „Music and Morals“ (deutsch von Wothhard, redactionell bearbeitet von Alexander Moszkowski) den Bedürfnissen des Tages. Ein darin enthaltener Abschnitt „Instrumentales“ ist sogar von starker Unmittelbarkeit. Man spürt noch die Wärme des künstlerischen Erlebnisses und bekommt das Wort frisch vom Eindruck weg. Namentlich für die Besonderheiten der Instrumente findet Hawels die feinsten und tiefsten Worte. Seine Fähigkeit, in den Seelen der verschiedenen Instrumente zu lesen, ist so groß, daß er z. B. die Psychologie der Harfen und Claviere genauer kennt, als mancher Harfen- oder Clavier-

fabrikant. Und über Glocken hat er eine gründliche Studie geschrieben, die von einem Glockengießer sein könnte, der zugleich ein Schriftsteller ist. Am stärksten zieht es aber Hawels zur Geige. Der versteckte Sinn seiner superlativen Rede lautet eigentlich: Eine Geige ist mehr werth, als ein Mensch. Menschen sind ersetzlich, Geigen nicht. Die Geige ist überhaupt das Incommensurable. Sie ist göttlich in ihrer Vollkommenheit: ein vom Himmel gefallenes Mirakel; sie ist menschlich in ihrer Verstimmungsfähigkeit: ein Weib mit den Launen eines Weibes. Nach Hawels giebt es nervöse, ja sogar hysterische Geigen. Es müßte daher eigene Geigen-curorte geben und Therapeuten, die die Krankheiten der Geigen heilen.

Was übrigens Hawels am meisten entzückt, das ist die Geige an sich, das Instrument schlechtweg. In ihre Anbetung versunken, wird er hellichtig und tiefblickend, impulsiv und instinctiv, wird er, mit einem Wort, zum Künstler. Natürlich kennt er die Brescianer und Cremoneser Meisterwerkstätten gründlich. Am tiefsten ist er aber in das Leben und Wirken des Antonius Stradivarius eingedrungen. Das war nämlich der Größte von Allen. Der große Holzmannsch mit jenem wunderbaren Holzinstinct, welcher nachgerade völlig ausgestorben ist. Und nun schildert Hawels eine Stradivari-Geige mit beinahe dichterischem Schwung. Welche Zierlichkeit der Wölbungen und Einbiegungen! ruft er. Welche Glätte des Holzes, welche Symmetrie der f-Löcher! Und vollends der Firniß! Dieser weltberühmte Lack, der das Holz vor Feuchtigkeit und Fäulniß schützte. Er lag darauf, „wie eine Schicht durchsichtigen Achat“, man konnte in ihn hineinsehen, wie in den Schatten des von der Sonne beschienenen Wassers.“ Leider hat Meister Antonius sein Geheimniß nicht einmal seinen Schülern Bergonzi und Guarneri anvertraut. Wohl aus dem Grunde, weil er die „Mischung“ und auch das „System“ stets von Neuem schuf, immer aus der Stimmung des gegebenen Augenblicks heraus: in jenem wundersamen Zustand hellseherischer Blindheit, der eigentlich eine wohlige Trunkenheit des Geistes ist und den man Inspiration nennt.

Aber auch ohne Hawels, ganz objectiv gesehen, war Stradivarius der größte Geigenbauer aller Zeiten. Er war eigens geboren, die Geige auf die höchste Stufe zu heben. Dazu besaß er die starre Einseitigkeit des Genies, die ihn für jeden Lebensgenuß untauglich machte. Er war gepanzert gegen Liebe und Haß, ja gegen das unendliche Heer der menschlichen Leidenschaften überhaupt. Ein Uebermensch vor Goethe und Nietzsche, eine Uebernatur, die einem allmächtigen Triebe alle anderen opferte. Einer jener Tyrannen des Schönen, wie sie die Renaissance hervorbrachte und die Antike. „Ihm war die Welt nichts, als eine große Werkstatt,“ schreibt Hawels. Und die ganze Schöpfung bedeutet ihm nur ein großes Magazin für Geigenbestandtheile.

Alles in Allem ein gewaltiges Schauspiel. Eine höchste Vollkommenheit wird erreicht, die vor kaum mehr als hundert Jahren höchste Unvollkommenheit gewesen. Gasparo da Salò in Brescia legt die erste Hand an, Antonius Stradivarius in Cremona die letzte. Dazwischen liegen bloß hundert Jahre. Kindheit, Jugend, Reife: Schlag auf Schlag. Dann nichts mehr. Ein Häuflein Epigonen, das sich erfolglos müht das Zauberwort zu finden, das der Meister niemals ausgesprochen. Auch Goethe hat kein Recept hinterlassen, wie man einen „Faust“ schreibt.

Indessen dauert das Experimentiren fort. Jeden Tag erfindet Jemand eine unfehlbare Methode neue Geigen zu machen, die ganz alt klingen und läßt sie sogleich patentiren. Diese Copiesucht hat sogar berühmte Virtuosen ergriffen, unter ihnen Henry Schradieck, der mit Eifer den Geheimnissen der Cremoneser nachspürt. Und die Meisterschaft des berühmten Bériot im Imitiren von Maggini-Geigen ist ja bekannt. Als Muster benützte dieser seine eigenen kostbaren Maggini's, die

später in den Besitz des Prinzen von Chimay übergangen. Unter den experimentirenden Geigenbauern der Gegenwart ist der Wiener Carl Zsch einer der waghalsigsten. Er ist der Marschall Vorwärts, der immer nach rückwärts blickt. Zsch behauptet nämlich ernsthaft, das große Räthsel enträthelt zu haben. Amati und Stradivari seien entlarvt. Das sei ganz einfach gewesen, wie schließlich alle großen Dinge. Bisher habe man das Holz der Geigen zu entharzen gesucht, wodurch diese sozusagen anämisch wurden, denn Harz sei das Blut des Holzes. Jetzt führe er, Zsch, umgekehrt dem Holze Harz zu. Voilà. Seine Wiener Geigen klingen, wie die ältesten aus Cremona. Der Erfolg hat freilich gezeigt, daß die Virtuosen die guten und billigen Zsch'schen Geigen nur so lange benutzen, bis sie die Mittel haben, sich alte Italienerinnen zu kaufen.

Und nun fragen wir: Ist es überhaupt zweckmäßig alte Geigen nachzumachen? Es fällt doch Niemanden ein, ein Virginal oder Harpsichord zu copiren. Man wird uns darauf antworten: Virginal und Harpsichord sind todte Instrumente, die Geige aber ist lebendig; in ihrer Unwandelbarkeit, die den Jahrhunderten troht, bietet sie das Bild geheimnißvoller Lebenskraft: sie ist Vorfahr und Nachkomme zugleich. Darauf entgegnen wir: Gewiß ist die Geige lebendig: als edelstes und unentbehrlichstes Glied des Orchesters nämlich. Ihre concertirende Eignung geht aber hier vollständig unter; sie tritt chorisch auf, als Nummer unter Nummern. Niemand wird es einfallen im Orchester lauter kostbare italienische Geigen zu verwenden, außer vielleicht einem Crösus, der Wanderbild heißt, oder Astor, oder Gould. Das ließe auf einen mißglückten Versuch hinaus. Dieses Product geheimnißvoller langwieriger Zucht ist von den großen Meistern nur als Einzelinstrument gedacht worden. Da es aufhört, solistisch etwas zu bedeuten, lohnte es auch nicht Imitationsfabriken zu errichten, das ist, wirthschaftlich genommen, die reine Kraftvergeudung. Denn täuschen wir uns nicht: die Stunde der Geige als Soloinstrument schlägt deutlich. Sie wird immer mehr vom Clavier bezwungen, dessen gigantische Mechanik den Expansionsgelüsten der Componisten von heute vollkommen entspricht. Die Geige ist eine Bettlerin im Vergleiche zum modernsten Clavier, dessen Umfang und wachsende Tonfülle den Grund zu einer neuen Claviertechnik gelegt haben, deren Kern eine ausdrucksvolle Polyphonie ist. Dazu mehrten sich die Verbesserungen von Jahr zu Jahr, denn die Clavierbauerei hat sich die findigsten Köpfe erobert. Hier ist Zukunft, bis auf Weiteres. Die Parole von heute und morgen lautet: Tonfülle und Mehrstimmigkeit. Die Geige aber war von vornherein gedacht als instrumentale Menschenstimme gleichsam, als vox humana, die in ihr hölzernes Verhältniß geborgen, allen Mächten des Verfalls trotzte. Das mag ungefähr der dunkle Traum des alten Gasparo da Salò gewesen sein, der dann immer deutlicher Gestalt gewann. Wenn einer der großen Brescianer oder Cremoneser seinem Kunstwerk eine „Gebrauchsanweisung“ beigefügt hätte, würde er darin vor Allem die Polyphonie verboten haben, als Gezücht des Teufels. Polyphone Stücke auf der Geige machen noch heute den Eindruck von mehr oder minder mißglückten Versuchen. Selbst die berühmte „Chaconne“ von Bach nimmt sich aus, wie ein interessantes und — ebenfalls mißglücktes Experiment. Denn die Mechanik des Instrumentes gestattet es nicht einmal, mehrstimmige Accorde zu gleicher Zeit anzuschlagen. Wie ärmlich, ja höchst armselig nimmt sich das Arpeggiren auf der Geige aus! Und wer kann sich rühmen, eine vollkommen reine Reihe von Doppelgriffen gehört zu haben? Wir haben Paganini nicht gehört, aber seine Zeitgenossen rühmen die Sicherheit seines doppelgriffigen Spieles. Aber Paganini war ein Phänomen und entzieht sich daher dem gewöhnlichen Gradmesser. Wenn gegen einen Paganini, der Doppelgriffe rein spielt, eine Legion bedeutender Geiger zeugt, die sämmtlich Doppelgriffe unrein spielen, so

ist das ein Beweis für die spezifische Untauglichkeit des Instrumentes. Kein Componist von Bedeutung hat auf der Geige Doppelgriffe als besondere Schönheitsmittel angewendet. Einer der geschmackvollsten Componisten seines Instrumentes, Viertztemp, hat seine reizende Technik nur wenig mit Doppelgriffen beschwert. Sie bildeten nur das Gerüst für den zierlichen Passagenschmuck, der an geeigneter Stelle die Cantilene unterbrach.

Hier lohnt es sich, auf den Zeitpunkt zurückzublicken, da die Geige das Schooßkind der speculativen Köpfe sein konnte. Sie lag da, bereit, sich veredeln, verbessern und verschönern zu lassen. Welcher Schmaus für Genies! Und als sie dann ein vollkommenes Kunstwerk geworden, welche Tonfülle für damalige Ohren! Und abermals: Welche reizende Form, die die Geige zum unentbehrlichen Requisite der Maler werden ließ. Es entstand jene Unzahl geigender Mönche, Engel und Frauen, ganze Galerien über das Thema Geige. Es entstand auch die hochberühmte italienische Geigerschule, mit Corelli, „dem Orpheus der Geige“, an der Spitze. Er bildete Schüler, wie Geminiani, Locatelli und Somis. Und letzterer wurde wieder der Lehrer Pugnani's und dieser wieder der Lehrer Viotti's u. s. w. Die Compositionen dieser Meister zeigen sämmtlich das feinste Gefühl für das, was man den Geist des Instrumentes nennt. Sie schrieben nicht eine Note, die nicht geigenmäßig war. Und da sie zuweilen stärkere Wirkungen verlangten, als die tonarme Geige leisten konnte, erfanden sie sich die Concerti grossi, die gleich einen Chor von Geigen in Action setzten. Damals, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, also zu einer Zeit mit winzigem Klangbedürfniß dachte kein Componist daran, eine Geige allein mit einer Gruppe von Instrumenten kämpfen zu lassen. Man nahm zu diesem Zweck mindestens drei Geigen, die man dem Chor der übrigen Bogeninstrumente gegenüberstellte. Die Concerti grossi waren bald der tägliche Bissen Brod großer Componisten. Händel und Bach benutzten diese Form für ihre besten Gedanken, wie sie auch zu den vielen „Ciaconna's“, deren Vorbild Antonio Vitali's „Ciaconna“ gewesen, zahlreiche neue hinzufügten. Viel früher waren die berühmten Folies d'Espagne von Corelli Musterstücke ihrer Art. Corelli's Cantilenen zeigen ganz besonders den schönen runden Contour, jene italienische Schönheitslinie, die dann in Frankreich und Deutschland so getreu nachgeahmt wurde. Der größte deutsche Geiger und Geigencomponist, Louis Spohr, war ein directer Nachkomme der Italiener, und Viotti, der Schüler des Ultraitalieners Pugnani war der Gründer der französischen Geigerschule und Lehrer der Ultrafranzosen Kreuzer, Baillet und Rode.

In diese schöne Folgerichtigkeit fiel eines Tages Paganini. Wie ein Feuerstern schoß er nieder auf eine ahnungslose Welt, der seiner Unerhörtheit den Athem benahm. In dieser allgemeinen Uebertriebenheit thaten Spohr's gemäßigte Aussprüche doppelt wohl. Als Geigenpotentat war Spohr nämlich verpflichtet, seiner deutschen Mitwelt über Paganini etwas vorzurakeln. In seiner Selbstbiographie hat er diese Eindrücke sehr genau verzeichnet. Aus diesen gepflegten, höflichen Urtheilen weht es sehr kühl heraus. Kein Wunder übrigens, denn eine Welt lag zwischen Beiden. Spohr, dieser Traditionelle durch und durch, der Fortpflanzler von Ererbtem und Ueberkommenem, konnte Paganini, den Hohnsprecher aller Schulweisheit, diesen Erzsubjectiven und vor Allem Suggestiven, den ersten Zukunftsmusiker auf dem Instrumente der Vergangenheit, weder begreifen noch nach seinem Werthe schätzen. Eigentlich war ja Paganini ein Vielzufrühgeborener wie Goethe. Seine Nervenbeschaffenheit und seine ungeheure suggestive Kraft hätte zu anderen Zeiten ganz andere Dinge bewirkt. Aber selbst in einer Zeit der kühlen Abstraction und der erstarrten Lehrbegriffe hat Paganini aus seinen Nerven heraus gesiegt. Seine Triumphe waren lauter Nerventriumphe. Ein Paganini von heute würde übrigens gar nicht

Violine spielen, sondern etwas weit Moderneres thun, z. B. einem Barbey d'Aurevilly oder d'Annunzio Modell sitzen zu ein paar gespenstisch-schaurigen Romancapiteln, in denen es möglichst psychopathisch zugehe. Oder er würde Geigen bauen, die unseren modernen Klangdurst befriedigen könnten; er würde ein Tonsucher und Finder sein, ein genialer Teufel, den wir aber gar nicht als Teufel empfänden, sondern bloß als Genie.

Wir haben früher von Spohr gesprochen, als dem größten deutschen Geiger und Geigencomponisten seiner Zeit. In der That hat Spohr die Lebenszeit der Geige beträchtlich erweitert durch sein classisches Spiel und durch Zahl und Werth seiner Compositionen. Indem er unaufhörlich den vollen Strom seiner Erfindung auf die Geige niedersprudeln ließ, schuf er ein mächtiges Stück classischer Geigenliteratur. Seine Zeitgenossen Andreas Komberg und Maurer verschwand neben ihm; Franz Benda, Quanz und Stamitz vergaß man feinetwegen. So groß war sein Einfluß, daß sich an solidem Ruhm mit ihm nur Tartini messen kann, dessen Bogen drei Reiche beherrschte, dessen Beispiel in der ganzen Welt Nachahmer fand. Und nun müssen wir es erleben, daß Spohr's ungeheure und, wie es schien, unerschütterliche Popularität langsam versichert, während Paganini von Neuem aufzuglänzen beginnt. Ist das nicht symptomatisch? Gewiß. Es beweist, daß Spohr die natürliche Leistungsfähigkeit der Geige in jeder Richtung erschöpft hat und daher hier nichts weiter zu thun übrig blieb. Wäre dies möglich gewesen, so hätte unbedingt Joachim Spohr's Nachfolger werden müssen. Immerhin ist es ein unermeßlicher Glücksfall, daß so spät nach Paganini noch ein Joachim möglich wurde, ein Mann, der die Errungenschaften der italienischen, französischen und deutschen Meister Schulen in sich vereinigte, um mit deren Mithilfe eine neue Persönlichkeit von individuellstem Reiz zu formen. Joachim war die Natur, in die alle alte Geigenkultur einmünden konnte, wie in ein natürliches Bett. Mit Schätzen von Vergangenheit beladen, blieb er doch immer Gegenwart und Behorcher der Zukunft. Was er erhörte, hat er deutlich ausgesprochen durch die Richtung, die er seinen Schülern gab, und der er in späteren Jahren selbst folgte. Joachim hat sich aus der flachen und beengten Virtuosenphäre allmählig zurückgezogen auf das Gebiet guter Musik, die er allerdings in den letzten Jahrzehnten nur im Bereich der Kammermusik fand. Er wurde nicht nur Haupt von Quartetten, er wurde in erster Linie Quartettspieler, mit gelegentlichen Ausflügen in das solistische Gebiet. Das war nur natürlich, denn Joachim war von Hause aus ein zu guter Musiker, um den Verfall der Violinvirtuosität nicht zu bemerken. Deshalb führte er seine besten Schüler rasch und sicher der Kammermusik zu. Die besten Quartettspieler sind entweder Schüler Joachim's oder doch von seinem Geist, seinen Anschauungen beeinflusst. Hier ist Leben, bewies ihnen der Meister, denn hier ist eine lebendige Literatur.

So geht das Sologeigenpiel seinem Ende entgegen aus Mangel an einer neuen Literatur. Die Virtuosen beschuldigen die Componisten, die nichts für die Geige schreiben, denn Concerte von Bruch und Goldmark, ein paar Stücke von Saint-Saëns bilden zusammen noch keine Literatur. Sie Alle denken nicht aus der Seele der Geige heraus; sie schreiben Dinge, die oft der reine Verrath an der Geige sind. Wenn man sie beschuldigt legen sie alle Schuld auf die Geige selbst. Wie soll man für ein Instrument schreiben, heißt es, auf dem man nicht modern sein kann, ohne mißklingend zu werden? Die Geige setzt dem schaffenden Musiker von heute Schranken entgegen, die um so unübersteiglicher sind, als sie den Reiz und Vorzug des Instruments bilden. Die guten Töne der Geige wohnen so enge beisammen, in den mittleren Lagen, daß die Weitgriffigkeit, dieser vornehmste Erwerb der Modernen, von selbst ausgeschlossen ist. Das wußten die älteren Componisten sehr gut und unternahmen nichts gegen den Geist

des Instruments. Sie gingen weder zu hoch hinauf, noch zu tief hinunter: sie mieden sowohl die Schnarr- als auch die Quietschregion. Der Erste, der den Gegen Schlag führte, war der Decadent Paganini. Er ist auch der Vater aller Decadenten geworden, von Sivori, Ole Bull und — Scheller bis Cesar Thomson, Jan Kabelek u. A. m. Paganini's halbbrecherische Künste, die angeblich eine Bereicherung und Erweiterung bedeuteten, waren sämmtlich gegen die Geige gerichtet. Er war ihr Feind, der sie zu satanischen Leistungen zwang: zu Doppelgriffen, denen ihr zarter Bau nicht Stand hielt, zu Flageoletteuseleien, die einer ganzen Generation den Athem verschlugen, zu Passagen, die weit über die Leistungsfähigkeit der Applicatur hinausgingen, endlich zur sinnlosen Nachahmung der verschiedensten Instrumente. Dieser Luxus an Technik, die keinem Bedürfnis entsprang und zu keinem wirklichen Fortschritt führte, war das erste Zeichen jenes Niederganges, den die Welt jetzt mit ansieht. Ein edles Instrument geht seiner Selbstherrlichkeit verlustig, die es durch drei Jahrhunderte behauptet, um nur als Theil eines Ganzen weiter zu leben. Es ist beinahe wie eine Nachahmung moderner Staatenbildung. Der Kleinstaat geht unter in der Großmacht, das Einzelinstrument verliert sich im Orchester. Das beweist eine gesunde Rückkehr zum Natürlichen, zur Natur, die ja auch nicht Selbstzwecke kennt, Dinge, die sich selbst verherrlichen, sondern nur ein Unterordnen, ein Ineinandergreifen, dessen Frucht die Gesamtheit ist.

Ein letztes wuchtiges Wort in Dingen der Geige hat Brahms gesprochen. Er sprach es, indem er sein Violinconcert schrieb. Ein Wiener Kritiker (Ludwig Speidel) meinte, dieses Concert sei nicht für, sondern eigentlich gegen die Geige geschrieben. Das ist wohl die grimmigste Verurtheilung der Sologeige, die je geschrieben worden. Es war Brahms Zweck, mit seinen dornigen Schwierigkeiten die Spieler abzuschrecken, er wollte parodistisch darthun, wie sehr Zeitgeschmack und Geigenmäßigkeit einander zuwiderlaufen. Es ist gelungen. Brahms hat mit einem Hiebe den Stamm umgehauen, den schwächere Hände langsam Stück für Stück durchgesägt hätten.

Talleyrand als dramatischer Stoff.

Von Gottlieb Daum.

(Schluß.)

Der dritte Act: Napoleons rechte Hand. Der ehemalige Bischof absolvirte seine diplomatische Lehrzeit. Wie er schon damals seinem berühmten Ausspruch, daß die Sprache nur ein Mittel zum Verbergen seiner Gedanken sei, nachzuleben begann, beweist die folgende Anekdote. Der spanische Gesandte, Chevalier d'Azara, hatte durch Bestechung die Mitwissenschaft an einem vom Consul und seinen Ministern Talleyrand und Fouché streng geheim gehaltenen Project erlangt. Die Polizei bekam Wind davon, und Talleyrand's alter Freund Fouché mußte nichts Eiligeres zu thun, als dies dem ersten Consul mitzutheilen. Bonaparte ließ seinen Premier kommen und machte ihm Vorwürfe über den Verrath oder wenigstens die Indiscretion seiner Agenten. Talleyrand erholte sich schnell vom ersten Schrecken und meinte, nichts sei leichter, als Alles wieder in Ordnung zu bringen. Sogleich fuhr er zum spanischen Gesandten und sagte nach den üblichen Formalitäten, er habe ihm ein beide Cabinette interessirendes Project vertraulich mitzutheilen. Er vertraute ihm hierauf Alles an, was der Gesandte längst wußte, so daß dieser keinen Augenblick zweifelte, alle mit so ungewohnter Offenheit gemachten Mittheilungen seien ebenso falsch, wie die früher erkaufte gleichlautenden Documente. Er meldete also unverzüglich durch einen Courier nach Madrid, die Tags vorher

abgeschickten Depeschen seien als apokryph zu betrachten. Dieses diplomatische Kunststück pflegte Talleyrand später gerne zu erzählen und mit dem classischen Citat zu beschließen:

En me déguisant moins je les trompe mieux.

Es liegt auf der Hand, daß durch solche Talentproben Talleyrand dem ersten Consul werthvoll wurde. Leider debütirte Bonaparte als Selbstherrscher der Republik mit der Ermordung d'Enghien's. Talleyrand hat in dieser Tragödie, seinem vorsichtigen Charakter gemäß, wahrscheinlich keine active Rolle gespielt. Jedenfalls lehnte er den ihm von Freunden zugemutheten Rücktritt mit den Worten ab: „Wenn Bonaparte sich eines Verbrechens schuldig gemacht, so ist dies für mich kein Grund, mich einer Dummheit schuldig zu machen.“ Von Jena bis Tilsit war er im Gefolge des Kaisers und die Seele aller Unterhandlungen. Die Neuorganisation von Italien und Deutschland ist sein Werk. Wenn Napoleon einen fremden Diplomaten ausholen wollte, ließ er den mit allen Feinheiten der Sprache und des Instincts bewanderten Minister rufen. Ihm vertraute er seine geheimsten Gedanken und Pläne an, und wenn er auch Talleyrand's Charakter mißachtete, so bewunderte er bis zum Tode seine außerordentlichen Fähigkeiten. — Die schwache Seite des großen Diplomaten war seine Geldgier. Seine hohe Stellung betrachtete er als eine Goldmine. Er war der Bestechung zugänglich. Seine Gefälligkeit wollte er nicht nach der Tradition in Tabaksdosen und Brillanten belohnt haben, sondern in klingender Münze. Graf Senfft versichert freilich, Talleyrand sei selbst durch die größten Summen nicht zu bewegen gewesen, seinem Herrn schädliche Interessen zu begünstigen; er habe stets zum Frieden gerathen und aus diesem Grunde den Polen seine Unterstützung verweigert, obwohl ihm die Schlachzigen vier Millionen Gulden boten. Dagegen wurden die kleinen deutschen Fürsten, deren Schicksal in seine Hand gegeben war, furchtbar geschöpft. Für die Unterhandlungen von 1806, die den Frieden von Posen herbeiführten, erhielt er eine Million Francs, und er selbst schätzte später die von großen und kleinen Mächten erhaltenen „Douceurs“ auf sechzig Millionen. Napoleon wußte dies Alles und ließ es geschehen. In Mainz fragte er den König von Württemberg: „Combien Talleyrand vous a-t-il coûté?“ Vielleicht war ihm diese Habgier gerade erwünscht, um den sonst zuverlässigen Diplomaten an sich zu fesseln. Ueberdies verlieh er ihm den Titel eines Fürsten von Benevent, den Talleyrand mit auffallender Gleichgiltigkeit empfing. „Nennen Sie mich nicht Hoheit“, sagte er zu Gagern, „sondern einfach Monsieur Talleyrand; vielleicht bin ich mehr als eine Hoheit, vielleicht weniger.“ Angeblich aus Gesundheitsrücksichten, aber wie Napoleon auf St. Helena versicherte, wegen scandälöser Bestechungen, trat Talleyrand nach dem Tilsiter Frieden mit dem Titel eines Vice-Großwahlherrn von seinem Posten zurück. „C'est un vice de plus“, sagte sein gleichzeitig entlassener Antagonist Fouché, „dans le nombre cela ne paraitra pas“. Gleichwohl verblieb er im kaiserlichen Rath und stimmte, obschon er für die Vertreibung der Bourbons war, doch gegen den spanischen Feldzug, gegen die Beraubung des Papstes und gegen die Verbindung mit dem Hause Oesterreich. „Meint man denn“, pflegte er malitiös zu sagen, „das Haus Habsburg fühle sich durch eine Heirath mit dem Hause Bonaparte geehrt? Gebt ihm lieber seine Provinzen wieder“. So kam es, daß er zuletzt in Ungnade fiel und sogar die Großkammerherrenwürde wieder aufgeben mußte. Sein socialer und sogar politischer Einfluß blieb aber nach wie vor bedeutend. Sein Salon wurde bald zu einer Art Hof, der dem kaiserlichen Concurrnz machte. Zwar hörte er nicht auf, Napoleon und den beiden Kaiserinnen die Cour zu schneiden, doch Napoleon begegnete ihm und seinen Anhängern nur mit dem größten Mißtrauen und Aerger. Vielleicht entsprang dies der richtigen Erkenntniß, daß allen seinen Thaten von nun an das Bleigewicht

diplomatischer Vernunft fehlte. „Napoleon“, pflegte Talleyrand zu sagen, „war verloren vom Tag an, wo er eine Viertelstunde früher thun konnte, was ich bewirkte, daß er es eine Viertelstunde später ausführte“.

Vierter Act: Der Königsmacher. Trotzig stürzte sich Napoleon in den russischen Feldzug und berief seinen Diplomaten erst, als der Untergang begann. Er bot ihm das Portefeuille wieder an, aber nur unter der Bedingung, daß er Rang und Gehalt des Vice-Großwahlherrn aufgabe. Talleyrand erkannte augenblicklich, daß Napoleon ihn wieder abhängig machen wollte und antwortete stolz: „Hat der Kaiser Vertrauen zu mir, so soll er mich nicht degradiren; vertraut er mir aber nicht, so soll er mich nicht anstellen.“ Es kam zu heftigen Scenen. Nach der Schlacht bei Leipzig versammelte Napoleon seinen Stab und klagte Alle des Verraths an. Dann ging er auf Talleyrand zu und apostrophirte ihn folgendermaßen: „Und Sie . . . weßhalb kommen Sie her? Mir Ihren Undank zu zeigen? Sie stellen sich, als ob Sie zur Opposition gehörten! Sie glauben wohl, wenn ich nicht mehr wäre, würden Sie das Haupt einer Regentschaft? Seien Sie versichert, wenn ich gefährlich erkrankte, so würden Sie vor mir sterben!“ Talleyrand erwiderte mit der Grazie und Ruhe eines Höflings, der eine neue Gunstbezeugung erhält: „Sire, ich bedarf keines solchen Grundes, um von Herzen zu wünschen, Majestät möge noch recht lange am Leben bleiben!“ Napoleon stuzte einen Augenblick, fuhr aber dann fort, zehn Minuten lang mit den ärgsten Beleidigungen gegen ihn zu wüthen. Er beschuldigte ihn des Verraths, des Meineids, legte ihm den spanischen Feldzug zur Last, machte ihn für alles Unglück in Rußland verantwortlich und nannte ihn den Mörder Enghien's. Unterdessen stand Talleyrand neben dem Camin und schützte sich mit seinem Hute gegen die Hitze des Feuers. Er rührte kein Glied, verzog keine Miene. Wer ihn sah, hätte nicht im Geringsten vermutet, daß der Kaiser mit ihm sprach. Sein ewig gleiches Gesicht war so theilnahmslos, daß nichts darauf zu lesen war; ganz wie Murat von ihm zu sagen liebte: „Man kann ihm hinten einen Fußtritt geben, ohne daß es sein Gesicht vorne verrathen würde.“ Als endlich Napoleon hinausging und mit Heftigkeit die Thüre zuschlug, da ergriff der Fürst ganz ruhig den Arm eines Collegen und hinkte die Treppe hinab. Er wußte auch hinter seinem Schweigen besser als irgend Jemand seine Gedanken zu verbergen. — Durch solche Auftritte wären selbst charakterfestere Freunde abgestoßen worden. Talleyrand sah den „Anfang vom Ende“ voraus und fühlte nicht den Beruf, sich unter Ruinen mit begraben zu lassen. Sein häufiges Drängen, um jeden Preis mit den Allirten Frieden zu schließen, war von Napoleon mit Hohn erwidert worden. Jeder Verzug mußte die Bedingungen erschweren und die Opfer vergrößern. Talleyrand kehrte also nach Paris zurück, um gelegentlich mit den Allirten zu unterhandeln. Er fandte Vitrolles in's Lager der Verbündeten, um ihnen mitzutheilen, sie würden in Paris, falls sie nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg führten, gute Freunde finden. Der Verrath nahm seinen Anfang.

In Paris commandirte Joseph im Namen seines Brubers; bereits waren der Erzkanzler, die Minister und viele Regierungsmitglieder auf Napoleons Befehl nach Blois gezogen. Die Kaiserin ließ durch die Herzogin von Montebello Talleyrand fragen, um wieviel Uhr er ebenfalls dahin abzureisen gedenke. „Du lieber Gott“, antwortete der Fuchs, „das weiß ich noch nicht; die Wege sind überfüllt, aber ich werde nachfolgen.“ Dann begleitete er die Herzogin bis zur Treppe, drückte ihre beiden Hände und sagte gerührt: „Meine gute Herzogin, seien Sie überzeugt, daß das kaiserliche Paar das Opfer einer abscheulichen Intrigue ist!“ Hierauf ging er in seine Gemächer zurück, um sich zu überzeugen, daß nichts zum Empfange des Kaisers Alexander fehlte. Eine Stunde später fuhr er in seinem Staatswagen mit Glorienzug zur Barrière de l'Étoile.

„Ihre Pässe“, rief die Wache. — „Es ist der Vice-Großwahlherr!“ gaben die Laternen zurück. — „Passirt!“ — „Nein“, sagte der Prinz, „ich habe keinen Paß und will das Gesetz nicht übertreten.“ Er kehrte in sein Hotel zurück — als der wichtigste Repräsentant von Frankreich.

Bis zur Ankunft des Kaisers von Rußland und wohl auch noch später war seine Wohnung der Sammelpunkt von catilinischen Existenzen, darunter der berühmte Marquis Maubreuil, der beim Einzug der Allirten das Kreuz der Ehrenlegion an den Schweif seines Pferdes gebunden und um die Statue Napoleons einen Strick gezogen hatte. In dieser unheimlichen Gesellschaft konnte man wahre Mörder-Dialoge hören. „Wieviel wollen Sie für den Streich?“ — „Zehn Millionen.“ — „Eine Kleinigkeit, wenn es Frankreich von einer solchen Geißel zu befreien gilt!“ Der Polizeipräsident Angles mußte Maubreuil eine zweideutige Vollmacht ausstellen und eilte gleich darauf zu Talleyrand, ob er sie denn wirklich befohlen habe. Der Mephisto antwortete mit seiner gleichgiltigsten Miene: „Mein Secretär ist nicht da, um uns Aufschluß zu geben. Wollen Sie Maubreuil arrestiren lassen, so thun Sie es meinetwegen.“ Es war zu spät. Maubreuil war schon auf dem Wege nach Fontainebleau. Aber nicht Napoleon wurde sein Opfer, sondern die Königin von Westfalen, die eben durch den Wald in's Exil fuhr. Der edle Marquis bemächtigte sich ihres Gepäcks, ihrer Diamanten und einiger Geldsäcke mit 84,000 Francs.

Am 31. März 1814 hallte das Hotel Saint Florentin von den Schritten bewaffneter Männer wider; die Schleppläden rasselten über das Pflaster des Hofes, und Kaiser Alexander von Rußland mit seinen Kosaken und der König von Preußen mit seinen Husaren zogen in die Ehrenhalle ein. Bald eilten auch Metternich, Mettelkrode, Pozzo di Borgo, Fürst Schwarzenberg und die anderen Geschäftsträger der siegreichen Potentaten herbei zum Rendez-vous im Hause eines Mannes, der doch nur noch ein Exminister war. In jenem Tage stand dieser später als gewöhnlich auf, schminkte sein Gesicht rosa und ließ sich die langen Locken sorgfältiger pudern. Dann begab er sich zu den harrenden Königen und Ministern. „Mein Herr,“ redete ihn der Kaiser von Rußland an, „wir sind nach Paris gekommen, um Frankreich und Europa den Frieden zu geben. Wir wissen aber nicht, mit wem wir unterhandeln sollen, und verlassen uns auf Sie. In der einen Hand haben Sie die Napoleoniden, in der anderen die Bourbonen: wir nehmen, was Sie uns geben!“ Der Angesprochene strahlte zum erstenmal in seinem Leben vor Glück. Er fühlte, daß er in diesem Augenblick den Höhepunkt seiner Laufbahn erreicht hatte. Die Sieger beugten sich vor dem Geiste des Herrn von Talleyrand.

Unterdessen fiel die Division des Marschalls Marmont von Napoleon ab. Am 8. April veröffentlichte der Senat die von Talleyrand entworfene Constitution, wodurch eine Monarchie unter Ludwig XVIII. geschaffen wurde. Am 11. April wurde der Vertrag unterzeichnet, der Marie Luise und ihrem Sohne das Fürstenthum Parma und Napoleon — das Inselchen Elba zuwies. Dann hielt der Graf von Artois als „General-Lieutenant des Königreichs“ seinen Einzug in der Hauptstadt. Er war dabei so gerührt, daß er kein Wort über die Lippen bringen konnte. Talleyrand kam ihm zur Hülfe, indem er für den „Moniteur“ den berühmten Spruch ersann: „Endlich sehe ich mein Frankreich wieder, und nichts hat sich geändert; es giebt bloß einen Franzosen mehr.“

Trotzdem Louis XVIII. den Königsmacher zu seinem Minister des Auswärtigen ernannte, war er doch mißtrauisch und eifersüchtig auf ihn. Zwischen Beiden, die, jeder in seiner Art, vollendete Komödianten waren, spielten sich einige Conversationscenen ab, in denen der durchaus geistreiche Monarch fast immer respectvoll aber entschieden den kürzeren zog. „Ich bewundere,“ sagte einmal der König zu ihm, „ich bewundere Ihren Einfluß auf all' die letzten Ereignisse in

Frankreich. Wie haben Sie es nur angefangen, um erst das Directorium und später die gewaltige Macht Bonapartes zu stürzen?“ — „Mein Gott, Sire,“ antwortete der Minister, „ich habe wahrhaftig nichts dafür gethan; es muß etwas Unerklärliches in mir stecken, das alle Regierungen in's Unglück bringt, die mich hintansetzen.“ Mit dieser Ermahnung nahm Talleyrand vom Hofe Abschied und reiste nach Wien, wo der Congreß Mitte September eröffnet wurde.

Es ist bekannt, daß Talleyrand sich dort auf der Höhe seiner Kunst zeigte. Schon war es ihm gelungen, Frankreichs Einfluß auf die Unterhandlungen zu sichern und die heilige Allianz zu sprengen, als die Nachricht von Napoleons Rückkehr eintraf. Jetzt stob die ganze erlauchte Versammlung auseinander; sein mühsam durch List aufgebautes Gebäude brach zusammen, und von Allem blieb ihm nicht einmal sein geflügeltes Wort: „Le congrès ne marche pas, il danse,“ welches er an den Fürsten le Ligne abtreten mußte. Während Ludwig XVIII. vor dem heranziehenden „Briganten“ nach Gent floh, begab sich sein Minister nach Karlsbad, denn nach einem Congreß sei es eines Diplomaten erste Pflicht, seine Leber zu pflegen. Ob er dort nur seiner Gesundheit lebte, steht dahin; ebenso die Wahrheit dessen, was Napoleon später auf Sanct Helena dem Doctor O'Meara mittheilte, wonach ihn Talleyrand damals brieflich um Verzeihung gebeten habe. Es ist wohl möglich, daß der Diplomat an den Wiederaufgang des napoleonischen Sternes glauben mochte. Wer weiß, ob der „Tiger“ klug handelte, indem er den „Fuchs“ — wie man Napoleon und Talleyrand nicht unzutreffend genannt hat — abwies; sonst hätte vielleicht der Kaiser nicht sein ganzes Geschick auf einen Wurf, eine große Schlacht gesetzt und nicht nöthig gehabt, zum zweitenmal in die Verbannung zu gehen mit den Worten: „Hätte ich Talleyrand und Fouché hängen lassen, so säße ich noch heute auf dem Thron.“

Wohl möglich, daß Ludwig XVIII. von diesem Verrath erfuhr, denn damals wurde am Hofe zu Gent Talleyrand's Ungnade beschloffen. Der seine Staatsmann witterte dies und reiste — vielleicht durch Napoleons Abweisung bestimmt — nach Gent, um endlich über den Wiener Congreß Vortrag zu halten und um die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Cur zu bitten. Diese wurde ihm beinahe aufgebrängt; aber kaum auf der Rückreise begriffen, erhielt er den Auftrag, mit dem König in Cambrai zusammen zu treffen. Der kluge Louis mochte eingesehen haben, daß es ohne den Königsmacher einmal nicht gehe. Es verlautete auch, Wellington, der auf dem Wiener Congreß ein Bewunderer Talleyrand's geworden, habe dem von den Allirten jeder zu Gnaden angenommenen Exkönig gerathen, seinen vertrauenswürdigsten Minister abermals an die Spitze des Cabinetts zu stellen. Für die vorübergehende Ungnade rächte sich aber Talleyrand dadurch, daß er in seinem Proclamationsentwurf des Königs Eingeständniß begangener Fehler aufnahm. Dies führte zu einer, von dem Secretär Beugnot überlieferten dramatischen Scene. Der Conseil hatte sich versammelt. Als die Lectüre des Entwurfs zu Ende, bat der König, ohne innere Bewegung zu verrathen, den Secretär, er möge Talleyrand's Schrift noch einmal vorlesen. Als es geschah, beklagte sich der Herzog von Artois, der nachmalige Karl X., daß man seinen königlichen Bruder darin um Verzeihung bitten lasse. Talleyrand erwiderte: „Monsieur werden vergeben, wenn ich anderer Ansicht bin. Ich halte diese Ausdrücke für nöthig und gut angebracht. Der König hat Fehler begangen, seine Umgebung hat ihn irre geleitet; darin ist nichts zu viel gesagt.“ — „Soll ich damit gemeint sein?“ fragte der Herzog von Artois. „Nun, da doch Monsieur die Rede darauf bringen: ja, Monsieur hat viel verschuldet.“ — „Der Fürst Talleyrand vergift sich!“ — „Ich fürchte es, aber die Wahrheit reißt mich fort.“ — „Wahrlich,“ rief jetzt der Herzog von Berry mit mühsam verhaltenem Zorn, „bloß in des Königs Anwesenheit dulde ich, daß Jemand vor mir meinen Vater so behandle, und

ich möchte wissen . . ." Bei diesen noch lauter geschrieenen Worten winkte der König dem Herzog und sagte ruhig: „Gegenug, mein Neffe, mir steht über das, was in meiner Gegenwart und in meinem Conseil gesagt wird, das alleinige Urtheil zu. Meine Herren, ich kann weder die Ausdrücke noch die Kritik der Proclamation guthießen. Der Redacteur soll die Arbeit nochmals vornehmen und dabei die Schicklichkeit nicht vergessen, die man in hohem Grade zu wahren hat, wenn man in meinem Namen spricht.“ Der Herzog von Berry deutete auf den Secretär: „Aber von diesem rühren die Ungezogenheiten nicht her!“ Der König erwiderte noch ruhiger: „Lieber Neffe, lassen Sie gefälligst Ihre Unterbrechungen. Meine Herren, ich wiederhole, daß ich diese Erörterung mit großem Bedauern vernommen habe. Gehen wir zu einem anderen Gegenstand über.“ Die Proclamation wurde mit einigen unwesentlichen Aenderungen angenommen.

Fünfter Act: Apotheose und Höllenfahrt. Am 6. Juli 1815 hielten die Miiirten ihren zweiten Einzug durch die Barrière de l'Étoile. Man bemerkte in der Wagencolonne mitten unter erbeuteten Fourgons mit der Ueberschrift: „Garde Impériale“ eine den Preußen gehörige Kutsche, in welcher eine Person sich zurücklehnte, die sich den Blicken der neugierigen Menge möglichst zu entziehen suchte. Es war Talleyrand; mit ihm hielt die zweite Restauration ihren Einzug. Sogleich schickte er sich an, sein Ministerium zu bilden, in das er auf Wellington's Empfehlung auch seinen Feind, den fähigen, aber intriganten Fouché, aufnehmen mußte. Aber mit den reactionären Emigranten, die nach Talleyrand's berühmten Ausdruck als Etrangers de l'intérieur „nichts gelernt und nichts vergessen“, ließ sich schwer regieren, obwohl „die Gänse das Capitol auch gerettet hätten.“ Ueberdies stellten die Miiirten und namentlich Kaiser Alexander, der Talleyrand sein Verhalten beim neuerlichen Congreß nie verzieh und ihm seinen persönlichen Widerwillen unumwunden zu erkennen gab, so harte Friedensbedingungen, daß der Premier seine Stelle gerne dem Vertrauensmanne Rußlands, Richelieu, abtrat. „Der paßt ja vorzüglich zum Minister von Frankreich,“ sagte er malitiös, „denn er kennt am besten — die Krim.“ Ludwig XVIII. belohnte seine Entsagung mit einer Jahrespension von hunderttausend Francs und der hohen, dem Fürstenhaufe von Bouillon fast erbrechtlich zukommenden Stelle eines Großkammerherrn. Beim Abschiede äußerte der König: „Die Umstände erfordern Ihre Demission, aber ich danke Ihnen für den Eifer. Sie sind über allen Tadel erhaben und können ruhig in Paris bleiben.“ — „Sire,“ erwiderte Talleyrand, „ich hatte das Glück, dem König allzu gewichtige Dienste zu leisten, um annehmen zu können, daß sie vergessen sind. Ich sehe nicht ein, was mich nöthigen könnte, Paris zu verlassen. Ich werde also bleiben und glücklich sein, wenn die Rathgeber des Königs die Dynastie und Frankreich nicht in Gefahr bringen.“

Von 1815 bis 1830, also bis zur Entthronung Karls X., blieb Talleyrand bloßer Zuschauer beim Proceß der constitutionellen Erziehung der Nation. Ab und zu besuchte er zwar noch die Pairskammer, wurde auch manchmal zu Rathe gezogen; so z. B. als man in den König drang, dem Herzog von Artois einen Platz in der Regierung zu geben. Der König sträubte sich — „ce serait abdiquer“ — und wurde von Talleyrand unterstützt, was diesem Vorwürfe von Seiten des Herzogs zuzog. Der kluge Höfling erwiderte aber: „Eines Tages wird mir Eure Majestät für dasselbe danken, was jetzt Eurer königlichen Hoheit mißfällt.“

Mittlerweile war er vom König von Neapel mit einer reichen Dotation für das Herzogthum Benevent entschädigt und zum Herzog von Dio ernannt worden. Man sah ihn bei allen großen Hoffesten, wo er als Kammerherr unbeweglich hinter dem Stuhle des Königs saß und den kalten Blicken seines Herrn und dem höhnischen Stolze seiner Feinde die berühmte Reglosigkeit seines Gesichts entgegenhielt. „Nie war ein Antlitz weniger Barometer,“ pflegte Lady Morgan zu

sagen. Bei Anlaß des von Chateaubriand befürworteten spanischen Feldzuges hielt er noch eine große Rede, worin er denselben Ausgang wie 1789 prophezeite. Die Erbitterung des Hofes gegen den alten Diplomaten wuchs. Man sprach schon von seiner Verbannung, als ob man einen Bair von Frankreich ohne Urtheil ausweisen könnte, und der König fragte ihn pikirt: „Wann werden Sie denn auf's Land gehen?“

„Das beabsichtige ich gar nicht,“ antwortete Talleyrand, „es sei denn, daß Eure Majestät nach Fontainebleau gehen, wo ich die Ehre beanspruchen würde, die Obliegenheiten meiner Großkammerherrenwürde zu erfüllen.“

„Nein, nein, dies wollte ich nicht jagen. Ich frage Sie, ob Sie nach Ihrer Besitzung Balençay abreisen werden?“

„Nein, Sire.“

„So! . . . Aber sagen Sie mir doch, wie weit ist es denn von Paris nach Balençay?“

„Sire, es sind . . .“ erwiderte Talleyrand höflich, „es sind — vierzehn Stunden weiter als von Paris nach Gent.“

Als dann die spanische Expedition gleichwohl gut verlief, versöhnte sich der Hof wieder leidlich mit ihm. Ja, der König nahm ihn sogar ritterlich in Schutz, als er das Ziel verschiedener Angriffe wurde. Als der Herzog von Fitz-James ihn beschuldigte, Revolution und Restauration ausgebeutet zu haben, da bemerkte er bloß zu seinem Nachbarn: „Der Herzog hat Talent, und mit Ausnahme einiger etwas grober Kleinigkeiten ist seine Rede sogar sehr gut.“ Auf die Beschuldigungen des Herzogs von Rovigo, kein Anderer als Talleyrand sei an Enghien's Hinrichtung schuld, forderte er mit würdigem Stolze die Pairskammer auf, eine Untersuchung einzuleiten und schrieb an den König eine zwölfseitige Rechtfertigung, die mit den Worten anhub: „Sire, je n'apprendrai rien à Votre Majesté!“ In der That wurde man gar nicht klug daraus. Einmal erzählte ihm ein Freund, die Herzogin de Genlis habe ihn schlecht gemacht. „Das schadet nichts,“ tröstete ihn Talleyrand, „von zwei Menschenforten darf man beschimpft werden, ohne sich beleidigt zu fühlen, von Frauen und Bischöfen.“ Gleichwohl dachte Talleyrand, man brauche sich keine Ohrfeigen gefallen zu lassen, wenn man zugleich Edelmann und Bischof sei. Als nämlich der elende Marquis de Maubreuil, der einst Napoleon in Fontainebleau ermorden wollte, ihm Angefichts des ganzen Hofes während der Todtenmesse für Ludwig XVI. eine solche Maulschelle gab, daß der lahme Greis zu Boden stürzte, da sagte Talleyrand zum Könige mit dem Stolz eines Edelmannes, der eine Brutalität, aber keine Beleidigung erträgt: „Sire, es war keine Ohrfeige, es war ein Faustschlag!“

Verstimmt über den Mißerfolg seiner Rede für die Preßfreiheit, zog er sich vom öffentlichen Leben immer mehr zurück. Er lebte von nun an meist außerhalb der Hauptstadt, die größte Zeit auf seiner Besitzung Balençay. Wenn er aber nach Paris kam, lebte er auf sehr hohem Fuße, obschon sein Vermögen durch das Falliment eines Banquiers stark gelitten hatte. Umgeben von Männern der Vergangenheit und der Zukunft, saß er bis tief in die Nacht zunächst seinem Fenster. War er allein, so begrub er sich in einen Berg von Zeitungen und las mit dem größten Vergnügen, wie unter Karl X. ein Ministerium nach dem anderen stürzte. Auch wiederholte er nach Polignac's Ernennung die Prophezeiung, die er nach dem russischen Feldzuge gemacht hatte: „Es ist der Anfang vom Ende!“ Sein Negligé war von berühmter Originalität: ein geblümter Schlafrock und über dem kleinen, reglosen, von langen grauen Locken umgebenen Gesicht ein Thurm von fünf bis sechs übereinander gestülpten Wollennügen. Berthier zählte einmal sogar deren vierzehn! Fragte man ihn alsdann um seine Meinung über irgend ein politisches Ereigniß, so antwortete er wohl schalkhaft, indem er die halboffenen Augen ganz zukniff: „Des Morgens habe ich eine Meinung, ich habe eine andere Nachmittags, aber Abends habe ich gar keine mehr.“ Damals lernte er auch den von Aix

kommenden Thiers kennen, dessen große Zukunft er mit der ihm eigenen Divinationsgabe voraussagte. Später als Thiers Minister wurde, äußerte Talleyrand zu einem Mißgünstigen, der den kleinen Provençalen einen Parvenu nannte: „Dites qu'il est arrivé.“ Böse Zungen behaupteten allerdings, Talleyrand habe Thiers und Mignet bloß den Hof gemacht, um in ihrer Geschichte der Revolution gut weg zu kommen. Obgleich Gourmand, lebte er nur mäßig und aß nur einmal täglich. Mit Ausnahme seiner Leidenschaft für das schöne Geschlecht, waren alle seine Freuden rein geistig, bis auf seine Vorliebe für das Kartenspiel. In Wien hatte er im Whist Metternich besiegt, aber war vom Grafen Palfy geschlagen worden, der dem Fürsten Johann von Liechtenstein an einem einzigen Abend eine so große Summe abgewann, daß er sich daraus ein Schloß erbauen und ausstatten konnte. „Bah,“ pflegte Talleyrand verächtlich davon zu sagen, „ein Kartenshaus!“ Dafür nannte man die provisorische Regierung von 1814 den Whisttisch Talleyrand's. Bequem, ja selbst faul, blieb er bis zum Ende; immerhin gewöhnte er sich daran, täglich einige Stunden an seinen Memoiren zu arbeiten, die sein Charakterbild, das schon zu seinen Lebzeiten von der Parteien Gunst und Haß entstellt war, in möglichst günstiger Beleuchtung zeigen sollten. Ihm bangte vor dem Urtheil der Nachwelt, namentlich wegen seines Abfalls von Napoleon. „Ich war immer consequent und den Personen so lange treu, als sie der Vernunft treu blieben. Der handelt schlecht und verächtlich, der seinen Verstand und sein Vaterland einem noch so hochgeborenen oder genialen Menschen unterwerfen wollte.“ — Und merkwürdig! Der vom Hofe verbannte oder wenigstens gemiedene Greis, den mancher Machthaber jetzt höhnißch als eine unschätzbliche Ruine ansah, spielte noch einmal seine Rolle als Königsmacher.

An den beiden ersten Tagen der Juli-Revolution sprach Talleyrand wenig oder nichts, blieb ruhig zu Hause, und entzog sich allen Besuchen. Am dritten Tage ließ er seinen Postsecretär rufen und bat ihn freundlichst, nach Saint Cloud zu gehen, um sich von der Anwesenheit der königlichen Familie zu überzeugen. Der Secretär machte den gefährlichen Ausgang und meldete, Karl X. stehe im Begriff in's Ausland zu reisen. Talleyrand blieb zwei Stunden allein in seinem Cabinet, dann bat er den Secretär, nach Neuilly zu gehen. „Suchen Sie auf irgend eine Weise zu Madame Abelaide, der Schwester des Herzogs von Orleans, zu gelangen; geben Sie ihr dieses Stück Papier und bitten Sie sie, es nach Lesung vor Ihren Augen zu verbrennen.“ Das Papier enthielt nur die Worte: „Madame kann zum Ueberbringer dieses, der mein Secretär ist, volles Vertrauen haben.“ Dann instruirte Talleyrand weiter: „Sobald Madame es gelesen, sagen Sie ihr, es sei kein Augenblick zu verlieren. Der Herzog von Orleans müsse morgen in Paris erscheinen; er dürfe aber keinen anderen Titel annehmen, als den eines Generalleutenants des Königreichs. Das Uebrige wird sich finden.“ — In der That gehorchte der bis dahin versteckte Louis Philipp der Weisung Talleyrand's, und das Uebrige ergab sich, wie er es vorausgesagt hatte. Er nahm eine vom Volke ausgehende Constitution an und wurde Bürgerkönig. Talleyrand war einer der Ersten, der dem neuen Monarchen den Eid schwur. „Sire,“ sagte er dabei, „es ist der vierzehnte, und ich bin froh, denn dreizehn ist eine schlechte Zahl. Hoffentlich ist er der letzte.“ Wie leicht er über diesen Punkt dachte, beweist seine Definition: „Ein Treuschwur ist ein Billet, das man an der Thüre löst, um eintreten zu können.“ Und als er einst den Fromage de Brie den König der Käse nannte, dem er sein Lebtag Treue bewahrt, da bemerkte Eugène Sue: „Vielleicht wäre er diesem einzigen Königreich nicht treu geblieben, wenn er ihm Treue geschworen hätte.“ Zum allgemeinen Erstaunen lehnte aber Talleyrand das angebotene Ministerium ab und ging als englischer Gesandter nach London, um die Anerkennung der Julimonarchie zu erwirken. Dort

gelang ihm überdies die Quadrupelallianz der westlichen constitutionellen Regierungen Europas, und mit diesem Erfolge schloß er seine diplomatische Laufbahn. Nach Paris zurückgekehrt, wollte er von der Welt auf imponirende Weise Abschied nehmen. Er that dies mit seiner Rede im Institut über den eben verstorbenen Grafen Reinhard, den bekanntesten deutsch-französischen Diplomaten und Freund Goethe's, und hob dort u. A. hervor, die Diplomatie sei eine Wissenschaft der Rückhaltung, nicht der Hinterlist.

Bald darauf nahm seine Krankheit einen bedenklichen Verlauf. Seine Familie bemühte sich, ihn vor dem Tode mit der Kirche zu versöhnen, und er wollte die Unterschrift des vom Papste selbst vorgeschriebenen Widerrufs bis zum letzten Augenblick verschieben. Draußen im Vorsaale seines Sterbegemachs wimmelte es um das Caminfeuer von Freunden und Verehrern des Sterbenden. Die Thüre ging auf. Louis Philipp und Madame Abelaide erschienen zum letzten Besuch. Talleyrand erhob sich mühsam auf seinem Lager. Der Etiquette gemäß unterbrach der König das Schweigen. „Es thut mir weh, Fürst, Sie so leiden zu sehen.“ Talleyrand mit seiner tiefen, starken Stimme erwiderte: „Sire, Sie sind gekommen, das Leiden eines Sterbenden zu sehen; Alle, die ihn lieben, können nur den einen Wunsch haben, daß es bald zu Ende sein möge. Ich leide wie ein Verdammter.“ — „Schon?“ soll der König sarkastisch gesagt haben(?) Nach einigen tröstlichen Worten wurden ihm von dem Sterbenden, der selbst im Angesicht des Todes die Etiquette nicht vergaß, die Anwesenden vorgestellt. „Sire,“ sagte er, „heute ist unserem Hause eine Ehre widerfahren, die in unseren Annalen verzeichnet zu werden verdient, und deren meine Erben mit Stolz und Dankbarkeit gedenken werden.“ Als der König geschieden war, begann die Auflösung. Während draußen im Vorsaale das Flüstern und Blaudern wieder anhub, wurde der Köchelnde von seiner Nichte, seiner Enkelin und dem Abbé Dupanloup, der hier seine Bischofsmütze verdiente, auf's Neue zum Widerruf gebrängt. Mit letzter Anstrengung unterschrieb er ihn ohne jedes Zeichen der Reue, nur den Seinen zu lieb. In diesem Augenblicke traten der Arzt und die Freunde in's Gemach. Talleyrand erhob sich noch einmal, um die langen grauen Locken, die seinen Blick hinderten, nach rückwärts zu schütteln und blickte befriedigt umher. Dann fiel er zurück; sein Kopf senkte sich wieder auf die Brust; es war vorüber. Ein Vierteljahr später wurde die einbalsamirte Leiche zur Bestattung von Paris nach Valençay überführt. Die Kutsche glich einem Pulverwagen; es war dieselbe, die kurz vorher die Leiche der Exkönigin von Holland, der Mutter Napoleon's III., aus der Schweiz gebracht hatte. Als das Gefährt den Vorhof der Kirche verließ, fragte der Postillon, nach welchem Stadthor er fahren müsse, um nach Valençay zu kommen. Eine düstere Stimme aus dem Innern des Wagens rief die Weisung: „Barrière d'Enfer!“

So starb der Mephisto der Diplomatie.

Feuilleton.

Kachdruck verboten.

Hohes Spiel.

Von Louis Conperus.

Aus dem Holländischen.

(Schluß.)

Die Königin blieb in einer schlechten Stimmung zurück. Alles langweilte sie. Sie empfand ein großes Verlangen nach Hulbigung, nach Vergötterung, und — es war Niemand da. Prinz Ebyard war sehr liebenswürdig gegen sie . . . aber das genügte ihr nicht. Sie mußte

einen Zweck, ein Ziel haben für ihren Ehrgeiz. Sie fühlte eine Kraft in sich, zu herrschen, und konnte doch nur über ihr Schloß und ihren Blumenball gebieten. Aus Langeweile, aus Spleen wälzte sie sich auf ihrem Divan herum. Dann, wie in einer plötzlichen Eingebung befahl sie Elena zu sich. Gleich darauf trat das junge Mädchen ein. An der Thür blieb sie stehen, ehrerbietig, aber hochaufgerichtet.

„Elena“, begann die Königin, „Du verläßt mich heut Abend um acht Uhr. Jahrelang warst Du bei mir. Ich hatte Dich lieb wie eine Tochter...“ Sie schwieg einen Augenblick. Elena stand in stiller Erwartung. „Ja, wie eine Tochter“, wiederholte sie wehmüthig. „Als Kind schon hast Du mit dem König gespielt. Daß Du eine Neigung für ihn hegest, war vielleicht ein Verhängniß. Aber Du hättest Dich nicht zu vergessen brauchen; das war nicht nöthig. Du hättest nicht so mit dem König sprechen, Dich ihm nicht aufdrängen sollen mit Deiner raffinierten Coquetterie. Und dennoch, wenn Du nur ein klein wenig Reue gezeigt hättest, so hätte ich Dir vergeben, Dich hier behalten bei mir; — dazu hatte ich Dich lieb genug. Aber nach dem gestrigen Abend, nach dem Ball, wo Du Dich in geradezu schamloser Weise mit dem König eingelassen, ist das unmöglich geworden. Ich habe Dich rufen lassen, um Abschied von Dir zu nehmen. Für immer, Elena.“

Sie sah das junge Mädchen an und wunderte sich, daß es durch den Zauberklang ihrer Stimme nicht gerührt wurde. Früher wäre Elena bei solchen Worten in Thränen ausgebrochen. Nun blieb sie unbeweglich stehen, mit der größten Ruhe auch auf ihrem Gesicht. Und aus dieser Ruhe leuchtete etwas wie ein Triumph. Alexandra begriff es.

„Majestät“, sprach Elena gelassen, „niemals werde ich vergessen, was ich Eurer Majestät zu danken habe für alle die Gunst, die Eure Majestät mir erwiesen haben.“

„Das sind Worte, Elena, leere Worte.“

„Aber ich glaube selbst, es ist besser, ich verlasse Eure Majestät.“

Die Königin blickte auf. Aus ihrem Blick sprach eine aufrichtige Wehmüth. „Nun so geh denn. Mich verläßt mein Land und Alles und Jeder.“ Elena verstand selbst nicht, daß sie nicht in Schluchzen ausbrach über den Schmerz ihrer Gebieterin. Sie begriff nicht, wie sie so ruhig bleiben konnte und so triumphirend. „So geh denn“, wiederholte die Königin.

Elena verneigte sich stumm und zog sich zurück. Kaum war sie gegangen, reckte sich die Königin auf aus ihrer müden Haltung, und mit einem wilden Hohne lachte sie über den Triumph dieses Kindes. Denn es war ja nicht anders möglich. So konnte sie sich nicht irren. Elena und ihr Sohn hatten das Eheversprechen ausgetauscht, das war gewiß. Der König würde diese Tollheit begehen und sich in des Kaisers Augen unmöglich machen. Er würde dem Könige, wie einem unvernünftigen Knaben, die Thronbesteigung verbieten. Und Thracien würde ihr dann offen stehen, es war nicht anders möglich, so mußte es kommen... Sie athmete erleichtert auf und hoffte wieder, und wieder erschien ihr die Zukunft in hellem Lichte. Sie wollte Wladimir sagen, daß sie krank sei, daß die Undankbarkeit der Menschen sie elend gemacht habe. Daß sie allein sein wolle in der Einsamkeit von Paros, ohne Gäste, ohne Feste, ohne Sohn. Sie würde ihm sagen, daß er sobald als möglich zurück müsse in sein Land.

Langsam schleppte sich der Tag hin. Zum Diner erschien auch die Königin, um sich von ihren Gästen zu verabschieden, die mit Elena abreisen wollten. Ihr Abschied von Elena war sehr kühl. Dann zerstreuten sich die übrigen Gäste in alle Richtungen; Einige ruderten oder angelten, Andere machten einen Ausflug. Und während dieses stillen, friedlichen Abends, indeß das Schloß noch im Halbdunkel lag, theilte die Königin ihrem Sohne mit, daß die Undankbarkeit der Menschen sie krank und elend gemacht habe, daß sie fort müßten, er und Briani; aber noch einmal beschwöre sie ihn, nicht mit Elena Pläne weiterzuspinnen, wie sie auch sein mochten. Es sei der Rath einer Mutter!

Ein Ausdruck heftigsten Unwillens entstellte seine Züge. „Ich danke Dir für Deinen Rath, Mama... Aber ich habe keine Pläne,

und wenn ich sie wirklich hätte, so weißt Du ja, daß ich doch thue, was ich will.“ Und ob sie es mußte! und gerade das war so schmerzlich für eine Mutter. „Und ich begreife, daß Du Ruhe brauchst nach all' der Unruhe. Wir werden übermorgen abreisen.“

— — — Da war nichts mehr zu thun: die Königin mußte abwarten. Und am Tage der Abreise, als sie schon über ihre Hoffnung jubelte, wurde sie noch erfreut durch die Rückkehr des Couriers aus Liparien. Er brachte ihr ein Schreiben des Kaisers mit, das sehr freundschaftlich lautete. Nun in der Stille ihres Boudoirs las sie frohlockend das Handschreiben immer und immer wieder. Unterdessen saß Wladimir in seinem Zimmer. Auch für ihn hatte der Courier ein kaiserliches Schreiben gebracht. Und auch er las und las. In der liebenswürdigsten Weise enthielt es eine Einladung des Kaisers Othomar an den König Wladimir von Thracien, nach Liparien zu kommen und dort, so lange es ihm gefalle, des Kaisers Gast zu sein im kaiserlichen Schlosse, wo man auch den Fürsten von Syrien mit seiner Tochter zum Besuch erwartete. Lange kämpfte der junge König einen heftigen Kampf mit sich selbst. Sollte er seinen thörichten Plan verwirklichen und Elena heirathen, nur weil seine Mutter so sehr dagegen war? Oder sollte er der Einladung des Kaisers Folge leisten? Die Einladung lautete wohl sehr herzlich, aber zugleich sehr dringend. Wladimir war alt genug, um das zu verstehen. Und plötzlich mit einer Energie, die einen scharfen Gegensatz bildete zu der ihm eigenen Unbedachtsamkeit, mit einer plötzlichen Wandlung seines Denkens faßte er einen Entschluß. Kurz und praktisch, wie er selber war. Er glaubte aber — nur um den Schein zu wahren — erst Briani's Rath einholen zu müssen. Es könnte ihm später noch nützlich sein, wenn dieser Intriguant hoffte, irgend welchen Einfluß auf ihn auszuüben. Er befahl ihn zu sich, las ihm das Schreiben vor und fragte um seinen Rath.

„Eure Majestät können gewiß nicht umhin, dieser außerordentlich liebenswürdigen Einladung Seiner Majestät Folge zu geben“, sprach der Höfling mit seiner matten Stimme. Der König sah ihn zweifelnd an.

„Meinen Sie das wirklich, Briani?“ fragte er, seine kleinen Augen halb zukneifend. „Nun denn also, wenn Sie dieser Meinung sind!...“ Hierauf begab er sich, den Brief in der Hand, zu seiner Mutter. Er fand sie strahlend in Jugend und Schönheit.

„Ich habe einen Brief von Kaiser Othomar“, rief sie, sobald sie seiner ansichtig wurde, und ihre Stimme jubelte.

„Ich auch, Mama“, lautete seine lakonische Antwort.

Sie erschrak, denn in ihrem Brief fehlte jede Anspielung auf den seinigen. „Was schreibt der Kaiser?“ fragte sie hastig. Er überreichte ihr das Handschreiben. Sie las und erblickte. „Aber Du willst ja nach Thracien zurück, nicht wahr?“

„Was rätst Du mir?“ Seine Augen kniff er nun fast ganz zu. Sie zitterte wie im Fieber. In diesem Augenblick stand es um ihr hohes Spiel sehr schlecht. „Ich halte dafür, daß Du diese Einladung nicht annehmen kannst, Wladimir, nun Du schon so lange aus Thracien fort bist. Dort erwarten Dich dringende Geschäfte, die Minister...“

„Warten auch“, ergänzte er trocken. „Ich glaube, ich werde gehen, Mama. Es wäre unvernünftig von mir, Kaiser Othomar zu erzürnen.“ Ihre Kniee wankten und seufzend sank sie auf den Divan. Schon im Begriff fortzugehen, wandte er sich noch einmal um: „A propos, Mama, ich wollte Dich so gern noch etwas fragen. Würdest Du mir wohl einen großen Gefallen erweisen?“

Sie haßte ihn in diesem Augenblicke. „Was denn?“ fragte sie.

Er setzte sich, ergriff ihre Hand und streichelte sanft ihren schönen Arm. Dabei lachte er und zuckte die Achseln über sich selbst. „Ich bin thöricht gewesen, Mama. Ich habe mich zu viel mit Elena beschäftigt, während sie hier war. Sie hat sich alles Mögliche in den Kopf gesetzt. So ein Köpfchen ist schnell verdreht. Kurz und gut, sie rechnet bestimmt darauf, daß ich nach Thracien komme. Sie denkt, daß... nun ja, sie denkt, daß ich sie heirathen werde.“

So war es also doch wahr! dachte die Königin.

„Nun wollte ich Dich bitten“, fuhr Wladimir fort, „ob Du die Güte hättest, ihr mal zu schreiben? Daß es natürlich nicht geht, daß es eine Thorheit wäre . . . Schreibe ihr nur, Kaiser Othomar würde es nicht dulden . . . Es wäre für mich peinlich, einen solchen Brief zu schreiben. Du wirst die Sache wohl ordnen, nicht wahr?“

Fast wäre sie in Ohnmacht gefallen; ein heftiger Schwindel befiel sie. Ihr war, als wären seine Worte ein eiskaltes Sturzbad. „Du bist ein schlechter Junge“, stammelte sie, „aber ich werde ihr schreiben.“

„Ich bin nicht so schlecht“, antwortete er gutmütig. „Ich halte Elena für ein sehr liebes Mädchen; ich habe auch an eine Verbindung mit ihr gedacht. Aber es wäre eigentlich doch zu toll, nicht wahr?“

Er ließ sie allein, denn er sah, daß sie sich nicht wohl fühlte. Verstehen konnte er sie nicht. Er hatte ihr Spiel nicht durchschaut. Nur eine plötzliche Umwandlung seiner Gedanken hatte ihn vor einer unbefonnenen Handlung bewahrt. Aber diese Wandlung hatte sie nicht vorhergesehen, nicht vorhersehen können. Sie hatte ihr Spiel fein berechnet, aber die Wirklichkeit hatte sie überlistet.

Halb ohnmächtig sank sie hin. Sie hatte verloren. Mit fieberzitternden Händen zerknitterte sie den Brief des Kaisers, mit ihren Nägeln zerriß sie die Seide des Rissens. All' ihre Hoffnung schwand dahin. „Das Leben ist gegen mich“, murmelte sie. „Schon längst ist das Leben gegen mich, aber ich gebe die Hoffnung noch nicht auf. Vielleicht ein ander Mal! . . .“ Und dann brach sie zusammen, und hinter ihren in Verzweiflung vorgehaltenen Händen that sie, was sie sonst nie that: sie weinte bitterlich.

— — — Zwei Wochen waren seitdem verfloßen. Der junge König war nach Riparien gereist, und vor einigen Tagen war seine Verlobung mit der Prinzessin von Syrien den europäischen Höfen notificirt worden. Sämmtliche Gäste der Königin Alexandra waren abgereist, auch Prinz Edvard. Eigentlich hatte er noch länger bleiben wollen, doch das leere, einsame Schloß, wo sich vor Kurzem noch so viel fröhliche Menschen zusammengefunden, machte ihn melancholisch. Und so verließ auch er die Königin, wie Alle sie verließen.

Alexandra hatte nach Wladimir's Wunsch an Elena geschrieben. In dem ihr eigenen stolzen, vorwurfsvollen, leicht wehmüthigen Ton hatte sie ihr mitgetheilt, daß der König in einem Augenblicke jugendlicher Unbesonnenheit ihr ein Versprechen gegeben habe, das er mit Rücksicht auf sein Land nicht erfüllen könne. Noch einige Worte des Vorwurfs für Elena, und dann schlug sie einen anderen Ton an; sie fragte Elena, ob sie denn gar keine Reue empfinde, und theilte ihr mit, daß sie sie genügend liebe, um ihr zu verzeihen, und daß sie sie wieder in Gnaden aufnehmen würde, falls sie zurückkehren wolle. Denn die verbannte Fürstin vermühte in ihrer trostlosen Verlassenheit ihre Hofdame schmerzlich, und sie wußte Niemand, der sie ersehen könnte.

Elena war völlig gebrochen, und Angesichts der zu Ehren der Verlobung des Königs feierlich illumirten und besagten Hauptstadt litt sie ihren ersten Lebensschmerz. Nein, sie wollte nicht zurück; sie wollte lieber in Thracien bleiben und nur ihrem großen Kummer leben. Jedoch ihr Vater, der nicht wußte, was sonst aus ihr werden sollte, zwang sie, die Verzeihung der Königin anzunehmen und zu ihr zurückzukehren. Und sie kam wieder. Älter, gereifter, nachdenklicher, vom Mädchen zum Weibe geworden, erfüllte sie der Anblick des großen, weißen, öden Schlosses, wo die Königin keine Feste mehr feierte, mit tiefer Wehmüth. Und nun erst wurde ihr so recht klar, wie die Königin alle jene Menschen an sich zu locken gewußt hatte, aber all' die Parasiten des Genusses gingen, sobald es für sie keinen Genuß mehr gab. Der Anblick der Königin, die ihr wie immer majestätisch, aber traurig entgegentam, mit der Unbeweglichkeit der Marmorbilder auf der Terrasse, rührte sie sehr, und sie sank zu ihren Füßen hin und weinte, und die Königin schloß sie in ihre Arme und tröstete sie. Aber Elena dachte auch nach über die Königin und deren Benehmen, und mit Gewalt drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß die Königin nicht aufrichtig war. Sie merkte, daß ihre schönen Umarmungen nur Komödie waren, die nicht von Herzen

kamen und auch nicht zu Herzen gingen. Einsam und trübe flossen die Tage dahin; oft wechselten die beiden Frauen vom Morgen bis Abend nur wenige Worte. Elena wurde finsterner und bitterer. Eines Morgens ging sie langsam, wie mechanisch, zu jener mit Narzissen bewachsenen Wiese, bis zum Strand. Sie war ausgegangen, ohne Zweck, ohne Ziel, aber als sie das Meer vor sich sah, da überfiel sie ein namenloses Heimweh und ein wildes Verlangen, sich dem verlockenden Elemente anzuvertrauen, das sich so ruhig und endlos ausbreitete, wie ein langer Traum, in den sie sich verlieren würde. Tief und tiefer stieg sie hinab. So gelangte sie zum Meere. Hier war die Stelle, wo der König einst badete und weit hinausschwamm. Dort, wo seine Glieder wonnig sich ausgestreckt, dort wollte auch sie sich ausstrecken. Aus dem Meere stieg die Sonne, in's Meer versank sie wieder. Auch sie wollte dort hineinsinken. Dieser Entschluß stand fest in ihr. Sie trat vor bis an's Ufer. Doch als dann das Wasser schäumte und hoch aufspritzte bis an ihre Knöchel, da scheute sie zurück. Oder sollte sie in das Meer hineinlaufen? Sie glaubte nicht, den Muth zu haben. Sie machte noch einen Schritt, ihre Schuhe wurden naß . . . Da fühlte sie es, daß ihr der Muth fehlte, daß sie feige und schwach war. Nein, sie wollte leben bleiben. Aber nun war sie nicht mehr das schlichte junge Mädchen, eine Kleine im großen Leben . . .

Langsam ging sie die Anhöhe wieder hinauf. Zurück in's Schloß. Aber sie wußte nun, daß das Leben nicht leicht sei, und daß man tüchtig und stark sein müsse, um nicht unterzugehen. Sie würde es lernen, die Königin war eine treffliche Lehrmeisterin . . . Doch nein, nein: die hatte jetzt keine Macht, keinen Einfluß mehr; sie trug nur noch den Titel einer Königin. Elena fühlte nun, sie konnte bei ihr nicht bleiben. Denn sie wollte lernen, das Spiel des Lebens geschickt zu spielen: sie wollte gewinnen. Sie wollte die Trümpe in die Hand bekommen, wollte heirathen, eine gute Partie machen. Das aber würde ihr hier auf Páros nie gelingen. Ein ehrgeiziger Traum umfing ihre Sinne: der König würde heirathen, der thracische Hof würde in der Prachtentfaltung der jungen Königin erglänzen. Und sie wollte dazu gehören, wollte Hofdame sein dort. Das wenigstens war ihr der König schuldig, daß er sie zur Hofdame seiner jungen Frau ernannte. So sollte es sein! Hier bei der Königin Alexandra hatte sie gar keine Zukunft. Und sie fühlte einen Egoismus in sich erwachen, der von ihrem ganzen Wesen Besitz ergriff. Aber war denn das ihre Schuld? Nein, es war die Schuld des kalten, herz- und lieblosen Lebens. Und mit Sentimentalitäten und Selbstmordgedanken kam man nicht weiter. Sie lächelte bitter — über sich selbst. Nun, so würde sie eben nicht mehr sentimental sein, sich nicht mehr einbilden, daß Könige sie heirathen wollten. Sie würde fortan herz- und lieblos sein wie das Leben . . .

Sie hatte das Schloß erreicht. Die Königin schlief noch. Und Elena schrieb einen langen Brief an ihren Vater: daß sie nicht Lust habe, auf Páros zu bleiben und ihr Leben in der Verbannung der Königin dahinwelfen zu sehen. Daß sie andere Gedanken, andere Pläne habe und nun energisch versuchen wolle, sie zu verwirklichen. Daß sie kein Kind mehr sei, und daß das Leben sie gelehrt habe, das hohe Spiel des Lebens mitzuspielen mit den Anderen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Munsteinstr. 7.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen beruht man sich auf die „Gegenwart“.

Aus dem Nachlass o. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhy: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilsticker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Blücher Crispi Dahn Daubet Gayby Fontane G. oth Guedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscheroff Nigra Nordau Ostler Petenlofer Salisbury Stenlewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Blücher Crispi Dahn Daubet Gayby Fontane G. oth Guedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscheroff Nigra Nordau Ostler Petenlofer Salisbury Stenlewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Blücher Crispi Dahn Daubet Gayby Fontane G. oth Guedel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscheroff Nigra Nordau Ostler Petenlofer Salisbury Stenlewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Verlag von Köhler & Berger in Leipzig.

Sieben erschienen:

Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen.

Auf Grund amerikanischer u. europäischer Materialien erörtert von

Dr. Karl Walder,

Privatdozent der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 4 Mark.

Der Verfasser hat von 11 Kinderschutz-Bereinen u. s. w. in New York, Boston, London, Paris, Berlin, Neuzeditz, Wien interessante Materialien bekommen. Er behandelt auch die Frage des Einschreitens der Hausgenossen gegen begonnene Mißhandlungen.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Sieben erschienen:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Befiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Gehftet 6 M. Gebunden 7 M.

In W. Bodes Verlag in Weimar erschien soeben:
Die Lehren Tolstois. Ein Gedanken-Auszug aus allen feinen Werken. Von Dr. W. Bode. 8°. 189 Seiten. Mit zwei Bildern. 2 Mk., gebunden 2 Mk. 70 Pf.

„Zweck dieses Buches ist, Tolstoi als Wahrheitsfucher und Lehrer vollständig und richtig zu zeigen; ich lade die Leser ein, mit mir alle seine Werke in der Reihenfolge zu betrachten, wie sie entstanden sind. Dann werden wir ihn vor unseren Augen emporkommen sehen, seine erste Anlage, seine spätere Entwicklung, seine schweren inneren Kämpfe mitleidend. Es lohnt sich das, ebenso wie es sich lohnt, Goethes Faust zu lesen, ist doch Tolstoi ein Faust höheren Ranges als der Goethesche. Der Dichter Tolstoi wird uns Nebenache sein; wir können seine Dichtungen viel höher schätzen als er selbst es heute thut, aber viel höher als seine poetische Kunst erscheint uns doch seine nach dem göttlichen Lichte strebende Seele und sein gewaltiges Predigeramt.“

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hilbesheim. Sommeraison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradluft, Medicinisch. Zanderinstitut, Röntgenlampe, vorzügl. Mollen- u. Milchkuranstalt. **Neues Thermalbadehaus am 15. Mai 1900 eröffnet.** **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. Kurkapelle: 42 Musiker, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmanalysation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die kgl. Badeverwaltung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen Eisen- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. **Eröffnung Anfang Mai.** Prosp. gratis.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenchrift für Literatur, Kunst und Menschliches Leben.

Angewandt von Theophil Bolling

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrliche Lage. Honor. nach Heilg. Prospekte gratis. **Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I** ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capriivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einzahlung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 8 gespaltene Zeitzelle 80 Pf.

Inhalt:

Das Reichsseuchengesetz. Von Dr. med. Alphons Fuld. — Uebersetzung der jüdischen Geheimschriften. Von Thomas. — Literatur und Kunst. Nachträgliches zu Tolstoi's „Auferstehung“. Von Heinrich Meyer-Benfey. — Die Künstler-Siedlung in Darmstadt. Von Dr. Wilhelm Bode. — Feuilleton. Eine Reisebild aus dem russischen Sibirien. Von Josef Stupin. — Aus der Hauptstadt. Der hungrige Mann. Von Simon d. J. — Von den großen Berliner Sommer-Kunstausstellungen. III. Von J. Norden. — Offene Briefe und Antworten: Fanny Lewald und die Frauenbewegung. Von Marie Stritt. — Notizen. — Anzeigen.

Das Reichsseuchengesetz.

Von Dr. med. Alphons Fuld.

Krankheit ist immer das Product mehrerer, in verschiedener Richtung wirkender Factoren; das lehren uns gerade die in ihrer Entstehungsweise am genauesten erforschten Infectionskrankheiten. Heute giebt es nur noch wenige Bacteriologen, die in den parasitären Organismen das einzige krankheits-erzeugende Moment sehen; ohne den Begriff der Krankheitsanlage, der Disposition, könnte die Wissenschaft nicht auskommen, müßten uns die alltäglichsten Erfahrungen der Praxis unverständlich bleiben. Der Krankheitserreger ist allerdings das urächliche, das pathologische Geschehen auslösende Moment, aber damit er im Organismus sich ansiedeln und zur Wirkung gelangen könne, dazu müssen vorher die Bedingungen gegeben, der Widerstand, den Körperzellen und Körperflüssigkeiten normaler Weise dem Eindringen fremder Lebewesen entgegenstellen, muß herabgesetzt sein. Das ist eben der Zustand, den wir „Disposition“ nennen, der Begriff, mit welchem jeder Arzt, der individuelle Prophylaxis treibt, fortwährend rechnen muß, wenn er auch nicht im Stande ist, den Complex der Erscheinungen in seine einzelnen Componenten zu zerlegen. Disposition ist ein besonderer Ausdruck für die individuellen Eigenthümlichkeiten der Constitution, die theils erblich überkommen, theils im späteren Leben erworben sind. Einflüsse der näheren und entfernteren Umgebung, der Kleidung und Wohnung, der Witterung, des Klimas, des Berufes, der gesellschaftlichen Sitten und Beziehungen, der Ernährung und wohl noch eine Reihe anderer Momente bestimmen neben den ererbten Eigenschaften den Grad der individuellen Widerstandsfähigkeit gegen krankmachende Einwirkungen, die Krankheitsdisposition.

Der Kampf gegen Krankheiten, besonders gegen übertragbare Krankheiten muß nach zwei Richtungen geführt werden, er muß einerseits die Vernichtung oder Fernhaltung der Krankheitserreger und andererseits die Verbesserung jener äußeren Lebensbedingungen zum Ziele haben, welche die Widerstandsfähigkeit weiter Bevölkerungsschichten herabzusetzen vermögen. Keiner der beiden Wege darf unbegangen bleiben, aber es ist auch kein Zweifel möglich, daß die Beseitigung der disponirenden Einflüsse an erster Stelle stehen sollte. Die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit einer Bevölkerung wird immer die beste Schutzwehr bilden, namentlich gegen diejenigen Krankheiten, über deren Entstehung und Verbreitungs-

weise wir noch unvollkommen unterrichtet sind. Freilich ist das ein Ziel, dem wir nur ganz allmählig näher rücken können, es schließt nicht allein hygienische Reformarbeiten im engeren Sinne ein, wie die Anlage centraler Wasserversorgungen oder die zweckmäßige Organisation des Abfuhrwesens, sondern namentlich auch Verbesserungen der ökonomischen und socialen Lebensbedingungen, die Hebung der Volksernährung und Volksbildung, die Fürsorge für gesunde Wohnungen, die Bekämpfung gesellschaftlicher Unsitte und vieles Andere. Und weil im Grunde alle hier in Betracht kommenden Schädlichkeiten die Folgewirkung wirtschaftlicher Mißstände sind, wird schließlich ein großer Theil der socialen Hygiene erst mit der Lösung wirtschaftlicher und socialer Fragen seine Erledigung finden können.

Praktisch genommen wird der Kampf gegen die Krankheitserreger noch auf lange hinaus die Hauptsache bleiben müssen, aber man sollte sich doch stets vor Augen halten, daß er in gewissem Sinne nur einen Nothbehelf darstellt, denn das ideale Ziel, die Vernichtung und Fernhaltung aller Krankheitserreger, ist mit unseren unzulänglichen Mitteln doch niemals ganz zu erreichen. Was von der öffentlichen Gesundheitspflege heute verlangt werden kann, ist die möglichste Eindämmung der Seuchen auf ihren Heerd und die Verhütung massenhafter Weiterverbreitung. Man wird gut thun, diesen Gesichtspunkt festzuhalten, wenn man sich vor Illusionen bewahren will.

Auch der neueste Entwurf eines Reichsseuchengesetzes, der seit kurzer Zeit dem Reichstage vorliegt, erkennt ausdrücklich an, daß es bei der heutigen Entwicklung des Verkehrs unmöglich ist, die Verschleppung der Seuchen durch den menschlichen Verkehr ganz zu verhüten. Allerdings dürfe auch wieder die Gefahr nicht überschätzt werden, sofern nur dafür gesorgt sei, daß die erst eingeschleppten Fälle rechtzeitig erkannt und sofort mit allen verfügbaren Mitteln unschädlich gemacht werden. Aber gerade die Erkennung jener ersten Fälle in einer bisher seuchenfreien Gegend bietet die größten Schwierigkeiten. Es werden darum allgemeine Einrichtungen, die der Verbreitung der Krankheitserreger ein für alle Mal gewisse Schranken setzen, den besten Schutz bieten. Die allgemeine Versorgung mit einwandfreiem Wasser und die rationelle Leitung des Abfuhrwesens gehören zu solchen erfolgreichsten Vorbeugungsmitteln; sie sind vielleicht wichtiger, als die ganze Ueberwachung des Personen- und Güterverkehrs. In der Begründung zu § 34 heißt es auch, daß die Bervoll-

kommlung derartiger Einrichtungen eines der wirksamsten Schutzmittel gegen die Seuchen bildet. Leider hat man aber aus diesen Erfahrungen nicht die richtige Konsequenz gezogen, es ist in dem betreffenden Paragraphen nur ausgesprochen, daß die Gemeinden zur Herstellung solcher Einrichtungen angehalten werden „können“. Es wird also auf die Auffassung der nach Landesrecht zuständigen Behörden und auf ihre hygienische Einsicht ankommen, ob diese Bestimmung, die in anderer Fassung vielleicht die wichtigste des ganzen Entwurfes sein könnte, eine praktische Bedeutung überhaupt erlangt. Hier hat offenbar die Scheu, im Interesse der Volkswohlfahrt den Communen finanzielle Opfer aufzulegen, den Blick der Autoren getrübt. Die gleiche Mangelhaftigkeit athmet auch der § 23, der den Landesbehörden die Befugniß zuspricht, die Gemeinden oder die weiteren Communalverbände zur Herstellung derjenigen Einrichtungen anzuhalten, die für die Bekämpfung der gemeingefährlichen Krankheiten nothwendig erscheinen. Die wesentlichsten Bestimmungen des Gesetzes, die Beobachtung, Absperrung, Isolirung, der Krankentransport, die zwangsweise Desinfection u. können nur dann in humaner Weise durchgeführt werden, wenn alle dazu erforderlichen Einrichtungen, Beobachtungs- und Isolirungsräume, Krankentransportmittel, Desinfectionsapparate u. von langer Hand her vorbereitet sind. Eine schärfere Formulirung, die gesetzliche Verpflichtung wenigstens der größeren Gemeinden, bei Zeiten die nöthigsten Vorkehrungen zu treffen, wäre darum sicherlich am Platze.

In dem neuen Gesetzentwurf haben nur fünf epidemische Krankheiten Berücksichtigung gefunden, nämlich Malaria, Cholera, Fleckfieber, Gelbfieber, Pest und Pocken, also lediglich exotische Krankheiten, von denen einzelne, wie Gelbfieber und Pocken für unsere gegenwärtigen Verhältnisse kaum in Betracht kommen. Der Entwurf wollte nur zur Bekämpfung der schwersten, große Länderstrecken überziehenden Volksseuchen, die am ehesten einheitliche Maßnahmen nöthig machen, die Waffen liefern; den einheimischen Infectionskrankheiten gegenüber, die doch alljährlich zahlreiche Opfer an Menschenleben erfordern, schien ihm ein solches Bedürfniß nicht vorzuliegen. Sicherlich hat diese Auffassung in weitesten ärztlichen Kreisen Befremden erregt. Die ungeheure Buntschekigkeit der in den verschiedenen Bundesstaaten geltenden Bestimmungen, die bald außerordentlich rigoros, bald allzu weitherzig gehalten sind, ist sicher kein befriedigender, der Erhaltung würdiger Zustand. Es wäre kein Schade, wenn die Gesichtspunkte, die bei Bekämpfung dieser Krankheiten maßgebend sein müssen, einmal von der breitesten Oeffentlichkeit zur Discussion gestellt würden. Daß durch die einzelnen Landesgesetzgebungen oder gar durch polizeiliche Verordnungen überall das Richtige getroffen wird, kann man doch kaum annehmen. Es wäre erwünscht, wenn man sich einmal wenigstens über die Grenzen einigen wollte, bis zu denen Eingriffe in die persönliche Freiheit des Publicums und der Aerzte nothwendig erscheinen. Daß die einheimischen Infectionskrankheiten gewöhnlich nur in beschränktem Umfange, an einzelnen Orten und Gegenden auftreten und bei ihrer Bekämpfung die besondere Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse erheischen, kann keinen Gegengrund bilden. Die Opfer, die diese Seuchen alljährlich fordern, sind wahrlich groß genug, um aller Orten eine dem heutigen Stand der Wissenschaft angemessene Bekämpfung zu erzwingen. Außerdem wird die energische Seuchenbekämpfung an einem befallenen Orte immer das beste Mittel sein, um die weitere Verbreitung zu verhüten; es liegt also gewiß ein allgemeines Interesse vor, daß in allen Bundesstaaten zweckmäßige Bestimmungen getroffen werden. Der Entwurf hat auch für die von ihm aufgenommenen Krankheiten keine allgemeine gültige Schablone aufstellen können, er hat nur die äußersten Grenzen markiren können, bis zu denen überhaupt vorgegangen werden darf und die Ausführung in den Einzelfällen der Einsicht der Landes- und Verwaltungsbehörden anheimstellen müssen. In gleichem Sinne

hätten wohl auch die einheimischen Infectionskrankheiten behandelt werden können. Es erweckt darum den Eindruck, wie wenn der Gesetzentwurf, der nach langer Verschollenheit ziemlich unvermuthet wieder aufgetaucht ist, gewissen äußeren Verhältnissen seine Beschränkung verdanke. Die furchtbaren Wunden, die die tuberculösen und venerischen Krankheiten dem Volkskörper schlagen, erheischen dringend gesetzliche Schutz- und Sicherheitsmaßregeln. Diese Krankheiten dürften in einem Seuchengesetze nicht fehlen; aber jeder gesetzgeberische Angriff muß außerordentlich leicht zur Einmischung in die intimsten Angelegenheiten des Individuums und der Familie verleiten. Es erfordert die größte Vorsicht, hier die richtige Mittelstraße einzuhalten. Bedenken dieser Art mögen wohl die lange Zögerung der Regierung veranlaßt haben, andererseits erschien es auch gefährlich heute, wo die Cholera wieder bis an den Thoren Europas steht, wo in einzelnen Bundesstaaten, namentlich in Preußen, noch ganz veraltete, durchaus ungenügende Vorschriften Gesetzeskraft besitzen, noch länger mit der Einbringung eines Seuchengesetzes zu warten. So hat man sich denn zu diesem Torso entschlossen, der auf keiner Seite so recht befriedigen kann; man hat Krankheiten zusammengeworfen, die nur das Aeußerliche der exotischen Herkunft gemeinsam haben und dadurch allerdings den Gesetzgeber weniger leicht in die Gefahr bringen, particularistische Gefühle zu verletzen. Wir müssen uns nun freilich, wie die Verhältnisse liegen, auch mit diesem Bruchstück eines Seuchengesetzes zufriedengeben und es wird die Aufgabe der mit der Prüfung betrauten Commission sein müssen, wenigstens in dem engebegrenzten Rahmen etwas Brauchbares zu Stande zu bringen. Einer Correctur bedürftig ist der Entwurf an vielen Stellen, ich will nur noch einzelne, besonders wichtige Punkte hier zur Sprache bringen.

Der erste Abschnitt regelt die Anzeigepflicht, die erfreulicherweise vom Bundesrath auch noch auf andere als die fünf aufgeführten Krankheiten ausgedehnt werden kann; nicht nur die sicheren, auch die bloß verdächtigen Krankheits- und Todesfälle unterliegen der Anzeigepflicht. Die praktische Durchführung dieses Grundsatzes dürfte recht schwierig sein; der Arzt, der in seinem Innersten einen gewissen Verdacht hegt, wird sich doch nur schweren Herzens entschließen können, seinen Patienten den Unannehmlichkeiten einer amtsärztlichen Untersuchung auszusetzen, er wird auch für seine eigene Stellung fürchten müssen, wenn der Verdacht unbegründet sein sollte. Im gegebenen Falle wäre es auch kaum möglich eine Bestrafung durchzusetzen, denn es ist immer mehr oder weniger Sache der subjectiven Auffassung, ob gewisse Krankheits-symptome einen Verdacht bis zu dem Grade rechtfertigen, daß sich die Anzeige empfiehlt. Nach geschעהener Meldung hat der beamtete Arzt an Ort und Stelle Ermittlungen anzustellen und es muß ihm zu diesem Zwecke der Zutritt zum Kranken oder zu der Leiche und die Vornahme der nothwendigen Untersuchungen gestattet werden. Auch diese Bestimmung giebt zu manchen Ausstellungen Anlaß; nicht etwa weil es für den Privatarzt peinlich ist, wenn ihm ein concurrirender Colleague am Krankenbett als Autorität entgegentritt; solche Bedenken müßten hinter der Rücksicht auf das allgemeine Wohl unbedingt zurücktreten, wenn damit eine größere Sicherheit in der Feststellung der Krankheit verbürgt werden könnte. Aber das ist nicht der Fall: Aus eigener Anschauung kennt die Mehrzahl der heute lebenden Aerzte, beamtete und unbeamtete, die in Frage kommenden Krankheiten nur wenig oder gar nicht; die Diagnose aus den klinischen Symptomen wird darum für beide Theile die gleichen Schwierigkeiten bieten. Der beamtete Arzt ist durch seinen Bildungsgang in dieser Beziehung keineswegs besser gestellt, er überragt weder in seiner Erfahrung noch in der diagnostischen Fertigkeit den ärztlichen Durchschnitt. Nun liegt allerdings der Schwerpunkt der Diagnose nicht in den klinischen

Symptomen, sondern in der bacteriologischen Untersuchung der Krankheitsproducte. Aber wenn auch in den staatsärztlichen Prüfungen die Kenntniß der elementaren bacteriologischen Untersuchungsmethoden gefordert wird, so genügt diese doch noch lange nicht, um in Fragen von so weitreichender Bedeutung eine autoritative Entscheidung zu treffen. In gleicher Maße wie die bacteriologische Wissenschaft mehr und mehr ausgebaut wird, wächst auch die Schwierigkeit in der Erkenntniß der einzelnen Krankheitserreger, ihrer Unterscheidung von ähnlichen, verwandten aber nicht pathogenen Organismen. Der Amtsarzt — ich rede auch hier nur von dem Durchschnitt — ist in der Bacteriologie wesentlich Theoretiker; praktische Erfahrung besitzt er gewöhnlich nur so viel, als man in einem mehrwöchigen Feriencursus erwerben kann. Um auf dem Gebiete der Bacteriologie in zweifelhaften Fragen ein maßgebendes Urtheil abzugeben, dazu gehört aber ganz entschieden eine langjährige, specialistische Beschäftigung mit der Materie; der sichere Entscheid kann darum nur in einem sachmännisch geleiteten Institut getroffen werden. Die nothwendigen Probeobjecte zu entnehmen, dazu wird der „gewöhnliche“ Arzt wohl auch im Stande sein und man könnte deshalb dem Kranken in der Regel die für einen Feinsüßlichen keineswegs angenehme Nothwendigkeit ersparen, einen fremden Arzt an seinem Körper herumhantieren zu lassen. Des beamteten Arztes Hauptaufgabe sollte es dagegen sein, über Herkunft und Verbreitung der Krankheit, über die hygienischen Verhältnisse der Wohnung und des Wohnortes des Kranken, über Isolirung, Desinfectionsmaßnahmen u. die nothwendigen Erhebungen und Anordnungen zu treffen.

Während auf der einen Seite der beamtete Arzt ganz unberechtigter Weise seinem Kollegen von der Praxis als Autorität übergeordnet wird, ist andererseits seine eigene Wirksamkeit gerade dort, wo sie sich am kräftigsten entfalten könnte, in engherzigster Weise beschränkt. Nach der ersten Feststellung der Krankheit kann der beamtete Arzt nur im Einverständnis mit der unteren Verwaltungsbehörde weitere Ermittlungen anstellen, er darf ferner nur wenn Gefahr im Verzuge ist vor dem Einschreiten der Polizeibehörde die erforderlichen Maßregeln anordnen und muß dieser unverzüglich davon Mittheilung machen, damit sie, wie es in der Begründung so schön heißt, die getroffenen Anordnungen „mit ihrer Autorität deckt.“ Worauf sich diese Autorität der hohen Obrigkeit in Fragen, denen sie ohne Unterstützung des Fachmannes ohnmächtig gegenübersteht, eigentlich gründet, wird allerdings nicht verrathen. Man darf freilich nicht den Autoren des Gesetzentwurfes allein ihren Mangel an Verständnis für Stellung und Aufgaben des Gesundheitsbeamten zum Vorwurf machen; ihre Auffassung ist lediglich die Consequenz des auf so vielen Gebieten herrschenden Dogmas von der juristischen Unfehlbarkeit, die alle Glieder des Beamtenkörpers bis zum letzten Nachwächter herab mit den Strahlen ihrer höheren Einsicht erleuchtet.

Mit den Schutzmaßnahmen gegen die Verbreitung der Seuchen wird man sich im Allgemeinen einverstanden erklären können; sie entsprechen den gegenwärtig herrschenden Anschauungen und sind auch weit genug gefaßt, um in der praktischen Ausführung den Fortschritten der Wissenschaft folgen zu können. Es kommen hier in Betracht die Beobachtung kranker, krankheits- und ansteckungsverdächtiger Personen, ihre Absonderung und nöthigenfalls zwangsweise Ueberführung in ein Krankenhaus oder in andere, eine Absonderung gestattende Räumlichkeiten, die Beaufsichtigung und Beschränkung gewisser gefährlicher Gewerbebetriebe, die Ueberwachung des Personen-, Waaren- und Schiffsahrtverkehrs, die Controllirung des Betriebspersonals, der Ausschluß kranker und krankheitsverdächtiger Personen von der Beförderung, die Abweisung von Effecten, die als Träger des Krankheitsstoffes verdächtig sind, die Räumung von Wohnungen, die zwangsweise Vornahme der Desinfection u. s. w. Gerade in der

letzteren Beziehung war es nothwendig, dem Uebereifer und der vielgeschäftigen Angstlichkeit untergeordneter Stellen Schranken zu ziehen, um jene empfindlichen Belästigungen und schweren materiellen Schädigungen des reisenden Publicums, wie sie zur Zeit der Hamburger Cholera-Epidemie vorgekommen sind, in Zukunft zu verhüten. Gegen verdächtige Waaren sollen im Allgemeinen nur Ausfuhrverbote erlassen werden und die Desinfection von Waaren und Reisegepäck darf nur dann stattfinden, wenn die Gegenstände als Träger des Ansteckungsstoffes verdächtig sind, d. h. bei Cholera, Gelbfieber und Ausfuß nur, wenn die Vermuthung einer Infection näher begründet erscheint, während bei Fleckfieber, Pest und Pocken auch schon die Thatsache genügt, daß ein Kranker mit den Gegenständen in Berührung gekommen ist. Dem Bundesrath sind noch Bestimmungen vorbehalten über die Behandlung von Leichen, die Vertilgung von Ratten, Mäusen und anderem der Ansteckung verdächtigen Ungeziefer, sowie die Anordnung von Sicherheitsmaßregeln bei Vornahme wissenschaftlicher Untersuchungen an Krankheitserregern.

Auffällig erscheint es, daß der § 16 nur jugendliche Personen, in deren Behausungen Erkrankungen vorgekommen sind, vom Schulbesuch ausschließen will; das Lehrpersonal dürfte doch in solchen Fällen nicht weniger ansteckungsgefährlich sein. Daß der Vollzug der im Gesetze enthaltenen Bestimmungen im Gebiete des Verkehrs- und Heerwesens den Betriebsbehörden, bezw. den militärischen Commandostellen vorbehalten ist, dürfte im Interesse sowohl der militärischen Disciplin als der geordneten Leitung des Verkehrswesens gerechtfertigt sein. Völlig unverständlich erscheint es aber, daß das Verbot der Abhaltung von Messen, Märkten und Menschenansammlungen überhaupt auf Truppenübungen keine Anwendung finden soll. In der Begründung heißt es zwar, es sei Aufgabe der militärischen Befehlshaber und Behörden, unter eigener Verantwortlichkeit darüber Entscheidung zu treffen, inwieweit solche Uebungen mit der Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Truppen und auf das öffentliche Wohl vereinbar sind; es ist aber nicht abzusehen, warum Maßnahmen, die sicherlich nur aus zwingenden Gründen für die gesammte Civilbevölkerung eines Landes angeordnet wurden, noch der besonderen Erwägung militärischer Befehlshaber in Bezug auf ihre Nothwendigkeit unterliegen sollen. Es scheint fast, wie wenn in der Stufenleiter der Autoritäten die militärische noch über der juristischen stehen sollte.

Das sind im Ganzen die wichtigsten Punkte, die zur Kritik herausfordern und es bleibt auf's Innigste zu wünschen, daß die von verschiedensten Seiten erhobenen Einwände nicht allzu leichtfertig bei Seite geschoben werden, nur damit ein Seuchengesetz überhaupt zu Stande komme. In jedem Falle kann der Entwurf nur als eine Abschlagszahlung hingenommen werden, als der erste Anlauf zu einer viel weiter in's Einzelne durchzuführenden Seuchengesetzgebung. Ganz abgesehen von den übrigen einheimischen Infectionskrankheiten sind Tuberculose und Syphilis so forchtbare gesellschaftliche Uebel, daß energische Abwehrmaßnahmen unbedingt geboten sind. In der Bekämpfung der Tuberculose den privaten Wohlthätigkeitsbestrebungen die Hauptarbeit zu überlassen, wäre ebenso verkehrt, wie wenn man die Eindämmung der venerischen Krankheiten, die doch nur auf der Grundlage internationaler Vereinbarungen möglich ist, von den Landesgesetzgebungen erwarten wollte. So spröde die Materie auch ist, die Reichsregierung wird sich auf die Dauer der Pflicht nicht entziehen können, ihr näher zu treten. So lange das nicht geschehen ist, wird die Gesellschaft gerade gegen die tödtlichsten unter den gemeingefährlichen Krankheiten des ausreichenden Schutzes ermangeln.

Uebersetzung der jüdischen Geheimschriften.

Die Ermordung des Gymnasiasten Winter zu Konitz in Westpreußen hat bei der eigenthümlichen Art und Weise, wie der Mord vor sich gegangen sein muß, in einigen Kreisen den Verdacht erregt, daß es sich um einen jüdischen Ritualmord handelt. Dadurch ist denn die ganze Frage nach dem Vorkommen und Nichtvorkommen von Ritualmorden einmal wieder brennend geworden, und wieder einmal wird das Verlangen gestellt, die jüdischen Geheimschriften zu übersetzen.

Dem gegenüber wird behauptet, daß die Juden nicht im Besitz von Geheimschriften sind, daß ihre Religionsurkunde das Alte Testament ist, und daß Alles, was darüber hinausgeht, für das heutige Judenthum nicht mehr rechtsverbindlich ist. Dem gegenüber steht aber das bestimmte Zeugniß jüdischer Religionslehrer, nach dem der Thalmud noch in allen seinen Forderungen anzusehen ist als die Summe göttlicher Offenbarungen an Mose, mündlich überliefert durch die Ältesten des Volkes und also auch bindend für die Juden, und daß der Schulchan Aruch anzusehen sei als die Summe des nothwendig zu Haltenden. Wenn überhaupt der Thalmud für das heutige Judenthum nicht rechtsverbindlich ist, warum studiren ihn denn die Juden und namentlich die jüdischen Rabbinen so eifrig? Aus rein historischem Interesse doch gewiß nicht.

Nun sind freilich weder Thalmud noch Schulchan Aruch das, was man im strengsten Sinne des Wortes Geheimschriften nennt. Sie sind im Gegentheil eigentlich Jedermann zugänglich. Wenn trotzdem kein Religions- und Rechtsbuch der Welt Andersgläubigen so unbekannt ist, wie der Thalmud, so liegt das zum Theil schon an der junghebräischen, mit aramäischen und chaldäischen Sprachgut stark vermengten Sprache, die auch Demjenigen nicht ohne Weiteres verständlich ist, der das Althebräische versteht. Dabei ist in manchen Partien die Satzconstruction eine so verzwickte, und es sind Form und Redewendungen so eigenthümlich, daß die betreffenden Abschnitte nicht leicht zu verstehen sind. Manches ist wieder so langathmig und weiterschweifig und den behandelten Gegenstand so wenig fördernd, daß ein mehr als gewöhnliches Maas von Geduld dazu gehört, es nur zu lesen, geschweige denn, es zu verstehen. Es gehört der ganze Scharfsinn des nachrichtlichen jüdischen Rabbinismus dazu, der hinter dem Nichtigen noch große Geheimnisse vermuthete und fand, der nach Jesu Ausspruch Mücken seihete und Kameele verschluckte, um solch' ein Werk zu Stande zu bringen.

Ueber die Entstehung des Thalmud können wir uns hier nur oberflächlich auslassen. Der orthodoxe Jude betrachtet ihn als eine von Gott dem Mose geoffenbarte genaue Auslegung des Gesetzes. Mose habe diese Auslegung dem Aharon, dieser sie seinen Söhnen und diese sie den Ältesten des Volkes mitgetheilt. Durch öftere Wiederholung sei denn diese Auslegung dem Gedächtniß der Ältesten eingepreßt worden. Von Geschlecht zu Geschlecht sei sie weiter überliefert worden, von den Ältesten auf die Propheten, von den Propheten auf die Männer der großen Synagoge, bis man im Zeitalter nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus anfang, Einzelnes aufzuzeichnen. Die endgiltige Redaction geschah um das Jahr 200 durch Rabbi Jehuda Ha-Nasi. Was so entstand, nennt man die Mischnah. Sie ist das Bekannteste und verhältnißmäßig Genießbarste am Thalmud, am leichtesten verständlich und enthält Ansichten und Moralsätze, mit denen auch wir uns einverstanden erklären können. Weit umfangreicher als die Mischnah ist die Gemara, die eine Erklärung der Mischnah ist. Es liegt im Thalmud eine doppelte Gemara vor, eine kürzere und ältere jerusalemische und eine längere und jüngere babylonische. Hier werden die Ausdeutungen des Gesetzes in der Mischnah durch Aussprüche und Ansichten verschiedener Rabbinen weiter erklärt und der ganze Erklärungsapparat wächst an Stellen in's Ungeheure, wodurch das Ganze dann manchmal einen Charakter annimmt, der es für den modernen

Leser unendlich langweilig erscheinen läßt. Damit ist nun die thalmudistische Literatur nicht am Ende. Das ganze Mittelalter hindurch ist am Thalmud weiter erklärt worden, nur daß diese Erklärungen einen mehr profanen Charakter tragen und natürlich in den Thalmud selbst nicht aufgenommen werden.

Die jüdische Tradition über die Entstehung der Mischnah ist wissenschaftlich unhaltbar. Die moderne Bibelkritik spricht dem Mose die Urheberschaft des sogen. mosaischen Gesetzes entweder ganz ab oder beschränkt die Thätigkeit Mose's als Gesetzgeber um ein Erhebliches. Selbst aber wenn die alte Tradition Recht hätte, wenn Mose wirklich der alleinige Gesetzgeber Israels wäre, so läßt sich die ununterbrochene Kette: Mose-Älteste-Israels-Propheten-Synagoge nicht wissenschaftlich erweisen. Uebrigens haben die Propheten sich nie als Ausleger des Gesetzes, sondern als selbstständige Männer Gottes gefühlt. Aber auch die einzelnen Vorschriften der Mischnah sehen durchaus nicht nach uralten Ausführungsbestimmungen zum Gesetz aus, sondern vielmehr als Versuche, das ganze menschliche Leben und alle menschlichen Handlungen von der Geburt des Menschen bis zu seinem Tode gesetzlich zu regeln, so daß schlechterdings nichts der Willkür des Einzelnen überlassen blieb, sondern jedes einzelne Thun und Lassen als geboten oder verboten bezeichnet werden konnte. Dazu reichte nun freilich das Gesetz an und für sich in keiner Weise aus. Man mußte vielmehr durch kühne mehr oder minder willkürliche Regeln aus den vorhandenen Geboten neue ableiten. Diese Regeln werden von der jüdischen Tradition nicht etwa auf göttliche Offenbarung zurückgeführt, sondern auf den Rabbi Hillel, einen älteren Zeitgenossen Jesu. Waren mithin die Regeln jung, so kann nicht das durch diese Regeln Gefundene uralte sein. Und weil wir auch von anderen Zeugen wissen, daß man erst um die Zeit Christi anfang, aus dem Gesetz neue Gebote abzuleiten, und so einen Zaun um das Gesetz zu machen, so kann man wohl daraus schließen, daß die Mischnah im Wesentlichen in den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten entstanden ist. Die Gemara enthält auch Aussprüche aus dieser Zeit, ist sonst aber jünger.

Um diese Zeit aber waren die Juden bereits über alle Welt zerstreut, bei Christen und Heiden verhaßt und von ihnen gemieden. Es wäre also vom rein menschlichen Standpunkt ganz begreiflich, wenn der für diese Zeit nachweisliche und auch zu verstehende Haß der Juden gegen Andersgläubige im Thalmud zum Ausdruck gekommen ist, wenn der Thalmud den Juden gestattet, Andersgläubige anders zu behandeln als jüdische Volksgenossen. Etwas Aehnliches kommt gelegentlich auch im Alten Testament zum Ausdruck. Jakob betrügt seinen Schwiegervater Laban um seine besten Schafe; die Israeliten leihen beim Auszuge aus Egypten von den Egyptern goldene und silberne Gefäße in der Absicht, sie nicht wieder zu geben. Das Gefühl der Auserwähltheit macht sich gegenüber Volksfremden also auch auf diese Weise bemerkbar. Man kann also, ohne das Judenthum als solches an den Pranger zu stellen, vermuthen, daß im Thalmud Aehnliches befohlen oder erlaubt wird. In der That wird die Behauptung von verschiedenen Seiten aufgestellt, daß der Thalmud gerade deshalb nicht einwandfrei ist, weil er den Juden gegenüber Andersgläubigen Dinge erlaubt, die, an Juden begangen, Sünde sind. Weiter aber schlossen sich die Juden gerade in den Jahrhunderten, in welchen der Thalmud entstand, fest gegen Heiden und Christen ab. Deren Schriften wurden nicht mehr gelesen, Proselyten wurden nicht mehr gemacht. In solchen Zeiten hat aber gerade der Aberglaube am meisten Raum in den Köpfen, und es wäre gar nicht verwunderlich, wenn irgend ein Blutaberglaube auch im Thalmud zum Ausdruck gekommen wäre, der zum Ritualmord führen könnte. Man bedenke doch, daß in den Tagen Blut als ein ganz besonderer Saft galt. Man bedenke ferner, daß gerade der Glaube, die Juden tödteten gelegentlich Anders-

gläubige, um ihr Blut zu rituellen Zwecken oder als zauberkräftige Medicin zu verwenden, von Apion an bis auf unsere Tage immer wieder laut geworden ist. Apion mag seine Kenntniß von solchen Dingen in den Hafenschenken von Alexandrien erfahren haben und ist sicher ebenso wenig eine glaubwürdige Quelle, wie die Erfinder des im Mittelalter oft vernommenen Gerüchtes, die Juden hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die Pest verschuldet. Aber während von Brunnenvergiftungen heute nicht mehr die Rede ist, erhält sich die Sage von Ritualmorden und wird auch von solchen geglaubt, die sonst nicht jedem Gerücht blindlings glauben.

Bewiesen ist damit nichts. Daß das officielle Judenthum Christenblut zu rituellen Zwecken oder als Zaubermedizin gebraucht, ist auch wohl nicht die Meinung Derer, die sich aus voller Ueberzeugung Antisemiten nennen und von den Juden alles Schlechte glauben. Aber gewisse jüdische Secten und Conventikel können doch immerhin irgend einen Blutaberglauben hegen und man kann es den Völkern, unter denen Juden leben, nicht verdenken, wenn sie darüber Aufschluß haben möchten. Das kann aber nur geschehen, wenn die einschlägige Literatur Jedermann in richtigen und verständlichen Uebersetzungen zugänglich gemacht wird. Zu der einschlägigen Literatur gehören in erster Linie der Thalmud und sein Auszug, der Schulchan Aruch. Dazu gehört weiter die ganze thalmudistische Literatur, die entweder den Thalmud ergänzen oder erklären will, die zwar kein kanonisches Ansehen hat, aber doch die Rolle der Schriften von Kirchenlehrern und Kirchenvätern in der Christenheit spielen. Dazu gehören endlich wirkliche Geheimschriften, die vielleicht das offizielle Judenthum als apokryph verwirft, die aber bei Secten und Conventikeln in ähnlichem Ansehen stehen mögen, wie z. B. die Henochbücher bei Essäern zur Zeit Jesu. Was und wie viel von solchen Schriften vorhanden ist, weiß man freilich nicht. Das offizielle Judenthum leugnet ihr Vorhandensein und kann es vielleicht auch thun, da es ihnen nicht mehr Werth beimeißt, als z. B. das offizielle Christenthum der sogenannten Mormonenbibel. Andererseits berufen sich doch mitunter die einzelnen Juden den Christen gegenüber auf geheime Schriften und deren Weisheit. Ob das nur Prahlerei ist, oder ob noch etwas Anderes dahinter steckt, müßte zuerst untersucht werden.

Das Verlangen, die jüdischen Geheimschriften, wie man gewöhnlich Thalmud, thalmudistische Literatur und etwa vorhandene wirklich geheim gehaltene Schriften mit einem Worte nennt, ist durchaus kein unbilliges. Den Juden ist ja auch unsere ganze religiöse Literatur zugänglich und zwar in Ausgaben, die Jedermann verständlich sind. Wir verlangen also nur, die Juden sollen uns gewähren, was wir ihnen und aller Welt längst gewährt haben. Eigentlich hätten die Juden eine solche Uebersetzung aus freien Stücken veranstalten und vorlegen müssen, als sie um volles Bürgerrecht bei ihren Wirthsvölkern nachsuchten. Dadurch allein konnten sie den Nachweis liefern, daß ihre Religion es ihnen gestattet, Vollbürger eines fremden Staates zu werden und allen Pflichten nachzukommen, die der Staat und seine übrigen Bürger von ihm verlangten. Das hat man damals versäumt, und es ist nicht einzusehen, warum es jetzt nicht nachgeholt werden kann.

Das Verlangen hat auch gar keine judenfeindliche, antisemitische Tendenz. Im Gegentheil, ergeben die Schriften in ihrer Uebersetzung, daß der Jude nicht berechtigt ist, die Christen anders zu behandeln als seine Volksgenossen, daß in ihnen nichts von Ritualmord und Blutaberglauben steht zc., so können die Antisemiten ruhig einpacken, dann haben sie sich mit ihren Beschuldigungen so lächerlich gemacht, daß sie sich öffentlich nicht mehr sehen lassen können. Man wende aber auch nicht ein, der Verdacht, daß etwas Derartiges stehen kann, sei für das Judenthum schon beleidigend und um seiner Ehre willen könne das Judenthum auf eine ernsthafte Wider-

legung eines solchen Verdachtes nicht eingehen. Das ist lächerlich. Auch als völlig Unschuldiger kann ich in den Verdacht kommen, eine strafbare Handlung begangen zu haben. Habe ich aber ein reines Gewissen, so beantrage ich selber eine Untersuchung, da eben dadurch am besten meine völlige Schuldlosigkeit erwiesen werden kann. Es ist wirklich nicht einzusehen, warum das Judenthum, um allerhand Verdächtigungen abzuweisen, nicht selbst eine genaue Untersuchung seines einschlägigen Schriftthums beantragt.

Statt dessen sucht das Judenthum mit allen Kräften Andersgläubige zu hindern, den Thalmud kennen zu lernen. Thatsächlich giebt es in keiner Sprache eine Uebersetzung des Thalmud und selbst die Uebersetzungen einzelner Theile, mit Ausnahme einiger Sammlungen von aus dem Zusammenhang gerissenen Sprüchen zc. pflegen so schnell aus dem Buchhandel zu verschwinden, daß man schon an ein Aufkaufen durch Juden gedacht hat. Und wenn jetzt wieder die Uebersetzung der jüdischen Geheimschriften in den Kreis der Erörterungen gezogen wird, so sind es in erster Linie Juden, die so etwas für völlig unnöthig halten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Juden gerade durch ein derartiges Verhalten denjenigen Leuten Wasser auf die Mühlen liefern, welche behaupten, im Thalmud stehe etwas, was ein Nichtjude nicht wissen dürfe. Daß die Juden solches stets geleugnet haben und noch leugnen, beweist doch gar nichts. So peinlich genau nehmen es alle Juden mit der Wahrheit nicht, daß man ihnen einfach auf ihr Wort hin glauben könnte. Wir haben oben den Gedanken gestreift, daß es wenigstens möglich ist, daß im Thalmud etwas steht, was die Juden nicht gern an die Deffentlichkeit haben möchten. Sollen wir nun die Juden als vollberechtigte deutsche Reichsbürger ansehen, so müssen wir wissen, daß sie uns nicht mit anderem Maas messen, als ihre Glaubens- und Stammesbrüder und die gewinnen wir nur durch eine volle Einsicht in ihre Geheimschriften. Das kann man aussprechen, ohne irgendwie in den Geruch des Antisemitismus zu kommen.

Soll aber die Uebersetzung einen Werth haben, so muß sie unter staatlicher Aufsicht, von gelehrten und unparteiischen Männern gemacht werden. Betraut man Juden allein damit, so kommt man um die Gefahr nicht herum, daß diese im Interesse ihrer Volksgenossen Dinge auslassen, die sie nicht veröffentlicht haben mögen. Es ist Thatsache, daß in einer Thalmudausgabe in hebräischer Sprache der Tractat Abodah zarah, also vom Götzendienste, ausgelassen war, weil etwas daraus auf das Christenthum bezogen werden und den Juden Verfolgungen eintragen konnte. Wir müssen volle Garantie dafür haben, daß ohne Rücksicht auf die Folgen Alles übersetzt wird, was in diesen Schriften steht. Wir wollen vollständige, keine verstümmelten Ausgaben und wollen uns auch nicht damit begnügen, daß Dies und Jenes nicht mehr bindend sei. Wir wollen aber auch nicht etwa lauter Judenfeinde mit der Uebersetzung betraut wissen, da diese einzelnen Stellen einen Sinn unterschieben könnten, der herausgepreßt wird, aber nicht darin liegt. Wir wollen kein Tendenzwerk, sondern eine sinngemäße Uebersetzung.

Wir sprechen es zum Schluß noch einmal aus, unser Wunsch entspringt keiner Feindschaft gegen das Judenthum und gegen die Juden. Wir glauben auch nicht blindlings, was uns Judengegner als Lehren des Thalmud und des Schulchan Aruch verkaufen wollen. Wir wollen gern glauben, daß das Alles nur Entstellungen sind, aber man muß es uns beweisen, wir wollen nun einmal erst sehen und dann glauben. Wir wollen den alten Streit für und gegen die Juden gern einmal aus der Welt haben, und das muß den Juden auch lieb sein, denn trotz ihres Geldes und ihres Einflusses auf die Presse müssen sie in diesem Streit schließlich doch den Kürzeren ziehen, denn der Antisemitismus wächst. Wir haben den Weg vorgeschlagen, der zum Frieden führt. Einen anderen wissen wir nicht.

Thomas.



Literatur und Kunst.

Nachträgliches zu Tolstai's „Auferstehung“.

Von Heinrich Meyer-Benfey.

In einer Zeit, die an politischen Ereignissen so arm ist wie die unsere, — so arm, daß eine elende Scandalaffaire wie der Dreifus-Prozess Jahre lang von den Zeitungslesern aller Welt mit fieberhafter Spannung verfolgt wurde — einer Zeit, wo Sterne erster Größe nur am Himmel der Kunst leuchten, da sind die großen Kunstwerke, wie sie nacheinander an's Licht treten, eigentlich die wichtigsten Ereignisse. Von ihnen hängt in erster Linie der Gehalt und Werth eines Zeitraumes ab; an sie werden wir in erster Linie denken, wenn wir uns fragen, was wir z. B. im verfloffenen Jahre im weiteren Kreise Werthvolles erlebt haben. Und wenn wir einmal mit den Augen der Zukunft zu sehen versuchen: was man in hundert Jahren noch von den kleinen Kriegen an der Peripherie der Civilisation, von den technischen Fortschritten und Erfindungen, von den Entdeckungen der Wissenschaft kennen wird, das können wir uns nicht vorstellen; aber die großen Offenbarungen unserer Dichter, die Werke Ibsen's und Tolstai's, die wird gewiß auch dann jeder Gebildete kennen und lieben und sie werden herrlich sein wie am ersten Tag. Da ist es nun ein eigenes, bedeutames Zusammentreffen, daß gerade zur Zeit der improvisierten Jahrhundertwende uns zwei solcher unvergeßlichen Werke geschenkt sind, zwei Werke, in denen diese größten unserer Mitlebenden, die eigentlichen führenden Geister des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, beide im 72. Lebensjahre, noch einmal in voller Kraft vor uns hintreten, als gälte es, ein letztes Wort, ein heiliges Vermächtniß dem kommenden Jahrhundert zu übergeben. Daß es gleichwohl nicht ein allerletztes Wort sei, dürfen wir wohl von ihrer ungebrochenen Rüstigkeit erhoffen.

Mit ungeduldiger Spannung werden alle die zahllosen Verehrer Tolstai's seinen großen Roman „Auferstehung“ erwartet, mit freudigem Danke den erscheinenden begrüßt haben. Freilich, daß seine moralisch-refigiös-gesellschaftskritische Schriftstellerei nicht aus der mürrischen, sauertöpfischen Lebensunlust und Schwäche des Alters herrühre, daß sie keineswegs den Verfall seiner künstlerischen Kraft bedeute, vielmehr die unvergleichliche Gabe des großen, tiefen Schauens und des reinen Gestaltens ihm unvermindert sei, das hatten uns schon die kleinen Erzählungen und Novellen der letzten Jahre, namentlich das Meisterwerk „Herr und Knecht“ gezeigt. Es war sogar die Erwartung ausgesprochen, daß „seine ganze theoretische Schriftstellerei nur ein Durchgangspunkt zu einer neuen dichterischen Anschauung der Dinge“ sei. Aber auf ein so stattliches Weihnachts Geschenk hätten wir uns doch kaum Hoffnung gemacht. Und dennoch müssen wir zweifeln, ob jene Erwartung nun wirklich bestätigt und die Rückkehr Tolstai's zum Kunstschaffen großen Stils besiegelt ist. Aus den Briefstellen, die im Nachwort der deutschen Uebersetzung von Vladimir Gzumifow mitgetheilt sind, erfahren wir, daß der Verfasser auch dieses Werk, das in frühere Jahre zurückreicht, zu den „Sachen in meiner alten Manier, die ich jetzt nicht mehr billige“, rechnet und nur aus äußeren Gründen, halb widerwillig, es abgeschlossen und veröffentlicht hat. So scheint es fast, als ob dieser spätgeborene Bruder zu „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ vielleicht eine Episode in der Entwicklung Tolstai's bleiben solle. Aber wie dem sei, wir haben zunächst Grund genug, uns der herrlichen Gabe von Herzen zu freuen und aus der unerschöpflichen Quelle, die in ihr rinnt, ästhetischen Genuß, Belehrung und Anregung zu schöpfen, soviel unsere Seele zu fassen vermag.

Eine vollständige Charakteristik des Werkes zu geben, würde meine Kräfte übersteigen. Sie hätte vor Allem nach-

zuweisen, wie sich die Form des neuen Romans von der seiner Vorgänger unterscheidet, sie hätte dem Einflusse seiner veränderten Lebensanschauung auf die künstlerische Gestaltung, den etwaigen Spuren der stückweisen Abfassung mit Unterbrechungen nachzugehen u. Vielleicht wird es noch lange dauern, bis wir Alles das klar erkannt haben und ein definitives Urtheil über Werth und Gehalt möglich ist. Gehört doch die Dichtung sicher nicht zu denen, die das Interesse einer Saison bilden, um dann vergessen zu werden. Nur einige beiläufige Gedanken, die mir während des Lesens gekommen sind, kann ich hier darbringen; mögen sie nicht ganz werthlos für Verständniß und Würdigung des Werkes erscheinen.

Mein erster Eindruck war der, daß die Kraft der Lebensfassung und -darstellung im Ganzen hier auf der gleichen Höhe steht, wie nur in irgend einem Werke Tolstai's, d. h. auf einer Höhe, wie sie außer ihm vielleicht Niemand erreicht hat. Auch hier sieht er den Menschen, die er schildert, bis in den innersten Grund ihres Herzens, und er stellt sie so lebhaft und lebendig, so sicher und natürlich vor uns hin, daß wir sie zu kennen glauben, wie wir nur unsere nächsten Freunde und Verwandten kennen, oder auch diese nicht einmal. — Im Uebrigen freilich scheint es Tolstai mit der künstlerischen Form des Ganzen leichter genommen zu haben, als in den früheren Romanen. Wir haben hier nicht die gleichen räumlichen und zeitlichen Dimensionen: wir bewegen uns in einem viel enger begrenzten Kreise, alle Gestalten gruppieren sich um einen Mittelpunkt, alles Geschehen spielt sich ab in einem Zeitraum, der nach Wochen zählt, und den wir größtentheils Tag für Tag miterleben, und verläuft überhaupt geradliniger und einförmiger.

Aber vielleicht scheint das nur so. Denn was sich hier vor unserem Geiste aufthut, das ist doch wiederum eine ganze Welt mit einer erstaunlichen Fülle individuellen Lebens. Die Bevölkerung der russischen Gefängnisse, unter der wir uns hauptsächlich bewegen, ist ja nicht eine einheitliche sociale Schicht; Vertreter der verschiedensten Gesellschaftsclassen finden sich in ihnen zusammen. Da sind neben den eigentlichen Verbrechern schlichte Handleute, die theils schuldig, theils unschuldig, theils durch Geschick, theils durch Zufall oder Versehen, hierher gerathen sind. Und dann die Verbrecher, Menschen von verschiedenstem Charakter, die aus den verschiedensten Voraussetzungen durch die verschiedensten Ursachen (nur nicht gerade durch angeblich angeborene oder ererbte Veranlagung) zu solchen geworden sind, und die theilweise an die äußersten unteren Grenzen des Menschlichen reichen, — eine Gesellschaft, die sonst nur gelegentlich gestreift, in keinem früheren Werke so selbstständig und vielseitig vorgeführt ist. Da sind ferner die „Politischen“, die Revolutionären und Nihilisten, zu denen Tolstai erst jetzt ein inneres Verhältniß gewonnen zu haben scheint, und zwar ein Verhältniß unverfennbarer Sympathie und Hochachtung, — gewiß eine höchst werthvolle und bedeutsame Gebietserweiterung. Daneben treten aber auch die Kreise, die Tolstai sonst mit Vorliebe geschildert hat, breit und kräftig genug heraus: die aristokratische Gesellschaft, die „große Welt“, das Beamtenhum einer-, das Landvolk andererseits. So entfaltet der Dichter auch hier eine ganze Welt vor unseren Augen, die sogar eine nicht unwesentliche Erweiterung des Gesichtskreises zeigt.

Mit welch' sicherem künstlerischen Tact bei der grandiosen Einfachheit das Werk aufgebaut ist, wie von dem einmal angenommenen Ausgangspunkte, der Schwurgerichtsscene mit dem verhängnißvollen Versehen bei der Schuldigsprechung, sich die Handlung natürlich und ungezwungen nach allen Seiten entwickelt und alle diese Seiten wieder ineinander greifen, das wurde schon mehrfach dargelegt; auch nach dieser Seite hin erweist sich die Dichtung als das Product einer vielleicht unbewußten, aber durchaus reifen und vollendeten Kunst.

Ganz im Gegensatz zu den früheren Romanen hat Tolstoi hier eine Gestalt in den Mittelpunkt gerückt, die also als der eigentliche Held des Romanes erscheint: den Fürsten Nechljudow. Alle anderen Figuren, alles Zuständliche und alles Geschehen gruppirt sich um ihn und ist nur feinnetwegen da. Er ist fast ununterbrochen auf der Bühne (die wenigen Ausnahmen beschränken sich auf den Anfang): alles Andere existirt eigentlich dadurch, daß, und insofern, als es von ihm gesehen wird; Alles, was vor sich geht, ist sein Erlebnis. Der Roman nähert sich dadurch einer Kunstform, die besonders bei den nordischen Autoren sehr beliebt ist, wobei wir die Welt überhaupt nur mit dem Auge und durch das Medium einer bestimmten Individualität sehen. (So vielleicht am consequentesten Knut Hamsun.) Tolstoi nähert sich dieser Technik; er führt sie nicht strenge durch, denn er unterscheidet sich nicht von seinem Helden in der Art des Schauens und kann daher direct in eigenem Namen darstellen, was der Fürst Nechljudow sieht und erlebt. — Neben ihm bleibt eine andere Gestalt von Anfang bis zu Ende des Buches, wenn auch mit Unterbrechungen, vor unseren Augen und im Vordergrund des Interesses: die unschuldig verurtheilte Dirne Maslowa, die jener früher verführt hat. Alle Anderen sind nur Nebenfiguren, sie treten nur zeitweise und nur in Bezug auf jene auf. Aber auch sie, so erstaunlich groß ihre Zahl ist, sie Alle sind ganz individuell lebendig und mit tiefster Wahrheit und Echtheit ausgeführt; sie leben vor uns in ihrem vollen Menschheitsgehalt und ihrer ganzen Besonderheit, sie werden uns in ihrem innersten Wesen durchsichtig.

Sene Beiden aber, deren Leben so eigenthümlich ineinandergeschlungen wird und die sich im vollen Sinne ihr Schicksal sind, sie übersehen wir in dem ganzem Verlaufe ihrer Entwicklung. Die paar Wochen, während deren wir sie auf ihrem Lebenswege begleiten, sind für sie nicht eine Episode, sondern die große Krisis, wo sich Ziel und Richtung, Geschehnis und Werth ihres Lebens entscheidet. Was vorausliegt, ist die unentbehrliche Voraussetzung; was nachfolgt, ergibt sich daraus als nothwendige Folge. Daher hat Tolstoi auch darauf verzichten können, die äußere Geschichte ganz zu Ende zu erzählen. Denn die innere Entwicklung ist wirklich vollendet: wie auch ihre äußeren Verhältnisse sich gestalten mögen, — was der eigentliche Inhalt und Sinn ihres Lebens sein wird, darüber kann kein Zweifel bestehen. Uebrigens läßt sich ja auch der äußere Abschluß leicht ergänzen.

Als sie sich zum ersten Male trafen, da entstand hieraus der erste Wendepunkt ihres Lebens: der Sündenfall, der eigentliche Anfang unseres Erdendaseins. Bis dahin hatten sie im Unschuldsparadiese der Kindheit gelebt; indem sie nun durch und miteinander schuldig werden, werden sie in das Getriebe der Welt hineingezogen; ihr Leben wird wie das aller Anderen. Und ihres eigenen Ichs verlustig, sinken sie immer tiefer, des festen Halts, aller Widerstandskraft beraubt, und die mahnende Stimme ihres Innern, das nagende Bewußtsein ihrer Lage betäubend: sie, eine öffentliche Dirne, — er, äußerlich hoch angesehen und achtbar, innerlich leer und sittlich werthlos wie sie. Und nun — damit beginnt die eigentliche Erzählung — treten sie einander zum zweiten Male gegenüber, er als Geschworener und sie als Angeklagte. Und wiederum wird diese Begegnung für sie entscheidend. Indem eben durch dies Wiedersehen die Erinnerung an die Zeit, wo sie noch rein und eigen waren, vor ihre Seele tritt, beginnt der innere Mensch, der so lange im dumpfen Traume und in Ohnmacht darnieder gelegen hatte, in ihnen wieder aufzuleben und zu wirken. Aber bei Beiden nicht in gleicher Weise, — auch hierin besteht eine genaue Parallele. Wiederum ist nur bei ihm spontane Entwicklung und Initiative. Bei ihr wird dieser Proceß erst durch sein Eingreifen hervorgerufen und hat ein langes, heftiges Sträuben zu überwinden. Wie einst auf den Weg der Sünde, so wird sie jetzt durch ihn wider ihren Willen auf den Weg zur Erlösung mitgezogen. Der

Glaube an die unbedingte Macht des Guten im Menschen bricht mit sieghafter, freudiger Gewißheit durch. — Ganz unwillkürlich stellt sich hier der Gedanke an ein anderes Meisterwerk der russischen Literatur ein, an Dostojewskij's „Schuld und Sühne“. Es ist nicht nur die äußere Ähnlichkeit, daß es beide Mal ein Mann und eine Dirne sind, um die es sich handelt, daß die entscheidende Krisis in beiden Fällen auf dem Wege nach Sibirien eintritt, wohin sie ziehen, der eine Theil als verurtheilt, der andere jenem zu Liebe (mit der sehr charakteristischen Variante, daß sich für Dostojewskij die Verderbnis der Gesellschaft verkörpert in einem Ausnahmemenschen, einem notorischen Verbrecher, einem ungewöhnlich veranlagten, aber durch Hunger und Spintifiren zerrütteten Gehirn, für Tolstoi dagegen in einem ganz gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, der lebt wie Alle seines Standes und sich durchaus der Achtung seiner Mitmenschen erfreut), — entscheidend ist eben dieser beiden Dichtern gemeinsame Glaube, daß in jedem Menschen eine Kraft der Erneuerung lebt, die ihn auch aus dem tiefsten Abgrund der Sünde zu retten und zu einem neuen Leben „in Gerechtigkeit und Keuschheit“ zu stärken vermag, und zugleich, daß es eine Macht der Liebe giebt, die auch den Andern, durch alle Verstocktheit des Herzens hindurch, zu retten und zu entführen im Stande ist. Es ist vor Allem diese Grundüberzeugung, dieser feste Glaube an den Sieg des Guten und die Alles überwindende Macht der Liebe, der in der That die Seele dieser Kunst ist, und, wie sich leicht zeigen ließe, auch die Auffassung und Gestaltung der einzelnen Menschen wie der Zusammenhänge und Verhältnisse bestimmt, was diesen größten Dichtern Rußlands den urchristlichen Charakter giebt, der uns in ihren Werken so eigen überrascht und ergreift. Entscheidend ist einerseits die ausschließliche Energie der sittlichen Werthung, andererseits, daß die eigentlichen Culturprobleme so vollständig außerhalb des Gesichtskreises bleiben. Daß aber gerade die beiden Dichter, die am tiefsten im russischen Volksthum wurzeln und die gewaltigsten Offenbarer seiner Seele sind, mit solcher Entschiedenheit von der ihm innewohnenden sittlichen Kraft künden, — einer Kraft, die man in breiten Strichen der westeuropäischen Literatur vergebens sucht, — das ist für das russische Volk ein herrliches Ruhmeszeugniß und eine sichere Bürgschaft seiner Zukunft.

Wenn man die beiden Hauptgestalten der „Auferstehung“ nebeneinander hält, so nimmt sich der Fürst Nechljudow, der doch der eigentliche Protagonist ist, neben der überaus lebendigen und mit stärkstem individuellem Reiz ausgestatteten Maslowa unleugbar etwas matt und uninteressant aus. Vielleicht könnte man hierhin wirklich eine gewisse künstlerische Schwäche sehen. Der Grund allerdings ist deutlich. Unverkennbar will Tolstoi in dieser Figur sich selbst darstellen; da er sie aber alles dessen entkleidet hat, was ihn zu einer so einzigen Persönlichkeit macht, so erscheint ihr individueller Gehalt etwas dürftig. Auch dies ist verständlich und bedeutsam. Erstens ist dem naiven Künstler — und diese Bezeichnung gilt ja von Tolstoi im allerhöchsten Maße — das eigentliche Geheimniß seiner Individualität, d. h. seiner künstlerischen Productivität, nicht bewußt. Und gerade bei Tolstoi ist seine ganze Welt- und Lebensanschauung dadurch bestimmt, daß er, selbst Individualität in höchster Potenz und mit der unvergleichlichen Gabe, Individuen zu schaffen, in seiner Schätzung, seiner Theorie diesem Princip gar keine Rechnung trägt, sondern den einzelnen Menschen lediglich als eine besondere Darstellung der Menschheit nach seinem Menschheitsgehalt werthet. Somit kann in einer Selbstdarstellung Tolstoi's das gar nicht herauspringen, was ihn als den Einzigen charakterisirt, also in unserer Schätzung seinen Werth ausmacht. Zweitens aber wird jeder bedeutende Künstler mit Bewußtsein und Absicht in seinem Selbstporträt die allzu individuellen Züge auslöschen und sich dem Durchschnittsmenschen anähnlichen, schon um seinem Werke den Charakter

von Allgemeingiltigkeit zu geben, den alle wahrhaft große Kunst verlangt. So in dem jüngsten Selbstbekenntnisse Ibsen's. Und wie tief stehen die Gestalten, in denen Goethe dem Publicum seine Reichte abgelegt hat, stehen ein Weislingen, ein Clavigo unter dem wirklichen Goethe! Dagegen sind die unechten und halben Künstler immer darauf aus, ihre Helden, zumal solche, in die sie ihr werthes Ich verkleiden, nach Kräften zu steigern, als ungewöhnliche, über das Menschenmaß hinausragende Gestalten zu malen. (Der typische „Romanheld“, von dem selbst Sudermann sich nicht freigemacht hat. Oder man denke gar an Wildenbruch's „Schwesterseelen“.) Es zeugt also auch dies von Tolstoi's Künstlergröße, wenn er in dem Fürsten Nechjudow, sei es in unbewußter Nothwendigkeit, sei es mit bewußtem Willen, sich auf das Niveau des Durchschnittstypus herabgedrückt hat. Aber es kann als Mangel wirken, wenn die Motivierung und die Verständlichkeit der Handlung darunter leidet. Und das scheint hier der Fall zu sein. Denn dem Fürsten Nechjudow trauen wir allenfalls die immerhin sehr bedeutende sittliche Energie zu, womit er, unbeirrt durch die entgegenwirkenden Einflüsse der Umwelt und der Gewohnheit, und nur ganz vorübergehend von der Schwäche der menschlichen Natur angefochten, die Macht des Bösen in sich und in der Maslowa besiegt. Denn wir wissen aus allen Schilderungen des russischen Volkes und sehen auch aus diesem Roman, daß der Russe in viel höherem Grade bereit und geneigt ist, alles Andere und auch sich selbst seiner sittlichen Ueberzeugung zu opfern, und daß wir daher nicht von uns aus urtheilen dürfen. Nicht glaublich erscheint es dagegen, daß der Durchschnittsmensch Nechjudow auch jenen eigenthümlichen Tiefblick besitzen soll, mit dem er dem Leben und den Menschen immer und unmittelbar auf den Grund ihres Wesens schaut. Der ist vielmehr das ausschließliche Vorrecht des Genies Tolstoi. Und doch ist er im Zusammenhange der Handlung nicht zu entbehren, denn schwerlich würde ohne ihn das Verhältniß zur Maslowa ungetrübt bleiben und von so tiefer Wirkung sein.

Wir haben gesehen, daß die ganze hier dargestellte Welt ein Erlebnis Nechjudow's ist, daß der Dichter aber sich nicht von seinem Helden sondert und zum vollen Verständniß für diesen einzusetzen ist; sie ist also doch mit Tolstoi's Augen gesehen. Welcher Art aber ist nun das äußere Bild, das er gesehen hat, und wie hat er es gesehen? Es ist ein Bild von einer grauenhaften Trostlosigkeit, und es wirkt um so niederschlagender, als auch hierin Tolstoi nirgends extreme, besonders markante Einzelfälle darstellt, sondern stets das ganz Gewöhnliche, das, was alle Tage geschieht und von Allen so hingenommen wird, als müßte es so sein. Man sage nicht, daß wir Rußland zu wenig kennen, um zu einem Urtheil berechtigt zu sein. Ich möchte im Gegentheil behaupten, Dank den großen russischen Erzählern, die mit so unvergleichlicher Unbefangenheit und Sicherheit die Welt, in der sie leben, geschaut und wiedergegeben haben, kennen wir kein Land und kein Volk so gut, wie das russische, vielleicht nicht einmal unser eigenes. Wie viel tiefer und gebiegener ist die Kenntniß, die wir aus einem Werke Tolstoi's schöpfen, als das Ergebnis einer kürzeren Auslandsreise, wobei wir für den kleinen Ausschnitt, den unser Auge umfaßt, so sehr auf den Zufall angewiesen sind und es wiederum ganz von unserer Fähigkeit zu sehen abhängt, wie weit unser Blick unter die äußerste Oberfläche dringt. Und das Bild, daß wir so von Rußland erhalten, ist überall das gleiche, — bedürfte es noch einer Bestätigung außer dem Siegel der Echtheit, den diese Kunst so unverkennbar an der Stirn trägt, so wäre das eben diese Einstimmigkeit, — das Bild eines edlen, tüchtigen, wenn auch noch theilweise unentwickelten Volkes mit einem unermesslichen Fonds von ernstem Streben, von Liebe und Güte, das unter dem unerhörten Druck eines barbarischen Staatssystems darniederliegt und von dem erbarmungslosen Koloß zermalmt wird. Die russische Staatsmaschine ist vielleicht die entseßlichste

Barbarei, die die Welt bis jetzt gesehen hat, denn sie verbindet mit der vollendeten Roheit und Rücksichtslosigkeit der primitiven Gewaltherrschaft die in's Unermessliche gesteigerten Machtmittel und die jeden Widerstand unmöglich machende Omnipotenz des modernen Culturstaates. Darum ist ihr Alles, was irgendwie über das niedrigste Mittelmaß hinausragt, an Verstand und Talent, an Vorzügen des Herzens und des Geistes, an Seelengröße und Charakterstärke, an sittlichem oder religiösem Sonderstreben, von politischen Tendenzen ganz zu geschweigen, dem Untergange geweiht, einem langsamen, unendlich qualvollen Hinsterven; denn diese Todesurtheile werden nicht mit Strang und Beil vollstreckt, sondern lieber mit dem Schmutz und Unrath, der seuchengeschwängerten Stielkluft der russischen Gefängnisse, wo nach dem Volksausdruck „die Läuse mit Menschen gefüttert werden“. Wieder sei an eine andere, leider in Deutschland zu wenig gekannte Dichtung erinnert, „Wjera Baranzow“ von Sophie Komalewsky (deutsch als „die Nihilistin“ von Louise Flachs-Joschaneanu, Wien 1896). Auch hier werden zwei treffliche, vom edelsten Streben besetzte Menschen schuldlos hingerichtet, die eine durch Knochenfraß, der andere durch Schwindsucht; und am Schlusse thun wir einen flüchtigen Einblick in die berückigte Peter-Paul-Festung, jene unheimliche Grabhöhle, worin der Gefangene von jedem Zusammenhang mit Welt und Leben für immer abgeschnitten ist, und wo es selten länger als wenige Monate dauert, bis Wahnsinn und Selbstmord seinem Sterben ein Ende machen. — Uebersetzen wir das nicht: Diejenigen Dichter, aus deren Werken wir dieses Bild russischer Zustände gewonnen haben, vor Allem Tolstoi und Dostojewsky, sie sind gerade die russischsten der Russen, die sich am meisten als solche fühlen und der westeuropäischen Cultur gegenüber ablehnend oder gleichgiltig verhalten, denen jede Entstellung der Thatsachen (zumal zu Rußlands Ungunsten), jede unkünstlerische Tendenz, jede politische Parteirichtung gänzlich fern liegt. Wenn ein Tolstoi, der früher die Nihilisten entschieden verurtheilte, da ja auch sie Gewalt gegen Gewalt setzen und das Böse mit Bösem bekämpfen wollen, jetzt für sie eine so ausgesprochene Sympathie verräth, — eine Sympathie, die sich weniger in den allgemeinen Auseinandersetzungen, als in der Zeichnung der Vertreter äußert, von denen nur einer nicht das Wohlgefallen des Dichters hat, — wenn auch er zu der Ansicht gekommen ist: „Der einzige geziemende Ort für ehrliche Menschen zu jetziger Zeit in Rußland ist das Gefängniß,“ so liegt darin eine vernichtende Verurtheilung der russischen Staates, gegen die nichts einzuwenden und von der nichts abzubringen ist.

Aber sollen wir nun in Pharisäerförm das Auge zum Himmel erheben und sprechen: „Nein, Gott sei Dank, wir sind nicht so“ —? Vielleicht könnten wir doch über dem Balken im Auge des Nachbarn den Splitter im eigenen (wenn schon nicht umgekehrt) übersehen haben. — Sicherlich hätten wir damit die Meinung Tolstoi's gründlich verfehlt, denn er will ganz gewiß nicht speciell Rußland, sondern die heutige Verfassung der menschlichen Gesellschaft überhaupt treffen. Und wenn wir ernstlich prüfen: keine Kritik der Gesellschaft trifft wirklich auch bei uns zu. Zwar hat die ältere Cultur, die in den Einzelnen und durch die Einzelnen vollzogene sittliche Entwicklung, der größere Einfluß dieser Einzelnen und ihrer Bildung die brutale Roheit des Staatsthumus gemildert, die ärgsten Symptome beseitigt oder versteckt. Aber der Kern der Sache ist doch derselbe. Im Princip ist unser Staatswesen überhaupt durchaus unsittlich, denn es gründet sich nicht auf Freiheit und Recht, sondern auf Macht und Gewalt, es befolgt nicht das Grundgesetz aller socialen Sittlichkeit: die unbedingte Achtung der Menschheit im Einzelnen, es behandelt den Menschen nicht als Zweck, sondern als Mittel. Ich glaube nicht, daß man dem mit Grund widersprechen, noch auch irgend etwas in Tolstoi's Gesellschaftskritik als unzutreffend oder übertrieben bezeichnen kann. Wenn

wir das aber eingesehen und anerkannt haben, dann erhebt sich drohend und unabweisbar vor uns ein Problem, von dem man heute nicht gern hören mag und an dem man stets sorgfältig vorbeigeht, so oft wir auch schon seinen Saum gestreift haben (z. B. anlässlich der armenischen Greuel): der Conflict zwischen Moral und Politik (oder Staat). Soll ich die Schwierigkeit auf einen scharf paradox zugespitzten Ausdruck bringen, so möchte ich so sagen: alle sittliche Entwicklung vollzieht sich im Einzelnen, er ist das Subject des sittlichen Bewußtseins, der Träger des Fortschritts. Staat und Gesellschaftsform dagegen sind die in System gebrachte Un-sittlichkeit. Und doch soll der Einzelne sich dieser Gesamtheit unterordnen. Und zwar nicht bloß der Macht weichend, sondern im Namen der Pflicht. Also: die Sittlichkeit verlangt von dem sittlichen Einzelnen, daß er sein sittliches Bewußtsein dem schlechthin unsittlichen Ganzen opfere und unterwerfe! Das ist eine Antimonie, die wir lösen müssen, wenn wir weiterhin ein Leben im Bewußtsein führen wollen. Für Tolstoi ist die Lösung sehr einfach: ihm ist der Staat das Reich des Bösen schlechthin, nur mit dem Einzelnen hat es seine Moral zu thun. Er kann so entscheiden, weil bei ihm die Cultur nicht sittlich gewerthet wird, überhaupt als besonderes Problem nicht existirt. Wir können und wollen diesen Ausweg nicht annehmen. Aber da wir die Frage doch nicht abweisen können, so bleibt die Nöthigung, eine bessere Lösung zu suchen. Wie ich mir diese möglich denke, kann ich hier nicht andeuten; nur auf ihre Wichtigkeit sollte hingewiesen werden. Wir Deutschen sind noch Neulinge in der Politik, und es wird vielleicht noch lange dauern, bis die Masse des Volkes politisch reif ist. Da ist es verständlich und entschuldbar, daß wir uns mit ungetheiltem Eifer und dem Ungestüm der Jugend in die so lange entbehrt Thätigkeit stürzen und uns Alles vom Leibe halten, was unsere politische Energie schwächen könnte, also besonders diese Frage nach Werth und Recht der Politik überhaupt. Aber es wird der Zeitpunkt kommen, wo auch die Politik an dieser Frage nicht mehr vorbei kann, sondern sich mit ihr auseinandersetzen müssen, und ich glaube, auch sie kann am Ende dabei nur gewinnen.

Noch eine andere Gewissensfrage richtet die „Auferstehung“ an uns. Wir haben es gelernt, — wenigstens diejenigen unter uns, die von der modernen Bildung berührt sind, nicht natürlich die Gefolgsgruppen der lex Heinze, — die Kunst nur unter ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten und alle moralische Beurtheilung abzuweisen. Gilt das nun auch von diesem Roman? Sollen oder dürfen wir auch da bloß die Technik, die wunderbare Treue und Tiefe der Lebensdarstellung, die erhabene Einfachheit und Folgerichtigkeit des ganzen Baues u. s. w. in dankbarer Bewunderung genießen, und alle sociale Kritik, alle sittlichen Reformgedanken bei Seite lassen? Sicherlich wäre das nicht in Tolstoi's Sinne. Denn man kann nicht zweifeln, daß er mit seinem Werke wirklich eine Moral, eine sittliche Gesamttanschauung predigen will. Oder sollen wir darum sein Werk als Tendenzroman brandmarken und von der Sphäre der reinen Kunst ausschließen? Auch dies wäre ungerecht, denn man würde Mühe haben, zu zeigen, daß die sittlichen Ueberzeugungen Tolstoi's irgendwie die Reinheit seines Schauens oder die Treue der Darstellung getrübt, daß also die ästhetischen Qualitäten im Geringsten unter dem moralischen Gehalt gelitten hätten. Und können wir selbst mit gutem Gewissen die Dichtung lesen nur mit dem Gedanken: „Wie schön ist das geschrieben!“, fühlen wir uns nicht unmittelbar gedrungen und verpflichtet, auch zu den sittlichen Anschauungen darin Stellung zu nehmen? Bei dieser Fragestellung wird uns klar, daß die große Kunst, die Kunst, worin sich das innerste Seelenleben einer Zeit offenbart, und welche in erster Linie den dauernden Werth einer Epoche für die Weltgeschichte bestimmt, zwei Seiten hat. Was ihr diese hohe, einzige Würde verleiht, sind im

Grunde doch nicht technische Vorzüge, sondern eben, daß das Lebensgefühl und die Lebenswerthung ihrer Zeit in ihr in bleibende Gestalt gebannt ist. Hier zeigt sich das heute so beliebte decadente Schlagwort „L'art pour l'art!“ in seiner Unzulänglichkeit: es kann die Kunst nicht davor schützen, ein schöner Luxus, ein müßiges Spiel oder gar ein esoterischer Sport gewisser exclusiver Kreise zu werden. Und gerade dagegen richtet sich Tolstoi's Verdammungsurtheil über die moderne Kunst; und wir werden nicht umhin können, ihm soweit Recht zu geben: wie die Kunst eine Angelegenheit der Menschheit ist, so muß sie sich an die ganze Menschheit wenden, sie muß zwar nicht nach Allgemeinverständlichkeit im äußeren Wortsinne, aber nach Allgemeingiltigkeit streben. In diesem Sinne wird sie uns das leisten, was in früheren Weltaltern Sache der Religion war. Auch dies für das Verständnis unserer Zeit sehr interessante Problem kann hier nicht aufgerollt werden. Aber die Thatsache liegt vor Aller Augen: Unsere Zeit ist von einem gewaltigen, ursprünglichen religiösen Drange erfüllt. Wir sehen rings um uns, wie es sich in allen den älteren Religionsformen und -gemeinschaften mächtig regt; aber die eigentlich neuen, eigenen, originalen Schöpfungen unserer Zeit entstehen außerhalb ihrer. Und wenn wir uns fragen, wodurch unser Glaube, unser Wissen und Fühlen von Sinn und Zweck des Lebens bestimmt ist, so denken wir in erster Linie an die großen Künstler, von denen unsere Seele lebt, Goethe, Ibsen, Tolstoi. Diese religiöse Grundanschauung vom Leben braucht nicht direct ausgesprochen zu sein; sie kann rein und voll in den Proceß des künstlerischen Bildens selbst eingehen, wie es bei den früheren Werken Tolstoi's, bei Ibsen der Fall ist. Andererseits kann der Tiefe und der Wucht des Gefühls nur eine unvollkommene Gestaltungskraft beigelegt sein; dann entstehen die großen Halbkünstler, die neben jenen den religiösen und ethischen Gehalt unserer Zeit verkörpern, Männer wie Carlyle, Nietzsche, Maeterlinck. Aber das ist beiden Gruppen gemeinsam: gerade daß in ihnen das Leben selbst, der tiefste Lebensgehalt und eigenste Lebenssinn unserer Zeit sich verkündet, das ist es, was ihnen ihre welthistorische Größe, ihren Ewigkeitscharakter verleiht.

Die Künstler-Siedlung in Darmstadt.

Von Dr. Wilhelm Bode.

Der junge Herzog Karl August von Weimar, der einst in seinem Residenzstädtchen die größten Dichter Deutschlands zu vereinigen wußte, findet jetzt seinen Nachfolger in dem jungen Großherzog Ernst Ludwig von Hessen. Denselben Dienst, den Karl August seinen Dichtern und damit zugleich der deutschen Kunst und auch seinem Lande leistete, will der hessische Fürst seinem Lande, seiner Residenzstadt und dem deutschen Kunsthandwerk leisten. „Mein Hessenland blühe und in ihm die Kunst!“ ist ein Motto, das er bei feierlicher Gelegenheit gesprochen hat. Zu Karl August's Zeiten war die Dichtkunst das kraftvollste Kind unter den Künsten; sie versprach am meisten, für ihre Ausbildung waren die Vorbedingungen am günstigsten. Dann haben wir erlebt, daß die Musik zur Vorherrschaft gelangte, und jetzt darf man wohl sagen, daß die sogenannte „angewandte Kunst“, d. h. das Künstlerische an allem Bauwerk und Handwerk die Kunst der Zeit ist; auf keinem anderen Gebiete zeigt sich so viel neues Leben, so viel kräftiges Wollen, so viel verheißungsvolles Anfangen, so wenig Uebersättigung. Es wäre gewiß nicht zu beklagen, wenn andere Fürsten sich zu Schutzpatronen anderer Künste machten; aber es ist doch außerordentlich glücklich, daß Ernst Ludwig gerade für das werdende Kunsthandwerk das sein will, was Karl August für die deutsche Literatur war. Ob er so hochbegabte Männer bereits an sich gezogen hat oder noch gewinnt, daß sie später in ihrem

Sache mit Schiller und Goethe verglichen werden könnten, wird freilich erst die Zeit lehren. Jedenfalls giebt er ihnen die allerbesten äußeren Bedingungen, ihr Edelstes auszubilden. Wie mancher Dichter, Musiker, Maler, wie mancher Jünger der anderen Künste hat sich nach einem solchen Mäcen vergeblich umgeschaut! Die Herren Behrens, Vosselt, Christiansen, Olbrich, Büsch, Habich, Huber fühlen aber auch, daß sie nun zur Anspannung aller besten Kräfte verpflichtet sind.

Der Großherzog giebt ihnen erstens eine solche Unterstützung an Geld oder Geldwerth, daß sie nicht aus Brod-sorgen zu Zwangsarbeiten sich verdingen müssen. Er raubt ihnen auch nicht ihre Zeit durch Lehramter oder andere Aemter; wie weit sie Schüler ausbilden wollen, ist ihre Sache. Er läßt ihnen ferner volle Freiheit, schützt sie vor Bureaukraten und Ministern, die es wohl immer gut meinen, aber nicht immer mit jungen Künstlern harmoniren würden; nur ihr Fürst ist ihr Herr und sie verkehren ohne Mittelsperson mit ihm. Er giebt ihnen ferner die günstigste Gelegenheit, voneinander zu lernen, aneinander zu wachsen, sich gegenseitig anzuregen und anzutreiben; wie Schiller und Goethe durch einander größer wurden, so dürfen auch sie es. Und eine Versuchung vermeidet er, die bei einem Fürsten nahe liegt; er macht es ihnen nicht zur Pflicht, seine Schlösser zu verzieren, seine Umgebung mit Glanz und Luxus anzufüllen, sondern in seinem Hessenlande soll die Kunst blühen; das ganze Land soll von diesen Säeleuten befruchtet werden. Und seine Künstler denken auch viel mehr an Volkskunst als an Herrenkunst. Professor Hans Christiansen hat die Tage noch nicht vergessen, wo er mit Oscar Schwindraheim im Hamburger Volkskunst-Verein sich an neuen Idealen erwärmte; noch heute greift er das Kunstgewerbe der Reichen und Geschäftsleute scharf an: „Statt schöner Einfachheit — Luxus, Pomp, statt frischer Naturstudien — Tradition, statt Herzenssache reine Geschäftssache: so schaut es in unserem Kunsthandwerk aus, und deshalb muß es Klage- und Scheltworte über sich ergehen lassen: „Treibhauspflanze, Luxusgewerbe, Ornamentflunkerei, Mummenschanz von Stilarten!“ — Noch heute begeistert er sich an dem Streirufe „Die Volkskunst!“ „Eine Volkskunst! das ist es, was unsere Kunst sein sollte, was sie sein muß, was sie werden wird! Eine Kunst, die allem Volke diene, der aber auch alles Volk huldbige, eine freundliche, willige Dienerin, die dem Ärmsten Freude spende, wie auch eine allherrschende, erhebende Königin. Ein stolzer, immer grünender Baum, wurzelnd im Herzen alles Volkes, aber auch durch seine Früchte aller Herzen erfreuend! Eine Kunst, gegründet auf drei einfache, unumstößliche, eng verbundene Stützen, auf Einfachheit, Natur, Poesie, sich dadurch in Herz und Verstand des Menschen ewiges Leben sichernd — das ist die Kunst der Zukunft!“

Und ebenso denken auch andere Mitglieder dieser Künstler-Colonie. Rudolf Vosselt zum Beispiel, der Bildhauer, wendet seine Liebe der Medaille zu, also einer Kleinkunst, die zwar heute dem Volke ganz entfremdet ist, die das aber nicht bleiben wird. Die Medaille ist das dauerhafteste, billigste, beweglichste kleine Kunstwerk; man kann sich historische, literarhistorische, kunsthistorische Medaillensammlungen in allen Schulen denken, familiengeschichtliche in adligen und Patrizierhäusern, nach der einen oder anderen Liebhaberei zusammengestellte in Privatbesitz; und Männer wie Vosselt arbeiten mit aller Kraft daraufhin, die Hindernisse, die ihrer Verbreitung im Wege stehen, wegzuräumen.

Der Baumeister der Colonie ist Joseph Olbrich; er hat die Oberleitung bei der Anlage der Künstler-Colonie, die demnächst zu den Sehenswürdigkeiten Deutschlands gehören wird. Sie entsteht auf der Mathilden-Höhe, einem früheren Parke, der Krone gehörig. Hier leuchten bereits die vergoldeten Kuppeln der griechischen Capelle, und einige Villen von hervorragenden Baumeistern wie Messel und Wallot erheben sich hier bereits. Der östliche Theil des Hügels, etwa

10 000 Quadratmeter Fläche, stehen den Künstlern zur Verfügung. Hier wird von dem Kamme des Hügels das Arbeitshaus der Colonie heruntersehen, ein Wahrzeichen, daß sie zur gemeinsamen Arbeit hier versammelt sind. Acht große Ateliers nach Norden, kleinere Zimmer für die Künstler dahinter, ein kleines Theater, Turn- und Festsäle, gastliche Räume, Duschen und Bäder, das alles enthält der stattliche Langbau. In dem abfallenden Gelände südlich davon gruppiren sich um einen birnenförmigen Platz die Wohnhäuser der Künstler, und sie sollen Schmuckkästchen für den Aesthetiker, Sehenswürdigkeiten werden, zu Zeiten jedem Kunstfreunde zugänglich. Denn nur in wirklich bewohnten Häusern können wir Wohnungskunst lernen und die Brauchbarkeit der einzelnen Erzeugnisse des Kunsthandwerks deutlich sehen. Es ist deshalb sehr dankenswerth, daß diese Häuser mit voller Einrichtung den wesentlichen Theil der Ausstellung bilden werden, den die Colonie für den Sommer 1901 vorbereitet. Peter Behrens wird sein Haus selber bauen und ausstatten; bei den anderen wird Olbrich als Architekt mitwirken. Ein Stück Poesie will er bauen, wie man aus seinen Worten herausliest: „Alle die Häuschen, um ein Forum gruppiert mit eigenartig angelegten Wegen, Gärten, Beleuchtungskörpern, Brunnen und Blumenbeeten zur Einheit verbunden. Im Häuschen selbst ein eigenartiges Wohnprincip. Der große Raum (als Raum des Lebens) birgt alles Wohnliche. Dort soll Kunst in Fläche und Form vertreten sein, Musik gehört, Neben gewechselt, Gäste empfangen, schöne Stunden verlebt werden. Alles andere Raumgebilde betont mehr den Zweck in einfachster Schönheit. Das Schlafzimmer nur ein Ort des Schlafes, einem ruhigen Abendlied gleichend; für Speise und Trank ein festlich fröhlicher Trinkliedraum; das Bad als perlende Reinheit. Bis unter das Dach eine Reihe von Stimmungen. Niemals dabei die Gebrauchsfähigkeit ver-gessend; stets bedacht, daß jedes Stück seinem Zweck entspreche, jedes die ihm zugewiesene Rolle zur Erreichung der beabsichtigten Wirkung vollendet vertrete.“

Die geplante Ausstellung war eben erwähnt; „Documente Deutscher Kunst 1901“ soll sie heißen und wie der Name, so soll auch die Ausführung eigenthümlich sein. Das Ausstellungsgebiet schließt sich ohne Abtrennung dem Wohn- und Arbeitsgebiet der Künstler an, und auch hier heißt es: „Kein Quadratcentimeter soll Form und Farbe erhalten, die nicht von künstlerischem Geiste durchdrungen sind.“ Und weiter: „Auch die Malerei und Plastik, deren beste Leistungen hier zur Ausstellung gelangen, sollen in moderner Art dem Publicum zugänglich gemacht werden.“ „Fort mit den großen weiten Sälen, in denen der Maßstab für kleine Schönheit verloren geht! Fort mit der Talmistimmung, die solche Räume menschlicher machen soll! Fort mit dem großen verhängten Loch an der Decke! Die große Zauberin, das Licht, hole man von links und rechts herbei, schaffe Raummaße, in denen der Mensch nicht zu verschwinden droht. . . Viel Glück spinnt dort durch Thür und Fenster, wo einfache Schönheit den nüchternen Zweck adelt. Und so dem Bedürfnis folgend, reiht sich Einheit an Einheit zum einfachen Haus. Nicht zu jenem Haus, das Reichbemittelten zu Last und Aerger wird, das vielleicht oft von außen mit stummem Staunen besehen, durch lügnerrisch seelenlose Pracht das Innere fälschlich prägt. Nein, zu jenem Hause, das durch inneres Empfinden entsteht, das in seiner Einfachheit so reich ist, viel stilles Glück in seinen Ecken und Winkeln herbergt, so viel, um endlos daraus die goldenen Fäden der Wunschlosigkeit zu spinnen.“

Das ist die Sprache des Schwärmers, doch „hart im Raume stoßen sich die Sachen“. Die nöthige Prosa wird während der Ausführung dieser Poesie schon beigemischt werden. Daß ein Fürst inmitten einer begeisterten Künstler-schaar solche Träume zu verwirklichen sucht, dafür werden Viele dankbar sein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Reisebild aus dem russischen Litauen.

Von Josef Stugin.

Als wir, mein Kutscher und ich, in den Schlitten stiegen, war der Himmel ein einziges, bleigraues Stück. Ein heftiger Wind schlug uns festgefrorene Schneeflocken in's Gesicht, die wie Nadeln stachen. Es war bereits schön kalt, 21° R. Nach einer halben Stunde brach die Nacht herein. Es war gegen Monatsende. Der Himmel war im ganzen Horizont stark umwölkt. Stockfinster. Nicht einmal den Schnee konnte man sehen. Dabei blies uns der Wind die Augen voll mit harten, spitzen Schneeförnern, und ohne Augen und noch dazu im Finstern läßt sich's schwer sehen. Wir müssen uns an die Telegraphenstangen halten, um vom großen Wege nicht abzuweichen. Nun, wir halten uns . . . Wir gucken uns die Augen blind. Das Pferd wadet im Schnee. „Fahren wir gut?“ — „Gut, Herr.“

Mein Kutscher ist ein phlegmatischer litauischer Bauer, den nichts aus seinem starren, gedankenlosen Plegma herausstreifen kann. Es ist schon eine geraume Zeit, seitdem ich die dunklen Umrisse der Telegraphenstangen nicht wahrzunehmen glaube. Ich fange an zu zweifeln, ob wir richtig fahren.

„Fahren wir noch immer gut?“ — „Noch immer gut, Herr.“ — „Ich seh' die Telegraphenstangen nicht.“ — „Ich seh' sie, Herr.“ — Und das spricht er mit einer so großartig einfachen, unerschütterlichen Gewißheit, daß sie selbst die ängstlichsten Gemüther beruhigen könnte. Merkwürdig, sag' ich mir, welche Augen diese Litauen haben! Er sieht und ich sehe, oder umgekehrt, weder er sieht noch ich sehe, und trotzdem sieht er ja und ich nicht . . . Ich lege die Hand schräg vor's Auge, starre mit halb zusammengekniffenen Lidern in die bleigraue Finsterniß hinein: ich sehe keine Spur, kein Atom einer Telegraphenstange. Ich setze die Hand kreisförmig vor's Auge, starre wiederum mit halb zusammengekniffenen Lidern in die bleigraue Finsterniß hinein: ich sehe wiederum keine Spur, kein Atom von einer Telegraphenstange . . . und mein Kutscher, der sechzigjährige litauische Bauer, sieht sie . . . klar, deutlich, bestimmt . . . ohne „optische Hilfsmittel“ . . .

Ich ziehe den Kragen meines Reisepelzes in die Höhe, schiebe die Pelzmütze auf die Stirne herab. Nun bin ich ganz verummmt, auch Nase und Augen sind verhüllt. Warum auch nicht. Sehen kann ich ja so wie so nicht . . . Ich höre, wie mir eine Unmenge von Schneeflocken gleich Hagelkörnern um die Ohren saust, auf den Pelz tanzt, wie das Pferd durch den Schnee patst, der Kutscher mit den Lippen schmagt und mit der Zunge schnalzt, wie der Schlitten quietscht . . . Die tonreiche schwirrende Musik senkt sich mir bleischwer auf die Lider. Die Kälte saugt und zieht mir an den Gliedern . . . Es schläfert mich. Ich träume, duffele . . .

„Nun ja . . . natürlich müssen sie gute Augen haben . . . Haben nicht Nächte lang vor der Lampe geschwigt . . . Haben sich mit ‚kleinen Buchstaben‘, verkrüppelten Handschriften, bacteriologischen Untersuchungen und dergleichen Teufelszeug nicht abgeplagt . . . Warum sollen sie keine guten Augen haben . . .“

Plötzlich hält mein Kutscher das Pferd an. „Wir irren, Herr . . .“

Und das sagt er mit derselben großartig einfachen, unerschütterlichen Gewißheit, mit der er vor zwei Minuten versichert, die Telegraphenstangen zu sehen. Ich schlage meinen Pelzkragen zurück. Wie eine heulende Bestie fällt der Wind über mein Gesicht her. Das Pferd steht. Schwarze Finsterniß rings herum.

„Irren wir schon lange?“

„W-a-a-a-s?“ Der Wind läßt nicht hören.

„F-i-i-r-r-en wir schon l-a-a-ange?“ schreie ich lauter, jede Silbe dehnend.

„Gegen eine h-a-a-albe St-u-u-unde —.“

„W-a-rum ja-a-gten Sie, daß Sie g-u-u-t sah-h-ren?“

„Hatt' mich ge-i-i-rr-t-t.“

Wiederum dieselbe großartig einfache, unerschütterliche Gewißheit, gegen die nicht anzukommen ist. Ich bekomme die Leine in die Hand, während er selbst, mit dem Peitschenstiel in den Schnee schlagend, mit Nase und Augen fast hart an der Erde spürend, nach Weg sucht. Einige Minuten bleibe ich allein im stürmischen Dunkel. Tausende glühende Nadeln scheinen mir das Gesicht zu zerstechen. Der Frost „brennt“. Meine Nase, mein Schnurrbart werden zu Eiszapfen. Kalte, eisige Ströme umziehen mir den Leib. Mein Kutscher kommt von seiner „Recognoscierung“ zurück. Ich sehe nur, wie ein dunkler Gegenstand durch die Finsterniß, aufsteigend und versinkend, sich näher wälzt, immer näher, bis an meinen Pelzkragen.

„Haben Sie den Weg gefunden?“ — „Nein.“ — „Was werden wir also thun?“ — „Fahren . . . Oder belieben Sie, hier zu nachten?“

Die Ironie meines Kutschers schmeckt mir gar nicht. Ich schlage wiederum meinen Kragen auf, drücke wiederum meine Pelzmütze auf die Stirn herab, schiebe eine Hand in den Pelzármel des anderen, murmele ein verbissenes „Hol Dich der Teufel“ zwischen den Zähnen und schließe die Augen. Der Kutscher schmagt mit den Lippen, der Schlitten schwanzt weiter. Bald senkt er sich auf die eine, bald auf die andere Seite. Fahr' ich über Berge, über Thäler, oder fahre ich gar Carroussel? Wiederum überkommt mich meine frühere Halbtraumstimmung. Ich bewege mich in einem Gewühl von Gedanken, Gefühlen, Träumereien, Phantasien. Sie drehen sich hin und her wie ein Rad, aber langsam, schwerfällig und dazu so unbestimmt, so abgerissen, so verschleiert . . . Die kalten, eisigen Ströme ziehen sich mir enger, immer enger um den Leib . . . Ein merkwürdiges Wohlgefühl überflutet mich, so eine Art behagliches Kitzeln . . . Es wird mir so lieb, so süß um's Herz . . . Ich möchte nur so fortträumen, in aller Ewigkeit . . .

„W-e-e-e-r-d-a-a-a?“ höre ich plötzlich meinen Kutscher aus allen Lungen schreien.

„W-a-a-a-s w-i-i-illst Du?“ antwortet eine starke, ziemlich nahe Stimme.

„Wir i-i-irr-e-n . . . Komm he-e-er . . .“

Ohne Lust schlage ich meinen Pelzkragen zurück und öffne die Augen. Wie mit glühenden Zangen reißt mir der Frost am Körper. Wie mir nur Alles so schwer ist, so kloßig schwer, der Kopf, die Arme, die Beine, die Finger . . . Wiederum sehe ich einen dunklen Gegenstand durch's stürmische Dunkel sich näher wälzen, aber der dunkle Gegenstand scheint mir so groß, so gewaltig, so riesig . . . „Wohin willst Du?“ sagt der dunkle, riesige Gegenstand mit heiserer Stimme zu meinem Kutscher.

„Ach Mausche!“ antwortet mein Kutscher in plötzlichem Entzücken.

„Mausche — Du bist's! . . . Das ist Mausche, Herr — ein Jude . . . Kennt auf acht Meilen in der Rund' jed's Bäumlein, jed's Gräslein . . . Ein Luchs hat nicht bessere Augen als er . . .“

„Na — wohin willst Du, Freund? . . . Der hat keine Zeit . . .“

„Na — wenn Du keine Zeit hast — nach S . . .“

„Nach S . . .? Warum fährst Du nicht mit dem großen Weg?“

„Würd' schon fahren, Freund . . . Wo ist er aber — das ist das Kunststück! . . .“

„Hier ist er ja — gleich links . . . Ein Blinder kann ja die Telegraphenstangen sehen.“

Mausche nimmt die Leine und kutschirt. Nach einer Weile schlägt er mit der Peitsche an eine Telegraphenstange. „Siehst Du, hier ist sie!“

„Wo warst Du, Mausche?“ fragt der Bauer nach einer Pause.

„In T . . .“ — „Wozu?“ fragte er wiederum nach einer Pause.

„Nach'n Fläschchen Wein . . . mein Kind ist krank . . .“ Man hört es Mausche an der Stimme an, daß er nicht gern antwortet.

Wir erblicken ein Lichtlein. Es scheint trüb und ungewiß. Bald war es da, bald verschwand es. „Dort — da ist mein Stübchen,“ erklärt Mausche. „'S liegt im Thal.“

Ein Stübchen — das war ein richtiges Erlösungswort für

mich. Da wird man sich endlich ein wenig erholen können nach einer so leidigen Fahrt, die gar nicht zu enden scheint. Dazu empfinde ich heftige Frostschmerzen an den Beinen und Fingerspitzen und die Nase brennt mir wie eine glühende Kohle. „Wird man bei Ihnen für einige Stunden absteigen können?“ frage ich unseren Führer.

„Wie's Ihnen auskömmt, Herr . . . ich weiß's auch nicht . . . die Räumlichkeiten sind nicht so . . . sechs kleine Kinder, eins ist krank . . . Mein' Frau ist auch nicht so . . . Aber wenn's dem Herrn beliebt . . .“

„Es ist mir scheußlich kalt . . .“

„Na — gewiß . . . wenn's der Herr will . . .“

Wir fahren an Mausche's Wohnung heran. Durch ein winziges, mit einer dicken Eis- und Schneeschicht umpanzertes Fensterlein fällt ein trübes, mattes Licht. Mausche springt aus dem Schlitten heraus wie ein Hase, hinter ihm wackelt mein Kutscher. Mit schwerer Mühe steig' ich aus. Ich komme mir vor wie ein eisig erstarrter Klotz. Mausche ist außergewöhnlich groß und muskulös. Sein Gesicht ist lang und abgemagert. Um die Ohren trägt er ein rothes, fadenförmiges Tüchlein. Sein gelblichbrauner Mantel ist mit den verschiedenfarbigsten Lappen angeklebt. Der Riemen ist um die Taille so fest geschlungen, daß er den langen Körper in zwei Theile zu zerlegen scheint. Seine Wohnung ist ein armseliges Holzhäuschen. Die Wände sind aus rohen, unbehobelten, hier und da noch sogar ungeschälten Klößern zusammengefügt. Verkauftes Moos füllt dürrig die Oeffnungen. Aus dem regengeschwärtzten Strohdächlein hat der Wind mehr als eine Strohzeile herausgezupft und pfeift nun in die Lücken seine schauerlich quietenden Melodien. Ein Pestgeruch schlägt mir entgegen, wie ich die Thüre öffne. Feuchtigkeit, Rauch, Staub und Schweiß haben sich zu einer einzigen athembenehmenden Dunstwolke zusammengeballt. Die Stube ist ungediebt, der Fußboden eiskalt. An den ungetünchten Wänden starret ein eissiger Kell. Durch große, öde Zimmer tönt das quietende Weinen eines Säuglings. Es klingt so schauerlich, so herzbeklemmend! . . . In einem Fensterlein brennt ein dünnes Wachslichtlein. Es ist im Erlöschen begriffen und sinkt wie ein Sterbender; ein trübes Flämmchen flackert auf und sinkt herab, flackert auf und sinkt herab . . . In einer Ecke liegen zusammengebrängt einige Gestalten, eine große schwangere Frau und um sie einige halbverfrorene Kinderchen. Sie haben ihre rothausgelaufenen Händchen unter die Jacke der Mutter gesteckt, um sich an ihrem nackten Fleisch zu erwärmen . . . Welch' schreckliches Jammerbild diese Frau, dieses lange, endlos lange Gerippe, in ihrem hochschwangeren Zustande! . . . Dazu krächzt sie fortwährend . . . Die Backenknochen ihres Gesichts starren heraus, wie bei einem Skelett, zwei schwarze Augen blicken glanzlos, wild, verzweifelt um sich . . . Und fest an sie geklammert eine Schaar halbverfrorener Kinderchen, abgemagerte, verfinsterte Gesichter, schmutzig, zerlumpt . . . Und hart neben ihr, an der feuchteligen Wand, mit einem Strohsack bedeckt, ein langer, etwa achtzehnjähriger Junge, fieberkrank, delirierend. Die Frau bleibt sitzen, hebt nur träumerisch den Kopf, als Mausche hereintrat. Die Kinder aber liefen ihm schnell entgegen. Zehn blutrothe, aufgedunsene Kinderfüßchen, nackt in flache Holzschuhe gesteckt, trippeln über den eiskalten, steinharten Fußboden.

„Tate, was hast Du uns gebracht? . . . Hast Du Brod? . . . Hast Du Brod, Tate?“

„Kinder, loß't den Taten in Ruh“ — ruft krächzend die Mutter — „seht Ihr nit, daß er müd is, verfroren? . . . Oi, die Zäh'n', die Zäh'n'! . . . ist bald schier verbrennt . . . Hast Du die Fläschele?“

Mausche spricht kein Wort. Er geht an's Tischlein hin, wo das Wachslichtlein in den letzten Zügen liegt, und zieht ein mit Papier umwickeltes Fläschchen aus der Tasche.

„Für's Hüh'n'dele“ — sagt er leise — „hot mer nur zwanzig gegeben, für Dein Kingle a Kuhl — a Kuhl zwanzig kost' der Wein.“

„Und Brod hast Du nit! . . . die Kinder, lieber Gott . . . die Kinder!“ Ein qualvoller Jammer legt sich auf ihr Gesicht. Ihre Augen scheinen verglast. Das Weinen in der Wiege wird lauter, quietender. „Gieb ihr die Brust“, sagt Mausche.

„Was soll ich ihr geben, die Brust? . . . Mein' Brust ist leer wie mein Mogen . . . Soll ich ihr geben mein Blut? . . . oi, die Zäh'n', die Zäh'n'! . . .“ Mausche wickelt das Papier vom Fläschchen ab. Es war ein Fläschchen Ungarwein mit einem grünen Blech um den Kork. „A schöne Fläschele!“ riefen die Kinder. „A schöne Fläschele!“ Da erhob sich plötzlich der Fieberkranke. „Die Fläschele!“ schrie er, halbsteif, mit der hohlen, schrillen Stimme eines Irren. „Die Fläschele! . . . Die Fläschele—le!!!“

„Gieb ihm nit“, sagte Mausche. „Er wird's zerbrechen.“

„Die Fläschele! Die Fläschele—le!!!“ schrie der Kranke immer lauter, schriller. Die Frau nahm das Fläschchen und gab es ihm. Im selben Augenblick schlug es knallend auf den Boden. Ein Schrei, ein qualvoll verzweifelter Schrei scholl durch's Zimmer. Die Mutter war es, die martererschütternd aufgeschrien. Mausche aber, der riesige, lange Mausche, stand einige Minuten kreidbleich und lautlos vor dem Strohlager des Kranken. Dann lachte er bitter auf. „Ih' hätt' mir die Müh sporen können.“

Große, dunkelste Ströme Tokajerweins fließen durch's Zimmer, die Scherben schillern. Auf einer Bank liegt die Mutter und weint krampfhaft, zuckend: „Erbarm Dich, lieber Gott, erbarm Dich . . . wir sind so elend . . .!“

„Erbarm Dich, wir sind so elend!“ klang es mir beklemmend in den Ohren, als ich schon weit, weit weg war von diesem Häuschen.

Aus der Hauptstadt.

Der Hungerige Mann.

Eine unpolitische, aber doch sehr lehrreiche Fariengeschichte.

Als Ernst am Morgen wieder das unerträgliche Brennen im Magen und außerdem einen bohrenden Schmerz in jener Partie seines Körpers fühlte, die von plump verallgemeinernden Anatomen „edel“ genannt wird, blickte er wehmüthig in sein Portemonnaie, bezwang sich aber und ging zum Arzte. Dr. Packan, den er consultirte, stand im wohlbegündeten Rufe eines streng rechtlichen Mannes mit festen Preisen. Dieser Heros uneigennütziger Wissenschaft hatte sogar seiner eigenen Braut, nachdem die Verlobung zurückgegangen war, Rechnung über alle ihr gemachten Nachmittagsbesuche zugefandt. Dr. Packan besand sich, wie das heute zur unumgänglichen Anstandsspflicht jedes Mediciners gehört, im glücklichen Besitze einer Specialität. Er untersuchte nicht erst lange, klopfte und auscultirte nicht, sondern sah Jedermann seine geheimsten Krankheiten direct an den Augen ab. Seine Heilerfolge waren schlichtweg wunderbar; er pflegte jährlich 30000 Mark zu verdienen.

„Sie tragen eine Narbe auf der linken Wange, kein Zweifel“, sagte er bedächtig zu Ernst, nachdem er ihm lange prüfend in die Augen geblickt hatte.

Ernst nickte, von Bewunderung ergriffen.

„Auch scheint ihre Stirn nicht besonders hoch zu sein“, fuhr der Arzt gewichtig fort. „Fehlt Ihnen vielleicht sonst noch etwas?“

Der Kranke bemerkte, daß er seit acht Tagen Nachts kein Auge mehr habe schließen können, verschwieg jedoch, daß sich dies Phänomen sehr einfach durch nächtlichen Aufenthalt in fidelem Bierkneipen erklären lasse. „Gut, gut, ich weiß schon“, unterbrach ihn der Gelehrte nach den ersten Worten. „Ich sehe es Ihren Augen an, was Ihnen fehlt. Sie haben sich geistig überanstrengt, haben vielleicht versucht, Sinn und Verstand in den chinesischen Maßnahmen unserer Regierung zu finden oder sonst dergleichen. Sie bedürfen dringend der Ruhe und meiner Kraftpillen Nr. 008. Fahren Sie in den weltberühmten Ersten Deutschen Kiefern- und Sand-Cur-Ort zum Hungerigen Mann und geben Sie dort diese meine Visitenkarte ab. Es wird Sie sofort wieder herstellen. Zwölf

Pillen täglich; dazu eine Maß Bier, und diese Consultation kostet 20 Mk. Ich danke Ihnen."

Ernst verließ seinen Lebensretter, legte das Krankheitsattest dem Director der Ministerialabtheilung vor, von der er jeden Tag pünktlich um drei Uhr zum Mittagessen zu gehen pflegte, und erhielt trotz der bedrohlichen Lage in Peking unter völliger Verschönerung mit dem üblichen Injanzengang auf der Stelle einen Urlaub von drei Wochen. „Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, Herr Lehmann," sagte der Director dabei in seiner schlichten, aber gewinnenden Weise und athmete hoch auf, „so seien Sie doch überzeugt, daß ich im Geiste Ihrem Sarge folge. Und im Uebrigen denken Sie daran, daß kein Mensch unerseßlich ist." —

Der Todescandidat nahm im nächsten Bräu gewissenhaft die vorgeschriebene Arznei, wobei er leider die Zahlen verwechselte und nur eine Pille, dafür aber zwölf Maß Bier verschluckte. Möglicherweise hätte der furchtbare Kater, mit dem behaftet er im Hungrigen Manne eintraf, Anlaß zu dauerndem Siedethum gegeben, wenn der Ankömmling nicht so raffiniert klug gewesen wäre, dem ärztlichen Leiter des Ersten Deutschen Kiefern- und Sand-Cur-Ortes zwei Tage lang ängstlich aus dem Wege zu gehen.

Nachdem er diese Krisis siegreich überwunden hatte, begann er sich vorsichtig in der Gegend umzuschauen. Noch niemals im Leben war er auf eine solche Menge von Kranken und Krüppeln gestoßen, von unheilbaren Patienten, deren Geringster seine sieben bis acht Professoren hinter sich hatte. Um so angenehmer berührte es den von der Berliner Hochkultur ausgiebig Belecten, daß auch in diesem verlassenem und hoffnungslosen Erdwinkel der beneidete Sport unglaubliche Triumphe jeierte. Ernst hatte das allmähliche Wachsthum der für Fabrikanten und Reparatur-Werkstätten so unsäglich heilsamen Luft an gesunder Körperbewegung Jahre lang mit Verständnis und Liebe beobachtet. Jeder von Adsfahrern niedergeworfene und verstümmelte Passant hatte ihm Schreie des Entzückens entlockt, jeder Halsbruch eines Hochtouristen ihm das Herz gebrochen, jeder im Fußballspiel seiner Nase Verraubte deutete ihn ein größerer Held als Nelson, der es doch bloß zum Verlust eines Auges gebracht hatte. Alles das geschah, er bedachte es wohl, des heiligen Sportes wegen, und darum fand der größte Unsinn, einschließlich der Schüler-Negatten, seine Billigung. Was er aber im Hungrigen Mann schaute, verblüffte ihn im ersten Augenblick doch einigermaßen. Daß der Sport es bereits zu solcher Welt Herrschaft gebracht hatte, war ihm trotz seines Abonnements auf vierzehn einschlägige Blätter bisher unbekannt geblieben. Der Leiter dieser Sommerfrische hatte in Ermangelung anderer Grundsätze den aufgestellt, daß es wünschenswerth sei, wenn alle seine Pensionäre ausnahmslos einem Sport im Uebermaße huldigten, theils behufs Kräftigung ihrer Muskeln, theils weil es dämpfend auf ihren Appetit wirkte. Und mit Feuereifer erfüllten die Kranken den Wunsch des verehrten Obgratzes. Der Sport lag eben, seitdem ihm von hoher Stelle aus nachdrückliche Förderung zu Theil geworden war, in der Luft des Jahrhunderts, und jeder Gebildete huldigte ihm bis zum Untergange. Ernst lernte im Hungrigen Mann einen Wasserjüchtigen kennen, der vom Morgen bis zum Abend ruderte; einen Gentleman mit doppelt gebrochenen Beinen, der trotz des Gipsverbandes Hochrad fuhr, ferner zwei Lungenkranke, die Philipp Eulenburg's neueste Composition für die Trompete eingerichtet hatten und sie rastlos bliesen. So viel Sport in so großer Abwechslung auf einem Fleck ging selbst dem durch die Kieler Woche verwöhnten Berliner über die Hutschmür. Und ungeachtet des liebevollen Zuspruches, der ihm von allen Seiten zu Theil ward, und ungeachtet der flehenden Blicke des Arztes, dessen Table d'hôte er schauerlich verwüstete, griff Ernst zu keinem der so beliebten Sport-Apparate. Nach Verlauf einer Woche galt er für einen Sonderling. Man erging sich in tausend Muthmaßungen über die geheimnißvollen Gründe seines unerklärlichen Verhaltens. Einige meinten, er wäre offenbar so pumperlgesund, daß er von vornherein an allen Versuchungen, sich schwindstüchtig, magen- oder herzkrank zu machen, verzweifeln müßte. Andere wieder erzählten romantisch von einem Gelübde, das er

bei seiner Geburt gethan und wobei er geschworen hätte, niemals zwecklos seine gefunden Gliedmaßen in Gefahr zu bringen. Und in einem kleinen, aber mächtigen und tüchterreichen Kreise drang die Anschauung durch, Ernst wäre ein verkappter indisch-russischer Nabob, denn sonst wäre nicht abzusehen, mit welchem Rechte er eine so bevorzugte Sonderstellung in der menschlichen Gesellschaft beanspruche. —

Die sich um den Ersten deutschen Kiefern- und Sand-Cur-Ort zum Hungrigen Mann meilenweit erstreckenden Ertraseiden boten den Gästen reichliche erwünschte Gelegenheit, einander aus dem Wege zu gehen. Nichtsdestoweniger wollte es Ernstens Schicksal, daß er eines Morgens bald nach dem ersten Frühstücke — es hieß offiziell so, obgleich es nie ein zweites gab — unvermuthet auf Herrn Käsehuber stieß, der einen steilen Sandhügel herabgerannt kam. Gebüsch war nicht in der Nähe, schnelle Flucht unmöglich, weil der Gegner leidenschaftlich dem Distanzmarcschspiele huldigte — so ließ Ernst denn die von Töchtern begleitete und Käsehuber getaufte Lebensgefahr widerstandslos über sich hereinbrechen.

„Man hat Sie heute Morgen beim Brunnentrinken allgemein vernimmt, Herr Assessor," begann Käsehuber mit heuchlerischem Schlangelächeln die Unterhaltung.

„Ich trinke principieell kein Wasser, und dann immer nur genießbares," entgegnete Ernst heftig. „Mir hat mein Berliner Oberleibarzt nichts als Einsamkeit verordnet, absolute Einsamkeit, Herr Käsehuber. Sie gestatten deßhalb —"

„Einsamkeit — o, dann sollten Sie doch ja segeln!" rief Käsehuber's ältere Tochter, kokett das bunte Wollmüßchen zurecht rückend. „Ich segle den ganzen lieben Tag, nach Tisch gleich wieder. Der Doctor in der Anstalt hat es mir vor Tisch verboten, weil die Wasserluft den Magen zu sehr reizt. Macht es Ihnen Spaß, Herr Assessor, so weiße ich Sie heut' ein bißchen in die Geheimnisse der Segelkunst ein —"

„Ich dränge mich nie in die Geheimnisse anderer Personen, nie, unter keinen Umständen — nein, ich thu' es nicht," fiel ihr Ernst in die Rede. Er sah dabei so energisch, so rücksichtsvoll und vornehm entschlossen aus, daß Fräulein Amalie sofort allen Muth sinken ließ. Im selben Moment aber ging eine seltsame Veränderung mit Ernst vor. Auf der Höhe des Hügel's war eine junge Dame im Turngewand erschienen, deren Anblick ihm alles Blut in die Wangen trieb.

„Aber Tennis spielen Sie doch, das süße Tennis?" hob nun die andere Käsehuberln im schmucken Flanellkleid an. Ihr linkes Auge war blutunterlaufen und der schöne Mund ein wenig geschwollen — die erste Verletzung rührte von einem fehlgeschlagenen Balle her, die zweite von der Kelle einer Mitspielerin, die wohl nur irrthümlich auf Fräulein Lucie statt auf den Ball losgeschlagen hatte. Ernst betrachtete das unschuldige Opfer echt aristokratischer und streng hygienischer Vergnügungen mit Behmuth, berechnete im Stillen, wie lange die zarten Reize Luciens wohl noch dem Anprall der Lawn-Tennis-Instrumente trogen würden und blickte dann wieder nach dem holden Kinde aus, das langsam den Berg hinabstieg.

„Du weißt, Luz, der Herr Assessor treibt durchaus keinen Sport," belehrte Käsehuber sein Kind, und des Wackeren Stimme zitterte vor Hochachtung und ungebändigter Bewunderung. „Wo jeder beliebige Mensch seinen Körper stählt und sein Leben unter All Heil-, Gut Ball- und Hipp hipp hurrah-Rufen auf's Spiel setzt, müssen sich die exclusiven Elemente nothwendig zurückhalten."

„Ach — der Herr Assessor!" mischte sich da die Turnerin in's Gespräch, die mittlerweile die Gruppe erreicht hatte. Und dann wurde sie noch röther als Ernst. Emmi — Emmi hieß sie nämlich — stand in ihrer Jugend Maizenblüte, aber das graue, schlottrige Turnerinnenkleid, in dem ihre weißen Gliederchen steckten, entstellte mit Erfolg alle Anmuth der jugendfrischen Gestalt.

„Wie kommen Sie hierher, Fräulein Emmi?" erkundigte sich Ernst theilnahmenvoll. „Es that mir immer so furchtbar leid, Sie seit jenem Balle völlig aus den Augen verloren zu haben —"

„Ich bin seit heute Morgen hier. Der Hungerige Mann gehört meinem Papa. Darum muß ich ja auch turnen.“ Sie leuzte laut.

„Es scheint fast, Sie turnen ohne besondere Leidenschaft?“ fragte Ernst, sichtlich interessiert.

„Es ist mir in der Seele zuwider,“ erwiderte Emmi. „Wenn Papa nicht so streng darauf bestünde . . .“

„Ihr Herr Papa ist vollkommen im Recht,“ mahnte da Käsehuber väterlich. „Wissen Sie nicht, daß die Mode heutzutage mindestens einen Sport von uns verlangt?“

„Aber ich fühle mich zum Sterben elend dabei,“ sagte Emmi. „Es bekommt mir nicht.“

„Das ist doch ganz gleichgiltig!“ rief Lucie. „Glauben Sie denn, Sport sei zur Erholung da und solle Einem bekommen?“

Herr Käsehuber war bei den letzten Worten auffallend unruhig geworden. Seine Blicke schienen in der näheren Umgebung etwas zu suchen, was sie nicht finden konnten. Er begann eifrig die Magengegend zu massiren, während sein Gesicht sich schmerzhaft verzog. „Ich bin Distanzläufer, wie Sie wissen,“ preßte er dann mühsam hervor. „Und bei dieser so gesunden Bewegung — ich mache jeden Tag zweiundvierzig Kilometer — habe ich mir vor zwei Wochen Magen und Nieren derart verdorben, daß ich nie vor Ueberraschungen sicher bin. Ich merke jetzt wieder, daß es sehr eilt. Adieu.“ Er rannte davon, gefolgt von seinen Töchtern. Amalie konnte allerdings nur mühsam hinterher humpeln. Es hatte ihr vor einer Woche beim Segeln eine niederschmetternde Wante drei Beine zerquetscht.

* * *

Der Oberarzt, Chef und Besitzer des Ersten Deutschen Kiefern- und Sand-Cur-Ortes zum Hungerigen Mann hatte sich heute noch früher als sonst von der gemeinschaftlichen Tafel erhoben und dadurch die Gäste gezwungen, mit noch leererem Magen als sonst von den einfachen, dafür aber schlecht gekochten Freuden des Mittagstisches Abschied zu nehmen. Doch sei zu seiner Ehre betont, daß ihn heut' bei diesem Schritte nicht die Absicht leitete, den Ernährungsstand der bedingungslos in seine Hände gegebenen Sommerfrischler noch weiter herunterzubringen. Andere Sorgen bedrückten ihn. Er hatte seit einiger Zeit bemerken müssen, daß der Appetit seiner Pflegebefohlenen zusehends wuchs, daß selbst complicirte Magenbeschwerden unheimlich schnell wichen und neuerdings sogar der aus Schrippenabfällen componirte Brodpudding begeisterte Liebhaber fand. Mit Recht erblickte er die Ursache dieser erschreckenden Freßepidemie in Ernst, dessen Beispiel allmählig Schule machte. Es kam ihm sauer an, aber er mußte es sich etwas kosten lassen, den gefährlichen Sportfeind schleunig wieder loszuwerden. Deshalb ließ er gleich nach Tisch Ernst zu sich bitten.

„Es hat Ihnen heute wieder sehr gut geschmeckt,“ begann er das Gespräch mit sauerföcher Miene.

„Eßfreundige Nachbarn machen Appetit,“ entgegnete Ernst schlicht.

Der Oberarzt sah ihm lange traurig in's Gesicht. „Sie haben am Sonntag zwei Mal Fisch genommen, gestern die Spargelschüssel verheert und heute selbst den Rest der Kalbskeule nicht geschont. In Folge dieses bösen Beispiels werden meine anderen Patienten rebellisch. Sie verlangen immer dringender Rationserhöhungen. Und wie soll ich das bei einem Pensionspreise von zwanzig Mark fünfzig Pfennig täglich vor meinen Erben verantworten? Das ist es indeß nicht allein, was mir Sorge macht. Ich ruinire mich mit Wollust materiell für meine lieben Gäste, doch ich kann nicht zusehen, wie sie sich körperlich ruiniren. Und dies geschieht jetzt. Der Sport geht rapid zurück. Daran sind Sie und nur Sie schuld. Sogar den Frieden meiner Familie haben Sie vergiftet. Wissen Sie, daß, von Ihnen bethört, meine Emmi nicht mehr hanteln und am Warren turnen will, Herr Professor?“

„Was glauben Sie, daß ich thun soll?“ fragte Ernst ergriffen.

„Reisen Sie unverzüglich, reisen Sie noch in dieser Stunde ab!“ rief der Oberarzt, hingerissen von dem schönen Gedanken. „Mein

Kutscher hat schon angespannt. Sie ahnen nicht, welchen Dienst Sie damit der Wissenschaft erweisen.“

„Kein Dienst ohne Gegendienst!“ antwortete Ernst. „Was bieten Sie?“

„Ein redlicher, nur seinen Studien lebender Mann, wie ich, verschmäht es vornehm, Anderen materielle Vortheile zu verschaffen,“ erwiderte der Arzt.

„So bleibe ich,“ erklärte Ernst entschieden.

„Nicht doch — das um Alles in der Welt nicht!“ jammerte der Besitzer des Ersten Deutschen Kiefern- und Sand-Cur-Ortes zum Hungerigen Mann. „Nennen Sie mir Ihre Bedingungen. Was verlangen Sie?“

„Die Hand Ihrer Tochter Emmi!“ sagte Ernst.

Der Chef barg sein Gesicht in beide Hände. „Ich habe das Kind sehr gern,“ stöhnte er dann.

„Ich auch,“ bestätigte der Professor.

„Sie ist der einzige Trost meines Alters,“ fuhr der Eigentümer des Hungerigen Mannes bekümmert fort. „Ich biete Ihnen etwas Anderes. Werden Sie mein Socius! Allen neuankommenden Gästen stelle ich Sie als bei mir geheilten Magenkranken und Paradesseier vor — aber lassen Sie mir meine Emmi!“

Ernst jedoch blieb unerjchütterlich. Selbst das verlockende Anerbieten lebenslänglicher Pension an einem Nebentische, mit Ausnahme der vier Saisonmonate im Jahr, lehnte er starr ab. Am Ende mußte Emmis Vater nachgeben.

„In einer Hinsicht darf ich mir gratuliren,“ sagte der Oberarzt am Abend des Tages zu sich, an dem das junge Paar den Hungerigen Mann auf immer verlassen hatte. „Seitdem sie keinem Sport mehr huldigte, aß sie mir zu viel. Und sie konnte ich doch nicht gut aus dem Hause weisen. Also bin ich meinem Schwiegersohne im Grunde noch zu Dank verpflichtet. Nun mag er sie ernähren.“

Der Gelehrte verstummte und überließ sich auf seinem Sopha abgrundtiefen wissenschaftlichen Gedanken. Simon d. J.

Von den großen Berliner Sommer-Kunstaussstellungen.

III.

Bereits im ersten Artikel stellte ich fest, daß das allgemeine Niveau der „Gr. B. K.“ in diesem Jahre besser ist, als die letzten Male und daß namentlich mancher der Sonderausstellungen auch der bessere Gesamteindruck zu danken ist. Da kommt vor Allem die unseres Professors und akademischen Lehrers Eugen Bracht in Betracht. Der nimmer rastende Künstler ist einer der individuellsten Berliner Landschaftler älterer Generation und nimmt zwischen den Vertretern dieser, mit ihrer auf das „Pittoreske“ und „Romantische“ ausgehenden Richtung und dem oft etwas trockenen und nüchternen Naturalismus der Jungen und Jüngsten eine vermittelnde Stellung ein. Vom rein Decorativen in der Landschaft geht er aus und das Decorative ist auch der Endzweck seiner Malerei. Ein immer Suchender und Strebender, erstarrt er dabei nie in einer Manier und das Decorative in seiner Malerei ist nicht das der Stillisten, etwa im Sinne eines Walter Leistikow, oder aber eines Ludwig von Hoffmann. Denn er bleibt stets Realist und sucht stets auch im Einzelnen das Charakteristische zu wahren, im Uebrigen aber das Ganze auf starke Gegensätze der Farben und von Licht und Schatten hinauszuarbeiten. Wie wiederholt er sich in seinen Motiven, obgleich er sie zumeist immer wieder aus der Lüneburger Heide oder aus der Mark sich holt. Und mag man auch mitunter mit der Wahl des einzelnen Naturausschnittes nicht übereinstimmen, den er pur et simple, in der Regel ohne irgend welche Staffage wiedergibt — immer wird man herausfühlen, wie der Künstler jedes Mal sein Alles hineinlegt beim Schaffen, im Gegensatz zum seelenlos fabrizirenden Arbeiter.

Nicht minder beachtenswerth ist die Sonderausstellung des ungeheuer vielseitigen Hugo Vogel. Diese seine Vielseitigkeit ist wirklich erstaunlich. Im Vergleich zu ihm erscheint Bracht geradezu einförmig. Mit seinen Motiven bewegt er sich bald im Historischen, bald im Alltagsleben, hier im rein Figürlichen, dort im Landschaftlichen; und er giebt sich ebenso gut als Farbempfindnist, wie als strenger Zeichner und die Sprache eines abgeklärten Realismus steht ihm nicht minder zu Ge-

bote, als die strenger Monumentalität. Gerade diese seine 30—40, zum Theil schon ältere und wiederholt gezeichnete Bilder und Studien bietende Ausstellung beweist das. Unter Anderen führt sie seine großen Wandgemälde für das Merseburger Ständehaus vor, die ganz abgesehen von der geschmack- und verständnißvollen Herrichtung des ganzen Saales, einen sehr guten Eindruck machen. Sie behandeln vornehmlich Episoden aus dem Leben Heinrich des Finklers, nachmals Heinrich I., und Otto des Großen, in derselben Art etwa, wie Hermann Prell seine Wandgemälde für den Palazzo Casarelli in Rom: in einer Ausdrucksweise, die den älteren Stil der Historie unserem heutigen Empfinden näher zu bringen weiß, und dabei in einem Colorit von schöner wohlabgewogener Ruhe und vornehmer Schlichtheit. . . In den übrigen Bildern, Landschaften und Figuren, Frauen-, Kinder- und Männerbildnissen, Kircheninterieuren und Volksscenen aus dem Süden zeigen sich unverkennbar die Spuren seiner Studienaufenthalte in Paris und Rom, aber seine Individualität hat sich dadurch nie unterdrücken lassen.

Ganz anders geartet sind die neulich schon kurz erwähnten Wandgemälde Ludwig Dettmann's für das Rathhaus in Altona. Diesem lustigen Springinsfeld, der als Landschaftler und Genremaler in hundert Sätteln und — Manieren zu Hause ist, einmal als Monumentalmaler zu begegnen, ist gewiß interessant. Um so interessanter, als er seine Sache recht gut gemacht hat. Freilich den großen monumentalen Zug vermissen wir. Aber obgleich er ihm fehlt, hat er seine Motive doch geschickt gewählt. Es sind vier realistische Genrescenen aus der Vergangenheit Altonas. Zunächst die Aufnahme von holländischen Glaubensgenossen, die, im 17. Jahrhundert, zu Schiff herüber gekommen sind — ein Frühlingbild mit warmer, grauer Luft und lustigen Tönen in den bunten Trachten der Menschen am Wasser und der Häuser im Hintergrund. Dann die Einschüerung Altonas durch die Schweden im Jahre 1713 — ein Winterbild, flammende Lohren, roth bestrahlter Rauch, die Nacht durchleuchtend, auf den Schnee, das Wasser blutige Reflexe werfend; flüchtende Menschen zu Lande und zu Wasser. Aus dem 19. Jahrhundert die beiden letzten Gemälde — Oberpräsident von Blücher-Altona begegnet einem Zuge der von Davoust aus Hamburg Vertriebenen, die Altona aufnimmt; wiederum ein Winterbild, mit Sturmeswüthen und Frostjammer; auch hier ein Vorherrschendes rother und weißer Töne und als Hintergrund graue Nuancen, wie dort mehr violette. Und dann der 23. December 1863 — das Ende der dänischen Herrschaft und der Einzug der Bundesstruppen: die Menschen auf den flaggenbeschnittenen Dächern, vom Abendsonnenschein goldig umflossen, darunter die Fenster, die Balcons, alle von Jubelnden gefüllt und „in gleichem Schritt und Tritt“ durch die engen Straßen die Truppen marschierend. Dettmann hat seine Aufgabe vor Allem coloristisch gut gelöst, die Bilder harmonisieren miteinander, denn die Contraste sind sehr wohl abgewogen. Nur so gelang es ihm, trotz Allem einen halbwegs monumentalen Eindruck zu erzielen. Nach das Stumpfe der zur Verwendung gekommenen Cassejarten hat hierzu beigetragen.

Auf die Sonderausstellungen der Ausländer, die ich im ersten Artikel alle schon kurz zu kennzeichnen suchte, zurückzukommen, liegt kein Anlaß vor. Nur ein paar Worte über die Schweden sind am Platze. Wenn man will, bildet ihre Ausstellung eigentlich den „clou“ des ganzen großen Bazars am Lehrter Bahnhof. Allerdings fehlen einige sehr namhafte Maler, wie z. B. Zorn, dem wir aber schon auf der Secession begegneten, wie Nilsefors, der unvergleichliche Beobachter des Thierlebens, wie Oskar Björck, der brillante Bildnißmaler, oder Larssen, der gemüthvolle Schilderer der Familienthyllen, und Andere noch. Aber gerade diese Künstler sind meistens individualistisch so stark ausgeprägte Naturen, daß sie bei einer Beurtheilung des nationalen Gesamtcharacters der Malerei Schwedens nicht wesentlich in Betracht kommen. Und andererseits begegnen wir dafür neben altbekannten Namen einer Reihe von jüngeren Künstlern, wie Knut Borg, Gottfried Kallstenius, Emerik Stenberg, Wih. Smith, Belle Suedlund u. A., die mit einigen unter den Aelteren, z. B. Ankarcona oder Arborelius, sehr wohl eine Vorstellung davon geben, wie die Einflüsse von Düsseldorf und München, später aber vornehmlich von Paris, nicht mehr unvermittelt zu Tage treten. Die empfangene Anregung ist umgewerthet worden und die einmal erworbene feine Technik hat man in den Dienst einer Kunst gestellt, die dem Empfinden des Volkes ihrem innersten Wesen nach durchaus verständlich ist. Fremde werden schwerlich je so den Reiz einer specifisch schwedischen Landschaft wiedergeben können, wie z. B. Kallstenius oder Schulzberg in ihren hochsommerlichen und tiefwinterlichen Motiven, oder die Bauertypen und Volksscenen, zumeist aus Dalekarlien, wie Ivar Nyberg oder Stenberg. Das Einfache, Schlichte in der Auffassung und Wiedergabe, sozusagen ohne irgend welche Schminke einer Gedankenarbeit — das ist's, was diese Jüngeren von den Aelteren vor Allem unterscheidet, obgleich auch unter den Arbeiten dieser Aelteren Bilder von padendster Wirkung vorhanden sind, wie z. B. Ankarcona's: „Die Ersten im Lande“. Eine sternklare Spätsommernacht, kein Wölkchen am Himmel; scharf hebt sich die schlichte Bogenlinie einer tiefdunklen flachen Waldinsel, wie sie in den Stären vorzukommen, von dem leuchtend grüngelben Horizont ab, der weiter hinauf in das Stahlblau des Himmelsgewölbes übergeht; durch's dunkle Wasser vor der Insel gleiten lautlos zwei Wikingerschiffe, Silberstreifen in der fast glatten Fluth hinterlassend. Diese Einsamkeit einer jungfräulich unberührten Natur, in der auch die Thierwelt in nächtlicher Stille unsichtbar geworden und verstummt ist, wirkt wahrhaft feierlich, und wie einfach die Mittel, mit

denen der Künstler eine solche Wirkung erzielt! Das vermögen nur die Großen. . .

Und hiermit schlicke ich diese kurzen Betrachtungen über unsere Sommerausstellungen ab. In dem engen Rahmen, der mir hier gezogen ist, kann ich nicht gut noch mehr auf Einzelnes eingehen, obwohl so ziemlich doch in allen Sälen das Eine und Andere hervorzuheben wäre und namentlich auch auf dem Gebiete der Kleinplastik Erfreuliches geleistet worden. Aber Namen und Titel nennen — wozu ist denn der Katalog da? Sapienti sat. J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Fanny Lewald und die Frauenbewegung.

Sehr geehrter Herr!

In dem leider verspätet in meine Hände gekommenen Artikel „Aus Fanny Lewald's Tagebuch“ heißt es: „Sogar als Vorkämpferin der Frauenrechte wird die besonnene, nüchterne, logische Vorkämpferin der Emancipation zur — Arbeit von den undankbaren Frauenrechtlerinnen zum alten Eisen geworfen u. s. w.“ Dies ist nicht richtig. Ich lebe und arbeite seit zehn Jahren in der deutschen Frauenbewegung, die Frauenrechtlerinnen aller Richtungen und Schattirungen sind mir genau bekannt, aber ich habe Fanny Lewald's Namen, wo er genannt wurde, nie anders als in Dankbarkeit und Ehrfurcht nennen hören. Es ist richtig, daß unsere schnelllebige Zeit schnell vergeht — das geschieht aber auch mit anderen Größen und ist sicherlich nicht gleichbedeutend mit „zum alten Eisen werfen“. Wie wenig diese Annahme hier zutrifft, beweist u. A. der Umstand, daß wir zur Einführung des im April v. J. gegründeten Organes des „Bundes deutscher Frauenvereine“, der heute in seinen 123 Einzelvereinen sowohl „gemäßigter“ wie „radicaler“ Richtung die deutsche bürgerliche Frauenbewegung repräsentirt, nichts Besseres zu finden wußten, wie — Fanny Lewald's „Osterbriefe“. Zum Schluß gestatten Sie mir, sehr geehrter Herr, die Bemerkung — die sich mir ebenfalls aus meiner genaueren Kenntniß der deutschen Frauenbewegung und ihrer Vertreterinnen aufdrängt —, daß auch die radicalsten unter unseren heutigen Frauenrechtlerinnen nichts anderes gewollt haben und wollen als — in Uebereinstimmung mit Fanny Lewald, und wie sie es u. A. in ihrem eindrucksvollen Artikel über das Frauenstimmrecht ausspricht, — die „Emancipation zur — Arbeit“ auf allen Lebensgebieten.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Dresden.

Marie Stritt.

Notizen.

Plaudereien über das neue Recht. Von Adolf Lobe. (Leipzig, F. W. Grunow.) Systematische Darstellungen des Rechtsstoffes sind, auch wenn sie noch so klar geschrieben sind, immerhin für den, der nicht juristisch zu denken geschult ist, schwer verständlich und leicht ermüdend. Diese Plaudereien verzichten deshalb auf eine systematische Darstellung des gesammten Rechtsstoffes, dagegen behandeln sie in anregender Gesprächsform, anknüpfend an Vorkommnisse des täglichen Lebens, wie sie wohl von Männern gelegentlich an ihrem Stammtisch besprochen werden, die wichtigsten und praktischsten Gebiete des neuen Rechtes. Der Kaufmann, der Apotheker, der Arzt, der Pastor fragen, und der Amtsrichter antwortet und erklärt unter fortwährender Bezugnahme auf Beispiele. Hierbei wird auch Werth darauf gelegt, die sociale, sittliche und wirtschaftliche Bedeutung einer gesetzlichen Bestimmung hervorzuheben und so die Gesetzesvorschrift nicht als willkürliche Formelvorschrift, sondern als notwendiges Gebot des Lebens und Verkehrs verständlich zu machen. Es ist ein wahres Volksbuch, das wir in recht vielen Händen wissen möchten.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücke) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

Bismarck

im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnion Brandes Böhner Crispin Dahm Daubet Egdy Fontane Groß Gaedel Hartmann Heyle Jordan Rippling Leoncavallo Lindau Lombroso Melchiorersti Nigra Nordau Oltvier Pettenlofer Salisbury Stentewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoeder Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Pola u. v. A.

Verlag von Rosberg & Berger in Leipzig.

Sieben erschien:

Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen.

Auf Grund amerikanischer u. europäischer Materialien erörtert von

Dr. Karl Walder,

Privatdozent der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 4 Mark.

Der Verfasser hat von 11 Kinderschutz-Vereinen u. s. w. in New York, Boston, London, Paris, Berlin, Neuzelitz, Wien interessante Materialien bekommen. Er behandelt auch die Frage des Einschreitens der Hausgenossen gegen begonnene Mißhandlungen.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Sieben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Gehestet 6 M.

Gebunden 7 M.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $\frac{1}{4}$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

In W. Bodes Verlag in Weimar erschien soeben:

Die Lehren Tolstois. Ein Gedanken-Auszug aus allen seinen Werken. Von Dr. W. Bode. 8°. 189 Seiten. Mit zwei Bildern. 2 Mk., gebunden 2 Mk. 70 Pfg.

„Zwei dieses Buches ist, Tolstoi als Wahrheitsfucher und Lehrer vollständig und richtig zu zeigen; ich lade die Leser ein, mit mir alle seine Werke in der Reihenfolge zu betrachten, wie sie entstanden sind. Dann werden wir ihn vor unseren Augen emporkwachsen sehen, seine erste Anlage, seine spätere Entwicklung, seine schweren inneren Kämpfe mitleidend. Es lohnt sich das, ebenso wie es sich lohnt, Goethes Faust zu lesen, ist doch Tolstoi ein Faust höheren Ranges als der Goethesche. Der Dichter Tolstoi wird uns Nebenache sein; wir können seine Dichtungen viel höher schätzen als er selbst es heute thut, aber viel höher als seine poetische Kunst erscheint uns doch seine nach dem göttlichen Lichte strebende Seele und sein gewaltiges Predigeramt.“

Königliches Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Röln und Löhne-Hilbesheim. Sommeranfang v. 15. Mai

bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. Kurmittel: Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradluft, Medicomedan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Mollen- u. Milchkuranstalt. Neues Thermalbadehaus am 15. Mai 1900 eröffnet. Indikationen: Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. Kurpelle: 42 Häuser, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmanalisation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die Kgl. Badeverwaltung.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlenäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren, ferner eine vorzügliche Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt. Hochquellenleitung. Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs- u. Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung u. der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. der Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröffnung Anfang Mai. Prosp. gratis.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und wissenschaftl. Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10.000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Capitoli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einzahlung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolting.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Halbjährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Zeilen 80 Pf.

Inhalt: Deutschlands künftige Handelspolitik. Von Kurt Paul Mohr. — Kaltes Licht. Von Ingenieur Gustav H. Cast. — Literatur und Kunst. Die ausländischen Künstler auf der Weltausstellung. Von A. Brunnemann (Paris). — Ein englischer Kritiker Gottes. Von Marcus Landau. — Ein katholischer Erzähler. Von Martin Greif. — Heulleton. Cum infamia. Von Eugen Forsmann. — Aus der Hauptstadt. Die rote Faust. Von Caliban. — Dramatische Auführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zur Dienstbotenfrage. Von Clara Lehmann. — Notizen. — Anzeigen.

Deutschlands künftige Handelspolitik.

Von Kurt Paul Mohr.

Näher und näher rückt der Termin des Ablaufs der Handelsverträge, und wenn uns auch noch eine geraume Spanne Zeit vom 31. December 1903 trennt, so herrscht doch schon jetzt überall eine fieberhafte Thätigkeit und ein reges Interesse für die zukünftige Gestaltung der deutschen Handelspolitik, wie es so allgemein im Volke der Dichter und Denker bisher noch nirgends zu Tage getreten. Die Bismarck'sche Realpolitik trägt ihre Früchte und wohl vorbereitet, soweit es nur irgend möglich gewesen, wird Deutschland diesmal an die Neuregelung seiner Handelsbeziehungen zum Ausland treten. Zwar ist noch ein sehr großer, wenn nicht der größte Theil der Arbeit erst zu leisten, — bisher steht man noch mitten in der Berathung über die Höhe der Zollsätze — ja, man ist sich noch nicht einmal darüber zur vollkommenen Klarheit gelangt, welchem Tariffsystem man den Vorzug geben soll — ob Meist- oder Mindesttarif, ob autonomer General- und Vertragstarif, ob Abschaffung bez. beschränkte Anwendung der Meistbegünstigungsklausel, ob Werth- oder spezifische Zölle. Schon seit drei Jahren werden die Vorarbeiten regierungsseitig auf das Eifrigste betrieben, da die neuen Verträge keine „bloße Abschrift“ der alten werden sollten. Zuerst hat man sämtliche mit dem Deutschen Reich abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtsverträge veröffentlicht. Dann wurde in 24 Hefen der Handel Deutschlands mit dem Ausland von 1880—1896 zur Darstellung gebracht, die Zolltarife aller Länder nach bestimmten Waarengruppen zusammengestellt und schließlich im Jahre 1897 eine eingehende mühsame Produktionsstatistik aufgenommen, deren Hauptergebnisse jetzt vorliegen. Trotzdem ein vollkommenes Bild noch nicht gegeben ist — einige Industrien, darunter die elektrotechnische, Edelmetall-, Lederwaaren-Industrie fehlen noch, auch sind manche Angaben augenscheinlich zu niedrig —, so ergibt sich das interessante Factum, daß die Gütererzeugung Deutschlands gegen $9\frac{1}{3}$ Milliarden an Werth sich beziffert, eine Zahl, die im Vergleich mit der Ein- und Ausfuhrstatistik aufs Deutlichste zeigt, welche eine hohe Bedeutung der innere Markt für Deutschland selbst gewonnen hat, eine Thatsache, die ein jeder Handelspolitiker auf das Ernsthafteste wird zu würdigen wissen. Außer den erwähnten Vorarbeiten brachte noch der Anfang dieses Jahres den nach mancherlei Borentwürfen endlich fertiggestellten „Entwurf einer neuen

Anordnung des deutschen Zolltarifs“. Welche Schwierigkeiten hier zu überwinden waren, ergibt schon ein einfacher Vergleich der Waarengruppen des alten und des neuen Schemas. Während das zur Zeit gültige Zolltariffschema 43 Hauptnummern mit 340 Untergruppen aufweist, wird das neue mit den Abstufungen der einzelnen Waarengruppen 1365 Nummern enthalten, wenn nicht bei der endgiltigen Abfassung noch einige Aenderungen gemacht werden. Ferner aber enthält der neue Entwurf zum ersten Mal eine systematische, wissenschaftlich bearbeitete Anordnung des Stoffes, wobei man nach dem Grundsatz verfuhr, zuerst die Rohstoffe einer Industrie, dann die Halbfabrikate und zuletzt die Ganzfabrikate darzustellen. Ganz natürlich wendet sich nunmehr, nachdem die Frage des Tariffschemas mit den beteiligten Kreisen von Industrie, Landwirtschaft und Handel erörtert worden ist, die Hauptaufmerksamkeit der Interessenten den Zollfragen im engeren Sinne, der Höhe der Zollsätze und der Art und Weise des Zollsatzes zu. Wie schon oben hervorgehoben, wird darüber noch eifrig debattirt, ob man zu einem Doppeltarif übergehen oder bei dem autonomen Tarif verbleiben soll. Ferner, ob man spezifische Zölle behalten oder Gewichtszölle einführen soll. Die Ansichten hierüber scheinen noch nicht genügend geklärt zu sein. Es ist daher ganz nützlich, einmal sine ira ac studio das Für und Wider zu beleuchten.

Anlangend die Frage des Meist- und Mindesttarifs, so lassen sich hier gewisse Vorzüge nicht bestreiten. Der Meisttarif, der die höchsten Zollsätze enthält, findet auf alle Nichtvertragsstaaten, der Mindesttarif mit den geringstmöglichen Sätzen auf alle Vertragsstaaten Anwendung. Der Hauptvorteil eines Doppeltarifs besteht aber darin, daß der betreffende Fabrikant stets nach festen Zollsätzen rechnen kann. Er ist gesichert gegen plötzliche Aenderungen, wie sie beim Neuabschluss von Handelsverträgen möglich sind, und ein bestimmter Schutz ist ihm auf alle Fälle gewährleistet. Ferner wird eine Regierung bei Vertragsverhandlungen ganz wesentlich dadurch unterstützt, daß ihr eine feste Grenzlinie gezogen ist, bis zu welcher eine Ermäßigung der Zollsätze statthaft ist. Gerade bei parlamentarischen Regierungen wird auf diese Weise ein großer Stein des Anstoßes beseitigt. Gegenüber diesen Vorzügen stehen aber ganz erhebliche Nachteile. Bei Aufstellung eines Maximal- und Minimaltarifs besteht nämlich allzuleicht die Gefahr der Ueberspannung des schutzöllnerischen Bogens. Denn da der Minimaltarif bei etwaigen Vertrag-

abschließen auf die verschiedensten Länder gleichmäßig Anwendung finden muß, so wird ganz selbstverständlich der Minimaltarif stets so hoch gewählt werden, daß er auch dem stärksten concurrirenden Lande gegenüber einen Schutz gewährt. Dieser Umstand aber hat leicht zur Folge, daß das betreffende Land sich wirtschaftlich auf einen Isolirchemel setzt. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht das Beispiel Frankreichs, dem die Ehre der Erfindung dieses Tariffsystems zukommt. Frankreich führte seinen Doppeltarif 1892 ein. Den Hauptgrund bildete seine Abneigung gegen Handelsverträge, da an den Vorteilen dieser Deutschland kraft des ihm im Frankfurter Frieden zugestandenen ewigen Meistbegünstigungsrechts Theil hatte. Bald aber gerieth Frankreich mit verschiedenen Staaten wie Schweiz, Spanien, Italien in erbitterte Zollkriege, aus denen es sich schließlich nur durch Ermäßigung seiner Minimaltarife retten konnte. Das gleiche Schicksal traf Spanien, das sogleich die französische Idee adoptirt und zu einem Doppeltariffsystem übergegangen war. Auch Spanien mußte unter seine Minimaltariffsätze heruntergehen, so daß jetzt mitunter drei Tarife in Geltung sind. Erwägt man noch, daß Frankreich und Spanien in ihrem ausländischen Handel keine günstigen Resultate aufweisen*) — im Vergleich zum Anwachsen des Handels der übrigen Staaten ist ein relativer Rückschritt unverkennbar — so ermuntern diese Staaten nicht zur Nachfolge. Außer den erwähnten hat noch Rußland in Folge des Zollkrieges mit Deutschland zu diesem System gegriffen und neuerdings (1897) Norwegen; jetzt schickt sich, wie soeben verlautet, auch Portugal an, neben seinem jetzigen hohen Tarif einen Minimaltarif auszuarbeiten, auf Grund dessen es Handelsverträge mit Deutschland, England und Frankreich abzuschließen gedenkt.

Es erscheint daher nach Allem in etwas eigenthümlichen Sichte, wenn heute von agrarischer Seite für die Vorzüge eines Doppeltarifs gestritten wird. Sicher ist, daß bei Aufstellung eines Doppeltarifs jegliche Vertragsverhandlungen, die specialisiren und einen bestimmten Schutz den entwicklungsfähigen Zweigen der heimischen Production gewähren sollen, so viel es im allgemeinen Interesse erforderlich ist, ganz ungeheuer erschwert, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht werden. Sollte etwa dieser Wunsch des Gedankens Vater sein? Auch in Oesterreich hat man diese Fragen schon eifrig behandelt, auch hier scheint man auf den Wegen eines Doppeltariffsystems nicht wandeln zu wollen, wenn auch hier wie dort unleugbar starke Tendenzen vorhanden sind, die auf eine Erhöhung der bisherigen Zollsätze abzielen. Wie jüngst bekannt wurde, hat man sich in Oesterreich zur Aufstellung eines höheren allgemeinen Tarifs und eines geheimen Minimaltarifes entschlossen, der nicht gesetzlich festgelegt nur den Unterhändlern als Material dienen soll. Auch in Deutschland soll der gleiche Versuch gemacht werden. Es bleibe hier dahingestellt, 1. ob nicht damit doch ein Minimaltarif und seine Nachteile zur Geltung kommen, und 2. ob es nicht unmöglich sein wird, die Minimaltariffsätze vor dem Ausland stets geheim zu halten.

Eine schematische Aufstellung von Zollätzen wäre ja überhaupt das denkbar ungünstigste, was uns passiren könnte. Eine elsässische Industrie z. B. wird andere Wünsche bei einem Handelsvertrag mit der Schweiz oder Oesterreich haben, als mit Rußland. Mit anderen Worten, es kommt nicht so sehr

*) Frankreichs Gesamtaußenhandel betrug:

1889:	8020	Mill. Frs.
1891:	8337	" "
1893:	7089	" "
1897:	7554	" "
1898:	7879	" "

Spanien hatte einen Gesamtumsatz:

im Jahre 1896	von 1403	Mill. Pesetas
"	1898	von 1417
"	1899	von 1661

davon 1899: 936,5 Mill. Einfuhr und 724,8 Mill. Ausfuhr.

darauf an, bloß zu fragen, wie hoch muß der Zollschutz sein, sondern wie hoch muß der Zollschutz gegen dies oder jenes Land sein. Dabei werden sich ganz natürlich auch Erhebungen darüber anzuschließen haben, inwieweit die Interessenten eine Milderung der Zollsätze des Auslands wünschen, ein Vorschlag, der jüngst von Seiten der Exportindustrien gemacht wurde, und der, falls nicht dabei ganz unberechtigte und unmögliche Wünsche laut werden — z. B. Abschaffung jeglicher ausländischer, aber Aufrechterhaltung der inländischen Zollschauben — ernste Beachtung verdient. Die Frage des Tariffsystems kann aber nicht für sich allein betrachtet werden, sie hängt aufs Innigste mit der Meistbegünstigung zusammen. Die Klausel der Meistbegünstigung ist bekanntlich eine Vertragsverabredung, durch die sich ein Staat verpflichtet, dem Vertragsstaat jede Begünstigung zu Theil werden zu lassen, die er einem dritten Staat gewährt hat oder noch gewähren wird. Im Allgemeinen ist heute die Vorliebe für die schematische und unterschiedslose Anwendung der Meistbegünstigung sehr geschwunden und es steht wohl zu erwarten, daß wir bei unsern neuen Handelsverträgen sie nur mit großer Vorsicht zur Anwendung bringen. Ihre unbedingte Abschaffung ist zur Zeit ja nicht möglich, da sich im Artikel 11 des Frankfurter Friedens Frankreich und Deutschland für ewige Zeiten die Meistbegünstigung zugesagt haben und sich auch die Meistbegünstigungsklausel bei Verträgen mit außereuropäischen, wenig entwickelten Staaten durchaus empfiehlt, da der Abschluß von Tarifverträgen mit derartigen Staaten sich nicht lohnt, andererseits der Absatzmarkt erhalten bleibt.

Eine andere Frage ist aber die, inwieweit Beschränkungen der Meistbegünstigung, wie sie schon jetzt seit Jahrzehnten üblich gewesen sind, auch fernerhin in besondern Fällen vorgenommen werden können. So beschränkt der Frankfurter Frieden die Meistbegünstigung hinsichtlich verschiedener Länder. Nur wenn Deutschland Ländern wie England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich, Rußland Handelsbegünstigungen ertheilt, müssen diese auch Frankreich eingeräumt werden, ebenso umgekehrt. Es könnte also Deutschland Reciprocitätsverträge nach Art der jetzt von den Vereinigten Staaten beliebten mit Spanien, Portugal, Italien, Schweden-Norwegen, Türkei, den Balkanstaaten und der Union selbst u. abschließen, ohne daß dadurch Frankreich daran Theil hätte.

Ferner finden sich Durchbrechungen des Princips der Meistbegünstigung dahin, daß in gewissen Verträgen für einzelne Artikel die Meistbegünstigung ausgeschlossen oder auf einzelne Artikel beschränkt wird. Es würde also wohl möglich sein, der schon jetzt üblicheren Einschränkung der Meistbegünstigung eine bestimmte engere oder weitere Fassung zu geben, um die großen Schädigungen, die durch eine unterschiedslose Anwendung entstehen, zu verhindern. Beispielsweise könnten auch Vorzugszölle, wie sie im deutsch-österreichischen Verkehr sehr nützlich wären, von der Meistbegünstigung ausgenommen werden. Auch Rußland gegenüber könnte eine derartige differentielle Zollbehandlung z. B. für Petroleum zur Anwendung gelangen, ohne daß auf Grund der Meistbegünstigung noch andere Staaten (Amerika) daran Theil haben dürften.

Was nun weiter die Frage der Gewichtszoll- oder specifischen Zölle betrifft, die heute gleichfalls im Vordergrund der Discussion steht, so dürfte sich im großen Ganzen die Beibehaltung der Gewichtszölle empfehlen und nur da, wo es dem Zweck entspricht, könnte man ähnlich wie im Dingleytarif eine Combination von Gewichtszoll- und Werthzöllen resp. Staffeltwerthzölle für einzelne Artikel aufstellen. Ohne Frage liegt in dem Gewichtszollsystem eine rohere Form der Verzollung, und es kommen bei summarischer Behandlung grobe Unzuträglichkeiten vor, dennoch lassen sich die großen Sammelpositionen unschwer specificiren und so die meisten Nachteile einer summarischen Verzollung aufheben. Dagegen hatten dem System der Werthzölle gewöhnlich sehr große Mißstände

an, obwohl es unbestreitbar ist, daß die Staaten, in denen Werthzölle erhoben werden, (Vereinigte Staaten, Belgien, Holland, Japan, in geringer Anzahl in Schweden, Norwegen, Brasilien, Griechenland, Italien, Frankreich) sich dabei sehr wohl befinden. Doch muß demgegenüber hervorgehoben werden, daß gerade durch ein Werthzollsystem eine Verleitung zu Zollchicanen stattfindet mit den sonstigen unangenehmen Nebenfolgen, der Bestrafung zu niedriger Werthangaben und dem üblen Einfluß auf die Zollbeamtenschaft, der in einigen Ländern ein Vorkaufsrecht auf unrichtig declarirte Waaren zufließt. Uebrigens ist vor kurzem dem Reichstag zur Frage der Werthzölle ein Antrag unterbreitet worden, der gewissermaßen Gleiches mit Gleichem zu vergelten strebt. Der Antrag lautet: Von zollpflichtigen Waaren, welche aus Staaten herstammen, in welchen deutsche Waaren der Verzollung nach dem Werth unterworfen sind, können, insoweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen, an Stelle der tarifmäßigen Eingangsabgaben Werthzölle erhoben werden."

Damit würde Deutschland eine Handhabe gegeben sein, sich gegen chicanöse Behandlung bei Verzollung seiner Ausfuhrerzeugnisse besser schützen zu können, wenn auch der Zollpraxis der Antrag in seiner Ausführung große Schwierigkeiten bereiten würde. Jedoch dürfte die Idee selbst nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen sein.

Noch aber harren alle diese verschiedenen Probleme ihrer endgiltigen Lösung. Noch stehen wir in dem Stadium einer allseitigen und sorgfältigen Vorprüfung. Wenn aber Deutschlands Zukunft als die einer Weltmacht gefördert werden soll, dann ergeht auch an alle productiven Stände die ernste Mahnung, ihre speciellen Interessen nicht überwuchern zu lassen, sondern eine weise Rücksicht zu üben auf das, was der Allgemeinheit frommt. Nur in diesem Sinne kann die Volkswirthschaft, der starke Grundpfeiler des nationalen Wohlergehens, gepflegt werden, und in diesem Sinne soll auch weiterhin Weltpolitik, deutsche Weltpolitik getrieben werden.

Kaltes Licht.

Von Ingenieur Gustav H. Cast.

Verschiedene Theile unseres Nervensystems sind verschiedenen Eindrücken angepaßt. So nehmen wir gewisse Erregungen der Luft als Schall wahr, so erkennen wir vermöge des Tastsinns jene Vorgänge, die wir als Wärme bezeichnen, und auf ähnliche Weise empfangen wir auch die Eindrücke, die wir als Licht definiren. Aus der jedenfalls sehr ausgebreiteten Reihe der Strahlungserscheinungen nimmt jeder Nerv nur die Empfindung auf, für die er bestimmt ist. Obwohl der Sehnerv von einer wunderbaren Empfindlichkeit für die Wahrnehmung von allen Strahlungsphänomenen gebaut erscheint, so nimmt er doch nur diejenigen wahr, die wir als Licht bezeichnen, während er für alle anderen, und wären sie diesen noch so nahe verwandt, unempfindlich ist.

Unter Licht können wir nur jene Reihe der Energiestrahlungsscala verstehen, die an der Grenze beginnt, an der wir die erste Lichtempfindung, das ultraroth Licht, wahrnehmen, und die sich bis zu der Grenze erstreckt, die wir als tiefstes ultraviolettes Licht bezeichnen. Beginnt ein Körper zu glühen, indem ihm auf geeignete Weise Energie zugeführt wird und analysiren wir den Vorgang prismatisch, so nimmt unser Sehorgan die ganze Scala jener Empfindungen wahr, die wir als Lichterscheinungen bezeichnen. Strahlt der Körper für ein unbewaffnetes Auge weißes Licht aus, so erkennen wir mittelst des Spectroscops jenes Farbenband, das wir als Lichtscala oder als Spectrum bezeichnen. Unser Licht-

spender, den man gewöhnlich schlechthin als glühend bezeichnet, sendet aber nicht nur Licht, sondern auch unsichtbare Strahlen aus, und zwar hauptsächlich solche, die gemeinhin als Wärmestrahlen bezeichnet werden können. Auch diese Strahlen werden von dem Prisma gebrochen. William Herschel war der Erste, der diese Erscheinung des Näheren untersuchte. Indem er ein Thermometer den verschiedenen Strahlengattungen des Spectrums aussetzte, fand er, daß in den violetten, das sind die am stärksten gebrochenen Strahlen, die Wärmewirkung geringer war, als nach dem rothen Ende hin. Diese Wahrnehmung war sehr wichtig, und dadurch angepörrnt ging er noch weiter. Er brachte das Thermometer in die dunkle Verlängerung des Spectrums über das Roth hinaus, und er fand, obgleich kein Licht auf das Quecksilber wirkte, daß die strahlende Wärme hier stärker war, als an irgend einem Punkte des leuchtenden Spectrums. Ritter ist der Entdecker der Ausdehnung des dunklen Spectrums über die letzte violette Linie hinaus. Also besteht ein Spectrum aus drei Theilen. Zunächst aus diesem, der über die ultraroth Strahlen hinausliegt, und den man als denjenigen der Wärmestrahlung bezeichnen kann. Sodann kommt die Scala der Lichterscheinungen, worauf dann über das ultraroth Ende hinweg jene Strahlen folgen, die eine nur sehr geringe erwärmende Energie besitzen, sich aber durch hohe chemische Fähigkeiten auszeichnen. Weder die ersteren noch die letzteren sind für unseren Gesichtssinn wahrnehmbar, obwohl keine scharfe Grenze, weder in Bezug auf ihre Eigenschaften noch Fähigkeiten, gezogen werden kann.

Aus dieser Definition des uns betreffenden Theiles der Strahlungserscheinungen geht nur soviel hervor, daß ein absolut kaltes Licht zu erzeugen nach dem heutigen Stande unserer Erkenntniß als ausgeschlossen angesehen werden muß. Ferner läßt sich hieraus ersehen, daß ein Proceß, der alle aufgewendete Energie in Licht umsetzt, nie erfunden werden kann.

Wir sind in der Lage, aus allen Energieformen Licht zu erhalten. Aber einerlei, ob zur Hervorbringung desselben chemische oder mechanische oder elektrische Kraft in Anwendung gebracht wird, der Weg zum Licht führt über die Wärme, oder die Wärme ist eine unbedingte Begleiterscheinung des Lichts. Dieser Factor will allerdings unter günstigen Umständen für eine praktische Lichterzeugung nicht viel bedeuten. Denn unser Gas und elektrisches Licht, so unvollkommen und unrationell sie auch sind, sind doch immerhin Sonnen gegenüber dem brennenden Rienspahn und der Delampe. Gelingt es nur einstmals, den Nulleffect einer Beleuchtungsart auf 75 Procent zu erhöhen, so erhalten wir ein Licht, von dem man zu sagen berechtigt sein wird, es kostet nichts; denn bei den heutigen, sagen wir elektrischen Bogenlampen, kosten die tausend Normalkerzen pro Stunde bei dem so geringen Nulleffect der Lampen doch nur wenige Pfennige. Stellen wir uns vor, daß der Preis des Lichtes, sobald der Nulleffect der siebenfache wird, in demselben Verhältniß billiger wird.

Die Wege, die man zur Verbesserung der Lichterzeugung eingeschlagen hat, gehen auseinander. Besonders unterscheiden wir zwei Bestrebungen. Die eine geht darauf hinaus, die Lichterzeugung auf chemischem Wege zu vervollkommen, die andere sucht ihr Ziel auf elektrischem Wege zu erreichen. Das erstere Ziel ist nicht erreichbar, obwohl noch einige Verbesserungen gemacht werden dürften, denn man ist bestrebt, auf chemischem Wege höhere Glühgrade zu erzielen, was allerdings eine günstigere Lichterzeugung bedingen würde, aber es wird auf diese Weise schwer gelingen, eine höhere Hitze zu entwickeln als bis heute schon geschehen ist. Auch auf Seiten der elektrischen Richtung versucht ein Theil der Forscher immer höhere Glühgrade zu erreichen, nicht ganz ohne Erfolg, wie die neuen Nuer- und Kernlampen zeigen. Aber der andere Theil der Forscher auf elektrischem Gebiete ver-

sucht einen anderen Weg. Ausgehend von den elektrischen Entladungen im luftverdünnten Raum sind sie bestrebt, ein kaltes Licht zu erzeugen.

Tesla ist es gelungen, eine elektrische Flamme zu erzeugen, eine Spenderin von Wärme und Licht. Sie strahlte wenig bemerkbare Wärme aus, aber auch das Licht war nicht besonders glänzend. Aber war sie deshalb weniger eine Flamme, weil sie dem Experimentirenden nicht die Hand verbrannte? — Tesla behauptet, daß man, indem man eine ähnliche Flamme in einer Glasugel hervorbringt, die zwar kleiner aber kräftiger wirkt, eine rationelle Beleuchtungsart hätte. Ausgehend von der Erkenntniß, daß der geringe Nutzeffect einer gewöhnlichen Glühlampe dadurch bedingt ist, daß die elektrische Energie in der Form, wie sie ihr zugeführt wird, 95 Procent derselben in langen oder Wärmewellen wieder verausgaben muß, gelangt er zu der Anschauung, daß man nur nöthig hat, die Gesamtvibrationen unserer Lichtquelle zu jener Kürze der Welle herabzumindern, für welche unser Sehorgan empfindlich ist. Dieses glaubt Tesla durch mächtige elektrostatische Effecte hervorbringen zu können. Man kann — sagt er — beispielsweise einen aus feuerbeständigem Material hergestellten Leuchtkörper in eine geschlossene Hohlkugel einführen, in der die Luft mehr oder minder verdünnt wurde. Der Leuchtkörper wird mit einer Stromquelle von hohem rapid wechselndem Potential verbunden, und es werden hierdurch die Molecüle des Gases veranlaßt, viele Mal in einer Secunde, mit enormer Geschwindigkeit an den Körper anzuprallen und ihn hierdurch glühend zu machen. Die erzielten Resultate wären dann zufriedenstellend, wenn keine so starke Erhitzung eintreten würde, das heißt, wenn sie etwas geringer wäre, was sich aber durch geeignete Lampen mit Sicherheit ausführen läßt.

Die Anwendung so hoher Spannung und Wechselzahl des Stromes macht es möglich, durch geeignete Anordnung der elektrostatischen und elektromagnetischen Apparate, durch das Glas einer Lampe hindurch, genügende Energie zu übermitteln, um durch dieselbe den betreffenden Gegenstand erglühen zu lassen.

Die Experimente, die den Forscher jedenfalls am meisten anregen, und die zu den interessantesten gezählt werden müssen, sind jene, welche mit luftleer gemachten Röhren vorgenommen werden. Es unterliegt keiner Schwierigkeit, die Röhren so hell leuchten zu lassen, daß man bei ihrem Lichte arbeiten kann. Bringt man phosphorescirende Körper wie Yttrium oder Uranglas in Anwendung, so können die Lichteffecte von ungewöhnlichem Glanze sein. Das Ideal irgend einer Beleuchtung wäre, im Raume, der erleuchtet werden soll, selbst einen solchen Zustand zu schaffen, damit, sobald die Lampe in den Raum gebracht wird, diese zu leuchten beginnt. Es ist nun in der That gelungen, einen solchen, diesen Wünschen angepaßten Raum zu schaffen. Tesla hat es erreicht, indem er in dem betreffenden zu erleuchtenden Raum ein kräftiges, rapid wechselndes elektrostatisches Feld geschaffen hat, in das der Leuchtkörper nur hineingebracht zu werden braucht, um zu leuchten.

Moore hat einen Apparat construirt, vermittelst dessen es möglich ist, ohne Weiteres kaltes Licht mit dem Strome, wie ihn gewöhnlich die Electricitätswerke liefern, zu erzeugen. Anderen ist es gelungen, indem sie den elektrischen Funken durch Haarröhrchen schlagen ließen, ein helles blendendes Licht zu erzeugen. Auch dieses Capillarlicht hat eine Zukunft, sein Nutzeffect ist ein verhältnißmäßig hoher, obwohl sein Preis bis heute noch ein zu großer genannt werden muß. Die Meinung unseres Gewährsmannes Tesla über den Nutzeffect dieser verschiedenen neuen Lichte ist, daß mit der Zunahme der Wechselzahl und des Potentials die Lichtwirkungen rapid intensiver werden, und es mag nicht als überschwengliche Hoffnung ausgelegt werden, wenn wir annehmen, daß es auf diesem Wege gelingen wird, einst eine practische Beleuchtungs-

art zu schaffen. Es könnte möglich gemacht werden, Flammen hervorzubringen, in welchen kein chemischer Proceß, kein Verbrennen eines Stoffes, sondern nur eine Energieumwandlung stattfindet.

Die Erscheinungen des kalten Lichtes sind alle auf moleculare Vorgänge zurückzuführen, die durch elektrische Wellen entstehen, aber keineswegs ohne Wärme vor sich gehen. Die Lichtvibrationen in einer Flamme entstehen durch die Collisionen der einzelnen Molecüle. Wir können durch Anwendung von Impulsen hoher Wechselzahl die Gas molecüle in einem luftverdünnten Raum in Collisionen bringen und hierdurch den Vorgang in einer Flamme nachahmen. Obwohl bei diesen Collisionen der kleinsten Maffetheilchen ohne allen Zweifel sehr hohe Temperaturen entstehen, so wird doch die Wärme größtentheils als Licht verausgabt. Hierauf weiterbauend können wir sagen, wir müssen doch höhere Temperaturen anwenden, aber unter anderen Umständen als gewöhnlich. Auf welche Weise entstehen die höchsten Temperaturen? Nur bei Collisionen. Wenn sich Wasserstoff und Sauerstoff vereinigen, so stürzen, anschaulich gesprochen, die Atome und Molecüle auf einander los, die mechanische Gewalt wird in Wärme und Licht umgewandelt. In einem Ofen, in einem Gebläse können wir keine hohen Temperaturen hervorbringen, aber in einer luftleeren Hohlkugel können wir einem Molecül eine beliebige Bewegungsenergie mittheilen und folglich die höchsten Temperaturen auf diese Weise erhalten. So kann man, wie bereits weiter oben beschrieben, in die Mitte einer Hohlkugel ein Zirconiumkugeln bringen und das Oxyd wird im nahezu luftleeren Raum unter dem Anprall der elektrisch erregten Molecüle ein intensives Licht ausstrahlen. Je vollkommener das Vacuum ist, um so höher kann die Erhitzung getrieben werden, um so leichter erglühen nach den Ergebnissen der Tesla'schen Experimente die Körper. So intensiv die Vorgänge in der Kugel auch sind, so große Temperaturen in ihrem Innern auch herrschen mögen, die strahlende Wärme ist gering.

Wir ersehen aus diesen Ausführungen, daß der Name „kaltes Licht“ nicht ganz berechtigt ist; als technischer Ausdruck mag er gelten. Denn hat unter den günstigsten Umständen der Lampenkörper die Temperatur der Umgebung, so ist damit noch nichts gesagt, denn wir wissen, daß ein absolut kaltes Licht nicht möglich ist; selbst wenn es jemals gelingen sollte, Electricität mittelst geeigneter Vorrichtungen direct in Licht umzusetzen. Daß dem „elektrostatischen Licht“, wie wir es vielleicht besser bezeichnen, einmal eine große Zukunft bevorsteht, läßt sich heute schon absehen; es ist nur nöthig, daß sich die Erzeugungskosten und der Nutzeffect noch um einige Procente verbessern lassen, was allerdings noch Schwierigkeiten macht.

Literatur und Kunst.

Die ausländischen Künstler auf der Weltausstellung.

Von A. Brunnemann (Paris).

Welchem Lande gebührt der Preis? So fragt man sich immer und immer wieder beim Durchwandern der gewaltigen Exposition décennale; man bildet sich ein Urtheil, sagt es wieder um — es ist so schwer, völlig gerecht zu sein. Da wo die Franzosen alle Seiten ihres Könnens entfalten konnten und mit einer selten gesehenen Elite von Meistertwerken vertreten sind, hinderten Raumangel oder eine allzu einseitige Sympathie für andere Länder vielleicht, einen vollkommenen Einblick in ihr künstlerisches Schaffen zu ermöglichen. Hier und da

hat man wohl das altbewährte Gute zur Geltung kommen lassen, aber dem Neuen, mächtig aufstrebenden, dem Fortschritt verheißenden zu wenig Rechnung getragen. Das scheint uns namentlich bei Deutschland der Fall zu sein.

Wie viel Gutes ist da — und wie viel noch Besseres fehlt! Werden wir aufgefordert, unseren französischen Freunden ein genaues Bild des augenblicklichen deutschen Kunstschaffens zu geben, so blicken wir, nachdem Menzel, Lenbach, Stuck und einige andere bewährte Größen gebührend bewundert worden sind, vergeblich suchend nach rechts und links: aber es giebt doch noch viel mehr, so viele Tüchtige, so viele Zukunftsausblicke und darunter einige Genies. Doch, da sind die Karlsruher! Ein Thoma ist da, und ein Uhde. Ein paar ausgezeichnete Berliner sind vertreten, unter anderen Herrmann; ein paar gute Dresdener: Kuehl, Stremel, Baum und Pietschmann. Doch wo sind die Worpssweber? Ist das Selbstporträt Thoma's durchaus charakteristisch für die Eigenart des nationalsten unserer Maler, des Malers der deutschen Landschaft und des deutschen Gemüths? Trotz der trefflichen Karlsruher Meister fehlen so manche Vertreter unserer intimsten Heimathkunst, die sich mit liebevoller Hingabe in ein echtes Stück deutscher Natur, in eine charakteristische Aeußerung deutschen Geistes versenken. Gewiß ist Uhde's „Heilige Nacht“ ein liebliches Bild, das die ganze deutsche Weihnachtspoesie in uns hervorzaubert, aber giebt es nicht noch andere, tief ernste, Bilder des Meisters, die gerade hier in Paris, wo Béraud einige armselige Versuche gemacht hat, Christus in modernem Gewande unter modernen Menschen auftreten zu lassen, geeignet wären, solchen theatralischen Aeußerlichkeiten tiefe Innerlichkeit, ein schlichtes Erfassen vom Geiste des Evangeliums gegenüberzustellen. Hier, wo eine geistige Elite besonders warm neuchristlichen und altruistischen Ideen zuneigt, dürften Bilder wie die Bergpredigt und andere das größte Interesse erregen. Und wo blieben unsere Meister, Böcklin und Klinger? Wie ist es möglich, einen Begriff vom heutigen Kunstschaffen Deutschlands zu geben, wenn sie fehlen! Ja, all' das Gute der deutschen Malerei-Abtheilung, von der leider einige Säle recht schlecht beleuchtet sind, vermag uns nicht über die mannigfachen Lücken oder die mangelhafte Vertretung einzelner künstlerischer Individuen hinwegzutäuschen. Gegenüber der so zielbewußt und mit energischer und vereinter Entfaltung aller Kräfte auftretenden deutschen Industrie will uns die deutsche Malerei-Ausstellung etwas unvollkommen erscheinen. Wir dürfen doch aus dem Vollen schöpfen — warum haben wir es nicht gethan?

Dieses Beispiel warnt uns, etwaige strenge Allgemeinheiten über andere Länder auszusprechen, die vielleicht mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Selbstverständlich interessieren uns die Länder am meisten, die auf eigenen Füßen zu stehen wissen, die glückliche und überzeugende Ausdrucksformen für die Eigenthümlichkeiten ihrer heimathlichen Natur, ihres Volkes gefunden haben und so zum Studium der Völkerpsychologie beitragen, oder bei denen sich in einer genialen Persönlichkeit jener große schöpferische Zug offenbart, der neue Seiten des Menschenthums, der Natur erschließt und die Kunst durch sichere Wirkungsmittel bereichert. Nur wenig ist dies bei den Russen der Fall. Was sie bieten, ist zunächst ein Ergebnis ihrer Münchener oder Pariser Studien, ein unselbstständiges Anlehnen an bewährte Meister, ein Gemisch von Chic und Conventionellem, ohne den echten Chic, ohne die echte Grazie, mit Ausnahme einiger vorzüglicher Portraits von Kazak, die treffliche Charakteristik und vornehme Eleganz zeigen. Das, was die Russen aus sich selbst haben, Darstellungen heimathlicher Scenen, ist zum Theil grotesk oder banal, platte Alltagskost für die breite Masse. Nur einige stimmungsvolle Landschaftsbilder verrathen ein tieferes, beseeletes Eindringen in die Natur. Man durfte doppelt gespannt sein auf die national-russische Kunst, die der größte russische Schriftsteller und mangelhafte Aesthetiker in seinen Aus-

lassungen über die isolirt-aristokratische Kunst unserer Tage als so volksthümlich gerühmt hat. Wohl ist es eine Volkskunst, aber für des Volkes naive staunende, ästhetisch ungeschulte Augen, nicht für des Volkes Seele. Hoch über den Malern stehen die bekannten Bildhauer Antofolsky und Trubezkoy. Ersterer zeigt sich immerhin etwas conventionell, doch rufen seine beiden großen Statuen: Lucifer und Spinoza eine eindringliche Wirkung hervor. Trubezkoy steht völlig auf modern-impressionistischem Boden. Keck und pikant hingeworfen, geben seine Statuetten die kokette, weltmännische Grazie, das knisternde frou-frou der Seidentleider wieder. Bemerkenswerth ist ein Brustbild Tolstoi's und eine Statuette, die den großen Dichter in Mujikkleidung zu Pferde darstellt. Ein edles Meisterwerk ist das Porträt des genialen, früh verstorbenen Malers Segantini.

Mit der russischen Ausstellung verbunden finden sich die Maler und Künstler Finlands, darunter Männer von großer Eigenart bei denen nach langjährigem Anlehnen an die Pariser Schulen jetzt das national-finische Element zu überraschendem Durchbruch gelangt. Der charakteristischste Vertreter ist Axel Gallen, der Illustrator finländischer Sagen, dessen Bilder in seltsam archaischem Stil von großem Naturstudium und einer tiefen Geistesversenkung, ja einer schweremüthigen Größe Zeugniß ablegen. Er weiß die tief-sinnige Symbolik der Mythen seines Landes in ihrem ganzen Ernste wiederzugeben. Seine Bildnisse, mit sicherem Erfassen des seelischen Wesens seiner ernstesten Landsleute gemalt, gehören zu den besten Erzeugnissen im Porträtsfach überhaupt. Weit weniger national ist Albert Edelfeldt; diesem feinsinnigen Künstler merkt man überall die Pariser Schule an, die nach der „art pour l'art“, nach künstlerischer Ausgeglichenheit auf Kosten des streng Nationalen strebt. Moderne Darstellungen finischer Volksscenen und eine Art religiöser Malerei im Uhde'schen Sinne sind gute reife Leistungen Edelfeldt's; noch bedeutender sind seine Porträts, die die treue Wahrheitsliebe der ersten französischen Pleinairisten befeelt.

Die südlichen Länder, Italien, Spanien und Portugal, haben nur wenig, was ihrem alten Ruhme würdig zur Seite zu stellen wäre. Viel Ueberketerung, viel Banalität, viel Geschmacklosigkeit, doch keine Offenbarungen der Volksseele, kaum ein paar charakteristische Typen ihres Landes. Die neuen Errungenschaften der Malerei werden nur zu grellen, unharmonischen Farbenimpressionen verwandt. Grelle Sonne und bunte sonnige Heiterkeit ohne Tiefe der Charakteristik; ein künstlerisches dolce far niente, d. h. ein Sichgehenlassen ohne Kunst. Und doch ist der Größten einer unter den Italienern: Segantini. Vergebens suchen wir in der ganzen Ausstellung nach einem Bilde, das uns so unmittelbar in die freie Gottesnatur treten ließe, wie seine drei gewaltigen Alpenlandschaften: Natur, Leben und Tod, die zu einem Tryptichon vereinigt werden sollten. Noch fehlt hier und da die letzte Hand des Meisters, denn der Tod riß ihm den Pinsel aus der Hand, als er droben in den Bergen ein Stück Ewigkeit nachschaffen wollte, aber die Größe der Auffassung, die ideale Wahrheit der Darstellung zeugen von einer Meisterhand und von einer Meisterseele. Dem Mittelbilde, dem Hohenliede an die Sonne, muß der Vorzug gegeben werden, doch weht uns aus allen dreien die köstliche Frische der Alpenluft entgegen; wir tauchen in die krystallne Klarheit der Luft des Engadin. Man darf diese unvollendeten Gemälde getroßt zu den großartigsten Schöpfungen der ganzen Ausstellung zählen. Wem es vergönnt ist, einen solchen Schwanengefang zu singen, der hat ein Stück Ewigkeit errungen. Der Italiener Boldini gehört der französischen Kunst an; er steht ganz auf dem Boden des Pariserthums. Er ist der Maler des weltmännischen Chics, des nervösen prickelnden Reizes weiblicher Grazie. Seine wunderbaren Frauenbilder geben das Bestrickende, Katzenartige im Weibe wieder, sie schildern die jolie bete de luxe, die, seelenlos,

doch mit der Grazie ihres ganzen Körpers bis zu dem nervösen Spiel ihrer schlanken Finger zu fesseln weiß. Seine männlichen Bildnisse, ausgestellt sind das Porträt Whistler's und des Grafen Montezquieu-Fezansag, des Dichters der „blauen Hortensien“, geben ohne Ernst und Tiefe, aber mit einem fabelhaften Können und einer verblüffenden Kühnheit eine Seite dieser Persönlichkeiten wieder: das geistige Gigerlthum.

Raum einen Namen von Werth haben die Spanier und Portugiesen aufzuweisen. Sie schwelgen in Phantastik, Visionen, religiöser Askese; sie sind von der historischen Posenmacherei noch nicht frei und gefallen sich in krasser Effecthahcherei. Viel für das Auge, doch selten etwas Wohlthuendes. Für Geist und Gemüth so gut wie gar nichts; schlechter Abklatsch der schlechtesten französischen Sachen. Der große Venliure y Gil wiederholt sich mit zäher Beharrlichkeit in der Darstellung unheimlicher Visionen, denen eine gewisse Genialität der Composition und düstere Kraft nicht abzusprechen ist. Jene südlichen Völker, nach blendenden Neußerlichkeiten haschend, der seelischen Vertiefung abhold, wenden die Errungenschaften der neueren Techniken, die so verinnerlichte Wirkungen hervorbringen können, zumeist nur mechanisch an; es ist Tamburinumusik. Ganz anders dagegen im Norden, wo die tiefsten Saiten der Psyche angeschlagen, der Natur ihre geheimsten Stimmungen abgelautet werden.

Doch bevor wir in den gewaltigen Wettkampf der mächtig aufstrebenden nordischen Nationen eindringen, ein Wort über die Schweiz. Sie besitzt gute Landschaftsmaler, die dennoch aus der Großartigkeit ihrer Natur längst nicht das zu schaffen verstehen, was ein Segantini wiederzugeben mußte; sie besitzt ein paar Künstler, die über eine gute, in Paris erworbene Technik verfügen, wie Fräulein Breslau, die einstige Rivalin der leider zu früh verstorbenen Marie Waskirtseff. Sie giebt feine Porträts von Damen, die mehr durch ihre Liebenswürdigkeit als durch ihren Geist fesseln; über die Darstellung des anmuthig-weiblichen im banalen Gesellschaftsinne geht diese Kunst nicht hinaus. Ferner finden wir gute Schilderer von Land und Leuten, die mit einem gesunden Humor und einer warmen Gemüthlichkeit malen, etwas altväterisch und doch anziehend. Um den internationalen Charakter, den die Schweiz nun einmal in jeder Weise zeigt, zu vervollständigen, bemüht sich vieler, mit den Gemälden: „fallende Blätter“ und die „Quellen“ von holder Anmuth und zarter Linienharmonie, die köstliche Linienanmuth der englischen Präraphaeliten nachzuahmen. Zwar geschieht es mit trefflichem Gelingen, doch drängt sich uns sofort der Name Burne-Jones auf. Der Künstler ist nicht selbstständig genug. Die eigenartigsten künstlerischen Individualitäten der Schweiz sind Hodler und Carlos Schwabe.

Es ist nicht leicht, sich sofort mit den seltsamen Bildern des gedankentiefen Hodler zu befreunden, die so wenig für das Auge bieten, und doch, wenn man sich ernstlich in sie versenkt, so mächtig eindrucksvoll sind, indem sie in ihrer herben Schlichtheit und Farbentrockenheit physische und psychische Zustände wiedergeben. Die Einfachheit der künstlerischen Mittel, die eher an Cartonzeichnung erinnert, befremdet zunächst, doch bald zwingt uns die Eindringlichkeit ihrer Sprache, und dies besonders bei den Darstellungen der Nacht und des Tages, in ihren Bann. Es ist hier eine tiefe Symbolik, die sich aus der Wirklichkeit selbst herauslöst: ein natürlicher Vorgang wird hier nur durch Steigerung und dadurch größere Veranschaulichung des Hauptmomentes zum Symbol. Anders bei Carlos Schwabe; bei ihm ist das Symbol Selbstzweck. Er bedient sich einer literarisch-symbolischen Sprache, die erst eines Commentars bedarf, um sie dem Verständniß näher zu bringen. Der Rahmen der Wirklichkeit verschwindet fast vollständig; das Auge wird nur noch durch eine große Feinheit und Anmuth der Linien, durch eine gefällige Anordnung der Dinge erfreut. Am klarsten und deshalb am anziehendsten

sind die bekannten Illustrationen zu Zola's Roman: *le rêve*.

Oesterreich-Ungarn fesseln nur wenig. Sie bieten ein Gemisch von allen Nationen, viel München, viel Paris. Selbst der vielgefeierte Porträtist Laszlo läßt kalt neben den französischen Meistern im Porträtsfach. Die Camellie hat ihren eigenartigen Zauber, nur dürfen wir sie nicht neben die vollerschlossene duftende Rose stellen.

Je weiter wir nach Norden dringen, desto mehr stoßen wir auf künstlerische Selbstständigkeit, auf das, was die Völker aus sich selbst und aus der innigsten Zusammengehörigkeit mit der Natur ihres Landes schaffen. Es soll den Gegenstand einer zweiten Betrachtung bilden.

Ein englischer Kritiker Gottes.

Von Marcus Landau.

Was mag wohl Herr Robert Anderson zu den gegenwärtigen Vorgängen in China sagen? Hat ihn doch schon die vor einigen Jahren erfolgte Ermordung einiger christlicher Missionäre und ihrer Frauen in China beinahe zu einem Mißtrauensvotum, nicht für die englischen Minister, sondern für den lieben Gott selbst, veranlaßt. Die europäischen Mächte schicken ihre Kriegsschiffe und Soldaten aus zum Schutze ihrer in Peking bedrohten Gesandtschaften, und die Missionäre, „die accreditirten Gesandten“ Gottes. (His accredited ambassadors), haben mit ihren Frauen und unschuldigen Kindern vergebens zum Himmel um Hilfe geschrien! „Wo ist ‚der wahre Gott‘, dem sie dienen?“ fragt er. Entschädigung für die Opfer, Bestrafung der Mörder genügen Herrn Anderson nicht. „Der Gott, auf den sie vertrauten“, meint er, „hätte doch die Herzen der Mörder erweichen, ihre Hände lähmen können. Kann man sich geeignete Umstände für das Eingreifen Dessen vorstellen, den sie als im Himmel und auf Erden Allmächtigen anbeteten? Aber die Erde hat ihr Blut getrunken und der schweigende Himmel schien ihrer zu spotten,“ klagt er. Und nicht bloß in China geschähe solche Gräuel, noch schlimmer geht es in Armenien zu; ja, wie viel Unrecht, Kummer und Leid giebt es in „der glücklichen Hauptstadt des hochbegnadeten England, ja in der ganzen Welt,“ fährt er fort, obwohl er sein Buch noch vor dem südafrikanischen Krieg geschrieben hat. „Menschliche Herzen und menschliche Hände thun wohl Manches, um das große Leiden zu lindern, Menschengesetze leisten viel zum Schutze der Schwachen, zur Bestrafung der Bösewichter. Aber Gott — das Licht des Mondes und der Sterne ist nicht so kalt und mitleidslos als Er zu sein scheint.“ — „In Frieden und unauslöschlicher Glorie thront er im Himmel und schweigt.“ — „Oder ist Er gar herzlos oder machtlos?“ fragt Herr Anderson, fast wie der Kapuziner im Wallenstein:

„Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht dreinschlagen?“

Ja eigentlich, meint er, schweigt Gott schon seit achtzehn Jahrhunderten. Damals hat er noch Wunder gethan, dann aber sah er ruhig der Verfolgung der Christen durch die Heiden zu; Millionen von Märtyrern, die Besten, die Edelsten, die Reinsten endeten unter schrecklichen Qualen, verspottet und verhöhnt von den römischen Heiden. Weiß Gott nichts von all' dem Bösen, das seit achtzehn Jahrhunderten geschieht? und wenn er weiß, warum schweigt er? Da beginnt der Unglaube in unseren Herzen zu keimen, wir verlieren den Glauben unserer Kindheit, alle die Wunder und Thaten Gottes, von denen uns die heilige Schrift erzählt, verblassen zu jüdischen Legenden und prähistorischen Mythen. Ange-

sichts der unerbittlichen Thatsachen, der bitteren Lebenserfahrungen verliert sich der Glaube, denn ein stets passiver, sich um Nichts kümmernder Gott ist für alle praktischen Zwecke so viel wie gar keiner (is for all practical purposes non-existent). Von solchen argen Zweifeln geplagt, griff Herr Anderson zur Feder und schrieb in seinen Mußestunden ein Buch: „Das Schweigen Gottes“ (The silence of God; London, Hodder and Stoughton, fünfte Auflage, 1899).

Herr Robert Anderson ist nicht, wie der Leser etwa vermuthen könnte, Theolog oder Philosoph, sondern Polizeicommissarius. Ich sage das nicht, um Mißtrauen gegen seine Theologie zu erregen, denn wenn die Zollbeamten Hawthorne und Apostolo Zeno recht gute Romane und Dramen schreiben konnten, warum soll nicht ein Polizeibeamter über Religion und Metaphysik schreiben können? Aber er scheint selbst Gewicht auf seinen Beruf zu legen, da er sich auf dem Titelblatt seines Werkes Assistant Commissioner of the Police of the Metropolis nennt. Und dann betrachtet er auch Gott und Welt gewissermaßen vom Standpunkte der Polizei. Daß die Welt von ewigen Naturgesetzen regiert wird, sieht er wohl ein. Aber er betrachtet diese Gesetze gewissermaßen als eine von Gott der Welt verliehene Verfassung, die er auch, wenn er es für passend erachtet, aufheben oder suspendiren kann. Wenn es die Menschen gar zu arg treiben, wenn sie Obstruction machen, soll er, wie es in Oesterreich geschieht, mittelst eines Paragraph vierzehn „für die Weltnothwendigkeiten sorgen“, mit einem Wunder dreinfahren, wie in der guten alten Zeit, als die Welt noch ein Polizeistaat war. Anderson mag es nicht leiden, daß irgend ein Volk oder irgend ein Herrscher groben Unfug treibe, ohne sofort nach Scotland Yard oder vor die Jury gebracht und abgestraft zu werden. Sollte man dem Polizeibeamten seine theologische und philosophische Schriftstellerei als Pfuschen in fremdes Handwerk vorwerfen, so könnte er freilich erwidern, daß die „Religionsbeamten“ noch viel früher angefangen haben, der Polizei und den Gerichten in's Handwerk zu pfuschen. Hier aber liegt auch die schwache Seite seiner These von der achtzehnhundertjährigen wunderlosen Zeit. Seine Amtsgeschäfte scheinen ihm wohl keine Zeit gelassen zu haben, die Schrift des Lactantius: De mortibus persecutorum oder all' die vielen Heiligenlegenden zu lesen, in denen von schrecklichen Bestrafungen der Verfolger und Gottlosen, von der wunderbaren Errettung verfolgter Frommer, von dem Behagen, das manche Märtyrer in den Flammen der Scheiterhaufen fühlten, von den Engeln und Heiligen, die sich an die Spitze christlicher Heere stellten, um ihnen zum Siege über Heiden oder Saracenen zu verhelfen, erzählt wird. Er scheint auch nicht zu wissen, daß die Heiligsprechungen nicht aufgehört haben und daß der Papst Keinen heilig spricht, von dem nicht bewiesen wird, daß er ein Wunder gethan hat. Und weiß der Herr Polizeicommissar nichts von Lourdes? Er scheint darauf anzuspieren, wenn er sagt: „Manche behaupten, daß überhaupt nie Wunder geschehen sind, Andere, daß noch jetzt an gewissen heiligen Stätten Wunder geschehen. Aber wir hier in England sind weder ungläubig (in Bezug auf die biblischen), noch abergläubisch (in Bezug auf die modernen Wunder).“ Also das ist es: In England und im Bereiche der englischen Interessensphäre geschehen keine Wunder mehr. Und ein gläubiger Katholik könnte ihm zur Erklärung sagen, daß für Kezer keine Wunder geschehen. Anderer Meinung war freilich König Alfonso von Portugal, als er vor der Schlacht bei Durique (25. Juli 1139) gegen die Mauren einer göttlichen Erscheinung gewürdigt ward: „Warum erscheinst Du mir, Herr, der ich ohnehin an Dich glaube?“ fragte er, „wäre es nicht besser, Du erschienenest den Ungläubigen, um sie zu bekehren?“

Es ist aber auch falsch, wenn Anderson meint, daß jetzt nur an gewissen Orten Wunder geschehen. Ja, es geschehen Wunder, die, was ihn besonders interessiren sollte, mitunter

die Polizei überflüssig machen. Darüber belehrt uns ein vor einigen Jahren bei Franz Kirchheim in Mainz mit kirchlicher Approbation erschienenenes kleines Büchlein: „Die Wunder des heiligen Antonius von Padua in unserem Jahrhundert.“ Er hätte daraus erfahren können, wie der am 14. October 1890 in Ambiers bestohlene Herr Guironet anstatt der Polizei die Anzeige zu machen, für das „Armenbrod“ des heiligen Antonius 25 Francs gelobte. Als er sich am nächsten Morgen auf die Polizei begab, fand er dort bereits den arretirten Dieb nebst dem gestohlenen Gut. Und auf wunderbare Weise hatte auch die Polizei erfahren, daß er der Bestohlene sei. „Herr Guironet begab sich sogleich, begleitet von einem Polizeibeamten, in das Oratorium des heiligen Antonius, um ihm für die gewährte Erhöhung von Herzen zu danken.“ Hoffentlich hat er auch die 25 Francs pünktlich bezahlt. Als Fräulein Bouffier, Besizerin eines Weißwaarengeschäfts in Toulon, am 12. März 1890 das Schloß der Vadhenthüte nicht öffnen konnte, schickte sie — die Kleingläubige! — um einen Schlosser. Der kam, probirte mehrere Schlüssel ohne Erfolg und ging weg, um Werkzeuge zum Erbrechen der Thüre zu holen. Während seiner Abwesenheit wandte sich Fräulein Bouffier an den heiligen Antonius, versprach ihm Brod für die Armen, und als der Schlosser dann zurückkam, öffnete er die Thüre mit dem ersten besten Schlüssel ohne jede Schwierigkeit. — Es ist leider nicht angegeben, wie viel sie gelobt hatte, so daß wir nicht wissen, ob sie für das Erbrechen der Thüre dem Schlosser mehr zu zahlen gehabt hätte, als dem heiligen Antonius. Auch die Prämie für Unfallversicherung kann man ersparen: „Soldaten, Officiere, welche sich auf die See begeben, versprechen dem heiligen Antonius monatlich fünf Francs, wenn ihnen auf der Reise kein Unglück zustößt“, erzählt uns weiter das Büchlein. Ein Herr aus Montpellier bat den heiligen Antonius, die „Gewissen seiner Schuldner aufzurütteln“, und versprach ihm eine Lantieme von fünf Procent. Bald darauf erhielt er von einem säumigen Schuldner 300 Francs und sandte die dafür gebührenden 15 Francs prompt an die Brodcasse des Heiligen. „Auch für den Erfolg bei Examen ist der heilige Antonius ein vorzüglicher Patron.“ Für 25 Francs haben alle Examinanden einer geistlichen Anstalt in Cannes mit glänzendem Resultat die Prüfung bestanden, berichtet das erbauliche Büchlein. Wenn ich die Adresse des Herrn Anderson wüßte, möchte ich es ihm einschicken. Aber wird es ihn auch überzeugen? Daß der heilige Antonius gegen ein Williges auch alle Krankheiten curirt, ist selbstverständlich, und der grüblerische Polizeicommissar brauchte sich nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, ob Gott wunderbare Heilungen jetzt nicht verrichten kann oder nicht will, er hätte das gewünschte „beweisende Experiment“ (practical test). Aber würde der neugierige fromme Engländer sich dabei beruhigen? Würde er dann nicht fragen: Wenn die Krankheit durch ein Wunder geheilt werden kann, warum geschieht das Wunder nicht früher, indem überhaupt gar keine Erkrankung erfolgt?

Aber Krankheiten, Diebstähle, Armuth und dergleichen sind für Anderson eigentlich nur Kleinigkeiten. Es ist nicht so sehr die Hülfe für die Frommen und Gläubigen, die er vermißt, als die Bestrafung der großen Bösewichter, der chinesischen Mandarinen, der türkischen Paschas in Armenien und . . . doch sein Buch wurde ja noch vor dem südafrikanischen Krieg geschrieben. Und wenn wir genauer zusehen, so finden wir, daß er gewissermaßen nur aus Höflichkeit sich so stellt, als ob er an der Allmacht Gottes zweifelte. Glaubt er doch, daß auch der Teufel Wunder thun könne. Er schreibt ihm die Wunder des Spiritismus zu und glaubt, daß es noch andere „unreine Geister“ gebe, die in Menschen „hineinfahren“. Aber er unterscheidet zwischen der Taktik dieser ordinären Höllebrut und der feinen Wanderrirkunft seiner satanischen Majestät: „Er verführt nicht zu Sünden,

die uns zur Zerknirschung führen und uns unsere Schwachheit erkennen lassen, sondern zur bloß menschlichen Moral oder Religion, zur Philosophie, zur Abtödtung unseres Gefühls der Abhängigkeit von Gott. Glücklicher Weise, meint er, haben die Dämonen seit der Menschwerdung Christi sich manche Einschränkung gefallen lassen müssen, aber „es giebt keinen vernünftigen Grund, an ihrer Existenz und Macht zu zweifeln“. Ebenso zweifelt er nicht, daß der Sündenfall der ersten Menschen im Paradiese durch die List des bösen Feindes herbeigeführt wurde; aber er gesteht, daß Eins ihm noch dunkel sei, freilich nur eine Kleinigkeit — der Ursprung des Bösen. „Warum gestattete Gott, daß aus dem ersten und vorzüglichsten seiner Geschöpfe der Teufel ward?“ fragt er. Die Frage ist nicht müßig, denn gerade diesem Teufel selbst vindicirt Anderson noch eine große Rolle im Welt drama. Der schlaue Polizeimann hat uns nämlich bisher nur zum Besten gehabt, ja gewissermaßen als agent provocateur gehandelt. Wir glaubten einen mit der Weltregierung unzufriedenen Mörgler zu hören und am Ende entpuppt er sich als frommer Diener Gottes, an dessen Unthätigkeit, an dessen „Schweigen“ wir böse ungläubige Menschen allein Schuld tragen. „Wenn Gott schweigt, so ist es, weil er der Menschheit schon Alles gesagt hat, was er ihr zu sagen hatte. Vor mehr als achtzehn Jahrhunderten hat er ihr sein letztes Wort der Liebe und Gnade verkündet, und wenn er sein Schweigen brechen wird, so wird es nur geschehen, um das Strafgericht im Weltuntergang zu vollziehen.“ Haben wir den Polizeimann recht verstanden, so meint er, daß in Erwartung solcher Generalvernichtung, von der nur Einzelne aus besonderer Gnade ausgenommen werden sollen, die Bestrafung einzelner Sünder überflüssig wäre, wie ja auch die weltlichen Behörden einem zum Tode Verurtheilten nicht noch einige Jahre Zuchthaus hinzudictiren. Wann dieses Strafgericht vor sich gehen wird, gesteht Anderson nicht zu wissen, und prophezeien will er auch nicht, weil er weiß, daß die ungläubigen Leser ihm keinen Glauben schenken werden. (In these pages I have kept clear of prophesy for they are addressed in part to those who have no belief in prophesy.) Aber etwas von dem, was uns bevorsteht, verkündet er uns doch, und das sieht, wenigstens für die nächstkommenden Generationen, gar nicht so schrecklich aus. „Die Abnahme des Glaubens in den letzten fünf und zwanzig Jahren ist erschrecklich“, klagt er, „und ich wage es vorauszusagen, daß, wer noch ein Vierteljahrhundert leben wird, den Abfall vieler Kirchen vom Glauben an die Gottheit Christi miterleben wird. In absehbarer Zeit wird der Cultus des Satans — eine Religion hoher Moral und ernster Menschenliebe, aber ohne Spur von Christenthum — allgemein verbreitet sein...“ „Nach einigen schrecklichen, von Hungersnoth gefolgtten Kriegen wird der kommende Mann der Welt den Frieden bringen. Nicht bloß durch seine satanische Zaubergewalt, sondern auch durch seine glänzenden menschlichen Eigenschaften wird er allgemeine Huldbildung erlangen. Seine Regierung wird die Zeit des menschlichen Milleniums, eine Zeit der Ordnung und noch nie gesehenen Wohlstandes sein; alle Künste des Friedens werden blühen und die Utopien der Philosophen und Socialisten verwirklicht werden. Nur die wenigen, durch die Gnade Gottes Auserwählten werden von der hohen Moralität und der scheinbaren Gütlichkeit des Satansdienstes nicht getäuscht werden. So steht es geschrieben und so lassen es auch die gegenwärtigen Vorgänge deutlich voraussehen.“ Ob dieses Millenium wirklich tausend Jahre dauern wird und ob es gar schon mit der Haager Friedensconferenz begonnen hat, jagt Anderson uns nicht. Dagegen sagt er richtig voraus, daß Viele in seinem Buche nur unsinnige Mystik, Andere gar keinen Sinn finden werden. Aber er tröstet sich bescheiden damit, daß auch das Evangelium „den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit“ gewesen ist.

In der That hat auch das Buch große Aufmerksamkeit

in England erregt und scharfe Kritiken hervorgerufen. Schon nach wenigen Wochen erschien eine zweite Auflage und jetzt ist eine fünfte billige Ausgabe erschienen. Wie der Autor angiebt, hat ihm Gladstone geschrieben: „Es freut mich, daß diese Fragen von so befähigten und wohlmeinenden Personen wie Sie gründlich behandelt werden.“ Uns erscheint der Verfasser, besonders in Bezug auf Bibelkritik, nicht gerade sehr competent. Andererseits stellt er aber auch an die officielle Kirche recht verfängliche Fragen, wie z. B.: „Ihr sagt, die Bibel ist nicht unfehlbar, aber die Kirche ist es und in ihrer Autorität haben wir eine sichere Stütze für den Glauben. — Aber worauf gründet sich die Unfehlbarkeit der Kirche? — „Auf die Bibel,“ lautet die fixe Antwort. — „Also stützt sich die Bibel auf die Kirche und die Kirche auf die Bibel!“ In seinem Gemisch von Glauben, ja Aberglauben und Zweifel ist das Buch ein Zeichen der Zeit, in der ehrlichen Ueberzeugung und reinen Tendenz des Verfassers bietet es einen erfreulichen Gegensatz zu den recht materielle Zwecke verfolgenden „Wundern des heiligen Antonius von Padua“, und seine Wunderlichkeiten machen es zu einer interessanten Lectüre. Deßhalb glaubten wir auch die deutschen Leser darauf aufmerksam machen zu dürfen.

Ein katholischer Erzähler.

Von Martin Greff.

Als die moderne Bewegung in der Literatur mit so viel Lärm hereinbrach, setzten die Anstifter derselben die ad hoc erfundene Behauptung in Umlauf, daß die Epigonen unserer klassischen Dichter allgemach zu gedankenlosen Nachtretern dieser herabgesunkenen seien, daher sie nicht mehr als wahre Träger unferes geistigen Lebens gelten könnten und es nothwendig sei, von ihrem Schaffen gänzlich abzusehen. Blickt man nun aber heute, nach der kurzen, in Mitte liegenden Spanne Zeit auf jene ungestüme Erhebung zurück, so sind es ganz andere Persönlichkeiten, als die gegenwärtig im Vordergrund stehenden, welche sich unserer Erinnerung andrängen, so daß sich die Umstürzler von damals zu ihren Nachfolgern nicht anders, denn als die selbst abgethanen Verläufer derselben verhalten, sofern sie nicht etwa gar in Vergessenheit gerathen sind. Was sie also Anderen zum Vorbild gedacht, das haben sie an sich selbst erfahren, und die Hoffnung, daß es ihren untreuen Bundesgenossen bald ebenso wie ihnen ergehen werde, ist ihnen allein als traurige Verblieben. Uns hingegen lehrt die erwähnte Thatsache, daß es keine inneren Gründe gewesen sind, welche diese unruhige Bewegung verursachten, und daß nur der geringe Grad der erworbenen Geschicklichkeit bei der geschickten Ausnutzung der herbeigeführten Lage den Erfolg der Dargestellten verbürgte. Driht also mit dieser Wahrnehmung auch das ganze Gebäude der damals verkündigten neuen Lehre von selbst zusammen, so bleibt gleichwohl die Frage bestehen, ob nicht doch ein gesunder Gedanke jenem Widerstande zu Grunde gelegen habe, der auch fernerhin seine Bestätigung in sich trage. Wir würden nun in der That auch diese Frage sofort bejahen, wenn es nicht für uns nachweisbar wäre, daß der Anstoß zu jener versuchten Reform nicht von denen, die ihn sich anmaßen, sondern von zum Theil öffentlich verleugneten Vorgängern herrührt, daß also ehrgeizige Macher sich der Frucht schweigenden Verdienstes in trügerischer Anmaßung bemächtigt und sich den Schein schöpferischer Thätigkeit dadurch erschlichen haben. Was es also mit der sogenannten modernen Technik auf sich hat, das läßt sich schon aus dem oben Vorgeführten bestimmen; soweit sie von erprobten Mustern abgeleitet worden, ist sie nicht neu, und

was anderweitig hinzugekommen, war von Anfang an problematisch und hat sich nach der Hand als verfehlt erwiesen. Doch das haben die Modernen unter sich auszumachen. Wenn dagegen von außerhalb ihrer Kreise stehenden Wächtern der Literatur nicht nur eine Bedachtnahme auf sie und ihre Hervorbringungen gefordert, sondern ihr Schaffen, und sei es auch nur in formaler Hinsicht, als bahnbrechend und daher der Nachahmung werth dargestellt wird, so ist gegen diese Verfehrung der wahren Verhältnisse Einspruch zu erheben, da wir unsere Literatur nicht nur vor falschen Doctrinen, sondern auch vor neuer irriger Ableitung von den wichtigen zu bewahren haben. Es würde sonst eine nicht mehr zu entwirrende Verwechslung des natürlichen und künstlichen Fortschrittes Platz greifen und wir würden statt der echten Vorbilder nur die Fälscher und Verwüster des Guten zu den Lehrmeistern des aufstrebenden Geschlechtes erwählen.

Einer solchen freilich, wie wir immer mehr bezweifeln, unwilligen Täuschung sind auch die beiden, nicht nur in der katholischen Presse viel besprochenen Veremundus-Brochuren mit entsprungen, welche in Folge dieser unsicheren Grundlage Wahres und Falsches in kaum mehr trennbarer Vermischung mit einander verbinden und daher in betheiligten und unbetheiligten Kreisen ebenso viele Zustimmung gefunden, als Befremden erregt haben. Der in der älteren Belletristik überhaupt vielfach bemerkbaren Verküsterung hat der Verfasser da in der besten Absicht, doch ohne den Dingen auf den Grund zu gehen, die Modernen in ihrem blinden Drange nach unmittelbarer Wiedergabe des Lebens in der Kunst gegenübergestellt und daraus die schwerwiegendsten Folgerungen gezogen. Hätte er doch lieber die Quellen aufgesucht, aus denen die Modernen selbst geschöpft haben, die sie aber nachher zu verschütten sich anstacheln! Ohne den Hinweis auf jene wenigen aber untrüglichen Leisterne, war keine Norm zu geben, geschweige ein Canon aufzustellen. Mit einer bloß allgemeinen Anleitung war jenen, denen geholfen werden sollte, keine Förderung zu erweisen, denn die bloße Theorie vermag keine lebensvolle Production hervorzurufen. Es bliebe nun allerdings zu erörtern übrig, wie sich hier Leistung und Anforderung zu einander verhalten, d. h. ob wirklich auch innerhalb eines begrenzten Gebietes schriftstellerischer Thätigkeit hervorragende Repräsentanten der gleichen oder der kurz vorausgegangenen Epoche so leicht aufzufinden waren. Diese Cardinalfrage zu beantworten, würde eine größere Belesenheit voraussetzen, als sie uns, auf diesem Felde zumal, zu Gebote steht, aber Einen Meister der Erzählungskunst, der sich selbst als katholischer Erzähler bekennt, wüßten wir doch dem weit gelehrteren Veremundus zu bezeichnen: es ist Otto von Schaching, dem E. M. Hamann in seinem Abriss der deutschen Literaturgeschichte folgendes Zeugniß ausstellt: „Otto von Schaching, ein markiger, echt dichterisch veranlagter Erzähler, ein Punturzeichner ersten Ranges. Neben seinen dem täglichen Leben entnommenen Geschichten aus dem Volke: „Stafi“, „Der Geist von Gailsberg“, „Vom Durwendel und Wendelstein“, „Teufels-grethl“ zc. stehen vollwerthig die historischen Volkserzählungen, in denen er mit künstlerischer Kraft den gewählten Stoff beherrscht, den er auf ein äußerst gewissenhaftes und umfangreiches Quellenstudium gegründet hat („Bayerntreue“, „Auf Rußlands Eisfeldern“, „Peter Buchwald“). Als ein kühner, wohlgelungener Wurf erweist sich der unlängst vollendete „Widukind, der Sachsenheld“, der erste Theil eines monumental angelegten Sammelwerkes: „Aus Deutschlands Kaiserzeit“. Der große Zug fällt sofort in's Auge. Mit hoher Kunst stellt der Verfasser die beiden gewaltigsten Helden einer gewaltigen Zeit einander gegenüber, läßt sie die Geschicke ihrer Völker bestimmen und umgiebt sie mit einer Schaar lebensvoller Charaktere.“

Wir wollten unseren subjectiven Maasstab nicht zuerst hier anlegen, um den Einwurf einer parteiischen Würdigung von uns fern zu halten, doch können wir nicht umhin, unser

oben ausgesprochenes Lob zum Schlusse durch ein eigenes Wort zu begründen. In der That, was von einem mit einer gediegenen und gewiß nicht veralteten Technik arbeitenden und dabei mit ursprünglicher Kraft der Phantasie gestaltenden Erzähler nur erwartet werden kann, das finden wir vor Allem in dessen zwei gerühmtesten Erzählungen: „Stafi“, eine Geschichte aus dem bayerischen Walde (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) und „Die Teufelsgrethl“, Bauernroman aus den oberbayerischen Bergen, vollauf geleistet. Dem Stoffe nach theils auf Ueberlieferung, theils auf Selbsterlebtem und Selbsterschauem beruhend, behandelt eine wie die andere Geschichte ein psychologisches Problem dankbarer Art, dem es keineswegs an einer gewissen Kühnheit auch in der Sittenschilderung gebricht, das aber durchaus ethischer Auffassung entspringt und daher auch verführend, ja erhebend auf uns wirkt, zumal es durchaus auch dem Gebot der poetischen Gerechtigkeit Genüge leistet. Heikle Dinge sind da eben mit reinen Händen angefaßt und setzen zum Genusse daher unverdorrene, aber weiskundige Leser voraus, denen die Abgründe des Lebens nicht verborgen sind. Diese Aufrichtigkeit erfreut uns aber um so mehr, als es auch unter dem, von der Cultur erst wenig beleckten Landvölkchen unserer Gegenden, das sich im Ganzen seine Sittlichkeit bewahrt hat, lasterhafte und raffinierte Menschen giebt, die nicht einmal vereinzelt dastehen, und die, wenn sie nicht von dem gesunden Sinne ihrer Nebenmenschen, ehe noch die Enthüllung ihrer Missethaten geschieht und das Gericht über sie hereinbricht, instinctiv verabscheut und gemieden würden, daher leicht eine moralische Pest erzeugen könnten. Von diesen dunklen Gestalten hebt sich eine größere Anzahl wohl mit Mängeln behafteter, aber doch im Grunde rechtlichaffener Nachbarpersonen um so wohlthuernder ab, als wir keine eigentlichen Idealfiguren ihnen gegenüber gestellt finden und überhaupt nirgends leidiger Schönfärberei begegnen. In seinen historischen Erzählungen besleißigt sich unser gründlicher Erzähler der historischen Treue mit nicht minderer Sorgfalt, als er in der Darstellung aller Charaktere, der überlieferten, wie frei empfundenen, sich an die unverbrüchlichen Gesetze der Psychologie und die feststehenden Erfahrungen des Lebens bindet. Dabei versteht er es, die Zeitfarbe auch in der Sprache meisterlich wiederzugeben, was bei einem Werk, das einer so entlegenen Zeitperiode angehört, wie sein „Widukind, der Sachsenheld“, eine ungemaine Beherrschung dieser voraussetzt. Wer möchte einem Otto von Schaching daher den Namen eines echten Poeten streitig machen?

Teufelstein.

Rachdruck verboten.

Um infamia.

Von Eugen Forstmann.

Das eigene Haus der Rhénania, des ersten Corps der Universität B., idyllisch auf einer Anhöhe, am Waldebrande, mit dem freien Ausblick auf das kleine, adrette Städtchen und das liebliche Flußthal gelegen, ist im Innern prunkvoll überladen eingerichtet. Natürlich altdeutsch! In jenem sattfam bekannten Bierpalaststile, der unseren Besuchern der gebildeten Stände als würdigstes Milieu für alle officiellen und Fehdelitäts-Beherden gilt. Zu dem unumgänglichen Requisit von dieser Art Einrichtungen, wie Holzvertäfelung, unbequemen, fleisefnigen Stühlen, plumpen Steinkrügen, unschönen Zinnellern und Buzenscheiben, kommt noch der specifisch akademische Zimmerschmuck in Gestalt von Paradeschlagern, Trinkhörnern, fahnenge schmückten Wappenschildern und den zahllosen, mehr oder weniger nativ geschmacklosen Gruppen- und Paulbildern hinzu. Dazwischen die obligatorischen Monarchenbilder in vergoldeten Rahmen und Etiche von Bismarck. Sehr viel Bismarck, als helläugiger, rauschlütiger Student, als kraftstrotzender, nur Gott fürchtender Kanzler und als verdrögerter, gelblichiger je manicho-Alter aus dem Sachsenwalde. Auf geschmückten Wandregalen steht die kostbare Bibliothek: Meyer's Conversationslexicon, die neueste Armee-Rangliste, die Pracht-

ausgabe von „Unsere Flotte“, Hopfen's „Letzter Thier“, Hartleben's „Gastfreier Pfarrer“ und circa hundert Commersbücher.

Als der Corps-Convent der Rhénania einstimmig den Beschluß über die Indispensabilität eines eigenen Heimes faßte und die Alten Herren zum Zwecke der Gründung eines Baucomités und Vornahme der Geldsammlungen hieron benachrichtigte, fand dieser Appell an die alte Burfschentreue der Inactiven selbstverständlich das freudigste Echo in allen Herzen, und die würdigen Herren zögerten keinen Augenblick, in Erinnerung des als Fische abgelegten Schwures: „treu zu bleiben den blau-weiß-grünen Farben bis zum Tode!“ ihre Bankdepôts, dritten und vierten Hypotheken, sowie sonstige Ersparnisse auf dem cirkegeschmückten Altare ihrer Jugendideale zu opfern, oder doch wenigstens — in Aussicht zu stellen. Von der geradezu ergreifenden Selbstverleugnung mancher Inactiven bei dieser Gelegenheit zeugte am eclatantesten die Thatsache, daß bei den Sammlungen zum Baufonds sogar das Sparcassenbuch eines New-Yorker Kellners und die Wochen-Commisidhnung eines Unterofficiers der algerischen Fremdenlegion in die Hände des Cassirers fielen. Den einzigen Nichtton in diesem edlen Wettstreite und der allgemeinen Harmonie verursachte ein gewisser Mr. Newman, ein steinreicher Deutschamerikaner, der während seiner Studienzeit in Deutschland dem fashionablen Corps angehört hatte und zu den wenigen bürgerlichen Mitgliedern desselben zählte. Die Aufnahme dieses Parvenüsprößlings wurde im Corps allgemein als ein schlimmer Fehler der damaligen Corps-Leitung angesehen und sollte sich nun wirklich bitter rächen. Als nämlich die Sammlungen ungefähr den vierten Theil der zum Bau unumgänglich notwendigen Summe erreicht hatten und für Wochen, ja Monate ein vollständig unerklärlicher, höchst wahrscheinlich nur zufälliger Stillstand in den Geldsendungen eingetreten war, traf ein Schreiben dieses Mr. Newman ein, in dem er mittheilte, daß er zum Andenken an die ihm uübergefallene Studien- und Actvzeit, um die Ehre bitte, die ganze noch zum Bau fehlende Summe dem Corps dediciren zu dürfen. Dieses propize Anerbieten erregte einen Sturm der Entrüstung, besonders bei denjenigen Alten Herren, die bisher mit der Einsendung ihres Obolus gezögert hatten, und es stellte sich nun heraus, daß die Erfüllung des vollständig unqualificirbaren Wunsches des Dankes gerade diejenigen Herren von der Theilnahme an der Corpshausstiftung ausschließen würde, die eigentlich gewillt gewesen waren, geradezu überraschend hohe Summen zu opfern. Merkwürdiger Weise wurde jedoch der Antrag des Amerikaners in der Hauptversammlung der Alten Herren, in geheimer Abstimmung, beinahe einstimmig angenommen.

Zum Lobe der jungen Bauherren muß jedoch bemerkt werden, daß sie sich trotz der verführerischen Lage der Finanzen, einer weisen Sparfameit besehtigten, von allen überflüssigen Anlagen, wie zum Beispiel von Studier- oder Lesezimmern, Abstand nahmen und sich mit einem großen Kneipaal, C. C.-Zimmer, Festboden und Todtenkammer (für scheinotote Alkoholiker) begnügten. Sämmtliche Gegenstände der Einrichtung, vom Spudnapf und dem Apparate für „Seebrante“ bis hinauf zum Allerheiligsten, dem C. C.-Schrante, tragen das Wappen oder doch mindestens den Cirkel der Rhénania. Es ist diese Vorkehrung durchaus nicht etwa aus demselben Grunde getroffen worden, wie in Bahnhofswirtschaften, Cafés u. s. w., die Zeichnung der Weste und Tischtücher zur Wahrung des Eigentumsrechtes erfolgt, sondern allein von dem erzieherischen Gesichtspunkte aus, um den Anwesenden und besonders den oft höchst uncommenmäßigen „Kameelen“ stets vor Augen zu halten, wessen Gastfreundschaft zu genießen sie die Ehre haben.

Es ist Abend und sämtliche Räumlichkeiten des Corpshauses bis auf den Festboden sind hell erleuchtet. Auf dem Gebäude weht stolz das blau-weiß-grüne Banner zum Zeichen, daß die Mitglieder des Corps zu irgend welchem „läblichen Thun“ versammelt sind. Im großen Kneipsaale hält an einem Ende der langen, hufeisenförmigen Tafel der zweite Chargirte, vulgo Fuchsmajor, mit seinen Jöglingen einen Nonnen-Convent ab. Die sieben hoffnungsvollen Fische des Corps versuchen, wie A-B-C-Schützen mit eingeklemmter Zungenzippe und krampfhaft um den Federhalter geschlossenen Fingern, die verschörnkelteten Cirkel der zahlreichen deutschen Corps nachzumalen. Unter den jungen Leuten herrscht heute eine gedrückte Stimmung, da sich der „Meppigste“ von ihnen, der junge v. Weiners, dort drüben im Versammlungszimmer vor dem höchsten Areopag des Corps zu verantworten hat. Hin und wieder hebt sich einer der tabellos gescheitelten Köpfe und horcht auf die erregten Stimmen, die aus dem C. C.-Zimmer herüberhallen; ein Seufzer entringt sich der jungen Brust: „Ach, wenn Du doch schon dort drüben sähest als stimmberechtigter Burfsche und könntest mitberathen über das Wohl und Wehe der geliebten Rhénania!“ Doch der Fuchsmajor ist ein gar gestrenger Herr, der es gewaltig ernst nimmt mit seiner erzieherischen Thätigkeit. „Waldenstein! Den Cirkel der suspendirten Borussia-Suebia in M.“ gebietet er mit etwas bestizten Suspendirten! „Den haben wir noch nicht gehabt, Fuchsmajor!“ wagt schließlich schüchtern der sonst so vorlaute jüngste Fuchs zu erwidern.

Im Gegensatz zu dieser Idylle im Kneipsaale herrschte im Corps-Convent-Zimmer eine hocherregte Stimmung. Sämmtliche Receptirten, die inactiven Corpsburfschen und ungefähr ein Duzend Alten Herren, unter diesen auch der zu Besuch in B. weilende Mr. Newman, haben an dem Convent theilgenommen, als dessen Ergebnis sich die Thore des

der geselligen Freundschaft geweihten Hauses für immer hinter dem Rücken eines Unwürdigen geschlossen haben. Es war eines jener im Studentenleben leider beinahe alltäglichen Ereignisse. Ein blutjunger Fuchs, Doppelwaife, dessen Vermögensverhältnisse in keinem Verhältnisse zu dem im Corps unumgänglichen Aufwande standen, hatte Schulden gemacht. Na, das ist ja schließlich nicht nur alltäglich, sondern in B. sogar obligatorisch. Der Vormund, ein höchst ehrenwerther Banause, der es für seine einzige, heiligste Pflicht hielt, seinem Mündel einst dessen kleines Vermögen völlig intact zu übergeben, war allen Bitten gegenüber taub geblieben, und so war, da der junge Leichtfuß zum Ueberflus auch noch die intimere Bekanntschaft einer Liebreizenden, aber sehr prätentösen Künstlerin machte, die Katastrophe unvermeidlich. Die Hauptrolle in dieser Tragikomödie war einem biederen Schneidermeister zugefallen, der die Geschmacklosigkeit begangen hatte, die Authentizität seiner Unterschrift resp. Quittung auf einer dem Vormunde vom jungen Weiners überhandten Rechnung zu bestreiten und der, mit jener solchen Leuten in Geschäftssachen eigenen unangebrachten Obstinat direct zum Gericht gelaufen war, selbstverständlich mit augenblicklichen Erfolge beim Vormunde.

Der erste Chargirte, von Roden, der Typus eines jener semmelblonden, aber energischen, willensstarken ostelbischen Junker, schritt hocherregt in dem langen Gemache auf und ab. „Ich muß Ihnen gestehen,“ wandte er sich mit rothem Kopfe an die anwesenden Alten Herren, „daß ich Ihre Opposition gegenüber meinem Antrage auf verschärft Exclusion nicht begreifen kann und diese Milde, gelinde gesagt, deplacirt finde. Der Herr war alt genug, um sich über die eventuellen Folgen seiner That, die ich nur als grobe Urkundenfälschung bezeichnen kann, im Klaren zu sein.“

„Der Schneider war seines Geldes in jedem Falle sicher! Man hätte dem jungen Weiners eben vorher, da seine Vermögens- und Familienverhältnisse in der Corpsleitung bekannt waren, ernsthafte Vorstellungen über seinen Lebenswandel machen sollen. Seine Strafe, die Entlassung als „unbrauchbar“, finde ich noch zu streng und unzumuthig; ach! Wochen Corpsverruß und nachträgliche, sorgfältige Ueberwachung wären das Richtige gewesen.“ Der Sprecher war Mr. Newman, der bequem in einem Sessel zurückgelehnt, ruhig an einer Cigarre von unästhetischen Dimensionen, aber äußerst vertrauenerweckendem Aroma zog.

„Dann habe ich als Jurist anscheinend meinen Beruf verfehlt!“ grollte der Corpspräside. „Im Uebrigen wäre aus Weiners niemals ein tabelloser Corpssier geworden! Erinnern Sie sich noch seines ostentativen Fernbleibens bei unserem letzten Bismarck-Commerz?“

„Sein verstorbenen Vater war einer der Führer der freisinnigen Partei unserer Provinz, ich glaube sogar, eine Periode lang Reichstagsabgeordneter,“ bemerkte ein Alter Herr.

„Das ist vollständig gleichgiltig und nebensächlich! In dem Augenblicke, da der junge Mensch sich das blau-weiß-grüne Band an die Brust schlang, hatte er sich ganz selbstverständlich auch von dem demagogischen Lehren seines Alten zu emancipiren. Und dann die immervährenden Liebesaffären! Sogar mit Frauenzimmern bestizt Stände! Die gesellschaftlichen Verbindungen des Corps geben in vollaus Gelegenheit zum Flirten mit jungen Damen, aber natürlich doch nur in den engsten Grenzen und auf der Basis der . . . der . . .“

„Der Lex Heinze!“ wurde der Corpsgewaltige schüchtern unterbrochen.

„Der allgemeinen Moral und Anstandsregeln! Die Weiber haben überhaupt im Leben der Activen nur eine ganz untergeordnete, aber noch besser, wie zum Beispiel bei mir, gar keine Rolle zu spielen. Dort wo ein unüberwindliches Bedürfnis vorliegt, ist diesem von unseren Statuten, durch Freigabe der Sonntagabende von den Coule verpflichtet, genügend Rechnung getragen. Und ich gehe sogar weit, von dem Ausführen von Modifkationen, Kellnerinnen u. s. w. an diesen Abenden dringend abzurathen, da es leider schon wiederholt gekommen ist, daß solch' schamlose Geschöpfe sich nachträglich erdreisteten ihre Cavaliere, selbst wenn diese in Couleuren waren, zu grüßen, anzuspochen. Es ist daher das Vernünftigste für den Corpssier, dort hin zu gehen, wo er bedingungslos vor allen unangenehmen Folgen sicher ist.“

„Na, Roden, das ist nun Geschmacksache!“ meinte ein korp patenter Inactiver und strich sich den à la Baby dressirten Schnurrbart noch unternehmender in die Höhe.

„Nein, Graf, das ist nicht Geschmacks-, sondern Anstandsache. Einfache Standespflicht! Es ist dies gerade eine derjenigen Seiten des deutschen Studentenlebens, die unser Volk berechtigen, mit Stolz auf seine akademische Jugend zu blicken. Während unsere Collegen der slavischen und vor allem der lateinischen Rasse den Ueberflus an Jugendkraft, den wohl ein Jeder von uns auf die Hochschule mitbringt, in der Bethätigung einer ureifen Politik und im häßlichen Verkehr mit allerlei Grifetten und sonstigen mehr oder weniger leicht zugänglichen Geschöpfen verpuffen, bewahrt das deutsche Verbindungswesen den Studenten vor diesen Verirrungen. Unsere Pflicht ist es, den jungen Nachwuchs zu bedingungslos patriotischen, Königstreuen Bürgern und zu Männern, die stets ihre Leidenschaften im Zaume zu halten wissen, zu erziehen. Und so lange ich die Ehre haben werde, das Präsidium . . .“

„Mein lieber Roden,“ unterbrach ihn hier Mr. Newman und begann, die Hände auf dem Rücken, im Gemache auf und ab zu

schreiten, „nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sprechen wie ein Mensch, der noch sehr wenig von der Welt und der Menschen Lieben und Treiben gesehen hat. Bitte nicht aufbrausen! Sie haben ein für Liebesaffären sehr glückliches, oder sagen wir richtiger, sehr bequemes Naturell. Frischblütig! Nicht? Na, so schlimme Erfahrungen avec ces dames-là werden Sie doch wohl auf dem Rittergute Ihres Herrn Papa, in der Clausur des Gymnasiums oder sonstwo nicht gemacht haben, um schon den Angeekelten, den Blafirten spielen zu können. Doch was die Angelegenheiten des Meiners anbelangt, so gestatten Sie mir, Ihnen eine kleine Geschichte aus meinen Studentenjahren, die noch nie über meine Lippen gekommen ist und lange Zeit mein Gewissen schwer, sehr schwer bedrückt hat, zu erzählen. Müge meine Beichte, die mir sogar jetzt, nach achtzehn Jahren, durchaus nicht leicht fällt, Ihnen zeigen, wie mächtig, ja unwiderstehlich die Versuchung an Jeden herantritt, der einmal auf abhüssige Bahn geraten ist, und den Einen oder Anderen von Ihnen veranlassen, sich von dem armen Meiners, wenn Sie ihm auf der Straße begegnen, weniger verachtungsvoll abzuwenden, als es wohl nach der heutigen Verhandlung der Fall sein wird.“

„Sie können ja Ihren Protégé mit nach ‚drüben‘ nehmen und ihm vielleicht eine Cassirerstelle in einem Ihrer Bankhäuser andertreten!“ höhnte Herr von Roden.

„All right! Das kann ich mir ja überlegen, wenn er sich an mich wenden wird! Glauben Sie mir, meine Herren, daß der weitaus größte Teil der Menschen, sogar jener, die durch ihre sociale Stellung und pecuniären Verhältnisse über jedem Verdacht erhaben dazustehen scheinen, in ihrer Vergangenheit, in ihrem Berufs- und Geschäfts-, Liebes- und Familienleben, sowie in ihren sonstigen Passionen, als Spieler, Sammler, Sportsmen, runde Punkte haben, die, wenn sie bekannt würden, sie in Conflict, wenn auch nicht gerade immer mit dem Strafgesetzbuche, so doch mit den elementarsten Regeln der allgemeinen, landläufigen Ehrbegriffe bringen würden. Wir sind meistens nicht nur vor dem Buche der Bücher allesamt Sünder, sondern . . .“

„Nach dieser Einleitung zu urtheilen, verspricht Ihre Beichte ja sehr interessant zu werden, Mr. Newman! Es wäre vielleicht angebracht, sie Angesichts der vorgerückten Stunde auf eine andere Gelegenheit zu verschieben,“ unterbrach den Sprecher ein anderer Alter Herr, mit besorgten Seitenblicken auf die spöttischen Gesichter seiner jüngeren Corpsh Brüder.

„Nein! Hören Sie denn! Als mich mein Vater vor nunmehr achtzehn Jahren nach Deutschland zum Universitätsstudium schickte, wurde dies allgemein als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit an sein altes Vaterland angesehen. Der wahre Grund war jedoch, daß mir Vete, mein Vater, der den biederen deutschen Handwerker trotz seiner grandiosen industriellen Unternehmungen niemals ganz abstreifen konnte und ich, der bereits in der fünften Avenue ausgewachsen, uns nicht verstanden, und da meine Stiefmutter nebst ganzem Anhang Alles aufbot, um diese Kluft noch zu erweitern, so wurde mein Verhältniß zum Vater bald ein sehr gespanntes. Meine Studienzeit in B. sollte daher hauptsächlich eine Prüfungszeit für mich sein, ob ich würdig sei, einst das Erbe meines Vaters anzutreten. Dieser setzte mir einen für deutsche Verhältnisse sehr bedeutenden Monatswechsel aus, machte sich jedoch zwei Bedingungen aus, die ich bei Strafe vollständiger Enterbung zu erfüllen hatte. Erstens mußte ich unter Controlle eine bestimmte Anzahl von Vorlesungen regelmäßig besuchen und zweitens durfte ich unter keinen Umständen Schulden contrahiren. Die erste Bedingung erfüllte ich leidlich, bei der zweiten wurde ich wortbrüchig. Die Weiber und das Spiel, dieses erst gelegentlich im Corps, mit Offizieren, dann höher und regelmäßig im nahegelegenen Bade C., brachten mich in vollständige Abhängigkeit von Wucherern, die schließlich nicht mehr prolongiren wollten und beschloßen, sich gemeinsam an meinen Vater, dessen Starrköpfigkeit bei einem gefaßten Beschlusse ich nur zu wohl kannte, zu wenden. Ein Verhältniß mit einem Mädchen aus besserer Familie, das von den Eltern, da die Kleine nicht von mir lassen wollte, verstoßen wurde, verschlimmerte noch bedeutend meine sowieso schon höchst precäre Lage, da das Mädchen nun vollständig auf mich und meine Hilfe angewiesen war. In meinem unverzeihlichen jugendlichen Leichtsinne beschloß ich, einen Hauptcoup zu wagen und reiste mit meinem gerade fälligen Vierteljahrswechsel und einer ziemlich bedeutenden, hier und dort, theilweise unter falschen Vorpiegelungen zusammengeborgten Summe direct nach Monte Carlo. Ich spielte und — verlor Alles! Als der Croupier meinen letzten Louis eingezogen hatte, war ich vollständig gebrochen; den Blick starr nach der Stelle, von der das Goldstück verschwunden war, gerichtet, nicht im Stande, auch nur ein Glied meines Körpers zu rühren, war ich sitzen geblieben, ganz erfüllt von dem einzigen Begriffe, in dem sich mein ganzes Denkvermögen concentrirte: „Jetzt ist Alles aus! Mach' ein Ende, ein schnelles Ende!“ Das strenge Antlitz meines Vaters tauchte entsetzlich deutlich, wie es in der Trennungsstunde mich angeblickt, zu mir gesprochen hatte, hart, unbeweglich, unerbittlich vor mir auf. Es gab keinen Ausweg mehr, das Fürchterlichste, Letzte schien mir unvermeidlich.

Da geschah etwas, was ich heute geneigt bin, für das Walten eines mir günstigen Fatums zu halten. Mein Nachbar am grünen Tische war zufällig ein New-Yorker Millionär, Concurrent und persönlicher Feind meines Vaters, der, obwohl er sehr erregt und verwegen spielte, beinahe stets gewonnen hatte, wenn ich meine Goldstücke dahin-schwenden sah. Als er seinen letzten Gewinn, einen ganzen Stoß ver-

schiedenwerthiger Banknoten einzog, entglitt seiner bebenden Hand ein Hundertfrankenschein und blieb, wie gewöhnlich in der Mitte zusammengeklappt, an meinem Beinkleide, ganz in der Nähe meiner Hand hängen. Mein erster Impuls war natürlich den Schein abzuschütteln! Trotzdem blieb ich, wie einem geheimen unwiderstehlichen Drucke folgend, unbeweglich sitzen, und durch mein gemartertes Hirn zogen wirre Gedanken, daß nun doch Alles aus sei, und es ganz gleichgiltig sei, was ich noch beginnen wollte. Ich dachte an die ehrliche Trauer meiner Freunde ‚drüben‘, im Corps, an die Schadenfreude meiner Widersacher, besonders in der Verwandtschaft, bei der Nachricht von meinem kläglichen Ende, und dann erstand vor meinen Augen das Bild eines hübschen kleinen Wohnzimmers, in dem ein verlassenes Mädchen, das mir Alles, Kuf, Ehre und Familie, geopfert hatte, verzweifelt auf die Rückkehr des Geliebten wartete. Und als ich mich aus diesem Chaos zusammenhangloser Vorstellungen und dem Zustande scheinbar vollständiger physischer Erstarrung wieder einigermaßen aufraffte und zur Besinnung kam, da war das Entsetzliche bereits geschehen — mechanisch, unbewußt einer höheren Gewalt oder vielleicht auch bloß instinctiv meinem Selbsterhaltungstribe folgend, hatte ich den Schein ergriffen, gesagt! Die Erkenntniß der ganzen Tragweite meiner That, die Angst vor der Entdeckung und eine überwältigende Reue und Scham lähmten von Neuem vollständig meine Willenskraft. Die Stimmen der Croupiers, das Geflüster meiner Nachbarn, der ganze gedämpfte Lärm des Spielsaales schlugen wie aus weiter Ferne an mein Ohr, und erst der wiederholte Anruf eines Croupiers gab mir einigermaßen meine äußere Ruhe und zugleich eine Klärung der Situation. Die Banknote des New-Yorkers hatte dem Spiele eine mir günstige Wendung gegeben, und ich hatte Schlag auf Schlag gewonnen, so daß der Haujen Papiergeld vor mir bereits den vorgeschriebenen Höchstensatz überschritt. Mit zitternden Händen zog ich einen Theil meines Gewinnstes an mich, ohne zu wagen, an einigen Hundertfranknoten, unter denen ich den entwendeten Schein vermutete, zu rühren. Ich gewann wieder und wieder! Im Verlaufe etwa einer Viertelstunde hatte ich unter allgemeinem Aufsehen ein kleines Vermögen, das die Gesamtsumme meiner Schulden weit überstieg, gewonnen. Als ich mich schwankend, noch halb betäubt erhob, um den Saal zu verlassen, durchsuchte mich ein glücklicher Gedanke. Ich beugte mich rasch, wie zufällig zu meinem Nachbar hinüber und ließ seinen Bankschein, ich glaubte wenigstens ihn wiedererkannt zu haben, niedergleiten. Doch schon im nächsten Augenblicke hatte einer der Saalaufseher denselben ergriffen und überreichte ihn mir, trotz meines Protestes, mit der lebenswürdigen, aber festen Behauptung, er habe das Hinabfallen des Papierses genau beobachtet. Ich entfloh! Seitdem habe ich nicht mehr gespielt, obwohl meine Mittel es mir jetzt . . .“

Mr. Newman mußte seine Erzählung und die Promenade unterbrechen, da ihm Herr von Roden in übertriebener Erregung mit einem harten, suffizanten Ausbruche der stahlblauen Augen den Weg vertrat. „Bardon, mein Herr, gestatten Sie mir eine Frage! Haben Sie wirklich nicht den Muth gefunden, dem Herrn — später, unter vier Augen, ein offenes Bekenntniß abzulegen und ihm das . . . das genommene Geld zurückzugeben?“

„Nein, Verehrtester,“ gab Mr. Newman lachend zurück, „denn wie ich Ihnen bereits gesagt habe, war mein Nachbar ein persönlicher Gegner meines Vaters — was leider meine Mißthat nur noch erschwert — und hätte daher als praktischer Yankee trotz seines kolossalen Vermögens zugleich mit dem Hundertfrankenschein auch zweifelloos den damit gemachten bedeutenden Gewinn zurückverlangt. Und das wäre doch schade gewesen! Denken Sie etwas über meiner Beichte nach, meine jungen Freunde, und möge das Resultat Ihrer Meditationen dem armen Meiners zu Gute kommen. Doch es ist spät geworden! Auf Wiedersehen morgen beim Frühschoppen, meine Herren!“

* * *

Am anderen Morgen sah Mr. Newman in seinem Hôtel, augenscheinlich rosigter Laune, vor dem ebenso reichhaltigen als appetitlichen Breakfast und stand eben im Begriffe, trotz der frühen Morgenstunde eine gewaltige Portion Ham and eggs in Angriff zu nehmen, als sein Blick auf die ihm mit der Frühpost überbrachten Briefe fiel. „Aha! Sicherlich eine officielle Danfsagung der lieben Jungen für meine Dedicationen!“ Er ergriff das oberste, mit einem pompösen Wappen geschmückte Schreiben, öffnete es und las:

P. P.

Laut Beschluß eines von C. B. von Roden \times gestern Abend 10 Uhr e. t. einberufenen außerordentlichen Corps-Convents, bin ich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß, auf Grund einer von Ihnen selbst mitgetheilten Episode aus Ihrer Activzeit, Ihre Streichung in den Corpslisten e. i. erfolgt ist und Sie den Verkehr mit den Activen sofort einzustellen haben.

p. C. C. der Rhenania
von Müller $\times \times \times$.

Mr. Newman strich sich einige Male mit der flachen Hand über Stirn und Augen, überlas dann nochmals aufmerksam die wenigen Zeilen, schüttelte den Kopf, las zum dritten Male und hatte endlich begriffen.

„C. i. Goddam! Das heißt ja cum infamia! Ah! Das ist stark!“

Nachdenklich schritt er eine Weile im Zimmer auf und ab, holte sich dann vom Schreibtische die Corpsliste der Alten Herren und begann darin zu blättern. Wehmüthig schweiften seine Blicke über die wohl-bekanntten, ihm theilweise lieb und theuer gewordenen Namen seiner Studienfreunde. Doch ein Blick auf das vor ihm liegende Schreiben genügte, um jede weichherzige Regung zu verjagen. Er ergriff einen Blaustift und durchstrich mit einem forcierten Schwung seinen Namen. Als er das Heft wieder zuklappte, fielen seine Augen auf einen kleinen Vers, der den Corpsbericht an die Alten Herren einleitete:

Auf daß sie niemals fällt,
Die blau-weiß-grüne Fahne,
Mit Rath nicht nur, — mit Geld
Sie unterstütze Du, Ahenane!

„Na, dieser Pflicht wären wir ja redlich nachgekommen,“ rief er belustigt. Und dann brach der gewissen- und nunmehr auch ehrlose Pantee in ein bröhnendes Gelächter aus, so daß Jean, der Zimmerkellner, welcher gerade das Schlüsselloch einer Corridorhür einer eingehenden Inspection unterzog, zu Fris dem Oberkellner, der sich an der nächsten Thüre auf dieselbe Weise die Zeit verkürzte, erschreckt ausfahrend bemerkte: „Na, der Mr. Newman ist heute aber lustig. Der Dollarsaple scheint sich ja großartig hier bei uns in B. zu unterhalten!“ Und Jean der Zimmerkellner hatte Recht.

Aus der Hauptstadt.

Die rothe Sauf.

Alle diese Erschütterungen hatte das Reich kraftvoll überstanden, und der jubelnd begrüßten Morgenröthe einer besseren Zeit war endlich der helle Mittag gefolgt. Die furchtbaren socialen und wirtschaftlichen Kämpfe hörten auf. Es war nicht möglich gewesen, das socialistische Ideal zu verwirklichen; bei der Verschiedenheit der menschlichen Triebe und Anlagen strebten immer Einzelne nach großem Reichtum und verstanden ihn zu erlangen. Aber man lag vor diesen Habgierigen nicht mehr auf den Knien, wie in früheren Jahrtausenden, man beneidete sie nicht mehr, noch erhob man sie lobpreisend über alles Volk. Wochten sie immerhin goldene Schätze zusammenraffen und angstvoll einen Besitz bewachen, dessen Größe sie am ruhigen Lebensgenusse ebenso hinderte, wie das Bemühen seiner Vergänglichkeit. — man ließ die bedauernswerthen Opfer des Geizes ruhig gewähren. Der großen Mehrheit, den Verlässlichen genügte es, daß für ihres Leibes Nahrung und Nothdurft gesorgt war. Nährte doch jede redliche Hantlerung ihren Mann. Die entsehligen Zeiten waren überwunden, wo fleißige Menschen keine Beschäftigung fanden, wo in den Tiefen bleicher Hunger wüthete und jeder Tag Selbstmorde aus Nahrungsjorgen sah. Jetzt gab es Brod genug für alle Menschenkinder, weil es Arbeit genug gab. Allerdings erniedrigten sich nur Thoren zu ihren willenslosen Sklaven und begaben sich in Krankheit und nervösen Wahnsinn hinein. Die Weisen kamen redlich ihren Verpflichtungen nach und thaten vollauf ihre Schuldigkeit, legten aber ebenso großes Gewicht auf die Stunden frühlicher Erholung. So wurde das Volk an Leib und Seele gesund und in Wahrheit ein freies Volk.

Es verschwanden denn auch die Nebel, die früher sein Geistesleben umzogen hielten. So lange die tolle Her nach Gold alle Herzen verbrannt, alle Kraft des Hirns verzehrt hatte, waren Kunst und Wissenschaft eitel Luxusgegenstände gewesen. Nur Millionäre oder unpraktische Schwärmer hatten sich mit ihnen befaßt. Jetzt, wo der abscheuliche „Kampf um's Dasein“ zu Ende gegangen war, wo die deutsche Menschheit ihr Glück nicht mehr in wildem Jagen nach dem Irenhause fand, jetzt erst blühte deutsche Kultur auf. Und sie überblühte alles Volk, nicht nur den Hof und die Hochfinanz. Unsere Dichter und Denker wurden nicht länger von den Stammkunden Dabys's spöttisch über die Nachsinn angesehen. Sie nahmen hinfort die erste Stelle in der Gesellschaft ein, genossen all' der Ehren, die man vor Zeiten etwa den sogenannten Assessoren erwiesen hatte. Und sie dankten's überreichlich ihrem Volke. Ein lauchender Frühling deutscher Kunst brach an, und köstliche Weisheitslehren ergossen sich aus dem Munde strahlender Denker über die ganze Nation. In diesem Glanze verwehte der wüste Parteizank, der einst die Väter gegen die Söhne gewaffnet und zwischen Brüdern unübersteigbare Schranken aufgethürmt hatte. Es verwehte aller religiöse Haber, und für ein Zeichen knechtischer Unbildung galt es hinfort, wenn man fremde Meinungen verachtete oder verfolgte. Was vor endlos vielen Jahren der geliebte Nazarener gepredigt hatte, das war dem Volke jetzt in Fleisch und Blut übergegangen. Man besorgte seine Gebote und blickte mit Schauern auf eine verfloßene Zeit zurück, wo die Menschen sich ebenfalls Christen genannt und einander doch mit Tücke und Hinterlist erwürgt und dies gemeine Verbrechen noch als „Geschäftstüchtigkeit“ und hervorragende „kaufmännische Begabung“ gepriesen hatten. Wo man den als „schneidig“ feierte und mit tiefer Verbeugung grüßte, der unter Wahrung gewisser Formalitäten einen Nächsten geöddet hatte; wo der Ehebruch als eine

liebenswürdige Verirrung, die Lüge für geistreich galt. Niemand verachtete die Bornwelt, denn Jeder wußte, daß die Ahnen trotz ihrer man-nigfachen Fehler tüchtige Männer gewesen waren und in ihrer Art das Beste erstrebt hatten. Trotzdem begriff man ihre Verirrungen nicht, begriff nicht, wie sie, denen die Lehren des Heilands bis auf's letzte Bünktchen genau bekannt waren, so gedankelos an ihnen hatten vorübergehen können. Sollte denn wirklich unter diesen Millionen Keiner die Worte der Bergpredigt verstanden, Keiner im Evangelium Matthäi des Herrn sociales und sittliches Programm: „Mich jammert des Volkes“ gelesen haben? Diese unerhört blutigen Kriege, die nichts waren als schmach-volle Raubzüge im Interesse des geldscharrenden Capitalismus, wie durfte man sie dulden? Der freie Mann der neuen Zeit schauderte zurück vor der Schärfe des Schwertes — doch wahrlich nicht aus Feigheit. Er konnte sich eine Möglichkeit denken, allerdings nur eine einzige, wo er mit Begeisterung zur Hinte gegriffen hätte. Doch anderen Menschen, die still und zufrieden dahinlebten, die ihm nie ein Leids gethan hatten, mit bewaffneter Faust die Freiheit zu nehmen, Rabol's Weinberg an sich zu reißen und unschuldiges Blut zu vergießen — gegen diesen abscheulichen Gedanken empörte sich sein ganzes Herz.

Wie die Bürger, so war die Regierung. Ernst und gewissenhaft, doch in Ruhe, so daß man ihre Existenz kaum bemerkte, that sie ihre Pflicht. Die Leiter des Staatswesens wußten genau, welchen Weg sie die Nation zu führen hatte, und es gab kein Schwanken in ihrem Thun. Sie vermieden alle geräuschvollen Aeußerlichkeiten, alle augenblendenden und ohrenbetäubenden, pomphaften Kundgebungen; sie schwiegen, während sie handelten. Der Versprechungen, die sie gaben, waren Wenige, aber überall, wo es noth that im Lande, spürte man ihre helfende und stützende Hand. Sie machten das deutsche Volk unabhängig vom Auslande, sie sorgten für die Erhaltung seiner Stärke, indem sie der Landwirtschaft und mit ihr dem kleinen Gewerbe die trostige, gesunde Selbstständigkeit bewahrten. Ihre weise Politik kräftigte den inneren Markt so sehr, daß alle Berufe und Erwerbszweige zureichende Arbeit und genügenden Lohn im Vaterlande fanden und nicht ängstlich über die Grenzen zu schielen brauchten. So konnte das Reich mit allen Nachbarstaaten im Frieden leben, ohne von einem Einzigen in irgend einer Beziehung abhängig zu sein. Es stand stolz und frei da in der Welt, auf Niemanden angewiesen als auf seine Kinder, und sein Glück, sein Wohlstand wuchsen mit den Jahrhunderten.

*

Die Vereinigten Staaten von Australien wurden um jene Zeit wiederum von einer der schrecklichen Handelskrisen zerrüttet, die das Land in immer kürzeren Zwischenpausen heimsuchten. Man hatte sich so völlig auf die Bedürfnisse des Weltmarktes und ihre Befriedigung eingerichtet, daß der Absatz im Innern kaum noch in Frage kam. Australiens Reichtum stieß aus der Fremde. Für die Fremde wurden die Sklote seiner Fabriken, stiegen seine Vergleute in die Schächel von dem Waarenverbrauch der Fremde hingen Macht und Zukunft des Landes ab. Ein athemloser Concurrenzkampf durchtobte seine Städte; bedeutenden technischen Neuerungen, alle industriellen Fortschritte kamen von Australien aus. Die gebildeten Volkswirthe auf den Universitäten nannten diese Entwicklung die einzig menschenwürdige, und seitens der Regierung geschah Alles, sie zu fördern. Australien war stolz auf seine Hochkultur, die sich vorwiegend in unabsehbaren Schornstein- und starker militärischer Macht und überlegener Verachtung des sogenannten Gehirnsatzethums darstellte. Seine Bewohner blickten höhnlich auf die rückständigen Nationen herab, die sich noch den Zufälligkeiten des Getreidebaues auslegten, die in ihrer Unwissenheit von Syndikaten und Trufts so wenig Ahnung hatten wie vom Fernhandel, und in ihrer Ehrbarkeit statt der billigen australischen Ramschfabrikate gediegene Kunstschöne, aber theure und deshalb concurrenzunfähige Waaren herstellten. Die australische Handelsbilanz übertraf gemeinhin bei Weitem alle anderen Nebenbuhler. Und so wüthend sich die Parteien auch gegenseitig darin stimmten sie fast alle überein, daß Australien gar nicht ohne Kriegsschiffe bauen könne, um seinen Seehandel und seine Kolonien zu schützen. Hand in Hand damit ging der brennende Wunsch, mehr Colonien zu erwerben; bedeutete doch jede neue Colonie die Vergrößerung des australischen Marktes. Für die raslose Ausbreitung neuer Ländergebiete, die sofort der capitalistischen Ausbeutung anvertraut wurden, hatten die australischen Leitartikelschreiber eine gebräuchliche Phrase erfunden: sie sprachen immer von der Ausbreitung der nationalen Kultur, und meinten damit unarmherzige Verdrängung der fremden Eigenart, grausame Zerstörung fremden Eigenthums durch Brand. Es klang possierlich, dies habgierige Raubgeheimnis höflich von seinen Cultur-Aufgaben sprechen und sich Pioniere der Civilisation nennen zu hören. Thatächlich aber wagte Niemand, ihnen in den Weg zu treten und den Lügern die Maske vom Gesicht zu reißen.

Der äußeren Macht des Staates entsprachen die Zustände im Innern wenig. Währende Verbitterung und gereiztes Mißtrauen trennte die Classen, und die wirtschaftlichen Gegensätze nahmen mit jedem Jahr an Schärfe zu, so daß man fortwährend mit dem Ausbruch der socialen Revolution rechnen mußte. Zwar zeigte die Regierung, die in allen anderen Fragen von beschämender Schwächlichkeit war und hilflos zwischen den Extremen einhertaumelte, der Arbeiterschaft stets ein finstleres Gesicht und drangsalirte sie mit draconischen Ausnahme-Gesetzen, die beispielsweise auf den Streik die Todesstrafe setzten und jeden Versuch, eine

Lohnerhöhung herbeizuführen, als Landesverrath behandelten. Aber diese blutige Strenge, die nothwendig war, um die australische Industrie auf dem Weltmarkt concurrirungsfähig zu erhalten, trieb das Proletariat zur Verzweiflung, ohne doch auf der anderen Seite die gewaltigen Schwankungen der von tausend uncontrolierbaren Zufällen abhängenden Handelsbilanz verhindern zu können. Als in Folge der letzten schweren Krisis Tausende von Fabriken still standen und Hunderttausende von Werkleuten die Landstraßen bevölkerten, wäre das Ministerium trotz der patriotischen Reden und schönen Versprechungen seiner Leiter dem Ansturm der revolutionären Demokratie erlegen, wenn es der maßgebenden Presse nicht in erster Stunde gelungen wäre, die entflammte Wuth der Massen auf das Ausland abzulenken. Die meisten fremden Staaten hatten sich allmählig durch Schutzzölle der Ueberschwemmung mit den billigen und schlechten Fabriken Australiens zu erwehren verstanden; nur Deutschland, das überhaupt keine Einfuhr brauchte, war dem Freihandel treu geblieben. Und während die Australier sich mit den erdrückenden Zolltarifen ihrer Nachbarn abfanden, richtete sich ihr Haß gegen die „barbarische Bedürfnislosigkeit“ der Deutschen. Ihre großen Zeitungen wurden nicht müde, die „germanischen Poppträger“ als eine Gefahr, als ein schwerfälliges Hinderniß für all' und jeden Culturfortschritt zu brandmarken. Sie bellagten es lebhaft, daß dies reactionäre Volk noch immer fürlieb nahm mit den gebiegenen, schönen Erzeugnissen des eigenen Fleißes, statt fremden Schund zu kaufen, und sie nannten es eine geschichtliche Nothwendigkeit, „ostländische Gefittung“ nach dem verrotteten Abendlande zu tragen. Sie predigten ohne Unterlaß den „heiligen Krieg der Bildung und Humanität gegen ein hinter seinen Mauern geistig erstarrtes, sittlich unentwickeltes Volk. Wir leben,“ so schrieb mit Flammenworten die „Post“, das Melbourneer Organ der Großindustriellen und Börsenspeculanten, „im Zeitalter des Verkehrs, und die motorischen Kräfte, welche unsere Tage und unser Tagewerk beherrschen, dulden keine chinesischen und keine deutschen Mauern, hinter denen Despotismus, Unfreiheit und Barbarei herrschen.“ Man müsse, hieß es weiter, die Deutschen in den gesunden Kreislauf des modernen Lebens einbeziehen und ihr Land dem Verkehr öffnen, wenn erforderlich, mit Gewalt. Von dem Handel mit Deutschland versprach sich das mobile Capital goldene Berge, und jeder Industrielle war überzeugt, daß er hier einen in alle Ewigkeit kaufkräftigen Markt für seine Producte finden würde. Als Deutschland indeß jedem Vorstoße der australischen Geldmächte schweigenden Widerstand entgegensetzte, wurde die Sprache ihrer Goldschreiber täglich drohender. „An der Unnahbarkeit des deutschen Wesens, an seiner grenzenlosen Unaufrichtigkeit, an der jähen Opposition gegen jedes Eindringen australischen Geistes scheidet alle Mühe, Vertrauen und Sympathie zu erwecken zum Zwecke friedlicher Interessengemeinschaft,“ schrieb ein besonders vornehmes Blatt. „Passive Opposition ist das A und O dieser verlogenen, um tausend Ausflüchte nie verlegenen deutschen Staatskunst, und lange genug haben die Mächte sie geduldet. Da freundliche Ueberredung nicht versängt, so bleibt das Geltendmachen des physischen Uebergewichtes das einzige Mittel, welches Erfolg verspricht.“ — „Nach deutscher Lebensauffassung,“ so ließ sich ein anderes, freisinniges Organ vernehmen, „ist der entschlossene Stillstand die wahre Aufgabe des Menschengeschlechtes. Nun, das neue Jahrhundert wird die Antwort auf die Frage geben, was mächtiger ist, die Zähigkeit und Schlaubeit der Deutschen, oder der Sturmeselster und die vergeistigte Auffassung der Australier. Australien will das Deutsche Reich für die Cultur erobern, dies Reich von gewaltiger Volkszahl und ungeahntem Reichtum an Naturschätzen.“

Die einmal entfachte Begehrlichkeit, die in der Besetzung Deutschlands das letzte und einzige Hülfsmittel zur Rettung aus socialer Noth und den Schrecknissen der Ueberproduction sah, schrieb nach Thaten. Bald genug bot sich die heiß ersehnte günstige Gelegenheit. Australische Missionare hatten an der Ostküste verschiedene Abarten des Christenthums gepredigt, heuchlerische Lehren, wie sie dem in Grund und Boden verdorbenen australischen Volkscharakter entsprachen. Anfangs sahen die deutschen Befürworter lachend dem Unfuge zu. Sie wußten, daß Jesu reines Evangelium just in Deutschland mit reblichem Bemühen erforscht und befolgt wurde, und sie vertrauten dem gesunden Sinne der Bevölkerung, die mit Verachtung dem widerlichen confessionellen Haber und dem unchristlichen Gezänk der australischen Missionare zusah. Eines Tages jedoch ward den pommerischen Bauern das Treiben der Fremden zu bunt. Sie scharten sich zusammen und jagten die Ueberlästigen, die den heimischen Gott beschimpft hatten, zum Lande hinaus.

Des lieben Friedens wegen bot die deutsche Regierung der australischen jede gewünschte Genugthuung. Den Melbourneern aber schien der Stern der Stunde günstig. Eine Flotte erschien auf der Stettiner Rheebe, schoß die Stadt in Brand, verjagte die kleine Besatzung und erklärte die ganze Provinz für eine australische Colonie. Gleichzeitig wurden starke Truppenabtheilungen gelandet, die, alles vor sich niederbrennend, auf Berlin losmarschirten. „Es giebt kein Deutsches Reich mehr,“ jauchzten der Schreihechden der australischen Machthaber. „Auch am deutschen Volke erfüllt sich das Schicksal jeder Nation, die dem Culturfortschritt hemmend in die Radspieße fällt. Unserer Industrie aber ist ein neuer Markt eröffnet, die Krise damit siegreich überwunden.“

*

Es kam anders. In schrecklicher Glorie stieg der längst verloren geglaubte furor tautonicus empor. Würderrische Wuth packte das

der Waffen halb entwöhnte, friebfertige Volk, als es die geliebte Heimath von den fremden Barbaren bedroht sah und erkennen mußte, daß man ohne Grund und Ursach sein stilles Glück zerstören, das alte Reich entehren, den alten Gott entthronen wollte. Deutschland bejamm sich auf seine Vergangenheit. Eine große Partei, die „rote Faust des Friedens und der Vaterlandsliebe“, tauchte auf, wie aus der Erde gestampft, und zwang die allzu versöhnliche, allzusehr um das Blut ihrer Bürger besorgte Regierung, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Die Dichter huben wieder an, von dem demwürdigen, unvergeßlichen Jahre 1813 zu singen, wo ein kriegsgewaltiger Dämon in's Land gebrochen war und es unterjocht hatte. Damals stand auf, wer einen Drehschlegel schwingen, eine Büchse an die Wade reißen konnte, und vor den Kolbensschlägen der tapfern Ahnen war der Uebermensch Napoleon zusammengebrochen. Und weiter sangen die Poeten vom sagenhaften Kaiser Weisbart und seinem Gehilfen, dem Riesen Bismark. Eine Nation, die solche Männer gezeugt hatte, ein uraltes, ewiges Kulturvolk konnte nicht schmachvoll untergehen vorm Anprall goldgieriger Barbaren. Die neuen Cortez und Pizarro, dröhnte es durch's Land, werden keine Infas finden. Und gottbegeistert zogen die Heere in's Gefild. Ein Born ohnegleichen war über Alle gekommen, ein rührender Opfermuth dabei, und aus jedem Gesichte sprach finstere Enschlossenheit.

„Alle Tristen, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet sie den Fischen preis!
Schlagt sie todt! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.“

Nun erst verstand man wieder den leidenschaftlichen Dichter, dem die Noth des Vaterlandes einst in trüber Zeit das stolze Herz gebrochen hatte. Und man that, wie er befohlen. Wenn die Geschichtsbücher Wahrheit melden, hat kein Australier lebend den deutschen Boden verlassen. Und Niemand hat später mehr einen Versuch gemacht, ostländische Cultur, Humanität, Gefittung, Freiheit und Speculation in's Abendland zu verpflanzen. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Rückblick auf die Theaterjaison. — „Standhafte Liebe.“ Lustspiel in Versen von Heinrich Kruse. — „Fremdlinge.“ Schauspiel von Max Bepold. (Kgl. Schauspielhaus.)

Unsere Schauspielhäuser blicken fast alle auf eine schlechte Spielzeit zurück. Eine Ausnahme macht nur das Residenztheater, das mit Feydeau's köstlicher „Dame von Maxim“ den Vogel abgeschossen hat, während das Deutsche Theater wenigstens mit Dreyer's tapferem Tenenzstück „Der Probetandida“ und das Kgl. Schauspielhaus mit Wildenbruch's „Tochter des Erasmus“ und Otto Ernst's Zufallsfolg „Jugend von heute“ Kasse machten und das Lessingtheater die fürchterliche Köhl-Fortsetzung „Als ich wiederkam“ dem Publicum mit mehr Ausdauer als Glück aufdrängte. Der Rest ist Schweigen. Todt, mausetodt liegen all die dramatischen Leichen neben und über einander: Zulda's überzierliches Märchenpiel „Schlaraffenland“, Hauptmann's Spiel zu Scherz und Schimpf „Schluck und Sau“, Lauff's byzantinischer „Eisenzahn“, Gottschall's entlegener „Rahab“, Lindau's schlechte Pariser Imitation „Der Herr im Hause“, Arronge's altgewohnt triviale „Otto Langmann Wittwe“, Slowronnel's „Jugendhof“, Jbhen's überspannter Epilog „Wenn wir Todten erwachen“, Björnson's undramatisches Wunderstück „Ueber unsere Kraft“ und Bahr's, von Philippi u. A. zu schweigen, „Josephine“ und „Der Athlet“. Unsere bewährtesten Dichter haben vollständig verjagt, und die neuen Talente haben sich um allen Credit gebracht. So mußten denn unsere Bühnenleiter zu den ältesten Stücken ihre Zuflucht nehmen, und diese Wiederbelebungsversuche sind nicht die uninteressantesten Theaterereignisse der verfloffenen Spielzeit. Besonders Paul Lindau hat sich eifrig solchen Ausgrabungen gewidmet, indem er nach Lautenburg's Vorgang literarische Matineen veranstaltete und die Stücke dann in einer Abendaufführung vor dem großen Theaterpublikum erprobte. Ein künstlerischer Gewinn für das lebendige Theater wurde dabei nicht erzielt, aber immerhin dankenswerthe literarische Anregung geboten, die dem heruntergekommenen Berliner Theater schon der Neclame wegen nützlich war. Sonst hat weder die von Wolters's schülerhaft übersezte altfranzösische Farce vom Advocaten Batelin, noch Kleist's incommensurabler „Amphitryon“, noch Heine's „Almansor“ oder Grillparzer's herrliche „Libussa“ sich halten können. Nechlich erging es der alten Posse „Berlin bei Nacht“, womit Lindau das Andenken seines Schwiegervaters David Kalisch „in dankbarer Pietät“ — il n'y a pas de quoi, wehrt der Franzose in so heikeln Fällen ab — neu beleben wollte. Kalisch war ein specifisch jüdischer Wipbold wie Savoir, nur geschmack- und charaktervoller, aber zum Dramatiker fehlte es ihm an Phantasie und Schöpferkraft. Seine Stücke sind sammt und sonder bloß gelungene Berliner Localisirungen französischer Vorlagen und überdies fehlte ihm der echte Humor eines Raimund, Nestroy und Anzengruber. Trotz aller aufge-

frischen Witz, einer sorgfältigen Regie und der dichterischen Mithilfe seiner stark aus der Art geschlagenen Nachfolger Trojan, Stettenheim, Hermann u. s. w. mußte uns dieses kleinbürgerliche Berlinertum wie eine Debe an Kalksch kann nichts dafür, denn Berlin ist mittlerweile wirklich Weltstadt geworden und strebt mit Riesenschritten vorwärts, so daß sogar die Hosen der viel späteren Pohl, Jacobson, Wilken uns heute schon als antiquirt widerstreben. Womit nicht gesagt sein soll, daß die modernen Ausstattungsspossen der Adolph Ernst, Aren, Schönfeld und Mannstädt besser sind.

Das Ende der Saison wurde von den Directoren noch schnell zum Schleuderaußverkauf abgelagerter Novitäten benutzt, die in Folge irgend einer Rücksicht oder Unvorsichtigkeit angenommen worden waren. Besonders das kgl. Schauspielhaus ließ bei dieser nicht ganz würdigen Erledigung ihrer Verpflichtungen jede Sorgfalt der Ausführung, jede Achtung vor den Dichtern vermissen. Das dies Geschick das Verslustspiel „Standhafte Liebe“ und seinen bald 85jährigen Verfasser traf, geht uns besonders nahe, denn es ist zwar eine schwächliche und harmlose, aber liebenswürdige und schallhaft gefällige Dichtung. Der treue Goldschmied, die sinnige Linette und der kluge Abt, der das Liebespaar auf die Probe stellt und dann vereinigt, — das war wenigstens ein echtes, naives, poetisches Märchen, das uns nach all den gespreizten oder rohen Märchenspielen weniger zu Scherz, als zu Schimpf (im modernen Sinne) eine Erquickung bot.

Mit besseren Gründen wurden die „Fremdlinge“ des Hallenser Schriftstellers zur Hochsommernovität gemacht. Herr Pexold gehört in die Klasse der Mitläufer, die alle Literaturmoden mitmachen, jede neue Manier nachahmen und jeder Tantiemenströmung folgen, aber im Grunde noch in der alten Richtung stehen, die sie zu verleugnen suchen. Er ist Theatraliker im Sinne Philippi's, und der augenblickliche Effect geht ihm über Alles; ihm opfert er Logik, Charakterzeichnung und Poesie. Der unredliche Vormund, der mit den Gelbern seiner Pflөгetochter speculiert und dies unzeitig ausplaudert, weil er sicher ist zu gewinnen; der Bräutigam der Mündel, der ihn darüber öffentlich zur Rede stellt, und der schneidige Assessor, der sich für die vermeintliche Ehe seines Vaters schlagen will und in schmerzlicher Erkenntnis der Wahrheit dann sich und sein Leben opfert — nicht doch, man bloß seine Nichtercarriere! — diese ganze in ihrer Voraussetzung, Entwicklung, Motivierung und Lösung unmögliche Geschichte mußte uns wie die Dramatisierung eines Blaustumpromans aus einem unserer Familienblätter an. Ueber dieses alte Gericht ist freilich eine hypermodern pikante Sauce gegossen, die aber Niemand zu täuschen vermag. Björnson's ungestüme Moralpauken des „Fallissements“ und die tiefbohrende, herbe Dialektik Ibsen's und sein überempfindlicher Wahrheitsgesinn stehen mit Pexold's sorgloser Lust an padenden Gewaltscenen hier in unlösbarem Widerspruch.

Nicht viel glücklicher, als unsere Dichter waren die gastirenden Schauspieler. Die immer kränkelnde Duse verschwand kaum gesehen wieder, und ihr großer Landsmann Novelli scheiterte an seinem abgedroschenen Repertoire und den ebenso unflug erhöhten Eintrittspreisen. Der richtige Berliner hat nur dann für einen fremden Künstler etwas übrig, wenn es sich um die Oper handelt oder eine interessante Dame mit großartigen Toiletten oder um eine wirkliche Sensation. Eine solche bot Frau Sorma, die im frischen Schimmer ihrer Pariser Berühmtheit bei uns gastirte. Was es mit diesem mehr politischen als künstlerischen „Erfolge“ auf sich hat, wurde von einem französischen Mitarbeiter an dieser Stelle verrathen. Thatsächlich mußte ihr Pariser Gastspiel aus Mangel an Theilnahme schon nach der dritten Vorstellung abgebrochen werden. Das hinderte nicht, daß der gesammte deutsche Blätterwald von dem neuen Ruhme der „ersten deutschen Schauspielerin“ wiederhallte, und dieser Lärm ermunterte das Lessingtheater zu dem nicht erfolglosen Sorma-Gastspiel, bei dem sich die Künstlerin wiederum als eine gewandte Schauspielerin erwies, wenn sie auch der Sandrock nicht das Wasser reicht, die im Berliner Theater einige Male auftrat. Als verunglückt kann man auch das Gesamtspiel des Wiener Deutschen Volkstheaters bezeichnen. Director Vukovic mag sich damit trösten, daß es dem Deutschen Theater, das unterdessen im Volkstheater gastirte, auch nicht viel besser ergangen ist, künstlerisch wie geschäftlich. Der Berliner, der sich nicht so leicht imponiren läßt, fand die Ensemblekunst der Wiener nicht einwandfrei und zumal die Einzelleistungen sehr ungleich. Und das ist umso empfindlicher, als die Wiener noch immer das Hauptgewicht auf die Darsteller legen, statt wie wir auf Dichtung und Dichter. Aber auch diese Virtuosen boten wenig Hervorragendes. Herr Kutschera ist ein schwerfälliger Schönredner, der Bondivant Herr Kramer mittelmäßig, und Frau Odilon — „die Schulleiterin!“ — pflegte sie unsere Niemann-Raabe mit einem unnachahmlichen Nasenrumpfen zu nennen — ist zwar in Wien zu einer Virtuosa ausgewachsen, doch ihre brillante Routine ist ohne Tiefe und Gemüth. Bleiben nur die Damen Ketty und Glöckner und Herr Martinelli, die gute Leistungen boten. Der einzige Ueberragende der Truppe, Girardi, war leider zu Hause geblieben. Und eben so unglücklich waren die Wiener in der Zusammenstellung ihres Repertoires. Mit Wahr'schen Stücken sollte man in Berlin nicht mehr frechen, und wenn man uns schon mit Angenruher erfreuen will, so darf man nicht sein schwächstes Werk wählen. Die Posse „Alte Wiener“ wurde nur um des lieben Brodes wegen geschrieben, und wenn sie auch Scenen und Kernworte enthält, wo der prächtige Volksdichter unverkennbar ist, so ist doch dies grobe Wiener Volkstück eine seiner unwerthe Arbeit. Noch elender war eine andere Novität, das Schauspiel „Die Lügnerin“ von

oder vielmehr nach Alphonse Daubet. Ein plumper Theatermacher hat da aus der entzündenden kleinen Erzählung La menteuse (aus den „Femmes d'artistes“) ein Intriguenstück voll alter Figuren und kindischer Verwicklungen verfertigt. Schon für diese Vorführung, worin Frau Odilon höchst virtuos und frei nach der Duse stirbt, verdient die kopf- und planlose Vertung des Gaspiels das höchste kritische Strafmaß. Als mildernder Umstand mag gelten, daß unsere Censur den Wienern die wichtigsten Novitäten wie Hans-Ludassy's „Letzten Knopf“ und Adamus' „Familie Bawroch“ verbot, von denen man uns Wunderdinge versprach. Nach Lesung beider Stücke glauben wir, daß auch hier das Wunderbare ausgeblieben wäre.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Dienstbotenfrage.

Der in Nr. 21 veröffentlichte Aufsatz von Frau Dr. Eliza Schen-haeuser über die Frauenbewegung und die Dienstbotenfrage hat uns aus dem Kreise unserer Leserinnen eine große Anzahl Zuschriften eingetragen, sehr wenige Zustimmungen, wie wir gesehen müssen, vielmehr meist recht entschiedene Proteste von Hausfrauen aller Stände und aus allen deutschen Gauen. Aber auch manche Dienstmädchen selbst scheinen von den Vorschlägen der bekannten Frauenrechtlerin wenig oder nichts zu halten, wie u. a. aus dem folgenden offenen Brief aus Leipzig hervorgeht, den wir als schätzbaren Beitrag zu der nicht unwichtigen Frage etwas gekürzt zum Abdruck bringen. D. R.

Sehr geehrter Herr!

Ich bin als „Mädchen für Alles“ gegenwärtig hier in Leipzig im Dienste bei einem jung verheiratheten Ehepaare: Da die Hausfrau recht freundlich zu mir ist, so habe ich auch die Erlaubniß, die Journale, welche meine Herrschaft hält, zu lesen. Nach Abendbrod mache ich oft und gerne von dieser Vergünstigung Gebrauch. Beim Durchblättern Ihrer Wochenschrift erregte der Aufsatz von Frau Dr. Eliza Schen-haeuser über die Dienstbotenfrage mein Interesse auf's Höchste. Nach meinen lang-jährigen Erfahrungen als Hausmädchen vermag ich aber die uns Dienst-boten drohende Gefahr, zum Arbeitsthier herabzusinken, nicht einzusehen und kann mich nicht davon überzeugen, daß wir Dienstboten bisher nur die trübe Seite des Lebens kennen gelernt und uns nicht als Menschen unter Menschen gefühlt hätten. — Ich bin die Tochter eines Schneiders in einer kleinen Fabrikstadt, und diene nun bereits seit 15 Jahren. Meine vier Schwestern sind auch schon lange Dienstmädchen oder Köchinnen. Wir Alle haben aber derart tyrannische Hausfrauen, wie Frau Schen-haeuser sie schildert, noch nicht kennen gelernt. Im Ge-theil habe ich immer so viel freie Zeit gehabt, daß ich nicht nur meine Kleider und Wäsche selbst ausbessern und sogar anfertigen konnte, sondern die Abende habe ich auch dazu benutzen dürfen, meine lächerliche Schul-bildung auszufüllen, Zeitungen und Bücher zu lesen. Übungsmäßig ist hier jeder dritte Sonntag für die Dienstboten frei, es ist mir aber fast nie passiert, daß mir eine Herrschaft die Bitte um einen besondern Ausgehtag abgeschlagen hätte. Vor meiner jetzigen Stelle war ich jahre lang bei einer wohlhabenden Wittve, die sich mir gegenüber geradezu mütterlich benahm, mich reich beschenkte, die ich sogar auf Reisen begleitete und der ich nur nicht bei ihrer Ueberfiedelung in's Ausland dauernd folgen wollte. Meine älteste Schwester dient seit einer Reihe von Jahren bei einem alten Ehepaare, bei dem sie sich mehr wie zufrieden und glücklich fühlt. Selbst meine jüngeren Geschwister haben alle sich als Dienstmädchen gepart. Der Durchschnittslohn beträgt hier 20 Mk. monatlich und 50—60 Mk. zu Weihnachten nebst freier Wohnung, Beköstigung und Wäsche. Die Kranken- und Altersversicherung trägt gewöhnlich die Herrschaft allein. Dazu treten noch die unter Umständen sehr hohen Trinkgelder. Wegen die von Frau Dr. Schen-haeuser be-fürwortete Abschaffung derselben muß ich entschieden Einspruch erheben. Der Conducteur der elektrischen Bahn, der Droßkentufter, Dienstmann, Kellner, Hausknecht, Comptoirbote, Labendniener, jedes Labendmädchen das Sachen in's Haus bringt u. u., sie alle nehmen nicht nur Trinkgelder, sondern verlangen solche stillschweigend. Warum soll uns Dienstmädchen die Annahme von Trinkgeldern verjagt sein? Unsere Ehre leidet da-runter nicht, wenn wir sie nur sonst maßlos zu erhalten verstehen. Und andere Bedenken, von Herren, die wir an Gesellschaftsabenden be-dienen, Trinkgelder zu empfangen, liegen meines Erachtens nicht vor. Damen allerdings haben allgemein gegen Trinkgelder eine große Ab-neigung, die leider uns gegenüber am Schlusse von Festlichkeiten zum Ausdruck zu kommen pflegt. . . Meine vier Schwestern und ich sind, wenn eine jede auch ihre Fehler besitzt, außerordentlich arbeitsam und um-sichtig in der Wirthschaft, moralisch und ehrlich, dafür werden wir auch gut bezahlt und geradezu von unseren Herrschaften verwöhnt. Die an uns Schwestern gerühmten Eigenschaften besitzen aber nur wenige Dienst-mädchen. Die meisten sind faul und verklebt und, da sie für Kleidung über ihre Mittel ausgeben, unredlich. Wie oft habe ich Herrschaften deßhalb lebhaft bedauern müssen! Ich als Dienstmädchen kann doch

viel leichter die Schliche der Colleginnen im selben Hause oder bei Nachbarn durchschauen, als die eigene Hausherrin vermag. Nach meinen langjährigen Erfahrungen fällt es einer anständigen, guten Familie bedeutend schwerer, ein tüchtiges und manierliches Dienstmädchen zu bekommen, als es umgekehrt einem fleißigen und zuverlässigen Mädchen möglich ist, einen passenden und angenehmen Dienst zu finden. — Wenn ferner mit Rücksicht auf englische Zustände empfohlen wird, daß wir Dienstmädchen außerhalb des Hauses wohnen, so kann dieses vielleicht für dort passen. Darüber habe ich kein Urtheil. Ich würde aber hier keine Stellung annehmen, bei welcher ich nicht in der Wohnung logiren dürfte. Wie ungesund und unbequem wäre es sonst, im Herbst und Winter frühmorgens bei Dunkelheit, Schnee oder Regen in den Dienst zu gehen. Ermüdet und fröstelnd würde man hier die Arbeit beginnen. Seine Sachen hätte man während des Tages nicht zur Hand; und was für Schlafräume erhielte man von armen Leuten, auf die man doch beim Quartiermieten angewiesen wäre! Das beengteste Zimmer selbst müßte man womöglich noch mit der ganzen Familie theilen. Geradezu prächtig dagegen wohnt man bei Herrschaften. Für gesunde und lustige Dienstmädchen-Schlafräume sorgt schon die hiesige Polizei. Das Selbstständigwohnen hätte mir in jungen Jahren nur verderblich werden können, wie es doch eigentlich zusammen mit der ausgearteten Fuß- und Vergnügungssucht der Hauptgrund ist, daß so viele Fabrikmädchen — einem Theile der Ladenmädchen ergeht es nicht besser — der Prostitution anheimfallen. — Uebrigens stellt ein Dienstmädchen, das etwas auf sich hält, sich nicht auf eine Stufe mit den meistens in ihrem Betragen anstößigen Fabrikmädchen. Nie habe ich Tanzvergünstigungen mitgemacht, die auch von Fabrikmädchen besucht werden. Wir Dienstmädchen wollen deshalb auch gar nicht den Bestimmungen der Gewerbeordnung unterstehen, vielmehr halten wir wegen der von uns gewünschten Hausgemeinschaft mit der Herrschaft die von Frau Dr. Jochenhauser verurtheilte Gesindeordnung für nothwendig. Gegen die vorgeschlagene Bezeichnung „Hausgehülfin“ statt „Dienstmädchen“ habe ich nichts einzuwenden; indessen ist dies nicht so erhehlich. Die Vorstellungen der Frau Dr. von unserem angeblichen Elende und menschenunwürdigen Dasein sind also im Allgemeinen sehr übertrieben. Derartige Aufsätze, welche doch durch gewerbmäßige Heber bei den Dienstmädchen leicht Eingang finden, können bei unerfahrenen Mädchen nur Unzufriedenheit an der Hausarbeit erregen und sogar herbeiführen, daß dieselben in die Fabriken gehen und dann vielleicht in's Laster verfallen. Sagt uns Dienstmädchen im Hause etwas nicht zu, so sind wir auch nicht auf den Mund gefallen und wissen uns schon allein zu helfen! Die Frauenbewegung wird aber durch derartige Anseindungen der Frauen höherer Stände bei diesen nicht an Sympathie gewinnen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Klara Lehmann.

Notizen.

Von den zahlreichen jüngsten Romanveröffentlichungen der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart greifen wir einige Bände heraus, die das Niveau der landläufigen Familienblatt-Literatur überschreiten. Da ist einmal „Maler Figge“ von Georg Nordensvan, ein prächtiges, herzerfrischendes Buch. In geist- und humorvoller Weise schildert der Verfasser das Leben und Streben des schwedischen Künstlervölkchens in Stockholm und in Paris, der hohen Schule des nordischen Malers. Die lebenswürdige Hauptfigur des Buches, der geniale Figge, „eine Personification jener starken, unbändigen Lebensfreude, die sich niemals knicken läßt“, ist ein Meisterstück der Charakterisierung. Das Buch ist in Schweden längst zu großer Popularität gelangt und wird auch in Deutschland einen Kreis dankbarer Leser finden. Der Chefredacteur des Stuttgarter Neuen Tageblattes, Adolf Müller-Palm, der jüngst sein Journalisten-Jubiläum feierte, zeigt sich in dem Bande „Im Lindenhof“ als temperamentvoller Erzähler. Er hat die Conflicte, die er schildern will, mit sicherer Hand ausgewählt und bewährt in ihrer Darstellung den künstlerischen Gestalter, mag er nun in die Kreise der gesellschaftlichen Welt einführen oder das harmlose Treiben im süddeutschen Hochland vergegenwärtigen. Endlich erwähnen wir noch die Münchener Humoresken „Dös giebt's!“ von Maximilian Krauß. Aus der Fülle origineller Gestalten, wie sie die schöne Markstadt bietet, hat der Verfasser eine Reihe besonders erheiternder Figuren herausgehoben und mit sicheren Strichen, in stotter Charakteristik gezeichnet. So drollig die einzelnen Individuen sich ausnehmen, sind sie doch der Karikatur völlig fern und tragen durchweg den anheimelnden Zug treuherziger Gemüthlichkeit, der dem Münchener Volkschlag eigen ist. Auch läßt manche Skizze unter dem Gewande des Schalkhaften das tiefere Empfinden hervorleuchten. Der Band stellt sich neben die verwandten Münchener Humoresken von Benno Rauchenegger, der ihm übrigens eine collegialisch-liebenswürdige „Einführung“ vorausschickt. Einen Nubelmaier oder eine Frau Wurzel hat Krauß freilich nicht entdeckt, aber auch er wird gewiß noch eine typische Münchener Figur erfinden.

Otto von Bismarck, sein Leben und sein Werk. Von Johannes Kreuzer. 2 Bände. (Leipzig, H. Voigtländer.) Der Fäden, die Bismarck und das deutsche Volk verbinden, sind unzählige, und wie man ihn noch suchte, als er schon in der Crust ruhte, das hat der betrieblöse buchhändlerische Erfolg der „Gedanken und Erinnerungen“ bewiesen. Und neben diesen, welche Fülle von Bismarck-Literatur! Aber Alles war noch Stückwerk, werthvolles zum Theil, aber unzusammenhängend, und von den „Gedanken und Erinnerungen“ selbst hat ein bedeutender Historiker unwiderprochen gesagt, für sich allein, ohne Vergleichung mit anderen Quellen, seien sie mit Vorsicht zu benutzen. So sehr auch Bismarck's eigene Aufzeichnungen eine Zeit lang alle andere Bismarck-Literatur zurückgedrängt hatten, so konnte es nur eine Frage der Zeit sein, bis eine Bismarck-Biographie da war, welche dem deutschen Volke das Bild seines Helden als Ganzes so vor Augen stellt, wie es ihn wirklich sieht und sehen will. Wenn nicht Alles trügt, wird die hiermit angezeigte erste vollständige und kritische Biographie Bismarck's, die erscheint, auch mit glücklichem Wurf allen Ansprüchen gerecht, die zu stellen sind. Wie ein Biograph sich mit so heiklen Abschnitten, wie dem Culturkampf und der Socialpolitik abfinden werde, darauf durfte man gespannt sein. Kreuzer hat es gekonnt; so ist z. B. der Abschnitt über den Culturkampf geradezu ein Meisterstück sorglich abwägender Kritik und glänzender Darstellung. Ebenso wohlwollend und gerecht nach allen Seiten ist die Darstellung von Bismarck's Entlassung. So wird das Buch in seinem zweiten Theile zu einer Geschichte der neueren Zeit, und gerade in unseren Tagen, in denen das Verhältnis Deutschlands zu England im Brennpunkte der Weltpolitik steht, wird man gerne nachlesen, wie Bismarck es in den achtziger Jahren verstanden hat, die deutsche Colonial- und Afrikapolitik gegen Englands Uebelwollen aus den Anfängen heraus zu entwickeln. Das Werk ist ein Volksbuch im besten Sinne.

Maurerthum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur socialen Frage. Von Dietrich Bischoff. (Leipzig, Max Pesse's Verlag.) Der Verfasser beleuchtet vom Standpunkt der Gesellschaftslehre aus Wesen und Werth der Freimaurerei und erörtert in einer ethisch-praktischen Betrachtung die heutigen Aufgaben des Freimaurerthums. Er weist nach, wie im Freimaurerthum ein socialer Gedanke von gewaltiger Tragweite steckt: Die Idee vom Maurerthum und Menschheitsbau. Dabei handelt es sich um die Erfüllung eines allgemeinen menschlichen Berufs; „die Freimaurerei ist,“ wie Lessing sagt „nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist.“ Ohne daß die Menschen den Einfluß, den sie auf die Bausteine der menschlichen Gesellschaft und damit auf das Werden der socialen Zustände ausüben, richtig gestalten, kann das Glück der Völker und der Individuen nicht wahrhaft gedeihen, denn ihm fehlt dann die rechte sociale Unterlage. Diese Gesinnung und Pflichterfüllung, ohne die eine wirkliche, dem Menschenglück wahrhaft dienliche Lösung der socialen Frage gar nicht denkbar ist, wird durch socialistische — den Staat zum Baumeister der Gesellschaft machende — Maßnahmen niemals in's Dasein gerufen; sie kann, weil es sich da um die Ausübung echter, autonomiebedürftiger Kunst handelt, nur bei Freiheit der am Gesellschaftsbau schaffenden Einzelmenschen wirklich gedeihen. Auch das Verhältnis des freimaurerischen Gedankens zur materialistischen Geschichtsauffassung, zum Socialismus und zum Kirchenthum, der heutige Zustand des Logenlebens und Aehnliches wird erörtert, was zur Verständlichkeit des Ganzen wesentlich beiträgt. Der Verfasser hat sich einer klaren, phrasenfreien, vollverständlichen Sprachweise befleißigt und ein reiches literarisches Material verarbeitet. Seine sociologische Auffassung und Darstellung der Freimaurerlehre bringt vielerlei neue Gesichtspunkte und hat den Vorzug der Gründlichkeit und Lebenswahrheit, der Durchsichtigkeit und Ueberzeugungskraft. So dürfte das Buch wohl geeignet sein, in Logenkreisen sowohl wie bei Außenstehenden zu einer zeitgemäßen Aufklärung über Wesen, Werth und Beruf des Freimaurerthums reichlich beizutragen und gleichzeitig das dunkle Gebiet der socialen Frage aufklären zu helfen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Gegenwart“.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbd. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malerkünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbd. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.

Bismarck

im Urteil

seiner Zeitgenossen.

Eleg. geb. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Hundert Original-Entsachen v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daubel Egibj Fontane Groth Gerdel Hartmann Heise Jordan Kipling Leucoballa Lindau Lombroso Meschscherschki Nigra Nordau Ostbier Pettenlofer Salisbury Steniewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stöcker Strindberg Suttner Wildenbruch Berner Jola u. v. A.

Verlag von Rothberg & Berger in Leipzig.

Sobien erschien:

Der Schutz der Frauen und Kinder gegen Mißhandlungen.

Auf Grund amerikanischer u. europäischer Materialien erörtert von

Dr. Carl Walder,

Privatdozent der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 4 Mark.

Der Verfasser hat von 11 Kinderschutz-Vereinen u. s. w. in New York, Boston, London, Paris, Berlin, Neuzedlitz, Wien interessante Materialien bekommen. Er behandelt auch die Frage des Einschreitens der Hausgenossen gegen begonnene Mißhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 14 Jahren erprobt. Mit natürlichem Mineralwasser hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 1/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.

In W. Bodes Verlag in Weimar erschien soeben:

Die Lehren Tolstois. Ein Gedanken-Auszug aus allen seinen Werken. Von Dr. W. Bode. 8°. 189 Seiten. Mit zwei Bildern. 2 Mk., gebunden 2 Mk. 70 Pfg.

„Zweck dieses Buches ist, Tolstoi als Wahrheitsucher und Lehrer vollständig und richtig zu zeigen; ich lade die Leser ein, mit mir alle seine Werke in der Reihenfolge zu betrachten, wie sie entstanden sind. Dann werden wir ihn vor unseren Augen emporwachsen sehen, seine erste Anlage, seine spätere Entwicklung, seine schweren inneren Kämpfe mitlebend. Es lohnt sich das, ebenso wie es sich lohnt, Goethes Faust zu lesen, ist doch Tolstoi ein Faust höheren Ranges als der Goethesche. Der Dichter Tolstoi wird uns Nebenache sein; wir können seine Dichtungen viel höher schätzen als er selbst es heute thut, aber viel höher als seine poetische Kunst erscheint uns doch seine nach dem göttlichen Lichte strebende Seele und sein gewaltiges Predigeramt.“

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Sommerhalbjahr v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. Kurmittel: Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medicomechan. Baderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molkenu. Milchkuranstalt. Neues Thermalbadhaus am 15. Mai 1900 eröffnet. Indikationen: Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Strophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. u. Kurfapelle: 42 Muffler, 120 Morgen Kurpark, eigenes Kurtheater, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmtanalisation. Prosp. u. Beschreibung überf. frei die Kgl. Badeverwaltung.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Herausgeber: Dr. Theophil Bolling in Berlin.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 Mk.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Notwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche u. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymen Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd Dir. C. Donhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgsteinfurt, Westf. Herri che Lega. Honor. nach Heilig. Prospekte gratis. Aelteste staatl. durch S. M. Kaiser Wilhelm I ausgezeichnet. Anst. Deutschl.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprioli-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Ein-sendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

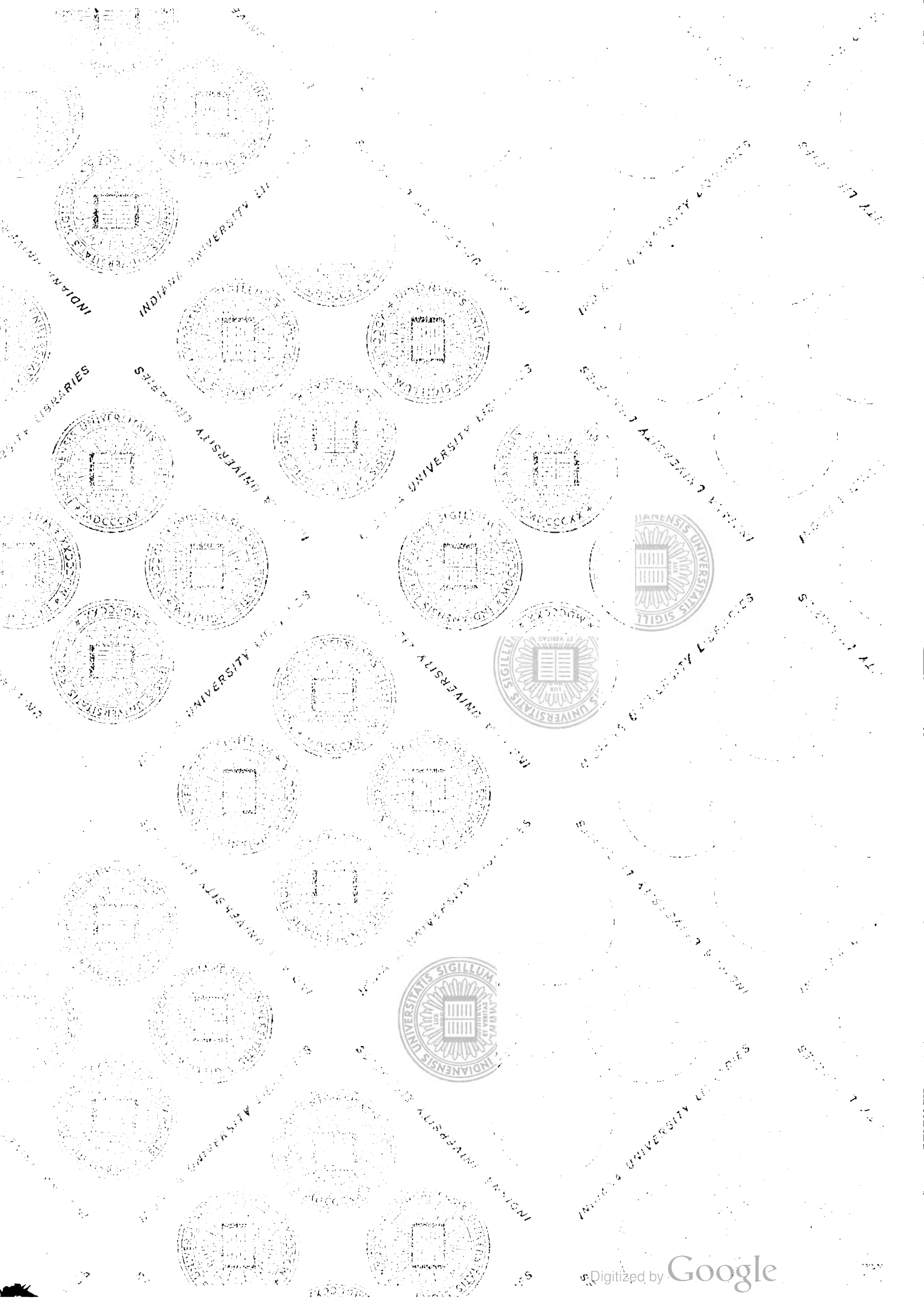
Berlin W. 57.

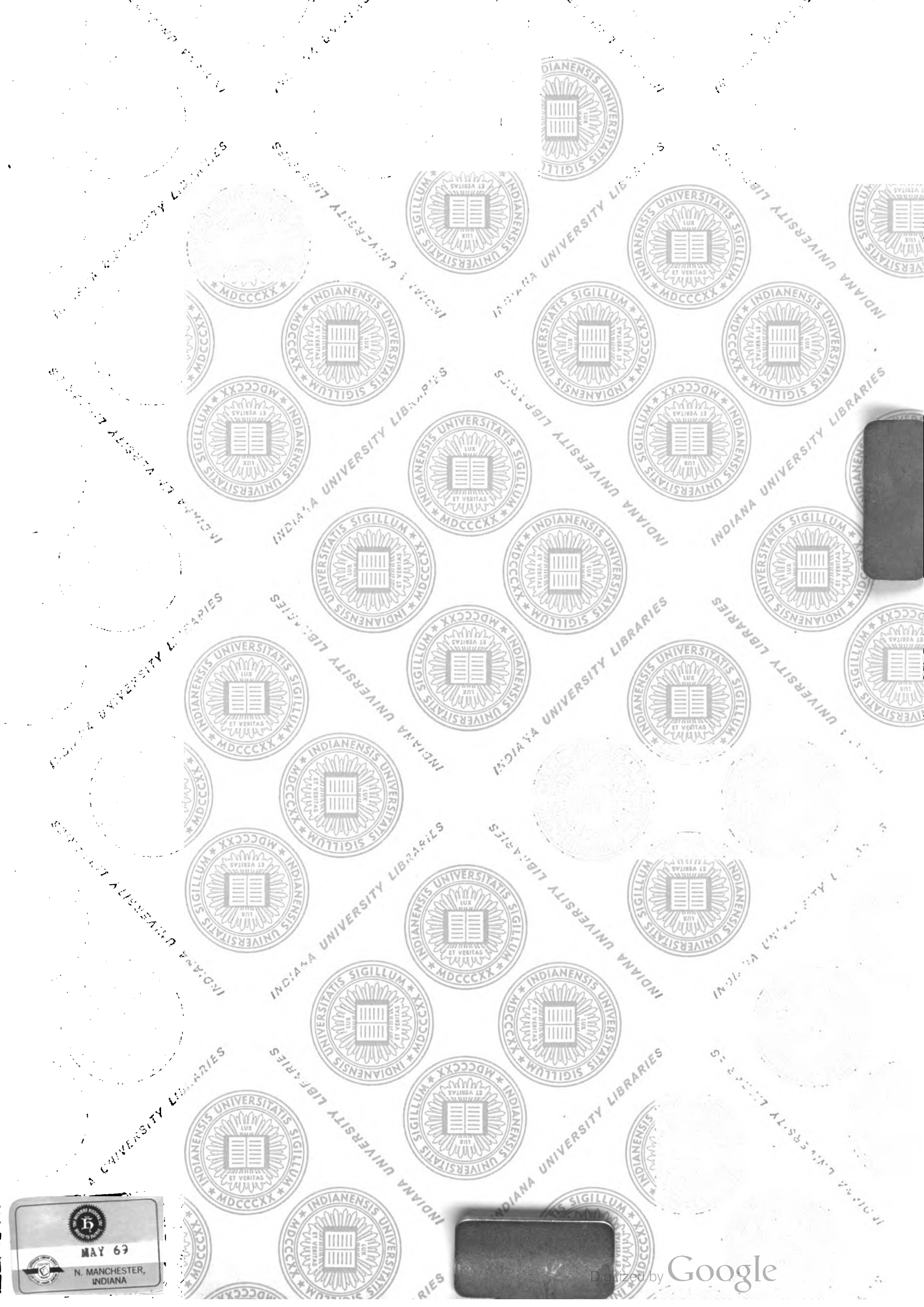
Abonnement auf das III. Quartal 1900.



Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das II. Quartal der „Gegenwart“. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um sofortige Erneuerung, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.





5
MAY 69
N. MANCHESTER,
INDIANA



3 0000 093 403 792